DIE

KUNSTDENKMÄLER

DES

GROSSHERZOGTUMS BADEN

BESCHREIBENDE STATISTIK

IM AUFTRAGE

DES GROSSHERZOGLICHEN MINISTERIUMS DER JUSTIZ
DES KULTUS UND UNTERRICHTS

HERAUSGEGEBEN

VON

GEH. RAT DR., DR. ING. JOS. DURM
PROFESSOR AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE
ZU KARLSRUHE

GEH. HOFRAT DR. A. VON OECHELHAEUSER
PROFESSOR DER KUNSTGESCHICHTE AN DER
TECHNISCHEN HOCHSCHULE UND KUNSTAKADEMIE
ZU KARLSRUHE

UND

GEH. RAT DR. E. WAGNER
OBERSCHULRAT, DIREKTOR
DER GROSSH. SAMMLUNGEN FÜR ALTERTUMS-
UND VÖLKERKUNDE
UND GROSSH. KONSERVATOR DER ALTERTÜMER

SIEBENTER BAND

KREIS OFFENBURG

TÜBINGEN
VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
1908

C 6





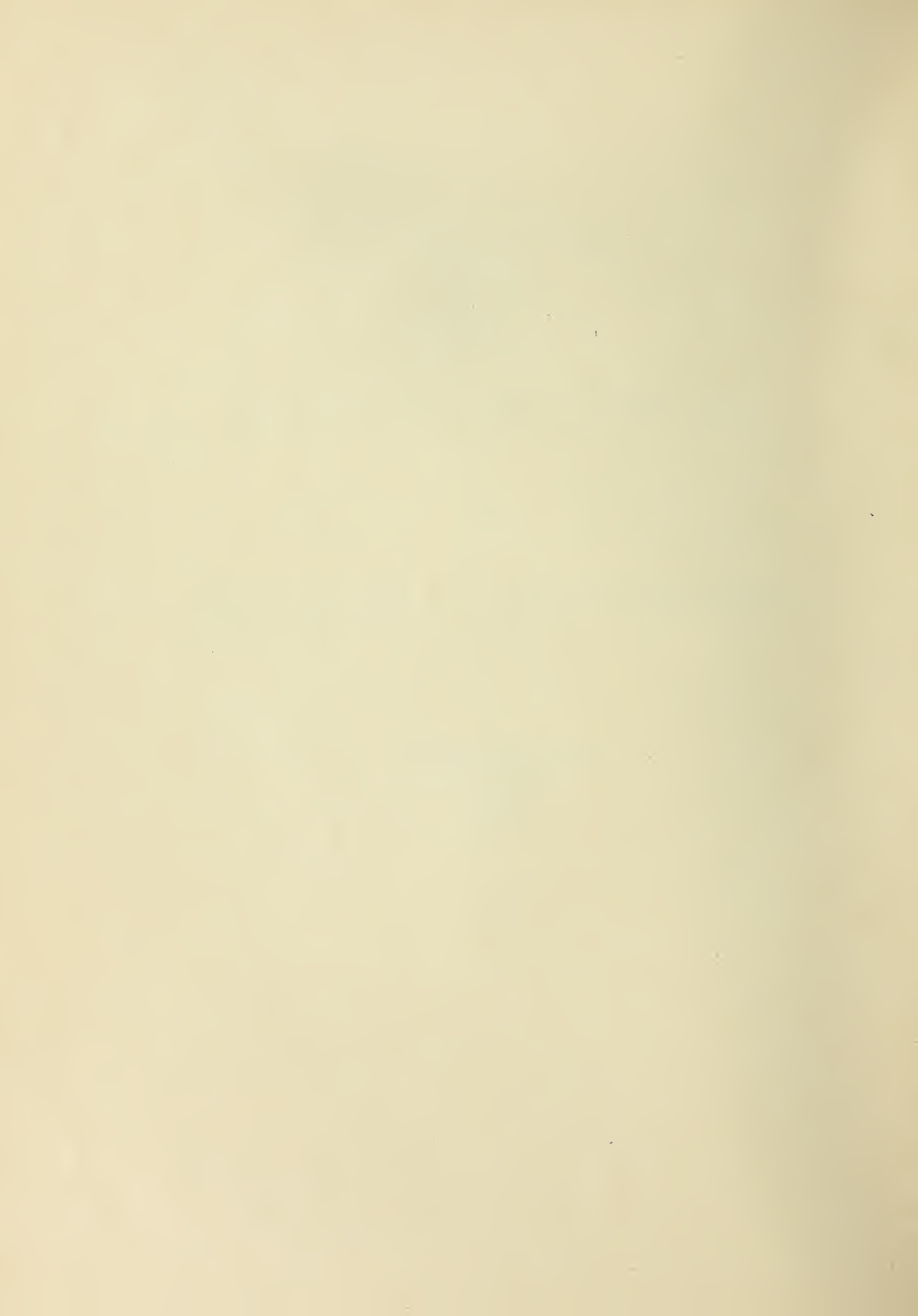
DIE

KUNSTDENKMÄLER

DES

GROSSHERZOGTUMS BADEN







DIE

KUNSTDENKMÄLER

DES

GROSSHERZOGTUMS BADEN

BESCHREIBENDE STATISTIK

IM AUFTRAGE

DES GROSSHERZOGLICHEN MINISTERIUMS DER JUSTIZ
DES KULTUS UND UNTERRICHTS

HERAUSGEGEBEN

VON

GEH. RAT DR., DR. ING. JOS. DURM
PROFESSOR AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE
ZU KARLSRUHE

GEH. HOFRAT DR. A. VON OECHELHAEUSER
PROFESSOR DER KUNSTGESCHICHTE AN DER
TECHNISCHEN HOCHSCHULE UND KUNSTAKADEMIE
ZU KARLSRUHE

UND

GEH. RAT DR. E. WAGNER
OBERSCHULRAT, DIREKTOR
DER GROSSH. SAMMLUNGEN FÜR ALTERTUMS-
UND VÖLKERKUNDE
UND GROSSH. KONSERVATOR DER ALTERTÜMER

SIEBENTER BAND

KREIS OFFENBURG

TÜBINGEN
VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
1908



DIE KUNSTDENKMÄLER DES KREISES OFFENBURG

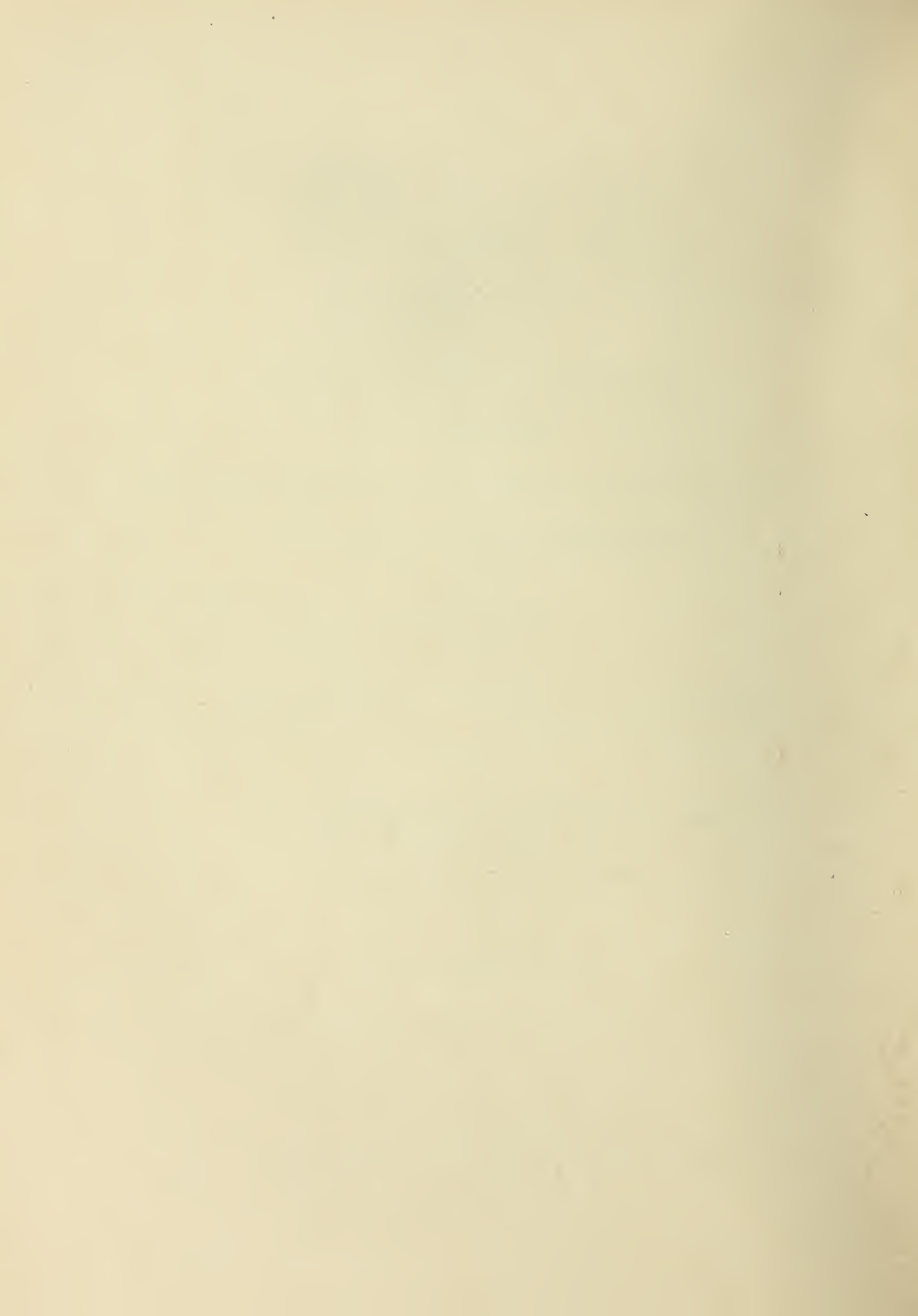
BEARBEITET

VON

MAX WINGENROTH

MIT 390 TEXTBILDERN, 24 LICHTDRUCKTAFELN, 3 KARTEN
UND 52 WAPPENBILDERN

TÜBINGEN
VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
1908



In dem vorliegenden VII. Bande des Inventarisationswerkes werden die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg beschrieben, eines Kreises, der so ungefähr — mit einer beträchtlichen Ausnahme im Norden, nämlich den Ämtern Achern und Bühl — den ganzen Gau umschließt, der von alters her die Ortenau genannt wird. Da die Lande, deren Kunstdenkmäler hier geschildert werden, wohl mehr, als es bei den sonstigen Kreisen des Landes der Fall ist, schon im Mittelalter ein einigermaßen zusammengehöriges, historisches Ganze bilden, so glaubte ich diesem Umstande Rechnung tragen zu müssen. Ich habe deshalb in einer Einleitung versucht, ein Bild von der geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Entwickelung der Gegend zu geben, ohne damit aber dem zünftigen Historiker Neues bringen zu wollen. Dem Zwecke des Inventarisationswerkes gemäß mußte ich von vornherein auf eigene historische Forschungen verzichten und mich damit begnügen, das in den bekannten Werken und Zeitschriften Publizierte zu benutzen, um ein halbwegs deutliches Bild zu gewinnen. Die kirchengeschichtlichen Abschnitte der Einleitung hat Herr Professor Dr. J. SAUER in Freiburg auf meine Bitte verfaßt. Um dem Benutzer des Werkes die politische Gestaltung des Landes vor Augen zu führen, habe ich eine Karte der Besitzverhältnisse in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. beigefügt. Der Historiker, nach dessen Angaben sie auf meine Bitten angefertigt ist, will ungenannt bleiben. Ich habe weiterhin eine Karte der ehemaligen Fürstlich Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal beigegeben, die mir in dem Original von 1655 und einer getreuen Kopie von 1795 in liebenswürdigster Weise von dem Fürstlichen Archiv in Donaueschingen zur Verfügung gestellt wurde. Da die Kopie ein besseres Resultat in der Wiedergabe versprach, so habe ich sie dafür gewählt. An die Einleitung schließt sich eine Wiedergabe der für das ganze Gebiet, insbesondere

für dessen erhaltene Kunstdenkmäler, wichtigsten Wappen an, eine Arbeit des Herrn HELD, Heraldiker am Großh. General-Landes-Archiv. Vollständigkeit war bei diesem ebenfalls ersten Versuch nicht zu erreichen; es sollten die Beschreibung entlastet und den Einwohnern der Gegend selbst hoffentlich willkommene Anhaltspunkte bei etwaigen heraldischen Fragen gegeben werden. Die Wappen sind teils nach Siegeln, teils nach den sehr schönen Darstellungen in Konrad GRÜNENBERGS Wappenbuch gezeichnet.

Endlich ist auch bei den einzelnen Orten ihre Geschichte ausführlicher gegeben, als es sonst in dem Werke — mit Ausnahme einiger Abteilungen des Bandes IV — geschehen ist. Während der Abfassung des Bandes fühlte ich mich durch die Erwägung dazu veranlaßt, daß der Zweck desselben mit der einfachen Beschreibung nicht ganz erreicht sei: es soll doch auch draußen im Lande die Liebe zu den Denkmälern erwecken. Dazu aber glaubte ich den Denkmälern richtiges Leben durch die Geschichte verleihen zu sollen. Insbesondere bin ich auf die bauliche Entstehung der Städte näher eingegangen. Auch hier, wie ich betone, ohne archivalische Forschungen, nur auf Grund des vorliegenden Materials. Ebenso bei der Ortsgeschichte. Der Fachmann weiß, wie schwierig hier die Verhältnisse liegen, wie insbesondere im frühen und hohen Mittelalter nichts mit Sicherheit zu behaupten ist. Noch fehlt uns, eben der ungeheuren Schwierigkeiten halber, die so wünschenswerte Territorialgeschichte. Meine Absicht war aber die: das Buch für den Benutzer im Lande draußen brauchbar zu machen. Dem stehen nicht die literarischen Hilfsmittel der großen Stadt zur Verfügung, er kann sich auch nicht neben diesem schon kostspieligen Bande noch die wichtigen Werke KRIEGERS, GOTHEINS, HEYCKS, RIEZLERS u. a. m. anschaffen. Ihm vor allem soll mit diesen Abschnitten des Werkes gedient sein — ich bitte den Fachmann, das bei der Beurteilung zu berücksichtigen. Es soll dem draußen Wohnenden die Hilfsmittel der Bibliothek etwas ersetzen, nicht mehr, vor allem nicht dem Gelehrten Neues bieten.

Die Beschreibung der prähistorisch-römisch-germanischen Denkmäler hat, wie immer, Herr Geheimrat Dr. E. WAGNER übernommen,

seine Beiträge sind mit *W.* gezeichnet. Die kirchengeschichtlichen Einleitungen bei Allerheiligen, Gengenbach, Schuttern, Wittichen und Haslach entstammen wieder der Feder des Herrn Professor Dr. J. SAUER und sind stets mit *S.* gezeichnet. Alles andere stammt von mir. Nur wo über den verantwortlichen Verfasser Unklarheit entstehen konnte, habe ich mich durch Beisetzung eines *Wth.* kenntlich gemacht. Herr Professor Dr. J. SAUER hat auch die Liebenswürdigkeit gehabt, die Korrekturen mit mir zu lesen. Einem nicht genannt sein wollenden Gelehrten, der sich der gleichen Mühe unterzogen, sei hiermit wie Herrn SAUER herzlichst gedankt.

Doch bin ich dadurch der Dankesschulden noch nicht ledig. Herr Oberbauinspektor HOFMANN in Offenburg hat in selbstlosester, hingebendster Weise das Zustandekommen des Bandes befördert. Er hat nicht nur seinen reichen Schatz an Zeichnungen zur Verfügung gestellt, er hat bereitwilligst neue Aufnahmen gemacht, die ihm zur Prüfung übersandten Grundrisse und Pläne kontrolliert und durch zahlreiche Notizen sowie mit seinem regen Interesse mir geholfen. Der Bezirkspfleger der Altertümer, Herr A. SIEFERT in Lahr, hat für seine Vaterstadt und deren Umgegend seine reichen Kenntnisse mir zufließen lassen und auf Reisen wie in reger Korrespondenz mich unterstützt. Herr Professor STATSMANN in Straßburg hat mit mir zusammen die Ausgrabungen in Allerheiligen geleitet, die dortigen Aufnahmen gemacht, und wenn ich auch als Schreiber des Textes allein dafür verantwortlich bin, so darf ich doch sagen, daß ihm mit die wichtigsten Feststellungen über die Gestalt der Kirche zu verdanken sind. Herr Regierungsbaumeister a. D. O. LINDE in Baden-Baden hat mir äußerst wertvolle Dienste geleistet, insbesondere auch bei der Feststellung der Städtebefestigungen. Desgleichen haben die Herren K. O. HARTMANN, jetzt Gewerbeschulrat in Stuttgart, und Herr Kunstmaler C. SCHUSTER in Freiburg i. Br., die für das Werk zeichneten, durch ihre Bemerkungen den Text gefördert. Ihnen allen sei mein herzlichster Dank ausgesprochen. Dem Kaiserl. Legationsrat Herrn Generalkonsul Freiherrn R. VON SCHAUENBURG sei für seine Beihilfe bei der Beschreibung seiner Stammburg lebhaft gedankt, ebenso wie

seinem ehrwürdigen Vater Freiherrn Emil VON SCHAUENBURG. Nicht minder herzlich den Herren Direktor SÜTTERLIN in Lahr, J. G. STRAUB und A. ARMBRUSTER in Wolfach, Lindenwirt GELDREICH in Oberkirch sowie allen Behörden des Landes, insbesondere den Herren Bürgermeistern und Pfarrern.

Die Zeichnungen sind von den obengenannten Herren HOFMANN, LINDE, STATSMANN, HARTMANN und SCHUSTER angefertigt worden, einzelne auch von Kunstmaler C. A. KOCH in Ulm. Einer Hand die gesamten Aufnahmen zu übertragen, war bei der großen Anzahl nicht möglich, es konnte daher in dieser Hinsicht keine künstlerische Einheitlichkeit erreicht werden. Die Photographien haben Herr Hofphotograph J. KRAEMER in Kehl und Hofphotograph W. KRATT in Karlsruhe aufgenommen, einige wenige auch Herr G. SALZER in Baden-Baden. Die Lichtdrucke wurden von Herrn J. KRAEMER in Kehl und der Hoflichtdruckanstalt J. SCHOBER (K. OBRIST) in Karlsruhe hergestellt. Letztere Firma hat auch einen Teil der Autotypien und Zinkhochätzungen geliefert, den größeren allerdings die Graphischen Kunstanstalten MEISENBACH, RIFFARTH & CIE. in München.

Der C. F. MÜLLERschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe sei für die Sorgfalt und Umsicht bei der Drucklegung des umfangreichen Bandes der allerwärmste Dank ausgesprochen.

Von einer Teilung des starken Bandes in zwei Hälften mußte diesmal aus verschiedenen Gründen noch abgesehen werden; doch ist sie für den folgenden Band, Kreis Baden, bestimmt vorgesehen.

KARLSRUHE, November 1907.

M. WINGENROTH.

EINLEITUNG.

Zur Ortenau wird im allgemeinen Sprachgebrauch der ganze Kreis Offenburg gerechnet, mit Ausnahme etwa des oberen Kinzig- und Gutachtales, dazu vom Kreise Baden die Ämter Achern und Bühl sowie vom Kreise Freiburg ein Teil des Amtes Ettenheim. Das Hanauer Ländchen gehört auch dazu, wie es in den obigen Grenzen mit inbegriffen ist. Südlich und nördlich bilden die Grenze die Bleich und die Oos, im Westen der Rhein, im Osten die Schneeschmelze des Schwarzwaldes.[1]) Es ist dies der geographische Begriff, den wir mit dem Namen zu verbinden haben; in der politischen Geschichte wird darunter im engeren nur die Landvogtei verstanden.

In jenem geographischen Sinne also kann man ohne großen Fehler sagen, daß in dem vorliegenden Bande die Kunstdenkmäler der Ortenau beschrieben werden.

Wann aber kommt der Name auf und was bedeutet er? Er erscheint zum erstenmal als Mordunowa 763, allerdings in einer Kopie bezw. Fälschung von 1457, dagegen 768 sicher als Mordenaugia. Weiter heißt es dann Mordinuavia (777), in pago Martinhauga 845 (Fälschung des 11. Jhs.), in pagello Mortinauginse 861, Mortonogowa 866, Mortunowa 888. Ich muß hier darauf verzichten, all die verschiedenen Formen anzuführen, die der Name im Lauf der Jahrhunderte angenommen hat, und verweise dafür auf Krieger.[2]) Mit dem Ende des 15. Jhs. verliert der Name seinen Anlaut und nähert sich seiner heutigen Form; es heißt 1466 in der Ortnow, 1504 in der Ortenaw, 1507 noch in der Ortenaw und Mortenaw. Von dem 16. Jh. aber verschwindet die letztere Form und wir hören nur noch von der Ortenau.

Von einer sagenhaften Erklärung des Namens, die lange beliebt war, hat uns Münster in seiner »Cosmographey«[3]) berichtet. »Die Mortnaw ligt an einem gebirg,« schreibt er, »rinnt die kintzig dardurch, hat vorzeiten die ortnaw geheißen, aber von wegen der Mörder, deren etwann viel darinn gewesen, besonder am dorff Humbßfelden, das am Rhein ligt, hat es diesen nammen die Mortnaw bekommen.« Münster spielt hier auf ein Ereignis seiner Zeit an.

---

[1]) Kolb, Topographisches Lexikon von Baden III, S. 41, und Birlinger, Rechtsrhein. Alemannien, S. 40.

[2]) Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. II², S. 434.

[3]) Basel 1574, dccxiiij.

Damals hauste in dem Dorf Hundsfeld eine Mordbande, die endlich vernichtet werden konnte: das Dorf wurde 1580 verbrannt und die Gemarkung mit der Gemarkung Eckartsweier vereinigt. Damit brachte man nun den merkwürdigen Namen des Landes zusammen. Eine richtige Erklärung desselben scheint bis jetzt nicht gefunden worden zu sein. Mortun- scheint vordeutsch. Die Deutungen von Vierordt[1] (= Moorgegend), Förstemann[2] (= Au des Morto) und Birlinger[3] (= kelt. »Mori-dunum«, »Murridunum«) befriedigen nach Krieger nicht.

* * *

Über die Besiedelung des Landes in prähistorischen Zeiten möge man aus den Mitteilungen des Geheimrat Wagner bei den einzelnen Fundorten das Nötige entnehmen, ebenso über die römischen und frühgermanischen Funde. Es kann hier nicht versucht werden, daraus ein Gesamtbild zu gewinnen, da unser Gebiet keine besonderen Schicksale erlitten hat und man also geradezu die Geschichte der gesamten badischen Lande erzählen müßte. Es sei daher nur an die wichtigsten Tatsachen erinnert.

Noch im 2. Jh. unserer Zeitrechnung war die linke wie die rechte Rheinebene der Sitz einer reichen Kultur. Kelten und zwar Helvetier waren ihre Träger, und nach dem angewandten Material gehörte die Kultur der Bronzezeit an und zwar der sogen. La Tène-Periode. Die Kultur scheint ziemlich hoch entwickelt gewesen zu sein: »der Ackerbau war überall durchgeführt, eine große gewerbliche Kunstfertigkeit ausgebildet, und dem Verkehr dienten zahlreiche gebahnte Wege, die zwar nicht mit Steinoberbau versehen, aber an feuchten Stellen durch Holzeinlagen gefestigt waren.«[1])

Im Laufe des 3. und 2. Jhs. v. Chr. scheinen diese Kelten-Helvetier das Land nach und nach geräumt zu haben, so daß es ziemlich verlassen dalag und in der geographischen Überlieferung die Bezeichnung Helvetier-Wüste sich einbürgerte, mochte auch die Räumung nicht so vollständig gewesen sein, als es dem Wort nach klingen möchte. Wie Fabricius in der obencitierten Schrift darstellt, auf die ich ausdrücklich hinweisen möchte, mögen dann von den Cimbern und Teutonen, als diese den verhängnisvollen Zug nach Italien antraten, sich einzelne Scharen losgelöst haben, in der Rheinebene zurückgeblieben sein, nach der Niederlage ihrer Stammesgenossen sich in die Helvetier-Wüste gerettet und in Miltenberg eine Zuflucht gefunden haben.

Damit beginnt die Wiederbesiedelung des Landes, das immer mehr von wandernden Germanenscharen heimgesucht wurde. Nach der Niederlage Ariovists durch Cäsar haben einige der Völkerschaften, die ihm gefolgt waren, auf das östliche Rheinufer sich zurückgezogen, darunter auch Markomannen, doch wissen wir nicht, wo z. B. letztere sich niedergelassen und ob sie überhaupt zur Seß-

[1]) Die Besitznahme Badens durch die Römer, von E. Fabricius, Neujahrsblatt der Bad. histor. Komm. 1905, S. 17.

haftigkeit übergegangen sind. Durch den Sieg Cäsars war das Vordrängen der Germanen ins Stocken gekommen, und der Rhein blieb zunächst die Grenze. Da unsere Vorfahren es aber liebten, zwischen sich und den Nachbarn Ödland zu lassen, so dürfen wir an keine große Besiedelung des Landes denken. Die ersten 70 Jahre unserer Zeitrechnung lag unser Land ziemlich verlassen da, zumal Rom nach der Teutoburger Schlacht auf eine Ausdehnung seiner Macht über den Rhein verzichtete. Auch Rom wußte es zu schätzen, daß zwischen ihm und den unruhigen Germanen nur wenig bewohntes, ödes Land war, und versagte noch i. J. 58 die Ansiedelung. Unter Vespasian aber trat eine Änderung in dieser Politik ein, sein Werk ist die Besitzergreifung unseres Gebietes, der Vorstoß erfolgte in den Jahren 73 und 74 unter dem Befehlshaber des obergermanischen Heeres, Cn. Pinarius Cornelius Clemens, der damals, noch während des Krieges, eine Militärstraße von Straßburg aus über den Rhein durch das Kinzigtal und über den Schwarzwald hinweg bis zur Donau erbauen ließ. In Offenburg haben sich steinerne Dokumente derselben erhalten. An dieser Straße lagen wohl die ersten römischen Ansiedelungen im Lande oder Lager, deren Spuren wir eben in Offenburg wie in Gengenbach und Haslach finden. Hinter Schiltach erstieg die Straße, heute noch deutlich sichtbar, die Höhe. Das Land, dessen Wiederbesiedelung nun in die Wege geleitet wurde, ist wohl als kaiserliche Domäne behandelt worden — soweit es nicht von abhängigen Germanen bewohnt war —, deren Teile verpachtet wurden: so entstanden die Dekumatenäcker. Das rechtsrheinische Gebiet aber wurde mit der Provinz Germania Superior vereinigt. In der Zeit Trajans erfolgte dann der Ausbau des inneren Straßennetzes; damals (etwa 100 n. Chr.) wurde die Bergstraße angelegt, die am Fuße des Gebirges in nordsüdlicher Richtung die Rheinebene durchzieht, wohl bis zum Rheinübergange bei Augusta-Raurica, Basel-Augst, führte und sich in Offenburg mit der Kinzigtalstraße kreuzte. An ihr liegen denn auch die weiteren Fundstätten unserer Gegend, so Dinglingen.

In der zweiten Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. scheinen die Germanenvölker von neuem in Bewegung geraten zu sein; es erfolgten die ersten Vorstöße gegen das römische Gebiet, und dieses Drängen nahm nun stetig zu. 213 erfolgte der erste große Alemanneneinfall, notdürftig wurde Frieden geschlossen, der Grenzwall aufs äußerste verstärkt, was aber natürlich im Kriege nutzlos war. Dem erneuten Sturme der Alemannen 235 hielt er nicht stand, ein Teil der Kastelle ist schon damals zerstört worden, nur mit Not wurden die wichtigsten Punkte über das Jahr 250 hinaus gehalten. »Seit dem Jahre 260 aber war das Land auf der rechten Seite des Rheins dem römischen Reiche für immer verloren.«[1]

Die Römer mögen zuerst das Christentum in unsere Lande gebracht haben, und es sei versucht, seinen Spuren, den Anfängen unserer Kirchengeschichte

[1]) Fabricius, S. 88.

zunächst einmal nachzugehen. *(Wth.)* So wenig aber sich eine einheitliche und lückenlose Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Kirche im Bereiche von Baden geben läßt, so wenig oder noch viel weniger läßt sich der kirchengeschichtliche Verlauf für einen Teil von Baden in ein einheitliches, geschlossenes Bild zusammenfassen. Hier noch weit mehr als bei der Rekonstruktion des Geschichtsverlaufes in dem erst neuerdings zur geographischen Einheit gewordenen Baden zerfällt die Darstellung der Vergangenheit in Einzelbetrachtungen, zwischen denen oft genug kein innerer Zusammenhang besteht und auch bezüglich der äußeren Fakta große und bedauerliche Lücken gähnen. Die Aufgabe des Kirchenhistorikers stellt sich demnach erst recht als ein »colligere fragmenta« dar; und oft genug muß er, namentlich für die älteste und interessanteste Zeit, die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse des gesamten Gebietes als typisch auch für dessen einzelne Teile zu Hilfe nehmen.

Daß das Christentum bereits unter römischer Okkupation wie im Dekumatenland überhaupt so auch im heutigen Baden Eingang gefunden hatte, wird heute kaum mehr zu bestreiten sein, wie auch Hauck die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme anstandslos zugibt.[1]) Diese älteste Christianisierung unserer Lande muß aber lokal wie quantitativ sehr beschränkt gewesen sein; sie bestand in der Hauptsache wohl nur aus einigen Ansiedelungen von Christen in den römischen Niederlassungen. Schon die Spärlichkeit irgendwelcher monumentaler Zeugnisse zeigt das mit wünschenswerter Klarheit. Aus der ganzen vorkonstantinischen Zeit hat Baden nur ein einziges Dokument von christlichem Charakter aufzuweisen: das gnostische Amulett, das in den Ruinen von Badenweiler gefunden wurde. Der gnostisch-christliche Mischmasch seines Inhaltes ist eine charakteristische Probe von den synkretistischen Strömungen jener Übergangszeit, denen ja schließlich auch der weitverbreitete Mithraskult angehört. In dem Gemeng von griechischen und lateinischen Worten und Namen ist jene Amulettumschrift zudem noch ein deutlicher Hinweis darauf, daß die ältesten Träger und Vertreter des Christentums bei uns vielfach dem östlichen Reichsgebiet angehörten. Ein sehr großer Prozentsatz der ältesten christlichen Grabinschriften bezieht sich auf syrische oder sonstige orientalische Kaufleute; und einem solchen, vielleicht auch einem ausgedienten, wohl ägyptischen Militär mochte das Badenweilerer Beschwörungstäfelchen gehört haben.[2])

Etwa unter Kaiser Gallienus (260 bis 268) dürfte das Dekumatenland und damit auch Baden den Alemannen zugefallen sein, und zeitweilig dehnte dieser Stamm seinen Besitz noch weit über das linke Rheinufer nach Rätien und Gallien hinein aus. Im 3. und 4. Jh. konnten verschiedene Erfolge der Römer unter den

---

[1]) Hauck, Kirchengesch. Deutschlands I (1904), S. 94.

[2]) Vgl. über diesen jetzt in den Karlsruher Sammlungen befindlichen Gegenstand Kraus, Christl. Inschriften der Rheinlande I, S. 7 ff., wo die frühere Literatur verzeichnet und verwertet ist; ferner Kunstdenkmäler von Baden, Kreis Lörrach, S. 91, und Cabrol, Dictionaire d'arch. chrét. I (Paris 1905), p. 1837.

Kaisern Probus, Julianus und Valentinianus wenigstens die Rheinlinie als Grenze sichern, aber aus dem rechtsrheinischen Gebiet konnten die Alemannen nicht mehr verdrängt werden, und im 5. Jh. drangen sie überall über den Rhein südlich und westwärts vor. Am Ende dieses letzteren Jahrhunderts jedoch scheint ihre Expansionskraft an der kompakteren Masse der Franken sich gebrochen zu haben. Ein zweimaliger blutiger Waffengang entschied zuungunsten der Alemannen; sie erkannten jetzt die Oberherrschaft der Franken an, während ein Teil sich südlich auf das Gebiet des Ostgotenkönigs Theoderich, etwa die heutige Schweiz, zurückzog, geschieden vom fränkischen Alemannien wohl durch den Rhein, 536 aber gleichfalls an die Franken kam. Die Alemannen waren zur Zeit dieses letzteren Ereignisses, als Volksstamm betrachtet, sicherlich noch Heiden. Vereinzelte Christen hat es aber jedenfalls schon gegeben. Die enge Berührung mit den Ostgoten scheint da und dort dem Arianismus schon im 5. Jh. Eingang verschafft zu haben, wenigstens berichtet Eugippius (Vita Severini c. 19) von einem arianischen Alemannenherzog Gibuld. Wenn sich von den römischen Anfängen des Christentums im Dekumatenland etwas noch nach der Rückeroberung durch die Alemannen erhalten hat, so kann es nur ein kümmerliches Dasein gefristet haben und wohl auch nur in der Nähe der linksrheinischen Bistümer Augst, Windisch, Straßburg, die, wie man annehmen darf, die Stürme dieser Umwälzungen überdauert haben. Die nationale Antipathie gegen die Römer machte am Anfang sicher jegliche Annäherung der »immanis natio« an das von jenen vertretene Bekenntnis unmöglich. Dagegen haben ohne Zweifel die unaufhörlich im 4. und 5. Jh. über den Rhein bis tief ins romanisierte Gallien unternommenen Beutezüge zahlreiche christliche Kriegsgefangene ins alemannische Gebiet gebracht. Als der Herzog Rando zu Anfang des 5. Jhs. Mainz überfiel, führte er die gerade beim Gottesdienst versammelten und wehrlosen Christen »cum supellectili non parva« mit sich.[1]) Im 6. Jh. müssen sich diese immerhin dürftigen Anfänge schon bedeutend konsolidiert haben; denn das aus dem Ende dieses Jahrhunderts stammende alemannische Gesetzfragment hatte in einer Bestimmung auch christliche Verhältnisse im Auge; allerdings dürfte um diese Zeit, wenn wir dem Zeugnis des Agathias Glauben schenken, der Alemannenstamm als Ganzes noch heidnisch gewesen sein,[2]) insofern er noch Basiliken und deren Metallbedachung auf Raubzügen nach Oberitalien plündert und Pferdeopfer darbringt. Auch für Columban ist das Alemannenvolk noch zu Anfang des 7. Jhs. heidnisch.

In diese Übergangszeit hat man die Anfänge der Christianisierung der germanischen Bevölkerung in Baden zu verlegen und auch die ersten spärlichen Zeugnisse dafür. Das wichtigste und älteste ist der Silberlöffel, der in einem Grab bei Sasbach am Kaiserstuhl gefunden wurde. Solche Funde sind

---

[1]) Ammianus Marcell. XXVII, 10. 2.

[2]) Agath., Hist. II, 1; I, 7.

auch sonst noch im alemannischen Gebiet gemacht worden, wie in Sierck, in Metz, in Sindelfingen, Espweiler, Gültlingen und Heilbronn. Die Bedeutung solcher Löffel kann meines Erachtens eine sehr verschiedene sein, und auch die ins Grab mitgegebenen könnte man zunächst als einfach aus dem Profangebrauch stammende Grabbeigaben zu betrachten geneigt sein. Indes trägt der Sasbacher Löffel den Namen Andreas mit der späteren, seit der Mitte des 4. Jhs. vorkommenden Form des Monogramms Christi. Und auch anderwärts begegnen uns Apostelnamen — denn anders ist wohl der Name Andreas nicht zu deuten [1]) — wie Johannes, Matthias, Matthaios, Marcos, Lucas auf Löffeln. Im Kirchenschatz zu Auxerre werden aus dem frühen Mittelalter zwölf Apostellöffel zusammen genannt. Wiederholt werden auch Stiftungen von Löffeln für Kirchen erwähnt. Die Beziehung solcher Kirchenlöffel auf die zwölf Apostel wie auch die Tatsache, daß in der griechischen Liturgie die h. Kommunion mittels eines Löffels gespendet wurde, dürften doch wohl genügende Grundlage sein, diesem Gegenstand eine liturgische Bedeutung zuzuschreiben. Man hat allerdings darauf hingewiesen, daß die römische Kirche den Gebrauch eines Löffels bei der Messe nicht kennt, ja ihn im Gegensatz zur griechischen Kirche verwirft. Dabei hat man aber übersehen, daß die älteste Liturgie in Gallien-Germanien nicht römisch, sondern gallikanisch war und die engste Beziehung zum Orient hatte, wie auch die Liturgien von Ravenna und Mailand. Gerade in Oberitalien aber wird uns mehrfach die liturgische Rolle des Löffels durch literarische wie monumentale Zeugnisse verbürgt. Wie hat man sich aber die Mitgabe solcher Löffel ins Grab zu erklären? Hofrat Schliz, der den Heilbronner Fund bearbeitet hat, [2]) betrachtet den Löffel als Beutestück aus christlichem Gebiet, das den heidnischen Germanen als geheimnisvoller Zauber mit ins Grab gegeben wurde. Nun fand sich der Heilbronner Löffel zusammen mit einem interessanten Elfenbeindiptychon im Grab eines Alemannen. Im Boden des Löffels ist die Inschrift Posenna vivas eingegraben. Ein anderer Löffel, der in Espweiler gefunden wurde, trägt auf der Kehrseite die Inschrift Luciliane vivas zwischen zwei auf blühenden Zweigen sitzenden Tauben. Gerade die letztere Inschrift mit ihren auf das Paradies und seine Freuden hinweisenden Symbolen schließt meines Erachtens jede andere außer der Funeralbedeutung aus. Das Vivas ist eine der ständig wiederkehrenden Grabformeln der Christen, die Weiterführung des Wortes des Herrn: Qui credit in me, vivet et non morietur in aeternum. Diesem auf dem biblischen Wort sich aufbauenden Abschiedsgruß gab man noch einen besonderen Nachdruck, indem man den Toten durch den liturgischen Gebrauch geheiligte Gegenstände mit ins Grab gab. Sie sollten als Amulette im guten und erlaubten Sinn die Grabesruhe der Verstorbenen gegen alle dämonische Zudringlichkeit sicherstellen.

---

[1]) Nur wenn man die frisch-freie, von allen geschichtlichen Voraussetzungen absehende Interpretationsmanier F. Mones besitzt, kann man darin auch den Namen des Goldschmieds sehen (Die bildenden Künste in Baden XIV, 37).

[2]) Histor. Verein Heilbronn, Bericht aus den Jahren 1900 bis 1903, Heft VII (Heilbronn 1904), S. 23 ff.

Das häufige Vorkommen des Löffels in Gräbern scheint mir demnach geradezu die ursprünglich liturgische Bedeutung solcher Löffel zu bestätigen. Wie man den Leichen oft Goldgläser, die vorher bei den Agapen gedient, wie man ihnen selbst gegen das ausdrückliche Verbot der Kirche die Eucharistie selbst mit ins Grab gab, so gewiß auch die Utensilien, die bei der Ausspendung der eucharistischen Gestalten ehedem gedient hatten. Wie somit die zwei Löffel von Heilbronn und Espweiler unzweifelhaft einem Christen und zwar aus einem christlich-religiösen Motiv ins Grab beigelegt wurden, so müssen wir auch bei den anderen im alemannischen Gebiet in Gräbern der gleichen Zeit gefundenen Löffeln dieselbe Bedeutung annehmen.

Im Laufe des 7. Jhs. wuchsen sich die vorher noch spärlichen Anfänge des Christentums rasch aus, dank einer Anzahl bemerkenswerter Umstände. Schon der Verkehr alemannischer Großen am fränkischen Hofe führte diese früh bereits dem Christentum zu;[1]) sodann haben die Grenzbischofsitze sicherlich auch das Ihrige zur weiteren Ausbreitung des göttlichen Samenkornes getan. Am nachhaltigsten aber wirkte der Einfluß der Franken selbst. Dadurch, daß den Franken offenbar infolge der verschiedenen Siege über die Alemannen eine große Anzahl Krongüter zufielen, war Gelegenheit geboten und auch durchweg ausgenutzt, auf alemannischem Boden bei den einzelnen fiskalischen Höfen Kirchen zu errichten, in denen wir wohl die Uransätze zur Gemeindeorganisation zu erblicken haben. Es ist denkbar, daß Gotteshäuser wie die Severinskirche bei Denzlingen, die Kirche in Burgheim bei Lahr u. a. auf solche Anfänge zurückreichen. Derartige frühfränkische Kirchen tragen zum Teil heute noch ihren Ursprungsstempel in ihrem Patronus an sich. Ein sehr großer Prozentsatz der ältesten Kirchen ist dem fränkischen Nationalheiligen Martinus geweiht, andere dem h. Hilarius von Poitiers oder anderen fränkischen Heiligen wie dem Remigius, Vincentius, Germanus, Leonhard, Urbanus, Pancratius. In nicht wenigen Tituli und Patronen spiegeln sich auch die orientalischen Elemente der gallikanischen Liturgie der Franken wieder, wie im Titulus des Kreuzes (Ebersweier, Münchweier, Offenburg), der wohl von Poitiers aus zu uns kam, oder in dem sehr oft vorkommenden Patronat des Erzengels Michael. Man bringt ihn gewöhnlich mit irgendeiner germanischen Gottheit in Zusammenhang,[2]) indes wie erklärt man sich dann das Vorkommen des h. Michael überall da, wo orientalische Liturgie oder ihre Einflüsse wirksam waren (Ravenna, Süditalien, Küste von Gallien)? Dabei soll keinen Augenblick bestritten werden, daß nicht nebenher auch Rücksichten auf altgermanische Kultstätten da und dort die Wahl gerade dieses Patrons bedingt haben, vor allem wenn solche Kirchen, wie in Riegel, Untergrombach, bei Heidelberg, in Haigerach, auf Anhöhen lagen. Gerade bei letzteren ist aber stets im Auge zu behalten, daß es sich sehr oft einfach nur um eine

---

[1]) Vgl. Agathias I, 7.

[2]) Bossert, Württemb. Kirchengesch. (Calw 1893), S. 15 ff.

Nachahmung des Mont Michel in der Normandie handelt. Im Patronatsverhältnis des h. Michael zu vielen etwas späteren Kirchen ist sein doppelter Charakter sodann verkörpert, einmal der Charakter eines Seelengeleiters (des »signifer sanctus Michael, qui repraesentet animas in triem sanctum«), den man um ein gutes Geleit in der Commendatio animae wie im Totenoffizium anrief (daher Patron der Kirchhofkapellen), sodann der Charakter des streitbaren Gotteskämpfers, der als Schlachtenherr und Bannerheiliger der Deutschen früh schon nachweisbar ist (daher oft Patron von Burgkapellen).[1])

Weit mehr aber als all die genannten Momente trug zur Grundlegung und Organisierung des Christentums die unter der Anregung und politischen Unterstützung der Frankenkönige sich vollziehende, durch professionelle Missionäre systematisch vorgenommene Christianisierung im 7. und 8. Jh. bei. Über eine Anzahl der ältesten bei uns wirksamen Mönchmissionäre, wie Fridolin, Landolin, Trudpert, berichten nur spätere Legenden, deren historische Zuverlässigkeit nicht durchweg gesichert ist; viel besser ist der h. Columban bekannt, der im südwestlichen und südlichen Gebiet Alemanniens tätig war und durch die Gründung seines Schülers, S. Gallen, auch in Baden bis tief nach Norden durch weit ausgedehnten Besitz Einfluß bekam, wie sich aus den zahlreichen altes S. gallisches Gebiet meist anzeigenden Galluskirchen[2]) ersehen läßt. Diese Sendboten des Christentums waren fast durchweg Iroschotten. Völlig verschieden von den fränkischen Mönchen, die wie die orientalischen Asketen ein völlig aktionsloses Leben führten und in keiner Weise Einflußnahme auf ihre Umgebung anstrebten, brachten diese Insulaner alle Erfordernisse eines Missionarius Apostolicus mit: vor allem Unerschrockenheit allen Gefahren und Entbehrungen gegenüber und einen rastlos unsteten Wandertrieb. In dieser nomadenhaften Gestaltung des ältesten germanischen Christentums bei uns ist auch der Grund zu suchen, weshalb keinerlei monumentale Erinnerungen von der römischen Übergangszeit bis herauf ins 9. Jh. bei uns erhalten sind.

Die ältesten und zahlreichsten klösterlichen Zentren des Frühchristentums in Baden sind in Mittelbaden, in der Mortenau, zu suchen. Die Einwirkung von fränkischem Gebiet aus auf dem Weg über Straßburg ist hier unverkennbar; außerdem scheint gerade dieser Teil des badischen Landes dem fränkischen Einfluß ganz besonders unterstellt gewesen zu sein. Wir haben hier in geringer Entfernung voneinander die Gründungen von Ettenheimmünster, Schuttern, Gengenbach, Honau und Schwarzach, wovon die zwei ersteren vielleicht noch ins 7. Jh. hinab reichen, während die anderen sicher in der ersten Hälfte des 8. Jhs. entstanden sind. Das Gebiet scheint zu einem großen Teil fiskalisch gewesen zu sein; so dürfte es erklärlich werden, weshalb dem Frankenkönig unterstellte Ale-

---

[1]) Andere alte Michaelskirchen in unserm Kreise sind in Appenweier, Honau, Sand, Schutterzell, Unterharmersbach.

[2]) Im Kreis Offenburg in Hofweier, Ottenheim, Oberharmersbach.

mannenherzöge oder auch fränkische Gaugrafen wie Rudhardus oder Adelbert mit der Gründung von Schwarzach und Gengenbach bezw. von Honau, d. h. mit deren Dotierung, in Beziehung gebracht und weshalb sehr viel später Heinrich II. diese Klöster, wie Schuttern und Gengenbach, dem neugegründeten Bistum Bamberg zuweisen konnte. Und auch weiterhin treten uns hier Inhaber von Reichslehen und eine enge Verquickung der Schicksale dieser Gegend und ihrer Klöster mit der Reichspolitik entgegen.

In ihren Anfängen waren diese klösterlichen Niederlassungen (Ettenheimmünster und Schuttern, vielleicht auch noch Honau) ursprünglich Einsiedeleien, so wie wir es auch von den Anfängen des Klosters Münster in Gregorienthal (Elsaß) wissen. Eine feste, für alle Lagen bindende Regel scheint nicht bestanden zu haben; auch die Einwirkung auf die umwohnende Bevölkerung dürfte, nach den kümmerlichen Nachrichten zu schließen, nicht sehr groß gewesen sein. Solche Niederlassungen bestanden entweder für sich (Schwarzach, Honau, Ettenheimmünster) oder knüpften an schon vorhandene civile Gemeinden an (wie in Schuttern und wohl auch in Gengenbach). Möglich, daß die nationale Sonderart dieser Iren oder, wie sie im damaligen Sprachgebrauch hießen, Schotten, eine Annäherung mindestens erschwerte; erst allmählich ist wohl auch der Einheimische solchen Niederlassungen beigetreten. Aber noch in den Tagen Ludwigs des Frommen zeigen uns die Klosterlisten einen großen Prozentsatz Iroschotten. Eine gründliche Reform dieser Mönchsgründungen und damit eine Herbeiführung einheitlich geordneter und gefestigter Zustände erfolgte durch die Einführung der Benediktinerregel im ersten Viertel des 8. Jhs. Diese Reform ist in der Hauptsache das Werk Pirmins (gest. 753), der außer verschiedenen elsässischen Klöstern bei uns Gengenbach, Schwarzach und Schuttern gründete bezw. der neuen Regel zuführte.

Auf die innerkirchlichen Verhältnisse in den alemannischen Landen wirft das in der ersten Hälfte des 8. Jhs. entstandene Stammesgesetz scharfe Streiflichter.[1]) Das Volk ist der Hauptsache nach christlich, enthält aber noch einen größeren Prozentsatz Heiden. Den kirchlichen Personen und Einrichtungen ist überall die erste Stelle eingeräumt, aber das moralische Niveau ist, wie sich aus all den Bestimmungen ergibt, ein nicht sehr hohes. Die Kirchen scheinen klein und sogar ohne das sonst übliche Atrium gewesen zu sein, so daß Asylsuchende sich in das Innere flüchten mußten. Im übrigen war das kirchliche Leben völlig schon organisiert; es werden uns Bischöfe ebensowohl wie Presbyter und Diakone bezeugt. Für uns kommt hier allein das Bistum Straßburg, dessen Grenzen teilweise mit denen des nördlichsten Teiles alemannischer Lande zusammenlaufen, in Betracht. Der badische Teil dieses Bistums, der offenbar erst nachträglich, infolge der Missionierung, hinzukam, umfaßte die drei Landkapitel

[1]) Vgl. die Ausgabe von K. Lehmann in Mon. Germ. Legg. V S. 1 (Hannover 1888), dazu Hauck, Kirchengesch. Deutschlands I, S. 343 ff.

(Lahr, Offenburg, Ottersweier), die das sechste Archidiakonat (seit 12. Jh. nachweisbar) des Bistums, Ultra Rhenum,[1]) bildeten. In der frühesten Zeit begegnen uns in Honau Chorbischöfe, die zugleich Äbte waren. Ihnen kamen offenbar für einen Teil dieses rechtsrheinischen Sprengels in Unterordnung unter den eigentlichen Stadtbischof gewisse Rechte für das Land zu; der spätere »Chorbischof« ist dann nur identisch mit Archidiakon und partizipiert als solcher an der Verwaltung der Diözese.

* * *

Über die innere wirtschaftliche und politische Geschichte des Landes unter den Alemannen und Franken steht noch so wenig gesichert fest, daß wir nur mit äußerster Vorsicht einige Andeutungen geben können. Zur Zeit, als die ersten Alemannenscharen sich zum Ansturme gegen das Dekumatenland rüsteten, dürften ihre rechtlichen und wirtschaftlichen Ordnungen im ganzen noch dem von Tacitus gezeichneten Bilde nahegestanden sein.[2]) Schon zu Cäsars Zeit macht sich der Übergang von einer rein militärischen zu einer landschaftlichen Gliederung bemerkbar, wenn wir von den angeblich 100 Gauen der Sueben hören, von denen jeder angeblich 1000 Mann zur Heerfahrt stellte und ebenso viele zu friedlicher Arbeit daheimließ.[3]) »Zu Tacitus' Zeit war der Gau bereits zu einem räumlich abgegrenzten Gebiete geworden.«[4]) Auch die sonstigen militärischen Gliederungen, von denen wir wissen, galten für Rechts- und Wirtschaftsleben, so die Abteilung in Hundertschaften und die untersten Abteilungen der Sippschaften. Zur Zeit des Tacitus scheinen Sippenniederlassungen bereits existiert zu haben, die aus einem oder mehreren Höfen bestanden.

Durch die römischen Geschichtschreiber hören wir aus der Epoche, da die Alemannen die rechte Rheinebene besetzt hatten, von vielen gleichzeitigen Gaufürsten oder Königen, besonders zu den Zeiten Julians, aber von den Namen der einzelnen Gaue erfahren wir nur wenige, so den des Breisgaus. Mit der Zeit verwischte sich die Sonderstellung der Gaue sowie ihre landschaftliche Abgrenzung, und statt der früheren Vielzahl von Fürsten und Königen finden wir im 5. Jh. bei den Alemannen nur einen Herrscher.[5]) Auch dieser Zusammenschluß aber war nicht mehr im stande, den übermächtigen Ansturm der Franken zu bekämpfen. In zwei Feldzügen — wie jetzt angenommen wird, allerdings nicht ohne Widerspruch — wurden die Alemannen unterworfen; der Kampf

[1]) Vgl. Baumgartner, Gesch. und Recht des Archidiakonates der oberrheinischen Bistümer (Stuttg. 1907), S. 74.

[2]) K. Weller, Die Besiedelung des Alemannenlandes, Württemberg. Vierteljahrshefte NF. VII (1898), S. 300.

[3]) Ebenda, sowie Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte ^{2}, S. 18 ff. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I^3, S. 212 ff. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter I^2 (1880), S. 1489 ff.

[4]) Weller a. a. O. S. 307.

[5]) Siehe auch Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte I^2, S. 128.

von 496 brachte nur eine leichte Abhängigkeit, nach einer Erhebung der Alemannen am Anfang des 6. Jhs. aber wurden dieselben abermals besiegt, ihr König und Adel fielen in der Schlacht, und die Alemannen wurden nun stark nach Süden zurückgedrängt, obgleich sie sich dem Schutze des Ostgotenkönigs Theoderich übergaben; die neue Grenze wurde nach altgermanischem Brauch aufs genaueste festgelegt,[1]) sie zog vom Hohenasperg aus in unseren Landen »nach einer südlichen Ausbuchtung, die den nördlichen Schwarzwald noch den Franken zuwies, in die Gegend der Hornisgrinde, von hier die Oos entlang über den Rhein«.[2])

Die Besiedelung des Landes durch die Alemannen hat sich in unseren Gegenden so ziemlich auf die Ebene, auf die Bergabhänge und das große Kinzigtal beschränkt, der Schwarzwald blieb im allgemeinen frei, ja im Renchtal sind bis jetzt nicht nur keine prähistorischen und römischen, sondern auch nicht die geringsten alemannischen oder fränkischen Funde gemacht worden.

Die Alemannen scheinen sich ähnlich den anderen deutschen Völkerschaften in größeren Haufen gemeinsam angesiedelt zu haben, wie das ja auch natürlich ist, und zwar nach Familien und Sippen. Ebenso ergibt sich von selbst aus der Sachlage, daß in den einzelnen Seitentälern sich auch Einzelhöfe fanden.

Bei der Anlage von größeren Siedelungsstätten scheint man die römischen Wohnorte gemieden zu haben, »deren Ackerland man jedoch gerne benutzte; die Wohnplätze liegen nicht auf der Stätte der römischen Gebäulichkeiten, sondern in einiger Entfernung von denselben«.[3]) Mit dieser Regel scheint mir übereinzustimmen, was ich in der Geschichte der Stadt Offenburg angedeutet habe. Während nämlich das römische Kastell, das auch Fabricius hier vermutet, allen Funden nach an der Stelle der erst im 12. Jh. erwähnten mittelalterlichen Stadt gelegen haben muß, ist das Kinzigdorf, das früh als Dingstätte der Grafschaft auftritt, nördlich davon gelegen, wir dürfen in ihm wohl eine frühe Alemannenansiedelung vermuten. Gleichermaßen haben sich römische Reste auf dem Kastelberg bei Gengenbach gefunden, und wenn wir alten Angaben trauen dürfen, ist das spätere Kloster auf den Trümmern eines immerhin möglichen römischen Kastells errichtet worden, während die früheste germanische Ansiedelung weiter westlich lag, wo noch der Titulus der alten Pfarrkirche ad S. Martinum auf frühfränkische Zeit zurückgeht. Die alte germanisch-gallische Bevölkerung ist durch die Alemannen teilweise vernichtet oder in die Gebirgstäler verdrängt worden, in welch letzteren sie sich noch lange erhalten haben mag, gerade im unteren Kinzigtal, in Gengenbach und Welschensteinach haben wir interessante Anhaltspunkte dafür.

---

[1]) Weller a. a. O. S. 325. von Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte I (1879), S. 29 ff.

[2]) Weller a. a. O. S. 326.

[3]) Ebenda S. 333.

Mit Sicherheit einzelne Orte unseres Gebietes auf alemannische Gründung zurückzuführen, scheint nicht möglich, jedenfalls lassen sie sich nicht von den Gründungen in der fränkischen Zeit unterscheiden. Nach den Erwähnungen und ihrem Namen gehen aber ungefähr folgende Orte ziemlich in die Anfänge des Mittelalters hinauf: im Amt Achern: Gamshurst, Sasbach, Wagshurst; im Amt Bühl: Breithurst, Schwarzach, Unzhurst; im Amt Kehl: Auenheim, Bodersweier, Freistett, Hausgereut, Kork, Willstett; im Amt Lahr: Burgheim, Dinglingen, Friesenheim, Schopfheim, Ottenheim, Wittelbach; im Amt Oberkirch: Stadelhofen, Urloffen; im Amt Offenburg: Appenweier, Biberach, Bohlsbach, Ebersweier, Gengenbach, Griesheim, Harmersbach, Nordrach, Ortenberg, Staufenberg, Waltersweier, Windschläg; im Amt Wolfach: Steinach;[1]) wozu aber bemerkt werden muß, daß in dieser Aufführung weder Vollständigkeit erstrebt noch zwischen alemannischer oder fränkischer Gründung unterschieden, noch überhaupt der Ursprung vor dem 8. bis 9. Jh. mit Sicherheit behauptet werden kann.

Südlich von der genannten schwäbisch-fränkischen Grenze ist der Ausbau des Landes jedenfalls ganz von den Alemannen ausgegangen, und die Franken hatten als Volksstamm keinen Anteil daran,[2]) doch findet bei der Abhängigkeit von den Franken natürlich in gewissem Grade ein Eindringen derselben statt. Vor allem aber dringt unter den Merowingern ein Teil fränkischen Rechtes in die alemannische Gerichtsverfassung ein, so in der Grafschaftsverfassung, die charakteristisch für das merowingische Reich ist. In den Zeiten des Stammesherzogtums wurden diese Grafen wohl von dem Herzog ernannt.[3]) Bis in das 8. Jh. nämlich erhielt sich dieses Herzogtum, das schon bei der Einverleibung unter Theudebert I. bestand und eine bedeutende Macht besaß, aber von der Zentralgewalt des Reiches abhängig war; gegen das Ende seines Bestehens nur erscheint es fast völlig selbständig.

In den Kämpfen der beiden Königinnen Brunhild und Fredegund tritt der Alemannenherzog Uncelin auf, später der tapfere Gotfrid, der den merowingischen Hausmeiern ziemlich zu schaffen machte, ihm folgt wahrscheinlich[4]) Villehari, gegen den Pippin der Kleinere mehrere Züge unternehmen mußte, dann Lantfrid I., Theobald und endlich Lantfrid II., der von demselben Pippin endgültig (748) niedergeworfen wurde, womit auf längere Zeit das Stammesherzogtum beseitigt war; die Grafen wurden von nun an direkt von der Zentralgewalt ernannt. Sie sind die eigentlichen Provinzialbeamten, die einzigen öffentlichen Beamten ihres Sprengels; vom König auf Lebenszeit ernannt, konnten sie von ihm abgerufen oder abgesetzt werden. In der Regel ist der Bezirk des Grafen der Gau. Solche aber kannte man nicht in Alemannien; schon seit der zweiten Hälfte des 5. Jhs. begegnen uns die alten Gaue nicht mehr. Auch gab es hier

---

[1]) Siehe auch Schultze a. a. O. XXXII ff.

[2]) Weller a. a. O. S. 331.

[3]) Ebenda S. 332.

[4]) Vielleicht auch nur in der Ortenau (s. unten).

keine römischen civitates, die man zu Grafschaftsbezirken machen konnte; also faßte man eine Anzahl von Hundertschaften zusammen und bildete so die Amtssprengel der Grafen, die aber vor dem 8. Jh. noch keinen festgesetzten Umfang hatten, für jeden Fall vielmehr besonders festgestellt wurden. Eine Festlegung wäre ja auch eine Minderung der Rechte des Stammesherzogs gewesen, der aus seinen Verwandten oder Vertrauten den Grafen ernannte. Nach dem Aufhören des Herzogtums ändert sich das, die Grafen unterstehen nun direkt der fränkischen Regierung, und die feste Abgrenzung der einzelnen Grafenbezirke wird, wie im übrigen Frankenreich, auch hier durchgeführt.[1]) Erst seit der Mitte des 8. Jhs. erscheinen so die Gaue in den Urkunden, zunächst die Bertholdsbaar am oberen Lauf des Neckars und der Donau, die Ortenau — seit 763 genannt —, als Gau erstmals bezeichnet 845. Im Jahre 700 hören wir ferner in der Vita s. Desiderii von dem obengenannten Herzog Villehari: »ad fines Alamannorum ad locum cuius vocabulum est Mortenaugia, ubi dux praeerat Williarius,« wobei möglicherweise es sich nicht um einen Stammesherzog handelt, sondern nur um einen Herzog der Ortenau (?), vielleicht um einen »dux«, einen hauptsächlich militärischen, höheren Beamten als der Graf, dessen Sprengel stets mehrere Grafschaften umfaßt,[2]) der aber zugleich Graf eines Gaues sein kann. Direkt als Gaugraf bezeichnet wird dann zu Zeiten des Königs Arnulf ein Ebarhard.[3]) Im Jahre 926 wird ein Graf Bernold erwähnt und als Malstätte das oben schon besprochene »oppidum« »Chincihdorf«. 961 bis 1003 erscheint in den Urkunden als Gaugraf Cuonrad,[4]) dazwischen aber 994 ein Graf Cuno. 1007 hören wir dann von dem »comitatu Hessini comitis«, endlich gelangt die Grafschaft an die Zähringer, und zwar an Bezelin, der 1016 genannt wird, denn: »in comitatu Bertoldi in pago Mortinowa« wird man wohl mit Heyck auf ihn beziehen,[5]) da sein Sohn die Grafschaft erbt. Unter den Zähringern wird nun auch das bisher noch wüste Renchtal besiedelt. Als dann Bertold I. die Herzogswürde erhielt, gab er die Grafschaft der schwäbischen Gaue auf, da das Verhältnis zu dem Herzog von Schwaben, Rudolf von Rheinfelden, nunmehr doch lästig wurde, und so treten andere Grafen auf, 1064 ein Wernhard, 1070 ein Luitfrid.[6]) Dieser wird genannt in einer Urkunde, in welcher der Franke Siegfried sein Gut Ulm mit Ulmburg dem Bischof von Straßburg schenkt, gelegen »in pago Mortinowa in comitatu Chinzihdorff et Otenheim«. Man hat aus dieser merkwürdigen Bezeichnung der Grafschaft mit zwei Dingstätten auf eine Teilung der Ortenau in zwei Grafschaften geschlossen, wogegen sich Th. Müller in

---

[1]) Hier wie im vorhergehenden folge ich Wellers Darlegungen.

[2]) Gebhardt a. a. O. I², S. 164.

[3]) Krieger, Topograph. Wörterbuch II², S. 435, sowie Schultze, Die Gaugrafschaften des alemannischen Badens.

[4]) Schultze a. a. O. S. 4 und Grandidier, Oeuvres inédites II, S. 34.

[5]) Heyck, Geschichte der Herzoge von Zähringen, S. 13.

[6]) Heyck a. a. O. S. 31. Schultze a. a. O. S. 4. Mitteil. d. Inv. f. Österr. Geschichtsforschung V, S. 406. Würdtwein NS. VI, S. 243.

einem Aufsatze gewendet hat.[1]) Wie dem auch sei, scheint es doch, daß gleich nachher wieder nur eine Grafschaft bestanden hat, die als letzter Burkard von Staufenberg innehatte, der auf der gleichnamigen Burg über Durbach residierte und bis 1092 regierte. Aus welchem der bekannteren Dynastengeschlechter er, sein Bruder Bertold, die späteren Heinrich, Konrad und Adalbert stammten, ist bisher noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden. Mit ihm hört wahrscheinlich die Gaugrafschaft auf. Im 12. Jh. hatten die Zähringer bis zu ihrem Aussterben die Ortenau inne, wie es scheint als Lehen des Bistums Bamberg; nach dem Aussterben des Herzogshauses nahm der große Hohenstaufe Friedrich II. das Land wieder an sich, sein Vogt residierte auf Ortenberg. Die kaiserlichen Gerechtsame wurden von nun an durch einen kaiserlichen Landvogt ausgeübt; der Sitz desselben bezw. seines Vertreters war sicher schon 1233 die Burg Ortenberg, »der Stein« Ortenberg, auf dem später jährlich zweimal das kaiserliche Hofgericht abgehalten wurde. Ihm war der Rest der Grafschaft und des Reichsgutes unterstellt, soweit es von den Erwerbungen der großen Dynasten und des Bistums Straßburg unberührt war. Der Landvogt des Reiches war zugleich der Kastvogt des Klosters Gengenbach. Doch scheint in den Kämpfen Friedrichs II. mit dem Papst, in den Wirren, die das Reich damals durchmachte und die von allen Seiten zur Machtvergrößerung benutzt wurden, die Bedeutung der alten Grafschaft bezw. Landvogtei sehr geschwunden zu sein, andere Mächte spielten jetzt die erste Rolle in der Geschichte der Ortenau. Neben den Ansprüchen der Erben des Zähringer Herzogshauses, der Grafen von Urach, war es das Dynastengeschlecht der Geroldsecker, welches damals auf seinem Höhepunkt stand; in dem sogen. Hanauer Land (etwa Amt Kehl) aber konsolidierte sich im 13. Jh. die Macht der Herren von Lichtenberg, die Reichsstädte der Ortenau erkämpften sich ihre Selbständigkeit. Ehe wir indes auf diese Verhältnisse näher eingehen, müssen wir einen Blick auf die kirchliche Entwickelung werfen, zumal die Klöster, insbesondere Gengenbach und Schuttern, als politische Faktoren noch vor den weltlichen Mächten in Betracht kamen. *(Wth.)*

* * *

Die Besiedelung des Landes durch die Alemannen, deren Unterwerfung unter die Franken und die dadurch bedingte eigenartige Entwickelung der ältesten Christianisierung hat auch einen Niederschlag aufzuweisen in dem Patronat der ältesten Kirchen. Außer den fränkischen und orientalischen Elementen, welche die nationale Provenienz dieser Missionierung kennzeichnen, sind als Kirchenpatrone ganz besonders beliebt die Apostelfürsten, oft noch neben Maria, Georg (Berghaupten, Gaisbach, Willstätt; als Patron von Burgkapellen und des Ritterstandes auf Schloß Staufenberg) oder Johannes Evang. und Bapt., Stephanus.

---

[1]) Th. Müller, Beiträge zur Geschichte der Ortenau I, Graf Burkard von Staufenberg und die Grafen der Ortenau, Z. NF. 8, S. 419 ff.

Die Bevorzugung solcher Kirchenpatrone ist ein wertvoller Hinweis auf den Geist dieses ältesten Kirchentums, auf die engen Beziehungen zu Rom, mit dem Angelsachsen wie das Frankenland in regem Verkehr standen. Namentlich mußten die Pilgerwallfahrten an die heiligen Stätten von selbst den Wunsch wecken, auch in der Heimat ähnliche Kultorte zu besitzen. Nur so läßt sich meines Erachtens befriedigend die Tatsache erklären, daß die Apostelfürsten zusammen so häufig in dieser Frühzeit als Patrone von Kirchen vorkommen.[1]) Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß sie mancherorts erst nachträglich hinzugefügt worden sind, eventuell in der Pirminschen oder Winfridschen Reform, um dadurch ein Bekenntnis der Zugehörigkeit zu Rom monumental festzulegen; so erhält auch die Häufigkeit von Doppelpatronaten, an denen sehr oft Petrus und Paulus beteiligt sind (Honau, Burgheim bei Lahr, Schwarzach, Schuttern u. a.), eine natürliche Motivierung. Andererseits hat offenbar auch Straßburg, und dieses wohl unmittelbar, durch seine Kirchenpatrone auf die Auswahl der Heiligenpatronate Einfluß gehabt. So ist es leicht denkbar, daß das Patronat des h. Stephanus (Reichenbach), des h. Nikolaus (Griesheim, Altdorf, Hausgereute, Eckartsweier, Freistett, Gamshurst, Seelbach, Unterentersbach), des h. Hilarius (Weilersbach), des h. Michael u. a. auf solche Anregung von seiten der bischöflichen Kirche zurückgeht; auch das Doppelpatronat der Heiligen Nabor und Felix (Oberweier bei Lahr) scheint aus dem Elsaß, wo bei Rosheim eine gleiche Kirche war, zu uns verpflanzt worden zu sein. Auch die Heiligen Arbogast (Marlen, Haslach), Gangolph (Offenburg), Aper (ebenda), Leodegar (Oberschopfheim, im Elsaß Patron von Murbach, Masmünster, Münster im Gregoriental, Niedermünster) dürften aus dem Elsaß infolge der Zugehörigkeit zur Straßburger Diözese übernommen worden sein. Von Honau erhielten wohl Urloffen und Niederschopfheim die h. Brigida als Patronin. Außer diesen äußeren Motiven ist die Wahl dieses oder jenes Heiligen in der Frühzeit meist auch noch bedingt durch eine innere Bezugnahme auf gewisse Bedürfnisse der Menschen oder der Gemeinde; derart wurde der h. Nikolaus gerne an Flüssen gewählt als Patron der Fischer; später überhaupt ganz allgemein infolge seiner großen Volkstümlichkeit und als mildtätiger Wohltatenspender verehrt. Nicht weniger beliebt waren die Patrone gegen Krankheiten (Rochus, Quirinus, Sebastian), der Viehzucht (Antonius der Einsiedler in Antogast, Schuttertal; Wendelinus); am Schlusse des Mittelalters waren für die Auswahl entweder das Vorhandensein hervorragender Reliquien, die Erinnerung an berühmte Wallfahrten (Jakobus, Michael), der Bestand von Bruderschaften oder besonders gnadenreichen Andachten (Georg, Katharina, Ursula, Barbara u. a.), die Zugehörigkeit zu den in Leibes- und Seelennöten besonders verehrten 14 Nothelfern bestimmend (Georg, Erasmus, Pantaleon, Dionysius, Achatius, Ägidius, Katharina, Blasius, Vitus, Christophorus, Cyriacus, Eustachius, Margareta und Barbara).

---

[1]) Vgl. hierüber auch meine Zusammenstellung im FDA. NF. VIII (1907), S. 231 ff.

Sehen wir von dem schon im früheren Band behandelten Kloster Ettenheimmünster ab, das aus der Einsiedelei des nur legendarisch bekannten h. Landolin sich herausentwickelte, so ist im Mittellande Schuttern die älteste klösterliche Niederlassung, gegründet allen Nachrichten zufolge von Angelsachsen und noch vor dem 8. Jh. und, wenn wir aus der ältesten Bezeichnung Offoniswillare, nicht -cella, Schlüsse ziehen dürfen, in einem schon bestehenden Gemeinwesen. In den zwanziger Jahren des 8. Jhs. sehen wir auch hier die Benediktinerregel dank dem Eingreifen des h. Pirmin einziehen. Aus der Bruderschaftsliste, die 100 Jahre später bei der Aufnahme Schutterns in die Gebetsverbrüderung der Reichenau angefertigt wurde, sowie aus anderen historischen Dokumenten ersehen wir, daß das Kloster eine angesehene und stark besiedelte Reichsabtei war, die aber, wohl weil sie ursprünglich aus Reichsgut dotiert wurde, erst durch Otto II. das Recht einer freien Abtswahl erhalten konnte und die nach mancherlei Schicksalsschlägen 1009 an das neugegründete Bistum Bamberg als Lehen vergabt wurde. In welcher Weise das hier besonders klar in die Erscheinung tretende Kastvogteisystem in die inneren Verhältnisse des Klosters eingriff und wie sich dessen Verhältnisse überhaupt im Laufe des Mittelalters gestalteten, wird man weiter unten nachlesen können. Das Kloster Honau wurde ungefähr um 720 von dem Grafen Adalbert und dem Abt Benedikt gegründet.[1]) Es war eine ausgesprochene Schottenniederlassung; die Namen der meisten ältesten Äbte sind durchaus irisch: Duban, Egidan, Forgal, Adalloch u. a. Bemerkenswert ist außerdem, daß die sechs ersten Äbte (Benedictus, Duban, Stephan, Beatus, Egidan, Thomas) in Urkunden[2]) den Charakter eines Bischofs erhalten. Sie können aber nichts anderes gewesen sein als Regionarbischöfe, die gewisse weniger bedeutende bischöfliche Funktionen neben dem Ordinarius in einem Landsprengel oder auch nur in ihrer Klosterniederlassung ausüben durften.

Wenn die Überlieferung als Gründer bald den Adalbertus dux, einen Sohn Ettichos, nennt, bald den Bischof und Abt Benedict,[3]) eine Differenz, die uns auch bei Gengenbach begegnet, so läßt sie sich leicht auf eine einheitliche Tatsache zurückführen, insofern Benedict als der seine Niederlassung begründende Missionär oder Peregrinus zu fassen ist, Adalbertus als der eventuell in königlichem Auftrag handelnde Stifter, der das Besitztum anweist. Jedenfalls unterlag die Abtswahl bis zum Jahre 884 der Bestätigung des Königs; erst damals sprach Karl der Dicke auf Anregung eines Klostervogtes die Freiheit des Besitzes und der Abtswahl aus. Noch im 8. Jh. hatten sowohl Pippin wie Karl der Große die ursprünglichen Güterzuwendungen auf beiden Seiten des Rheines neu be-

[1]) Vgl. Sickel, Acta regnum et imperatorum Karolingorum II (Wien 1876), S. 216. — Grandidier, Hist. de l'égl. et des évêques-princes de Strasb. I, S. 398—410, und Œuvres inédites I, S. 157—165. — Hauck, Kirchengesch. Deutschl. I (1904), S. 305.

[2]) So eine Urkunde Pippins etwa um 748 (Mon. Germ., Diplom. I), S. 106; Böhmer-Mühlbacher, Regesta Imperii I, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern I, Nr. 60.

[3]) Eine Urkunde Karls des Großen vom Jahre 775. Böhmer-Mühlbacher a. a. O. S. 185.

stätigt und um ein beträchtliches vermehrt und in jeder Weise ihre Gunst den von den Einheimischen nicht immer freundlich behandelten Fremden bezeugt. Einen Besitzstreit zwischen Honau und Corvey ließ Karl der Große 870 in Schlettstadt durch die Kreuzprobe zugunsten des ersteren entscheiden. Die weitere Geschichte des Klosters interessiert hier weniger, da sie sich auf Besitznachrichten beschränkt. Ende des 11. Jhs. wurde es in ein weltliches Chorherrenstift verwandelt, 1290 wegen Bedrohung durch den Rhein nach Rheinau verlegt und 1398 aus dem gleichen Grund mit Alt-S. Peter in Straßburg vereinigt.[1])

Ungefähr um die gleiche Zeit wie Honau entstand auch das Kloster in Gengenbach, offenbar inmitten einer bürgerlichen Niederlassung. Als Gründer nennt die Tradition den Ruthardus dux und auch Pirmin, wobei wohl das gleiche Verhältnis anzunehmen ist wie in Honau. Nach der Reichenauer Verbrüderungsliste ist es in der ersten Hälfte des 9. Jhs. eine stark besiedelte Niederlassung. Wie Schuttern kam auch Gengenbach zu Anfang des 11. Jhs. an das Bamberger Bistum.

Von diesen drei klösterlichen Ansiedelungen sind es namentlich Schuttern und Gengenbach, die auch wesentlich den Gang der kirchengeschichtlichen Entwickelung während des ganzen Mittelalters bestimmen. Nicht nur daß sie für Urbarmachung der Gegend erfolgreich tätig waren, daß sie durch überreiche Zuwendungen und Privilegienverleihungen immer mehr ihre Macht festigten und ausdehnten und schließlich bis zu einem Grade, daß heftige Konflikte mit anderen Instanzen sich daraus ergaben: viel bedeutsamer ist es, daß ihr Verhältnis zum Reich auch die Wogen der großen Kämpfe der deutschen Kaiser hierher lenkte. Welche Haltung Schuttern im Investiturstreit einnahm, entzieht sich unserer Kenntnis, da die Chronik gerade für diese 100 Jahre eine Lücke aufweist; um so besseren Einblick in die bewegten Verhältnisse jener Zeit gewähren uns die kaiserfreundlichen Annalen von Gengenbach. Hier vollzog sich jahrzehntelang keine Abtswahl mehr in ruhiger und normaler Weise. Anscheinend stand die Mehrzahl des Konvents zum Papst, aber des Kaisers Anhang war dafür um so mächtiger und einflußreicher. Sobald nicht die Wahl eines ihm ergebenen Abtes anzunehmen ist, ernennt Heinrich IV. kurzerhand einen, wie 1074 den kurz zuvor in der Reichenau abgesetzten und exkommunizierten Ruotpert, einen simonistischen, habgierigen Mann, der schon 1075 erschlagen wurde. Auch sein Nachfolger ließ sich als Kaiserlicher nicht halten, und als Poppo 1083 gestorben, kam überhaupt sechs Jahre lang keine Wahl zustande. Der 1089 endlich Gewählte hatte offenbar auch eine große Gegnerschaft im Kloster, denn er wurde rasch vertrieben und konnte erst 1096 wieder von seinem Posten Besitz ergreifen. Die Kämpfe der Staufer mit den Päpsten machten sich erst in deren letzter Phase auch hier fühlbar; sie wurden nicht etwa als Prinzipienfragen, sondern als günstige Gelegenheit aufgefaßt, Einfluß und Besitzstand zu mehren. Schuttern

---

[1]) Grandidier, Oeuvres inédites I, S. 159 ff.

stand anfänglich auf seiten Friedrichs II., verließ aber dessen Sache wie auch der Bischof von Bamberg, der von Straßburg und die Geroldsecker. Ob der Leutkirchenstreit zwischen dem Ortenauer Adel und dem Stift Gengenbach ebenfalls einen solch politischen Hintergrund hatte, läßt sich mit Bestimmtheit heute nicht mehr sagen. Jedenfalls standen die königlichen Schultheißen, die die Interessen des Klosters Gengenbach in erster Linie zu wahren gehabt hätten, auf seiten der Adeligen, so daß die Gengenbacher erst durch Anrufung der Hilfe der Königin ihr Recht durchsetzen konnten. In welcher Weise um dieselbe Zeit der Bischof von Straßburg die verworrene Lage des Kaisers für sich in der Ortenau auszunutzen wußte, werden wir weiter unten noch erfahren. Auch in den Kämpfen Ludwigs des Bayern, die hier gleichfalls lokal- und sonderpolitische Färbung annahmen, waren die zwei Nachbarabteien in ihrer Stellungnahme nicht Seite an Seite; wenigstens wird uns über die Haltung von Schuttern Näheres nicht mitgeteilt. Wir wissen nur, daß Kloster wie Stadt in dem heftigen Kampf des antiköniglichen Bischofs und der Bürgerschaft von Straßburg gegen das feste geroldseckische Schloß Schwanau verbrannt und sonst schwer geschädigt wurden (1333/34). Gengenbach dagegen stellte sich offen und entschieden auf die Seite des Bayern, freilich auch nur, wie wir sehen werden, um für seine Interessenpolitik gegen die Reichsstädte Gengenbach und Offenburg eine einflußreiche und wirksame Stütze zu erhalten.

Über die Entwickelung der Klöster im einzelnen, über den Ausbau ihres Besitzes wird weiter unten im einzelnen noch zu handeln sein. Während Schuttern bis in die Neuzeit hinein seinen Besitz und seine Rechte gegen die Kastvögte zu verteidigen hatte und meist in einer gewissen Abhängigkeit von der politischen Gemeinde stand, besonders seit diese zur Stadt erhoben wurde (1337), ist die Haltung von Gengenbach eher agressiv gegen die Bürgerschaft. Namentlich im 13. Jh. hatte dieses Kloster durch Rodungen und Bergbau wie auch durch Stiftungen nahezu ein geschlossenes, das ganze untere Kinzigtal umfassendes Territorium sich geschaffen, innerhalb dessen dem Abt sehr weitgehende Rechte und Privilegien zustanden, wie zwei Drittel des Gerichts und des Allmendgenusses und das sehr ausgedehnte Fallrecht. Dadurch ergaben sich vielfach Reibereien zuerst mit dem Nachbaradel, teils weil Kompetenzen strittig waren, teils weil widerrechtlich kirchlicher Besitz angeeignet wurde, wie im Falle der Gengenbacher Martinskirche. In letzterer Angelegenheit mußte der Konvent sich selbst gegen einen Gegenabt wehren, den der Adel ihm aufgedrungen hatte, und in corpore die Hilfe der gerade in Hagenau residierenden Königin anflehen (1235). Beachtenswert ist es, wie schon hervorgehoben, daß die königlichen Schultheißen als Beamte der Ortenauer Lehen auf seiten der Klostergegner standen, wie auch nochmals später unter Rudolf von Habsburg, der ihnen einschärfen mußte, sich jeglicher Schikanen und der Beeinträchtigung von klösterlichen Rechten und Einkünften zu enthalten.

Das wachsende Selbstbewußtsein der Städte, das sich vor allem in der Bekämpfung der Rechte und Privilegien der Grundherrschaft und ganz besonders der geistlichen Herrschaft äußerte, nicht zum wenigsten auch das Beispiel von Straßburg, das in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. in blutigen Waffengängen die Gewalt und den Einfluß des Bischofs in der Stadt gebrochen hatte, führten hauptsächlich in Gengenbach zu jahrhundertelangen Reibereien. Die Rechte der Abtei konnten im Ernst kaum angefochten werden; anders stellt sich aber die Frage, ob es klug war von seiten der Äbte, gerade gegenüber den veränderten Verhältnissen, diese Rechte mit aller Schärfe zu betonen und die Privilegien wie unter Ludwig dem Bayern noch zu erweitern (1331). Das fühlte der damalige weitblickende und das Ganze im Auge behaltende Abt Lambert von Burn, wenn er die klösterlichen Vorrechte auf ihr richtiges Maß zurückführte. Dem Kloster wurde von Ludwig das Recht der Ernennung des Stadtschultheißen wie auch des Oberboten und Stadtmesners zugesprochen, während ihm bisher nur ein Einspruchsrecht zustand. Was die Bürger aber ganz besonders rebellisch machte, war die weit ausgedehnte und mit Spitzfindigkeiten angewendete Fallpflicht, das lästige Forstrecht des Klosters und namentlich dessen Recht auf zwei Drittel des Allmendgenusses. Die reichsstädtischen Freiheiten waren dadurch gelähmt. Ebenso fühlte sich Offenburg durch die großen Privilegien und Rechte der Gengenbacher Abtei wie durch die Ansprüche auf den Gotteshauswald in seinem Aufschwung gehemmt und sah seine Ausbürgerpolitik durch die Ausdehnung der Leibeigenschaftsrechte wie der Gefälle völlig bedroht. Trotz wiederholter Mahnungen Ludwigs, sich mit dem Abt zu vertragen in bezug auf Gülten und Rechte, blieb Offenburg hartnäckig in seiner Weigerung und setzte es durch, daß in einem durch den Bischof von Straßburg vermittelten Vergleich die Wirkungslosigkeit der klösterlichen Leibfallrechte gegenüber allen Bürgern der Stadt, auch den Ausbürgern, anerkannt wurde.[1]) In Gengenbach selbst wandelte Abt Lambert das am drückendsten empfundene Allmendrecht in die jährliche Abgabe eines kleinen Guldens und einen unbedeutenden Erschatz um. Aber beseitigt waren die Differenzen zwischen den Städten und dem Kloster nicht; dafür fielen die Interessensphären zu oft zusammen und waren die Ansprüche beiderseits zu wenig fest umgrenzt. Noch in den Tagen der beginnenden Reformation legte die Stadt all ihre Gravamina vor, und darunter figurierte jetzt auch die Exemtion des Konvents von allen öffentlichen Lasten. Damals bildeten diese Beschwerden die leicht zu durchschauende Maske für die eigentlichen Pläne einer Säkularisierung und Protestantisierung des Stiftes.[2])

Während der Besitzstand des Ortenauer Adels im Laufe des Mittelalters sich stark verschob und veränderte, blieb im allgemeinen der der Klöster sich

---

[1]) Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes I, S. 238 ff.

[2]) Ruppert, Z. 31, S. 315 ff.; Z. 32, S. 309 ff.

gleich und nahm eher noch zu. Neben den klösterlichen Territorien bildete sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters noch eine andere Grundherrschaft aus, die des Straßburger Bischofs,[1]) die auf die Entwickelung der kirchengeschichtlichen Verhältnisse nicht ohne Einfluß war. Auch hier zeigt sich trotz aller Zwischenfälle infolge von Verpfändungen die Tendenz, den Besitz immer weiter auszudehnen. Nachdem die Bischöfe schon in der ersten Hälfte des 13. Jhs. auf der Ullenburg und anderswo rechtsrheinisch begütert waren,[2]) suchten sie die nach dem Aussterben der Zähringer geschaffene unklare Erblage und die Gebundenheit des Reichsoberhauptes Friedrich II. in den kirchenpolitischen Kämpfen zur raschen Erweiterung dieses Besitzes durch Aneignung zähringischer Güter auszubeuten. Unterstützt durch die Geroldsecker brachte Bischof Heinrich von Stahleck Ortenberg und die Städte Offenburg und Gengenbach an sich und ließ sich diesen Erwerb durch den Kardinallegaten Petrus wie den Papst bestätigen (1248). Als nun auch Graf Konrad von Freiburg vom Gegenkönig die Städte Neuenburg und Offenburg und die Landvogtei Mortenau sich zuweisen und ebenfalls durch den Papst bestätigen ließ, kam es zur kriegerischen Auseinandersetzung, die für den Bischof erfolgreich verlief. Wohl wurde 1250 sein Bundesgenosse Walter von Geroldseck in der Burg Lahr gefangen gehalten, aber im gleichen Jahre noch gab Heinrich von Fürstenberg, der auf seiten Konrads stand, seine Ansprüche auf Offenburg, Ortenberg und Gengenbaeh auf, und ebenso scheint auch gleichzeitig Konrad von Freiburg zurückgetreten zu sein;[3]) denn die Mortenau verblieb vorerst dem Bischof, bis sie später unter Rudolf von Habsburg wieder zurückgegeben werden mußte.

In den heftigen Kämpfen, welche die Stadt Straßburg in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. um ihre Freiheit von der bischöflichen Oberhoheit ausfocht, hatten die Bischöfe keine Zeit, an Erweiterung ihres Besitzes in der Mortenau zu denken. Um so mehr war das im 14. Jh. der Fall; damals wurde die bischöfliche Herrschaft Oberkirch nahezu schon in ihrem späteren Umfang ausgebaut. Von Udelhildis, der Witwe Heinrichs von Fürstenberg, fielen dem Bistum durch Kauf Fürsteneck und Oberkirch zu (1303), während die Ullenburg als Lehen, hernach als freier Besitz für kurze Zeit an die Schauenburger kam, um später noch oft die Besitzer oder Lehensinhaber zu wechseln. Mit Oberkirch gingen noch reiche zugehörige Güter in der Umgebung sowie im Oppenauer Tal an das Stift über; Bischof Johann I. von Straßburg verlieh dem Mittelpunkt dieser Herrschaft Stadtrecht und eine Umwallung (1326). Von dieser Zeit führt die Stiftsherrschaft in der Ortenau nicht mehr die Benennung nach der Ullenburg, sondern noch Oberkirch. In Oppenau war das Stift zum Teil schon ansässig, zum

---

[1]) Vgl. Bader, Die ehemals Straßburg. Herrschaft Oberkirch, Badenia II (1840), S. 219—237.

[2]) In der zweiten Hälfte des 11. Jhs. war die Ullenburg schenkweise an das Stift Straßburg übergegangen, von dem sie als Lehen an das Haus Zähringen kam, bis sie nach dessen Aussterben wieder an das Bistum heimfiel. Vgl. Schöpflin, Als. dipl. I, S. 174; II, S. 124.

[3]) Vgl. Z. 9, S. 328, und im übrigen Ruppert, Mortenau I, S. 36 ff.

Teil erwarb es noch weiteren Besitz dazu, wie das Gut des Klosters Allerheiligen mit der Burg Friedberg. Kaiser Friedrich trat außerdem (1316) noch die Reichsdörfer Renchen, Ulm, Sasbach und das Oppenauer Tal mit der ganzen Jurisdiktion, mit der Unabhängigkeit vom Landvogt und mit allen Rechten und 1321 die letzten Reichsrechte gegen eine Summe von 300 Mark an den Bischof Johann ab, welche Cession 1330 auch durch Ludwig den Bayern bestätigt wurde. Dieses bischöfliche Territorium wurde jetzt in die sechs Gerichte zerlegt: Oberkirch (mit den Gemeinden Oberndorf, Wollfshag, Winterbach, Lautenbach, Sendelbach, Butschbach, Diepersbach, Giedensbach, Ödsbach, Wälden, Hesselbach, Schlatten), Kappel (mit Bernardshöfe, Steinenbach, Am Bach, Grimmerswald, Seebach, Hagenbruck, Unterwasser, Furschenbach, Waldulm, Simmersbach, Ottenhöfen), Sasbach (Sasbach, Ried mit den Zinken Wegscheid, Ottenweier und Malchhurst, Obersasbach mit Vogelsberg, Blumberg, Ziegelhof, Erlenbad, Kammersbronn, Heinishof, Winterbach, Sasbachwalden mit Sandweg, Büchelbach, Lierenbach, Eck, Dollen, Straubenhof mit Hagenberg, Schönbüch, Brandmatt, Bischenberg, Härchenberg, Steimelshof, Murberg, Ober- und Unter-Langert, Kappelberg, Schelsberg); Oppenau (mit Guckinsdorf, Boxberg, Fohren, Ottersberg, Ebene, Ansätze und Nordwasser, Heimburgertum, Ramsbach, Ibach, Löcherberg, Freiersbach, Bästenbach, Döttelbach, Rench, Maisach und Lierbach); Ulm (mit den Armenhöfen, Kayer, Weingarten und Rayersbach, Stadelhofen, Tiergarten mit Ringelbach, Mösbach, Erlach und Haslach); Renchen (mit Schneckenhöfen, Wagshurst und Honau). Den Bischöfen standen in diesem Gebiet völlig landesherrliche Rechte zu, die sich auch auf die unmittelbaren Ritterglieder ausdehnten. Jedem der sechs Gerichte waren der Schultheiß und Stabhalter sowie zehn von der Bürgerschaft präsentierte Gerichtsmänner vorgesetzt, das Zwölfergericht, das für die niedere Gerichtsbarkeit und Verwaltung zuständig war, während für die höhere der in Oberkirch residierende Landvogt oder Amtmann und Amtsschreiber in Betracht kamen und im Berufungsfall das Hof- und Appellationsgericht in Ettenheim, in früheren Zeiten in Zabern; die Gefälle waren der Amtsschaffnei in Renchen zugewiesen.

Leider bildete die Herrschaft Oberkirch in den langen Jahrhunderten der Zugehörigkeit zum Stift mehr das Expediens zum Ausgleich finanzieller Schwankungen denn einen Gegenstand planmäßiger Verwaltung. Wie ein leicht zu veräußerndes Objekt wurde sie verpfändet oder sonstwie aus der Hand gegeben oder auch wieder eingelöst, je nachdem die Lage es erheischte. Erstmals erfolgte eine Verpfändung 1393. Damals überließ Bischof Wilhelm von Diest Fürsteneck mit den zugehörigen Gütern pfandweise dem Kloster Allerheiligen; im Falle einer Wiedereinlösung hatten die Gerichte Oberkirch, Ulm, Sasbach und Renchen für den allenfallsigen Kaufschilling aufzukommen. 1399 kam gleicherweise ein anderer Teil der Herrschaft mit Oberkirch selbst an die Stadt Straßburg, und als das Stift später wieder in dessen Besitz zu kommen

suchte, entstanden schwere Differenzen (1428/29), in deren Verfolg als Verbündeter des Bischofs Markgraf Bernhard von Baden ein halbes Jahr erfolglos das Städtchen Oberkirch belagerte.[1]) Erst nach Erlegung der Pfandsumme fiel die Herrschaft wieder ganz dem Bischof zu, aber nur um sofort einer schon seit längerem gemachten Zusage zufolge um 10000 Mark an einen Georg von Bach (1443) und Friedrich von Schauenburg überzugehen. Jedoch fand bald darauf wieder ein Rückerwerb statt. Von jetzt an war der Vogtei eine verhältnismäßig lange Zeit der Ruhe und der inneren Ordnung beschieden. Selbst die Bauernunruhen beeinträchtigten diesen Zustand nur wenig; dagegen hatte die Herrschaft vom Kapitelstreit des 16. Jhs., wie wir sehen werden, auch wieder die unangenehmste Seite zu tragen, und als schließlich 1604 eine Einigung erzielt wurde, bildete sie für die vom Vermittler, dem Herzog von Württemberg, vorgestreckte Entschädigungssumme von 380000 Mark an den protestantischen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg das Pfandobjekt. 1665 wurde sie wieder eingelöst und von jetzt an auch wieder die Spuren des Protestantismus, die mit den Württembergern eingedrungen waren, beseitigt, namentlich seit die Kapuziner erschienen waren. Den Greueln des Dreißigjährigen und der späteren Franzosenkriege war das Gebiet als Eingangspforte zum Kinzigtale ganz besonders ausgesetzt. Über das alles ist noch an anderer Stelle zu berichten. Erwähnt sei hier nur noch, daß nach der Wegnahme Straßburgs durch die Franzosen der Bischof dafür vom Kaiser verantwortlich gemacht und gemaßregelt wurde, indem ihm die Herrschaft Oberkirch abgenommen und dem Türkenlouis, dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, (1683) zugewendet wurde, bis sie im Ryswyker Frieden wieder ans Stift heimfiel (1697). Durch die Säkularisation (1803) kam sie an Baden.

Außer den Benediktinern, die neben den genannten Abteien noch ein zu S. Georgen gehöriges Priorat in Rippoldsau (gegründet 1140) hatten, waren in unserem Kreis noch die Prämonstratenser vertreten, die sich in dem unwirtlichen Lierbachtal eine von der Herzogin Uta von Schauenburg (1196) gestiftete und mit Gütern in Renchen, Ramsbach, Hesselbach, Elesweiler, mit dem Patronat über die wichtige Nußbacher Kirche dotierte Heimstätte Allerheiligen schufen. Heinrich VII. erweiterte 1227 und 1233 diesen Besitz um ein beträchtliches mit dem Reichsgut in der Ortenau; auch von anderer Seite erfolgten Zuwendungen. Entsprechend ihrer Ordensregel treten die Klosterinsassen im Laufe der Jahrhunderte wenig nach außen hervor. In der zweiten Hälfte des 15. Jhs. war der Konvent infolge eines Brandes genötigt, nach seinem Besitztum in Lautenbach für einige Jahre überzusiedeln; es entstand hier damals (1471 ff.) die prachtvolle Kirche, eines der herrlichsten gotischen Gotteshäuser in Mittelbaden. Vom 16. Jh. an machte sich Allerheiligen weithin bekannt durch sein treffliches

[1]) Vgl. Schöpflin, Hist. Zaringo-Badens II, p. 115 ff.

Gymnasium. Von den älteren Orden hatten die Augustiner eine Niederlassung in Lahr (1259 gestiftet, 1482 in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt, 1558 protestantisch geworden), der Dominikanerorden eine wohl bald wieder verschollene Niederlassung für Dominikanerinnen in Offenburg (gegründet 1246); die Franziskaner besaßen Konvente in Seelbach, in Offenburg, wo sie seit 1280 den Unterricht in Händen hatten; die Klarissinnen die Niederlassung in Wittichen; die Kapuziner, die im Dreißigjährigen Krieg und den späteren Franzosenkriegen durch ihr mutiges Auftreten wie durch mancherlei Sympathien bei dem Feinde zum Segen für ihre Umgebung wurden, Niederlassungen in Haslach (gegründet 1630), in Offenburg (gegründet 1640) und in Oberkirch (gegründet 1696). In den wilden Kriegszeiten oblag den Kapuzinern vielfach ganz allein die Seelsorge, denen in Haslach außerdem nach dem Heimfall der Herrschaft Geroldseck (1649) die Rekatholisierung dieses Gebietes und des Oberprechtales. Klausnerinnen und Beghinen werden im hohen Mittelalter in Gengenbach, Oberkirch und Offenburg erwähnt.

Für die Entwickelungsgeschichte der Benefizien und Pfarreien bietet der Kreis Offenburg verschiedene sehr typische Beispiele dar. Wie in diesem Bezirk das Christentum vom fränkischen Gebiet aus über Straßburg durch Klosterniederlassungen einen sehr frühen Einbruch vornahm, so auch durch Gründung von Kirchen und sonstigen Gotteshäusern, offenbar zunächst auf fränkischen Krongütern. Und wie die Circumscription der Bistümer den alten frühgermanischen Gebietsgrenzen folgen, so spiegeln sich noch oft in den alten Archidiakonaten oder Dekanaten wie in den Pfarreien die alten Grafschaften oder Hundertschaften wieder, an die sich die Erinnerung zum Teil bis zur Gegenwart noch in den Mark- und Waldgenossenschaften erhalten hat. Derart sind die uralte Pfarrkirche und der Pfarrsprengel Nußbach entstanden. Noch im 10. Jh. verfügte der Kaiser, es war Otto III., darüber und vergabte den Kronhof und wahrscheinlich auch das Kirchenpatronat an das Stift Waldkirch; 100 Jahre später stritten sich um das letztere die Herzogin Uta und die Grafen von Freiburg. Ursprünglich ging die Jurisdiktion des Pfarrinhabers von Nußbach noch über die Kapellen in Oberkirch und Oberdorf, in Oppenau und Ebersweiler, bis sich im 13. Jh. Oberkirch und Oppenau als selbständige Pfarreien loslösten. Weniger rasch erfolgte die Dismembration der Offenburger Pfarrei, trotzdem sich im 17. Jh. die verschiedenen Filialen Bohlsbach, Elgersweier, Ortenberg, Rammersweier, Tutweiler, Waltersweier und Weingarten in den unsicheren Zeiten ewiger Kriegsläufte eifrig um eigene Pfarrechte bewarben; erst Ende des 18. und im 19. Jh. wurden teilweise diese Wünsche befriedigt. Auch die uralte, wohl in fränkische Frühzeit noch hinabreichende Pfarrei Burgheim in Lahr ist durch ihre Lage wie durch ihre spätere Verschmelzung mit der Stiftskirche in Lahr ein gutes Schulbeispiel für den Wandel in der Entwickelung eines Pfarrbenefiziums; auch in Seelbach, dessen Kirche schon 1179 urkundlich Pfarrechte besaß und in der Reformation

die früheren Pfarreien Prinzbach, Schuttertal und Reichenbach absorbierte, können wir den gleichen Vorgang der Zentralisation wahrnehmen. *(S.)*

* * *

Neben den Klöstern, unter denen Gengenbach an politischer Bedeutung weit hervorragt, und dem Bistum Straßburg treten im Laufe des 12. und 13. Jhs. einige mächtige Territorialherren auf. Im Süden des Landes waren es die Herren von Geroldseck, deren Macht in der ersten Hälfte des 13. Jhs. ihren Höhepunkt erreicht hat. Der Sage nach war ihr Geschlecht uralt und leitete seinen Ursprung ab von einem römischen Senator, namens Gerold, der Kaiser Karl den Großen nach seiner Krönung nach Deutschland begleitet und ihm im Kriege gegen die Sachsen große Dienste geleistet haben soll. Zum Lohne sei er zu einem Herzog in Schwaben und später außerdem zu einem Markgrafen von Österreich ernannt worden. Noch heute erinnert eine Tafel auf der Burg Hohengeroldseck an diese Stammsage. In der Tat gab es nun einen Gerold, der aber natürlich ein Deutscher war, sich als Graf in der Baar und Statthalter in Bayern ein großes Ansehen erwarb und auch in der Karlssage eine Rolle spielt.[1]) Er scheint aber ohne Nachkommen gestorben zu sein, und für ein Anknüpfen des Geschlechtes an ihn sind auch nicht die geringsten Beweise vorhanden. Urkundliche Nachrichten, welche über das 11. Jh. hinausreichen, haben wir von den Geroldseckern nicht. 1035 wird ein Herimannus genannt, der wahrscheinlich dem Geschlecht angehörte, dann ein Waltherus de Geroldsecca. Aber schon mit den folgenden Otto und Burckhardt stoßen wir auf die Schwierigkeit, welche die Aufhellung der ältesten Geschichte des Hauses überall hindert, nämlich die Existenz eines gleichnamigen Geschlechtes im Elsaß, der Herren von Geroldseck am Wasichin, die nach dem Stande der heutigen Forschung mit den rechtsrheinischen Herren nicht verwandt waren. 1139 wird die Burg zum erstenmal genannt, am Anfange des 13. Jhs. treten Mitglieder des Geschlechtes häufiger hervor, erst mit Walter — dem I. oder II., wie man will — gewinnen wir einen sicheren Boden. Der Territorialbesitz des Geschlechtes hatte damals seine größte Ausdehnung erlangt, ihm gehörte das Schuttertal, so ziemlich der größte Teil der Rheinebene von Mahlberg bis Offenburg, die Herrschaft Mahlberg war vielleicht durch Heirat an Walter gefallen, einige Orte im unteren und die kleine Herrschaft Schenkenzell im oberen Kinzigtal, die Herrschaft Romberg mit der gleichnamigen, heute zerstörten Burg bei Schapbach, zerstreute Besitzungen im Norden bis an die Oos, im Süden bis in das Glotter- und Dreisamtal, im Westen, über den Rhein hinüber, außer der Feste Schwanau noch eine Anzahl Besitzungen, kurz, es waren die Anfänge zu einer ganz bedeutenden mittelbadischen Macht vorhanden.

---

[1]) Ruppert, Geschichte der Mortenau I, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 8.

Damals mochte Walter die Residenz hoch oben auf dem Berge unbequem gewesen sein, und so gründete er sich eine zweite am Ausgange des Schuttertales, ziemlich im Schwerpunkt seiner Macht, er erbaute die Tiefburg Lahr. Schon vorher muß hier eine kleine Burg vielleicht eines zähringischen Ministerialen gestanden haben, von einem Dorf aber hören wir trotz der alten Namensform erst etwa ein Jahrzehnt später: möglich also, daß es erst im Anschluß an diese Tiefburg entstanden ist.

Unter Walter erfolgte die große Teilung der Herrschaft, die eine dauernde wurde und, wie stets, die Kraft des Geschlechtes lähmte. Die Söhne seines in der Schlacht bei Hausbergen gefallenen Sohnes, des Landvogtes Hermann, Heinrich I. und Walter II., erhielten die Herrschaft Lahr-Mahlberg und alles Land westlich der Bischofsmühle, die zwischen Lahr und Kuhbach zu suchen ist, ferner halb Ottenheim und alle Güter im Elsaß, außer der Hälfte der so wichtigen Rheinfestung Schwanau. Diese Hälfte wurde dem anderen Zweig reserviert, also dem Onkel der beiden, dem dritten Sohne Walters, Heinrich, der die Erbin von Veldenz geheiratet hatte und sich danach Graf von Veldenz nannte. Er erhielt alles Land östlich der Bischofsmühle, damit auch die Stammburg, dazu Zunsweier, Berghaupten und »was gegen Schwaben liegt und das Gut zu Schwaben«. Nach dem später gebräuchlichen Ausdruck scheinen darunter die Güter im oberen Kinzigtal, die Herrschaften Romberg und Schenkenzell gemeint zu sein. Der älteste Sohn dieses Heinrich, Walter, erbte in der Hauptsache die veldenzischen Besitzungen, sein Interesse lag also ferne von den eigentlichen Stammlanden, obwohl er ursprünglich an diesen wie an der Stammburg Anteil hatte. In der Heimat blieb Heinrichs zweiter Sohn Hermann, der mit einer Gräfin Uta von Tübingen verheiratet war, woher seine Bezeichnung und die seiner Nachkommen: von Tübingen. Sein Sohn Walter war mit einer Tochter des mächtigsten Dynastengeschlechtes der Umgegend verheiratet, mit Anna von Fürstenberg, er war also der Schwager jenes so trotzig dreinblickenden Grafen Götz, dessen Grabplatte wir in Haslach kennen lernen. Trotz dieser Verbindung aber ging es Walter herzlich schlecht. In den verschiedenen Fehden zwischen dem Bischof von Straßburg und dem Grafen von Württemberg, zwischen dem Bischof endlich und seiner Stadt, in den großen Kämpfen um die Kaiserkrone zwischen Friedrich von Österreich und Ludwig von Bayern benutzte der Geroldsecker seine Rheinfeste Schwanau zu einem ausgedehnten Erpressungssystem, insbesondere gegen die Kaufleute der Städte Zürich und Straßburg, indem er das Recht der Grundruher auf gewissenlose Weise mißbrauchte. Da zogen die Straßburger aus, eroberten nach heftiger Gegenwehr die, wie es scheint, sehr gut befestigte Tiefburg und verheerten auch auf dem rechten Rheinufer die Besitzungen des Hauses; so wurde Stadt und Schloß Schuttern verbrannt, bei welcher Gelegenheit das Kloster mit in Flammen aufging (1333). Nach einigen Nachrichten[1]) soll Walter

[1]) Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I, S. 435, wogegen Ruppert a. a. O. S. 170.

selbst in Schwanau gefallen sein, was von anderen bestritten wird. Von seinem wohl ältesten gleichnamigen Sohn, der sich ausdrücklich Herr von Hohengeroldseck nannte, ging die hohengeroldseckische Linie aus, die alle anderen überlebte, aber auch den tiefsten Niedergang des Geschlechtes sah und mit Jakob 1634 endete. Einer der drei anderen Söhne des unglücklichen Schloßherrn von Schwanau, Georg, Gangolf oder Wilhelm, war der Stifter einer Sulzer Seitenlinie, die nur dadurch für unsere Gegend von Bedeutung ist, daß die Hohengeroldsecker Vettern in ihre Kämpfe mit den Grafen von Württemberg verwickelt wurden. Die Linie starb im 15. Jh. aus.

Vor der großen Familientrennung i. J. 1277, schon am Ende des 12. Jhs., hatte sich ein Zweig von der Familie losgelöst, welcher sich nach seiner Residenz, der Diersburg in dem kleinen Tal zwischen den Ausläufern des Steinfirst, die Herren von Tiersperg nannte. Zum erstenmal hören wir 1197 von einem Waltherus de Tirsperg.[1] Sein Enkel, Heinrich II., der mit einer Heilika von Lichtenberg vermählt war, fiel 1262 in der Schlacht bei Hausbergen, und da sein Sohn Ludwig 1279 unverheiratet starb, so fielen die Lehen wohl an den Hauptstamm zurück, die Allode, darunter die Burg, aber kamen an den Gemahl der letzten Erbtochter, Wilhelm von Schwarzenberg, und gelangten, als dies Dynastengeschlecht immer mehr verarmte, in verschiedene Hände (s. unten).

Neben den Geroldseckern waren es die Erben der Zähringer, die Grafen von Urach, die in der Ortenau zu großem Territorialbesitz gelangten. Nach dem Aussterben des Herzogsgeschlechtes fielen die Reichslehen an den Kaiser zurück, die Familiengüter aber kamen an die beiden Schwäger Bertholds V., den Grafen Ulrich von Kyburg und den Grafen Egeno von Urach. Letzterer erhielt die im badischen Oberland gelegenen Besitzungen. Doch hatte er sich zunächst mit dem König auseinanderzusetzen, der die allodiale Eigenschaft einer ganzen Anzahl Güter bestritt.[2] Es kam zu einem ersten Erbfolgekrieg, der in einem Ausgleich von 1218 sein Ende fand. Die Masse des in unserer Gegend so erworbenen Besitzes erstreckte sich vom Acher- und Renchtal und von Kork nach Süden weit über die Grenzen der Ortenau, dazu gehörten Oberkirch, Hausach und Haslach. Ein neues Zerwürfnis mit den Hohenstaufen wurde 1226 geschlichtet. Unter Egenos Enkeln, Konrad und Heinrich, erfolgte die Trennung in die zwei Linien, der ältere, Konrad I., erhielt Freiburg und die Güter im Breisgau, in unserer Gegend auch Hausach, das weitab von den übrigen Besitzungen lag. Er und seine Nachkommen nannten sich von nun an Grafen von Freiburg, der jüngere Bruder, Heinrich I., aber nannte sich noch länger Graf von Urach, aber daneben schon seit 1250 Graf von Fürstenberg, nach seinem Lieblingswohnsitz. Von ihm stammt das heute noch blühende Geschlecht ab. Ihm waren die höher gelegenen, östlichen Teile des zähringischen Erbschaftsgebietes zu-

[1]) Ruppert a. a. O. S. 32.

[2]) Riezler, Geschichte des Hauses Fürstenberg I, S. 40.

gefallen im Schwarzwalde und in der Baar, im Kinzigtal Haslach, Steinach und Biberach, dazu schöne Besitzungen im Renchtal und ein Anteil am Schultheißenamte in Kork. Haslach wurde zwar als angebliches Lehen vom Reiche in Anspruch genommen, und Heinrich sah sich genötigt, um die Stadt zu behalten, sie vom Bischof von Straßburg zu Lehen zu nehmen. Auch verzichtete er auf seine Ansprüche an Offenburg, Ortenberg und Gengenbach, auf die das Bistum damals seine mächtige Hand gelegt hatte. Der stammverwandte König Rudolf sicherte dann dem Hause Haslach als Reichslehen, dagegen mußte der offenbar in schlechter finanzieller Lage befindliche Heinrich die Hälfte seines Dorfes Oberdorf und das Tal Ramsbach bei Oberkirch 1271 dem Bischof von Straßburg zu Lehen aufgeben. Durch Vermählung seines ältesten Sohnes Heinrich mit Udilhild, der Erbtochter des Freiherrn Friedrich von Wolfach, sicherte er seinem Geschlecht den Anfall der Herrschaft Wolfach, der auch etwa um 1280 erfolgt ist. Er dürfte dann noch die Burg Fürsteneck im Renchtal gegründet haben, wohl zum Schutze der dortigen Besitzungen, von denen Ausläufer bis in die Gegend von Bühl und das Achertal erkennbar sind, denen gerade Heinrich große Wichtigkeit beigelegt zu haben scheint.[1]) Sein gutes Verhältnis zu König Rudolf wirkte auch auf die Söhne Friedrich und Egeno nach, die so u. a. mit den Reichslehen zu Fürsteneck und Oberkirch belehnt wurden, nachdem Markgraf Rudolf von Baden darauf verzichtet hatte.[2]) Wieder aber hatte unterdes eine Teilung der Lande stattgefunden: Egeno nahm neben Villingen auch die Besitzungen im Kinzigtal mit Haslach, das nach dem Verlust Villingens an Österreich der Hauptort der Linie wurde, die sich dann auch danach benannte; Friedrich erhielt die alte Grafschaft Fürstenberg mit der Stammburg, den größeren Teil des Besitzes im Renchtal, ein kleinerer war gemeinsam. Wolfach blieb als Erbgut seiner Gemahlin bei Friedrich.

Die Haslacher Linie überdauerte ein Jahrhundert, einer ihrer für die Geschichte unseres Landes bedeutendsten Vertreter war der 1341 gestorbene Graf Götz, der Schwager Walters III. von Hohengeroldseck, der in zahllose Händel der Gegend verwickelt war. Mit seinem Enkel Hans, der 1386 bei Sempach fiel, starb die Haslacher Linie aus, der die Stadt wohl ihren ersten Ausbau und ihre Freiheiten zu verdanken hatte, und die Besitzungen kamen zurück an die Hauptlinie.

Diese, die mit Heinrich II. begann, hatte gleich im Anfange eine Anzahl Verluste zu erleiden; so sahen Heinrich und seine Mutter Udilhild sich genötigt, die Burg Fürsteneck und die Stadt Oberkirch dem Bischof von Straßburg zu verkaufen (1303). Damit war die Hauptmasse des Besitzes im Renchtal verloren gegangen. Dafür aber brachte Heinrich durch seine Heirat mit Verena, der Erbtochter des Grafen Heinrich von Freiburg (Badenweiler) und der Anna von Wartenberg,

---

[1]) Riezler, Geschichte des Hauses Fürstenberg I, S. 217.

[2]) Ebenda S. 222.

außer Wartenberg usw. auch den altzähringischen Besitz Hausach wieder seinem Stamme zu. Dagegen hatte eine andere Erwerbung, die des Tales Harmersbach, das ihm 1330 Kaiser Ludwig verpfändete, keinen Bestand. Seine drei Söhne nahmen eine neue Teilung vor, die aber der Tod bald beseitigte, und seinem Enkel, Heinrich IV., war es beschieden, alle Lande wieder in seiner Hand zu vereinigen, als auch 1386 die Haslacher Besitzungen zurückfielen, die er allerdings nicht ohne langwierige Streitigkeiten mit den Ansprüchen anderer erhielt. Schon mit seinen Söhnen erfolgt noch zu seinen Lebzeiten wieder eine Teilung der Lande, wobei aber die Kinzigtäler Besitzungen endlich vereinigt blieben, welche Konrad erhielt. Mit ihm und seinem Sohn Heinrich VI. bestand diese Kinzigtäler Linie von 1406 bis 1490, deren Besitz sich etwa von Steinach bis Oberwolfach, zum Turm zwischen Gutach und Hausach, bis zur Heidburg oben auf den Bergen erstreckte.

Gegen Osten grenzte ihr Besitz an Gutach, welches damals noch den Freiherren von Hornberg gehörte, die auf der nahen Burg residierten, aber im Laufe des 15. Jhs. sich genötigt sahen, ein Stück ihrer Herrschaft nach dem anderen an die Grafen von Württemberg zu verkaufen.

Außer dem Reich, dem Bischof, dem Kloster, den Geroldseckern und den Fürstenbergern teilten sich in den Besitz unserer Gegend noch die Herren von Lichtenberg und die Markgrafen von Baden. Erstere waren eine der mächtigsten Dynastenfamilien des unteren Elsaß, die ihren sagenhaften Ursprung auf Herzog Eticho hinaufführten. Doch treten sie urkundlich erst im 13. Jh. auf. Ihre Stammburg liegt auf einem hervorragenden Felskegel der Vogesen, über dem Dorfe Lichtenberg, unweit von Niederbronn.[1]) Wie andere Dynasten sind auch sie erst nach dem Niedergange der deutschen Reichs- und Kaisermacht zur Selbständigkeit und zu größerem fest abgegrenzten Besitz gekommen. Als erster erscheint ein Albert von Lichtenberc in einer Verschreibung für die Abtei Selz, angeblich identisch mit Albert, dem Vogte von Rotbach. Von seinen Söhnen setzte Ludwig I. das Geschlecht fort, da der ältere, Heinrich I., wie es scheint nur eine Tochter hinterließ. Die Besitzungen des Geschlechtes im Elsaß müssen damals schon ziemlich bedeutende gewesen sein und ihre Macht im Aufstreben begriffen. Ludwig war der Schirmvogt der Stadt Straßburg, und die dauernde Verbindung mit der mächtigen Stadt mag der Familie ebenfalls förderlich gewesen sein. Nach dem Tode Ludwigs verwalteten seine beiden Söhne, Heinrich II. und Ludwig II., die Vogtei, drei andere waren geistlichen Standes, und zwei davon, nämlich Konrad und Friedrich, von größter Bedeutung für das Geschlecht. Hintereinander bestiegen sie den Straßburger Bischofsstuhl, Konrad regierte von 1273 bis 1299, Friedrich von 1299 bis 1306. Ersterer ist der Bau-

[1]) J. Schaible, Geschichte des Bad. Hanauer Landes, Karlsruhe 1855, S. 19. J. G. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Mannheim 1862. Kindler von Knobloch a. a. O. II, S. 492 ff.

herr des Münsters, der die Fassade Erwin von Steinbachs erstehen ließ, auch sonst ein baulustiger Herr, jedoch ebenso kriegslustig, »ein herrlich schöne Person«, wie er in einer gleichzeitigen Chronik genannt wird.

Als er 1299 seinem Neffen zu Hilfe an der Spitze eines Heeres von angeblich 12000 Mann gegen die Stadt Freiburg zog, da wurde er, der keinen Harnisch trug, von einem Metzger erstochen. Schon vor seiner Regierung müssen die rechtsrheinischen Besitzungen seiner Familie an diese gekommen sein, Willstett vielleicht schon zu Ende des 12. oder Anfang des 13. Jhs., doch dürfte er sie wesentlich vermehrt haben. Aus der Chronik des Königshoven wissen wir, daß er 1293 das Städtlein Sermersheim bei Bennfelden abbrechen ließ sowie die Burg Krax, und »die Steine wurden enweg gefüret und die Stat Lichtenowe wart darus gebuwen und mit einer Mauer umgeben«. Es mag dahingestellt bleiben, ob es sich dabei um eine völlig neue Gründung handelt, wie allerdings nach dem vollständigen Mangel einer vorherigen Erwähnung scheinen möchte, oder nur um einen Ausbau und eine Befestigung mit den Mauern, die nach einer archivalischen Notiz 1313 fertiggestellt waren.[1]) Lichtenau und Willstett blieben jedenfalls die Hauptorte der nach ihnen benannten Ämter, zu denen später gehörten: zum Amte Lichtenau noch die 16 Dörfer Scherzheim, Grauelsbaum, Hehnlingen, Muckenschopf, Memprechtshofen, Holzhausen, Hausgereuth, Diersheim, Leutesheim, Freistett, Bischofsheim, Linx, Hohbühn, Bodersweier, Zierolshofen und Rencherlocherhof; zum Amte Willstett dieses selber, ferner Kork, Odelshofen, Neumühl, Querbach, Eckartsweier, Hesselhurst, Hohnhurst, Legelshurst, Bolzhurst, Sand und Auenheim, endlich die ausgegangenen Orte Weißweiler, Gundesweiler, Neuland, Guerge und Renchenbach.[2]) Ein Blick auf die Karte lehrt, daß also so ziemlich das heutige Amt Kehl die Masse des Lichtenbergschen rechtsrheinischen Besitzes bildete. Wie all das an das Haus kam, läßt sich im einzelnen nicht immer mehr feststellen. Ein Teil hatte früher dem Hochstift Straßburg, ein anderer den Geroldseckern, ein anderer wohl dem Reiche gehört. Mit den Brüdern des Bischofs Konrad, Heinrich II. und Ludwig II., teilte sich das Geschlecht in zwei Linien, aber verwaltete zunächst noch die Besitzungen gemeinsam; erst unter ihren Söhnen, Konrad I. und Johann I., erfolgte eine Teilung. Letzterer, von der jüngeren Ludwigschen Linie, behielt neben einem Anteil an linksrheinischen die rechtsrheinischen Besitzungen. Noch einmal spaltete sich seine Linie mit seinen Söhnen Johann und Ludwig oder Ludemann, um 1335. Des letzteren Nachkommen, die jüngere oder auch lichtenauische Linie, erhielt neben Buchsweiler und zahlreichen Orten im Elsaß Burg und Stadt Lichtenau mit den zugehörigen Orten jenseits des Rheines. Da Ludemann wie sein Sohn Heinrich oft in Lichtenau residierten, nannten sie sich danach auch direkt Herren von Lichtenau. Da die beiden

[1]) Lehmann a. a. O. S. 24.

[2]) Schaible a. a. O. S. 17.

anderen Linien im Anfange des 15. Jhs. ausstarben, so vereinigten schließlich die Urenkel Ludemanns, Jakob und Ludwig, die Besitzungen des Hauses wieder auf sich. — Verschwägert mit den Markgrafen von Baden, den Herren von Eberstein, Klingen, Teck, Ochsenstein, Werdenberg-Montfort, Veldenz, Geroldseck u. a., haben die Lichtenberger, die erst 1456 in einer Urkunde Friedrichs IV. Grafen genannt werden,[1]) an allen Händeln der Gegend reichen Anteil genommen.

Von Norden her griff die Macht der Markgrafen von Baden in die Ortenau über. Bühl, das 1302 als ein ebersteinisches Lehen der Windecker erscheint, kam in seiner nördlichen Hälfte 1386 an Baden; Steinbach gehörte schon seit älteren Zeiten demselben, 1258 hatte es Stadtrecht erhalten nach Freiburger Muster, wurde später zum Amtssitz für Bühl, Vimbuch, Sinzheim und war befestigt. Die badische Herrschaft erstreckte sich zum Teil auf Grund alten ebersteinischen Besitzes östlich des Hanauer Landes nach Süden bis Neusatz und Gebersberg, also in den Gegenden der Ortenau, welche der heutigen Kreiseinteilung zufolge nicht mehr in diesem Bande behandelt werden. Mitten im Herzen der Ortenau aber lag eine badische Enklave, die Herrschaft Staufenberg, welche von den Zähringern durch die Grafen von Freiburg an die Eberstein gekommen, die es 1366 an Baden verkauften. Zu der Herrschaft gehörte die gleichnamige Burg, Durbach, Bühl, Hespengrund, Wiedergrün, Obernesselried, Illental, Bottenau, Spring etc. Der Markgraf war so an allen Vorgängen der Ortenau direkt interessiert.

Daneben sind noch eine Anzahl Ministerialengeschlechter zu erwähnen, die gerade im 13. Jh. zu blühen anfangen, unter ihnen als mächtigste und bedeutendste die Herren von Schauenburg und Windeck, im Renchtal etwa die Herren von Neuenstein, weiter die Herren von Schopfheim, von Bach, das Ministerialengeschlecht von Diersburg, die späteren Herren von Staufenberg, die auf dieser Burg sitzenden und sich nach ihr nennenden badischen Ministerialen Kolb, Tarant, Stoll, Wiedergrün, Bock, Pfau von Rüppurr und andere mehr, welche man am Schlusse dieser Einleitung in der Wappenzusammenstellung nachsehen mag. Sie bildeten zusammen später die Ortenauer Ritterschaft, über die an geeigneter Stelle noch das Nötige zu bemerken ist.

Die Geschichte des 13. Jhs. beginnt in der Ortenau mit dem Kampf um die zähringische Erbschaft und dem damit zusammenhängenden Vordringen der Macht des Straßburger Bischofs. Zu gleicher Zeit steigerte der Aufstand des Königs Heinrich gegen seinen Vater Friedrich II. die Verwirrungen, die eben wieder von dem Bischof benutzt wurden. Er führte von 1228 bis 1230 einen Krieg gegen den Grafen Egeno von Freiburg, in dem er verschiedentlich siegte, aber die Verwüstung seiner Lande durch Feuer und Schwert nicht verhindern konnte.[2]) Erfolgreicher war der Nachfolger, Bischof Heinrich von

[1]) Kindler von Knobloch a. a. O. II, S. 497.

[2]) Vierordt, Badische Geschichte, S. 280.

Stahleck, dem es in den vierziger Jahren gelang, die Städte Gengenbach und Offenburg zu erobern sowie die Burg Ortenberg, auf welcher bis dahin ein Vogt des Reiches, also des unterdes vom Papst geächteten Kaisers Friedrich II., gesessen. Damit schien das Bistum die Ortenau in seiner Hand zu haben, und Heinrich von Stahleck begann sich häuslich einzurichten, u. a. die Befestigungen von Gengenbach zu erneuern. Obgleich die Kurie dem Grafen Konrad von Freiburg den Besitz der Städte Neuenburg und Offenburg sowie des Schlosses Ortenberg bestätigte und obgleich Graf Konrad von Freiburg die Verbündeten des Bischofs, Walter von Geroldseck und seinen Sohn Heinrich, in ihrem Schlosse Lahr gefangennahm — das ganze Jahrhundert finden wir die Geroldsecker im feindseligsten Gegensatz zu den Freiburgern, wohl weil sie ebenfalls Stücke zähringischen Erbes an sich gerissen —, trotz allem blieb der Bischof im Besitz. Von ganz anderer Seite wurde seinen Machtbestrebungen eine Grenze gesetzt. Eine neue Macht trat auf den Plan, die der Städte. Wie in vielen Bischofsstädten hatte schon längst in Straßburg das Streben der Bürgerschaft begonnen, die Herrschaft des Bischofs abzuschütteln, und es sollte ihr auch nach langwierigen Kämpfen gelingen. Ein bischöfliches Recht nach dem anderen bröckelte ab, um so mehr, als auch die pekuniären Mittel des Bischofs mit der Zeit nicht Schritt gehalten hatten und er sich nur zu häufig in die Lage versetzt sah, Rechte an die Stadt zu verpfänden. Diese hatte zur Stärkung ihrer Wehrkraft zugleich eine lebhafte Ausbürgerpolitik begonnen. Zu dieser kritischen Zeit bestieg Walter von Geroldseck den Bischofsstuhl, ein Mann, welcher die Eigenschaften, die wir an verschiedenen Mitgliedern des Geschlechtes beobachten können, offenbar ebenfalls besaß: eine gewisse Streitlust, verbunden mit verwegenem Mut und Überschätzung der eigenen Kraft. Bei solchen Anlagen mußte es zum schärfsten Konflikte kommen; der Bischof begann, gestützt auf die damals so blühende Macht seines Hauses, den Kampf. Der Stadt hatten sich zum Bunde gegen ihn u. a. die Städte Neuenburg und Colmar, vor allem aber der Graf Rudolf von Habsburg und natürlich Graf Konrad von Freiburg, die Herren von Ochsenstein, Hohenstein und Girbaden angeschlossen. In der mörderischen Schlacht bei Hausbergen (1262), die der trotzige Mann trotz des Abratens vorsichtiger Freunde annahm, wurde er besiegt; zahllose Mitglieder des Adels und seines eigenen Geschlechtes, des Bischofs Bruder, der Landvogt Hermann, sein Oheim, der Herr von Tiersberg, Johannes von Werd und viele andere fanden den Tod.[1]) 76 andere Adlige waren in Gefangenschaft geraten. Der Bischof selbst war, nachdem zwei Pferde unter ihm gefallen waren, auf dem dritten durch eilige Flucht entkommen. Auch die Herren von Lichtenberg — damals Heinrich II. und Ludwig II. —, obwohl Schirmvögte der Stadt, standen als Vasallen des Bischofs diesem bei, sowohl in der entscheidenden Schlacht als bis zu seinem Tode, der 1263 erfolgte. So litt auch ihr Land schwer unter

[1]) Ruppert a. a. O. S. 65.

den Kriegszügen der Straßburger Bürger, insbesondere wurde ihre Burg Willstett von den Straßburgern erobert und zerstört. Mit dem neuen Bischof, der sich mit den Straßburgern aussöhnte, kam auch der Friede, nur nicht für die Geroldsecker, gegen welche die Stadt den Kampf bis zum Jahre 1266 weiterführte. Die Macht des Geschlechtes wurde in diesen Kämpfen für immer gebrochen, es gab kein Aufsteigen mehr, sondern nur noch ein wenn auch langsames Niedersteigen. Eine Folge dieses Kampfes aber war auch, daß die Bestrebungen des Bischofs um Ausdehnung seiner Territorialmacht einige Zeit aufhörten, da er auch in den nächsten Jahrzehnten noch zu sehr durch seine Auseinandersetzungen mit der Stadt beschäftigt war. Vor allem jedoch war mit der Schlacht bei Hausbergen der endgültige Sieg der Stadt über den Bischof gewonnen. Gewiß blieb derselben noch viel zu wünschen und zu kämpfen übrig, noch bis in das 16. Jh. hinein, aber es war doch die Entscheidung gefallen.

Wie die Stadt Straßburg, so blühten im 13. Jh. auch die kleinen Schwesterstädte der Ortenau prächtig auf, und zwar nicht nur die drei Reichsstädte (bezw., späteren Reichsstädte) Offenburg, Gengenbach und Zell, sondern auch die landesherrlichen Städte wie Haslach, Hausach und Wolfach, vor allem aber das neugegründete Lahr, aus einem Dorf hervorgegangen, das möglicherweise erst kurz vorher im Anschluß an die neuerbaute Tiefburg der Geroldsecker entstanden war. Schon vor 1279 muß es zur Stadt erhoben worden sein, wie aus dem Freiheitsbrief dieses Jahres hervorgeht, welchen die sich nach der Trennung Herren von Lahr-Mahlberg nennenden Geroldsecker Heinrich I. und Walter II. ausstellten.

Das Beispiel von Straßburg konnte nicht verfehlen, ansteckend auf Städte wie Offenburg, Gengenbach und Zell zu wirken. Wie die Ortenau überhaupt, war wohl auch das Terrain, auf dem die heutige Stadt Offenburg steht, von Kaiser Heinrich II. dem Bistum Bamberg verliehen worden, als Bamberger Lehen an die Zähringer gekommen. Diese gründeten hier eine Burg, von der die Nachrichten, aber keine Spuren mehr sprechen, und im Anschluß daran entstand die Stadt, die ihr Marktrecht wohl noch von den Zähringern, ihr Münzrecht vielleicht von dem großen Hohenstaufen Friedrich II. erhielt, der nach dem Erlöschen des Herzogshauses das Reichslehen an sich zog. Weil auf freiem Reichsterritorium gelegen, behauptete die Stadt ihre Zugehörigkeit zum Reich, stieß aber allerecken an die Besitzungen des Klosters Gengenbach, mit dem der Konflikt unvermeidlich war. Gengenbach war auf dem Eigengut des Klosters angelegt, und seine Bestrebungen, sich von den drückenden Verpflichtungen gegenüber dem Abte frei zu machen, haben somit eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Vorgehen der Stadt Straßburg gegen ihren Bischof. Bei Zell, das von dem Kloster aus gegründet worden, lag der Fall wie bei Gengenbach. — Vorerst war allerdings keine Gelegenheit für die Selbständigkeitsregungen der Städte, denn seit 1247 waren sie im Besitze des Bischofs von Straßburg,

der in den Wirren der Zeit sie erobert hatte und das ganze Interregnum über behielt. 1273 aber bestieg Rudolf von Habsburg den deutschen Königsthron und zog, wie überall verlorenes Reichsgut, auch die Ortenau wieder an sich; etwa sechs Jahrzehnte blieb sie beim Reich. Sofort regten sich die Städte und begannen eine lebhafte Ausbürgerpolitik, die natürlich zu Konflikten mit den Rechten des Abtes führte. König Rudolf versuchte es, die Beziehungen des Klosters zu seinen Hintersassen und Zinsleuten zu regeln. Besonders günstig wurden die Verhältnisse für die Städte, als die großen Kämpfe um die deutsche Königskrone, die nach Rudolfs Tode ausbrachen, sich auf dem Boden des Oberrheins abspielten. Denn nun vermochte man ein geschicktes Verhältnis zu dem König zur Ausdehnung der Privilegien zu benutzen; in der Tat hat denn auch Adolf von Nassau die Städte sehr begünstigt, in der Geschichte der einzelnen Städte ist auf die Zeichen dieser Huld eingegangen. Adolf fiel zwar in der Schlacht bei Göllheim 1298, allein zunächst änderte sich das günstige Verhältnis zu dem Reiche nicht.

Die Stellung der Dynasten des Landes zu Adolf und seinem Gegner Albrecht von Habsburg war eine verschiedene, die ungeschickteste wieder die der Herren von Geroldseck, die, uneinig wie immer, auf beiden Seiten kämpften und von keiner Seite Dank erhielten. Zwar verlieh Adolf 1296, nach Absetzung des Albrecht nahestehenden Otto von Ochsenstein, die Landvogtei dem Sohne Heinrichs von Geroldseck-Veldenz, Hermann, der in der unglücklichen Göllheimer Schlacht seine Treue mit dem Tode besiegelte. Die Anhänger Adolfs traf nun die Rache Albrechts I., den Geroldseckern entzog er das Reichslehen Mahlberg und verpfändete es ihren alten Feinden, den Grafen von Freiburg, die allerdings nie in den Besitz gelangen konnten. Zu Heinrich VII. müssen die Geroldsecker dann wieder in besserem Verhältnis gestanden sein, denn 1309 wurde Walter III. nach Johann von Saarwerden Landvogt der Ortenau, sein Sohn trat in des Königs Dienst und begleitete ihn auf dem unglücklichen Römerzug. Von den beiden anderen großen Dynasten standen die Lichtenbergs treu auf Habsburger Seite, so auch zunächst wie später die Fürstenbergs, welches günstige Verhältnis nur kurz unter Albrecht I. vom Grafen Heinrich II. sehr zu seinem Schaden unterbrochen wurde.

Nach der wenigstens von Thronstreitigkeiten freien Zeit Kaiser Heinrichs VII. folgte 1314 die verhängnisvolle Doppelwahl Friedrichs des Schönen von Österreich und Ludwigs des Bayern, die neuen Zwiespalt auch in unsere Gegend brachte. Wieder war die Stellung der Geroldsecker geteilt: die in der Ortenau regierenden Linien standen nun auf der Habsburger Seite, fatalerweise diesmal der unterliegenden, die veldenzischen auf der Ludwigs; die Häuser Lichtenberg und Fürstenberg blieben habsburgisch. Die ganze oberrheinische Gegend hatte schwer unter den verheerenden Kämpfen der beiden Gegner zu leiden, und nach Beendigung der Zwistigkeiten, als Ludwig der Bayer siegreich

war, da begann für die Ortenau eine neue Art der Beunruhigung: das jahrzehntelange schöne Verhältnis zum Reiche hörte auf, die Könige begannen Reichsgut und Stadtsteuern nur noch als gute Versatzgegenstände zu betrachten.

Es fängt die Zeit der Pfandschaften an. Zunächst verpfändete 1334 König Ludwig »Růdolfen margrafen ze Baden genant von Pfarczheim und seinen erben Ortenberg die burch, Offenburg, Gengenbach und Celle die stet und alles daz, daz wir oder daz rich in der Mortenaẘ haben, ez sein vogtay, zins, stiwr oder gůlt, swie daz genant ist«.[1]) Zugleich aber hatte er angefangen, wie er es selbst nannte, Stücke aus der Landvogtei herauszubrechen, und das Harmersbacher Tal mit seinen Seitentälern an die Grafen von Fürstenberg verpfändet. 1351 wurde dem Bistum Straßburg das Recht gegeben, die Pfandschaft einzulösen, und 1356 das gleiche Recht für eine Hälfte derselben dem Pfalzgrafen. Letzterer machte zunächst keinen Gebrauch davon, wohl aber der Bischof, dessen Vögte von nun an auf Ortenberg saßen. Dieser versuchte nun, auch das Harmersbacher Tal wieder einzulösen, wogegen sich die Fürstenberger aber lebhaft sträubten. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen und Fehden, unter denen die Bauern sehr litten, bis 1367 durch Vermittelung der Städte Straßburg, Freiburg und Offenburg das Tal endlich dem Bischof geräumt wurde, der es allerdings bald darauf in seiner Geldverlegenheit an das Straßburger Bürgergeschlecht Bock verpfändete. Diese und ihre Erben behielten es 300 Jahre, aber ihre Rechte waren in dem Versatzinstrument sehr beschränkt, durch die Zersplitterung in viele Geschlechter wurde das Ansehen der Gemeinherren nicht erhöht, und diese Verpfändung von zweiter Hand wurde durch geschickte Benutzung die Vorstufe zur völligen Reichsfreiheit des Tales.[2])

Bis zum Anfange des 15. Jhs. blieben die Bischöfe im Alleinbesitz der Landvogtei; als aber (1400) Kurfürst Ruprecht von der Pfalz den deutschen Königsthron bestiegen, da löste er die eine Hälfte für sein Haus ein (1406), und ein Jahrhundert lang stand nun die Ortenau unter zwei Pfandherren, dem Bischof und dem Pfalzgrafen.

Die Geschichte der drei Reichsstädte war während dieser ganzen Zeit von zwei großen Angelegenheiten erfüllt. Es galt einerseits ihre Selbständigkeit gegenüber den Pfandherren zu wahren, andererseits dem Kloster Gengenbach immer mehr Rechte abzuringen. Beide Bestrebungen waren von Erfolg begleitet. Die Pfandherren, zunächst nur der Bischof, versuchten zwar, trotz des Versprechens, die Rechte zu wahren, die Städte unter ihre Gerichtsbarkeit zu bringen — mit diesem Anfang wären sie allmählich zu Landstädten herabgesunken —, der Bischof erlangte auch 1358 ein Privileg des Kaisers in diesem Sinne, allein die Städte protestierten, und unter Beihilfe des weitblickenden Abtes Lambert de Burn erreichten sie von Karl IV. das große Privileg von 1366, das ihre Reichsfreiheit

[1]) Krieger a. a. O. II, S. 435.

[2]) Siehe unseren Text S. 542, nach Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes I.

sicherte; sobald die Städte versetzt seien, sollten die Zwölf ihres Alten Rats sagen, was der Stadt Freiheit sei, außer dem Reichshofgericht sollten sie nur ihrem Zwölfergericht unterstehen. In dieser Urkunde, die sie sich unzählige Male neu bestätigen ließen, sahen die Städte mit Recht die Grundlage ihrer Reichsfreiheit.

Über die Auseinandersetzungen mit dem Grundherrn der Gegend ist oben in der Geschichte des Klosters ausführlich gesprochen und wird im Text selbst Eingehenderes gesagt, so daß hier nur das günstige Resultat für die Städte erwähnt werden muß, die es verstanden, die Verpflichtungen gegenüber dem Abte auf ein Minimum einzuschränken. — Im Innern der Städte selbst spielte sich unterdessen der Kampf zwischen den alten Geschlechtern und den Zünften ab, der zeitweilig mit dem Sieg der letzteren, dann aber mit einem Kompromiß endigte. Im 15. Jh. finden wir überall neben den Zwölfern des Alten Rats den Jungen Rat mit dem Stettmeister, der aus den Zünften gewählt wurde, und diese Verfassung, auf die unten im einzelnen eingegangen wird, blieb im wesentlichen gleich bis zum Ausgang des Römischen Reiches.

Die Geschichte der Ortenau in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters wird im wesentlichen ausgefüllt durch die zahllosen kleinen Fehden zwischen den einzelnen Territorialherren untereinander, unter denen mehr oder minder jeweils die ganze Gegend litt. Es ist hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen, und so seien nur einige der wichtigsten hervorgehoben, so die Fehden zwischen dem Markgrafen Rudolf III. von Baden und dem Bischof von Straßburg, die zunächst begannen wegen dem Strand- und dem Grundruhrrecht sowie wegen Ansprüchen gegen die Juden.[1] Andere Gründe oder vielleicht nur Anlässe waren Streitigkeiten zwischen den Lehensleuten der beiden, so z. B. wegen eines badischen Lehensmannes von Ow, der auf Staufenberg saß, wobei der Markgraf insbesondere die bischöflichen rechtsrheinischen Lande verheerte, während der Bischof 1327 Staufenberg eroberte. Auch der Markgraf Hermann IX., ein streitbarer Herr, geriet mit dem Bistum in Händel, und wieder eroberten die Truppen des Bischofs das Schloß Staufenberg.[2]

Es waren die Zeiten, da die große Pest Europa heimsuchte und auch in unseren Gegenden fürchterliche Opfer forderte. Wie in vielen Gegenden beschuldigte man in der Ortenau die Juden der Brunnenvergiftung, so in Offenburg, wo man alle der Stadt verwies; die Unglücklichen zogen es aber vor, statt neuen Schrecknissen entgegenzugehen, sich in einem Hause gemeinsam zu verbrennen. Ähnliches geschah in ganz Deutschland, so daß Kaiser Karl IV. sich zum Einschreiten genötigt sah und teils aus Menschlichkeit, teils um dem Reiche namhafte Einnahmen nicht entgehen zu lassen, den Städten große Bußen auferlegte. Die Gefahr, daß auch gegen sie große Ansprüche geltend gemacht

[1]) Weech, Badische Geschichte, S. 29.

[2]) Das offenbar bereits an Baden verpfändet war, an das es erst 1366 definitiv gelangte.

werden könnten, einigte auf einen Moment die Reichsstände der Gegend, so daß sie ein Bündnis zusammen schlossen: so Bischof und Stadt Straßburg, der Markgraf von Baden, die Grafen von Württemberg, Freiburg, Hohenberg, Fürstenberg, die Herren von Eberstein, Geroldseck u. a.[1]) Doch kaum war die Gefahr erledigt, als die Fehden wieder losbrachen, für unsere Gegend die verhängnisvollste, der sogen. Dachsteiner Krieg, eine erneute blutige Auseinandersetzung des Bischofs von Straßburg mit der Stadt. Wilhelm von Diest benutzte den Auszug eines großen Teils des Adels aus der Stadt, um zum Kampfe zu entflammen, an dem außer dem Markgrafen von Baden und anderen Herren auch Ludwig von Lichtenberg auf des Bischofs Seite teilnahm. Die Kriegsscharen des letzteren und seiner Verbündeten legten sich vor Oberkirch, das der Bischof vor Jahrzehnten der Stadt Straßburg verpfändet hatte, ohne es aber zu erobern; die Scharen der Stadt verwüsteten die Lichtenberger Lande, ließen einige Orte in Flammen aufgehen, so auch Bischofsheim, wo die zur Verteidigung hergerichtete und von Bauern besetzte Kirche mitsamt ihrer Besatzung verbrannt wurde,[2]) worauf der Lichtenberger mit den Straßburgern Frieden schloß. Im Jahre 1429 schloß auch der Bischof Frieden. — Kleinere Fehden waren die zwischen den Badenern, den Lichtenbergern und den Ebersteinern wegen der Schauenburg, zwischen den Hohengeroldseckern und den Grafen von Mörs um die lahr-mahlbergische Erbschaft sowie des rauflustigen Diebold von Hohengeroldseck mit den Lichtenbergern um das Erbe seiner Mutter.

* * *

Die Geschichte der Kunst in der Ortenau spiegelt getreulich die Entwickelung derselben mit allen ihren Phasen am Oberrhein, von Basel abwärts, wider. Wenn auch nicht in demselben Grade wie das Elsaß, ist das Land kulturell ein Zwischenland, das abwechselnd die Einflüsse von dem östlicheren Deutschland, von Schwaben und von Frankreich erfuhr. Wenn die rechtsrheinischen Gegenden begreiflicherweise weniger stark französischen Einflüssen ausgesetzt waren, so ist für die Ortenau doch wichtig, daß sie zum Sprengel des Bistums Straßburg gehörte, also mit diesem Zentrum der Kunst am Oberrhein in engster Beziehung stand.

Aus den früheren karolingisch-ottonischen Zeiten unserer Geschichte ist, wie es ja die Regel, in unseren Landen nichts erhalten, wenn wir nicht das kleine Heidenkirchlein in Freistett in so frühe Zeit datieren wollen.

Dagegen besitzen wir ein ziemlich frühes Denkmal des romanischen Stils in dem kleinen Kirchlein in Burgheim bei Lahr mit seinen gekuppelten Rundbogenfenstern und dem um das Portal herum gezogenen Sockel. Wenigstens steht den Formen nach nichts entgegen, in dem erhaltenen Bau jenen zu sehen, der 1035 an Stelle eines älteren Gotteshauses eingeweiht wurde. Es ist nicht

[1]) Weech a. a. O. S. 37.

[2]) Schaible a. a. O. S. 27 f.

ausgeschlossen, daß ungefähr zu gleicher Zeit, nach einer förmlichen Neugründung des Klosters durch Heinrich II., die Kirche von Schuttern entstand, die nach Beschädigungen 1155 nur repariert wurde. Sie ist durch einen Barockbau ersetzt, aber eine Ansicht vor dem Umbau zeigt uns eine große, dreischiffige Basilika mit schlichtem Äußeren, das nur durch einen Bogenfries unter dem Dache geziert war. Erhalten ist nur ein Türsturz mit sehr primitiven Skulpturen, die zweifellos symbolische Bedeutung haben.

Im 11./12. Jh. setzt der obenangedeutete stärkere schwäbische Einfluß ein. Die Reform der Cluniacenser war mit Anpassung an deutsche Verhältnisse unter dem großen Abt Wilhelm von Hirsau in seinem Kloster im Nagoldtal eingeführt worden, und von dort wurden ziemlich die meisten Benediktinerklöster reformiert. Mit den Hirsauer »Consuetudines« aber brachten die Mönche auch ihre eigenen Baugewohnheiten mit, so bei uns nach Gengenbach wie in die benachbarte neue Gründung Alpirsbach im oberen Kinzigtal. Kurz nach der Gengenbacher Reform i. J. 1117 dürfte auch im Anschlusse daran der Bau der dortigen Kirche begonnen worden sein, die mit wenigen späteren Anbauten heute ziemlich in ursprünglicher Gestalt dasteht. Sie zeigt die typische Hirsauer Form mit den über das Querschiff fortgeführten Seitenschiffen, wie der Hauptchor in kleineren Apsiden endigend, nach ihm zu sich in zwei Arkaden öffnend, daneben an den Ostwänden des Querschiffs noch zwei kleinere Apsiden, ein Schema, dessen Vorbild in der Aurelius- und Peterskirche in Hirsau nachgewiesen ist, das aber mit Vorliebe in den niedersächsischen Klöstern Hirsauer Obedienz erscheint. Die Arkaden des Langhauses werden abwechselnd von Pfeilern und Säulen getragen — der Stützenwechsel, der in Niedersachsen vor allem beliebt ist, der aber hier nicht wie dort zu einer Gliederung der Oberwand benutzt ist. Genau zu gleicher Zeit mag das im Schema etwas abweichende Alpirsbach, eine reine Säulenbasilika, entstanden sein, das also weder als Vorbild noch als Nachbild betrachtet werden kann. Wohl 100 Jahre später ist dann, trotz ihres altertümlicheren Eindrucks, die Schwarzacher Klosterkirche entstanden,[1]) welche die typischen fünf Apsiden aufweist, im Innern aber keinen Stützenwechsel, sondern Säulenarkaden. Gegen die schlanken, klassischen Verhältnisse der Gengenbacher Kirche wirkt diese schwer und in ihren Einzelformen barock. Hier wie in Gengenbach fehlt jetzt die Vorhalle, die ihnen ursprünglich, wie in Alpirsbach, vorgelegt war. — Im Schuttertal sind noch in Wittelbach die Reste einer romanischen Kirche zu erwähnen.

Was an romanischer Skulptur in der Ortenau erhalten ist, zeigt durchaus einen frühen oder einen provinzialen, primitiven Charakter. Den Türsturz von Schuttern haben wir schon erwähnt, ein weiterer Türsturz hat sich in Reichenbach (Amt Offenburg), je ein Tympanon in Haslach und Hausach erhalten. In Gengenbach müßte man der Eleganz des Baues und seiner orna-

[1]) Ich stimme mit der Datierung Sauers überein.

mentalen Details entsprechend eine hochstehende Bildhauerarbeit erwarten, doch existiert nur die thronende Madonna im Giebel, eine Figur, die noch sehr unbeholfen im Block stecken geblieben ist. Viel bedeutender das Tympanonrelief der Schwarzacher Kirche, darstellend den thronenden Heiland mit den zwei Apostelfürsten, das trotz seines archaischen Charakters in der ungezwungenen Haltung und dem Gesichtsausdruck als tüchtige Leistung der Zeit gelten kann.

Eine eifrige Bautätigkeit haben vom Ende des 12. bis zum Ende des 13. Jhs. die Herren von Geroldseck entfaltet, während der höchsten Blüte ihrer Macht, deren Schwerpunkt ja in der Ortenau lag, was bei allen anderen Territorialherren nicht der Fall war. Von der ersten Gestalt der Stammburg Hohengeroldseck, die 1239 zum erstenmal erwähnt wird, ist uns nichts erhalten. In ihrer heutigen Erscheinung der früheste Bau des Hauses ist die entlegene Burg Schenkenzell: eine Anlage mit zwei Palasen, einem Hof dazwischen und einem Bergfried, deren schlichte Fensterformen noch durchaus romanisch scheinen. Den gleichen Stil in seiner Ausbildung zeigt die Diersburg, welche die früh abgezweigte Linie des Geschlechtes wohl um 1200 bezw. in den ersten Jahrzehnten des 13. Jhs. erbaut haben mag. Denn als noch vor der Mitte dieses Jahrhunderts Walter von Geroldseck von der Stammburg herabstieg und sich eine Residenz im Tale schuf, die Tiefburg Lahr, da war schon jene letzte Blüte des romanischen Stils eingetreten, die wir ob der spielenden Verwendung französisch-gotischer Formen den Übergangsstil nennen. Die erhaltenen Fenster des schönen Quaderbaues sind gute Beispiele desselben. Bei Betrachtung dieses Baues und der folgenden möchte man beinahe glauben, daß Walter mit persönlichem Geschmacke sich für die Neuerungen in der Kunst einsetzte. Natürlich ist das eine unbeweisbare Vermutung. Denn nun überschwemmt die ganzen oberrheinischen Lande auf einmal jene gewaltige Flutwelle französischer Kunst, es beginnt das Eindringen der Gotik. Als Walter 1259 das Spital in Lahr gründete und es mit Augustinermönchen aus Obersteigen im Elsaß besetzte, da wird auch sofort der Bau der Stiftskirche in den Formen und in der Konstruktion der Gotik begonnen. Noch spürt man in den Seitenschiffen das Raumgefühl der früheren Zeit, allein der hohe, lichte Chor und die Verhältnisse des Mittelschiffs, die Konzentrierung des Gewölbeschubs auf die Pfeiler und die Strebepfeiler zeugen von einem Verständnis für das Wesentliche des neuen Stils. Allerdings war der Baumeister des Konstruktiven nicht ganz sicher — die Strebepfeiler zumal sind zu schwach angelegt —, zugleich gingen den Bauherren wohl in den schweren Kämpfen der sechziger Jahre mit dem Verluste ihrer Machtstellung die Mittel aus, die geplante Wölbung des Langhauses unterblieb nach wenigen Ansätzen. Trotzdem ist der Bau, den wir wohl kaum später als in die Jahre 1260 bis 1280 datieren dürfen, ein interessantes und frühes Beispiel für das Eindringen des neuen Stils. Nicht viel vorher mag der Neubau der Stammburg in Angriff genommen worden sein, denn während die Tiefburg

Lahr noch ganz im Übergangsstil erbaut ist, zeigt die weit in die Lande schauende Hohengeroldseck in den gekuppelten Spitzbogenfenstern, in den geradsturzigen, einpfostigen Fenstern des erhaltenen Palases, des »alten Hauses« schon die Bauweise der Gotik. Eine merkwürdige, vielleicht nicht zufällige Übereinstimmung zeigt sich in der Anlage mit der Diersburg, in der Form der beiden Palase und dem dazwischen liegenden Hof, dem Fehlen einer Schildmauer und eines Bergfriedes. Der letzte erhaltene geroldseckische Bau — Burg Schwanau ist bis auf wenige Grabenreste verschwunden —, die Tiefburg Dautenstein bei Lahr, ist in dem allein alten Grundriß als eine verkleinerte Wiederholung der Lahrer Tiefburg anzusehen.

Das 13. Jh. ist ja überall in deutschen Landen die Zeit gesteigerten Burgenbaues; so auch bei uns. Die Residenz Welfs VI. bezw. seiner Gemahlin, die Schauenburg, ist von dem jetzt dort residierenden Ministerialengeschlecht gänzlich verändert und zu einem interessanten Typus einer Ganerbenburg mit drei Wohntürmen, merkwürdiger Zugbrückenanlage, einer Schildmauer mit eingebauter Kapelle umgebaut worden. Stärker noch als im nordöstlichen Wohnturm kommen im südwestlichen die Fensterformen der Gotik zur Geltung. Ähnlich haben wir uns wohl den Aufbau der Ruinen Fürsteneck, Neuenstein, Bärenburg, Schiltach, Wolfach u. a. zu denken, von denen heute nichts mehr steht als die Grundmauern.

Viel früher als in den Bauten der Geroldsecker, vielleicht mit am frühesten am ganzen Oberrhein, scheint die Gotik eingezogen zu sein in dem um 1196 gegründeten Kloster Allerheiligen. Wenn auch nicht in demselben Maße wie die Cisterzienser, so sind doch die Prämonstratenser, deren Orden zur Neugründung berufen wurde, mehr oder minder ebenfalls die Pioniere der Gotik in Deutschland gewesen. Nicht lange nach der Gründung begann man in Allerheiligen den Bau der Kirche, und zwar der Vorhalle wie des Chores (Sockel) noch in romanischem Stil, um dann im Aufbau des letzteren rasch durch den Übergangsstil zur Gotik zu gelangen. Vielleicht wurde ein mit dem »opus francigenum« vertrauter Baumeister direkt aus Frankreich bezogen. In rascher Folge ging man an das Langhaus, das nach allen Anzeichen als Hallenkirche geplant war. Allerdings versagten da doch die technischen Fähigkeiten — wenn die aufgedeckten Strebepfeiler die ursprünglichen sind, so waren sie freilich durchaus ungenügend — und der Bau blieb als Provisorium mit hölzernen Stützen und hölzernem Dache stehen. In den Formen der Ostteile, besonders in der noch in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. angebauten Kapelle Allerheiligen aber besitzt die Gegend ein vorzügliches Beispiel frühgotischen Stils.

Wie in der politischen Geschichte mit dem 13. und 14. Jh. die Macht der Städte in den Vordergrund tritt, so auch in der Kunstgeschichte. Es erfolgt ihr eigentlicher Ausbau und die Verbesserung bezw. Neuanlage ihrer Befestigungen. Aus dieser Zeit stammen wohl die nur in wenigen Resten

erhaltenen Offenburger, welche uns verschiedene ältere Bilder zeigen, wie auch die Gengenbacher in der Hauptsache, der Oberbau der Türme ist allerdings jünger. Die schon in der Mitte des 13. Jhs. von Bischof Heinrich von Stahleck verbesserten Befestigungen sind am Ende des 14. Jhs. von der Bürgerschaft durchgehends erneuert worden. Typisch ist, wie am ganzen Oberrhein, die Anlage mit den zwei Mauerringen, ebenso vielen Zwingern, Gräben, den kleinen, nach innen offenen runden oder polygonalen Mauertürmen, den großen viereckigen Türmen, die ohne besondere Ausgestaltung in einem Pyramidendach endigen. Auch das Innere der Städte schmückte sich. In Offenburg erstand damals im 14. Jh. der Neubau der Pfarrkirche, von welcher im Chor noch ein Rest erhalten. Es entstand ein prächtiges Rathaus, Pfalz und Laube, das Andreasspital sowie das Franziskanerkloster. Sie alle sind den Zerstörungen des 17. Jhs. zum Opfer gefallen. Nur der Chor der Franziskanerkirche zeigt noch im Äußern seine alte Form, im Innern die hohen, weiten und lichten Verhältnisse, wie sie dem Bedürfnis der Predigerorden entsprachen. — Einer der merkwürdigsten Reste der Zeit aber ist das Judenbad, das, aus rituellen Ansprüchen entstanden, seinen früheren Formen nach um 1300, also etwa 40 Jahre vor der großen Judenverfolgung, erbaut worden sein muß. — Die gleiche Zeit brachte auch einen neuen Klosterbau in Wittichen, von dem aber nichts Ursprüngliches mehr erhalten ist.

Am Ende des Mittelalters beobachten wir eine neue gesteigerte kirchliche Bautätigkeit. Überall wurden, wie es scheint, die alten Kirchen zu enge und man errichtete neue. Ihre Langhäuser sind meistens in den späteren Jahrhunderten umgebaut worden, ihre Türme aber oft stehen geblieben, einfache, viereckige Bauten mit einer kreuzgewölbten Halle im Erdgeschoß, spitzbogigen Maßwerkfenstern im obersten Stock und schlichtem Satteldach, so in Haslach, Mühlenbach, Gengenbach (Martinskirche), Wolfach, Hausach u. a. An letzterem Orte steht auch noch der reizvolle Chor mit dem komplizierten Netzgewölbe der Spätgotik, ihren trocken profilierten Rippen, den schlanken Fenstern mit dem flamboyanten Maßwerk. Beispiele des gleichen Stils sind die Friedhofkapelle in Oppenau, die Wallfahrtskirche in Unterharmersbach, das kleine Kirchlein in Zimmern, die Kirche in Weingarten bei Offenburg, die dreischiffige schöne Kapelle des Klosters in Offenburg.

1470 äscherte der Blitz den, wie wir sahen, zum Teil nur provisorisch hergestellten Bau des Klosters Allerheiligen ein, und die Mönche sahen sich veranlaßt, bis zu erstelltem Neubau ihre Residenz einstweilen ins Renchtal zu verlegen. Diesem Umstand verdanken wir den Bau der Wallfahrtskapelle in Lautenbach, den in den Jahren 1471 bis etwa 1488 (mit den Einbauten) der Meister Hans Hertwig aus Bergzabern errichtete, ein hochbegabter Meister, der zweifellos in der Straßburger Bauhütte seine Schule erhalten. Die Gegend

besitzt damit ein Juwel der Spätgotik, in der Einzelausführung wie in der malerischen Erscheinung des Ganzen gleich reizvoll. Die Bedeutung der Kirche wird aber dadurch gesteigert, daß sie noch in ihrer alten, etwa von 1480 bis 1524 vollendeten Innenausstattung erhalten ist. Noch zieren sie die größtenteils vor 1500 entstandenen Glasgemälde, welche denen der verbrannten Magdalenenkirche so ähnlich und vielleicht in gleicher Werkstatt gearbeitet sind. Noch besitzt sie ihre alten Schnitzaltäre mit den Skulpturen und Gemälden.

In den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters war der Einfluß Frankreichs zurückgetreten, und die wichtigsten künstlerischen Beziehungen des Oberrheins gingen wieder nach Osten und Süden, nach Schwaben und dem Schwäbischen Meere. Die Plastik des 14. Jhs. hat uns nur in dem Grabmal des Götz von Fürstenberg in Haslach ein etwas primitives Beispiel hinterlassen. Das 15. Jh. bringt dann die glänzende Ausbildung des Schnitzaltars und damit der Holzskulptur, in die um die Jahrhundertwende schon ein leichter Wind von Süden, ein Hauch der Renaissance eindringt. Der Lautenbacher Hochaltar ist wohl eines der glänzendsten Werke der Gattung. Daneben sind die beiden Seitenaltäre sowie der ganz hervorragende Kruzifixus zu erwähnen, weiter Holzfiguren in Gaisbach, Bohlsbach, Offenburg und an anderen Orten. Der Holzschnitzstil, die Vorliebe für außerordentlich knittrige Falten, für eine messerscharfe Behandlung der Flächen überträgt sich auch auf die Steinskulptur, wie wir an Meisterwerken derselben, an dem heiligen Grab in Gengenbach, dem Kruzifixus und dem Ölberg auf dem alten Friedhof in Offenburg beobachten können. Letzterer ist eine Kopie im Gegensinne des Ölberges im Straßburger Münster; ersterer ist früher mit dem Badener Kruzifix des Niklas von der Leyen in Verbindung gebracht worden, meiner Ansicht nach ohne Recht, es ist eine durchaus selbständige Arbeit.

Für die Entwickelung der deutschen Malerei, für die Eroberung der Welt der Wirklichkeit wird der Oberrhein ja neuerdings immer wichtiger. Dazu kann unsere Gegend keinen Beitrag bieten. Die erhaltenen Denkmäler stammen alle erst aus der zweiten Hälfte und dem Ende des 15. Jhs. So die Wandmalereien in Burgheim wie die in der Bühlwegkapelle bei Ortenberg. In den letzteren macht sich schon in der Tracht das Eindringen des neuen Geschmackes bemerklich. Auch die Tafelgemälde künden bereits die Wendung zum 16. Jh. an. Es sind meistens Bilder, die zu Hans Baldung Grien in irgendwelcher Beziehung stehen, mögen sie nun vor ihm oder unter seinem Einfluß geschaffen worden sein. Noch ist die Geschichte der Malerei am Oberrhein am Ende des 15. und Anfang des 16. Jhs. ein gänzlich unerforschtes Gebiet, vielleicht tragen die in diesem Band publizierten Bilder in Lautenbach, Kehl, Bohlsbach etc., zum Teil hochbedeutende Werke, irgendwie zur Klärung bei.

Am Schlusse der mittelalterlichen Kunstentwickelung unserer Gegend steht der Wiederaufbau von Allerheiligen, die spätgotische Herstellung des Langhauses, der Neubau des Kreuzganges und der Klosterräumlichkeiten, von

denen wir durch Grabungen den Kapitelsaal feststellen konnten, sowie der Umbau des Rathauses in Offenburg. Nur ein kleiner Rest ist noch erhalten, eine Torhalle mit Netzgewölbe, aus dem der Kopf des Baumeisters hervorlugt, zusammen mit den obengenannten spätgotischen Kirchen und Kapellen eine Andeutung des Reichtums und der hohen Qualität des früheren Kunstbesitzes der Gegend.

* * *

In den Besitzverhältnissen der Ortenau sind am Ende des Mittelalters kleine Verschiebungen eingetreten. Zwei Dynastenhäuser erloschen: die lahr-mahlbergische Linie der Geroldsecker und die Lichtenberger. Die Herrschaft Lahr-Mahlberg kam 1426 an den Gemahl der letzten Erbtochter, an den Grafen Johann von Mörs-Saarwerden, der aber in schwerem Kampfe gegen die Hohengeroldsecker das Erbe seiner Gattin zu verteidigen hatte. Die Grafen gerieten dadurch in derartige Schulden, daß sie 1442 die Hälfte der Herrschaft zum Mitbesitz an Markgraf Jakob von Baden verkaufen mußten. Baden verkaufte zwar wieder die Hälfte seines Anteils 1462 an die Stadt Straßburg, löste ihn aber schon 1480 wieder ein. Auch der Mörs-Saarwerdensche Mannesstamm starb 1527 aus, und nun kam der Schwiegersohn des letzten Grafen von Mörs, Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken, in den Gemeinbesitz mit Baden. Dieser Zustand blieb bis 1629, wo u. a. auf Grund konfessioneller Bedenken des katholischen Markgrafen — das Haus Nassau war protestantisch — eine Teilung erfolgte, bei der die Herrschaft Lahr an Nassau, die Herrschaft Mahlberg aber an Baden kam.

Das Haus Lichtenberg erlosch 1480 mit Jakob, er wird erstmals 1458 als »Graf« von Kaiser Friedrich III. bezeichnet. Die gesamten rechts- und linksrheinischen Besitzungen des Hauses waren in diesem Jahrhundert an den jüngsten Stamm gefallen. Jakob starb kinderlos, sein Bruder Ludwig hatte jedoch zwei Töchter hinterlassen, Anna und Else, deren Männer, Philipp Graf zu Hanau und Graf Simon-Weeker von Zweibrücken-Bitsch, als Erben auftraten. Es kam zu einem Erbfolgekrieg mit dem Bischof von Straßburg, in dem letzterer Willstett besetzte. Doch wurde derselbe bald durch Vermittelung beigelegt, Philipp erhielt außer fünf elsässischen Ämtern das Amt Willstett und Simon von Zweibrücken-Bitsch neben der gleichen Anzahl linksrheinischer Besitzungen das Amt Lichtenau. Doch waren die beiden rechtsrheinischen Ämter als Kondominat gemeinschaftlich.

Wichtig für die Gestaltung der Gegend war dann vor allem der Niedergang des Hauses Hohengeroldseck. Unglückliche Kriege, durch die Rauflust seiner Mitglieder heraufbeschworen, brachten es an den Rand des Abgrundes. Schon Diebolt I. sah sich um die Mitte des Jahrhunderts genötigt, sich in den Erbdienst der Pfalz zu seinem Schutze zu begeben, der auch Diebolt II. 1474 gegen die Straßburger schützte. Die pekuniären Bedrängnisse aber wurden

immer größer, Dorf um Dorf verpfändet und verkauft. Schon war die Hälfte der Herrschaft verloren, da hatte Diebolt II. auch noch den unglücklichen Gedanken, sich von dem Erbdienst der Pfalz frei zu machen und dem Pfalzgrafen Fehde anzukündigen. Dieser — damals Kurfürst Philipp — eroberte 1486 nach sechswöchiger Belagerung die Stammburg, und nun war das unglückliche Geschlecht gänzlich von Haus und Hof vertrieben. Auch die Herrschaft Romberg sahen sie sich genötigt 1490, die Herrschaft Schenkenzell 1498 (bezw. 1500) an die Grafen von Fürstenberg zu verkaufen, deren Gebiet so die wünschenswerte Abrundung erfuhr. — Kaiser Max erteilte zwar 1500 Gangolf von Hohengeroldseck die Reichslehen, erst nach Jahrzehnten aber gelangte dieser wieder in den Besitz seiner sehr ruinierten Lande.

Mit der Einnahme der Hohengeroldseck schienen die Bestrebungen des Pfalzgrafen, sich in der Ortenau festzusetzen, von Erfolg gekrönt, hatte er doch auch die Hälfte der Landvogtei inne. Da wurde der Sohn Philipps, Ruprecht, durch seine Ansprüche auf das Erbe Georgs des Reichen von Landshut in den bayerisch-landshutischen Erbfolgestreit verwickelt, und als er sich weigerte, die Teilungsvorschläge des Königs Max anzunehmen, wurde über ihn die Reichsacht verhängt, die Hälfte der Landvogtei wurde ihm abgenommen, ebenso die Hohengeroldseck. Letztere war zwar zunächst bis zum Ausgang des Prozesses mit der Pfalz dem Markgrafen Christoph von Baden zur Verwahrung übergeben, doch konnte endlich 1511 Gangolf wieder in sein Schloß einziehen.

So war also das Vordringen der Pfalz zurückgedämmt. Die Reichsstädte der Ortenau hatten den König dabei kräftig unterstützt, dankbar bestätigte er jetzt ihre alten Rechte, beschränkte auch den Anspruch des Straßburger Bischofs als Pfandherrn auf seinen Anteil an der Reichssteuer und schlichtete 1507 auf dem Reichstage zu Hagenau die Streitpunkte zwischen der Stadt Gengenbach und dem Kloster in einem für erstere günstigen Sinne.

Auch das Haus Fürstenberg, das dem König beigestanden hatte, wurde belohnt. Die Kinzigtäler Linie war mit dem baulustigen und kinderlosen Heinrich VI. 1490 ausgestorben, die Besitzungen im Kinzigtal waren wieder mit den Stammlanden vereint unter den Brüdern Heinrich und Wolfgang, und da ersterer 1499 starb, in der alleinigen Hand Wolfgangs. Der Vermehrung der Macht durch den Ankauf geroldseckischer Besitzungen ist bereits oben gedacht worden. Jetzt erhielt Wolfgang, der in der Ortenau mit gefochten hatte, 1504 die pfälzische Hälfte derselben in Pfand. Er residierte von nun an mit Vorliebe auf der Burg Ortenberg. Schon fünf Jahre nachher aber starb Wolfgang und die Lande gingen an seinen Sohn Wilhelm über, der ob seines abenteuerlichen und bewegten Lebens, dem die Zimmernsche Chronik ein besonderes Kapitel widmet, den Namen »der wilde Graf von Fürstenberg« erhielt. Er focht bald im Dienste des Kaisers, bald in französischen Diensten, dann auf der Seite Sickingens und wieder 1528 als kaiserlicher Feldobrist in Italien. Für die Sache

der Reformation hat er sich frühe interessiert und wohnte 1529 dem Religionsgespräch in Marburg bei. Gleich nachher dient er wieder dem König von Frankreich, zerwirft sich aber mit dem Connétable von Montmorency, kehrt wieder zu den kaiserlichen Fahnen zurück und kämpft gegen Frankreich, wird gefangen, vom Haus Habsburg im Stich gelassen und endlich von seinem Bruder Friedrich ausgelöst, um fünf Jahre nachher auf Ortenberg, das auch er als Residenz bevorzugte, an Geist und Körper zerrüttet zu sterben. Insbesondere durch seine Stellung zur Reformation — nahm er doch auch an dem Schmalkaldischen Kriege teil — hatten sich seine Beziehungen zu dem Kaiser immer mehr verschlimmert, und so mußte er 1548 die Regierung an seinen Bruder, den Grafen Friedrich, abtreten.

Dies in groben Zügen die Lage des Landes um die Wende vom 15. zum 16. Jh. Unsere am Schlusse des Bandes beigegebene historische Karte ermöglicht einen Überblick über die Besitzverhältnisse: es ist dazu zu bemerken, daß auf ihr im allgemeinen der Zustand um die Mitte des 15. Jhs. geschildert ist, daß es sich aber empfahl, für die fürstenbergischen Lande schon die Abrundung derselben am Ende des Jahrhunderts durch die geroldseckischen Verkäufe wiederzugeben. *(Wth.)*

* * *

Über den kirchlich-religiösen Geist am Schlusse des Mittelalters gewähren uns die zugänglichen Dokumente nicht allzuviel Einblick. Dürfen wir aber einen Rückschluß wagen aus der raschen und weiten Verbreitung und den kirchenfeindlichen Zug der Bauernerhebung und der Reformation, so ergibt sich daraus nicht gerade ein erfreuliches Bild von der religiösen Haltung des Volkes. Im Anfang des 17. Jhs. schilderte der Offenburger Pfarrektor Rapp[1]) in einem Rückblick auf die Zustände in seiner Pfarrei während der beginnenden Reformation, daß viele Pfründeinhaber, meist dem Adel angehörig, lieber nach Straßburg gezogen und daß der Gottesdienst auch von den an Ort und Stelle Anwesenden arg vernachlässigt worden sei; ein Adeliger habe innerhalb 30 Jahren die Kanzel nicht betreten. Man wird sich gewiß hüten müssen, die schweren und häufigen Anklagen eines Geiler oder Sebastian Brant gegen den Klerus zu verallgemeinern; aber die Zustände in den großen und reich gewordenen Klöstern, in Gengenbach, weniger vielleicht in Schuttern, sowie in Wittichen, am Schlusse des Mittelalters sind doch unleugbare Erscheinungen und Zeugen einer tiefen sittlichen Verwilderung. Gengenbach war ja seit dem Anfang des 15. Jhs. nur noch eine Versorgungsanstalt des Ortenauer Adels geworden; 1461 wurde der Ausschluß bürgerlicher Elemente geradezu zum Klosterstatut erhoben. Reformversuche wie durch Aufnahme in die Bursfelder Kongregation (1463), der auch Schuttern um diese Zeit beitrat, oder der Reformplan des Kardinals Peraudi

[1]) K. Walter, Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp über die Pfarrei zu Offenburg vom 26. Oktober 1616, Karlsruhe 1892, und Staudenmaier im Freib. Kirchenbl. 1880, Nr. 4 ff.

blieben ohne nachhaltige Wirkung. Unter Konrad von Müllheim war die Zerrüttung des Stiftes Gengenbach aufs höchste vorgeschritten (1506); dem Vorgehen gegen diesen Prälaten, der kurzerhand gefangen gesetzt wurde, liegt als tiefstes Motiv wahrscheinlich die Absicht, das Kloster in ein weltliches Stift umzuwandeln, zugrunde; wenigstens hat der Haupträdelsführer an dem Anschlag und der Nachfolger Konrads, Philipp von Eselsberg, diesen Plan mit größter Energie betrieben und in Rom auch vollen Erfolg erzielt (1523). Nur legte der Kaiser diesmal ein entschiedenes Veto ein. Auch im Stift zu Lahr hatten »die Priestermägde« solches Ärgernis erregt, daß der Rat 1539 dagegen einschreiten mußte.[1]) Nicht besser war es in vorreformatorischer Zeit um Wittichen bestellt, wo ebenfalls der Reichtum eine bedenkliche Laxheit im Lebenswandel gezeitigt, so daß auch hier Säkularisierungspläne auf seiten der Nonnen bestanden.

In bezug auf Pflege der Volksbildung und der Wissenschaften lassen sich nur wenige Momente zusammentragen, die uns dahingehende Bestrebungen bezeugen können. Im Kloster Gengenbach war jedenfalls in den turbulenten Zeiten des 15. Jhs. das Schulwesen arg vernachlässigt, so daß zu Anfang des 16. Jhs. der Stadtrat in seinen Beschwerden dieses Desiderium ganz besonders unterstrich; in der kurzen protestantischen Periode konnte das protestantische Gymnasium unter seinem Begründer, der mit Sturm in Straßburg in enger Fühlung sich hielt, unter Matthias Erb, eine gewisse Blüte erzielen; dagegen ging es schon wieder unter seinem Nachfolger Dionysius Reuchlin (1537) stark abwärts. Auf katholischer Seite hat Cornelius Eselsberger, der Führer der Gegenreformation im Stift Gengenbach, dem Schulwesen rühmliche Förderung zu teil werden lassen. In Offenburg scheint man früher denn anderswo dem Unterrichtswesen von Stadt wegen Aufmerksamkeit und Förderung geschenkt zu haben. Damit hängt, wie wir sehen, die Berufung der Franziskaner zusammen. Im 15. Jh. weist die Stadt eine Anzahl tüchtiger Gelehrter und einen Kreis von Humanisten auf, der sich um eine 1490 hier errichtete Buchdruckeroffizin scharte, so den Historiographen Paul Volz, den Straßburger Rechtsgelehrten Dr. Wendelin Büttelbronn, den gleichfalls von hier gebürtigen Straßburger Stettmeister Sturm von Sturmeck, den Lehrer der Lateinschule Gervas Sopher. Andere wissenschaftlich interessierte Offenburger dieser Zeit sind der bischöfliche Offizial in Straßburg Nikolaus Lindenstumpf, der seine Studien in Wien, Paris und Bologna gemacht, 1417 am Konstanzer und 1431 am Basler Konzil sich beteiligt hatte, 1421 Pfarrer in Offenburg, 1441 Kanonikus von Jung S. Peter in Straßburg geworden war;[2]) oder der in Bologna zum Doctor juris promovierte Nikolaus Dych, der 1499 und 1502 als Clericus Argentinensis in Romana curia causarum procurator vorkommt.[3]) Über das Schulwesen der späteren Zeit

[1]) Ruppert, Die Mortenau I, S. 369.

[2]) Knod, Deutsche Studenten in Bologna (Berlin 1899), S. 384 ff.

[3]) Knod a. a. O. S. 90. — Z. NF. VII, S. 122, 128 ff.

geben die Visitationsberichte des 17. Jhs. einige kümmerliche Aufschlüsse, die aber höchstens über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein sowie ganz allgemein über die Beschaffenheit der Lehrer an einem Ort etwas besagen.

Die kirchlichen Verhältnisse waren somit auch in der Ortenau nicht besser und nicht schlechter am Schlusse des Mittelalters als anderswo; der Wetterzeichen waren aber auch hier genug vorhanden, die auf eine Katastrophe hinweisen konnten. Der weitausgedehnte Besitz, den die Klöster und Stifte hier hatten und der gewöhnlich von keiner guten Einwirkung auf die sittlichen Zustände war, die mangelhafte geistige und religiöse Unterweisung des gewöhnlichen Volkes boten um die Wende vom 15. zum 16. Jh. sozial-religiösen Agitatoren günstiges Feld. Die Waldenser, hier Winkler genannt, hatten von Straßburg aus im 15. Jh. in größeren Gemeinwesen, wie Offenburg und Lahr, regen Anhang gefunden; es wurden bei einem gerichtlichen Verhör von 32 in Straßburg gefolterten Winklern die Häuser und Herbergen der Sekte in den zwei genannten Städten bekannt (1400). Während wir von den Straßburgern wissen, daß sie dem von den Dominikanern beantragten Feuertod nur durch Einspruch des städtischen Rats entgingen und mit Verbannung geahndet wurden, ist uns über das Schicksal der Lahrer und Offenburger Waldenser nichts bekannt. Wir müssen aber annehmen, daß Reste dieser Bewegung sich bis ins 16. Jh. forterhielten und in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in der Sekte der Wiedertäufer wieder auflebten. Auch die gegen wirkliche oder vermeintliche Mißstände in der Kirche und auf seiten der Grundherrschaft gerichtete Bewegung unter der bäuerlichen Bevölkerung hatte zu Anfang des 16. Jhs. hier Wurzel gefaßt. Von Württemberg aus war der Aufstand des Armen Konrad auch aufs badische Gebiet hinübergedrungen und hatte hier hauptsächlich in Bühl und Achern auf Anstiften des hernach hingerichteten Gugelbastian[1]) die Gärung eingeleitet, die im Bauernkrieg von 1525 ihren gewaltsamen Ausbruch erlebte. In dem uns hier zunächst interessierenden Gebiet vollzog sich die ganze Bewegung allerdings in harmloseren Formen, wenn auch den verschiedenen Klöstern, die in erster Linie als Angriffspunkte ausgesucht wurden, wie Schuttern und dem Klosterhof von Allerheiligen in Lautenbach, beträchtlicher Schaden zugefügt wurde. Anfangs schien es, als ob die ganze, noch nicht radikale Bewegung durch Unterhandlungen eingedämmt werden könne. Solche führte der Beauftragte des Straßburger Bischofs, Klaus Meyer, in den einzelnen Gerichtsorten der Ortenauer Landvogtei; nur Appenweier und Griesheim hatten weitergehende Forderungen gestellt. Während noch Mitte April überall eine friedliche Lösung zu erwarten war, brach schon am 27. April der Aufruhr los. Offenbar durch auswärtige Agitatoren geschürt, richtete sich der Sturm zuerst gegen Schwarzach und verpflanzte sich von dort auch durch den Oberkircher Haufen von Aufrührern in den nordöstlichen und

[1]) H. Schreiber, Der Bundschuh zu Lehen und der arme Konrad zu Bühl, Freiburg 1824. Hartfelder, Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland (Stuttgart 1884), S. 372 ff.

südlichen Teil der Ortenau, wo Lautenbach und Schuttern besonders zu leiden hatten. Der Abt von Schuttern floh nach Freiburg, nachdem der auf seinen Eigenvorteil bedachte Kastvogt Gangolf von Geroldseck nichts ausgerichtet. In dem herrenlosen Kloster scheint bei der Jugendlichkeit des Priors die Disziplin rasch in Verfall gekommen zu sein.[1]) Gengenbach blieb dadurch, daß die Stadt und der Graf von Fürstenberg zum Zweck der Säkularisierung die Hand über die dortige Abtei hielten, von Exzessen verschont. Im übrigen einigten sich die verschiedenen Grundherren mit den Bauern in dem Vergleich von Renchen vom 25. Mai 1525, den der Markgraf Philipp, der Bischof von Straßburg, die Grafen von Hanau-Lichtenberg und Fürstenberg, die Ortenauer Ritterschaft und die Schultheißen der Hauptorte unterzeichneten. Die für uns hier in Betracht kommenden Punkte betrafen die Anstellung von Pfarrern, die erst nach Anhörung einer Predigt und nach Prüfung des Lebenswandels des Kandidaten durch das Ortsgericht erfolgen solle; ferner die Verkündigung des Gotteswortes auf der Kanzel, das »unverdunkelt und lauter« sein müsse. Wer sich dessen als unfähig erweist, solle binnen vier Monaten abgesetzt und aus den Zehntgefällen pensioniert werden. Zehnten sollen nur vom Wein und allem, was die Mühle bricht, gegeben werden; von Hanf und Heu bloß der Zwanzigste. Der Zehntherr muß für die Pfarrerbesoldung besorgt sein, damit die »Nebenschinderei« durch Opfer-, Beicht- und andere Gelder aufhöre. Für den südlichen Teil der Ortenau wurde die Basis zur Verständigung im Offenburger Vertrag vom 13. Juni gefunden, den Markgraf Philipp für die Herrschaft Lahr annahm. Die Vorteile, die der Renchener Vertrag garantierte, fehlten hier fast vollständig, dagegen wurden die Aufständischen zur Rechenschaft und zum Schadenersatz angehalten. Die Gemeinde Schuttern wurde in Villingen und später auch durch den österreichischen Landvogt von Ensisheim zur Bezahlung einer Brandschatzung an das Kloster verurteilt (1526), die der Kastvogt Gangolf von Geroldseck für sich einzutreiben suchte (1527), bis man von Ensisheim dagegen einschritt. Im übrigen wurde die Bewegung, wie man aus der Darlegung der politischen Geschichte dieses Gebietes ersehen kann, hier ohne die sonstige blutige Strenge zum Halt gebracht.

In der Art und Weise, wie in dem Bauernprogramm auch die Forderung eines sittlichen Lebenswandels, der unverdunkelten und lauteren Verkündigung des Gotteswortes und der Pfarreranstellung durch die Gemeinde aufgenommen ist, lassen sich unzweifelhaft Nachklänge der ersten Vorstöße der lutherischen Bewegung erkennen. Von ihr war von allem Anfang an auch die Ortenau berührt. Der allmähliche Übertritt Straßburgs zu der religiösen Neuerung beginnt mit dem Jahre 1520, und die meisten der ortenauischen Grundherren traten wenn nicht sofort zu ihr über, so doch wenigstens ihr nicht entgegen. Namentlich erwies sich der einflußreiche und energische Graf Wilhelm von Fürstenberg als erfolgreicher Reformator des Kinzigtales[2]) und der ihm seit 1504 verpfändeten

[1]) Mone, Quellensammlung III, S. 670.
[2]) Vierordt, Gesch. der evang. Kirche in Baden I, S. 308 ff.

Landvogtei Ortenau. Schon in den zwanziger Jahren begann überall in diesem Gebiete die neue Lehre vorzudringen; freilich war damals der Graf noch meist auswärts, aber überall unter den ersten Vorkämpfern dafür. Nach dem Marburger Tag begleitete er die reformierten süddeutschen Theologen Butzer, Hedio und Ökolampad heimwärts und betrieb 1534 mit dem Landgrafen von Hessen die Heimführung des Herzogs Ulrich von Württemberg. Als er Ende der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre in sein Gebiet heimkehrte, begann er systematisch die Reformation durchzuführen. Den Abt des Klosters Gengenbach, Philipp von Eselsberg, hatte er seit 1525 durch allerlei kleinliche oder gewalttätige Mittel zur Abdankung zu bestimmen gesucht,[1]) wodurch die auch von der Stadt aus betriebene Säkularisierung des Stiftes ipso facto herbeigeführt worden wäre. Den durchaus schwachen und wahrscheinlich selbst protestantischen Nachfolger in der Abtswürde, Melchior von Horneck,[2]) hatte Graf Wilhelm vollständig in der Hand, so daß, wie weiter unten ausführlich noch gezeigt werden soll, um das Jahr 1540 die Abtei unmittelbar vor dem Übergang an die neue Lehre stand; der Konvent war zeitweilig bis auf einen Pater zusammengeschmolzen. Dieser eine, Friedrich von Keppenbach, behauptete aber doch das Feld, wenn auch Graf Wilhelm mit allen erdenklichen Mitteln und zum Teil durch Haftstrafe ihn zur Nachgiebigkeit zu bestimmen suchte.[3]) Tatsächlich mußte er sich auch mit der von seinem Vorgänger, Melchior von Horneck, angenommenen Säkularisation und mit der Zulassung von aus Stiftsmitteln zu dotierenden Prädikanten einverstanden erklären; auch eine »Statthalterei« des siebenjährigen Otto von Eberstein, der nur der Stellvertreter des jungen Grafen von Salm war, wurde ihm aufoktroyiert und ein natürlicher Sohn des alten Salm, ein aus Rheims gebürtiger Mönch, als Prior.

Auch anderswo in der Ortenau fand unter der Einwirkung des Grafen die neue Lehre Aufnahme, so rings um Offenburg, besonders in dem Filialort Weingarten, wo 1537 ein Prädikant eingesetzt wurde. Im Kinzigtal hatte Graf Wilhelm erst nach dem Tode seiner Mutter Elisabeth (1540), die sich für Lebenszeit einen Anteil an der Herrschaft gesichert hatte, freie Hand. Es wurde jetzt das Benediktinerkloster Rippoldsau aufgehoben und das Klarisinnenkloster Wittichen aufs schwerste beeinträchtigt. 1542 fand in Haslach eine evangelische Synode von Prädikanten der Landvogtei Ortenau und des Kinzigtales statt; auf ihr wurde das Ersuchen an den Grafen gestellt, eine neuerliche Visitation des Bezirkes durch Hedio vornehmen zu lassen zur Hebung der Kirchenzucht, Feststellung einer Kirchenordnung und Besetzung der noch ledigen Pfarr- und Schulstellen. Bei dieser Veranstaltung werden als im Tale wirkende Prädikanten angeführt: Magister Franz Beckh und sein Helfer Hans Jerg Lemp, Martin

[1]) Franck in FDA. VI, S. 1—26.

[2]) Vgl. über die Vorgänge unter diesem Abt Ruppert in Z. 33, S. 128—159.

[3]) Franck in FDA. VII, S. 83—105; Ruppert, FDA. XVI, S. 196—215.

Schalling (von Straßburg nach Wolfach versetzt), die von Oberwolfach, Schenkenzell, Hausach, Schappach, Welschensteinach. Durch die französische Gefangenschaft des Grafen wurde die weitere Reformierung der Grafschaft und Vogtei verlangsamt und durch die Einführung des Interims und den baldigen Tod des Fürstenbergers (1549) gewaltsam unterbrochen. Der Erbe des Grafen Wilhelm, sein Bruder Friedrich, suchte die frühere Ordnung mit Umsicht und Besonnenheit wiederherzustellen.[1]) In der Abtei Gengenbach hielt sich Friedrich von Keppenbach allen Schikanen zum Trotz gegen den »wälschen Prior« bis zu seinem unerwartet raschen Tod (1555). Sein Nachfolger Agricola suchte vor allem den letzteren zu entfernen, auf strikte, auch vom Kaiser neuerdings eingeschärfte Durchführung des Interims und damit auf Entfernung der Prädikanten aus dem Reichsstädtchen zu dringen. Die eigentliche Seele der Gegenreformation war aber der Stadtpfarrer Cornelius Eselsberger, der sich besonders um das Schulwesen in der Stadt dauernde Verdienste erwarb. Ruhiger noch scheint sich nach der Einlösung der Reichspfandschaft über die Ortenau durch Österreich (1551) die Rekatholisierung hier vollzogen zu haben, soweit unter Graf Wilhelms Einfluß die neue Lehre eingedrungen war. Wenigstens wird uns nirgends von einem Gewaltakt berichtet, der doch sicherlich irgendwie festgelegt worden wäre.

Bleibende Zustände schuf die Reformation im Gegensatz zum Gebiet des Fürstenbergers in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg.[2]) Zu Beginn der Bewegung stand der obere Teil der Grafschaft auf badischer Seite, das Amt Willstätt, unter dem Grafen Philipp III. Nahm er sich auch im Verein mit der Stadt Straßburg des in Lichtenau 1525 verhafteten Prädikanten Martin Enderlin an, so war er doch in seiner religiösen Haltung zum mindesten schwankend, wenn nicht Gegner der weiteren Entwickelung der religiösen Neuerung, so daß er das Vertrauen der Reformatoren in keiner Weise besaß. 1538 folgte ihm sein Sohn Philipp IV. im südlichen Teile der Grafschaft, indes er sich in die Herrschaft über den nördlichen, das Amt Lichtenau, ebenfalls mit dem katholischen Grafen Reinhard von Zweibrücken-Bitsch teilen mußte. Der Reformation offenbar von Anfang an zugetan, leistete er ihr aber erst nach dem Tod seiner Gemahlin Eleonore von Fürstenberg (1544) offenen Vorschub. Schon 1545 erbat er von Straßburg »etliche taugliche und bewährte Diener des h. Evangeliums für die fürnemsten Orte der Grafschaft«. Er erhielt zunächst nur drei mit der Kölner Reformationsordnung; während er zwei davon in dem elsässischen Teil seiner Herrschaft verwendete, kam Anselm Pflüger nach Willstätt; Ende des Jahres 1545 finden wir ihn in Kork und Sand angestellt. Damals ersuchte der Graf die Stadt Straßburg um dessen dauernde Überlassung. Gleichzeitig unterhielt Graf Philipp eine lebhafte Korrespondenz mit dem Straßburger Refor-

[1]) Vgl. FDA. II, S. 11 ff.

[2]) Vierordt I, S. 319 ff. Schaible, Gesch. des bad. Hanauerlandes (Karlsruhe 1855), S. 45 ff.

mator Hedio. Zur Besprechung des Reformationsplanes und der kirchlichen Organisation wurde am 12. Mai 1545 die erste hanau-lichtenbergische Synode in der elsässischen Residenz des Grafen, Buchsweiler, abgehalten. Es beteiligten sich daran 21 Geistliche, von denen aber nur ein kleiner Teil sich unbedingt für Einführung der Reformation aussprach. Im allgemeinen vollzog sich das Reformationswerk hier weniger schroff als vielfach anderwärts. Die erste wichtige, von Butzer vorgeschlagene Maßnahme war die Säkularisierung des Kirchengutes. Es wurde den Heiligenpflegern an den einzelnen Orten mit der Begründung, daß die Verwaltung vielfach nachlässig gewesen, entzogen und in einer einzigen für ein Amt zuständigen Kirchenschaffnei vereinigt, für das badische Hanauerland in der Schaffnei Rheinbischofsheim. Damit war allerdings eine einheitlichere Verwaltung der Kirchengefälle gesichert und die letzteren wenigstens teilweise ihrem Zweck erhalten, insofern sie zur Bestreitung der Kirchen- und Schulbedürfnisse verwendet werden sollten. Gleichzeitig verloren die einzelnen Kirchengemeinden ihre Benennung nach dem Orts- oder Kirchenpatron und behielten ausschließlich die bürgerliche Namensbezeichnung. In Legelshurst, wo das Kloster Eschau den Pfarrsatz hatte, hielt sich der katholische Gottesdienst am zähesten; ebenso in der von Allerheiligen abhängigen Pfarrei von Sand, wo uns aber auch schon 1560 der Prädikant Schallesius begegnet. In Rheinbischofsheim starb der letzte katholische Pfarrer, Martin Hildbrandt, 1564; aber auch er war verheiratet gewesen, und seine Witwe bezog noch einige Zeit das Benefiziumserträgnis; pastoriert wurde die Gemeinde indes von Fautenbach aus. Schließlich zog auch hier nach langen Auseinandersetzungen zwischen den zwei Herrschaftsinhabern, Hanau und Bitsch, und dem das Patronatsrecht ausübenden Domkapitel ein protestantischer Geistlicher ein. In Honau, wo das Straßburger Stift gleichfalls das Patronatsrecht hatte, war schon in den zwanziger Jahren ein Prädikant tätig gewesen. 1532 wurde zwar nochmals ein katholischer Pfarrer angewiesen, aber schon 1559 trat das bisher mit Honau pastorierte Bodersweier zur neuen Lehre über, weil das Domkapitel den dem Protestantismus zuneigenden Geistlichen Koch von Bodersweier absetzen wollte. Honau dagegen blieb dank den Bemühungen des Kapitels dem Katholizismus erhalten. Auenheim hatte einen Prädikanten seit 1561, Linx seit 1566, Eckartsweier wohl schon seit 1555, Freistett, das bisher Filiale von Rheinbischofsheim war, trotz Einspruchs des Domkapitels in Straßburg seit 1582, nachdem es zur Pfarrei mit der Filiale Memprechtshofen erhoben worden war. Im Amte Lichtenau fand die Reformation nach dem Tode Jakobs von Bitsch, des katholischen Mitherrn (1570), ebenfalls ungehindert Eingang; das Städtchen Lichtenau hatte einen Prädikanten schon seit 1565. 1572 wurde eine neue Kirchenordnung von dem Grafen erlassen; sie fügte der älteren manche aus den badischen und pfälzischen entnommenen Verordnungen bei.[1]) 1578 erschien ein vorläufiger Entwurf zur Konkordien-

[1]) Gedruckt in Straßburg 1573.

formel, den 65 Prädikanten der gesamten Grafschaft unterzeichnet hatten; wer ihr nicht beitrat, wie der Pfarrer von Rheinbischofsheim, wurde abgesetzt. Das Hanauerland war damit bis auf kleine Enklaven, wie Honau, dem Protestantismus dauernd gesichert.

Weniger nachhaltig war die Reformationsbewegung in der Herrschaft Geroldseck.[1]) Von allem Anfang sehen wir dieses freiherrliche Geschlecht, dessen letzte Schicksale von Verarmung und vielfachen Gewalttaten berichten, auf seiten Luthers. Diesem letzteren hatte Diebolt von Geroldseck als Administrator von Einsiedeln 1519 ein Asyl angeboten und ein solches auch Ulrich von Hutten am Zürichersee gewährt; mit Zwingli fand er einen gemeinsamen Tod bei Kappel (1531). Sein Bruder und Herrschaftsinhaber Gangolf (gestorben 1548) war durch sein späteres Dienst- und Lehensverhältnis zu Österreich von einer offenen Stellungnahme zum Luthertum abgehalten, dagegen übte er die Schirmvogtei über Ettenheimmünster und Schuttern in drückendster Weise aus. Dagegen wandte sich sein Sohn und Nachfolger Quirin unverhohlen, wie der Abt Johann von Gengenbach bezeugt, der lutherischen Sekte zu, unterstützte auch 1568 mit dreizehn Fähnlein die Hugenotten, wobei er in der Schlacht von Montcontour (1569) fiel. Bis dahin ist offenbar die Protestantisierung von Seelbach, Prinzbach und Schuttertal schon vollzogene Tatsache gewesen; nicht bekannt ist, ob auch in den Orten, wo die Geroldsecker nur die Teilherrschaft hatten, wie in Reichenbach, wo die Röder noch zuständig waren, oder in Berghaupten, das auch noch der Herrschaft des Bischofs von Straßburg unterstand, während Münstertal, Schweighausen und Wittelbach als straßburgisch bischöfliches Lehen den Geroldseckern verliehen waren. Jedenfalls suchte Karl von Hohenzollern, der Vormund des noch unmündigen Söhnchens und Erben Quirins, Jakobs von Geroldseck, der 1573 in die Herrschaft kam, den alten Religionszustand wiederherzustellen, indem er zunächst vom Abt Gisbert von Gengenbach zwei »ehrbare gelarte und geschickhte Priester« erbat, »die mit singen, lesen und predigen wohlgeübt«. Auf die religiöse Haltung des jungen Geroldseckers hatte er aber offenbar keinen Einfluß, denn kaum hatte dieser 1584 die Herrschaft angetreten, so nahm er mit allem Nachdruck das Reformationswerk wieder auf, so daß bald alle Pfarreien mit Prädikanten besetzt waren, mit Ausnahme von dem von Ettenheimmünster abhängigen Wittelbach, das aber nach Wegnahme der Kirchengüter durch den Geroldsecker mit Schweighausen vereinigt werden mußte. Reichenbach bekannte sich, nachdem es schon seit 1552 verheiratete Geistliche gehabt, in einem tumultuarischen Akt 1595 zur neuen Lehre. Als im letzteren Jahre der Subprior von Gengenbach zur Beerdigung des eben verstorbenen Pfarrers und zur Besitzergreifung der Pfarrei nach Reichenbach kam, wurde er von der durch geroldseckische Beamte geschürten Gemeinde zurückgewiesen. Als aber Jakob von Geroldseck ohne

[1]) Vierordt I, S. 486 ff.; II, S. 238 ff. Hennig a. a. O. S. 159 ff.

männliche Erben starb, fielen die Lehen an Österreich und Straßburg zurück und auch die Allodien wurden der einzigen Tochter weggenommen, weil sie mit einem schwedischen General, Grafen Solms, verheiratet war, und dem katholischen Grafen Adam Philipp von Cronberg verliehen; wurde auch im Westfälischen Frieden eine Untersuchung der Erbansprüche der letzten Geroldseckerin in Aussicht gestellt, so blieb sie doch gänzlich wirkungslos, und nach dem Aussterben der Cronberger wurde die Herrschaft 1692 an die Freiherren von der Leyen vergabt und die Okkupation des Markgrafen von Baden-Durlach von Österreich (1697) zurückgewiesen. Unter Adam Philipp von Cronberg wurde alsbald die Gegenreformation durchgeführt und nicht wenig gefördert durch den Wirrwarr, den die Kriege Ludwigs XIV. in den siebziger Jahren des 17. Jhs. über unser Land brachten. Das Hauptverdienst an der Rekatholisierung haben die Franziskaner von Kenzingen und die Kapuziner von Mahlberg und Haslach zu beanspruchen und haben es auch zum Teil in rivalisierender Konkurrenz miteinander schon in gleichzeitigen Darstellungen betonen lassen.[1]) Aus Anerkennung für diese Verdienste ließ Graf Kaspar von der Leyen 1732 in Seelbach ein Franziskanerkloster errichten.[2])

In der Grafschaft Lahr-Mahlberg,[3]) in deren Besitz sich die Grafen von Nassau und die Markgrafen von Baden-Baden teilten, fand die neue Lehre zunächst nur sporadisch Eingang. So tauchte schon 1525 in Lahr ein Prädikant auf, wohl nur vorübergehend, denn der eigentliche Pfarrer »geigte damals«, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, »noch auf der alten Geige«. Dagegen wurden während des Bauernkrieges die Geistlichen angewiesen, das freie Evangelium zu verkündigen und den Sterbenden nach Wunsch das Abendmahl in zwei Gestalten zu spenden. Entsprechend der schwankenden Haltung des Markgrafen Philipp I. wurden aber auch der neuen Lehre nicht allzuviel Konzessionen eingeräumt und verboten, »weitre endrunge in den irrigen artickeln zu lehren« oder an den bisherigen Gepflogenheiten etwas zu ändern, solange nicht ein allgemeines Konzil oder ein Reichstag entschieden. Andererseits wollte Nassau möglichst ungemildert die Augsburgische Konfession schon 1531 durchgeführt sehen. Dazu kam es aber erst mit der Thronbesteigung des Markgrafen Bernhard III. (1533); aber schon 1536 erfolgte durch dessen frühzeitigen Tod ein Umschwung. Als Vormund der Kinder übernahm Herzog Wilhelm IV. von Bayern die Regentschaft und stellte die katholische Religion wieder her. Der indes mündig gewordene Markgraf Philibert bekannte sich zum Protestantismus und führte ihn auf der Grundlage des Augsburger Religionsfriedens seit 1556 überall durch; 1558 wurde zwischen den zwei Herrschaftsinhabern, Baden und Nassau, eine Religionsordnung für das ganze Gebiet erlassen und 1567 näherhin die Straßburger

---

[1]) P. Romuald, Hist. Capucinorum, S. 353. Greiderer, Germania Franciscana (Innsbruck 1777/81) II, S. 98.

[2]) Hennig a. a. O. S. 214 ff.

[3]) Vierordt, Hennig, Gesch. des Landkapitels Lahr, S. 138 ff.

Kirchenordnung für alle Pfarreien vorgeschrieben. Es sollten nur noch protestantische Geistliche von den Patronatsherren verlangt werden. Der einzige noch katholische Pfarrer der Grafschaft, der von Altenheim, dessen Patronatsherr der Bischof von Straßburg war, wurde vor die Alternative gestellt, entweder zu resignieren oder zur neuen Lehre überzutreten. In Lahr hielt sich der katholische Gottesdienst bis zum Augsburger Religionsfrieden. Aber die Fundamente der kirchlichen Autorität waren hier wie an anderen Orten gründlich erschüttert. Außer den Prädikanten hatten die Wiedertäufer, die besonders stark in der Weberzunft vertreten waren, hier den Abfall vorbereitet; 1528 waren alle Gefängnisse der Stadt damit angefüllt und die Amtleute wurden angewiesen, eifrig nach diesen Sektierern zu fahnden und ihnen Straffreiheit zuzusichern, wenn sie ihren Irrtum abschwören wollten; falls sie aber nicht widerrufen wollten, sollte nochmals an die Regierung berichtet werden.[1]) Auch die Zustände im Stift waren nicht dazu angetan, im Volke das Autoritätsgefühl vor dem Klerus zu stärken. Im Jahre 1539 ordnete der Rat der Stadt an, daß die liederlichen Priestermägde im Stift, die sich aufs schändlichste gegenseitig beschimpften, dem Volke großes Ärgernis gaben und wegen Diebstahls und anderen bösen Stücken arg beleumundet waren, in der Herrschaft nicht mehr geduldet werden sollten.[2]) Bei solchen Zuständen begegnete die endgültige Berufung des ersten protestantischen Pfarrers — vorübergehend war schon 1536 einer angestellt gewesen —, des Johannes Wolph aus Koburg, wohl keinem allzu großen Widerspruch. Schon 1564 wurden die reichen im Stift vorhandenen und durch die Wappen als Stiftungen der ortenauischen Adelsfamilien bezeugten Paramente verkauft. An verschiedenen Orten hatte der katholische Geistliche vor der definitiven Losreißung der Gemeinde von der Kirche längst nicht mehr seinen Pflichten entsprochen. So sollten die Pfarrer von Kürzel und Friesenheim, an welch letzterem Orte auch Wiedertäufer in den zwanziger Jahren tätig gewesen, wegen Konkubinats oder wirklicher Verheiratung vom Bischof abgesetzt werden im Widerspruch mit der Gemeinde und den herrschaftlichen Amtleuten; und als es schließlich doch dazu kam, erfolgte der Übertritt zum Protestantismus (1565 und 1566), wogegen der Abt von Schuttern umsonst seine Patronatsrechte geltend machte. Um die gleiche Zeit hatte auch Kippenheim einen verheirateten Pfarrer, ob noch katholisch oder lutherisch, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. In Hugsweier wurde der katholische Pfarrer durch Gehaltssperre (1562) verjagt und 1564 durch einen Prädikanten ersetzt, und ähnliches geschah um diese Zeit in Nonnenweier (1554), Oberweier (um 1570), Oberschopfheim (1562), Ottenheim, Sulz und Wagenstadt.

Nach dem Tode des Markgrafen Philibert nach der Schlacht bei Montcontour (1569) hatte zunächst Herzog Albrecht V. von Bayern die Vormund-

---

[1]) Ruppert, Gesch. der Mortenau I, S. 279.

[2]) Hennig a. a. O. S. 125.

schaft für den minderjährigen Thronerben Philipp II. zu führen. Während dieser Regentschaft und der selbständigen späteren Regierung des jungen Markgrafen wurde trotz Einspruches des Nassauer Mitregenten der Versuch einer Rekatholisierung gemacht, indem man vor allem die kirchlichen Rechte des Bischofs von Straßburg und der Äbte von Gengenbach und Schuttern wieder zu berücksichtigen anfing. Einen systematischeren Gegenreformationsplan besprach der Jesuit Roberinus de Montreal mit dem Abt von Schuttern (1581). Indes starb der Markgraf Philipp schon 1588, und als die leichtfertige Regierung seines Nachfolgers Eduard Fortunat die Okkupation der oberen Markgrafschaft durch Ernst Friedrich von Baden-Durlach herbeiführte (1594 bis 1622), wurde der letzte Rest von katholischem Leben in dieser Gegend vertilgt, wiewohl ein dem Kaiser ausgestellter Revers versprach, in Religionssachen nichts zu ändern. Erst Eduard Fortunats Sohn, der Markgraf Wilhelm, konnte wieder zur Herrschaft gelangen (1622). Sein erstes war die Rekatholisierung der dem Protestantismus zugeführten Gebietsteile. Dabei konnten heftige Differenzen in der auch von dem protestantischen Nassau mitregierten Grafschaft Lahr-Mahlberg nicht ausbleiben. Schon gleich der Plan, die Pastoration des Lahrer Schlosses Konventualen von Schuttern zu übergeben, scheiterte an dem entschiedensten Widerspruch des Mitregenten; aber auch der Vorschlag der Gebietsteilung wurde abgelehnt und mußte 1629 durch den Kaiser vollzogen werden. Dabei fiel Mahlberg mit Kippenheim, Kippenheimweiler, Wagenstadt, Sulz, Langenhard, Kurzel, Schutterzell, Ichenheim, Dundenheim, Ottenheim, Friesenheim, Oberweier, Heiligenzell und Oberschopfheim an Baden, Lahr mit Burgheim, Dinglingen, Altenheim, Hugsweier und Mietersheim an Nassau. Der nassauische Teil blieb naturgemäß protestantisch, während der an den Markgrafen gefallene wieder teilweise der alten Lehre zugeführt wurde. Wo indes geschlossene protestantische Gemeinden bestanden, blieben sie auch meist erhalten. Schon 1528 setzte Schuttern auf Veranlassung des Markgrafen nach Friesenheim einen katholischen Pfarrer. Alsbald nach der Huldigung des mahlbergischen Gebiets ließ Markgraf Wilhelm am 30. Oktober 1629 in Friesenheim den Geistlichen ihre Entlassung mitteilen und wenige Wochen später überall katholische Seelsorger einsetzen. In Kippenheim erhielten die Jesuiten eine Niederlassung für zwei Patres. Vorübergehend wurde im Dreißigjährigen Krieg die katholische Pastoration noch wiederholt durch die Schweden gestört oder durch eine protestantische ersetzt, wie in Ichenheim (1633 bis 1635); auf Schloß Mahlberg saß ein schwedischer Leutnant. An vielen Orten war jede Seelsorge ausgestorben, und die moralische Verwilderung nahm mit dem physischen Elend erschreckend zu. Sobald der Markgraf wieder sein Land betreten konnte (1646), erließ er ein Religionsedikt zur Ordnung der religiösen Verhältnisse und schloß 1647 jeden protestantischen Gottesdienst unter Androhung von Strafen aus.[1]) Jedoch gestattete man den protestantischen Unter-

[1]) Vierordt II, S. 241 ff. Hennig, S. 152 ff.

tanen im gleichen Jahr einen Prädikanten in Kippenheim, ebenso erhielt Friesenheim mit Oberschopfheim und Diersburg einen, Ottenheim einen weiteren 1650. Daß bei solcher konfessionellen Mischung im Laufe der Zeit beiderseits Übergriffe und ständige Reibungen vorkommen mußten, ist nur zu natürlich. Im allgemeinen aber fanden die berechtigten Wünsche und Beschwerden der Protestanten bei dem Markgrafen willfährige Aufnahme, nicht immer aber bei dem gegen den protestantischen Teil manchmal schroffen Amtmann Franz Ernst von Olizy (seit 1678), so daß die evangelische Minderheit 1720 eine mit einer Widerlegung beantwortete (1723) Beschwerdeschrift an die Regierung richtete. Dieser Zustand dauerte fort, bis das Gebiet an die Durlacher Linie (1771) fiel; jetzt aber erregten umgekehrt die Errichtung protestantischer Pfarrstellen in Friesenheim, Kürzel und Sulz und andere Maßnahmen den Widerspruch des Straßburger Bischofs Rohan und der Katholiken des Bezirks, die im sogen. »Syndikatsprozeß« beim Reichshofrat in Wien die Bildung eines Syndikats zur Vertretung ihrer Interessen anstrebten.

In den kleineren Gebietsteilen der Ortenau kam das Luthertum nicht weniger frühzeitig zur Einführung, dank dem Nachdruck der Gutsherrschaften. So durch Egenolph von Röder, der seit 1523 an dem Reformationswerk in Straßburg mit Eifer beteiligt war, in dem seinem Patronatsrecht unterstehenden Hofweier (Prädikanten von 1534 bis 1570, katholisch von 1570), Oberweier (protestantisch seit 1570, katholisch seit 1647), in Oberschopfheim-Diersburg (sehr früh protestantisch, katholisch seit 1655). Nach der Rekatholisierung der letzteren, ursprünglich einheitlichen Pfarrei wurde der noch protestantisch gebliebene Teil von Diersburg zur Pfarrei Friesenheim verwiesen und nach deren Eingehen (1676) zu Kippenheim.[1]) In Meißenheim wirkten die Herren von Wurmser (protestantisch seit 1533) für die neue Lehre (1556 erster nachweisbarer Prädikant), in Allmansweier und Wittenweier, wo die Klöster Schuttern 1540 und Leberau 1553 der Einsetzung eines Prädikanten widersprachen, die Freiherren von Böcklin. Auch die Reichsstädte blieben von der religiösen Bewegung nicht unbeeinflußt. Namentlich ließ sich Gengenbach sehr weit von ihr treiben. Hier bewirkte der Jahrhunderte alte Gegensatz zur Abtei und der Einfluß des Grafen Wilhelm nahezu den völligen Abfall der Stadt. Schon in den zwanziger Jahren dürfte der Stadtpfarrer, ein scharfer Gegner des Klosters, ein Prädikant gewesen sein; der Stadtschule, die unter Abt Melchior aus Stiftsmitteln errichtet wurde, wandte Hedio ganz besondere Fürsorge zu. 1541 unterschrieb Gengenbach in der Reihe der evangelischen Städte das Protokoll des Regensburger Religionsgesprächs; unter den Auspicien des städtischen Rats erschien hier 1545 ein evangelischer Katechismus für die Stadt und das Kinzigtal. Im Jahr darauf hielt Hedio eine Kirchenvisitation ab. Das Interim, das durch kaiserlichen Befehl für Gengenbach noch eindringlich betont

[1]) Vgl. Felix von Röder-Diersburg in FDA. XIV, S. 227—236.

wurde, führte hier wie in der Abtei den alten Zustand wieder her, das treibende Element der Gegenreformation aber war der auch um das Schulwesen hochverdiente Stadtpfarrer Cornelius Eselsberger.[1]) Weniger Wurzel fassen konnte die Reformation in Offenburg. Es dürfte sich hier in der Hauptsache um ein anfängliches Schwanken gehandelt haben; denn auf dem entscheidenden Reichstag in Augsburg (1530) stellte sich die Stadt auf die Seite des Kaisers und wehrte auch in der Folge jeder Neigung zur Neuerung, die etwa von außen her, wie von Weingarten, hätte genährt werden können. Dadurch, daß das Straßburger Domkapitel später zu einem großen Teil hier Unterkunft fand, hatte die Sache des Katholizismus eine bedeutende moralische Stütze erhalten.

Den Anlaß zu dieser Übersiedelung des katholischen Teils des Domkapitels bildete der langjährige Kapitelstreit zwischen den katholischen und protestantischen Kapitularen, der 1592 nach dem Tode des Bischofs Johann von Manderscheid noch dadurch verschärfte Form erhielt, daß eine konfessionell bedingte Doppelwahl erfolgte. Die katholischen Kapitulare wählten den Kardinal von Lothringen, die protestantischen den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, der aber nur den Titel eines Administrators führte und dem die rechtsrheinische Herrschaft zufiel. Die Verwaltung darüber erhielt der Kanonikus Ernst von Mansfeld als Amtmann in Oberkirch, dem auch Vierordt bescheinigen muß,[2]) daß er »die Übermacht zu vielen Gewaltschritten benutzt habe«. Durch Güte wie durch Gewalt suchte er das bisher noch wenig von der Reformation berührte Renchtal zu protestantisieren. Wie er im einzelnen das Kloster Allerheiligen drangsalierte durch Einsetzung eines eigenen Schaffners und durch das Verbot, neue Novizen aufzunehmen, wird noch unten zu berichten sein. Schließlich zählte der Konvent nur noch vier Novizen, und der nicht gefügige Propst Jehle starb im Gewahr der Feste Dachstein unerklärlich rasch. Auch sein Nachfolger Schüßler, den der Kaiser von Strahow schickte, sah sich zur Resignation genötigt; endlich wurde in einem Abkommen vom Jahre 1604 der Administrator durch das Angebot einer bedeutenden Geldsumme zum Verzicht auf die Herrschaft Oberkirch bestimmt. *(S.)*

* * *

Von den beiden großen Bewegungen, die am Anfange des 16. Jhs. das ganze Deutschland erschütterten, ist die Verbreitung und Geschichte der Lehre Luthers in dem vorigen Abschnitt geschildert worden. Auch der große Bauernaufstand ist soweit berührt worden, als er die Klöster betraf; ich kann mich daher auf einen kurzen Überblick über seinen Verlauf beschränken.[3])

[1]) Vierordt I, S. 314—319.

[2]) Vierordt II, S. 75.

[3]) K. Hartfelder, Der Bauernkrieg in der Ortenau, Zeitschr. der Gesellsch. für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, Breisgau etc., Bd. V (1882), S. 385 ff. Derselbe, Die Gesch. d. Bauernkrieges in Südwestdeutschland, Stuttgart 1884. Derselbe, Straßburg im Bauernkrieg 1525, Forsch. z. deutsch. Geschichte XXIII, S. 221—285. Der Bauernkrieg am Oberrhein, Mone, Quellensamml. II, S. 17 f.

Während in den benachbarten Gegenden der Bauernkrieg schon längst begonnen hatte, blieb die Ortenau zunächst noch ruhig. Im Frühjahr 1525 aber regte sich's auch hier, überall hielt man Zusammenkünfte ab und machte seine Beschwerden geltend, wie es scheint, zunächst in der Renchener Gegend. Markgraf Philipp von Baden dachte zunächst an bewaffnetes Einschreiten, doch nahm er bald die Ansicht des Rates der Stadt Straßburg an, zu versuchen, die Sache mit Güte zu erledigen. Der gleichen Ansicht war das Domkapitel von Straßburg. Vorteilhaft war auch das gute Verhältnis der drei Reichsstädte der Ortenau zu den Bauern, die in ihnen immer einen Kämpfer gegen die Bedrückungen des Klosters sahen. Zunächst schien es, als ob die Gefahr gänzlich vorübergehen wollte, Ende April 1525 aber kam es auch hier zu gewalttätigen Aufständen. In Schwarzach hatte sich ein Haufen gesammelt und machte seinem Groll gegen das dortige Kloster Luft durch Plünderung und Brandstiftung. Ein anderer Haufen sammelte sich bei Oberkirch. Dieser hatte sich Oberkirchs bemächtigt, die dortige Kirche, den Hof des Klosters Allerheiligen, den Hof des Klosters in Lautenbach und endlich das Kloster Allerheiligen selbst geplündert. Mit beiden Haufen unterhandelten die Gesandten der Stadt Straßburg und des Markgrafen, sie fanden nur bei dem Oberkircher einigermaßen Gehör. Es kam denn auch zu einer Art Waffenstillstand; die Bauern sollten einen Ausschuß wählen, der auf einem Tag zu Renchen mit den Gesandten des Markgrafen und der Stadt einen endgültigen Vertrag schließen sollte. Es scheint doch auch auf der anderen Seite das Gefühl dafür vorhanden gewesen zu sein, daß die Bedrückungen der Bauern durch Adel und Klöster in der Tat auf ein unerträgliches Maß gestiegen waren. Die Zusammenkunft fand am 22. Mai statt; es war außer den Bauern bei ihr vertreten der Markgraf und die Stadt Straßburg, deren Räte den Vorsitz führten, der Bischof von Straßburg, die Grafen von Zweibrücken-Bitsch, Hanau, Lichtenberg, Fürstenberg, letzterer als Landvogt der Ortenau, und mit zwei Gesandten die Ortenauer Ritterschaft. Man einigte sich über zwölf Artikel, über die Besetzung der Pfarrstellen, den Zehnten, die Freizügigkeit, die Steuern, das Jagdrecht, die Forstrechte, die Frondienste, alle Strafen und Abgaben. Den Klöstern wurde es dabei überlassen, sich selbst mit den Bauern auseinanderzusetzen, was sie auch nacheinander taten.

Heftiger war der Aufstand in der südlichen Ortenau. Hier richtete sich die volle Wut der Bauern gegen die Klöster Schuttern und Ettenheimmünster, die sich um Hilfe an Gangolf von Geroldseck wandten, allerdings ohne großen Erfolg. Die Bauern plünderten die Klöster, die Empörung wurde immer allgemeiner, bis auch hier der Markgraf, der durch die Herrschaft Lahr-Mahlberg in Mitleidenschaft gezogen war, und die Stadt Straßburg, deren Besitz in Ettenheim bedroht war, eingriffen. Die Äbte der beiden ausgeraubten Klöster waren nach Freiburg geflüchtet. In Offenburg kam endlich im Juni ein Vertrag zu stande, ungünstiger für die Bauern als der Renchener, der aber doch den Frieden brachte.

Die innere Geschichte der Gegend in den folgenden Jahrhunderten bringt wenig Bemerkenswertes. 1551 war die fürstenbergische Hälfte der Pfandschaft der Ortenau, 1556 auch die bischöfliche von Österreich eingelöst worden, und österreichische Landvögte saßen nun auf Ortenberg. Wie früher die Pfandherren, so versuchten jetzt auch sie die Selbständigkeit der Reichsstädte zu vermindern, und bis zum Ausgang des Römischen Reiches dauerten deshalb die Streitigkeiten fort. Die Städte wehrten sich mit Erfolg, doch zeigt sich schließlich eine gewisse Müdigkeit; insbesondere schien es bequemer, bei der Langsamkeit der Reichskammergerichtsentscheidungen das Gericht des Landvogtes anzurufen. Im Stadtregiment selber bildete sich, wie das bei so abgeschlossenen Gemeinwesen nicht anders möglich war, eine üble Vetterles- und Cliquenwirtschaft heraus, gegen welche die übrigen Bürger verschiedentlich reagierten, so daß es zu Kompromissen kam, die aber keine wirkliche Abhilfe brachten.

Die Besitzverhältnisse erfuhren keine wesentliche Veränderung, nur daß in verschiedenen Territorien ein Wechsel der Dynastien stattfand. In der Herrschaft Hanau-Lichtenberg starb mit Johann Reinhard III. der Mannesstamm der Grafen aus und die Herrschaft kam an den Gemahl seiner Tochter, an Ludwig VIII., den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und seine Nachkommen. 1634 starb der letzte Herr von Hohengeroldseck, nachdem er vergeblich seiner Tochter Anna Maria die Erbfolge zu sichern versucht hatte. Nach seinem Tode überließ Österreich die Lehen den ihm treu ergebenen katholischen Grafen von Cronberg und ließ diese durch den General Gallas auch in den Besitz der Allode setzen. Anna Maria, deren erster Gemahl, ein Graf zu Solms-Rockelheim, 1640 starb, reichte 1644 dem Markgrafen Friedrich II. von Baden-Durlach die Hand, der denn auch nicht versäumte, die Ansprüche auf ihr Erbe zu erheben, und so entspann sich ein hundertjähriger Prozeß. Nach dem Aussterben der Cronbergs 1692 ergriff der Markgraf mit Gewalt den tatsächlichen Besitz der Lande, in die aber Österreich 1697 mit 300 Mann den Freiherrn Karl Kaspar von der Leyen als Herrn der Grafschaft einführte. Schon 1636 hatte es diesem treuen und gut katholischen Geschlechte die Anwartschaft darauf gegeben. Die von der Leyen blieben nun über 100 Jahre lang im Besitz der Herrschaft, die am Ende noch von Napoleon zum Fürstentum erhoben wurde.

Die fürstenbergischen Lande wurden nach dem Tode jenes Grafen Friedrich, der auf seinen Bruder, den wilden Grafen, gefolgt war, einer neuen Teilung unterworfen, sein Sohn Christoph I. erhielt die Kinzigtäler Herrschaft, ihm folgte Christoph II. Wieder spaltete sich das Haus in zwei Linien, die Meßkircher und die Stühlinger, von denen die letztere das Kinzigtal übernahm. In ihr zeichnet sich Maximilian Franz als Bauherr des Schloßumbaues in Wolfach aus.

Die Herrschaft Lahr kam von dem Hause Nassau-Saarbrücken an Nassau-Weilburg und endlich Nassau-Usingen 1799, nicht ohne dazwischen einmal

verpfändet gewesen zu sein, nämlich 1654 bis 1727 an die Markgrafen von Baden-Durlach. So hatten also zeitweise beide badische Häuser hier Posten gefaßt — Mahlberg war baden-badisch —, und es mochte das um so aussichtsreicher erscheinen, als Baden-Durlach zugleich die obenerwähnten Ansprüche auf das Geroldsecker Erbe machte. Allerdings ohne Erfolg, auch die verpfändete Herrschaft Lahr mußte zurückgegeben werden. 1771 aber kam mit der Vereinigung der badischen Lande unter Karl Friedrich auch Mahlberg unter dessen Scepter.

Auch die Landvogtei der Ortenau war eine Zeitlang badisch geworden. Denn als in den Kriegen Ludwigs XIV. die militärische Wichtigkeit der Gegend sich herausstellte, da erteilte man die Landvogtei als Mannlehen einem der größten Kriegshelden der Zeit, dem Markgrafen Ludwig Wilhelm, und das baden-badische Haus blieb bis zu seinem Erlöschen 1771 im Besitz derselben.

Das Harmersbacher Tal erringt in dieser Zeit seine vollkommene Selbständigkeit. Noch einmal versuchte der Bischof von Straßburg, damals Franz Egon von Fürstenberg, es in seine Hand zu bekommen, doch erkannten die Reichsbehörden seine Ansprüche nicht an. Auch das Verhältnis zur Stadt Zell wurde endgültig entschieden i. J. 1718 zugunsten der Bauern, die sich dagegen wehrten, ein Teil des zellischen Gemeinwesens zu sein. Sie erreichten ihr Ziel, und die stolze kleine Bauernrepublik blieb selbständig bis zum Übergang an Baden.

Dies die besonderen Schicksale der einzelnen Landesteile. Ein gemeinsames schweres Geschick aber hatten sie im 17. Jh. zu erleiden: die furchtbaren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und der Raubkriege Ludwigs XIV. In beiden Fällen war die Ortenau Jahre hindurch der Kriegsschauplatz, immer aber, so noch in den Kriegen der französischen Revolution und Napoleons, das naturgemäße Durchzugsland der Heerscharen.

Im Dreißigjährigen Krieg waren es die Kämpfe der Schweden unter Horn, Bernhard von Weimar und der mit letzterem verbündeten Franzosen, die sich auf unserem Boden abspielten. Insbesondere die Kinzigtalstädte waren den Plünderungen und Zerstörungen der Soldateska ausgesetzt. Offenburg erfuhr verschiedene Besetzungen und Plünderungen 1632, 1635, in den gleichen Jahren Haslach, Staufenberg, Wolfach, Oberkirch; am schlimmsten aber hauste die Armee Bernhard von Weimars, die i. J. 1643 Gengenbach, Haslach und Hausach einäscherte. Der frühere Wohlstand der Gegend war vernichtet, Offenburg z. B. konnte kaum mehr die Zinsen seiner Schulden aufbringen. Und kaum fing man an, sich ein wenig zu erholen, da brachen die Scharen Ludwigs XIV. herein. Schon in dem sogen. Holländischen Devolutionskrieg überzogen französische Truppen das Land und belagerten 1678 Offenburg. 1677 ließ der Marschall Crequi Lahr in Flammen aufgehen. Das Schlimmste aber brachte der Pfälzische Erbfolgekrieg 1688 bis 1697. Gleich im Anfang desselben begann die syste-

matische Verwüstung unserer Gegend, 1689 wurde Offenburg vollständig verbrannt, Gengenbach eingeäschert, die Hohengeroldseck erobert und zerstört, um nur von den größeren Orten zu reden. Fast alle Dörfer der Rheinebene gingen in Flammen auf. Bei der Beurteilung des Denkmälerbestandes der Gegend ist die gründliche mehrmalige Zerstörung immer im Auge zu behalten. — Der Spanische Erbfolgekrieg brachte noch ein kleines Nachspiel; als Marschall Villars durch das Kinzigtal nach der Donau vordrang, 1704, wurden Hausach und Haslach eingeäschert. Neues Unheil brachte dann der Polnische Erbfolgekrieg, in welchem die Franzosen von neuem in der Ortenau übel hausten und eine Reihe kleinerer Orte verbrannten. Erst von der Mitte des Jahrhunderts an erfreute sich die Gegend dauernden Friedens. Aber es dauerte begreiflicherweise lange, bis sie sich von den fürchterlichen Heimsuchungen erholte, noch am Ende des 18. Jhs. standen z. B. in Offenburg neben neuen Häusern brandgeschwärzte Ruinen.

Die Kriege um die Wende des 18. Jhs. verschonten im allgemeinen die Ortenau, obgleich einer der wichtigsten Akte der Napoleonischen Geschichte, sich auf ihrem Boden abspielte: die Gefangennahme des Herzogs von Enghien in Ettenheim. Kurz nachher begann die Ausbildung des heutigen Großherzogtums Baden, an das im Verlauf der nächsten Jahre auch unsere Lande kamen: 1803 die Herrschaft Lahr, die bischöfliche Herrschaft Oberkirch, die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die drei Reichsstädte, 1805 die Landvogtei Ortenau, 1806 das Gebiet der Reichsritterschaft, die fürstenbergische Herrschaft im Kinzigtal, zuletzt 1819 die Herrschaft Hohengeroldseck. *(Wth.)*

* * *

Mit der Schilderung der Reformationsbewegung ist im allgemeinen für das uns berührende Gebiet das kirchengeschichtliche Leben erschöpft. Die großen Richtlinien wurden durch sie für die nächsten Jahrhunderte festgelegt. Hatte schon sie eine vielfache Lockerung oder gänzliche Auslöschung der religiösen und moralischen Verhältnisse herbeigeführt, so vollendete der Dreißigjährige Krieg noch diesen Niedergang, namentlich auch nach der materiellen Seite. Daß auch der Ernst der Lage, der die religiöse Spaltung geschaffen, so wenig wie die positiven, durchs Tridentinum wiederum aufgefrischten kirchlichen Bestimmungen, eine Schärfung des Pflichtbewußtseins herbeizuführen nicht im stande war, ersieht man nicht nur aus den Zuständen im Kloster Gengenbach und Wittichen, sondern auch aus mancherlei durch Visitationsprotokolle und sonstwie bekannt gewordenen Vorkommnissen aus dem Leben der Geistlichen.[1]) Auf dem Hintergrund des unsagbaren, gerade in Mittelbaden besonders großen Elends des 17. Jhs., das eine ergreifende Schilderung in Grimmelshausens »Simplizissimus« erhalten hat, sowie der allgemeinen sittlichen Verwilderung hoben sich die traurigen

[1]) Vgl. FDA. NF. III, S. 307, 322.

Hexenprozesse ab, die besonders in Offenburg manche Opfer forderten,[1]) aber auch in Appenweier, Rammersweier, Ebersweier, Zell, Fessenbach, Lahr, Ortenberg, Oppenau und Haslach.[2]) An letzterem Orte wurden die Erträgnisse aus den Konfiskationen des Vermögens von Hexen teilweise zur Gründung des Kapuzinerklosters verwendet. Der Zustand der Kirchen ist im allgemeinen infolge der ständigen brutalen Kriege ein überaus bejammernswerter. Wo die Gotteshäuser nicht ganz niedergebrannt waren, da wurden sie doch beraubt oder befanden sich sonstwie in trostlosem Zustand, so daß es oft an den notwendigsten Gegenständen fehlte. Für die Innenausstattung und namentlich die Aufstellung der Altäre ist besonders bedeutsam die Einführung von mancherlei Andachten und Bruderschaften (Herz Jesu-Andacht, Rosenkranzbruderschaft, Ewige Anbetung, Josephsbruderschaft u. a. m.); die würdige Instandsetzung der Kirchen wurde durch häufige Visitationen wie auch Synoden ebenso gefördert wie das religiös-sittliche Leben von Klerus und Volk. Nicht weniger erfolgreich für die Hebung des religiösen und sittlichen Empfindens im Volk erwiesen sich auch die Wirksamkeit der Franziskaner und Kapuziner sowie die Missionen der Jesuiten, zu deren Niederlassung in Molsheim die Stadt Offenburg seinerzeit 1000 fl. beigesteuert. Zur Errichtung eines Priesterseminars in Straßburg sollten schon 1669 und wieder 1682 auch die diesrheinischen Kapitel herangezogen werden, wogegen diese aber 1688 geschlossen Stellung nahmen. Daraus hat sich 1696 die Verbrüderung der drei Kapitel ergeben. Erst 100 Jahre später (1770), ist der Plan zur Verwirklichung gelangt, ohne daß der diesrheinische Teil der Diözese, mit Ausnahme des baden-badischen, der Verpflichtung zu einem Beitrag sich entziehen konnte.[3])

Die französische Revolution brachte auch über die Ortenau in ihrem Gefolge eine ganze Anzahl von wichtigen Veränderungen. Wenn auch nicht direkt von den Exzessen der Revolutionäre berührt, so litt dieser Strich doch unter der Nähe von Straßburg und vor allem unter den zahlreichen Kriegszügen. Der Straßburger Bischof, Kardinal von Rohan, begab sich 1790, als der Konstitutionseid von den Bischöfen verlangt wurde, nach Ettenheimmünster und bald hernach dauernd nach Ettenheim; das Domkapitel ließ er zuerst nach Offenburg und dann gleichfalls nach Ettenheim kommen. In ihrem Gefolge brachte die Revolution die durch sie veranlaßte Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland und die Säkularisation der geistlichen Stifte. So wurde das Kloster Mahlberg 1804 aufgehoben und das Gebäude in eine Schule verwandelt; Schuttern Dezember 1805, faktisch 1806; das Kapuzinerkloster in Seelbach, dessen Insassen zunächst noch in der Seelsorge verwendet wurden,

[1]) Volk, Hexen in der Ortenau und in Offenburg, Lahr 1882.

[2]) Vgl. die Zusammenstellung der in den Jahren 1557 bis 1630 in der Ortenau Justificierten bei Volk a. a. O. S. 23 ff.

[3]) Vgl. die einzelnen Beiträge bei Weiß, Gesch. des Dekanates und der Dekane des Rural- und Landkapitels Offenburg (Offenburg 1895), H. 4, S. 205.

1814; Haslach 1802 bezw. 1823; Gengenbach 1808, im gleichen Jahre auch das Franziskanerkloster in Offenburg, das Oppenauer schon 1807, Allerheiligen 1803. Aus dem Chaos der durch die Säkularisation geschaffenen kirchlichen Verhältnisse erhob sich das Erzbistum Freiburg (1827), dem die drei bisher zu Straßburg gehörenden Kapitel Ottersweier, Lahr und Offenburg einverleibt wurden. *(S.)*

* * *

Wir haben die Betrachtung der Kunstentwickelung in unseren Landen da verlassen, wo die ersten Anzeichen eines neuen Stils in der Skulptur und Malerei anfangen, sich leise bemerkbar zu machen. Vom Schwabenlande her dringt die Renaissance ein. Ein typisches Beispiel der Mischung von geradezu weich geworden gotischen Formen mit den neuen Formen, dem Akanthuskapitell u. a. bietet der Rest eines Portals, der auf der Rückseite des Ölbergs in Offenburg eingemauert ist. Die Pfarrkirche in Offenburg bewahrt dann ein Goldschmiedewerk mit ähnlicher Mischung der Formen, das bekannte Vortragskreuz, auf dessen Rückseite vollsaftige Renaissanceputten und die Madonna mit dem Kind nach einem Dürerschen Stich eingraviert sind. Das Kreuz trägt das Offenburger Beschauzeichen; wenn wir solche Werke sonst gern Straßburger oder Freiburger Künstlern zuschreiben, haben wir hier also ein zweifellos einheimisches vor uns, und zusammen mit einer Notiz von 1518, wonach ein Offenburger Augustin Stoos nach Sölden und S. Ulrich Monstranzen etc. lieferte,[1] spricht das doch für eine gewisse Höhe des Goldschmiedehandwerkes in der auch geistig damals sehr angeregten Stadt.

Doch war es wieder ein Schwabe, der das erste Denkmal reiner Frührenaissance in der Ortenau schuf: Christoph von Urach, der in Urach selbst, in der Stiftskirche zu Baden und in Wertheim arbeitete und hier das Grabmal des Jörg von Bach schuf, ein typisches Frührenaissancewerk in dem Mangel jedes strengen architektonischen Aufbaues und der Frische der Behandlung. Die Umarbeitung, die der italienische Formenschatz später in Deutschland erfuhr, besonders durch die sogen. Kleinmeister, die Ornamentstecher Augsburgs und Nürnbergs — diese Umarbeitung ins Nationale spiegeln wider die übrigen Grabmäler an der Offenburger Kirche. Geradezu eine Musterkarte der ganzen Formenentwickelung bieten die Grabmäler an der Mauer des alten Lahrer Friedhofes, die in ununterbrochener Reihe vom 15. bis zum 18. Jh. führen.

Das Jahrhundert vor dem großen Kriege war wie in ganz Deutschland so auch hier die Zeit des größten Wohlstandes, und das dokumentiert sich denn auch in zahlreichen Neubauten, insbesondere von Rathäusern. Im Anfange des 17. Jhs. baute der Meister Wendling Götz das Offenburger, von dem nichts mehr erhalten ist. Etwa zu gleicher Zeit entstand das Lahrer, trotz seines

[1]) Kunstdenkmäler des Großh. Baden VI, 1. Abteil., S. 533.

Umbaues durch die malerische Altane mit dem säulengetragenen Dach, die spitz herausspringenden Fenstererker noch heute ein wirksamer Bau. Schlichter das Rathaus in Schiltach, das indes von keinem Geringeren als Meister Beer, dem Erbauer des berühmten Lusthauses in Stuttgart, herrühren soll.[1]) Auch von Privathäusern sind einige Beispiele erhalten, so u. a. in der Einhornapotheke in Offenburg und in dem Haus mit dem prachtvollen Erker in Wolfach. Auch noch in der Zeit nach dem großen Kriege blieb die Bauweise herrschend, davon zeugt der Umbau des Schlosses in Wolfach und das Portal der Gewerbehalle in Gengenbach.

Von der reichen Innenausstattung all dieser Gebäude ist natürlich durch die großen Kriegsbrände wenig genug auf uns gekommen, so u. a. die Stücke eines figurenreichen gußeisernen Ofens aus dem abgebrannten Wolfacher Rathaus. Besser haben sich die gemalten Scheiben erhalten, mit denen man die Fenster der Häuser, insbesondere der Rathäuser, ausschmückte. Meistens setzen sich die Zwölfer in ihnen ein Denkmal. Solcher nach ihrem Hauptfabrikationsort so genannter Schweizerscheiben besitzt unsere Gegend noch eine stattliche Anzahl auf Schloß Staufenberg, in Oppenau und Zell.

Neben dem Steinbau, für den der so reichlich vorhandene rote Sandstein durchaus bevorzugt wird, bildet sich in unserer Gegend ein reizvoller Fachwerkbau aus, nicht so reich wie etwa in Niedersachsen und Franken, aber gerade in seiner größeren Einfachheit gute Muster bietend. In Offenburg sind leider die zwei besten Beispiele neuerdings zerstört worden, ebenso das Pfaffsche Haus in Gengenbach, doch bietet letztere Stadt noch genug. Ein malerisches Bild durchgehenden Fachwerkbaues würde, wenn von dem Verputz befreit, die Stadt Schiltach bieten. Daneben sei auf das Gasthaus »Zum Adler« in Steinach hingewiesen.

Das Bauernhaus der Gegend zerfällt in zwei Typen, das der Rheinebene, ein Riegelbau mit gesonderten Wirtschafts- und Wohngebäuden, in reicherer Ausbildung im Hanauer Land erhalten, und dann das sogen. Schwarzwaldhaus, von dem vor allem Gutach, Einbach und Kirnbach Beispiele geben. Ja, an letzterem Ort steht noch eines der ältesten, von 1581, auch in der Täfelung der Wohnstube interessant.

Gegen Ende des 17. Jhs., als neues Leben aus den Ruinen zu blühen beginnt, da dringt die letzte machtvolle Ausgestaltung der italienischen Spätrenaissance, das italienische Barock, ein. Aber nicht von Schwaben her; seine Träger sind die Meister der Vorarlberger Bauschule aus dem Bregenzer Wald. Als Gengenbach den Wiederaufbau des Klosters in Angriff nimmt, da beruft es die Meister Franz Beer, einen der bedeutendsten, Jakob Rischer u. a. dorther. Ihr Ruhm dringt auch nach Offenburg, der Wiederaufbau der dortigen Pfarrkirche und der Franziskanerkirche wird ihnen anvertraut, und

[1]) Die Kunstdenkmale des Königreichs Württemberg I, S. 563.

sie leisten Glänzendes in dem originellen Grundriß sowie in den flott aufgebauten Türmen, die in der Gegend weithin Nachahmung finden. Ist doch das Barock überhaupt die Kunst des Turmbaues, insbesondere für kleinere Kirchen; keine Epoche hat es wohl so verstanden, darin jedesmal Neues und Gutes zu liefern.

Die Vorarlberger scheinen nach den ersten Jahrzehnten des 18. Jhs. aus der Gegend verschwunden zu sein, mag auch noch in der zweiten Hälfte ein wohl vereinzelt zurückgebliebener Maurermeister aus dem Bregenzer Wald dem Rat von Offenburg seine Dienste angeboten haben. Dagegen setzt wieder, wie im 13. Jh., der mächtige Einfluß Frankreichs ein, vermittelt durch das jetzt französische Straßburg, in dem die aus königlichem Geblüt stammenden Rohans residierten. Ich glaube in der stattlichen Kirche des Klosters Schuttern eine Verwandtschaft mit Rohanschen Bauten vermuten zu dürfen. Von Schuttern stammt auch eines der glänzendsten Skulpturwerke des deutschen Rokoko, wie man wohl sagen darf, die holzgeschnitzte Pietà, jetzt in den Altertumssammlungen zu Karlsruhe. Der äußerst bewegte Sockel kündet die Zeit des Rocaille an, der uns dann überall in den Stuckverzierungen der Klöster — z. B. Gengenbach — und der Kirchen — z. B. Appenweier — entgegentritt. Auch jetzt entstehen wieder eine Reihe sehr geschmackvoller Landkirchen, wie Hofweier, Niederschopfheim, Schenkenzell und andere, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

Die Ausstattung ist die bekannte, immer wirkungsvolle. Ein Stück hors ligne war das Gestühl des Klosters Gengenbach, in Verbindung mit Orgel und Altar ein großes, glänzendes Ganze. An großen Altären in dem üblichen Pilaster- und Säulenaufbau sei auf die in den Offenburger Kirchen und in Schwarzach hingewiesen.

Auch der Profanbau blühte von neuem, seine wichtigsten Denkmäler das Amtshaus und das Rathaus in Offenburg. Ersteres, in den ersten Zeiten der badischen Landvogtei von dem markgräflichen Baumeister Rohrer erbaut, ist wie das Schloß in Rastatt und die Favorite ein Beispiel eines eigentümlich ausgebildeten späten Louis XIV.-Stils. Letzteres, von dem Offenburger Mathias Fuchs errichtet, bietet eine treffliche, rhythmisch gegliederte Fassade.

Im Hausbau macht sich dann zuerst der beginnende Zopfstil, eine strengere klassizierende Richtung geltend, so in dem Stößerschen Haus in Lahr. In zwei kleinen Gartenanlagen, dem Löwenbergschen Pavillon in Gengenbach und den Balustradefiguren des Vincentiusgartens in Offenburg, hat endlich die scheidende Kunst des 18. Jhs. ein letztes, bescheidenes, aber treffliches Zeugnis ihres Könnens gegeben.

Mit dem Übergange an Baden beginnt die Einwirkung der mächtigsten künstlerischen Persönlichkeit des neuen Großherzogtums, Weinbrenners, also des Vertreters des reinen Klassizismus bei uns, den man wohl als einen letzten Ausläufer der Renaissance bezeichnen darf. Er hat damals für die Stadt Lahr

den Plan einer durchgreifenden baulichen Umgestaltung entworfen, der allerdings erfreulicherweise für das alte Bild nicht zur Ausführung kam. Dagegen sind unter seinem Einfluß in Lahr eine stattliche Menge größerer und kleinerer Hausanlagen entstanden, im sogen. Biedermeierstil, auf die gerade heute die Blicke zu lenken zeitgemäß ist.

Trotz aller Zerstörungen ist so noch eine erkleckliche Menge an Kunstgut in der Ortenau vorhanden — und wie vieles habe ich hier nicht erwähnen können. Möge es durch weise Sorgfalt ihr fernerhin erhalten bleiben. *(Wth.)*





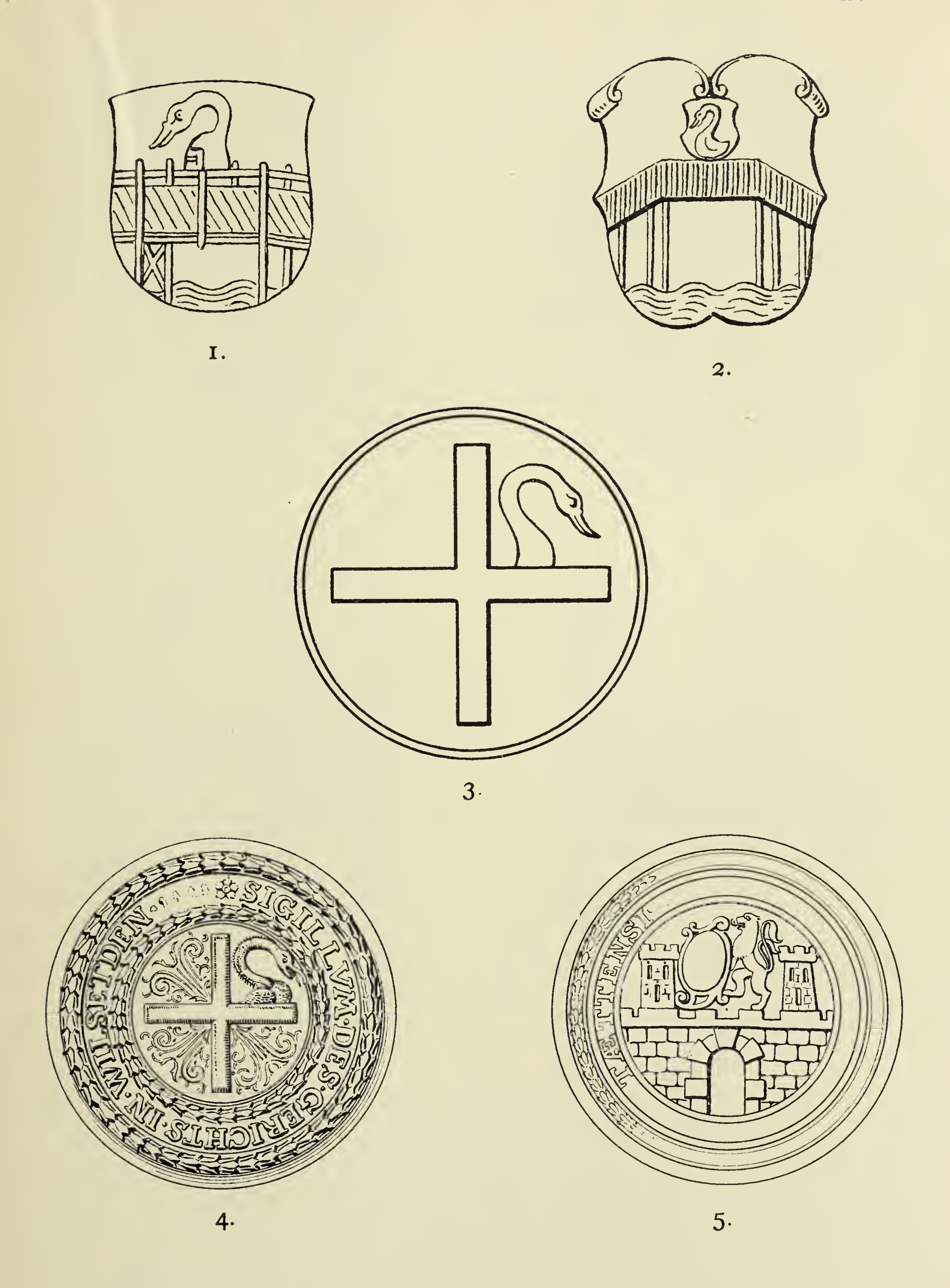
1. **Lichtenau.** S' · oppidi · in · liehtenowe. An Urkunden von 1407 bis 1659. Stempel wahrscheinlich älter. — 2. **Lahr.** † S' · : Civivm · : · de · : · lare · : · An Urkunden von 1305 bis 1472. Stempel wahrscheinlich älter. — 3. **Gengenbach.** †' S' vniversitatis : civiv · in · gengibach · An Urkunden von 1291 bis 1511. — 4. **Oberkirch.** † S' · civitatis · de · obernkirchen · An Urkunden von 1338 bis 1638. — 5. **Oppenau.** S' · civitatis · in · nopenowe. An Urkunden von 1425 bis 1454.



1. **Zell** am Harmersbach. † S' · civitatis · d · celle · i · kizichtal. An Urkunden von 1351 bis 1477. — 2. **Offenburg.** † Sigillvm · civitatis · de · offenbvrg. An Urkunden von 1284 bis 1595. Der Stempel wahrscheinlich älter. — 3. **Haslach.** [† Sig]illv civi[v]m [in haselach]. Der Stempel offenbar aus dem 13. Jh. — 4. **Hausach.** † · S · civitatis : hvsen : An Urkunden von 1453 bis 1475. Der Stempel zweifellos älter. — 5. **Schiltach.** S · opidi · schilttach. An Urkunden von 1497 bis 1507.



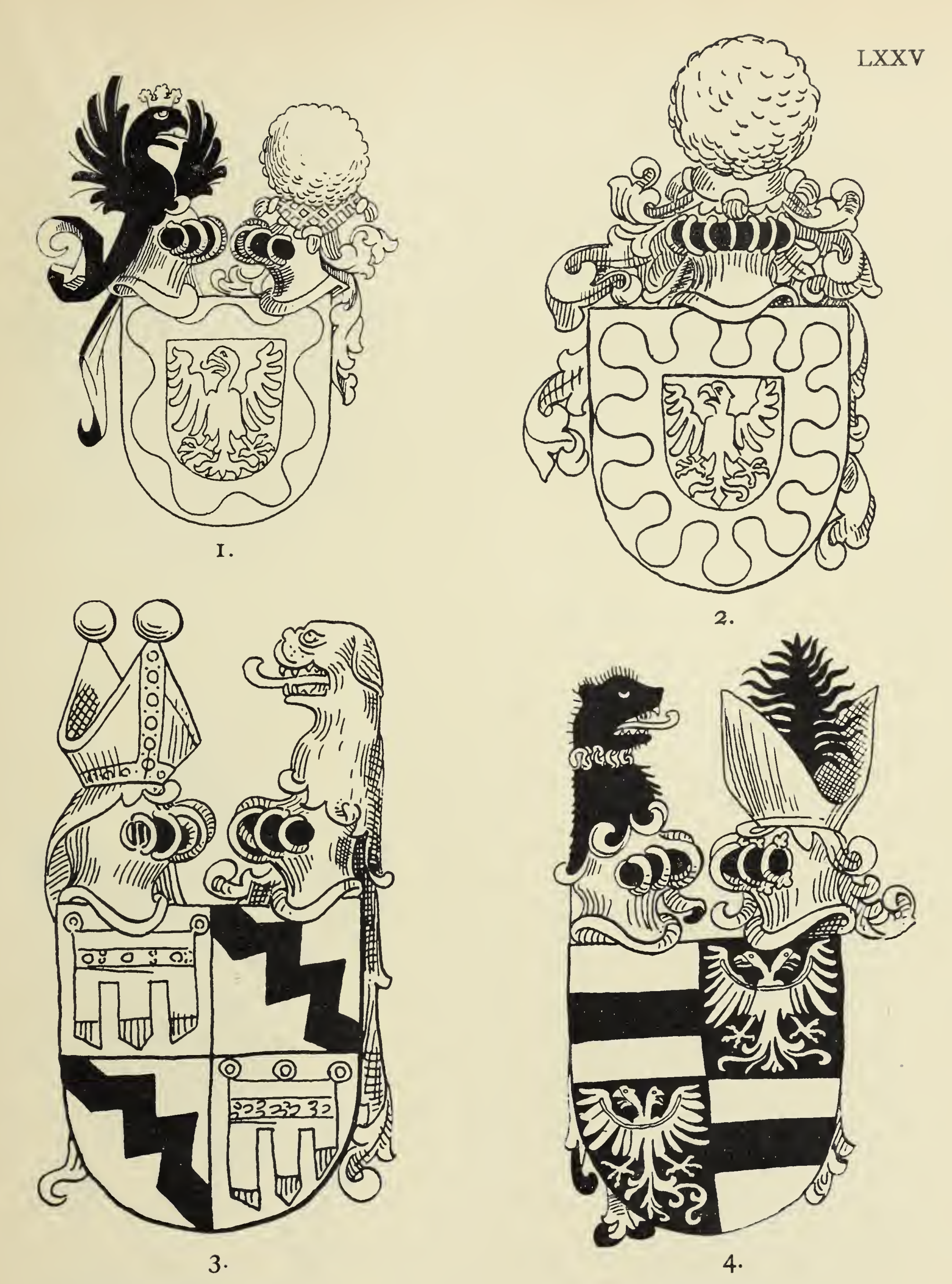
1. **Wolfach.** · Sigillvm civitatis · d'· wolfa. An Urkunden von 1370 bis 1543. — 2. **Porträtsiegel** der Gräfin Ůdelhild, geborene von Wolfach, Gemahlin des Grafen Friedrich I. von Fürstenberg. — 3. **Mühlenbach.** Sig : vogt vnd gericht · stab in mvhlenbach. — 4. **Schnellingen-Bollenbach.** † Vogt · v · gricht · z · schnelingen · vnd · Bollenbach · sig. — 5. **Steinach.** Sigillvm des fleckens steinach. 1680.



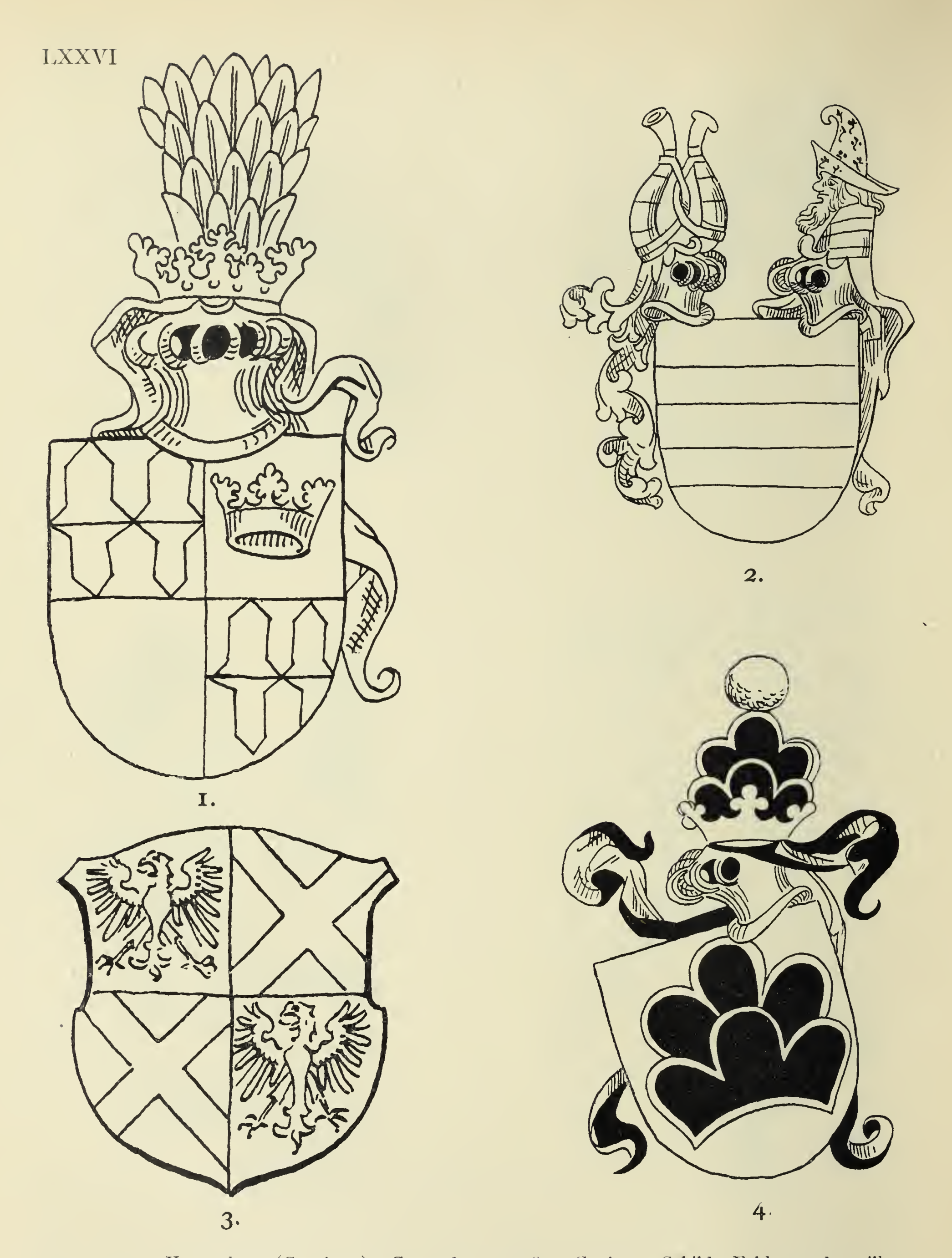
1. Wappen auf dem ältesten Siegel von **Rheinbischofsheim**, früher Bischofsheim zum hohen Steg. — 2. Wappen auf späterem Siegel desselben Ortes. — 3. Siegelbild auf dem ältesten Siegel von **Willstett** (Willstatt). Umschrift unleserlich. — 4. **Willstett.** Späteres Siegel: † Sigillvm · des · gerichts · in · willsetden · 1 . . . — 5. **Neufreistett.** Nach beschädigtem Oblatensiegel in Akten 1805. [† · sigillvm · civivm · neufreis[tættensi]vm].



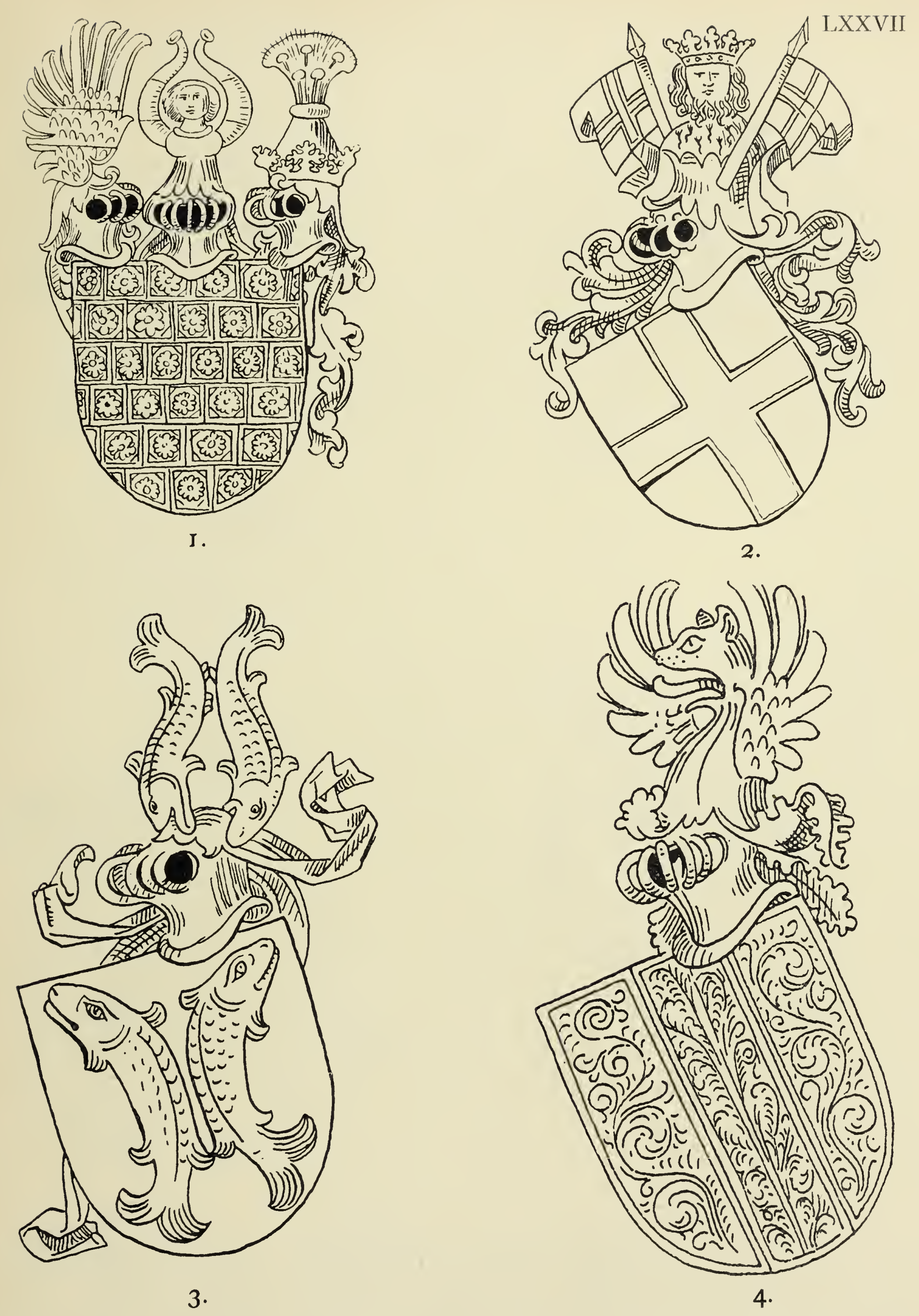
1. Der hochgeborn Grauffe von Wirttemberg vnd zuo Mümpelgartte etc. Grünenberg. 1483. Schild geviert. Feld 1 und 4 schwarze Hirschstangen in goldenem Feld, 2 und 3 zwei goldene Barben in Rot. Helmzier rechts: rotes goldbeschlagenes Horn mit blauem Träger, an der Mundöffnung besteckt mit rot-silber-blauen Federn. Decken: rot-golden. Helmzier links: rotgekleideter goldgekrönter weiblicher Rumpf, statt der Arme die goldenen Barben. Decken: rot-golden. — 2. Grauf von Eberstein. Grünenberg. 1483. In silbernem Schild rote, blaubesamte Rose. Zwei Helme. Rechts: weißgekleideter Bischofsrumpf mit Schildbild auf Brust und Mitra. Links: zwei silberne Hörner, besteckt mit goldenen Stäben, woran goldene Lindenblätter. Zwischen den Hörnern die rote, blaubesamte Rose. Decken: rot-silbern. — 3. Friderich vō gots gnaden Pfalzgraue by Rine Hertzog in Beiern vnd graue zu Spanheim. Lehensbuch des Pfalzgrafen Friedrich I. (angelegt 1454 bis 1464). Gevierter Schild mit Herzschild. Letzterer silber-rot geschacht. Feld 1 und 4 goldener rotgekrönter Löwe mit roten Waffen in Schwarz. Feld 3 und 4 blau-silberne Rauten (Wecken). Helmzier: der Löwe des 1. und 4. Schildfeldes zwischen zwei silber-blau geweckten Hörnern sitzend. Decken: schwarz-rot. — 4. Der Lantgrauf von Hessen. Grünenberg. 1483. In blauem Schild ein goldgekrönter Löwe, der von Rot und Silber viermal (oft auch mehrmals) quergestreift ist. Helmzier: zwei goldene Hörner, die mit schwarzen Hahnenfederbüscheln besteckt sind (auch silberne Hörner mit goldenen Lindenzweigen besteckt). Decken: rot-silbern.



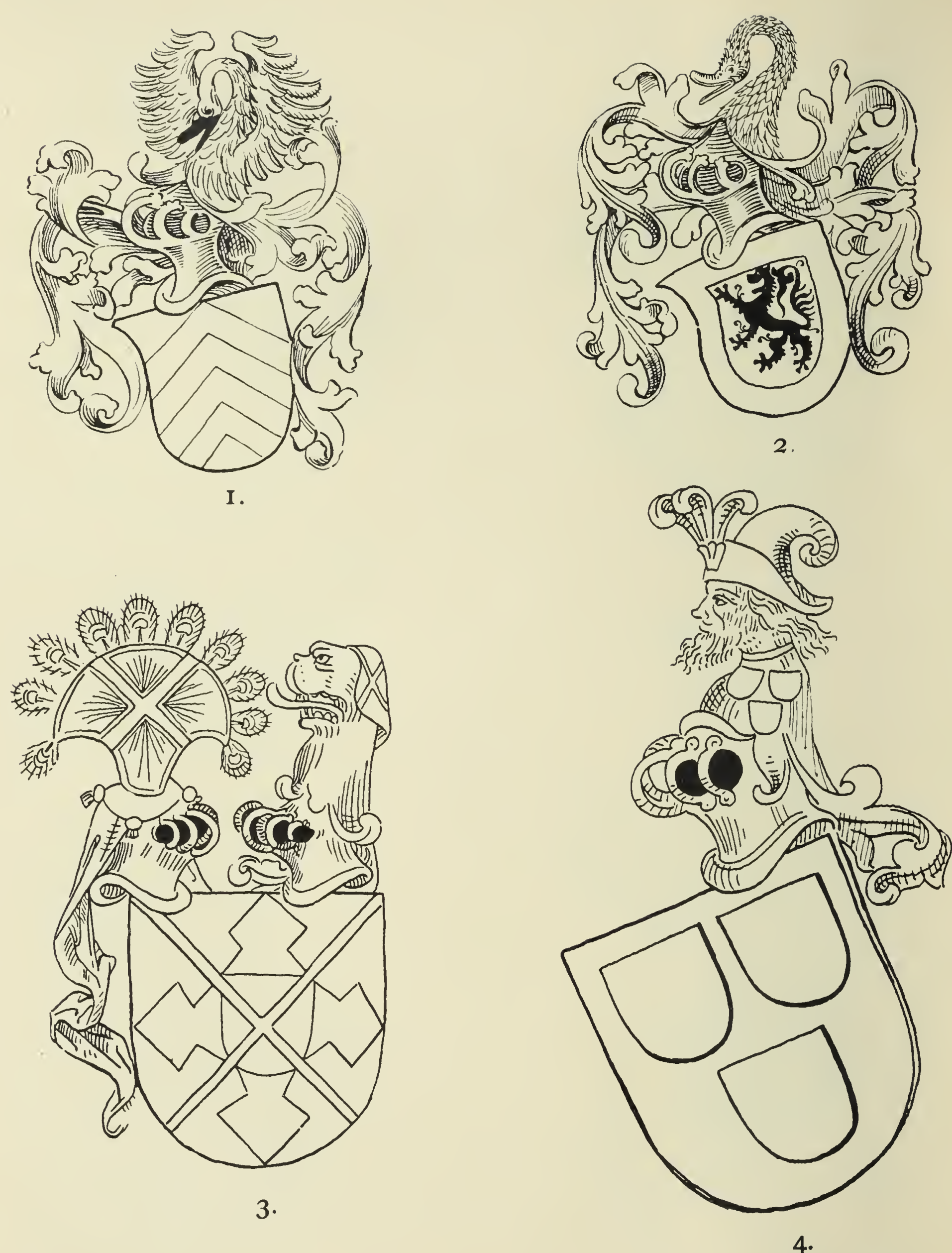
1. Grauff von Friburg im Brisgo. Grünenberg. 1483. In goldenem Schild, umgeben von silber-blauem Wolkenrand, ein roter, blaubewehrter Adler. Zwei Helme. Rechts: ein goldgekrönter, schwarzer wachsender Adler. Links: auf silber- und blaugestreiftem Kissen mit rot-goldenen Quasten ein silberner Ball. Helmdecken rechts: schwarz-golden, links: rot-golden. — 2. Grauff von Fürstenberg, Landtgrauffe in Baure. Grünenberg. 1483. Schild wie Nr. 1. Helmzier: auf rotem Kissen der Ball gleich Nr. 1. Helmdecken: rot-golden. — 3. Grauff von Werdemberg vnd grauff zu dem hailgenberg. Grünenberg. 1483. Gevierter Schild. Feld 1 und 4 in Rot eine silberne Kirchenfahne. Feld 2 und 3 ein sparrenweise gebrochener Schrägrechtsbalken, die sogen. Heiligenberger Stiege. Zwei Helme. Rechts: eine rote Mitra. Decken: rot-silbern. Links: ein goldener Brackenhals. Decken: schwarz-golden. — 4. Grauff von Mörs vn̄ Grauff zu Sarwerd (Mörs-Saarwerden). Grünenberg. 1483. Gevierter Schild. Feld 1 und 4 in Gold ein schwarzer Querbalken. Feld 2 und 3 ein silberner, rotbewehrter Doppeladler. Zwei Helme. Rechts: ein schwarzer Bärenhals mit goldener Kette. Decken: schwarz-golden. Links: eine silberne Mitra, besteckt mit schwarzem Hahnenfederbusch. Decken: rot-silbern.



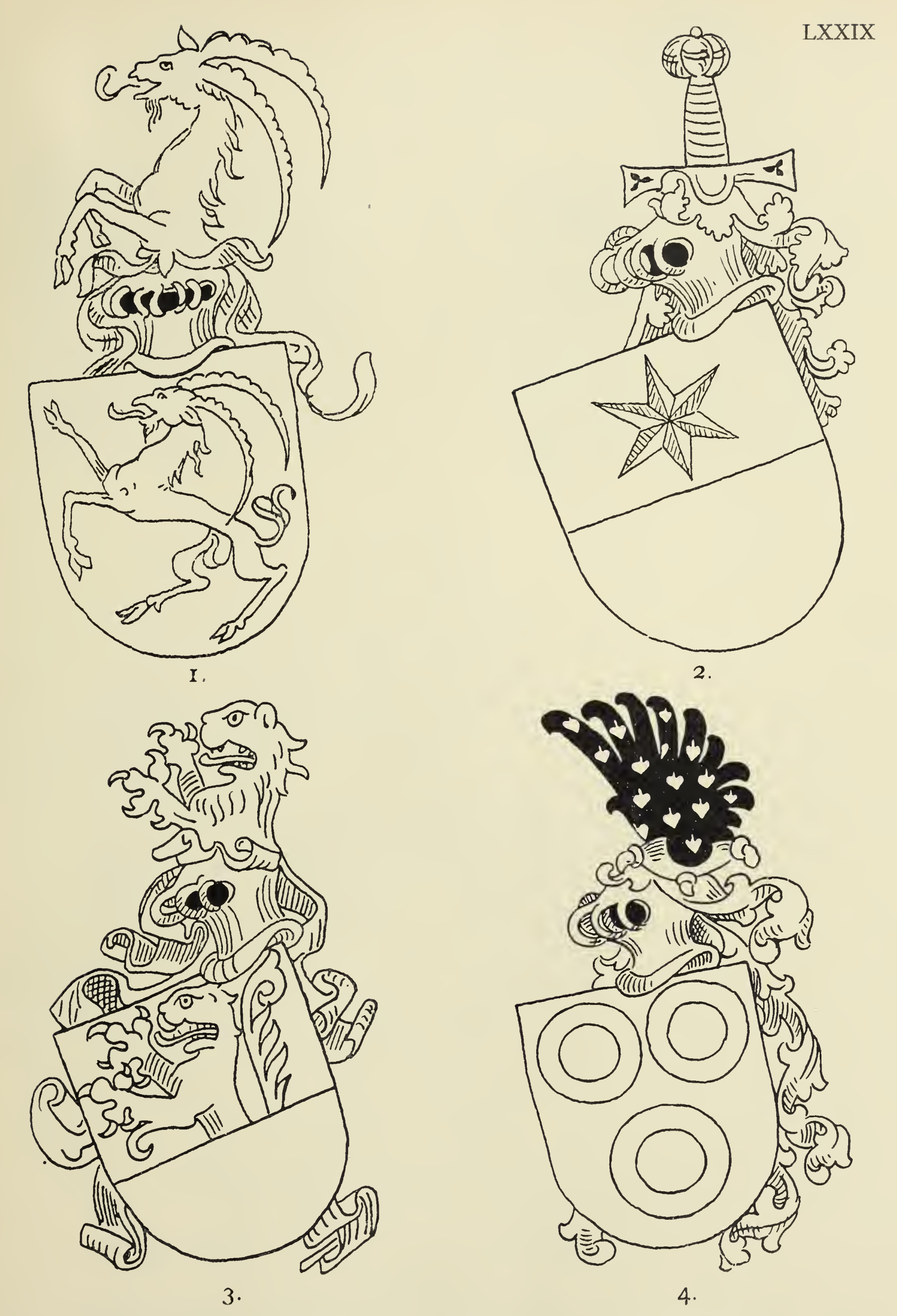
1. von Kronenberg (Cronberg). Grünenberg. 1483. Gevierter Schild. Feld 1 und 4 silbern-blaue Eisenhütlein. Feld 2 rot, darin eine goldene Krone. Feld 3 rot. Helmzier: schwarzer Federnbüschel. Decken: blau-silbern. — 2. Fry von Ochsenstain. Grünenberg. 1483. In rotem Schild zwei silberne Querbalken. Zwei Helme. Rechts: zwei rote Hörner mit den silbernen Querbalken des Schildes belegt. Decken: rot-silbern. Links: Rumpf eines bärtigen Mannes, in den Farben des Schildes gekleidet, mit Hermelinhut. Decken: rot-silbern. — 3. von Ettendorf. Gevierter Schild. Feld 1 und 4 ein roter Adler in Gold. Feld 2 und 3 ein schwarzes Andreaskreuz in Gold. Helmzier: der Adler über der Krone stehend mit ausgebreiteten Flügeln. Decken: schwarz-golden. — 4. Fry von Schwartzenberg. Stiffter des barfůßen closters ze friburg im brisgoe. Grünenberg. 1483. In silbernem Schild ein goldgeränderter schwarzer Sechsberg. Helmzier: der Sechsberg, darauf eine weiße Kugel (Ball). Decken: schwarz-silbern.



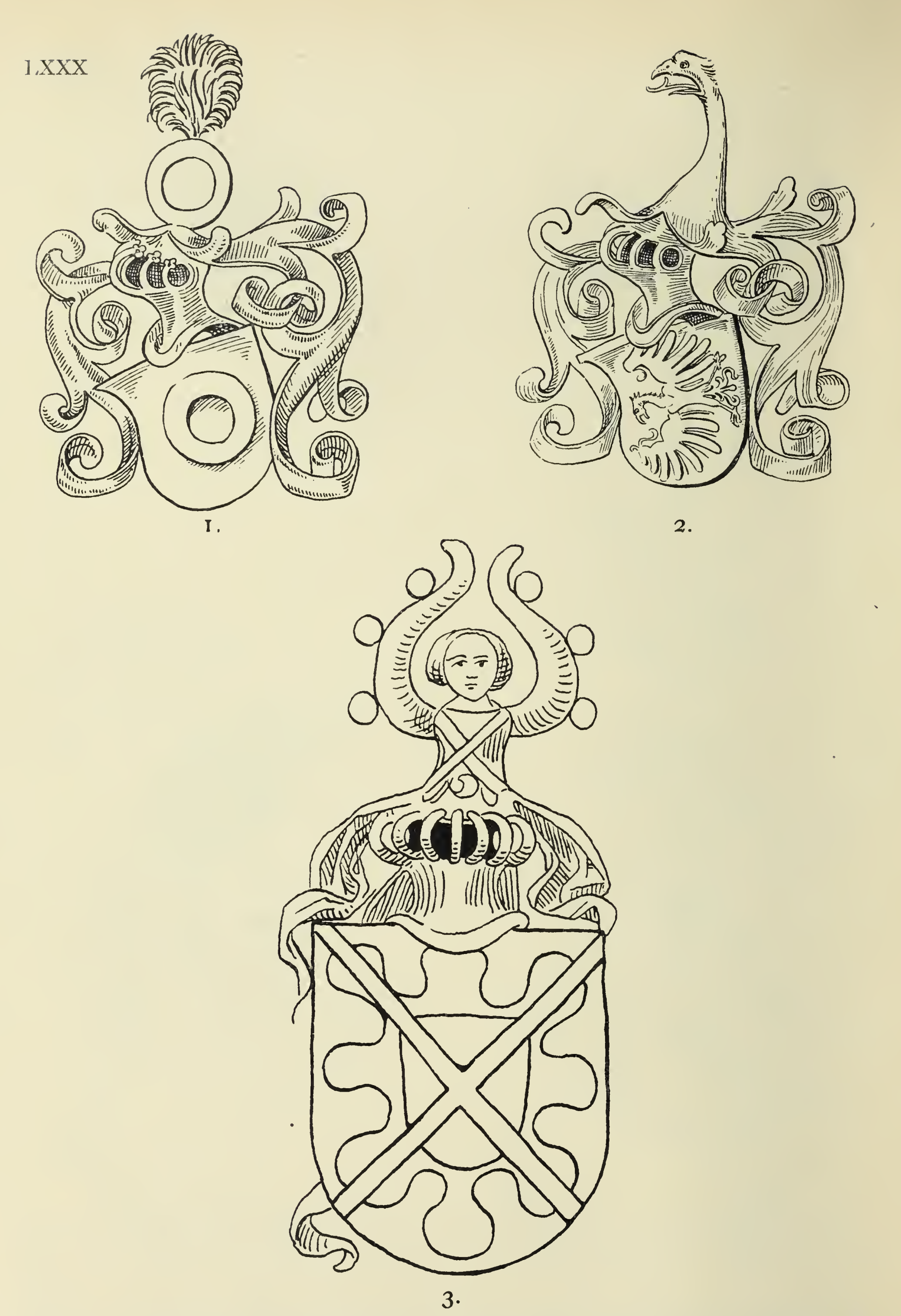
1. Fry von Geroltzegg. Grünenberg. 1483. In goldenem Schild ein roter Querbalken. Drei Helme. Mitte: rotgekleideter Weiberrumpf, statt der Arme goldene Hörner mit rotem Querbalken. Rechts: goldener Flug mit rotem Querbalken. Links: roter Spitzhut mit goldenem Knopf, aus welchem grüner Pfauenstoß hervorwächst. Decken: rot-golden. — 2. von Andlaw. Grünenberg. 1483. Hier unter: Des hailgen Richs fier Ritter. In goldenem Schild ein rotes Kreuz. Helmzier: ein in Hermelin gekleideter goldgekrönter bärtiger Mann ohne Arme. Links und rechts eine Fahne mit dem Wappenbild. Decken: rot-golden. — 3. Grauff von Salmen. Grünenberg. 1483. In goldenem Schild zwei abgewendete rote Fische (Salmen). Helmzier: zwei abwärts gekehrte rote Salmen. Decken: rot-golden. — 4. von der Ley (Leyen). Grünenberg. 1483. In blauem Schild ein silberner Pfahl. Helmzier: silberner Rüdenkopf mit (zwischen) blauen Flügeln. Decken: blau-silbern.



1. Graue zu Hanawe. (Pfälz. Lehensbuch.) Schild fünfmal von Gold und Rot gesparrt. Helmzier: weißer Schwanenhals mit Flügeln. Decken: silbern. — 2. Herr zu Lichtenberg. (Pfälz. Lehensbuch.) In silbernem Schild mit rotem Schildrand ein schwarzer Löwe. Helmzier: weißer Schwanenhals. Decken: silbern. — 3. Grauff von Oettingen. Grünenberg. 1483. In rotem Schild goldene Eisenhütlein, belegt von einem blauen Herzschildchen. Das Ganze überlegt von einem silbernen Schragen. Zwei Helme. Rechts: auf blauem Kissen ein rotes Schirmbrett, überzogen von silbernem Schragen und besteckt mit Pfauenfedern. Decken: rot-golden. Links: silberner Brackenhals mit rotem Ohr, das von dem silbernen Schragen belegt ist. Decken: rot-silbern. — 4. Herczog von Vrslingen vnd von Schilttach. Grünenberg. 1483. In silbernem Schild drei rote Schildchen (2 : 1). Helmzier: silberngekleideter bärtiger Mann, auf der Brust die drei roten Schildchen. Auf dem Kopfe eine silberne, rotgerandete Mütze, besteckt am vorderen Rande mit drei roten Federn. Decken: rot-silbern.



1. Böcklin (Böcklin von Böcklinsau). Grünenberg. 1483. In rotem Schild ein silberner Bock. Helmzier: der Bock wachsend. Decken: rot-silbern. — 2. Zorn v. Bullach. Grünenberg. 1483. Geteilter Schild. Oben: in rotem Feld ein goldener Stern. Unten: goldenes Feld. Helmzier: goldener Schwertgriff. Decken: rot-golden. — 3. von Endingen. Grünenberg. 1483. Geteilter Schild. Oben: in silbernem Feld ein wachsender roter Löwe. Unten: blaues Feld. Helmzier: der Löwe wachsend. Decken: rot-silbern. — 4. von Landemberg. Grünenberg. 1483. In rotem Schild drei silberne Ringe (2 : 1). Helmzier: schwarzer, mit silbernen Lindenblättern besäter Flug auf rotem Kissen. Decken: rot.



1. von Bettendorf. (Pfälz. Lehensbuch.) In rotem Schild ein silberner Ring. Helmzier: der Ring am oberen Rand besteckt mit einem schwarzen Hahnenfederbusch. Decken: rot. — 2. Röder von Diersburg. (Pfälz. Lehensbuch.) In rotem Schild ein silberner überzwerch gelegter Adler. Helmzier: silberner Adlerhals mit goldenem Schnabel und Zunge. Decken: rot-silbern. — 3. von Schowenburg (Schawenburg). Grünenberg. 1483. Silberner, von blau-goldenem Wolkenrand umgebener Schild. Das Ganze überlegt von rotem Schragen. Helmzier: weißgekleideter Weiberrumpf. Auf der Brust den Schragen, statt der Arme blaue Hörner, besteckt mit goldenen Kugeln.



1. 2. 3. 4.

1. von Wurmser. (Pfälz. Lehensbuch.) Geteilter Schild. Oben: in schwarzem Feld zwei silberne Halbmonde. Unten: goldenes Feld. Helmzier: schwarzgekleideter Weiberrumpf, auf der Brust die Halbmonde, anstatt der Arme goldene Hörner. Decken: golden. — 2. Kemerer vō Dalbḡ. (Pfälz. Lehensbuch.) Blauer Schild, der in das goldene Schildhaupt mit drei Spitzen aufwärtssteigt. Im goldenen Schildhaupte ein schwarzer Turnierkragen. Im blauen Schild sechs silberne Lilien. Helmzier: Flug mit dem Schildbilde. Decken: blau. — 3. von Kippenhaim (Kippenheim). Grünenberg. 1483. In rotem Schild drei goldene Fische im Dreipaß. Helmzier: zwei gestürzte, silber-schwarz geteilte Fische. Decken: schwarz-silbern. — 4. von Blumneg (Blumenegg). Grünenberg. 1483. Schild von rot- und silber-blauem Feh zu sechs Plätzen geteilt. Helmzier: rote Bischofsmütze mit einem Fehstreifen und die Spitzen besteckt mit Pfauenfedern. Decken: rot-silbern.

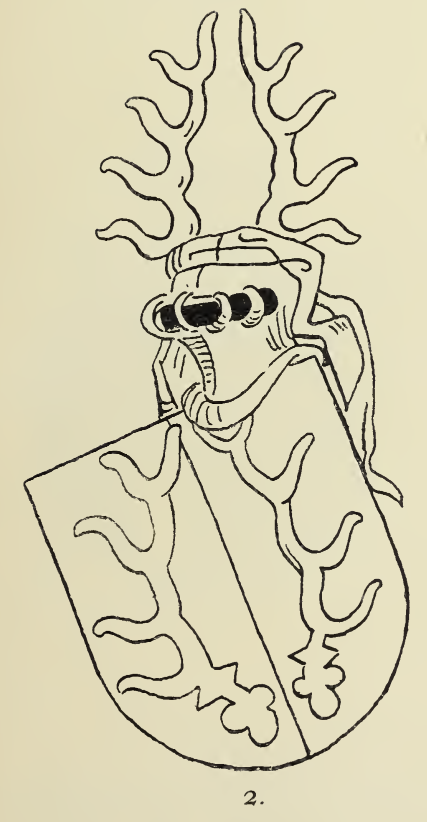


1. 2. 3. 4.

1. Pfau von Rüppurr. (Pfälz. Lehensbuch.) In rotem Schild zwei silberne Schlüssel. Helmzier: die Schlüssel. Decken: rot-silbern. — **2.** von Franckenstein. (Pfälz. Lehensbuch.) In goldenem Schild ein rotes Parteneisen. Helmzier: goldener Flug mit Schildbild. Decken: rot-golden. — **3.** vom Stain. Grünenberg. 1483. In goldenem Schild drei gestürzte schwarze Wolfseisen (Wolfsangeln) übereinander. Helmzier: goldene Wolfsangel, deren Spitzen mit Pfauenfedern besteckt. Decken: schwarz-golden. 4. Frig von Flaekenstain her zuo dachstal (Dachstuhl). Grünenberg. 1483. Schild geviert. Feld 1 und 4 von Grün und Silber siebenmal geteilt. Feld 2 und 3 in Gold ein schwarzer Schragen. Helmzier: goldgekleideter, goldgekrönter Weiberrumpf, statt der Arme Hörner mit den grün-silbernen Teilungen.



1.

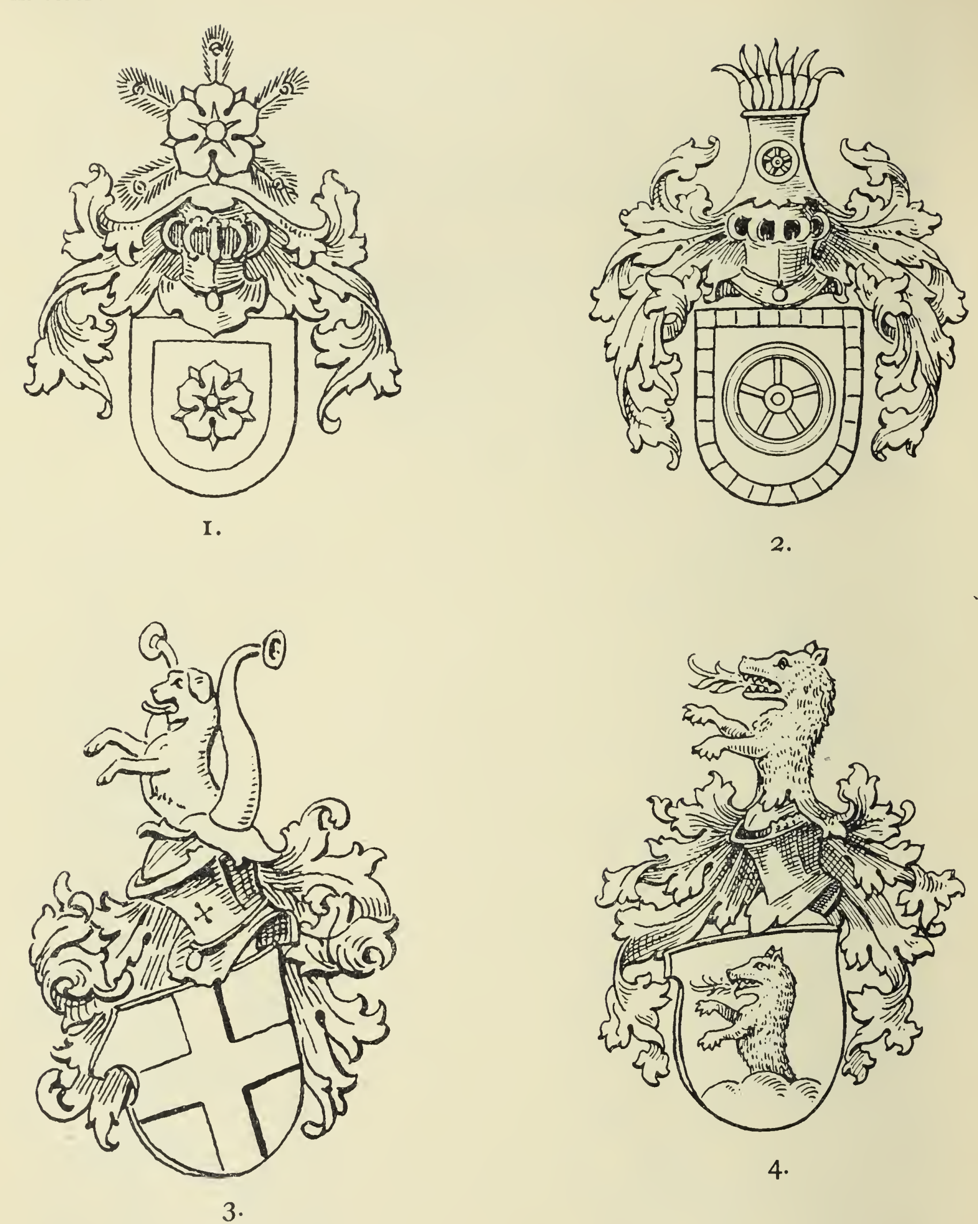


2.

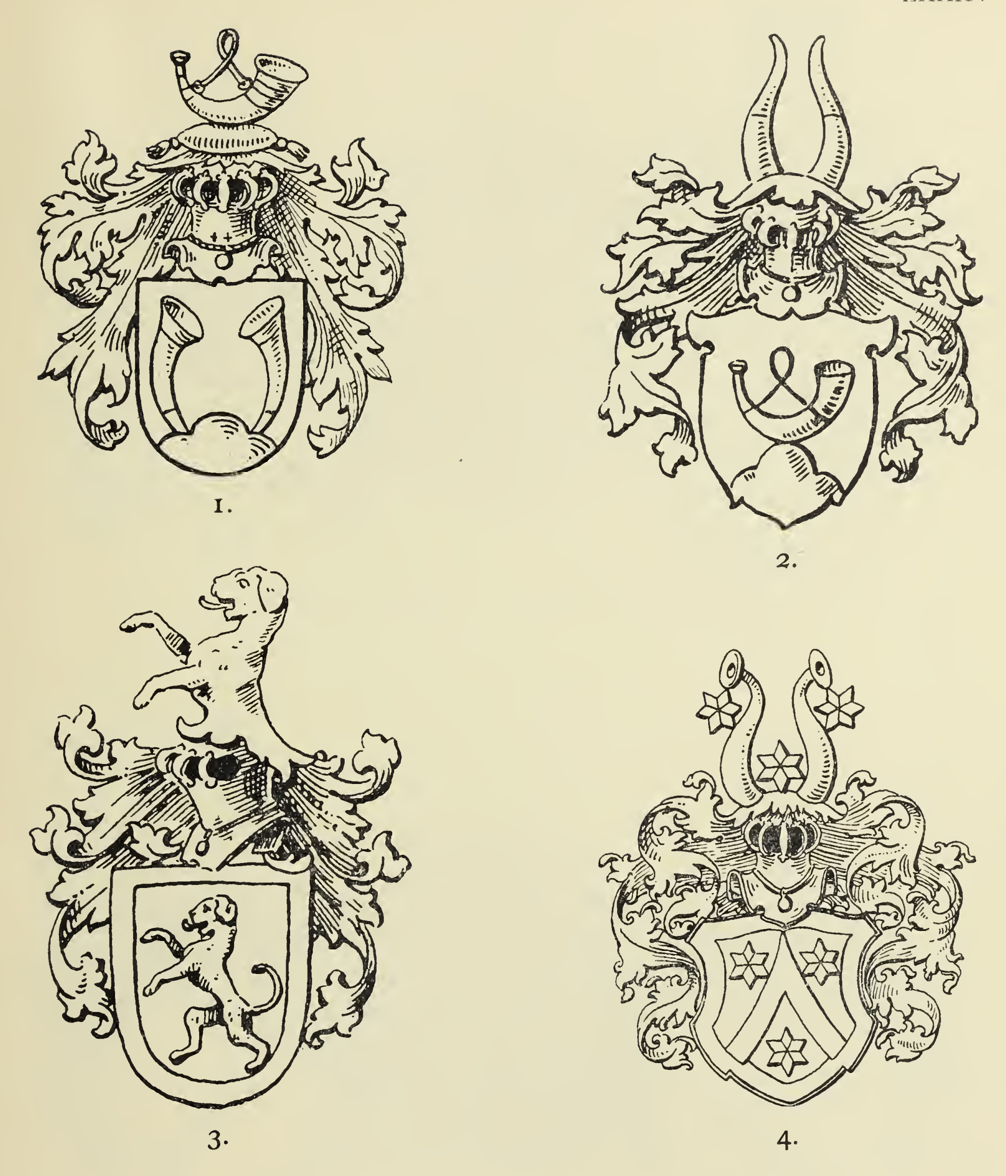


3.

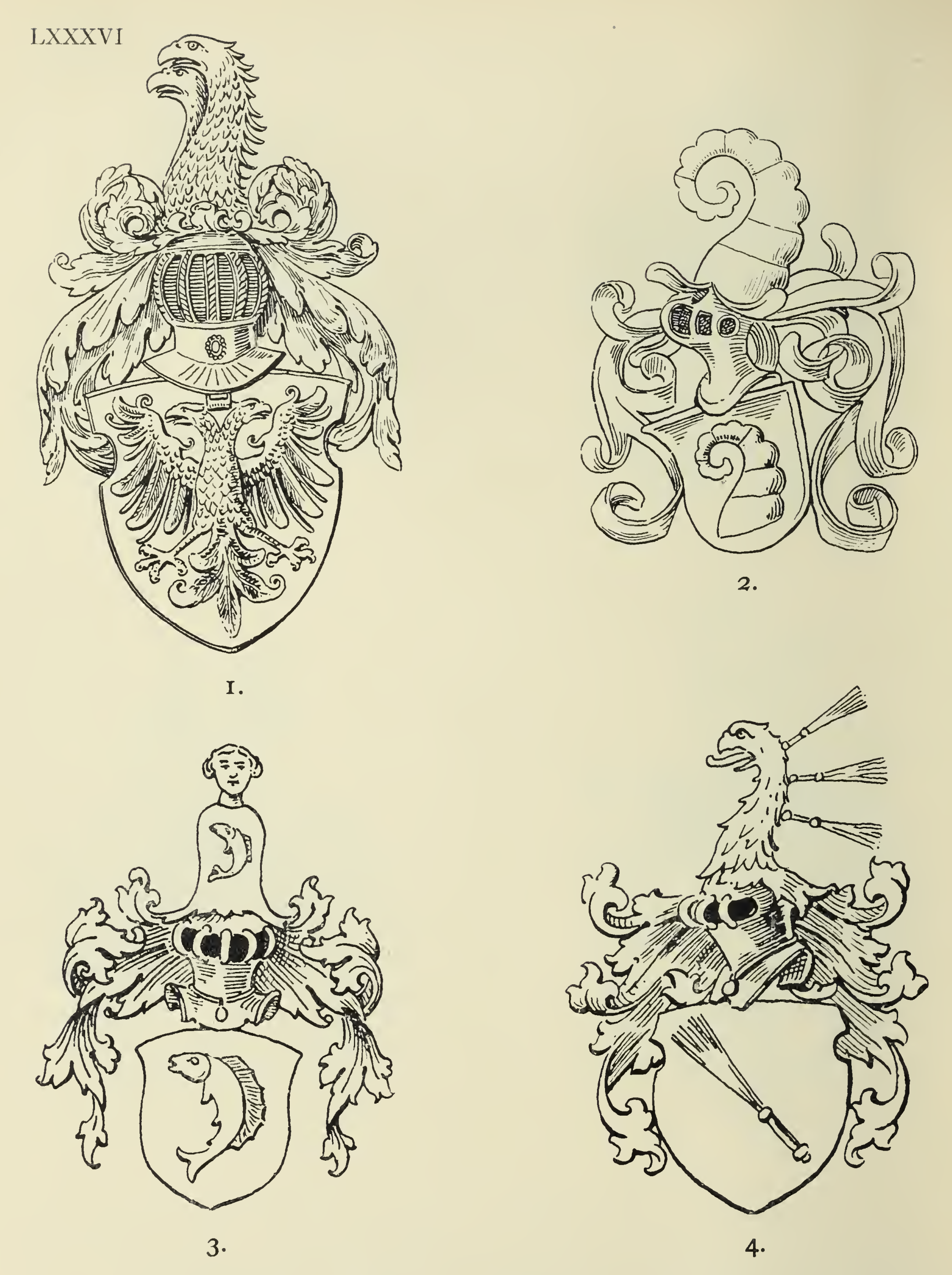
1. Schenken von Zell (Schenkenzell). Eines Stammes mit den Schenken von Andeck oder Thalheim und von Erpfingen, auch von Stauffenberg. In silbernem Schild ein roter Querbalken. Über und unter demselben ein blauer Löwe. — 2. von Windeg (Windeck). Grünenberg. 1483. Gespaltener Schild. Rechts: rote Hirschstange in Silber. Links: silberne Hirschstange in Rot. Helmzier: die Hirschstangen, gefärbt wie im Schild. Decken: rot-silbern. — 3. von Stoffemberg (Stauffenberg). Grünenberg. 1483. In silbernem Schild auf blauem Dreiberg ein roter bedeckter Becher. Helmzier: rotgekleideter Weiberrumpf, statt der Arme silberne Hörner. Decken: rot-silbern.



1. von Muellenheim in Kalbsgasse. Roter, goldgerandeter Schild mit silberner Rose und grünen Kelchblättern. Helmzier: die Rose, deren Blätter besteckt mit je einer Pfauenfeder. Decken: rot-silbern. — 2. von Neuenstein (Rohart). Schwarzer Schild mit goldenem Rad. Um den Schild ein rot-silbern geschachter Rand. Helmzier: eine schwarze Säule mit dem Rad. Aus der Säule steigen Flammen. Decken: schwarz-golden. — 3. von Botzheim. In schwarzem Schild ein goldenes Kreuz. Helmzier: ein wachsender silberner Bracke zwischen zwei goldenen Büffelhörnern. Decken: schwarz-golden. — 4. Huelwer. In silbernem Schild, aus grünem Dreiberg wachsend, ein feuerspeiender schwarzer Drache. Helmzier: der Drache wachsend. Decken: schwarz-silbern.



1. von Hornberg. In goldenem Schild zwei mit den Mundlöchern auf einen schwarzen Dreiberg gestürzte schwarze Jagdhörner mit goldenem Beschlag an Mund- und Schalloch. Helmzier: auf schwarzem Kissen mit schwarzen Quasten an goldenen Knöpfen ein schwarzes Jagdhorn an goldener Schnur. Decken: schwarz-golden. — 2. Horneck von Hornberg. In goldenem Schild auf rotem Dreiberg ruhend ein rotes Jagdhorn mit verschlungener schwarzer Schnur. Helmzier: zwei silbern-schwarz übereck geteilte Büffelhörner. Decken: schwarz-silbern. (Nach Kindler von Knobloch vielfach in der Ortenau auftretend.) — 3. Erlach von Ulm. — 4. Wolff von Renchen. In silbernem, rotumrandetem Schild ein grüner eingebogener Sparren von drei roten Sternen begleitet. Helmzier: zwei grüne Büffelhörner, begleitet von drei roten Sternen (2 : 1). Decken: grün-rot.



1. von Brumbach. Wappen des Jakob von Brumbach auf dem Grabdenkmal in der Stiftskirche in Lahr. In silbernem Schild ein rotbewehrter grüner Doppeladler mit roten Kleestengeln in den Flügeln. Helmzier: zwei rotbewehrte grüne Adlerhälse hintereinander. Decken: grün-silbern. — 2. von Bach. (Pfälz. Lehensbuch.) In blauem Schild ein auch als Meerschnecke bezeichnetes, von Silber und Rot gestücktes Steinbockshorn (später ein ebenso geformter Hut mit goldenem Aufschlag). Helmzier: das Horn wachsend. Decken: rot-silbern. — 3. Kechler von Schwandorf. In rotem Schild ein rechtsgekehrter silberner Fisch mit goldenem Rückenkamme. Helmzier: ein rotgekleideter bärtiger Mannsrumpf mit dem Fische auf der Brust. Helmdecken: rot-silbern. — 4. von Grebern. In rotem Schild ein schrägrechts gestellter silberner Besen oder Mückenwedel. Helmzier: ein am Rücken mit drei silbernen Besen besetzter schwarzer Adlerhals (oder drei auf dem Helme fächerförmig stehende silberne Besen). Helmdecken: rot-silbern.



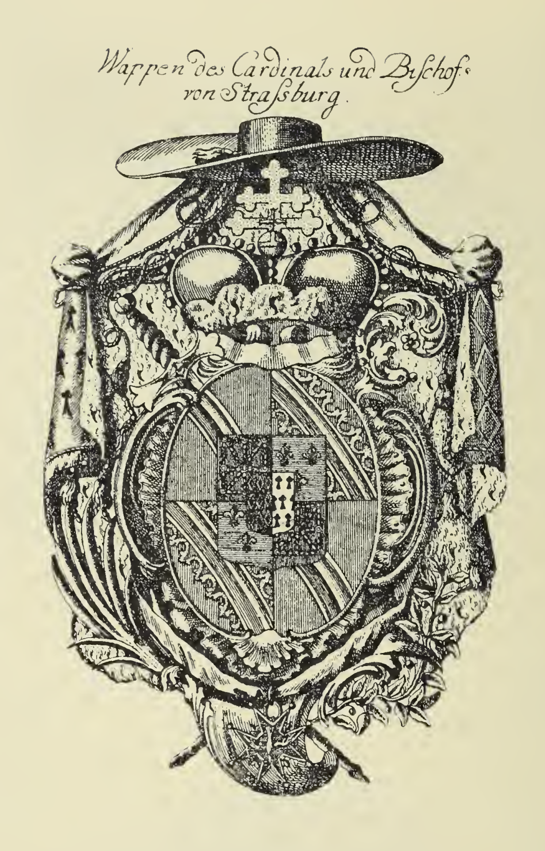
1.

1. Kloster Allerheiligen. Ältestes Konventsiegel.



2.

2. Kloster Schuttern. Ältestes Konventsiegel.



Louis René Edouard, Prinz von Rohan-Guémenée, Bischof von Straßburg.
(Geboren 25. Sept. 1735, gestorben 17. Febr. 1803 zu Ettenheim.)

Diese Zusammenstellung von Siegeln und Wappen soll, wie schon oben gesagt, den Benützern für die Denkmäler eine gewisse Unterstützung geben. Vollständigkeit war nicht möglich. Auch sind nicht nur eigentliche ortenauische Geschlechter darin berücksichtigt, sondern auch solche, die irgendwie der Denkmäler wegen wichtig schienen. Aus Gründen des Raumes war eine streng systematische Anordnung der Wappen nicht zu erreichen, was ich zu berücksichtigen bitte. So konnte hoher und niederer Adel nicht ganz geschieden werden.

AMT KEHL



AUENHEIM

Schreibweisen: Ouuanheim 888; Owenheim 961; Oͧwenheim 1318; Auenheim Ende 14. Jhs. (Heim des Ouuo, Owo.)

Archivalien: Mitth. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 89.

Litteratur: K. Asbrand, Die Fischerzunft zu A. Oberrh. Ztschr. IV, S. 79.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg. 1429 gänzlich verbrannt. Auenheim hatte eine Fischerzunft mit Fischerordnung von 1472; es wurde 1803 badisch. Patronat und Zehnt gehörten vordem den Chorherrn von S. Peter in Strassburg. Seit 1561 evangelisch.

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Bemerkenswerth sind die wiederholten Funde schöner geschliffener Steinbeilklingen aus der späteren Steinzeit, oder auch noch nach derselben in Benützung. Das Material bilden passend geformte und dann zugeschliffene Rheingeschiebe von schwarzem oder grünschwarzem Serpentin; sie zeigen ein sorgfältig gearbeitetes, rundes, von oben nach unten sich etwas verengendes Bohrloch für den Holzstiel.

Zwei solche fanden sich im Schutt eines im 18. Jh. vom Blitz zerstörten Hauses, und waren trotz dieser Erfahrung seither im Besitz der betr. Familie als »Donnerkeile«, d. h. als Verwahrungsmittel gegen Blitzgefahr. Das eine 18,3 cm lang, befindet sich in der Grossh. Alterthümersammlung Karlsruhe, das andere sei verloren gegangen.

Eine ähnliche kleinere Steinbeilklinge derselben Sammlung (Länge 11,5 cm) wurde 1856 bei Ausgrabung der neuen Mündung der Kinzig-Schutter gefunden.

Eine vierte, in der Nähe des Orts wahrscheinlich beim Pflügen gefundene blieb lange (bis 1856) in einer Familie als Donnerkeil verwahrt, ist aber nicht mehr vorhanden.

Endlich bewahrt die städt. Sammlung in Freiburg i. Br. ein Steinbeil und 2 solche kleinere Stücke aus dem Torfmoor »Hüblingswiesen« (Verzeichniss ders. n. Schreiber 1841.) *(W.)*

Römisches

Römisches: Fund von drei römischen Münzen.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. [Ehemals ad S. Laurentium][1]), wie es scheint ein Bau des 17. Jhs. der am Ende des 18. Jhs. umgebaut wurde (1792 eingeweiht). Auf ersteres deutet der mächtige Giebel der Façade mit Abtreppungen etc. Portal im späten Zopfstil mit Säulen und Voluten wie das Südportal mit Säulen und Dreieckgiebel ganz monumental wirkend. An Stelle des Chors nach Osten hat die (einschiffige) Kirche einen viereckigen Thurm, dessen Erdgeschoss sich ehemals in einem jetzt zugemauerten Rundbogen nach dem Langhaus zu öffnete. Weder dieser Bogen noch das Bruchsteinmauerwerk des Thurmes giebt sichere Anhaltspunkte für ein immerhin mögliches höheres Alter desselben.

[1]) Schaible, Geschichte des Hanauerlandes S. 54. — Mone, Die bildenden Künste in Baden. XIV (1890), 82.

Glocke

Eine *Glocke* ist 1720 in Strassburg von Edel gegossen, die anderen neu.

Kirchengeräthe

Kirchengeräthe: Kupfervergoldete Hostienbüchse des 18. Jhs., zwei einfache, silberne Kelche mit Patenen, renovirt 1720.

Auf dem Rathhaus aufbewahrt eine sogen. Halsgeige (Marterwerkzeug) und eine eiserne Truhe mit gutem Schloss. (17. Jh.?)

Ein Hufeisen des 18. Jhs. und ein Ring aus Auenheim stammend im Besitz der Grossh. Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde in Karlsruhe unter Nr. C. 1550.

BODERSWEIER

Schreibweisen: Bothalasvvileri 884; Boderswiler 14. Jh. (Weiler des Bodal).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 749 und 754 wird ein Bodal genannt.[1] Der Ort, der zur Herrschaft Lichtenberg gehörte, wurde 1429 von den Strassburgern verbrannt und hatte auch in den Franzosenkriegen viel zu leiden. 1803 wurde Bodersweier badisch. Begütert waren hier ehemals die Böcklin von Böcklinsau; 1501 aber kam der »Hub- oder Liebenzellerhof« an die von Rathsamhausen und nach dem Heimfall an die Freiherrn von Berstett. Das Patronatsrecht stand vormals dem Stifte Alt-St. Peter zu.[2]

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche.[3] (Ehemals ad S. Joannem Baptistam.) Die jetzige Kirche erbaut von dem Grafen Johann Reinhard von Hanau-Zweibrücken um 1616. Es ist ein einschiffiger Bau mit gerader Decke, ein Rundbogen öffnet sich in den Thurm, dessen unterstes Geschoss als Chor dient. Der Thurm hat im Erdgeschoss nach Osten ein gekuppeltes Rundbogenfenster, mit flachem Bogen (s. Fig. 1, der Pfosten jetzt weggebrochen), darüber dann Lichtluken, im zweiten bezw. dritten Geschoss gekuppelte Rundbogenfenster des 18. Jhs. nach allen 4 Seiten. Das Langhaus hat einfache Spitzbogenfenster, ein spitzbogiges Portal (s. Fig. 1), darüber in etwas derber, aber flotter Umrahmung das Hanau-Lichtenberg'sche Wappen mit der Inschrift:

IOHANN REINHARDT · GRAVE ·
ZV · HANAV · VND · ZWEY-
BRVCKEN · HERR · ZV ·
LIECHTENBERCK ·
VND · OCHSENSTEIN ·
ERBMARSCHALK ·
VND · OBERVOGT · ZV ·
STRASBVRG · 1616 ·

An den spitzbogigen Seitenportalen die Jahreszahl 1616. Bruchsteinmauerwerk verputzt; die Profile etc. aus gelbem Sandstein. — Vermuthlich ist der Thurm in seinem Mauerwerk ein älterer Rest. Anfang des 17. Jhs. erfolgte dann der gänzliche Umbau, dem die Kirche ihre heutige Gestalt verdankt. — Orgelgehäuse mit Rocailleschnitzerei von 1777.

Urkunden

Fachwerkhaus

[1]) Schöpflin, Alsat. illustr. I., 786.

[2]) Grandidier, État ecclésiast. du diocèse de Strasbourg en 1454. Strassb. 1897 p. 66.

[3]) Fr. Stengel, das älteste Kirchenbuch der Pfarrei Bodersweier. Kehler Zeitung 1905, Nr. 177; das zweitälteste K. ebenda, Nr. 289; die evang. Pfarrei B. ebenda, Nr. 268.

An der Aussenmauer der Kirche einfaches Epitaph im Zopfstyl der Maria Francisca Kohlund gebohrne von Helbling † 1794 und des Meinrad Kohlund, Lieutenant unter dem Hohenzollern. Schwaeb. Kreiskürassierregiment.

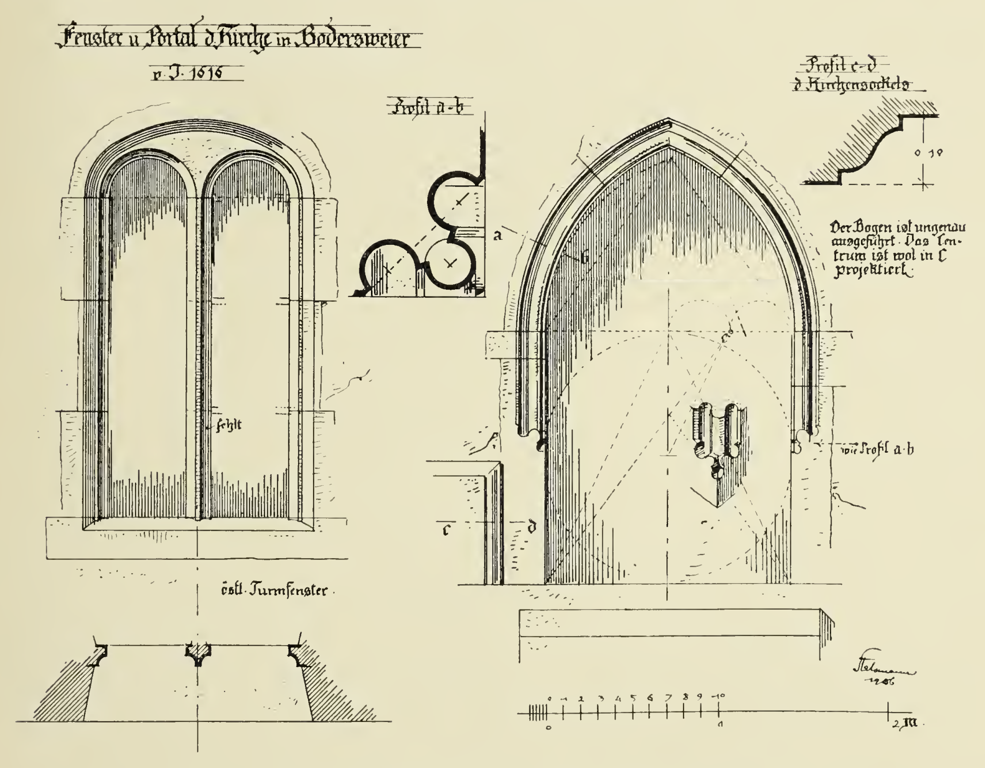


Fig. 1. Rundbogenfenster und Portal der Kirche in Bodersweier.

Im Pfarrhaus Krankenkommissionsbesteck mit der Inschrift »*Fridericus Franck pastor in Bodersweiher*« und »*Daniel Kober Kirchschaffner 1632*«, in den flauen spätgothischen Formen dieser Zeit, ohne Zeichen; einfacher, silbervergoldeter Kelch von 1718. Glocken neu, ehemals Edel'sche von 1714 und 1728.

Auf dem Rathhaus eine grosse Anzahl von *Urkunden*.

Am Ausgange gegen Linx zu ein *Fachwerkhaus* von 1717.

DIERSHEIM

Schreibweisen: Diersheim 12. Jh.; die zwei D. 14. Jh.; Tiersheim 1390; Dierßhein 1412; Dierssheym 1492; Oberdiersheim 1620.

Archivalien: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 136.

Ortsgeschichte: Die angeblich erste urkundliche Erwähnung von 961 ist eine Fälschung des 12. Jhs. — 1469 verkaufte Margaretha Juckmantel, des Edelknechts Anton von Hornberg Wittwe den Gross- und Kleinzehnten an den Edelknecht Johann Erlin; 1620 befreite sich die Gemeinde durch Zahlung von 1000 fl. von allen Frohndiensten,

Ortsgeschichte

1731 wurde Diersheim Pfarrei, vorher war es Filiale zu Rheinbischofsheim. Es gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg, Amt Lichtenau und wurde 1803 badisch.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche (ehem. ad s. Brigittam), einfacher Bau, nicht orientirt, aus Bruch- und Backsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken. Einschiffiges, flachgedecktes Langhaus und viereckiger Thurm. Am Portal der Kirche die Jahreszahl 1731.

Der Thurm öffnet sich in einem fast hufeisenförmigen Bogen gegen das Langhaus. Er diente also früher als Chor, hat aber seine Bestimmung verloren, da er im 18. Jh. durch Emporen verdeckt wurde. So liegt die Vermuthung nahe, dass er älteren Datums als das Langhaus ist. Darauf deutet das bedeutend stärkere und aus grösseren Bruchsteinen gefügte Mauerwerk, die Rundbogenfenster mit abgeschrägten Gewänden im zweiten Obergeschoss, ein flachbogiges Fenster das über der Thür zum Dachraum zwecklos in diesen hinausschaut. Für irgend welche Datirung des Thurmes fehlen aber alle Anhaltspunkte.

Der Neubau des 18. Jhs. wurde aus den Steinen der damals abgebrochenen Kapelle in Zierolzhofen erstellt um 3930 fl. 1 b. 6 kr.[1])

Das Innere der Kirche hat als einzigen Schmuck eine grosse Inschrifttafel in Stuck mit der Aufschrift in Capitale: REGI SAECULORUM IMMORTALI IUSTO, BENIFICO AMANTI HOMINUM BONI AC DONI OMNIS AUTHORI LARGITORI FONTI DEO UNI ET TRINO PATRI CREATORI FILIO JESU CHRISTO IMMANUELI SERVITORI ILLUMINATORI PARACLETO DEO OMNIPOTENTI BENEDICTO AEDEM HANC SACRAM GUBERNANTE HAS TERRAS ILLUSTRISSIMO D^{NO} D^{NO} JOHANNE REINHARDO COMITE HANOVIAE VERAE DOCTRINAE REVERENDI PATRIS MARTINI LUTHERI MINISTERIO REPURGATAE DOCENDAE PROPAGANDAE DISCENDAE CUMQUE VERO SACRAMENTORUM USU ASSERENDAE GRATIA PONUNT DICANT CONSECRANT PACI DIERSHEIMENSIS INCOLAE ANNO INCARNATI CHRISTI MDCCXXXI.

Abendmahlkanne

Abendmahlkanne von 1783.

Glocken

Die *Glocken* (18. Jh.) aus der Edel'schen Giesserei in Strassburg.

Grabstein

An der Südwestseite des Chorthurms *Grabstein* des »Georg Wolfgang Schnabel dieser Kirche erster Pfarrer † 10. November 1735«. Sandstein, Rocaille-Cartouche und Gitterwerk.

Wirthshausschilde

Schmiedeeiserne *Wirthshausschilde* des 18. Jhs. am Gasthaus zum Adler und zum Rappen.

ECKARTSWEIER

Schreibweisen: Eckebrehtswilare 1316; Eckebrehtzwilr 1372; Eckebrehtzwilre 1378; Eckebrechts wilre 1412; Eckartzwiller 1480; Eckhertzweiher 1557; Eckartsweyer 1770 (Weiler des Eckebrecht).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nach Kolb I. 249 schon 1005 als Eckertswyr genannt in der Urkunde des Bischofs Wernher I. von Strassburg über die Besitznahme des Frauenstifts S. Stephan v. J. 1005. Nach dieser (gefälschten?) Urkunde soll es schon in Schriften

[1]) Stocker, Schematismus der evang.-prost. Kirche im Grossh. Baden, Heilbronn 1878; (Nachtrag Karlsruhe 1886), S. 302.

des Herzogs Adelbert und in dem Freiheitsbrief des Königs Childerich als an S. Stephan gegeben, bezeichnet worden sein. 1005 kam es an Strassburg; die Herrn von Hunnenburg hatten hier ansehnliche Besitzungen; ihnen wurde es durch Conrad II. von Hunnenburg, Bischof von Strassburg zugeeignet; nach ihrem Aussterben kam es an die Grafschaft Lichtenberg, war dann als Lehen an die Liebenzeller gegeben, kam 1335 als Reinbolt Liebenzeller ohne Erben starb, an die Lichtenberg zurück, die es 1418 an die Böcklin von Böcklinsau verpfändeten. Aus der Herrschaft Hanau-Lichtenberg, wo es zum Amt Willstett gehörte, bezw. aus dem Besitz der Landgrafen von Hessen-Darmstadt kam es 1803 an Baden.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. Ehemaliger Titel: ad S. Nicolaum. E. wurde 1555 protestantisch [1]). Der jetzige Bau 1824 im Weinbrennerstil. — Zinnerne *Abendmahlskanne* mit der Aufschrift: dem Gericht zu Eckartsweier 1761.

Abendmahlskanne

Im Pfarrhausgarten, beim Umgraben des Friedhofs gefunden, das mittlere, leider stark beschädigte Stück eines *römischen Viergöttersteins* aus rothem Sandstein (Höhe noch 40 cm). Von den 4 Relief-Götterfiguren ist nur der Rumpf bis herab zum Knie erhalten. Sicher erkennbar ist Hercules, in der Linken Aepfel der Hesperiden haltend, die Rechte auf die Keule gestützt, und Jupiter mit dem Blitz in der Rechten. Dazu vielleicht Mercur und eine weibliche Figur (Fortuna?). (Der Stein jetzt in der Grossh. Alterthümersammlung Karlsruhe.) *(W.)*

Römischer Viergötterstein

FREISTETT

Schreibweisen: Fregistatt 828; Freistetden 1365; villa Freistetten superior 1369; obern Freistetten 1390; Obern Freistetden 1414; nidern Freistetten (Freistetden) 1390; die zwey Freistet 1492; die zwey Frystetten 1509 (Stätte des Frego).

Archivalien: Mittheil. d. histor. Kommission Nr. 16 (1894) S. 136.

Litteratur: A. Leitz, Gesch. der Gemeinden Freistett und Neufreistett bis zum Uebergange an Baden. Kehl 1890. Reinfried, Der Maiwald-Kanalprozess aus dem Jahre 1749. Acherbote 1895, Nr. 75 ff.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Ober- und Nieder-Freistett (letzteres nicht zu verwechseln mit Neufreistett), die von jeher einen Bann, ein Gericht und einen Pfarrer hatten, wurden urk. 1507 zum vierten Male vereinigt. Freistett hatte mit Renchen, Membrechtshofen, Gamshurst, Wagshurst und Ulm eine Waldgenossenschaft (Maiwald) [2]). In den Kriegen Ludwigs XIV. vielfach verwüstet. Es gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg, zum Amt Lichtenau und wurde 1803 badisch. Das Patronat besass das Domstift in Strassburg. Durch Tauschvertrag v. J. 828 erwarb das Kloster Schwarzach vom Grafen Erchanger hier Güter [3]).

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. Erwähnt 1574 sant Jörg und sant Niclauß in beiden cappellen zu Freystet. 1582 erfolgte die Ernennung eines evangelischen Pfarrers für Freistett und zugleich die Erhebung zur selbständigen Pfarrei, während es bisher Filiale von Rheinbischofsheim war [4]). Der jetzige Bau mit einschiffigem, flachgedecktem Lang-

[1]) Schaible, a. a. O. 54.
[2]) Vergl. Reinfried in Freib. Diöz. Arch. 21, 273 u. Acherbote a. a. O.
[3]) Vergl. Reinfried in Freib. Diöz. Arch. 20, 144.
[4]) Schaible, a. a. O. 54. — Vierordt, Gesch. der evang. Kirche in Baden. I, 493.

haus und daran anstossendem viereckigem Thurm stammt aus dem 18. Jh., wie die Jahreszahl 1741 an dem flachbogigen Sturz der Façadenthür zeigt. Er ist fast schmucklos, aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken und den Gesimsen, über der erwähnten Façadenthür in Rocaillecartouche das zum Theil abgeblätterte hessen-darmstädtische Wappen und eine breite Tafel mit gereimter Inschrift:

Vor siebzehnhunderteinundvierzig Jahren
Hats Jesus Wort beliebt, im Fleisch zu offenbaren.

(Siehe die weiteren schwulstigen Verse bei Leitz a. a. O. S. 177.)

Thurm

Der *Thurm*, dessen unterstes Geschoss ehemals als Chor diente, öffnet sich in einem jetzt mit einem Verschlag geschlossenen Rundbogen nach dem Langhaus. Er hat im Erdgeschoss Rundbogenfenster mit stark abgeschrägten Bänken, im ersten Stock ein solches mit hohen sitzartigen Vorsprüngen, zeigt im Aeusseren zur Abgrenzung der Stockwerke ein Gesims aus Platte und Hohlkehle, oben geht er in das Achteck über. Möglich, aber nicht zu beweisen, dass seine unteren Theile einer früheren Zeit entstammen.

Orgel und Kanzel

Im Innern *Orgel* und *Kanzel* im Empirestil.

Glocken

Zwei *Glocken* von Mathäus Edel in Strassburg 1741; eine dritte, kleinere mit der Minuskelinschrift:

AVE + MARIA + GRATIA + PLENA + ANNO + M + CCCC + XXXX + VII.

Heidenkirchle

Das sogen. *Heidenkirchle* ziemlich am Ausgange des Dorfs, jetzt unbenutzt, ist ein einschiffiger Bau mit viereckigem Thurm, dessen Untergeschoss der Chor war, aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken und Fenstergewänden. Im Langhaus sehr kleine, nach unten sich erweiternde Rundbogenfenster, eine Form, die besonders an sehr frühen romanischen Bauten vorkommt; sie dürfte auch hier kaum viel späteren Ursprungs sein und so bezeugen diese einzigen Anhaltspunkte eine Entstehung des Kirchleins in 10. bezw. 11. Jh. Im Thurmerdgeschoss ein gradsturziges Fenster und ein spitzbogiges mit abgefassten Ecken und Kleeblattbogenfüllung. Verputztes Backsteintonnengewölbe. Im Obergeschoss des Thurmes ein Doppelfenster mit flachen Rundbögen. Der Thurm ist mit einem Satteldach gedeckt. Möglicherweise stammt das Langhaus und das Untergeschoss des Thurmes (ohne Gewölbe) aus dem 10./11. bezw. 16. Jh. und ist im 18. Jh. zum letzten Mal überarbeitet worden. An der Nordwand Spuren der alten Bemalung in den Resten einiger Apostelkreuze.

Glocke

Aus letzterer Zeit stammt auch die von Ludwig Edel in Strassburg gegossene *Glocke*.

Rathhaus

Neben der Kirche das *Rathhaus* im französischen Stil des 18. Jhs. mit Mansardendach. Aehnlich gebaut noch verschiedene Häuser im Dorfe.

Die Stadt Neufreistett ist eine Gründung der Kuck'schen Flosskompagnie in Strassburg von 1740 und enthält nichts Erwähnenswerthes.

HAUSGEREUTH

Schreibweisen: Husgerůte 1163; Hugsgerúte 1353; Hugesgerúte 1372; Hugeßgerut 1547; Hawsgerait 1525. (Gereute [Rodung] des Huc.).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 1163 besass das S. Thomasstift zu Strassburg hier einen Dinghof. Eine Kaplanei, die im folgenden Jahrh. zur Pfarrkirche erhoben wurde, erhielt das Dorf 1288, nachdem es vorher in die Pfarrei Kork gehört hatte; Patronat und Zehnt hatte

das Kloster Eschau, bis es dieselben 1552 an das Domstift zu Strassburg verkaufte. 1429 war das Dorf von den Strassburgern niedergebrannt worden. Es gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg, Amt Lichtenau und wurde 1803 badisch.

Kirche

Evang. Kirche. Filiale von Rheinbischofsheim. Erw. 1288 s. o., 1289 ein oratorium beati Jacobi apostoli ac Marie Magdalene et Nicolai confessoris; 1425 sanctus Nicolaus patronus ecclesiae parrochialis. Einschiffiger Bau aus Bruchsteinmauerwerk mit Holzbalkendecke und viereckigem Thurm, dessen mit einem Kreuzgratgewölbe gedecktes Erdgeschoss als Chor dient. Im Langhaus kleine Fenster, sowohl mit geradem Sturz und abgefastem, zweimal auch mit einer Hohlkehle profilirtem Pfosten, als auch geradsturziges Doppelfenster und ein schmales gedrücktes Spitzbogenfenster. Thür mit Flachbogen, sich kreuzendem Stabwerk und Hohlkehle.

Thurm

Der *Thurm* öffnet sich nach dem Langhaus im Spitzbogen, hat im ersten Geschoss Lichtluken, im zweiten schwach spitzbogige Fenster. Die Balkenlöcher bezw. einfachen Konsolen für die alten Decken noch überall sichtbar. Satteldach. An der Ostwand kleine, kielbogige Sakramentsnische. An den Thurm schliesst die geradgedeckte Sakristei an mit kleiner, mit zwei Seiten des Dreiecks abgeschlossener Nische. An den Ostecken des Langhauses und des Thurmes einfache, einmal abgeschrägte Strebepfeiler.

Das Kirchlein gehört wohl dem 16. Jh. an und hat im 18. einige Veränderungen erlitten.

Glocke

Glocke von Matthäus Edel 1749.

HONAU

Schreibweisen: Hoinaugia 781; Hoinowa 870; insula Honaugensis 1180; Honaugia 1191; Honauwia 1199; Honowe 1264; Honow 1268; Honowe Anf. 14. Jh.

Litteratur: Reinfried, Archivalien des Landkapitels Ottersweier. Oberrh. Ztschr. 51 (1897), Mittheil. Nr. 19, S. 24. Grandidier, Hist. de l'église de Strasbourg I, 398—410 und Oeuvres inédites I, 157—165.

Geschichte

Geschichte: Ehemals ein auf einer Rheininsel um 720 gegründetes Schottenkloster,[1]) dessen Aebte den bischöflichen Titel führten.[2]) Da der Rhein den grössten Theil der Insel wegfrass und die Stiftsgebäude selbst bedrohte, wurde das Kloster 1290 nach Rheinau und 1398 aus demselben Grunde nach Alt-S. Peter in Strassburg verlegt, nachdem es schon im 11. Jh. in ein Chorherrnstift verwandelt worden war. — Das Dorf (Mortenau, Herrschaft Lichtenberg) ging 1802 von Strassburg an Baden über. — Seit 1559 evangelisch.

Pfarrkirche

Die jetzige *kathol. Pfarrkirche* wurde 1845 erbaut. Die alte Klosterkirche hatte den titulus ad S. Michaelem und als Nebenpatrone die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Schon 1259 wird noch eine »capella sancte Brigide« erwähnt, 1365 »altare beate Marie virginis et beati Nicolai episcopi situm in ecclesia parrocchiali ville Honowe«. Später gehörte das Dorf zur Pfarrei Wanzenau, von der es 1730 getrennt wurde. — Bauliche Reste einer älteren Kirche sind keine vorhanden.

---

[1]) Vergl. Sickel, Acta regum et imperatorum Karolingorum digesta et narrata. Wien 1867, II. 216.

[2]) Der Sage nach soll 357 der Bischof Amandus von Strassburg hierher geflohen sein und seine Gebeine hier einst aufbewahrt worden sein. Mone, Die bildenden Künste etc. XIV., 46.

Holzplastik

Die Kirche bewahrt auf dem Nebenaltar der Epistelseite eine werthvolle *Holzplastik* vom Anfange des 16. Jhs., eine Krönung Mariä in zweidrittel lebensgrossen Figuren. Maria nach vorn knieend, Gottvater und Christus hinter ihr sitzend in den jetzt zwecklos

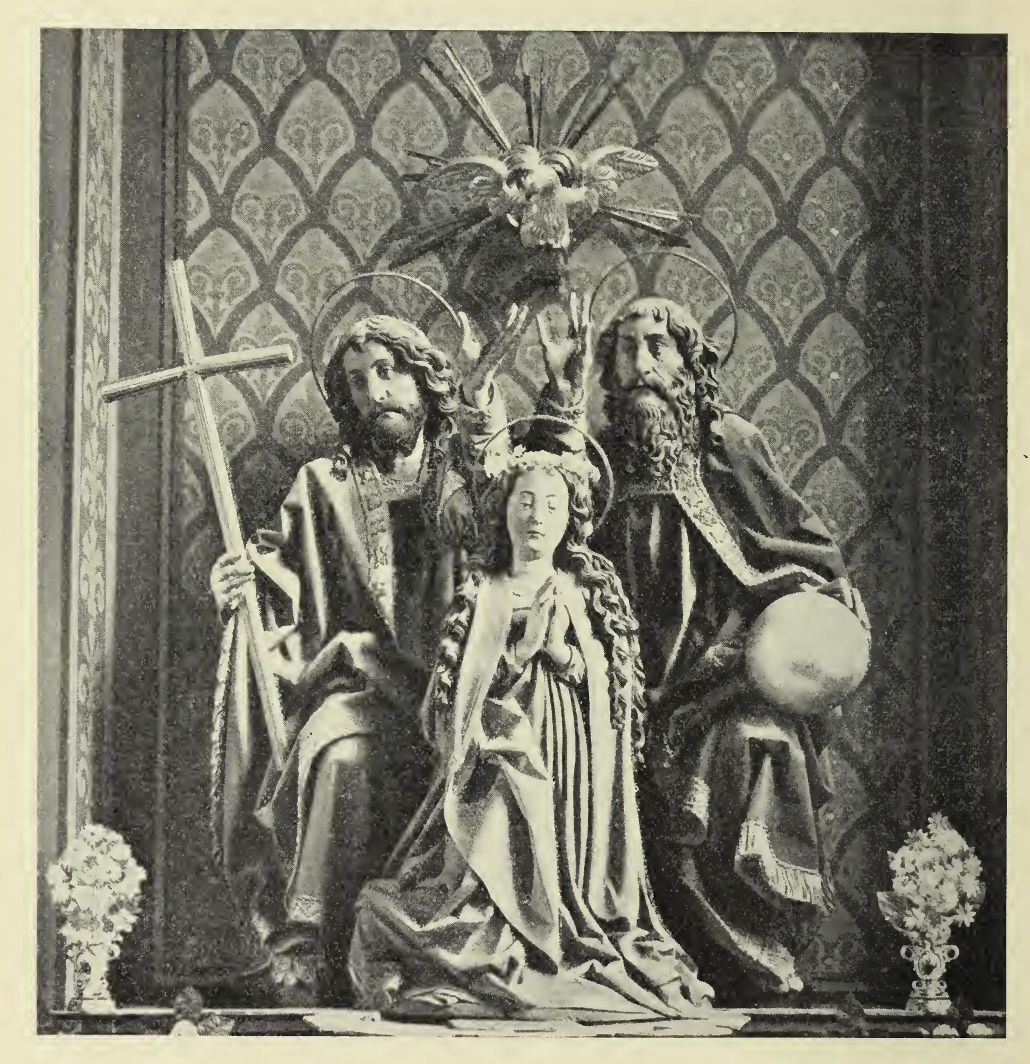


Fig. 2. Holzskulptur: Krönung Mariä in der Kirche in Honau.

gespreizten Fingern ehemals die Krone haltend (s. Fig. 2). Tüchtige geschmackvolle Arbeit aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs., die Fassung gänzlich erneuert.

Auf dem Altar der Evangelienseite kleine Madonna mit Kind auf der Mondsichel; im Chor Madonna mit Kind; an der Langhausnordwand Crucifixus, alles Holzschnitzereien im Durchschnittscharakter des 18. Jhs.

Taufstein

Einfacher Rococo-*Taufstein.*

Kirchengeräthe

In der Sakristei *Kirchengeräthe:* einfacher Kelch, kupfervergoldet und Wettersegen mit geringen, getriebenen Rocailleornamenten. Beide ohne Goldschmiedezeichen.

Vor der Kirche *Missionscrucifixus* aus Sandstein. Auf mittlerem bauchigem Barocksockel der Crucifixus mit Magdalena, auf zwei schmäleren Seitensockeln Maria und Johannes. Ueberschlanke Figuren. Gestiftet 1779 von Anton Knerle und Frau.

Missions-crucifixus

KEHL

STADT und DORF

Schreibweisen: Kelle 1289; Kenle 1326; Keule 1374; Keyle 16. Jh.; Kaile 16. Jh.; Keuhel 16. Jh., Keuln 1576; Kayl 16.—18. Jh.; Keyl 1681; Keyhl 18. Jh.

Litteratur: Bader, Fahrten und Wanderungen, II. (1856) S. 204—214.

Alte Ansichten: Grundriss von Bodenehr. Kupferst. Augsb. ca. 1700. — Plan der Stadt und Festung Strassburg, des Forts von Kehl mit allen neuen Werken sammt der Umgebung, im Massstab von 600 toises. 18. Jh. Bibliothek Le Mans: Catal. des manuscrits d. bibl. publ. de France, XX. 457.

Alte Ansichten

Ortsgeschichte: Stadt Kehl mit der Festung gegründet, nachdem Strassburg in die Hände Frankreichs gefallen war, mehrmals zurückgegeben und wieder erobert, kam 1814 endgültig an Baden.

Ortsgeschichte

Dorf Kehl: urkundlich seit Ende 13. Jhs. als Ueberfahrtsort erwähnt, kam 1299 zum vierten Theil mit Suntheim und Iringheim als Geroldseckisches Pfandlehen an die Böcklin zu Strassburg. Durch verschiedene Erbschaften hatte der Ort am Ausgang des Mittelalters folgende Herren: Böcklin $^1/_4$, das Domstift $^1/_2$, Baden $^1/_8$ und Nassau $^1/_8$. (Das Dorf wurde 1796 und 1797 ganz zerstört und dem Erdboden gleich gemacht.

Vorgeschichtliches: Eine Steinbeilklinge, angeblich ca. 24 cm lang, 1851 im Rheinkies gefunden; Verbleib unbekannt. *(W.)*

Vorgeschicht-liches

Die simultane *Pfarrkirche* (der katholische Titel: ad Johann. Nepomuk), ein Neubau der letzten Jahrzehnte des 19. Jhs. enthält auf dem katholischen Hochaltar zwei beiderseitig bemalte Altarflügel, die als Vermächtniss des Dekans Hirscher aus dessen bekannter Sammlung in den Besitz der Kirche gelangt sind. Die Bildfläche beträgt je 1,71 m zu 0,90 m. Der eine Flügel (s. Fig. 3) stellt die Anbetung des Kindes dar, im Hintergrunde die Verkündigung an die Hirten. Auf dem Saum des Kleides Mariä in der Majuskelschrift des späten 15. Jhs. das Ave Regina. Der zweite Flügel (s. Fig. 4) die Anbetung der Könige, im Hintergrund Ausblick auf ein Meer. Die Rückseiten der Bilder konnte ich nicht besichtigen, da die Gemälde leider unbeweglich an der Wand befestigt sind, doch liegen mir Photographien von Hofphotograph Krämer-Kehl vor. Danach waren die Rückseiten je in eine obere und untere Abtheilung getheilt: bei dem einen Flügel zeigt die obere den h. Martin zu Pferde mit dem Bettler in einer Waldlandschaft, darunter vor einem mit einem Brokat behängtem Schranke stehend die Heiligen Sebastian und Antonius Eremita; auf dem zweiten Flügel erblicken wir oben den h. Christophorus durch das Wasser watend, mit dem Christuskind auf der Schulter, unten die Heiligen Paulus Ap. und ein jugendlicher Heiliger (s. Fig. 5). Diese Rückseiten scheinen den Photographien nach ziemlich beschädigt und restaurationsbedürftig. Sie sind übrigens nicht ganz von der gleichen Hand wie die der Vorderseiten, sondern vielleicht von einem Gehilfen. Die Vorderseiten verrathen einen tüchtigen oberrheinischen

Pfarrkirche



Fig. 3. Altarflügel in der Kirche zu Kehl (Stadt), Vorderseite.

Meister vom Anfange des 16. Jhs., wenn auch nicht Baldung, als dessen Jugendwerke sie früher galten. Genaueres über sie zu sagen ist bei dem noch so unerforschten Gebiet der oberrheinischen Malerei unmöglich.



Fig. 4. Altarflügel in der Kirche zu Kehl (Stadt), Vorderseite.

Kelche

In der (kath.) Sakristei zwei *Kelche*, der eine silbervergoldet, hübsche getriebene Arbeit der Mitte des 18. Jhs. mit Augsburger Beschauzeichen und F(?)T L (s. Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen, S. 109). — Der zweite Kelch, kupfervergoldet mit

eingravirten Ornamenten zeigt am Fuss die Umschrift: »*M. M. J. E. Stebel Curé et C. A. Bergmann Bourgemaître à Kehl ont Fait Faire ce Calice en 1785.*« (sic!)

Stadt

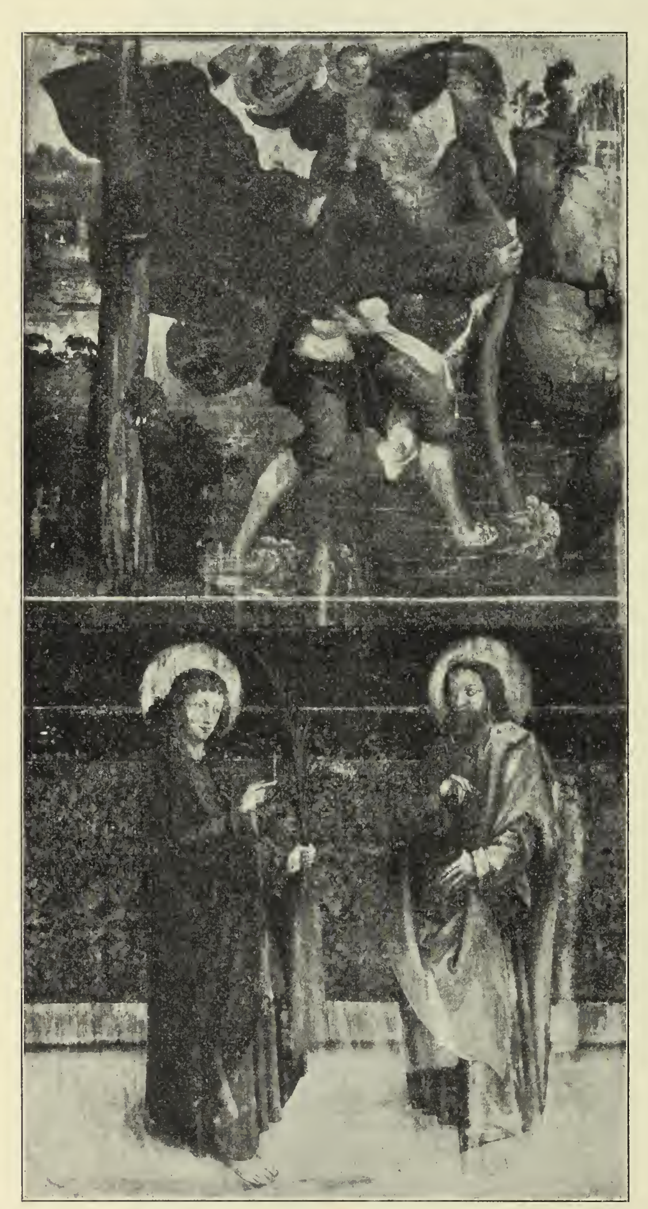


Fig. 5. Altarflügel in der Kirche zu Kehl (Stadt), Rückseite.

Die *Stadt* trägt, ihrer Geschichte gemäss, durchaus den Charakter der kleinen, französischen Provinzstadt des 18. Jhs. Die wenigen besser gebauten Häuser mit Mansardendach sind ohne besonderes Interesse, wenn auch durch ihre Schlichtheit sehr gefällig.

In der protest. Kirche im Dorf-Kehl, zwei Oelgemälde, Himmelfahrt Mariä und Anbetung der Könige, Kopien nach französischen Werken des 17. Jhs. Im Pfarrhaus ein einfacher Kelch, silbervergoldet, mit eingravirtem Rocailleornament und der Inschrift: »Johannes Schütterlin Schultheis und Georg Jacob Sachs Pfarrer 1733.« Das Strassburger Beschauzeichen (Lilie) und der Goldschmiedname Ehrlen.

Schloss

Ein *Schloss* Borneck [1]) (Burneck 1455) im 16. Jh. durch den Rhein fortgerissen, die Mauerreste bei niederem Wasserstand im Rheinbett noch sichtbar.

KORK

Schreibweisen: Corke 1004; Choreka 1004; Chorcho 1007; Kork 1275; Korg 1311; Korcke 1352; Korck 1366; Korckh 1561. (Keltisch, aus älteren Curciacum, verkürzt Kurkium.)

Archivalien: Archiv der Röder: Mittheil. d. histor. Kommission Nr. 16 (1894), S. 78.

[1]) Vergl. hierüber Oberrh. Ztschr. XVI, 286. — Bader, Badenia I, 344. — Ruppert, Mortenau I, 319.

Litteratur: J. Schaible, Gesch. des bad. Hanauerlandes nebst Topographie des Amtsbezirks Kork, Karlsruhe 1855; Bacmeister, Alemann. Wanderungen 74; Germania, Vierteljahrsschr. f. d. Alterthumskunde, 13, 114; Bad. Militäralmanach VII, S. 73 bis 74 (Gefecht bei Kork und Willstett); J. B. Trenkle, Der Korker Waldbrief von 1476, Karlsruhe 1880; Oberrh. Ztschr. NF. 3, 344.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Als Adelbert, angeblich ein Sohn des grossen Acticus, Herzogs von Hohenburg, i. J. 717 (der Sage nach) das Kloster S. Stephan in Strassburg stiftete, hat er unten an dem Rheinflusse alles bis an die Grenzen des dem Grafen Hugo [1]) zuständigen Eigenthums, Choreck genannt, an die Stiftung dieses Klosters verwendet.

930 kam es durch Kauf an das Bisthum Strassburg, gegen Ende des 13. Jhs. als Lehen an die von Lichtenberg. 1275 erwarb das Kloster Allerheiligen Gefälle aus dem Schultheissenamt, das Ritter Heinrich von Wilre von den Fürstenberg zu Lehen hatte. [2]) Das Patronat nebst dem Zehnt war dem Kloster Eschau, später dem Domstift zu Strassburg. Gehörte zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Amt Willstett und wurde 1803 badisch. — Auf noch höheres Alter will die Sage zielen mit dem Chrimhildestein. [3])

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. Ecclesia parrochialis etc. 1288; ehemaliger Titel: ad S. Dionysium. [4]) — Die Kirche, in ihren Chormauern noch die Reste eines ehemaligen gothischen Baues bergend, ist jetzt ein schlichter Bau aus Bruchsteinmauerwerk mit Bewurf des 18. Jhs. (1732) mit einschiffigem Langhaus, das eine einfache Stuckdecke hat und einem Chor aus 5 Seiten des Achtecks, ohne deutliche Reste früher Zeit.

Am Westportal Cartouche mit der Inschrift in Capitale: || 1732 | JOHANNES | SCHREIBEISEN | SCHULZ IN KORCK. ||

Ueber dem Südportal das Hanau-Lichtenbergische Wappen, darunter in ovaler Cartouche, von Blätterwerk umgeben, die Inschrift (Capitale): || AVSPICIO | DEI | TER OPTIMI MAXIMI | HOC | ANTE ANNUM INCERTUM | TEMPLUM | TANDEM CONSUMATUM | POSTEA SOLENNITER INAUGURATUM | EST | SUB REGIMINE | ILLUSTRISSIMI DOMINI | DOMINI JOHANNIS REINHARDI | COMITIS HANOICI | ANNO RESTITUTAE ORBI SALVTIS | M DCC XXXII. ||

Epitaph

In der Kirche an der Nordwand das *Epitaph* der Maria Elisabeth Schaffalizky von Muckodell geb. von Palm. Sandsteinplatte mit Rundgiebel und Rocailleornament, darüber die Wappen der Begrabenen und ihres Mannes. Ein Vorhang trägt die Cursivinschrift, über der Todtengebeine abgebildet sind. Sie lautet: *Hier ruhet bifs zu seiner Verklärung der irdische Ueberrest der reichsfrey hochwohlgebohrnen Freyfrau Frauen Mariä Elisabetha gebohrnen von Palm. Der Hochseligen hochbekümmerter Gemahl Tit. Herr Christian Friederich Schaffalizky von Muckodell Premier-Maior des hochfrst. Wirt. Croys. Regts. beklaget den Verlust eines ohnschatzbaren Kleynods seine im 29. Lebens-jahr 6 M: 8 Tag · A: C: 1739 den 8ten octob: Früh um 3 uhr leyder allzufrühe in den Englischen Orden erhöhete Palmin und liesse der Hochseligen von Kehl hierher gebrachten und nächst dem Altar in seine Grufft eingesenckten erblassten Leichnam difs Denckmal ewiger*

[1]) Des ethikonischen Grafen Hugo cf. Schaible, a. a. O. 14.

[2]) Fürst., Urk. I, S. 249.

[3]) Mone, Die b. K. etc. 14, 91.

[4]) Schaible, a. a. O. 54.

Treue und Liebe stifften. Leich. Text: Röm. 8. V. 38—39. Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben & vor der Liebe Gottes die in Christo Jesu ist unserm Herrn (sic!). — Am Sockel die Verse:

»*Mein Sippschaftsbaum verblüht mit zwo Elisabeten*
Die mein Vergnügen hier vollkommen schön erhöhten.
Zwey Kleynod sencke ich in ihr Behältniss ein
Ihr nehmt mein Hertze mit mein Gott gedencke mein.«

Kanzel

Die *Kanzel* mit Holzskulptur vom Ende des 18. Jhs.

Im Chor unter der Tünche Spuren von Wandmalereien (Apostelkreuze) durchschimmernd.

Glocken

Vier *Glocken* des 18. Jhs. von Matthias Edel mit dem Korker Wappen; an ihnen ausserdem noch die Namen der damaligen Gerichtszwölfer. (Näher war nicht beizukommen.)

Aussenwand

An der *Aussenwand* der Kirche drei weitere Grabmäler:

1) Der »Maria Elisabetha geb. Hammerin, Frau des hochfürstl. Lichtenberg. Hofraths und Amtmanns Andreas Lichtenberger zu Kork † 8. Okt. 1766« und der »Frau Margaretha geb. Wetzelin, des weil. Georg Wilhelm Lichtenbergers Rektors und Predigers zu Colmar Wittib † 13. Okt. 1767«. Sandsteinplatte, überragt von Rocaillewerk mit verwischtem Wappen, Sarkophag und Todtenschädel.

2) In Volutenumrahmung, bekrönt von kleiner Rocaillecartouche, die Inschrift in Capitale: »D O M JACENT SUB HOC TUMULO FRANCISCUS, DOROTHEA, SAMSON ET CAROLUS, COGNATIONE FRATERNA ET SORORIA SE INVICEM ATTINGENTES CARISSIMI LIBERI JUSTI JACOBI OTTONIS PRINCIPIS HEREDIS HASSIAE A CONSILIIS REIPUBLICAE MDCCLXI · SIC PATER QUOQUE QUIESCIT MDCCLXII.« Sandsteinplatte.

3) Oblonge Sandsteinplatte mit stark erhöhtem Rand zeigt zunächst in Rocaillecartouche das Wappen (Mann mit dem Schlüssel in der einen und Mond in der andern Hand), darunter in steifer Druckschrift: »*Hochfürstlich Hessen Honau Lichtenbergischer Rath und Landschreiber Aembter Liechtenau und Willstett Friedrich Wilhelm Wildermuth ward gebohren Ao. 1678 d. 2. November und starb Ao. 1746 d. 5. Septem.*« Grabschrift: »*Ein jeder lefse das der hier vorübergeht. In Christo starb ein Christ und wird mit ihm begraben, dass er in Christo auch hin wieder auff ersteht.*«

Kirchengeräthe

Kirchengeräthe: Zwei einfache silberne, vergoldete Kelche mit eingeprägtem Cäsarenkopf, eine silbervergoldete Empireplatte mit Palmettenornament auf Löwenfüssen und fünf Zinnkannen mit etwas reicher verziertem Henkel.

Epileptische Anstalt

Die *Epileptiker-Anstalt* ist ein ehemals Hanau-Lichtenbergisches Lustschloss aus dem vorigen Jahrhundert einfachster, schmucker Erscheinung. In einem Zimmer des Erdgeschoss einfacher Rocaillewandschrank.

Eine Sonnenuhr, Sandstein, von 1663; woher stammend?

Im Privatbesitz des Anstaltsleiters ein hübsches Rocaillebuffet und ein grosser Schrank in gleichem Stil.

Privathäuser

Von *Privathäusern* seien das einfache, aber gut wirkende Pfarrhaus des 18. Jhs., der Riegelbau des Wirthshauses »zum Ochsen« hervorgehoben, sowie das Haus Nr. 20

mit Mansardendach; an einem Haus? die Jahreszahl 1761 und ein Allianzwappen, rechts das Wildermuth'sche, links zwei gekreuzte Schwerter, dazwischen Lilien.

Am Haus von Georg Königs Wittwe schmiedeeiserner *Wirthshausschild* »zur Krone« im Stil Louis XVI., ein einfacherer am Gasthaus »zum Ochsen«. Wirthshausschild

Im Ort schmiedeeiserner *Pumpenschwengel* mit der Aufschrift: »Joh. Aug. Hes Schultheiss«, gute Arbeit des 18. Jhs. Pumpenschwengel

LEGELSHURST

(mit Bolzhurst)

Schreibweisen: Leicholczhurst 1364; Leichenßhürste 1412; Lechelßhurst 1443; Leuchelßhurst 1480; Leutzelschurst 1585; Leuttelßhurst 1585; Leuchelshurst 1561; Legelshurst 1579; Legelßhurst 1655. (Hurst des Leicholt.)

Das Besetzungsrecht der Pfarrei übte bis 1554 das Kl. Eschau aus,[1]) das wie das Kl. Allerheiligen hier zehntberechtigt war.

Ortsgeschichte: Erste Erwähnung als Leicholczhurst nach Grossh. Baden S. 882 schon 1294. 1411 gestattet der Bischof von Strassburg die Errichtung einer Kapelle in honorem b. Mariae Virg., die 1443 von ihrer Mutterkirche zu Kork getrennt und mit Willen des Kl. Eschau, des Patronat- und Zehntherren (seit 15. Jh., vorher Allerheiligen), zur Pfarrkirche erhoben wurde. Legelshurst gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg (es war wohl 1234 als Lehen an die Lichtenberg gekommen), zum Amt Willstett und wurde 1803 badisch. Ortsgeschichte

Evang. Pfarrkirche. Kirchenheiliger vor der Reformation S. Valentinus, Erwähnungen der Kirche s. oben. Die Reformation wurde 1554 eingeführt. Es ist der übliche einschiffige Bau mit viereckigem Thurm aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken. In diesem Falle ist aber das ältere Datum des *Thurms* gesichert. Er dürfte aus den Jahren um 1447 (s. oben) stammen. Gegen das spätere Langhaus öffnet er sich im Rundbogen und hat im Erdgeschoss ein Kreuzrippengewölbe mit kleinem Schlussstein, trocken profilirten Rippen, die auf schmalen Konsolen aufsetzen, nach Süden, Osten und Norden einfache Spitzbogenfenster, an der Nordseite eine Sakramentsnische mit Kleeblattbogen und Kielbogen, daneben führt eine (spätere) Thür in die Sakristei. Im ersten Obergeschoss Lichtluken, nach Süden gekuppelte Rundbogenfenster des 18. Jhs. In den dreieckigen Giebeln, mit denen jede Seite abschliesst, jeweils ein Fenster im Kielbogen geschlossen, mit zwei Kleeblattbögen, deren Pfosten offenbar herausgebrochen. Auf der Bühne des jetzigen Langhauses am Thurm noch der Dachansatz des alten, niederen Langhauses zu sehen. Pfarrkirche Thurm

Das ziemlich einfache *Langhaus* mit den üblichen rundbogigen Fenstern zeigt über der Thür der Südseite das landgräfliche Wappen, darunter geschwungener und gebrochener Giebel, unter dem die Inschrift in Capitale: DEO EIUSQUE CULTUI PUBLICO LUDOVICUS HASSIAE PRINCEPS HEREDITARIUS ATQUE LANTGRAVIUS AEDIFICIUM HOC EXSTRUI ET SACRUM ESSE VOLUIT ANNO MDCCXLIII PROCUL HINC ABESTE PROFANI. Langhaus

[1]) Vierordt II, S. VII.

Glocken

Kirchengeräthe

An dem Sturz der Westthüre die Jahreszahl 1743.

Drei *Glocken* des 18. Jhs. aus der Edel'schen Giesserei.

Kirchengeräthe: Einfache Zinnabendmahlkanne und ebensolches Taufgeschirr von 1771, einfacher, runder, silbervergoldeter Kelch mit undeutlichem Goldschmiedezeichen, im Fuss eingravirt: J · G · K · J746.

Im Pfarrhausgarten ehemaliger gothischer Taufstein, mit achtkantiger Schale ohne besondere Dekoration mit der Jahreszahl MCCCC · XLVII.

In dem dazugehörigen Bolzhurst sollen unter der Erde noch die Grundmauern eines alten Schlosses vorhanden sein.

LEUTESHEIM

Schreibweisen: Lutensheim 1233; Lútesheim 14. Jh.; Lúteßhein 14. Jh.; Lutisheim 1370; Lüteßhein 1412; daz alte Lútißheim 1434 (Heim des Lútin).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Leutesheim gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg und zwar zum Amt Lichtenau. Den Zehnten hatte das Kloster Honau, mit dem der Ort 1229 in Streit kam, später das Kollegiatstift S. Leonhard zu Oberehnheim im Elsass. Seit 1803 badisch.

Pfarrkirche

Chorthurm

Evang. Pfarrkirche. Erwähnt 1434. Kirchenheilige vor der Reformation S. Margaretha. Leutesheim war bis 1716 (17) Filiale von Auenheim [1]). 1740 wurde die Kapelle zur Kirche erweitert. Einschiffiges Langhaus mit älterem *Chorthurm* aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken usw. Das jetzt mit spitzem Tonnengewölbe überdeckte Erdgeschoss öffnet sich in Rundbogen (18. Jh.) gegen das Langhaus, hat hier nach Süden ein schmales kielbogiges Fenster mit eingeschlossenem gedrücktem Kleeblattbogen, nach Norden ebenfalls Kielbogenfenster mit einer Fischblase, daneben im Innern eine kleine kielbogige Sakramentsnische; im obersten Geschoss nach Süden und Norden je ein gekuppeltes, und nach Osten ein breiteres Rundbogenfenster (des 18. Jhs.), Satteldach. Die Sakristei ist neueren Ursprungs, der Thurm wohl 16. Jh.

Das Langhaus hat im Sturz des Façadenportals die Jahreszahl 1740; über dem Südportal unter einem Giebel das landgräflich-hessische Wappen und auf einer plastisch behandelten Draperie in Capitale die Inschrift [2]): DEM DREYEINIGEN GOTT ZU EHREN UND ZU SEINEN ŒFFENTLICHEN REINEN DIENST NACH INHALT DES GÖTTLICHEN WOTS (sic!) H · SCHRIFT UND DER UNVERENDERTEN AUGSPURG · CONFESSION UNTER GESEGNETER REGIERUNG DES DURCHLEUCHTIGSTEN FIRSTEN UND HERRN HERRN LUDWIG LANDGRAFF ZU HESSEN FÜRSTEN ZU HERSFELD WARD DIESE KIRCHE ERWEITERT UND EINGEWEIHT DEN VIII NOFEMBER 1740.

An der Südwand der Kirche zwei schlichte Grabsteine:

1) der Juliana Katharina geb. Wildin, Frau des Pfarrers Carl Sigm. Schwind, † 22. Nov. 1753;

[1]) Schaible, a. a. O. 55.

[2]) S. Stocker, a. a. O. S. 309.

2) der Frau Katharina Salome?, Frau des Pfarrers Joh. Gottfr. Schuhmeister, † . . . April 1769.

Kirchengeräthe

Kirchengeräthe: Zinntaufschüssel mit Aufschrift: Leutisheim 1741; Brodschüssel, zwei Zinnabendmahlkannen, die eine mit der Aufschrift:

Samuel — Fasco
Der erste Pfarrer — In Leutesheim
Verehrte dise Zwei — Kandten der Kirchen
Alle Anno 1719.

Eine weitere Kanne wohl noch des 17. Jhs. in guter Renaissanceform, am Fuss steht:

P · H · H · S · J · B · G · Leutesheim ·

Silbervergoldeter Kelch mit noch gothischem flauem Nodus, innen am Fuss steht in Cursiv: »*Kirch Lützen oder Leutesheim wigt 26 loth · 3 ℔ · 170*1.

LICHTENAU

Schreibweisen: Liehtenöwe 1316; Lichtenowe burg und stat 1362; Lychtenöwe 1370; Liechtenouwe 1412; Liechnowe 1417; Liechtenaw 1563 (ahd. lioht, lieht-leuchtend).

Litteratur: Merian, Topogr. Alsat. 1635 S. 23. — Briefe über eine Reise ins Württembergische. Frauenzimmermagazin IV. (Kehl und Basel 1783.). — Näher, Die Ortenau, Lahr 1888, S. 33.

Münzfund

Münzfund: Makedonischer Philippeus.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Konrad III. von Lichtenberg, Bischof von Strassburg zerstörte 1293 das Städtlein Sermersheim, wie auch Burg Krax und verwendete die Steine davon zur Befestigung von Lichtenau[1]), dem König Albrecht I. 1300 Stadtrecht verlieh. Lichtenau gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg, deren eines Amt nach ihm benannt war[2]). Denkwürdig ist der Vertrag, den Joh. Gutenberg mit Hans Riffe, Vogt zu Lichtenau, abschloss[3]). Im 30jährigen Kriege wiederholt geplündert. 1637 von Bernhard von Weimar erobert. 1639 klagt der Pfarrer, in Lichtenau sei schon lange kein Einwohner mehr gewesen[4]), 1675 von Montecuculi besetzt, 1689 von Franzosen niedergebrannt, die auch 1707 die Festungsmauern, aber nicht, wie Näher annimmt, das Schloss zerstörten, welches erst im Anfange des 19. Jhs. abgebrochen wurde, als Lichtenau 1803 badisch geworden war.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. 1378 eine Kapelle erwähnt, 1464 ein capellanus sancti Andree und ein c. altaris sancte Katharine. Im Schloss eine Andreaskapelle. Die evangelische Lehre wurde vorübergehend schon 1524/25 in Lichtenau durch den verheiratheten Priester Martin Enderlin verbreitet; doch wurde dieser verhaftet und erst auf gemeinsame Bitten der Stadt Strassburg und des Grafen von Hanau nach Nürnberg entlassen[5]). Von 1565 aber war ein evang. Pfarrer in Lichtenau[6]). Dem Langhaus des

[1]) Schaible, a. a. O. 17. — Königshoven V. S. 315.
[2]) Siehe die Einleitung.
[3]) Schaible, a. a. O. 32. v. der Linde, Gutenberg (1878) S. 20 ff. Hartwig, Festschrift zum 500jähr. Tag der Geburt Gutenbergs (Leipzig 1900), S. 218 ff.
[4]) Schaible, a. a. O. 65.
[5]) Vierordt, I, 161.
[6]) Ebenda, I, 494.

19. Jhs. ist der in diesen Gegenden stets wiederkehrende viereckige Thurm vorgelegt, der sich in einem grossen Rundbogen dorthin öffnet. Das Kreuzgratgewölbe des Thurmerdgeschosses bildete ehemals wohl den Chor der (orientirten) Kirche. Nach Norden hat dies Geschoss ein viereckiges, innen flachbogiges Fenster, nach Osten ein grosses Rundbogenfenster, nach Süden eine Lichtluke, in dem obersten Geschoss nach allen Seiten je zwei Rundbogenfenster (nach Osten nur eines). Wir dürften einen in seinen Mauern mittelalterlichen, im 18. Jh. überarbeiteten Thurm vor uns haben. Auf ihm eine Wetterfahne mit dem Schwan aus dem Stadtwappen.

Kirchengeräthe

Kirchengeräthe: zwei Kelche. An dem einen mit dem Strassburger Beschauzeichen steht: G. E. L. Nessler Past. ibid. 1755; an dem andern: »der Kirchen zu Lichtenau Anno 1755 G. E. L. Nessler Past. ibid.« An der Westfaçade der Kirche eingemauert das aus der alten Kirche stammende Hanau-Lichtenbergische Wappen.

Befestigungen

Reste der alten *Befestigungen:* im Pfarrhausgarten die Mauerreste eines viereckigen Thurmes aus Bruchsteinmauerwerk mit Backstein untermischt, die Mauern ca. 1 1/2—2 m dick, mit jetzt formlosem Eingang. Es sind die Reste des 1826 abgetragenen Streckthurmes mit daran anstossenden Mauerzügen. Etwa 10 m davor noch weitere Mauerzüge erkennbar. Reste der Stadtmauer im Garten des Gasthauses zum Ochsen. Ihr Zug ist in der Anlage der Strassen deutlich erkennbar. Ausserdem erinnern Namen wie Schanze, Schlosshof, Zwinger, Münzhof, Münzwald an die alten Zeiten.

LINX

Schreibweisen: Lincgisen 1139; Lingiez 1289; Lingies 14. Jh.; Linkies 1390; Lynckgieß 1412; Linggieß 1477; Linx 1595. (Verdorben aus Lingisheim = Heim des Lingo.)

Archivalien: Auf dem Rathhaus ein Waldbrief. [1])

Litteratur: Schaible, a. a. O. 54.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg, wurde 1803 badisch.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. Patron vor der Reformation S. Vincenz.

Die jetzige Kirche (s. Fig. 6) ist ein vielfach überarbeiteter Bau aus verschiedenen Zeiten in Bruchsteinmauerwerk mit Mörtelbewurf, Gesimse etc. aus rothem Sandstein. Ein einschiffiges Langhaus mit quadratischem Chor, der das Untergeschoss des Thurmes ist, zu beiden Seiten desselben je eine Sakristei. Das gerade gedeckte Langhaus hat an jeder Seite drei einfache Spitzbogenfenster, ausserdem je ein Rundfenster und je eine spitzbogige Thür in deren Sturz die Zahl 1619 eingehauen ist.

Ueber dem Portal der westlichen Frontseite das Hanau-Lichtenbergische Wappen (Fig. 7), eine fast genaue Wiederholung des Bodersweier'schen, in gelbem Sandstein, auch die Inschrift in Capitale der Bodersweier'schen gleich mit geringen Abweichungen und ohne Jahreszahl: »JOHANN REINHARDT GRAVE ZU HANAU UND ZWEIBRÜCKEN HERR ZU LIECHTENBERG UND OCHSENSTEIN, ERBMARSCHALCK UND OBERVOGT ZU STRASSBURG.« Das Langhaus hat einen

[1]) Trenkle, a. a. O.

flachen Sockel und eine einfache Wasserschräge als Gesims. An seiner Ostwand zu beiden Seiten des Thurmes zwei Rundfenster mit flamboyanter Masswerkfüllung.

Ein Rundbogen führt in den ehemaligen, jetzt durch eine Bretterwand abgeschlossenen Chor, der jetzt gerade gedeckt ist. An der Nordwand dieses Raumes führt eine mit Rundstab und Hohlkehle profilirte und im Vorhangbogen abgeschlossene Thür in die Sakristei. Neben dieser Thür eine kleine, durch einen Wimperg bekrönte Sakramentsnische mit ziemlich zerstörtem Gewände, ebenso zerstörtem Wappen und Jahreszahl . . 51. An der Südseite dieses Thurmuntergeschosses ein rundbogiges, einpfostiges Fenster mit spätem, rohem Masswerk, im Osten ein flachbogiges Fenster. Im Stockwerk darüber eine Scharte und ein kleines flachbogiges Fenster.



Fig. 6. Kirche in Linx.

Im folgenden Geschoss noch an drei Seiten sichtbar ein gekuppeltes, romanisches Rundbogenfenster mit einem teilenden Säulchen, das eine attische Basis und ein mächtig ausladendes Kämpferstück hat. Das entsprechende Fenster an der Westseite ist noch erkennbar, aber zugemauert und durch das später höher geführte Dach verdeckt. Im Geschoss darüber rundbogige Fenster des 18. Jhs.

Sakristei

Die nördliche *Sakristei* mit Kreuzgratgewölbe weist eine gothische Nische für Waschungen auf und wird an ihrer Nordostecke durch einen Strebepfeiler gestützt. Die südliche Sakristei ist viel späteren Datums.

Baugeschichte

Die *Baugeschichte* lässt sich aus den Resten etwa so konstruiren: der Thurm ist der letzte Rest eines romanischen Baues des 12. bezw. 13. Jhs.; im 15. und 17. Jh. erfolgte ein Umbau und eine Erhöhung des Langhauses; letzterer wohl die Spitzbogenfenster angehörig und die Thüren mit der Jahreszahl 1619, von welcher Bauzeit auch die Inschrifttafel zeugt.

Epitaph

Im Langhaus ein *Epitaph:* »Epitaphium M. Leonhardis: Ermingeri pastoris ecclesiae lincensis pie defuncti : XLVI annorum : XIII Maij anno MDC conditur hic tumulo Leonharts Erminger honest · vir tonus ac justus tum pietate gravis · officio Christi viginti praefuit annos quod mediante deo presto cathedra dedit·« Dazu

in deutsch die an die mittelalterliche Darstellung li trois morts et li trois vifs erinnernden deutschen Worte: »das du jetzund bist bin ich gewesen und was ich jetz bin wirstu werden«. Unten ein Schild mit verschiedenen Zeichen.



Fig. 7. Wappen über dem Portal der Kirche in Linx.

Glocken

Von den *Glocken* ist die grösste umgegossen worden vor ein paar Jahren, eine zweite von Mattheus Edel 1770, die dritte auch Edel'sche von 1820.

Friedhof

Der *Friedhof* war ummauert, was jetzt nur noch im Süden und Norden der Fall ist. An beiden Seiten führen, flachbogig geschlossen, je eine Thür für Wagen und Fussgänger hinein.

Grabsteine

An der Südwand der Kirche drei *Grabsteine* eingemauert:

1) des »*Ehrwürdigen seeligen Herrn Johann Philipp Jungen von Gumbsheim bey Creütznach Pfarrer.*« † *10 Dezember 1711; 36 Jahre alt;* »*desz Ampts 10 Jahr.*« Von Voluten und Rankenwerk umrahmte Platte; in einem Oval ein Tisch, darauf ein Herz, aus dem drei Blumen spriessen; dazu die oben angedeutete Inschrift und auf einem plastisch behandelten Tuch die Verse:

»*Durchs Wasser und den Geist*
Bin ich ausz Gott gebohren
Obgleich durchs Wasser auch
Mein Leben hab verlohren
Ist doch mein Geist bey Got
Der Leib thut hier sanft schlafen
Bisz dasz mein Jesus ruft:
Komm Hirte mit den Schafen.«

2) Eine oblonge Platte mit breitem Rahmen unten in Nische Todtenkopf und Gebeine (vor kurzem weggemeisselt): »*Hier ruhen die Gebeine des weiland wohlehrwürdigen Herrn Johann Stephan Müllers drey jahr und ein viertel allhier gewesenen treuen Predigers des Evangelii christi welcher gestorben* MDCCXXX.

3) Schmuckloser Grabstein der Carolina Wilhelmina Nesslerin † 1788 mit Vers:

O Kind du starbst zu unsern Schmerzen,
Du starbst für uns zu früh
Jedoch in deiner Eltern Hertzen
Da stirbst du nie.
1788.

MEMPRECHTSHOFEN

Schreibweisen: Meinbrehteshöwen 1390; Meinbrechtshoffen 1412; Meynbrechtzhoffen 1462; Membrechhofen 1521; Meimberthhoffen 1521. (Hofen des Meinbrecht.)

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 137.

Litteratur: K. Bissinger, Münzfund von Memprechtshofen. Gymn. Progr. Donaueschingen 1894, S. 5.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Memprechtshofen gehörte bis 1803 zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Amt Lichtenau. — Kirchlich war es bis 1790 Filiale von Freistett.

Kirche

Empire-Orgel

Die *protest. Kirche* dementsprechend ein Riegelbau von 1794, theilweise renovirt 1816; von grösster Einfachheit. *Empire-Orgel.*

Entenfängerhaus

Am Ausgang des Ortes das alte *Entenfängerhaus,* wo der von der Herrschaft Hanau-Lichtenberg bestellte Entenfänger wohnte. Zweistöckiger Bau des 18. Jhs. mit Mansardendach.

ODELSHOFEN

Schreibweisen: Otoltzhoven 1333; Oteltzhofen 1341; Ottolßhoffen 1412; Ottelßhoffen 1480. (Hofen des Otolt oder Otolf.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 1354 wurde von Markgraf Rudolf dem Wecker der Edelknecht Johann der Göler mit Odelshofen belehnt, 1429 von Bernhard I. der Edelknecht Reinh. von Neipperg; 1429 von den Strassburgern abgebrannt. Der Ort gehörte bis 1803 zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Amt Willstett.

Ziehbrunnen

Am Haus Nr. 51 hübscher *Ziehbrunnen* von 1783.

RHEINBISCHOFSHEIM

Schreibweisen: Bischovescheim 1274; Bischovisheim 1304; Bischofesheim prope Rhenum 1330 u. s. w. Bischffosheim zum Hohensteg 1574. (Heim eines Bischofs.)

Archivalien: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 138 und Rosenberg, Badische Sammlung V (1899), S. 30.

Litteratur: Kurze Beschreibung eines Theils des Oberamts Bischofsheim, Magazin für Baden 1803, I, 349—384.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Erste urkundliche Erwähnung um 1100 als Biscofesheim (?), [1]) heisst später gewöhnlich Bischofsheim an hohen Steg; war 1218 schon eigene Pfarrei; 1429 von den Strassburgern in Asche gelegt. Gehörte zur Herrschaft Lichtenberg und zum Amt Lichtenau. Im 17. und zu Anfang des 18. Jhs. residirten verschiedene Grafen von Hanau daselbst, die auch eine Münze und Kanzley hier hatten. Johann Reinhard, der letzte Graf von Hanau, ward hier geboren.[2]) Ein Theil des Hauses, wo er zur Welt kam, stand zu Kolbs Zeiten noch als Wohnung eines Hufschmiedes. Ueber das von diesem Grafen Anfang des 18. Jhs. zu bauen angefangene, aber nicht vollendete Schloss s. u. — Ging 1803 aus dem Besitz der Landgrafen von Hessen-Darmstadt, denen die Herrschaft seit 1736 gehörte, an Baden über. Das Patronatsrecht und den Zehnten besass das Domkapitel in Strassburg.

Vorgeschichtliches

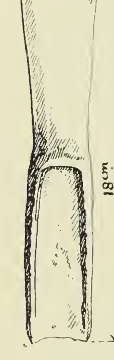


Fig. 8. Bronzebeil aus Rheinbischofsheim.

Vorgeschichtliches. An der Strasse nach Wagshurst fand man 1854 im abgestochenen Mattengrund ein Bronzebeil älterer Form mit Absatz, 18 cm lang (Bronzezeit). In der Grossh. Sammlung Karlsruhe (s. Fig. 8). *(W.)*

Pfarrkirche

Protest. Pfarrkirche. Die ehemaligen Patrone sancti ecclesie parochialis in Bischovissheim Argentinensis diocesis, videlicet sanctus Johannes baptista et beatus Adelffus episcopus 1484. 1574 nur noch sanct Johans baptista? 1564 verstarb der letzte (verehelichte) katholische Pfarrer.[3])

Die jetzige Kirche ist ein Neubau von 1873 bis 1876. Eine Photographie im Pfarrhaus von Diersheim zeigt die alte Kirche, welche den üblichen, wohl noch romanischen, viereckigen Thurm mit Lichtlucken hatte und ein teilweiser Neubau des 17. Jhs. nach dem Brande von 1642 war. Der Wiederaufbau des Chors und Thurmes fiel dem Strassburger Domkapitel, der des Langhauses der Kirchenfabrik zur Last.[4])

Glocken

Aus der alten Kirche sind noch zwei *Glocken* vorhanden. Die eine von 1633 zeigt oben die zweireihige Inschrift in Capitale: // IHS SANCTA MARIA ORA PRO NOBIS JEAN RODER ESCUIER SEIGNEUR DE JUBAINVILLE LIEUTENANT GÉNÉRAL AU BAILLIAGE DE 1633 / LEVESCHE DE TOUL PARAIN (sic!) & DAME MARIE OLIVIER FEMME A MONSIEUR DEBOULET LIEUTENANT AU GOUVERNEMENT DE TOUL MARAINE. // Darunter aufgelöthetes Relief Maria mit dem Kind, sehr plump, sowie der Gekreuzigte von Engeln gehalten. Am untern Rand der Glocke steht: // TOBIE DE LA PAIX MA FAICT EN LAN 1633 // in aufgesetzten Buchstaben und eine Kreuzigung.

Eine zweite Glocke von 1669 hat oben die Inschrift in Capitale: // DIE HOCHGRAFFLICHE HANAUISCHE VORMUNDTSCHAFFT HATT DIESE KLOCK IN DIE KIRCHE / BISCHOFFSHEIM GIESSEN LASSEN IM JAHR 1669 / AUS DEM FEUER FLOSS ICH PETER SPECK IN STRASBURG GOSS MICH. // In der Mitte der Glocke eine Kreuzigung und das Hanauer Wappen.

---

[1]) Das Grossh. Baden, p. 927.

[2]) Kolb, I, p. 117.

[3]) Schaible, a. a. O. 55.

[4]) Vierordt, II, 236 und 272.

An der Strasse nach Freistett grösseres Haus mit zwei vorspringenden Flügeln, ein schmuckloser Bau des 18. Jhs. (Das oben erwähnte Schloss gänzlich abgerissen in den 40er Jahren des 19. Jhs.)

Wirthshausschild

Schmiedeeiserner *Wirthshausschild* »zum Adler«, 18. Jh.

(Die katholische Kapelle, ein einfacher Bau der letzten Jahrzehnte enthält nichts.)

In den Grossh. Sammlungen f. A. u. V. zu Karlsruhe wird unter C 1628 der Deckel eines Rauchfasses von Bronze aus Rheinbischofsheim aufbewahrt.

1675 waren Abendmahlskelch und Patene auf einer Rheininsel, wohin der Pfarrer sie geflüchtet, von den Franzosen erbeutet worden; Ende des Jahrhunderts hatte man sogar versucht, die Kirchenfenster nach Strassburg zu retten, sie aber bloss bis Diersheim gebracht.[1])

SAND

Schreibweisen: Sande 1254; Sand 1309; Sant 1353; Sanden 1412; Sannde 1480; Alt- und Neusand: de Sande antiquo 1311; vom alten Sande 1497; in Altensannd 1526; zů nidern Sant 1372; in banno et villa Sande in superiori 1294.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Kloster Allerheiligen erhält 1254 hier Güter. Der Ort gehörte zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg und wurde 1803 badisch.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. Sand war zu Ende des 13. Jhs. bereits Pfarrei. Erwähnt eine capella sancti Bartholomei 1311, S. Petri 1383. Capelle S. Peter und Paul (1454).[2]) Das Patronatsrecht besass das Kloster Allerheiligen, dem es 1280 Friedrich I. von Lichtenberg Bischof von Strassburg übertragen hatte. Da aber Sand evangelisch wurde (1560) und blieb, so trat Allerheiligen dieses Recht zu Anfang des 18. Jhs. an den Landesherrn ab.

Die Kirche ist ein Bau aus einfachem Bruchsteinmauerwerk mit Quadern an den Ecken, im Langhaus mit später eingesetzten Rundbogenfenstern. Offenbar ein Bau des Jahrhunderts, der im 18. Jh. umgeändert und erhöht wurde. Die Westfront zeigt in dem verputzten Bruchsteinmauerwerk eine spitzbogige Thür aus rothem Sandstein, das Gewände mit Hohlkehle und sich schneidenden Rundstäben auf den üblichen, hohen, kleinen Basen der Spätgothik. Im Sturz das Steinmetzzeichen: . Den Sockel der Kirche bildet überall eine Hohlkehle; unterm Dach zieht sich eine Wasserschräge her, an der die Zeichen: und zu bemerken. An der Façade über der Thür zieht sich diese Wasserschräge in die Höhe zur Umrahmung einer rechtwinkligen Tafel mit der Inschrift (s. Fig. 9) [3]):

Gedenken soll ain jeder crist
dass urtal goteſs zu der frist
anno · dn̄i · 1506 · jar ·

[1]) Vierordt, II, 275 und 321.

[2]) Grandidier, Etat Ecclés. S. 34.

[3]) Vergl. Mone, Die bild. Künste im Grossh. Baden XIV. S. 59, der die Inschrift nicht ganz richtig wieder giebt.

(mit dem Steinmetzzeichen dazwischen). Dieses Zeichen und das M des Tausenders sind etwas verdächtig; möglich, dass der Stein beschädigt und diese Stelle nachgearbeitet wurde.

Chor

Das Langhaus ist einschiffig. Der viereckige *Chor*, das unterste Geschoss des Thurmes mit Sternrippengewölbe — die Rippen von trockenster Profilirung — zeigt östlich und südlich einfache Spitzbogenfenster. Nördlich führt eine Thür, deren Gewände durch Hohlkehle und einen Rundstab auf kleinen, gewundenen Basen gegliedert ist, in die *Sakristei*. Diese hat zwei Kreuzgratgewölbe und öffnet sich in viereckigem Fenster nach Osten. Im Aeusseren hat sie an der Nordseite drei kurze, zweimal abgetreppte Strebepfeiler. In das zweite Geschoss des Thurmes führt vom Dachboden des Langhauses aus eine spitzbogige Thür mit total zerstörtem Gewände. An der Wandung später eingehauen: HF △ 1766. In der Scheitelhöhe des Spitzbogens an der Thurmwand die Reste einer Wasserschräge, offenbar war hier der Thurm ehemals frei und das Langhaus nicht höher. In dem zweiten Thurmgeschoss zwei schiessschartenartige Oeffnungen. Glocken neuesten Datums.

Sakristei

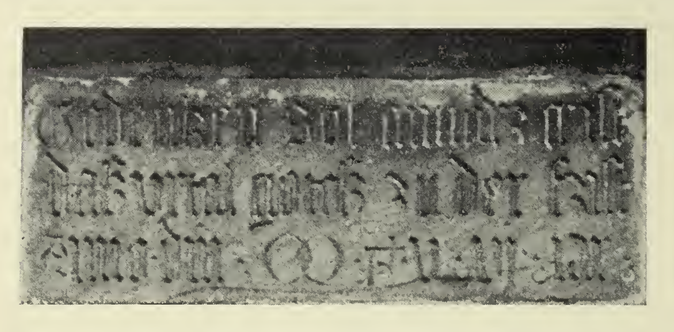


Fig. 9. Inschrift an der Pfarrkirche in Sand.

In der Nähe von Sand befand sich ehemals das ausgegangene vom 12.—16. Jh. in Urkunden vorkommende Dorf Eicha oder Eicher, von dem keine Reste vorhanden.

WILLSTETT

Schreibweisen: Gwillisteti 723; Wilestetin 1254; Willestetten 1254; Willstete 1284; Willestete 1287; Willesteten 1309; Wilstetten 1289; Wilstette 1318; Willestette 14. Jh.; burg und stat 1362; burg und dorf 1409. (Zu einem Personennamen Willo oder ähnlich.)

Litteratur: H—r, Allgemeine Bemerkungen über die badischen Entschädigungsämter Willstett und Lichtenau. Mittheil. von und für Baden 1802, zweites Stück; Bd. II, S. 100—121; Nachtrag S. 206.

Ansichten

Ansichten: Merian, Topogr. Alsatiae, Frankfurt 1643, S. 43. (Unsere Fig. 10).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Angeblich soll ein edler Franke, Williharius, der Erbauer Willstetts sein. Schon früh muss der Ort befestigt bezw. durch eine Tiefburganlage geschützt worden sein. Zu Ende des 12. oder Anfang des 13. Jhs. muss sie in den Besitz der Lichtenberg gekommen sein. Im J. 1262 in den Kämpfen zwischen Bischof Walter und der Stadt Strassburg wurde Willstett als eine wohlbefestigte Stadt von den Strassburgern erobert und zerstört. Dasselbe Schicksal erfuhr Schloss und Stadt im Kriege zwischen dem Markgraf Rudolf von Baden und der Stadt Strassburg. 1632 von den Schweden besetzt, belagerten es die Kaiserlichen und verbrannten es, endlich wurde es 1677 von den Franzosen gründlich vernichtet. Es war eines der Aemter der Herrschaft Hanau-

Lichtenberg; 1803 wurde es badisch. — Willstett hat einen sehr berühmten Sohn in Joh. Mich. Moscherosch (Philander von Sittewald), der 1601 als Sohn des Amtmanns hier geboren wurde.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. 1357 S. Georg als Patron erwähnt. Heute ein einfacher schmucker Bau des 18. Jhs. aus Bruchstein mit Mörtelverputz. Die architektonischen Schmucktheile aus rothem Sandstein. Der Westfront ist der viereckige *Thurm* vorgelegt,

Thurm

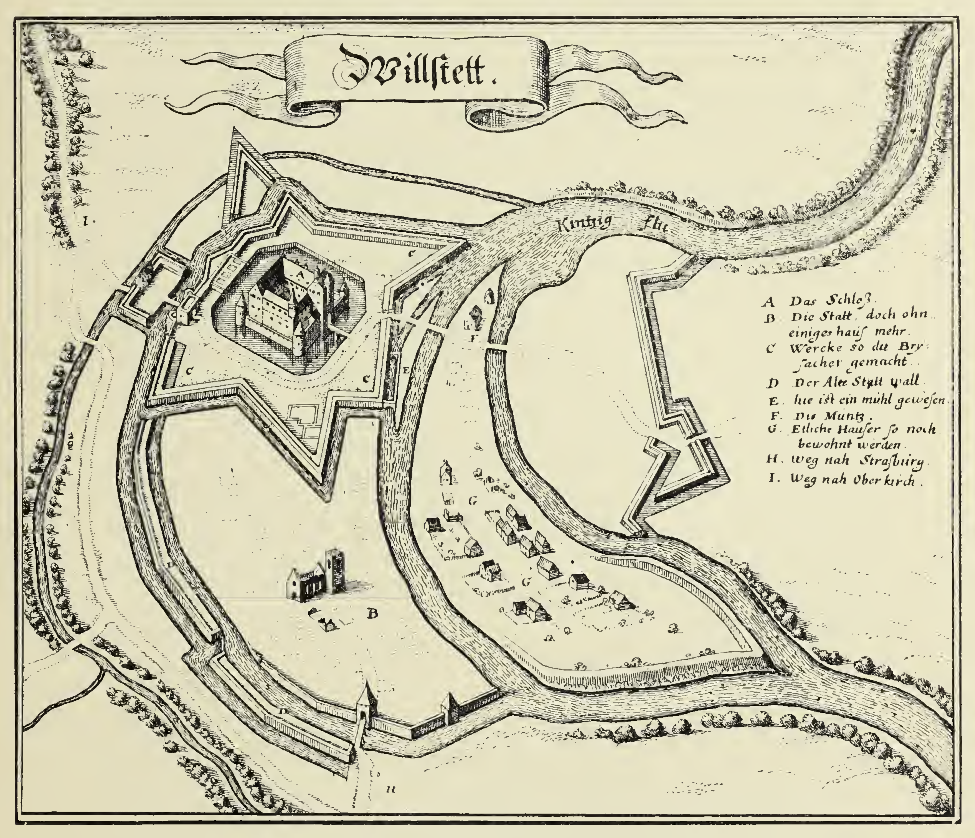


Fig. 10. Willstett im Jahre 1643 nach Merian.

dessen zwei unterste Geschosse an den Ecken von Pilastern mit Rocaillekompositkapitälen verziert sind. Im untersten Geschoss öffnet sich die mit flachrunder Gesimslinie abgedeckte *Thür* in die Kirche, an deren Sturz das Wappen des Landgrafen Ludwig von Hessen, darüber von grossen Voluten gestützt ein flachbogiger Giebel. Die so umschlossene Inschrifttafel mit der Inschrift in Cursiv:

Thür

Deo
TRJUNJ
Saluti populi
poni jussit
LUDOWICUS
Princeps Hereditarius
Hassiae Landgravius
MDCCLVI

Darunter je zwei Bibelsprüche: »*Es freue sich das Hertz derer die den Herrn suchen*«, Ps. CV., 3 und »*die Gott suchen, denen wird das Herz leben*«, Ps. L. XIX. 33.

Der Thurm wird in seinem zweiten Stockwerk von mächtigen Voluten flankirt, über denselben geht er in das Achteck über, ist an den Ecken mit Lisenen versehen und trägt ein Zwiebeldach.

Barockkanzel

Das im Aeussern ganz schmucklose Langhaus der einschiffigen Kirche mit runder Nordostapsis hat im Innern an dieser Apsis eine reiche *Barockkanzel* in höchst geistreicher Verbindung mit dem Altar, aus italienischem Stucco mit Imitation der verschiedensten Marmorarten (s. Fig. 11). Auf dem Gebälk der Kanzel die ursprünglich nicht dazu gehörige *Kreuzigungsgruppe* (2/3 lebensgrosse Figuren) in weissem Stuck, dahinter eine Cartouche mit den Evangelistensymbolen. Auf den schmucklosen Emporen eine *Orgel* mit einfachem, vergoldetem Rocailleschnitzwerk.

Kreuzigungsgruppe

Orgel

Von den Glocken, soweit beizukommen, eine aus dem 16. Jh. mit ganz verwischter zweizeiliger Inschrift, eine mit Kreuzigungsbild, eine dritte von Matthaeus Edel 1770, auch die vierte von den Edels; näher konnte ich nicht heran.

Zunftkannen

Im Gasthaus »zum Adler« aufbewahrt, dem Gewerbeverein gehörig, zwei prächtige *Zunftkannen*. Eine von 1720 der ehrsamen Gesellschaft der Zimmerleut und Maurer Bischen zum Hohensteg (Rheinbischofsheims) mit dem Namen des Johann Michael Schiele der Zeit Zunfftmeister. Im Schild auf dem Deckel die Zunfftzeichen.

Die zweite von 1763, ebenfalls als Griff des Deckels das Wappen mit Werkzeugen, gestiftet »den 10. Julius 1763« mit den Namen des Johann Gerhard Jenser, Oberherr; Jacob Riebel, Zunfftmeister; Jeremias Burg, æltester Geschwohrner; Jacob Hörnel, Jüngster Geschwohrner; Johannes Wüst; Johann Jacob Stöltzel; Georg Krieg; Friedrich Stöltzel; Johann Georg Leicht, Adler-Wirth als Herbergs-Vatter; die weitere Aufschrift in einem Lorbeerkranz: Meisterkann einer ehrsamen Schneiderzunft ampts Willstett. Ausserdem noch zwei einfache Zinnkelche und etliche Zunftschilder.

Häuser

Die *Häuser Nr. 132, 138, 139, 175* und noch verschiedene andere sind hübsche Riegelhäuser. Ueberhaupt ist diese Bauart erfreulicher Weise in W. noch reichlich vertreten.

ZIEROLSHOFEN

Schreibweisen: Cieringeshoven 14. Jh.; Zieringeshoven 1390; Zieringeshofen 1412; Zierershoven 1443 (Hof des Zierinc).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Zierolshofen gehörte zur Herrschaft Hanau-Lichtenberg, Amt Lichtenau, und wurde 1803 badisch. Ehemals stand eine Kapelle hier, die 1731 abgebrochen wurde, aus ihren Steinen erbaute man die Kirche in Diersheim (s. dort).

Wirthshausschild

Schmiedeeiserner *Wirthshausschild* am Gasthaus »zum Ochsen«.



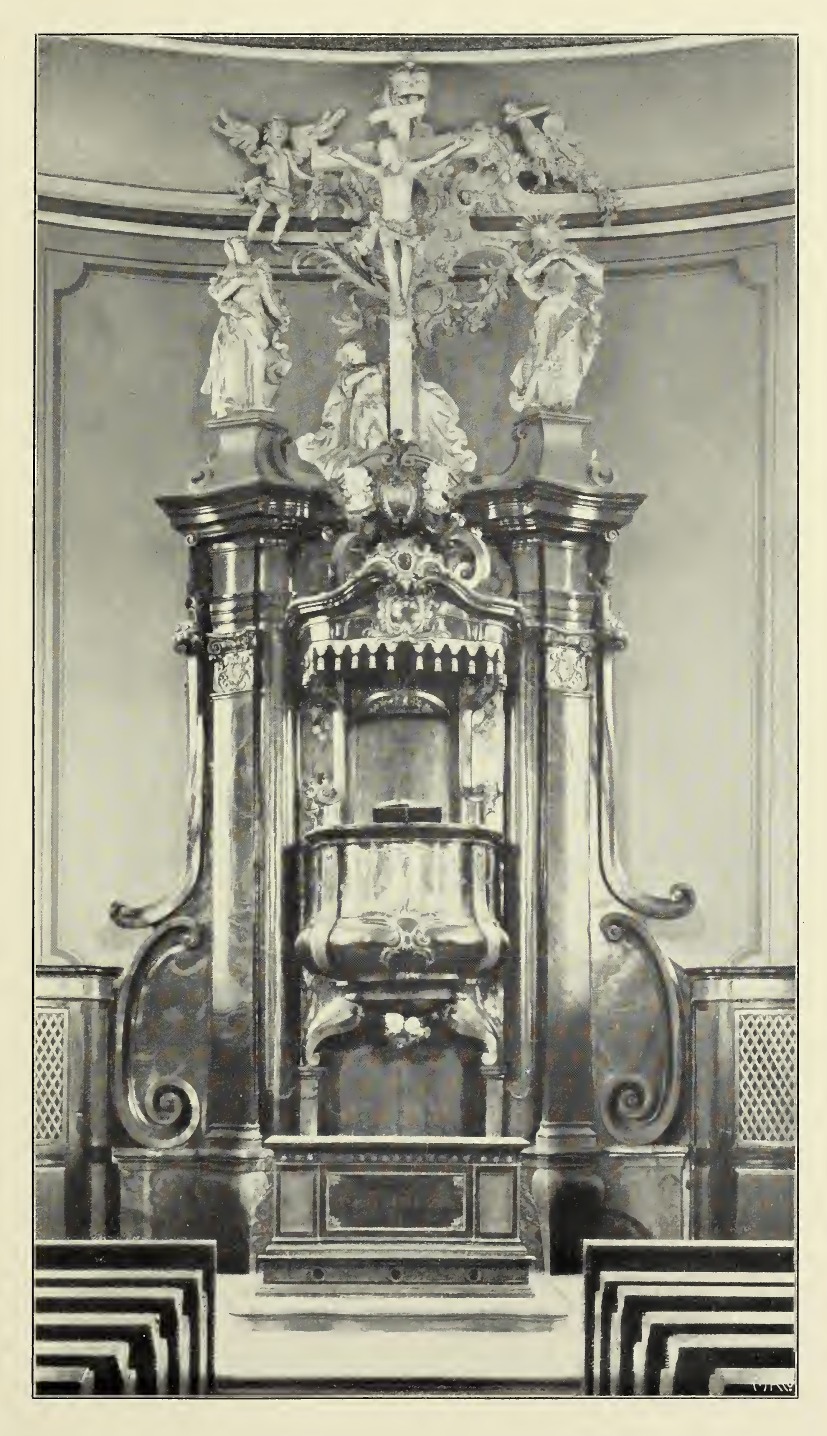
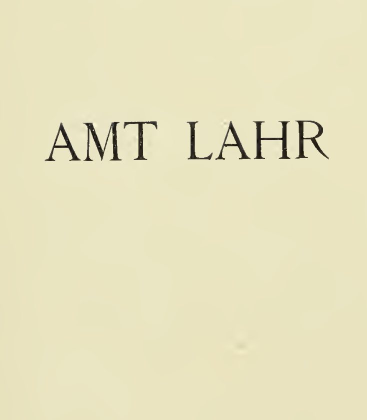


Fig. 11. Kanzel und Altar in der Kirche in Willstett.





AMT LAHR



ALLMANSWEIER

Schreibweisen: Almensweiler 1016; Albeswilre 1135, Kop. 1351, wohl irrthümliche Lesart der Kopie; Almerswilre 1356; Almeschwiller 1414; Almersweyler 1426; Almeschwir 1453 u. s. f. (Weiler des Almar, Adelmar.)

Ortsgeschichte: A. gehörte in die Herrschaft Geroldseck, kam 1340 durch Heirath an die Grafen von Werdenberg-Trochtelfingen, 1381 durch Kauf an Strassburger Bürger, 1403 an Ritter Reinbold Hüffelin und 1501 an die Stadt Strassburg. Seit 1663 gehörte $^1/_4$ der Familie von Frankenstein, $^1/_4$ der von Berkheim, $^1/_6$ der von Böklin und $^1/_3$ der von Waldner. A. wurde 1806 badisch.

Ortsgeschichte

Evang. Pfarrkirche. Ecclesia de Ottenheim . . . habet filiam seu capellam sitam in villa dicta Almeswilre 1296. Magister Johann Lentonis dictus ad Angelum, quondam Rector in Otenheim hat zur Errichtung der Kaplaney 30 Mark Silber gestiftet.[1]) 1419 hören wir von einem »Sant Niclaus Altar«. Wilhelm Bischof von Strassburg errichtete 1509 die selbständige Pfarrei, die unter der Abtei Schuttern stand.

Pfarrkirche

Der jetzige Bau zeigt ein einschiffiges Langhaus mit vorgelegtem, in seinem Kern vielleicht älteren, Thurm; es wurde 1781 bis 1783 gebaut. Im Erdgeschoss des Turmes öffnet sich das flachbogige Portal, von kräftigen Voluten bekrönt, die eine Vase tragen; im Giebelfeld das Wappen der Böcklin. Die Stockwerke durch je zwei verkröpfte Gesimse von einander geschieden, das zweite mit Rundbogenfenstern, das dritte geht unvermittelt ins Achteck über mit Lisenen an den abgerundeten Ecken, darüber eine sehr wirkungsvolle Doppelzwiebel, mit Schiefer gedeckt. Das Langhaus, mit Achteckschluss, abgerundeten Ecken, Fenstern mit sehr flachem, einfachem Bogen, hat das gleiche doppelte und verkröpfte Gesims wie der Thurm. In der Thurmhalle die Inschrift: Hoc templum exstructum est anno MDCCLXXXIII cura et opere Dmn. G. Schoell et J. Held u. s. w.[2])

Sehr wirkungsvolle *Barockkanzel* aus Stuckmarmor mit den vier Holzreliefs der Evangelisten von Ignaz Speckler in Offenburg 1783[3]); ähnlich behandelter *Altar* und *Orgel* von Blasius Schaxel in Herbolzheim 1783 mit feiner Rocailleschnitzerei.

Kanzel

Altar

Orgel

Einfacher, silbervergoldeter *Kelch* mit Palmettenornament vom Anfange des 19. Jhs.

Kelch

Eine Glocke von Matthaeus Edel in Strassburg 1789.

Auf der Bühne aus der ehemaligen Ursulakapelle (s. u.): der Torso eines Crucifixus, wohl aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs.; eine Schmerzensmutter mit dem Heiland, bessere Arbeit des 17. Jhs., und endlich der Torso einer jungfräulichen Heiligen, wohl noch vom Anfange des 16. Jhs.

Holzfiguren

Diese eingegangene Ursulakapelle (S. Ursula Kirchlin zue Höfen 1628) gehörte zu »des gotzhus Gengenbach gülthof genant zu den Höffen (1529)«, im 18. Jh. wohnte ein Einsiedler neben ihr; der letzte verbrannte 1819 mit seinem Haus, worauf die Kapelle auf Abbruch verkauft wurde.

---

[1]) Stocker a. a. O. S. 150.

[2]) Die ganze Inschrift s. Stocker a. a. O. Seite 150.

[3]) Aus den Pfarrakten, wie auch das Folgende.

DINGLINGEN

Schreibweisen: In comitatu Mortenuuva in villa Tuntelinga 961; Dundelingen 1154; Duldelingen 1289; Tundlingen 1341; Tunglingen 1387. (Bei den Angehörigen des Tuntilo.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nach alter Ueberlieferung sollen auf dem »Mauerfeld« gefundene Reste von der ehemals hier gestandenen »römischen« Stadt Lahr gezeugt haben (s. u.). Erste urkundliche Erwähnung Dinglingens Ende des 10. Jhs. (s. o.). In früher Zeit war das Bisthum Chur hier begütert; seine Besitzungen kamen durch Tausch an das Kloster Schwarzach. Patronat und Zehnt kam 1355 an das Domstift zu Strassburg. Der Ort gehörte zu altem geroldseckischem Besitz und ging mit demselben in Nassau-Usingen'schen über. Auf der Schutterbrücke bei D. fand 24. März 1642 die Auswechslung Gustav Horn's gegen Johann von Werth statt. 1677 wurde D. von den Franzosen abgebrannt, nachher wieder aufgebaut und wurde 1803 badisch.

Römisches

Römisches: Das »Mauerfeld«, südlich der Schutterbrücke, deckt eine grössere römische Niederlassung, die sich auf den dortigen Aeckern durch Scherben von römischen Thongefässen, auch solchen von roter terra sigillata, Ziegelstücke und Mauertrümmer in verschiedener Tiefe unter dem Boden kennzeichnet. Die Karlsruher Sammlung besitzt einen 1820 beim Bau der steinernen Schutterbrücke in über 5 m Tiefe mit Münzen von Augustus bis Hadrian zusammen gefundenen römischen Gefässgriff von Bronze in barocker Zusammensetzung verschiedener Thierfiguren.

Alemannisches

Alemannisches: In einem Hausgärtchen fand man 1825 eine alemannische Grabstätte, in derselben ein kurzes Eisenschwert, Eisenspeer und Streitaxt, ein Glas und einige Münzen. Die Funde sind, wie es scheint, in die städtische Sammlung in Freiburg i. Br. gelangt. Wahrscheinlich ist das Grab nicht vereinzelt, sondern dürfte einem alemannischen Friedhof angehören. *(W.)*

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche. Erwähnt »dominus Albertus viceplebanus in Tundelingen 1291«; ecclesia parrochialis in Dindelingen 1349. 1357 inkorporirt der Bischof Johann von Strassburg die Einkünfte der Pfarrei der Dompräsenz in Strassburg und beschliesst, die Pfarrkirche in Dinglingen nicht mehr durch einen Rector, sondern durch einen ständigen Vikar zu besetzen.[1]) 1419 Niclaus Müge, lútpriester zů Dúndlingen. D. trat, wie die ganze Gegend, in der Mitte des 16. Jhs. dem Protestantismus bei (1553) und blieb dabei, da es bei der Theilung 1629 zu der Hälfte gehörte, die dem Grafen von Nassau-Saarwerden zufiel.

Die jetzige Kirche, an Stelle einer älteren 1781 bis 1787 errichtet, ist ein schlichter, aber schmucker Barockbau aus Bruchsteinen mit Sandsteinquadern an den Ecken, Sandstein-Gewänden und -Gesimsen. Sehr gefällig der in Abbildung Fig. 12 wiedergegebene Thurm, dessen Anschluss an das Langhaus durch Voluten vermittelt wird. Im Innern ist die Kirche 1898 gänzlich restaurirt worden.

Kruzifix

Kruzifix, versilberter, gegossener Corpus Christi auf schwarzem Holzkreuz, vom Ende des 18. Jhs.

Glocken

Glocken: die mittlere mit der Aufschrift: *Als Johann Georg Müller Pfarrer | Johann Wickert Johann Bruder beide Schultheifsen | Georg Genshirt Jacob*

[1]) Stocker a. a. O. Seite 153.



Fig. 12. Thurm der evang. Pfarrkirche in Dinglingen.

Holderer beide Heimburger zu Dinglingen | und Mietersheim waren. | Mathaeus Edel zu Strasburg gos mich Anno 1798. Die kleinere: Mathaeus Edel u. s. w. 1774.

Grabsteine

An der Aussenseite der Kirche drei *Grabsteine* früherer Pfarrer eingemauert:

1. des Jacob Friedrich Maler, 37 Jahr, * zu Emmendingen 27. Juni 1652, 1675 Prediger in Hugsweier, 1676 Mütersheim, 1682 Dinglingen, † 26. Mai 1718. Ovales Medaillon von Kranz umgeben; Sandstein;
2. des Johann Friedrich Deußner, Pfarrers allhier, gest. Ostertag 1759 u. s. w. Rechteckige Sandsteinplatte, ovales Feld mit Inschrift, darüber Wappen; Engelsköpfe und Rocaillewerk;
3. des Johann Georg Müller, Pfarrer zu Dinglingen (aus Lahr geb.), * 8. Februar 1734, studirte zu Jena, 1757 Pastor. Vikar zu Lahr, 12. Juni 1759 verheirathet mit Friderike Sophie Hennings aus Karlsruhe, 1768 Pfarrer dahier, starb 12. Februar aetat. 38. 7 Tag. Die langathmige Inschrift auf steinernem Vorhang, darüber gebrochener Volutengiebel, Vasen, Wappen in Rocaille-Cartouche; oben: 1772.

Ziehbrunnen

Beim Haus Nr. 167 *Ziehbrunnen* von 1760.

DUNDENHEIM

Schreibweisen: Dundenheim 1289; Dundenheym 1302; Thundenheim 1414; Tundenheym 1428. (Heim des Dundo.)

Archivalien der Gemeinde und im Privatbesitz: Mitth. der hist. Komm. Nr. 15 (1893) S. 99.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: D. gehörte ehemals zur Herrschaft Mahlberg, also zu dem Theil der Herrschaft Lahr-Mahlberg, der 1629 Baden-Baden zugesprochen wurde.

Kath. Kirche

Die *kath. Kirche* (ad. S. Joannem Baptistam) ist ein Bau von 1822 bis 1823; sie enthält eine kleine Madonnenholzstatue, die noch dem 16. Jh. entstammen dürfte.

Evang. Kirche

Die *evang. Kirche*, erbaut 1790 zu Ehren des dreieinigen Gottes, ist ein schlichter, nur mit Lisenen gegliederter Bau, das schmucklose Innere mit unregelmässiger Emporenanlage. Eine *Glocke* von 1791.

Glocke

Crucifixus

An der Dorfstrasse ein Rocaille-*Crucifixus* mit 2/3 lebensgrossem Corpus Christi.

FRIESENHEIM

Schreibweisen: Frisenhaim (?); Friesenheim 1016; Fresenheim 1259; Frysenheim 1386 u. s. w.

Archivalien: Mittheil. der histor. Kommission Nr. 15 (1893) S. 99; Nr. 16 (1894) S. 71—74. — Ruppert, Mortenau I 272—284.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Die erste Nachricht im Schenkungsbrief K. Heinrichs II., der dem Kloster Schuttern 1016 »unum mansum in Fresenheim in comitatu Bertholdi in pago Mortinoua« vergabte. Das Kloster besass auch das Patronatsrecht Seine Besitzungen wurden 1279 durch die Schenkung des letzten Tiersbergers ansehnlich vermehrt u. s. w. Der Ort gehörte in die Herrschaft Hohengeroldseck, an die er aber wohl erst nach dem

Erlöschen der Tiersberger gefallen ist.[1]) Daraus ist es wohl zu erklären, dass der Ort den beiden Linien Hohengeroldseck und Lahr-Mahlberg gemeinschaftlich zustand. 1503 kam Fr. an den Markgrafen Christoph von Baden »zu ewigem Kauf und zu rechtem, stetem Eigenthum«. 1529 machten sich hier Wiedertäufer bemerkbar. Am 8. August 1638 wurde F. von den Schweden niedergebrannt. — Die Klöster S. Ulrich im Breisgau, Ettenheimmünster, S. Arbogast zu Strassburg, Gengenbach, ausserdem verschiedene Geschlechter des Elsasses und der Ortenau hatten hier Besitzungen.

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Die städt. Sammlung in Freiburg i. Br. bewahrt von dort einen Halsring von Bronze mit aufgedrückten Schildchen und 3 Schüsselchen zu eingelegten Glasflüssen, ferner Fragmente eines hohlen und eines derben Armrings von Bronze (La Tène-Periode), gef. 1828. *(W.)*

Simultankirche

Simultankirche (ad S. Laurentium). Fr. cum ecclesia 1136. Fridericus rector ecclesie in F., schon 1272 erwähnt. 1290 inkorporirte Bischof Konrad zu Strassburg die Pfarrei dem Kloster Schuttern und erlaubte demselben, wenn der derzeitige Pfarrrector sterbe, seine Stelle künftig nur mit einem Vikar zu besetzen. 1320 erfahren wir von der Weihe eines Altars des h. Stephan. Der Thurm der Pfarrkirche wurde 1496 von der Gemeinde erbaut.[1]) Mit der Reformation der Herrschaft Mahlberg wird auch hier die neue Lehre eingeführt; erst 1628 sandte Schuttern wieder einen katholischen Pfarrer.

Thurm

Der jetzige Bau zeigt ein Barocklanghaus und den älteren *Thurm* (s. o.), der aus Bruchsteinmauerwerk errichtet ist mit Bossenquadern an den Ecken der beiden unteren, mit glatten Quadern an denen der oberen Stockwerke. Im untern sind im 18. Jh. grosse Rundbogenfenster eingebrochen worden, das zweite Stockwerk hat Lichtluken, das dritte nichts, im vierten noch die spitzbogigen gothischen Fenster mit flamboyantem Masswerk, der jeweils eine Pfosten überall weggebrochen. Unter dem Dach des jetzigen Langhauses sieht man am Thurm noch die Ansatzspuren des früheren. Im Erdgeschoss des Thurmes Kreuzgewölbe mit trocken profilirten Rippen auf gefalteten Konsolen, ein gedrückter, einmal abgetreppter Spitzbogen führt in das *Langhaus*. Dieses, im Aeussern schmucklos, hat im Innern ein flaches Spiegelgewölbe mit einschneidenden Kappen auf einfachen Wandpilastern. Deckengemälde mit der Auferstehung Christi. Unter der Empore ein solches mit der Austreibung der Wechsler; hier die Bezeichnung »J. G. Nussbaumer pin.«

Langhaus

An dem Südportal der Kirche, das die beliebte Scheinquaderung aufweist, die Jahreszahl 1768.

Hochaltar

Kirchengeräthe

Barock-*Hochaltar* mit einbezogenen Sakristeithüren. In der kath. Sakristei *Kirchengeräthe:* Wein- und Wasserkännchen mit Tablette, Silber getrieben, feine Rocaillearbeit mit dem Augsburger Beschauzeichen, darunter C und $\frac{\text{I G}}{\text{H}}$; Monstranz in der Sonnenform, Silber, vergoldet, getrieben, Augsburger Zeichen und $\frac{\text{F T}}{\text{L}}$? (Rosenberg Nr. 358?); ein Kelch aus Kupfer vergoldet und getrieben, mit Bandornamenten vom Anfange des 18. Jhs.; ein weiterer, Silber vergoldet und getrieben, mit Rocailleornamenten, gute Augsburger Arbeit, Meisterzeichen I · C · B ·; in Silber getriebenes Rauchfass, Mitte des 18. Jhs. und einfachere Barockholzleuchter. Ausserdem eine nicht schlecht gearbeitete *Holzstatue* der Immaculata, etwa vom Ende des 18. Jhs.

Holzstatue

[1]) Ruppert a. a. O. Seite 274.

Epitaph

Am Aeussern der Kirche eingemauert *Epitaphium* in guten Renaissanceformen: das Allianzwappen unter einem Bogen, welcher von Säulen flankirt wird, die das Gebälk tragen und von Rollwerk umgeben sind. Unter dem Wappen die Inschrift (s. Abbild. Fig. 13), wonach der edlen, tugendreichen Frawen Justina von Giffen Wittibin gebornen Elhefin von Schelnpach ihr Sohn Johann dies Gedächtniss hat machen lassen. Datum: 4. Februar 1612. Eine *Glocke* von 1715.

Glocke



Fig. 13. Epitaph an der Kirche in Friesenheim.

Pfarrhaus

Pfarrhaus. Am Portal des Gartens auf einem ausgehauenen Band die Inschrift: *Archipresbyter Jacobus Heid 1722 Conradus Rich Abbas in Schuttern 1722.* Das Pfarrhaus ein guter, einfacher Bau des 18. Jhs.; über dem Eingang in reicher Rocaille-Cartouche das Wappen des damaligen Abtes von Schuttern, umgeben von den

C A
Buchstaben: Z · S ·
1757

Crucifixus

Auf dem Platz vor der Kirche *Crucifixus* mit Maria und Johannes; Sandstein: Barockarbeit.

Im Ort eine stattliche Anzahl alter *Riegelhäuser*. Gerade die Hauptstrasse am Bach hat noch mit geringen Ausnahmen ihren alten, malerischen Charakter bewahrt, der ihr hoffentlich erhalten bleibt.

Riegelhäuser

Gutes schmiedeeisernes *Wirthshausschild* am Gasthaus »zum Ochsen«, ein weiteres am »Adler«.

Wirthshausschild

Am Haus Nr. 2 interessanter, steinerner Kellerladen (s. Fig. 14).

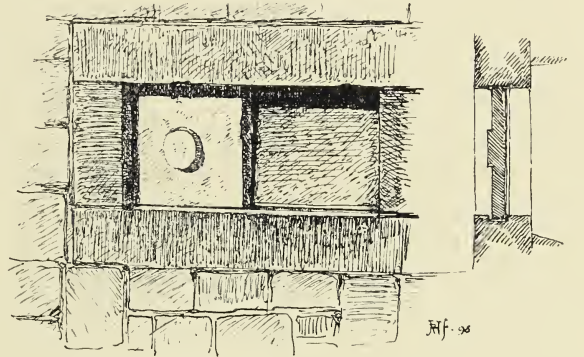


Fig. 14. Steinerner Kellerladen am Haus Nr. 2 in Friesenheim.

HUGSWEIER

Schreibweisen: Hugesvvillare ca. 1007; Hugeswilre 1341; Hugeswilr 1350; Hůgswier 1470; Hugschwiler 1536.

Archivalien: der Gemeinde und Pfarrei Mittheil. der histor. Komm. Nr. 15 (1893), S. 99. (Weiler des Huc.)

Ortsgeschichte: Nach einer sehr alten Notiz schenkte Bischof Richwin von Strassburg (916 bis 932) dem Kloster S. Thomas in Strassburg den Ort [1]), dem er aber wieder entzogen und an die Herrschaft Mahlberg gegeben wurde. Dinghof, Pfarrsatz und Zehnt gehörten dem Frauenkloster zu Waldkirch, von dem sie 1352 an die Johanniter zum grünen Wörd in Strassburg übergingen. Erwähnt auch noch ein Besitz: »des huses ze sante Johans ze Friburg meygertum ze Hugswilre 1353«. Ueber die hier einst begüterten Geschlechter s. Ruppert.[2]) Der Ort gehörte zur Herrschaft Lahr-Mahlberg, 1562 trat er der Reformation bei; bei der Gebietstheilung kam er an Nassau und wurde 1803 badisch.

Ortsgeschichte

Evang. Pfarrkirche. (Ehemaliger Patron?) Erwähnt ecclesia cum villa iuxta Scutero 1178;[3]) ein Henricus rector 1334; ein Bertholt lútpriester 1419. — Die jetzige Kirche ist ein Neubau aus der Zeit von 1755 bis 1790, wobei wohl der *Thurm* zuerst fertiggestellt wurde und später wieder renovirt werden musste. Auf der Helmstange steht nämlich nach Angabe des Pfarrers: (?) *N · Johanniter · orden · in · strasburg · commandens · Kleinklaus : 1755 · Johann · Michael · Knöri · Schulmeister · Christian · Fridrich · Habel · Pfarrer · Michael · Ruder · Schultheis · renoviert · 1790 · commandens de Monge · Frid · Jac · Thomae · Pfarrer · Andreas · Gerhard · Schultheiss.* Im Gebälk des Thurmes die Jahreszahl 1790. Der Thurm besteht, wie die ganze Kirche, aus Bruchstein mit Mörtelverputz, die Ecken wie die Gewände aus rothem Sandstein; er hat im Erdgeschoss ein flachbogiges Barockportal, in den zwei nächsten Geschossen Lichtluken und geht im vierten ins Achteck über. Das einfache, einschiffige *Langhaus* schliesst mit Voluten an ihn an, es hat Rundbogenfenster, an der Nord- und Südseite, wie auch in dem Achteckschluss je ein Portal. Der Thurm öffnet sich gegen das Lang-

Pfarrkirche

Thurm

Langhaus

[1]) cf. Strassb. Urkundenbuch I, 43. Vergl. Deutsche Städtechroniken, Strassburg, p. 1055. Ruppert a. a. O. Seite 297.

[2]) a. a. O. Seite 298 f.

[3]) Auf H. zu deuten cf. Ruppert a. a. O. Seite 297.

haus in einem Rundbogen mit abgefassten Kanten. Das Innere ist sehr schlicht im Empirestil mit einfacher, aber guter Empirekanzel.

Grabsteine

In der Kirche *Grabsteine:*

1) *des Wilh. Friedr. Roeder von Dierspurg. H. Gr. Hanau-Lichtenberg. Cammer Juncker und Haubtmann des löb. O. R. Nassau zu Lahr etc., † 21. Januar MDCCXXV.* Die Inschrift ist umgeben von den Wappen seiner 16 Ahnen, in Mitte zwischen kriegerischen Trophäen das seinige;

2) *des weil. hochehrwürdigen und hochgelehrten Herrn Johannes Morstat, 29 Jahr gewesten Pfarres allhie † 28. Juli 1743 etc.* (Langathmige Inschrift.) Der Stein ist oben zerstört.

Pfarrhaus

Kirchengeräthe

Im *Pfarrhaus* wird ein Dachziegel der Kirche aufbewahrt mit eingeritzten Rosetten, Blumen u. s. w. mit der Jahreszahl 1791. An *Kirchengeräthen* eine versilberte Rocailleplatte; Kelch, Silber vergoldet und getrieben mit Palmettenornament vom Ende des 18. Jhs., ein weiterer ähnlicher, Kupfer getrieben und vergoldet. Im Garten die obere Hälfte eines achteckigen Taufsteins (17. Jh.).

Bauernhof

Am Ausgang des Ortes gegen Schuttern besonders hübscher, typischer *Bauernhof,* auch sonst einige hübsche, zu erhaltende Riegelbauten.

Ofenplatte

Bei Herrn Friedr. Lang gusseiserne *Ofenplatte* mit Elisascenen, ähnliche noch sonst im Ort bei Frl. S. Suhm u. a.

ICHENHEIM

Schreibweisen: Ichinhen (902) Fälschung; desgl. 2. Hälfte 13. Jhs.; Ichelenheim vor 1066 (?); Ichenheim 1136; Ichinhein 1216; Eichene 1275; das huß zu Eiche 1350; Ychenheim 1368; burg Aicha 1392 u. s. w. (Heim des Icho.)

Archivalien: der Gemeinde und (kath.) Pfarrei; Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893), S. 100.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: I. gehörte zur Herrschaft Geroldseck; bei der Theilung 1277 war es an die Linie Lahr-Mahlberg gefallen und wurde 1327 an Hug von Geroldseck am Wasichin verpfändet, von diesem 1340 zur Hälfte an die Strassburger Patrizier von Mülnheim. Später trat Walter IV. v. G. »das huß zu Eiche« an Graf Eberhard von Werdenberg, den Mann seiner Enkelin ab[1]), mit Bedingungen, aus denen hervorgeht, dass es sich um kein Schloss oder eine richtige Tiefburg handelt, obwohl einige Jahre später die Bezeichnung Schloss vorkommt. Seine Spuren sind längst verschwunden. Ende 14. Jhs. musste Heinrich von G. das Haus dem Grafen Eberhard von Wirtenberg übergeben, um es als Mannlehen wieder zu bekommen. Es kam dann an Mörs-Saarwerden; seit 1477 gemeinsamer Besitz derselben mit Baden-Baden, fiel es bei der Theilung von 1629 an dieses als Theil der Herrschaft Mahlberg. Patronat und Zehnt gehörten dem Kloster Gengenbach nebst einem Freihof. In den ältesten Zeiten war S. Trudpert hier begütert, später Ettenheimmünster und als weitere Klöster noch Schuttern, S. Arbogast in Strassburg und Eschau. — In dem Ichenheimer Bann lagen noch die Orte Hohenwilre und Bastolzwilre, von denen das erste noch in dem Ottenweirer Hof weiterdauert, während das zweite eingegangen ist.

[1]) Ruppert a. a. O. Seite 313 ff.

Simultankirche

Die *Simultankirche* (Patron: S. Nikolaus, früher anscheinend S. Peter) ist ein Neubau von 1819. Erwähnt parrochia ville Ichenheim 1372; der heilige sant Peter und die pfarrkürche zuo Ichenheim 1575; Conradus plebanus de Ichenheim 1216; Johans von Bar, Kirchherre zů Ichenheim 1400; Peter Bŏutin lútpriester 1419. Das Patronatsrecht stand dem Kloster Gengenbach zu (schon 1289). 1567 wurde die Reformation eingeführt, 1629 Ichenheim mit der einen Hälfte der Herrschaft wieder katholisch, wechselte dann noch mehrmals, schliesslich wurden die Lutheraner nach Ottenheim, später Meisenheim eingepfarrt, bis 1765 eine eigene Pfarrei für sie errichtet wurde.

Thurm

Von dem früheren Bau rührt noch der *Thurm* her, der aus Bruchsteinmauerwerk mit Quadern an den Ecken errichtet ist. Er hat unten Lichtluken, im zweiten Geschoss, nur von innen sichtbar, die vier alten Spitzbogenfenster mit Fischblasenmasswerk, die Pfosten theils weggebrochen. Die Fenster sind an drei Seiten durch das Dach, an der vierten durch ein Gitter verdeckt. Unter diesem Stockwerk, von der jetzigen Bühne aus sichtbar, die alte Wasserschräge, über der eine ganz verwischte Jahreszahl eingehauen war; hier auch die Steinmetzzeichen: 

Im Innern zeigt das Erdgeschoss des Thurmes, das sich im Spitzbogen zum Langhaus öffnet, ein Sterngewölbe mit den trocken profilirten Rippen der Spätzeit und Schlussstein mit Wappen: viergetheilt, I. Feld schrägrechts rother Balken in Blau, II. schwarzer Balken in Gold, III. schwarzer Adler in Gold, IV. roth und schwarzes Schachbrett.

Glocken

Von den *Glocken* eine ältere: Matthäus Edel in Strassburg gos mich 1790. (Susanna.)

Paramente

In der Sakristei verschiedene *Paramente* des 18. Jhs. (Caseln, Stolen, Manipeln etc.). Ein kleiner, getriebener, silbervergoldeter Kelch mit aufgelegten Silberornamenten aus der Mitte des 18. Jhs.: Herzzeichen mit Blüthenzweig und I T / L; silbervergoldete Sonnenmonstranz mit dem Augsburger Zeichen und E T / L, mit Rocailleornamenten und Putten; noch zwei einfachere Kelche und ein Wettersegen des 18. Jhs.

Kath. Pfarrhaus

Das *kath. Pfarrhaus*, ein Bau des 18. Jhs., zeigt über dem Portal in Rocaillecartouche ein Abtswappen (Rebstock und Doppeladler), daneben I · A · / 1 7   Z · G / 8 7 ·

Aufbewahrt wurde im Pfarrhaus ein silberner, gravirter Abtsring, die halblebensgrossen Holzfiguren der Mutter Anna und der Maria, zu einer Gruppe der h. Anna selbdritt gehörig, aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs. Im Pfarrhausgarten ein Stein, der auf beiden Seiten bearbeitet ist, also wohl ehemals über einem Einfahrtsthor angebracht war; auf der einen Seite ein Adler mit Schild, worin Fische; rechts im oberen Felde ein wachsender geflügelter Hirsch, unten ein Schrägbalken rechts in Rocailleumrahmung, darunter steht 1594, was auf dies Wappen keinen Bezug haben kann, wohl aber auf das darunter befindliche Stück, auf dem über Rollwerk in flachem Relief ein Crucifixus dargestellt war (nur der untere Theil desselben erhalten) mit Maria und Johannes. Ebenda noch der Sandsteinfuss eines Ofens mit Maskeron, Voluten und der Jahreszahl 1723.

Kapelle

Eine kleine *Kapelle*, gänzlich schmuckloser Bau, wurde laut einer Inschrift »zu Zeiten Lutheri in Grund zerstört« und wieder aufgebaut: »zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes und Jungfrau Mariä Herz von Sigmann Emele Bürger zu Ichenheim geboren zu Gengenbach und seiner Ehefrau Anna Regina Michelin geboren zu Weingarten 1736«.

An der Strasse gegen Dundenheim ein Riegelhaus (wie sonst noch einige im Ort), die Schmiede, mit der Jahreszahl 1687 auf einem Holzbalken.

Das Wirthshaus »zum Schwanen«, ein Bau des 18. Jhs., zeigt über seinem mit Pilastern und Voluten geschmückten Portal in Rocaillecartouche das Auge Gottes, darüber die Jahreszahl 17 – 85, darunter: Jacob Derendinger Theresia Kempfin.

Crucifixus

Am Ausgang gegen Kehl zu *Crucifixus* mit Rocailleornamenten, 1754 von Jacob Bentz und Katharina Wurtin errichtet.

Bei Herrn Apotheker Bauer befand sich ein Messingmörser von 1771 mit dem Wappen des damaligen Salemer Abtes.

KUHBACH

Schreibweisen: Cuobach 1035; Cůbach 1270; Kůbach 1367; Kubach 1370; Kübach 1399; Khubach 1535.

Litteratur: Die Wallfahrtskapelle Bruderthal bei Kuhbach. Bad. Beobachter 1887, Nr. 219, 239; Lahrer Anzeiger 1887, Nr. 80.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort gehörte in die Herrschaft Geroldseck; es scheint jedoch, als ob es den G. nicht ganz gehört hätte, sondern zum Theil Baden, an das es vielleicht durch die Grafen von Freiburg gekommen sein mag (zweite Hälfte des 14. Jhs.?). Bei der Theilung von 1277 war K. der oberen Herrschaft oder Hohengeroldseck zugefallen. Es bildete mit Schutterthal, halb Reichenbach und Selbach die Vogtei Selbach. Seit 1819 badisch.

Kapelle

Kapelle im Bruderthal: dem h. Gallus geweiht. (?) 1490 hiess die Kapelle zum Schweisstuch Christi; später war die Andacht »zur schmerzhaften Mutter Gottes«. Erwähnt der heylige sannt Blesius zu Kuobach (1579). Jetziger Bau nach dem Abbruch des alten 1886 erstellt.

Riegelhäuser

Zu erwähnen nur einige *Riegelhäuser*, hübsche Bauten mit sogen. Erkerfenstern. An einem Haus ein Christuskörper des 17. Jhs., Sandstein, eingemauert.

KÜRZELL

Schreibweisen: Kirtzel 1016 (Fälschung); Cella 1139; Zelle 1368; Kirzel 1367; Kircelle 1368; Kirczel 1414; Kirchzell 1469; Kürtzlen 1610; Kertzel 1614. (Zelle mit oder bei der Kirche.)

Archivalien: der Gemeinde und Pfarreien: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15, 1893, S. 100.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nach Kolb[1]) besass hier das Kloster Schuttern schöne Güter, welche es theils durch die Offonische Stiftung (!), theils durch Kaiser Heinrich II. 1016 erhalten haben soll. Während erstere Notiz sagenhaft ist, scheint letztere auch nicht gesichert.[2]) Ichenheim gehörte zur Herrschaft Geroldseck, fiel 1277 bei der Theilung an die Linie Lahr-Malberg, wurde 1321 an Hug von Geroldseck am Wasichin zur Hälfte versetzt, welche Hälfte von diesem als Pfandlehen an die von Mülnheim kam. Was er noch nicht verpfändet, brachte 1355 Heinrich von Geroldseck-Lahr wieder an sein Haus. 1430 nach Aussterben der Lahr-Malberger Linie kam K. an Mörs-Sarwerden; 1442 durch Pfandschaft zur Hälfte an Baden »und erbte, als auch das Haus Mörs-Sarwerden erlosch, an die Grafen von Nassau-Sarbrücken«.[3]) Bei der Theilung 1629 fiel es an Baden-Baden. — Auf der Gemarkung K. lagen die jetzt eingegangenen Dörfer Meroltsweiler und Mütershofen.

Simultankirche

Die *Simultankirche* (ad s. Laurentium) ist ein Neubau von 1827. Erwähnt 1136 Kirechcella cum ecclesia. Um diese Zeit besass (Konfirmation des Papstes Innocenz II.) Schuttern bereits das Patronatsrecht und einen Freihof mit vielen Gütern. Johannes papa XXII tres parochias, nempe Saspach, Kirchzell, Jünswiler donat et monachis monasterii Schutterani administrandas comittit anno 1325. Er gestattete dem Kloster die Inkorporation und Versehung der Pfarrei durch einen Klostergeistlichen; was Bischof Johann I. von Strassburg indess umänderte. 1419 hier Thuman von Schuttern lútpriester erwähnt. In den Jahren 1564 bis 1567 vollzog sich der Uebertritt Kürzells zur Augsburgischen Konfession. Da es bei der Theilung der Herrschaft 1629 an Baden-Baden kam, wurde es wieder katholisch, im 18. Jh. aber wurde die Kirche zum Simultaneum gemacht.

Kirchengeräthe

In der Sakristei: Ein schöner *Kelch*, silbervergoldet, laut Inschrift im Fuss eine Stiftung des Henricus Eicharius und der Maria Magdalena Funckartin 1611. An dem Fuss (Sechspass), der mit Rollwerk, Engelsköpfen geschmückt ist, auf den fischblasenförmigen Abtheilungen *Medaillons* mit Reliefs: das Wappen der Stifter, Engel mit den Leidenswerkzeugen, Stigmatisation des h. Franz, Magdalena am Fusse des Kreuzes. Stange und Nodus mit Beschlägornamenten, Engelsköpfen und Fischblasen dekorirt, die Cuppa schmucklos.

Ein weiterer, silbervergoldeter *Kelch*, in einfachen Formen, zeigt in hübsch gravirter Rollwerkcartouche die Inschrift: Ex gratia Sibyllae Augustae Marchionissae Badensis und ihr Wappen. — *Sonnenmonstranz*, silbervergoldet, getrieben, von 1770. — *Messgewänder* mit typischer Empirestickerei und in den typischen Empirefarben.

[1]) II S. 136.

[2]) Ruppert a. a. O. S. 331.

[3]) Ruppert a. a. O. S. 334.

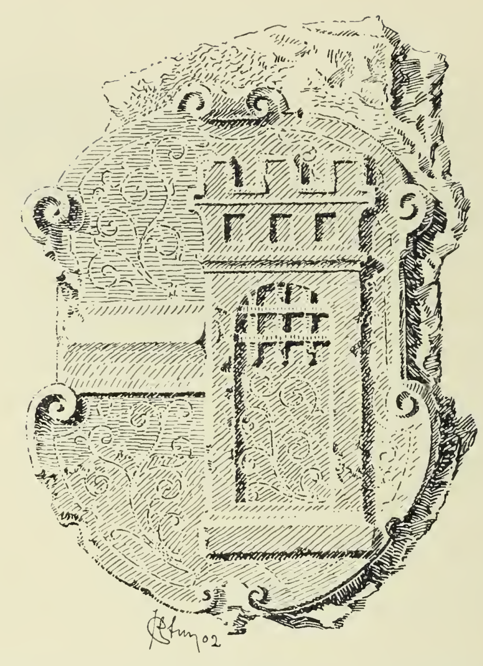


Fig. 15. Wappen der Stadt Lahr. (Sandstein. In der Städtischen Sammlung.)

LAHR

Schreibweisen: dominus de Gerolsegge in castro suo Lare 1250; zů Lare 1270; in der stat 1366; castrum Lare et oppidum eidem castro annexum 1311; Lore 1358; Lor 1373; Lar 1401; Läre 1458; Lhaar 1576. (Lar, in Ortsnamen häufig, vor allem auch als zweiter Bestandteil. Nach den einen mit Otfrieds gilâri, habitalis, nach den anderen mit ahd. lâri = leer zusammenzustellen.)

Archivalien: der Stadt Lahr, Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 12 (1890) S. 97—108; Archiv der Roeder von Diersburg: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894) S. 78; Th. Müller, Aus dem Lahrer Stadtarchiv. Lahrer Zeitung 1890, Nr. 168—170; P. Staudenmaier; Mittheil. aus den Kapitelarchiven Lahr und Offenburg. Freib. Dioces. Archiv Band 14, S. 268 ff.

Litteratur: Ursprung der Stadt L. Beil. z. Anzeiger für Stadt und Land 1891, Nr. 143, Zeitschr. 52 (S. 674). J. J. Reinhardt, Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck, wie auch der Reichsherrschaften Hohengeroldseck, Lahr und Mahlberg in Schwaben. Frankfurt und Leipzig 1766. Ruppert, Mortenau I, S. 338—377. F. Stein, Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebung. Lahr 1827. Friedr. Müller, Beiträge zur Geschichte der Stadt Lahr. Gymn. Progr. I 1855, II 1856. P. Staudenmaier, Aus der Türckheimischen Bibliothek, Abdruck einer Chronik von 1593. Lahrer Zeitung 188?. Ders., Ueber die nach dem Schwedenkriege eingewanderten Geschlechter. Ebenda 188?. Ders., Die adeligen und Patriziergeschlechter zu Lahr. Ebenda 188?. Ders., Lahr um 1797 und Lahr um 1880. Ebenda 188?. Langsdorf, Erläuterung und Erklärung des Freiheitsbriefes von 1877. Lahr 1795.

Rau, Auslegung und Erklärung des Freiheitsbriefes vom Jahre 1377. Strassburg 1802. Tobias Bundius, Lahrische Bettglocke, angezogen den 18. Octobris. Strassburg 1633. J. G. Langsdorf Aem., Abschieds- und Antrittsrede, geh. 21. März 1803, als die Herrschaft Lahr . . . an Baden übergeben wurde. Lahr 1803. K. Steinmann, Der Lahrer Prozess in Lahrer Mundart. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen. Nebst dem Freiheitsbriefe. Lahr 1855.

M. Henning, Geschichte des Landkapitels Lahr. Lahr 1893. Alte Kapitelstatuten von 1450 aus Registr. des Landkapitels L. Freibg. Kath. Kirchenblatt 1890 Nr. 38, 39. P. Staudenmaier, Mittheil. aus den Kapitelsarchiven Offenburg und Lahr. Dioces. Archiv. XIV (1881) S. 268—279. Wilhelm Weiss, Geschichte des Dekanats und der Dekane des Rural oder Landkapitels L. Offenburg 1895. Gesch. und statist. Nachrichten über die kath. Stadtpfarrei L. Anzeiger für Stadt und Land 1880 Nr. 85 fg. F. Bauer, Series pastorum Larensium. Bad. Geschäftskalender für d. J. 1898. Ausg. für Geistliche.

Ad. Sütterlin, Lahr und seine Umgebung. Lahr 1904. Ders., Kleiner Führer durch Lahr und Umgebung. Lahr 1906. Album Lahr. Den Festgästen der Hauptversammlung des bad. Schwarzwaldvereins 26./28. Mai 1906 überreicht. Lahr 1906.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Die Gegend war, wie das zu erwarten, schon in frühesten Zeiten besiedelt, wie Funde aus der Steinzeit und aus der Bronzezeit (s. u.) beweisen. Auch die Römer wie die Alemannen haben Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen, die uns aber nicht das Recht geben, von einer grösseren und geschlossenen Ansiedelung zu sprechen.

Die Stadt Lahr verdankt vielmehr, wie es scheint, ihren Ursprung erst dem Dynastengeschlechte der Geroldsecker. So alt ihr Name klingt, dürfte sie doch erst aus den Ansiedlungen um die Tiefburg dieses Geschlechtes entstanden sein. Die Erwähnung eines »Heinricus de Lare miles« 1215 deutet schon auf das Vorhandensein eines Schlosses. Dieser Ministeriale des Markgrafen Hermann und Friedrich von Baden verkaufte damals sein Lehensgut Spitzenbach bei Breitebnet dem Kloster Tennenbach. Anhaltspunkte dafür, dass zur gleichen Zeit schon ein Dorf bestand, fehlen gänzlich. Die Burg dieser Zeit aber war wohl eine ganz einfache Anlage, vielleicht nur aus einem (noch später vorhandenen viereckigen?) Thurm nebst Mauern bestehend. Ich werde weiter unten zeigen, dass die noch existierenden Reste derselben nicht früher als gegen die Mitte des 13. Jhs. erbaut sein können; sie zeigen die Formen des entwickelten Uebergangsstyles. Nun hören wir, dass 1250 Walter von Geroldseck sammt seinem Sohne in seinem Schloss Lar von dem Grafen Konrad von Freiburg genommen wurde [1]), 1259 wird in der Stiftungsurkunde des Augustinerklosters eine Hofstätte, iuxta munitionen nostram [2]) bezeichnet und noch nicht von einem Dorf gesprochen. Mit der Annahme Rupperts, dass Lahr und andere Orte Zähringer Güter gewesen sind, die an die Staufer und von da gegen die Mitte des 13. Jhs. an die Geroldsecker gekommen sind, stimmen diese Nachrichten wie der bauliche Befund überein. Gleich nach ihrer Besitznahme haben die Geroldsecker gegen 1250, nachdem sie als Helfer des Bischofs von Strassburg ihre Herrschaft durch den Erwerb Malbergs vergrössert hatten und durch die Auffindung reicher Silberadern zu mächtigen, angesehenen Herren geworden waren [3]), die einfache Tiefburg zu einem

[1]) Ruppert a. a. O. S. 339; Krieger II, S. 7.

[2]) Ruppert a. a. O. S. 340.

[3]) Fr. Müller, Beiträge 1855 S. 16 ff. Ruppert a. a. O. S. 342.

wohnbaren und prächtigen Schlosse umgestaltet. Daran werden sich, wie immer sogleich Ansiedelungen geschlossen haben, und bald konnte man von einem Dorfe sprechen. Fast zur nämlichen Zeit aber wie die Schlossbauten stifteten die Dynasten das erwähnte Kloster und begannen den, man darf sagen, glänzenden Bau der stattlichen Kirche, in den Formen des Uebergangsstyles und der frühesten Gothik, wohl ehe ihre Mittel in den Kämpfen des Bischofs Walter von Strassburg so beträchtlich geschwächt wurden. 1267 endlich wird das Dorf erstmals genannt [1]; es wird unter dem Schutz der aufblühenden Herrschaft mächtig gewachsen sein, so dass es etwa 10 Jahre später zur Stadt erhoben werden konnte. Diese Erhebung muss nicht lange vor 1279 stattgefunden haben, denn in dem Freiheitsbrief von 1279 wird sie schon Stadt genannt.

Bei der Theilung, die Walther I. 1272 vornahm, war Lahr zusammen mit Malberg, Langenhard etc. (s. Einleitung) an die Söhne seines 1262 in der Schlacht bei Hugsberg gefallenen Sohnes, des Landvogtes Hermann, an Heinrich I. und Walther II. gefallen. Diese verliehen Lahr das Stadtrecht nach dem Freiburger Muster. Heinrich I. stellte den Freiheitsbrief [1]) aus, der die Stadt mit werthvollen Privilegien ausstattete. 1301, 1314, 1320 und 1354 wurde der Brief erneuert und erweitert, der grosse Freiheitsbrief von 1377 endlich war »nur eine Vereinigung und Erweiterung dieser Urkunden«. [2]) An der Spitze der übrigens stets grundherrlichen Stadt, stand ein Zwölferrath, der jährlich von der Bürgerschaft gewählt wurde; die Herrschaft aber hatte sich das Recht vorbehalten, ihr nicht gefällige Personen auszuschliessen und eine Neuwahl zu verlangen. An ihrer Spitze stand der Vogt, später der von der Herrschaft ernannte Schultheiss. Eine Zeit lang wurden aus den Rathsmitgliedern »Vierer« gewählt, welche mit dem Vogt zusammen die jährliche Steuer zu bestimmen hatten, von 1354 aber an verschwinden sie und die Vertheilung der Steuer wird zu einem Recht des gesammten Rathes, in dem 1365 ein Bürgermeister erscheint. Den Vorsitz behielt der Vogt und der Schultheiss. Das erstere Amt war als Zeitlehen der Herrschaft in den Händen von Vasallen, während das Schultheissenamt wohl einem der Rathsglieder von der Herrschaft verliehen wurde. Später kam dazu ein Amtmann und solange Baden und Nassau sich in die Herrschaft theilten, deren zwei.

Die Stadt scheint rasch emporgeblüht zu sein, obgleich die Geroldsecker ihr Versprechen, sie nicht zu bedrücken, und die Bestimmung, dass die Bürger von Lahr nicht gegen ihren Willen haftbar oder verpfändet werden sollten, unter dem Drucke der schweren Zeitläufte oft nicht einhalten konnten. Die Stadt theilte die Schicksale der Herrschaft und mag unter deren Niedergang oft genug gelitten haben. Die Geroldsecker haben, wie viele Geschlechter, über fortwährenden Theilungen ihre Macht eingebüsst. 1299 theilten die Brüder Heinrich und Walter ihre Herrschaft in Lahr und Malberg, die aber bald nachher, nach dem Tode Heinrichs, wieder in der Hand Walthers II. vereinigt wurde. Er und seine Nachkommen waren nun eifrig bestrebt, soweit es in ihrer sinkenden Macht stand, die Stadt zu fördern; die Rechte und Freiheiten derselben scheinen auch reichlich Fremde herbeigelockt zu haben. Das Bürgerbuch von 1356, das, lange Zeit fortgesetzt, noch im Stadtarchiv zu Lahr aufbewahrt wird, weist 192 Bürger und 110 Ausbürger auf. Die letzteren blieben in ihren nahegelegenen Heimath-

[1]) Fr. Müller, Beiträge 1855 S. 16 ff. Ruppert a. a. O. S. 342.

[2]) Abgedruckt u. a. bei Sütterlin, Lahr (1904), S. 12.

orten wohnen, hatten aber bürgerliche Rechte und genossen in Kriegszeiten den Schutz der Stadt. Wie schon Stein bemerkt, ergiebt sich daraus, dass keine einzige Familie zahlreich war, die Mannigfaltigkeit der Namen daher gross war, dass alle vor mehr oder minder kurzer Zeit eingewandert sind.

Kurz ehe dies Bürgerbuch begonnen wurde, hatte die Stadt die beiden gewaltigen Ereignisse durchzumachen, die ganz Deutschland und mehr oder minder ganz Mitteleuropa erschütterten, das Erdbeben von 1348 und die grosse Pest. Wie allerwärts, so schrieb man auch hier die Schuld daran den Juden zu und beschloss über diese auf einem Landtag zu Benfelden (s. Einleitung), dem auch Walther IV. von Lare nebst seinen Vettern beiwohnte. Die Folge davon war eine schreckliche Judenverfolgung, die in Lahr mit deren vollständiger Ausrottung und Austreibung geendigt zu haben scheint, denn in dem Bürgerbuche von 1356 geschieht ihrer keinerlei Erwähnung mehr. Die Stadt, die sich immer mehr emporhebt, konnte 1362 daran denken, ihr Ohmgeld um ein Dritttheil zu erhöhen, allerdings ohne grossen Nutzen davon zu haben, denn die Geroldsecker nahmen nun häufig ihre pekuniäre Zuflucht zu ihren Mitteln, wofür sie denn manche Privilegien gewähren mussten, so den erwähnten grossen Freiheitsbrief von 1377. — 1426 starb ihr Mannesstamm aus und nun kam die Stadt mit der Herrschaft an Johann Grafen von Mörs und Saarwerden, der in schwerem Kampfe gegen die Erbansprüche der Hohengeroldsecker das Erbe seiner Gattin zu vertheidigen hatte. Ganz besonders litt unter diesen Kämpfen die Stadt, da auch ihr Markt von den Hohengeroldseckern durch Errichtung eines neuen Marktes in Selbach schwer geschädigt wurde. 1444 wurde endlich Friede geschlossen; die Grafen aber waren derartig in Schulden gekommen, dass sie 1442 die Hälfte der Herrschaft zum Mitbesitz an Markgraf Jakob von Baden verkauften. Dieser verkaufte wieder die Hälfte seines Antheils um 15 000 Gulden 1462 an die Stadt Strassburg, löste ihn aber schon 1480 wieder ein. Auch der Mörs-Saarwerden'sche Mannesstamm starb bald aus — der letzte Erbe endigte in geistiger Umnachtung 1527 —, da kam der Schwiegersohn Johanns III., Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken in den Gemeinbesitz mit Baden. Stadt und Herrschaft machten nun, wie so manche deutsche Länder, jenes ewige Hin und Her von Verpfändungen, Rückgabe, Uebergang durch Vererbung an andere Häuser mit, welches die deutsche Geschichte im 16. bis 18. Jh. so unerquicklich macht. In der Einleitung ist geschildert, wie auf die Nassau-Saarbrücken die Nassau-Weilburg und die Nassau-Usingen folgten, wie die Herrschaft bisher im Gemeinbesitz von Nassau und Baden-Baden 1529 zwischen diesen getheilt wurde, wesentlich auf Grund konfessioneller Bedenken des badischen Markgrafen. Lahr kam dabei an Nassau und blieb somit protestantisch. 1654 bis 1727 war es pfandweise im Besitz des Markgrafen von Baden-Durlach; endlich kam es 1803 definitiv an Baden. Seit 1527 wird wohl kaum einer der Herren mehr länger in Lahr residirt haben, ihre Interesse an der Entwickelung der Stadt mag unter derartigen Wechselfällen nicht sehr gross gewesen sein und Lahr verlor mit dem Erlöschen des Geschlechts seiner Gründer immer mehr an Bedeutung, es scheint selbst vor dem dreissigjährigen Krieg kaum mehr Bewohner gehabt zu haben als im Mittelalter, etwa 100 Jahre nach seiner Gründung. Selbstverständlich nahmen diese dann in den Zeiten des grossen Krieges rapid ab, es hatte an dessen Ende drei Viertel seiner Bewohner verloren und fing gerade an, sich zu erholen, als die Kriege Ludwigs XIV. über die Gegend herein brachen. 1677 wurde, wie andere Orte, auch die Stadt Lahr verbrannt

und die Tiefburg mit ihren mächtigen Mauern ruinirt; wie gründlich, davon giebt die weiter unten folgende Abbildung derselben einen Begriff. Im 18. Jh. begann die Stadt unter der offenbar nicht harten nassauischen Herrschaft wieder aufzublühen. 1734 wurde sogar das Schloss so gut wie möglich noch einmal befestigt und auch sonst manche Ausbesserungen vorgenommen. Die Ruhe, die sich allmählich einstellte, wurde indess im letzten Drittel des Jahrhunderts durch die Prozesse zwischen den Bürgern der Stadt und der Herrschaft zerstört, wobei erstere sich auf den alten Freiheitsbrief mit einseitiger Auslegung desselben stützten. Es kam zu heftigsten Scenen, die man in Steins Geschichte der Stadt Lahr nachlesen mag; in dem »Lahrer Prozess«, einem Gedicht in Lahrer Mundart [1]), sind diese Differenzen trefflich geschildert. Ihren letzten Grund mögen sie wohl darin gehabt haben, dass die grosse Entfernung von dem Sitz der Herrschaft eine intimere Beziehung zwischen Fürst und Volk unmöglich machten, welche natürlich dadurch nicht besser werden konnten, dass Nassau sich schliesslich zur Stillung des förmlichen Aufstandes 300 Mann Exekutionstruppen von Baden erbat. Das Unnatürliche solcher Herrschaftsverhältnisse im alten deutschen Reich offenbart sich damit genügend. Das Reichskammergericht aber hatte von da an mit unendlichen, bei den Haaren herbeigezogenen Prozessen der Lahrer gegen ihre Regierung genügend zu thun. Diese unglücklichen Verhältnisse haben natürlich dazu beigetragen, die Lahrer Bürger für die Ideen der Revolution, die damals in Frankreich ausbrach, besonders empfänglich zu machen. »Als den 13. Jenner 1792 Prinz Condé unter Husarenbedeckung durch Dinglingen fuhr und sich gegen die Zuschauer verbeugend aus dem Wagen lehnte, schrieen ihm die versammelten Lahrer das »vive la nation« entgegen.« (Stein.) Auch sonst ergriffen die Bürger jede Gelegenheit, den flüchtigen Aristokraten ihren Hass auszudrücken, sie werden also die Besetzung Lahrs am 31. Juni 1796 durch die Republikaner kaum ungern gesehen haben. Lange dauerte diese allerdings nicht. Den Versuchen aber des Erzherzogs Carl von Oesterreich, eine Art Landsturm zu errichten, setzten die Lahrer einen stillen, aber wirksamen Widerstand entgegen. Die Nassauische Regierung behandelte die Stadt, angesichts des Zunders, der dort aufgehäuft schien, von nun an äusserst vorsichtig und nachgiebig. Es schien sich daher ein besseres Verhältniss herauszubilden, wie die schnelle Deckung eines Anleihens der Regierung im Jahre 1798 beweist; indess versuchte die Stadt Lahr doch noch einmal 1802 im sogenannten Dinglinger Zollkrieg sich mit Gewalt Recht zu verschaffen. So musste es denn eine wahre Erlösung sein, als Lahr 1803 an Baden kam. Am 26. September dieses Jahres wurde von dem Geheimen Rath und Landvogt zu Mahlberg, Freiherrn von Roggenbach, die Huldigung der Herrschaft Lahr, der Oberämter Oberkirch, Lichtenberg, Ettenheim und Schliengen, den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell in der Stadt Lahr entgegengenommen. Erst durch diesen Einschluss in ein grösseres Ganzes konnte nun die Stadt emporblühen und sich zu ihrer heutigen Handelsbedeutung entwickeln. Der Namenstag Karl Friedrichs, der Karlstag, wurde daher bis auf unsere Zeiten in Lahr mit Recht gefeiert.

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Ueber ein 1825 von dem Geologen Ami Boué in Wien aus dem Löss der Gegend von Lahr ausgegrabenes *menschliches Skelett* s. Albr. Müller,

[1]) K. Steinmann, Der Lahrer Prozess in Lahrer Mundart. Nach dem Tagebuch eines Zeitgenossen. Nebst dem Freiheitsbriefe. Lahr, Geiger 1855.

»Die ältesten Spuren des Menschen in Europa«, Basel, Schweighauser, 1871. Auf dem »Burghard«, 1/2 Stunde südöstlich von der Stadt, befindet sich ein grosser *Ringwall*, oval, 300 auf 200 m, Höhe ca. 2,50 m. Herr v. Preen fand 1896 im nordöstlichen

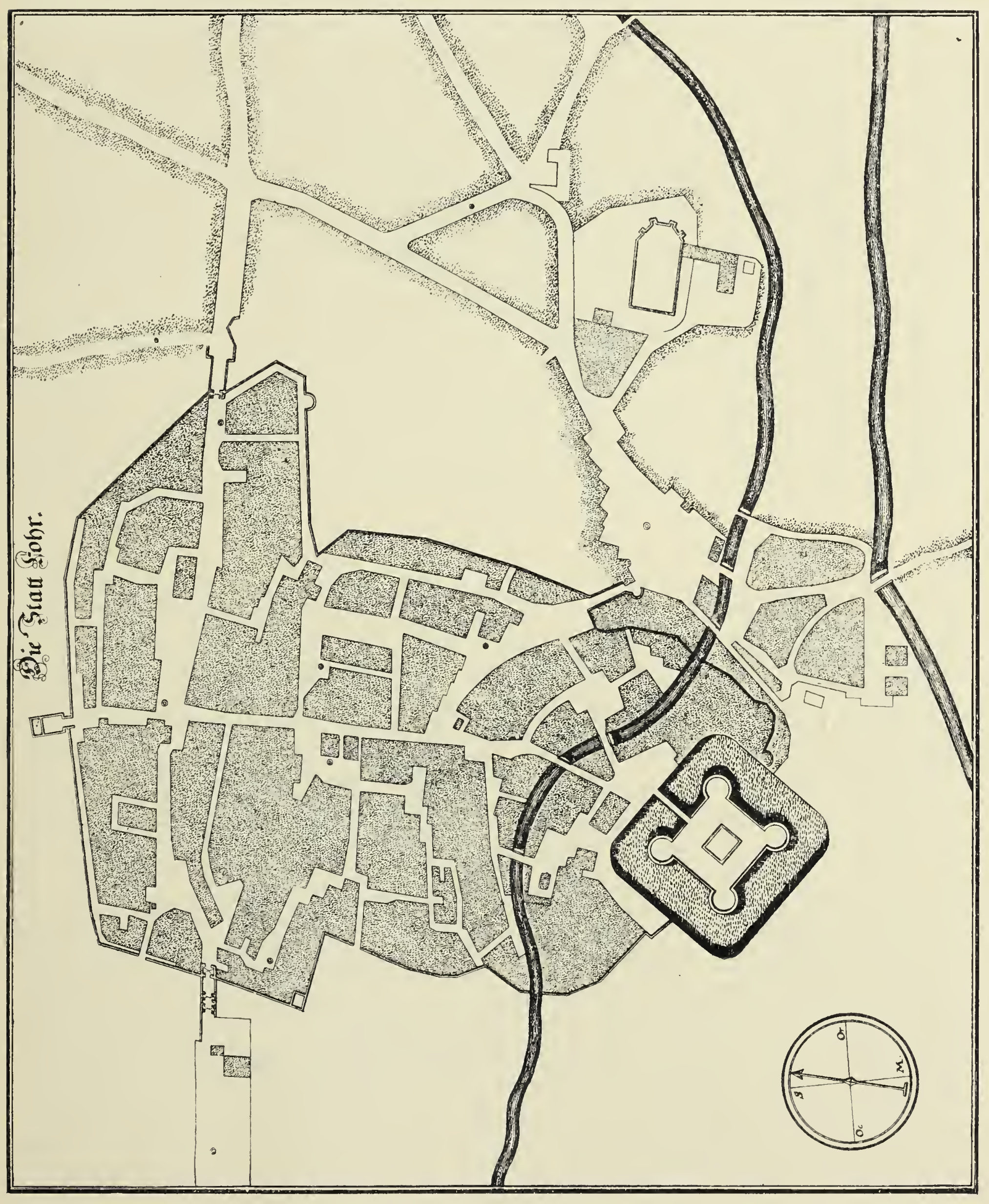


Fig. 16. Plan der Stadt Lahr 1643.
(Nach Merian Topographia Alsatiae.)

Theil des Innenraums »den prähistorischen ähnliche Scherben«. Seine Grabungen von 1897 auf der Südwestseite ergaben nichts weiteres der Art; in einer Tiefe von 40 cm kam eine Lage unregelmässig aneinander geschichteter, 20 cm grosser Sandsteine zum Vorschein, der Wall selbst ist aus Sandsteinschutt hergestellt. »Westlich davon die *Heidenburg mit dem Heidengraben*«, nach F. Stein, Geschichte und Beschreibung

der Stadt Lahr 1827, »etwa 1500 Schritte von der Stadt, auf der rechten Seite des Schutterthals. Sie ist durch Steinbrüche umwühlt, ohne Spuren früheren Mauerwerks.

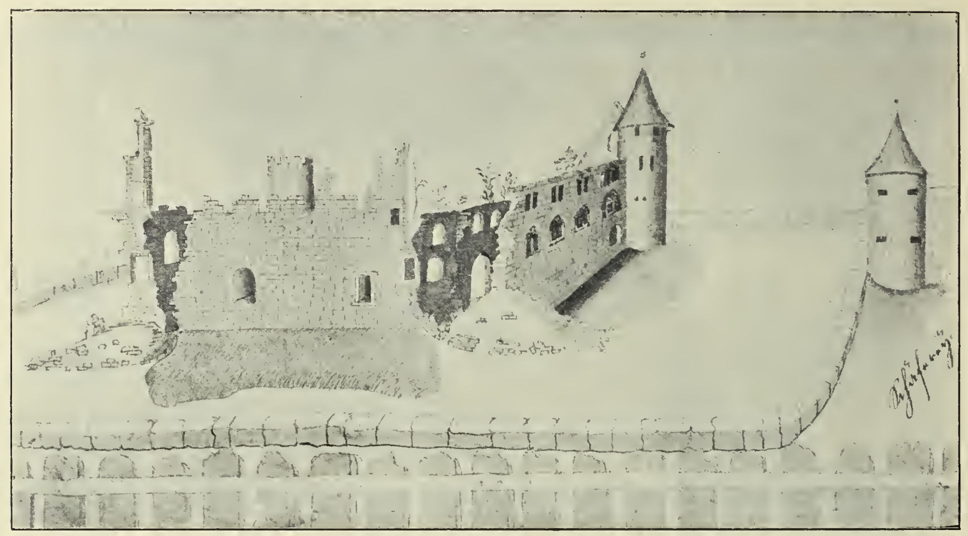


Fig. 17. Ansicht der Tiefburg Lahr (von Südosten).
(Aquarellkopie in den Städtischen Sammlungen nach verschollenem Original.)

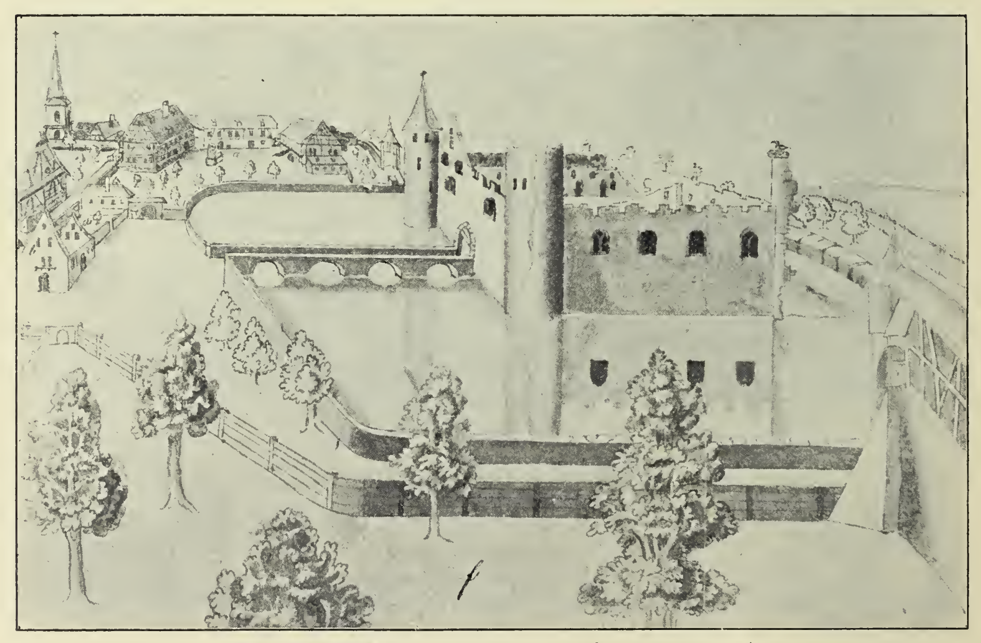


Fig. 18. Ansicht der Tiefburg Lahr (von Nordwesten).
(Aquarellkopie im Privatbesitz in Lahr.)

An ihr zieht sich auf einige 100 Schritte der Heidengraben in das Gebirge hinein, dem Anschein nach von der Kunst zur Vertheidigung benützt, an dessen linkem steilen Abhange sowohl als auf der Höhe ebenfalls Verschanzungen angebracht sind.«

Einige *Steinwerkzeuge* befinden sich in der von Prof. Mohr neu geordneten Städt. Sammlung in Lahr, darunter zwei grosse Mahlsteine aus Gneis (60 und 65 cm lang), ein geschliffenes und durchbohrtes Steinbeil aus Serpentin, gef. 1882 bei Legung der Wasserleitung in der Friedrichstrasse, ein weiteres solches 2 m tief im Löss gefundenes (oberes Stück abgebrochen). Ebendort eine *Bronzebeilklinge* mit Schaftlappen und seitlichem Ringchen, gef. in einer Felsspalte im »Hohberg«.

Römisches

Römisches: In der Städt. Sammlung von Freiburg i. Br. befinden sich aus der Gegend von Lahr Scherben von rother terra sigillata und 2 Ziegelstücke mit dem Stempel der LEG. VIII (Verzeichniss von Schreiber); in der Sammlung von Lahr ein kugeliger *Thonkrug* mit verziertem Schulterband, gef. 1887 beim Bau einer Brücke über den Schutterkanal, ca. 300 m östlich vom Bahnhof, vier weitere *römische Thongefässe* aus der Umgegend und zwei Bruchstücke von *römischen Steinskulpturen*, gef. 1891 auf dem rechten Ufer der Schutter; das Kopfstück eines Altarsteins mit den Buchstaben DE (o) und ein Fragment mit dem Bein und Stab des Merkur (31 cm hoch).

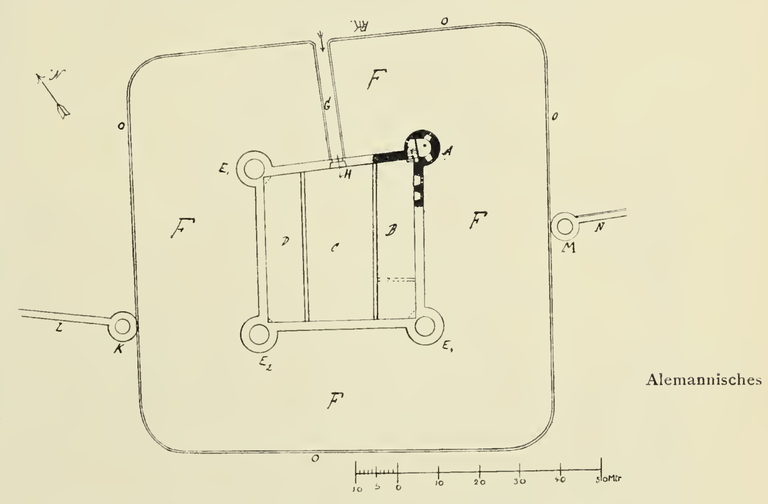


Fig. 19. Versuchsweise Rekonstruktion der Tiefburg Lahr.

Alemannisches

Alemannisches: Beim Ausheben von Baugruben im »Hagedorn« stiess man 1899 auf *Gräber* eines alemannischen Friedhofs. An Beigaben fanden sich ein langes zweischneidiges *Eisenschwert* (Spatha), zwei einschneidige *Kurzschwerter* (Scramasax), *Speer- und Pfeilspitzen* und *Schnallen*, von letzteren eine mit Silbertauschirung. *(W.)*

Da die Entstehung der Stadt Lahr sich anschliesst an die an dieser Stelle vorhandene Tiefburg der Geroldsecker, da demgemäss auch ihre bauliche Anlage nur aus der Beziehung auf diese zu verstehen ist, so muss die Besprechung dieser einstmals so prächtigen Anlage aller weiteren Beschreibung vorangehen. Von ihr steht heute nur noch ein Rest in dem sogen. Storchenthurm und den beiderseitig an ihn anstossenden Mauer- bezw. Gebäuderesten. Durch den Plan Merian's (s. Fig. 16) aber von 1643, sowie durch zwei Aquarelle — Kopien in der Stadtsammlung und im Privatbesitz, welche (die Originale habe ich bisher nicht auffinden können) die Burg in dem ruinösen Zustand des 18. Jhs. wiedergeben — kann ihre ehemalige Gestalt einigermassen festgestellt werden (s. die Fig. 17 u. 18). Das Bild, das die Burg bot, war der klassische Typus einer Tiefburg, ein Viereck mit runden Thürmen an den Ecken, an die sich die Wohngebäude anschlossen. Da bei dem erhaltenen Theil die an den Thurm anstossenden Mauern einen spitzen Winkel bilden (s. Fig. 20), so war das Viereck nicht regelmässig, sondern an der einen Ecke verschoben, wie es unser rekonstruirter Plan (s. Fig. 19) zeigt, möglicherweise auch überhaupt rautenförmig gestaltet. Ein grosser, ca. 12 m und darüber breiter Graben, der sein Wasser aus dem Gewerbekanal, einem abgeleiteten

Arm der Schutter, erhielt, welcher die Stadt durchfliesst, umgab das Viereck. Er scheint von einer niederen (früher wohl höheren) Mauer nach aussen begrenzt gewesen zu sein,

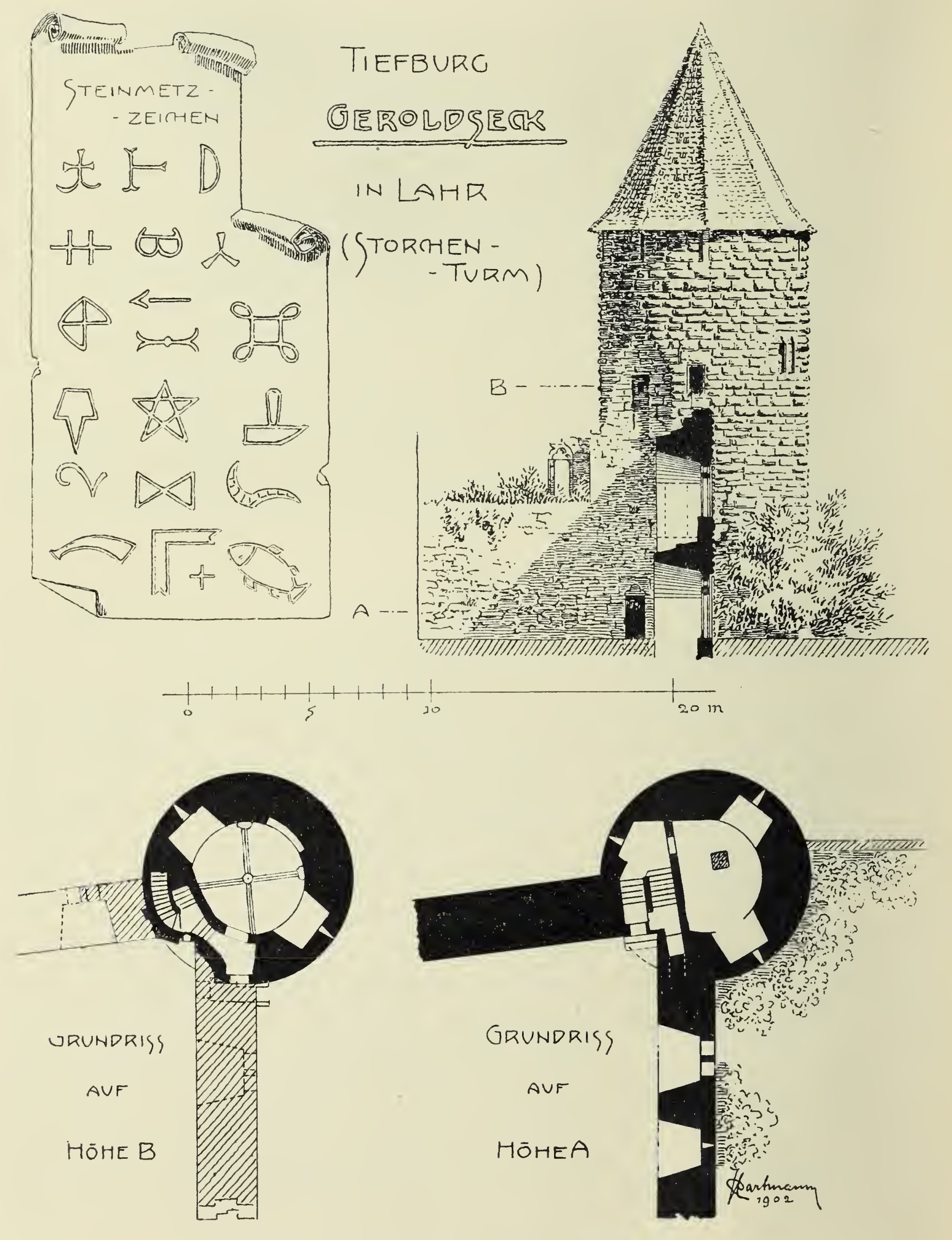


Fig. 20. Tiefburg Lahr (sogen. Storchenthurm).

an ihn setzte im Westen und Osten die Stadtmauer an, über die die Burg etwa um ein Drittel herausragte. An dieser freien Stelle scheint ehemals ein Zwinger vorgelagert gewesen zu sein, wenigstens glaube ich, den auf unsern beiden Aquarellen angegebenen

Tafel I



Storchenturm in Lahr.



Lattenzaun so deuten zu dürfen. Eine steinerne (?) Bogenbrücke überschritt den Graben und verband die Burg mit der Stadt.

Soweit die Gesammtanlage. Ueber den inneren Ausbau geben uns die noch stehenden Reste gute Auskunft. Sie bestehen zunächst aus dem mächtigen Thurm (*A* auf der Rekonstruktionsskizze). Dieser, von etwa 8,5 m Durchmesser, einer unteren Mauerdicke von ca. $2\,^1/_4$ m, zeigt im Aeusseren eine ausserordentlich wirkungsvolle Bekleidung mit sauberen Bossenquadern (s. Fig. 20), die von virtuoser Steinmetztechnik — die Zeichen der Steinmetzen ebenfalls Fig. 20 — zeugen. Diese Quader greifen zum Theil merkwürdig hakenartig übereinander. Sie sind aus dem harten, rothen Sandstein der Umgegend (vom Altvater). Der innere Mauerkern besteht aus Bruchsteinmauerwerk. Der Thurm enthält drei Stockwerke übereinander. Man betritt ihn durch eine Thür mit geradem Sturz, an dem (anscheinend alt) die Umrisslinien zweier Ritter auf Pferden eingeritzt sind, und Kleeblattblendbogen. Eine nicht mehr zugängliche Treppe führt von hier herunter in einen verliessartigen Raum. Im Erdgeschoss selbst, durch eine (theilweise erneuerte) Mauer von der Treppe getrennt und durch eine geradsturzige Thür zugänglich, ein halbrunder Raum, der wenig Licht durch Schiessscharten mit grosser Kammer erhält. Er ist durch ein später, wohl im 18. Jh. eingezogenes Backsteingewölbe zu einer Art Wachtstube hergerichtet. Zwischen ihm und dem zweiten Stockwerk führte eine jetzt zugemauerte Thüröffnung in den Ostpalas. Man sieht schon aus dem bisherigen, dass der Thurm in späterer Zeit viele Ueberarbeitungen erfahren hat, die seine ursprüngliche Anlage nicht mehr klar erkennen lassen. Das wird sofort bestätigt durch das folgende, das zweite Stockwerk. Hier, wo sich nach aussen die langen, interessanten Bogenschiessschartén (s. Fig. 21) öffnen, ist von dieser Schiessscharte zu der Thür die Mauer abgespitzt, neues Mauerwerk eingefügt und doch muss zu der Erbauungszeit die Mauer den Raum noch weniger eingeengt haben, da sonst die Oeffnung für Schützen ganz unbrauchbar gewesen wäre. Auch die Gurtbögen, welche die Decke dieses ganz unregelmässigen Gewölbes (bei ebenso unregelmässigem

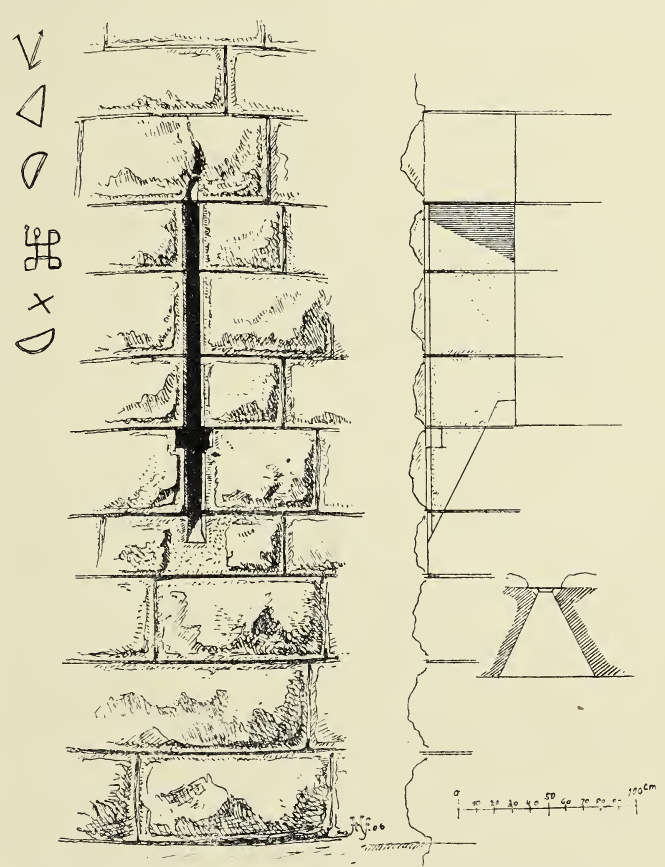


Fig. 21. Bogenschiessscharte im Storchenthurm zu Lahr.

Grundriss) tragen, sind zweifellos erst im 16. Jh. eingezogen worden, ebenso sind die Treppen zum Theil bei späteren baulichen Eingriffen verändert. Zwischen dem zweiten und dritten, und ebenso über dem letzten Stockwerk war die Treppe einstmals durch Thüren abschliessbar, deren Spuren noch sichtbar. Das nun folgende dritte Stockwerk zeichnet sich durch sorgfältigere Behandlung aus. Es ist gegen die Treppe durch eine Quermauer abgeschlossen, rechts und links von dem durch die einfache Thür Eintretenden sind in der Mauerdicke Flachnischen ausgespart, während die vierte Seite durch die runde Linie der Thurmmauer das Gemach apsidenartig abschliesst, welches von einem Kreuzgewölbe mit birnenförmig profilirten Rippen auf achteckigen Konsolen gedeckt wird. Letztere sind leicht konkav (s. Fig. 22). Der Schlussstein zeigt verwaschenes, flaues Blattwerk, das auf das 15. Jh. weist. Die Anlage des Raumes legt den Gedanken an eine Kapelle nahe; doch möchte ich mich darüber nicht sicher aussprechen. Dafür sprechen aber jedenfalls die in den beiden Flachnischen vorhandenen, jetzt theilweise zugemauerten, Doppelfenster mit spitzen Kleeblattbögen (s. Fig. 23). Von hier aus führt wieder eine Thür in den Ostpalas, sowie dann, in der Dicke der Mauer, ihrem runden Zuge folgend, die alte Treppe zur Plattform, die von mächtigen Zinnen umgeben war, deren Zwischenräume jetzt zum Theil durch späteres Flickmauerwerk ausgefüllt sind. Wir sehen im Innern hinter den Zinnen eine kleine Aufmauerung, die wohl einer Balkenlage gedient haben mag. Ueber die ehemalige Gestaltung dieses obersten Theiles wie über die Art der Endigung der Zinnen können wir keine sichere Anschauung mehr gewinnen, da hier im 17. Jh. durch Einziehen schlechter Riegelwände Alles zu kleinen Zimmern umgeändert worden ist. Ein ähnliches Dach wie heute mag ehemals die Bekrönung gebildet haben, das heutige, durch einen mächtigen hölzernen Dachstuhl gehalten, der wohl auch schon in das 17. oder 16. Jh. hinaufragt, es trägt das Storchennest, das dem Thurm den Namen giebt.

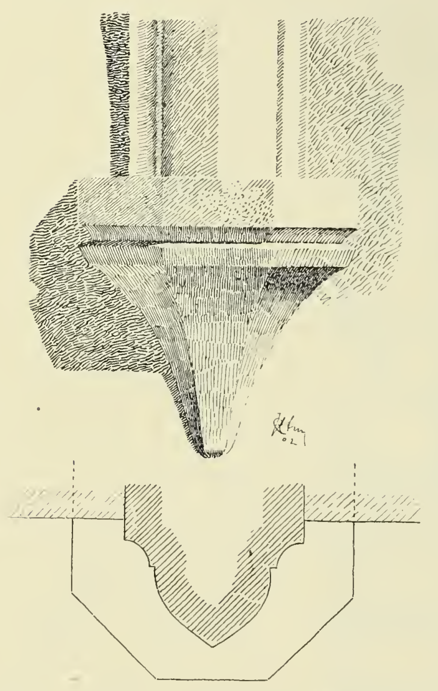


Fig. 22. Rippe mit Konsole aus dem IV. Stockwerk des Thurmes der Tiefburg Lahr.

Die Thurmmauer war nach dem Innern des Schlosshofes zu bis zu etwa $^2/_3$ Höhe muldenartig eingeschnitten, um dem hier sich anfügenden Gebäude den guten Anschluss zu ermöglichen, was allein schon die Gleichzeitigkeit der Bauten beweist. Von diesem Gebäude stehen nur noch die zwei an den Thurm anstossenden Aussenmauern in einer Stärke von etwa $2^1/_2$ m. Diese Mauern zeigen nach aussen die gleiche vorzügliche Bossen-Quaderbekleidung wie der Thurm, nach innen zu eine Bekleidung mit sauber glatt behauenen Quadern, während der Zwischenraum durch Gussmauerwerk ausgefüllt ist. Alles also in vorzüglich solider Technik. Das nördliche Mauerstück, das noch etwa in der Länge von 8 m erhalten ist, hat im unteren Theil keinerlei Oeffnung, im oberen dagegen die Hälfte eines gekuppelten Fensters, zwei Kleeblattblendbögen

(einer noch erhalten) auf schlanken Säulchen mit Tellerbasen und Knospenkapitellen, das Ganze war umschlossen von einem grossen Blendrundbogen und der Zwischenraum durch eine Platte mit geometrisch geschnittener Oeffnung geschlossen (s. Fig. 24). Sichtbar auch noch die Löcher für die Verschlussbalken.

Die südöstliche Wand, etwa 9 m lang erhalten, von der gleichen Dicke wie die andere, aber mit nach Innen nicht so gut sauber hergestelltem Mauerwerk und mit dem Thurm anscheinend nicht bündig, zeigt zunächst dem Thurm nicht ganz in der Höhe des geschilderten Nordfensters eine schlanke, im Kleeblattbogen abgeschlossene Thür, die ehemals zu einem Abort führte, dessen Konsolen noch aussen sichtbar sind. Dann, ebenfalls etwas tiefer wie das Nordfenster, ein grosses Doppelfenster, durch einen abgeschrägten Pfosten getheilt, geradem Sturz über den beiden Oeffnungen, darüber in flacher Ausführung — gleich der unteren Thür in den Thurm — Kleeblattblendbögen und eine geometrisch ausgeschnittene Steinplatte, das Ganze von einem runden Blendbogen zusammengehalten. Im unteren Theil der Mauer über dem jetzigen Erdboden ein gleiches, lange Zeit als Hühnerstall gebrauchtes Fenster. Bei beiden sind die Gewände einfach abgeschrägt. Im Innern in der stattlichen Mauerdicke spannt sich über ihnen ein Rundbogen. Ueber dem unteren Fenster ein Unterstützungsspitzbogen. Im unteren Theil daneben vom Innern aus ein entsprechender Rundbogen, aber durch sehr roh behauene Steine gebildet, der aber nicht zu einem Fenster gehört, sondern schräg in die Tiefe führt. Vielleicht der auf der alten Ansicht angedeutete Ausgang in den Graben?

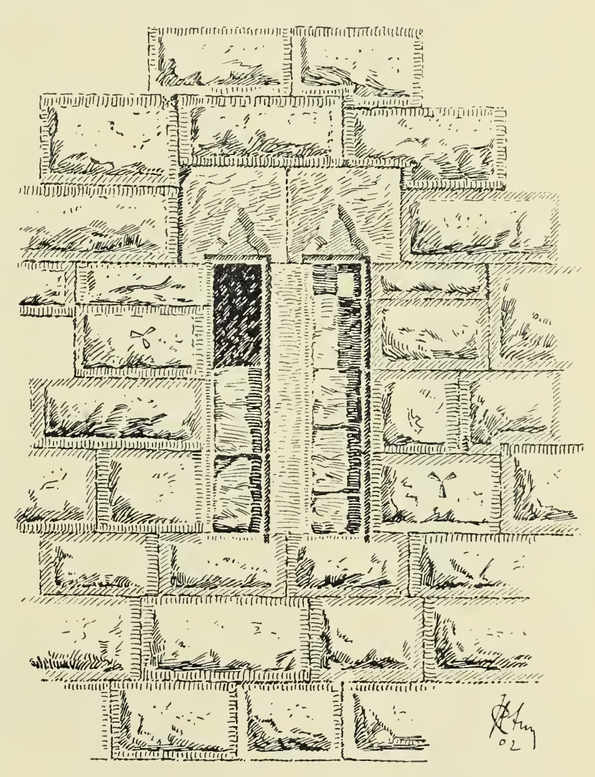
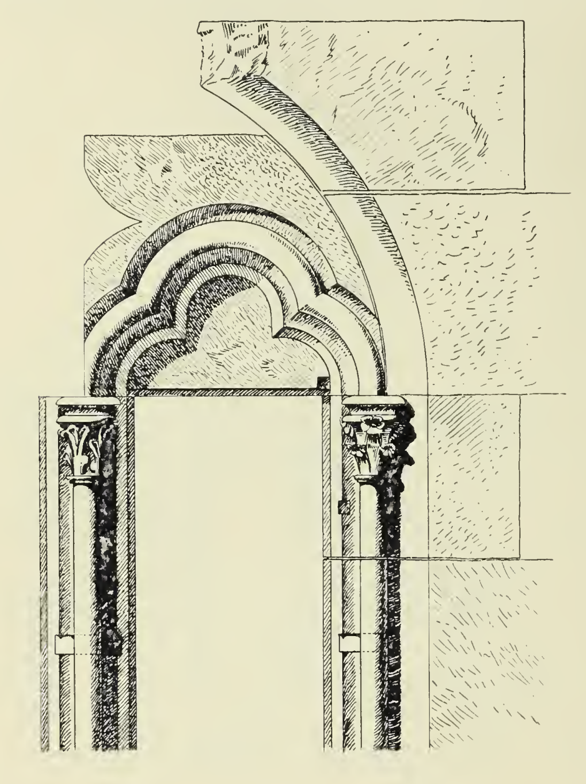


Fig. 23. Doppelfenster im Storchenthurm zu Lahr.

Am ganzen Gebäude zerstreut die für die Mitte des 13. Jhs. ebenfalls charakteristischen Steinmetzzeichen (s. Fig. 20).

Und nun werfe man einen Blick auf die beiden in Fig. 17 und 18 abgebildeten Aquarelle. Auf dem einen (Fig. 18) sehen wir die Nordostwand und zwar an den Thurm anlehnend einen ziemlich hohen Giebel, in diesem in drei Stockwerken übereinander zuerst zwei, dann je ein Fenster, unten aber im Hauptgeschoss des Gebäudes ein gekuppeltes Rundbogenfenster, das Fenster, das wir in Fig. 23 wiedergegeben haben, wie es deutlicher und genauer der etwas unbeholfene Zeichner bei dem kleinen Massstab gar nicht hätte wiedergeben können. Der Giebel allerdings ist der Zeit zum Opfer gefallen, das Fenster aber steht noch. Und bei der Südostwand (s. Fig. 17) giebt der

Zeichner ebenfalls mit wünschenswerther Deutlichkeit die beiden von uns geschilderten Fenster übereinander, dann wieder ein Fenster, das heute nicht mehr vorhanden, und dann, wohl dem Thurm etwas zu nahe gerückt, der Ausgang in den Graben. Aber nach Allem dürfen wir, wenn auch nicht in jeder Kleinigkeit — z. B. nicht in der Fensterzahl — seinen Angaben unbedingt trauen und können uns danach das Bild des Schlosses folgendermassen rekonstruiren:



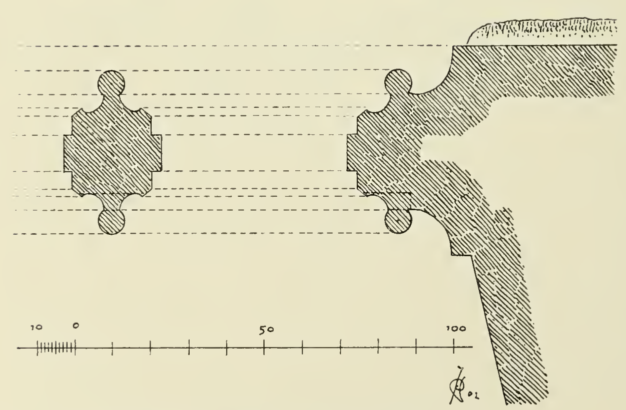


Fig. 24. Fenster in der Tiefburg Lahr.

In dem unregelmässigen Viereck standen sich gegenüber die zwei palasähnlichen Bauten *B* und *D*. Beide schlossen sich an je zwei Thürme der Umfassungsmauer an; die Innenräume der Thürme waren theilweise mit zu Wohnzwecken benutzt. Die Aussenmauern des Schlosses waren zugleich die Aussenmauern dieser Gebäude. Beide waren, wie es schien, im edelsten Uebergangsstyl erbaut. Von *B* können wir sicher sagen, dass es ein Satteldach besass, noch sehen wir auf der Zeichnung den stattlichen Giebel, der sich an den Thurm *(A)* anlehnte. Der Bau scheint drei Stockwerke gehabt zu haben; der Erdboden bedeckt heute das untere, das sich in einer runden Ausfallthür nach dem Graben öffnete. Das Stockwerk darüber zeigt gekuppelte Rundbogenfenster — es mag wohl die Prachtsäle enthalten haben —, das obere Stockwerk ein derartiges Fenster und dann durch einen Pfosten getheilte geradsturzige Fenster. Gegen den Hof *(C)* zu hatte der Bau Spitzbogenfenster und ein grosses spitzbogiges Thor. Eine etwas stärkere Mauer trennte das letzte Drittel des Baues von dem andern Theil. Von dem gegenüberliegenden Bau können wir auf dem Aquarell noch vier grosse gekuppelte Fenster erkennen, die gedrückte Spitzbogen zu haben scheinen, wenn das nicht, wie bei dem

gegenüberliegenden Bau nach den Resten sicher, als missglückte Rundbogen auf Rechnung des Zeichners kommt. Die Südmauer des Hofes *(C)* scheint eine rundbogige Ausfallthür (?) gehabt zu haben und eine grosse (?) Schiessscharte, die Nordmauer — an der wir das gekuppelte Fenster der Schmalseiten der Bauten *B* wie *D* noch erkennen — öffnete sich in spitzbogigem Thor zu der steinernen Brücke. Kurzum, das klare Bild einer mehr für eine gewisse Prachtentfaltung, als für starke Vertheidigungen errichteten Anlage.

Indess scheint eine alte Notiz, die Stein mittheilt und die auch Ruppert abdruckt, diesem ziemlich klaren Befund zu widersprechen. Danach stand nämlich in dem Schlosse noch ein auf unsern Abbildungen nicht ersichtlicher Thurm. Ich drucke diese Nachricht nach Stein ab:

In dem Schlosse stand ehemals noch ein viereckigter, 32 Fuss in das Gevierte haltender, Thurm, der im Jahr 1655, auf Befehl der Regierung, abgebrochen werden sollte. Sie trug dabei ihrem Beamten auf, fleissig zu achten, wie derselbe inwendig beschaffen sey, »da in dergleichen alten Gebäuden oft Sachen wären, die nicht für Jedermann passten.« In dem hierauf erstatteten Berichte heisst es: »dass sich das Abbrechen ohne allzugrosse Mühe und Kosten »nicht machen lasse, denn das Gezeug sey gar fett und viel härter und fester als die Steine selbst. »Derowegen habe man den Thurm mit allem Fleiss besichtigt und gefunden, dass noch ein Gewölbe »30 Werkschuh tief darunter sey, dieweilen aber uns der Thurm zu besteigen unmöglich, auch bei »solchen Umständen andern Leuten anzuvertrauen nicht zu verantworten gedacht; als haben wir dem »Boden gleich ein grosses Loch eingebrochen. In Auswerfung des Grundes, so viel sich annoch »thun lassen, in Beiseyn unserer (des Beamten und Maurermeisters) anders nichts als vermoderte »grosse und kleine Menschen beisamt verbrannter Asche, welches annoch auf sechs Werkschuh tief »und Morgens Tags, geliebts Gott, vollends ausgeführt und nach Erfund Bericht erstattet werden soll, »darin befunden, daraus zu muthmassen, dass vor alten Zeiten Leut darein gethan und mit Feuer »erstickt und verbrandt worden.«

Weitere Nachrichten fehlen. Von aufgefundenen Waffen oder sonstigen Geräthschaften geschieht keine Erwähnung.

Nach dem von dem Maurermeister bei dieser Gelegenheit gefertigten Plane enthält der Thurm drei viereckigte Gewölbe übereinander. Das unterste, 14 Fuss weit und 30 Fuss hoch, wovon 6 Fuss in dem Boden und 30 Fuss im Lichten, hatte 9 Fuss 4 Zoll dicke Mauern. Aus ihm ging ein $2^1/_2$ Fuss weites Loch durch die Wölbung in das mittlere, gleich grosse, und 11 Fuss hohe Gemach, in dessen vier Seiten eben so viele innen 3 Fuss hohe, aber enge auslaufende, Wartlöcher angebracht waren. Eine $3^1/_2$ Fuss lange und 2 Fuss breite Oeffnung führte in das oberste Gemach. Dieses, ein 10 Fuss hohes Kreuzgewölbe von der nemlichen Weite wie die übrigen, hatte auf entgegengesetzten Seiten zwei Wartlöcher, einen Kamin, einen Abtritt und eine Treppe, auf der man innerhalb des Thurmes auf dessen $3^1/_2$ Fuss hohe Brustwehr stieg. Aus einer Thüre, der einzigen dieses Thurmes, kam man auf die Fallbrücke, welche mit den Schlossmauern oder Gebäuden in Verbindung gewesen seyn muss. Der Thurm scheint in der Mitte des Schlosses gestanden und jenen Platz eingenommen zu haben, welchen das Viereck des, vor dem Jahre 1643 entworfenen, Schlossplanes bezeichnet. Diese Vermuthung wird noch dadurch sehr bestärkt, dass die Wohn- und Oekonomie-Gebäude an den Seiten angebracht waren, und die Schlossmauern allenthalben Oeffnungen hatten.

Der erwähnte Regierungsbefehl nennt diesen Thurm vorzugsweise den alten, und man scheint ihn daher schon damals für älter als die runden Eckthürme gehalten zu haben. Auffallend ist es, dass das Innere desselben der Regierung und ihren Beamten unbekannt geblieben war, und dass man darin besondere und wichtige Geheimnisse, deren allgemeine Bekanntwerdung man nicht für räthlich hielt, verborgen glaubte.

Woher diese Nachricht stammt, habe ich bis jetzt nicht konstatiren können; sie ist immerhin so bestimmt, dass wir ihr einstweilen Glauben schenken dürfen und ich möchte danach annehmen, dass dieser Wohnthurm, für den in dem doch 12 m breiten Hofe *(C)* reichlicher Platz war, stehen geblieben ist als Ueberrest der alten einfacheren

Geschichte der Stadtanlage

Tiefburg vor der Besitzergreifung durch die Geroldsecker. Nicht unmöglich aber auch, dass diese ihn gebaut haben, um der Anlage doch einen grösseren, fortifikatorischen Werth zu verleihen, als sie nach unsern Bildern zu haben schien.

In dem Hofe bei dem Thurm werden jetzt die Ueberreste des alten Lahrer *Galgens* aufbewahrt.

Zu gleicher Zeit etwa mit diesem Burgbau wurde, einige hundert Meter davon entfernt, das Spital und die Stiftskirche erbaut, die unten besprochen wird. — Im Jahre 1279, da zum ersten Mal von einer Stadt Lahr gesprochen wird, wird dieselbe schon nicht mehr schutzlos den Feinden preisgegeben, sondern durch eine Befestigung geschützt gewesen sein. Welcher Art diese war und welchen Umfang sie hatte, können wir, mangels irgend welcher Anhaltspunkte, nicht sagen. Jedoch kennen wir die Lage der Schlosskapelle auf dem heutigen Schlossplatz, in der die Bürger bei geschlossenen Thoren den Gottesdienst besuchten; sie wird also gegen die Stadt zu gelegen haben, die sich demnach schon damals nach der gleichen Richtung wie auf dem Merian'schen Plane ausdehnte, wenn sie auch jedenfalls nicht so viel Raum einnahm. Ein Blick auf den Stadtplan lässt zunächst eine älteste Anlage vermuthen, die durch die heutigen Metzgerstrasse, Kirchstrasse, Bismarckstrasse und Waldhorngasse bezeichnet wird und mit dem darin einbezogenen Schloss etwa ein unregelmässiges Achteck bildete. Zur Zeit jenes Bürgerbuches 1356 scheint Lahr trotz der nicht geringen Zahl der Bürger keine grösseren Bauten besessen zu haben, auch die Zahl der aus Stein gebauten Häuser war gering [1]), so dass es, wie Ruppert sagt, »Ringmauern und Thore abgerechnet, in seinem Aeussern in nichts von den benachbarten Dorfschaften verschieden war«. Unter den erwähnten Oertlichkeiten der Stadt befindet sich eine Kapelle, die Predigerherberge, ein Schulhaus, das Friesenthor, das Rappenthor, das Fulhabernthor, die Trinkstube, die Badstube, die Brodlaube, der Weg, »do die Kefige (Gefängniss) stant« u. s. w. Innerhalb der Ringmauer befand sich noch die Stadtmühle, die vordem dem Kloster Gengenbach gehört hatte; endlich wissen wir noch, dass seit 1366 das Kloster Schuttern hier ein Haus besass und etwas später auch das Kloster Gengenbach.

Das Rappenthor ist damals vielleicht am Anfang etwa der heutigen Rappenthorgasse zu suchen, es hat auch zu Merians Zeiten (aber wohl an anderer Stelle?) noch so geheissen, während ich den Ort des Fulhabernthores nicht zu bezeichnen weiss. Durchflossen wurde die Stadt von dem Gewerbekanal, der auch den Schlossgraben bewässerte. Oestlich, einige 100 Meter von den Mauern entfernt, lag die Stiftskirche mit den Stiftsgebäuden, um die sich wohl auch schon einige Ansiedelungen gruppirt hatten. Vor der Stadt lag ein Ackerhof von beträchtlicher Grösse, der zum Schloss gehörte. Weiter südlich floss die eigentliche Schutter dahin, um sich zwischen Dinglingen und Lahr wieder mit dem abgeleiteten Kanal zu vereinigen.

In den folgenden Jahrhunderten wird die Stadt trotz mancher Schwankungen allmählich an Umfang zugenommen haben, die alten Häuser werden durch solche aus Stein ersetzt worden und mancher öffentliche Bau mag erstanden sein. [2]) Allzu schön dürfen wir uns aber diese Bauten nicht vorstellen; bezeichnend genug ist der Umstand,

[1]) Ruppert a. a. O. S. 359.

[2]) Es kann nicht die Absicht sein, hier auf Grund neuer Untersuchungen die Baugeschichte Lahrs zu schaffen. Es wäre aber sehr erfreulich, wenn unsere Skizze dazu anregen wollte, wie überhaupt eine wissenschaftliche Geschichte der Stadt Lahr ein äusserst dankenswerthes Unternehmen wäre.

dass von Bauformen des 13. bis 15. Jhs. geradezu nichts erhalten ist, während die Renaissance ausser grösseren Bauten auch zahlreiche Spuren hinterlassen hat, obgleich zwischen beiden Perioden keine nennenswerthe Zerstörung der Stadt zu konstatiren ist, die das etwa erklärte.

1456 erfahren wir von einem Rathhaus: es findet »in der grossen ratstube« ein Schiedsgericht statt zwischen den Klöstern Schuttern und Gengenbach. [1]) Auch von diesem Rathhaus aber scheinen mir keinerlei Reste mehr erhalten. — 1471 bestätigt Kaiser Friedrich III. die von Lahr unternommene Verlegung der Strasse, d. i. also doch der Schutterthalstrasse, die vormals unter der Stadt hingegangen und unbrauchbar (?) geworden war, in die Stadt. [2]) Diese hatte nun solche zu unterhalten »zu friedsamer Förderung und Nothdurft derer, die mit ihrer Kaufmannschaft und Handthierung die Stadt besuchten, in Bau und Besserung. Aus diesem Grunde erhielt sie das Recht, im Umfange von einer Stunde ein Weggeld zu erheben. Zugleich wurde ihr, sowie andern Mauthstädten die Bestrafung der Defraudanten überlassen; doch durfte der gemeine Mann nicht beschwert werden und den Rechten des Kaisers und Reichs, so wie Anderer, kein Eintrag geschehen«. Diese Strasse ist nun sicher die, welche durch die ehemalige Rappenvorstadt, die Rappengasse, den Urthelplatz, die Spitalgasse zum Dinglingerthor hinaus zog nach Dinglingen, oder wie es heute heisst (leider hat man auch hier mit den alten Namen aufgeräumt), durch die Geroldsecker Vorstadt, die Friedrichstrasse und die Kaiserstrasse nach Dinglingen. Da nun Stein an anderer Stelle (S. 111) davon spricht, dass nach »den noch vorhandenen Trümmern« — was ich heute nicht mehr nachprüfen kann — die ursprüngliche Stadtmauer anders verlaufen sei, als auf dem Plane von 1643, nämlich »in bogenförmiger Linie bei der »Krone« und dem Willig'schen Hause durch die Stadt, so dass die nördliche Grenze letzterer nur wenig nördlich der Obststrasse und des Marktplatzes hingezogen sei, während die ganze obere Stadt erst die Folge einer späteren Erweiterung ist«, so scheint mir das auf den wahrscheinlichen Sachverhalt zu deuten: vor dem Jahre 1471 wurde der Umfang der Stadt umschrieben durch die Mauern, welche sich, selbst im heutigen Plane noch erkenntlich, folgendermassen herumzogen: im Nordwesten etwa im äusseren Eck der südlichen Gebäude der Hundstrasse beginnend, zunächst in einiger Entfernung der heutigen Schillerstrasse dieser parallel, dann in einem stumpfen Winkel nach Westen umbiegend mit einem weiteren Knie zum Gewerbekanal, von diesem mit mehreren »Knieen« zum Graben des Schlosses, das am Südende der Stadt über die Mauern hervorragte. An der Ostseite des Grabens schlossen sich diese wieder an, zogen in mehreren Knicken etwa in der Linie der heutigen Bismarckstrasse (an Stelle der alten Schäferei) nordöstlich zum Kanal, dann etwas umbiegend direkt nach Norden bis zum Vogtsthor, von hier durch die Gebäude zwischen der Schnadergasse und der Alleestrasse endigend in einem Knie bis zur Rappenthorgasse, hier das ältere Rappenthor, dann etwas nördlich der Obstgasse und des Marktplatzes herüber zum Anfang. Hier scheint mir die Art des Anschlusses nicht mehr zu erkennen. In dieser älteren Stadt waren die hervorragenden Stellen südlich das Schloss mit dem Schlossplatz und nördlich der Markt- oder Sonnenplatz, an dem wir wohl das alte Rath-

[1]) Ruppert a. a. O. S. 374/375.

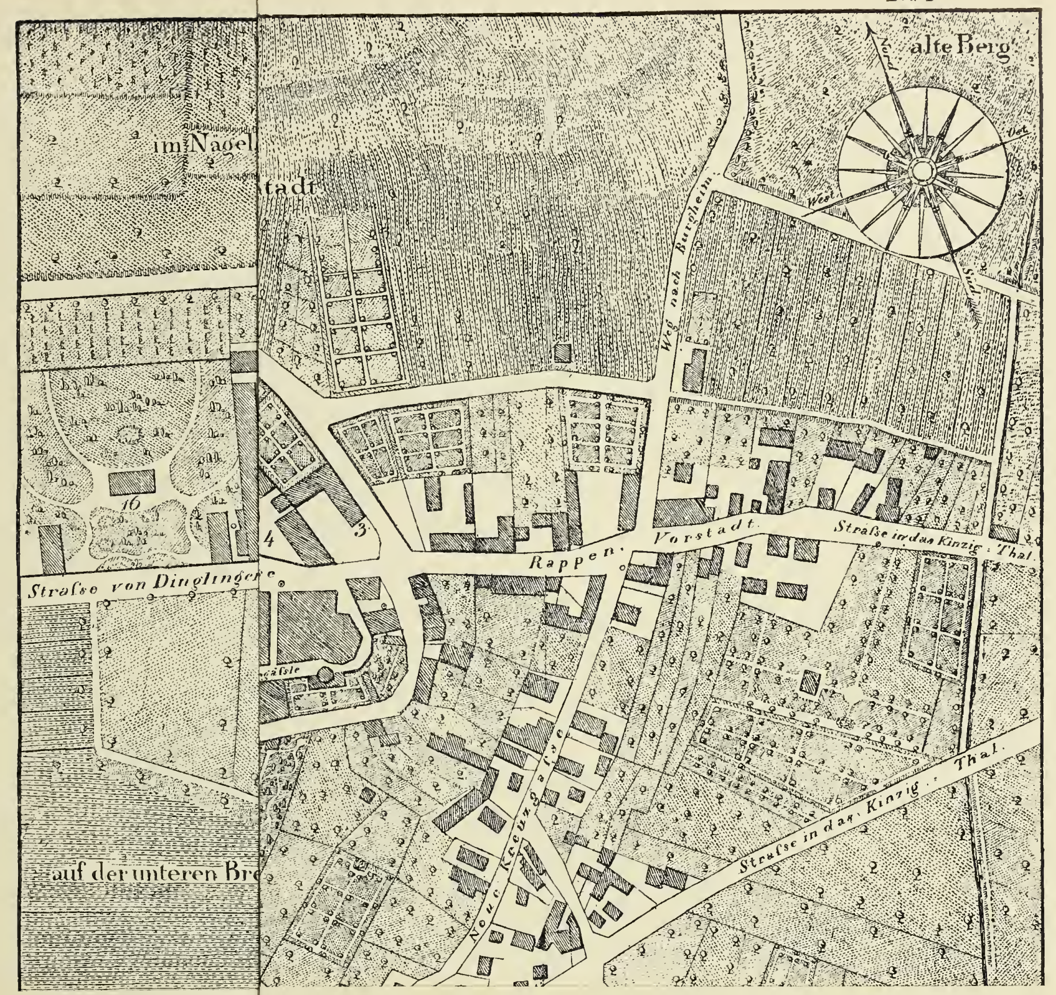
[2]) Stein a. a. O. S. 42. — Da Stein leider fast nirgends seine Quellen angiebt, so sind seine Angaben kaum nachzuprüfen, doch ist er im Allgemeinen verlässig; hier aber habe ich gegen die Angabe, dass die Strasse »unbrauchbar« geworden sei, Zweifel.

haus vermuthen dürfen. Nördlich der Stadt nun zog die genannte grosse Strasse vorbei, an der allmählich ausser der schon früh genannten Rappenvorstadt auch nach Westen hin zahlreiche Häuser erbaut worden waren. In der zweiten Hälfte des 15. Jhs. machte sich nun das Bedürfniss fühlbar, auch diese Häuser in den Mauerbereich einzuschliessen, womit denn auch die Strasse in denselben fiel, was eben 1471 von Kaiser Friedrich III. genehmigt wurde. Die alte nördliche Mauer wurde niedergerissen, da wo die Mauer von Süden herkommend auf die Rappenthorstrasse stiess, bog sie nun in einem spitzen Winkel nach Osten, der Südlinie der Gasse folgend, bog schliesslich um und stiess etwa gegenüber der Einmündung der Zollamtstrasse auf die Friedrichstrasse (ehemalige Rappengasse). Hier stand das spätere Rappenthor. Von da zog die Mauer nördlich der Brestenberggasse und der vorderen Mauergasse (vor der Mauer) [1]) in mehreren Knicken etwa bis zur Brunnengasse, von hier fast rechtwinklig nach Südwesten umbiegend in der Richtung der Schillerstrasse über die heutige Kaiserstrasse (ehemalige Friedrichsstrasse); wo sie diese traf, stand das Dinglingerthor. In der gleichen Richtung zunächst weitergehend, bog sie dann etwa in der Höhe des Sonnenplatzes in fast rechtem Winkel nach Südwesten um und traf hier auf die ältere Befestigung. Zu den genannten zwei Hauptplätzen der alten Stadt kam nun der wohl schon vor der Einbeziehung bestehende Urthelplatz, an dem dann — naturgemäss an der neuen Hauptstrasse — das spätere Rathhaus erbaut wurde. So etwa scheint mir die Baugeschichte der Stadt zu rekonstruiren. Von nun an fehlen weitere Anhaltspunkte, da wir aber nicht wohl Grund haben, in den zwei Jahrzehnten des 17. Jhs. vor dem dreissigjährigen Krieg eine bedeutende Veränderung anzunehmen, so dürfte uns die Anlage im 16. Jh. durch den, den obigen Angaben schon zu Grunde gelegten, Merian'schen Plan vor 1643 erhalten sein. Danach ergiebt sich eben jener Mauerumfang, wie auch die drei charakterisirten Hauptstellen leicht ersichtlich sind, ebenso die grosse Strasse, welche durch den oberen Stadttheil durchführen (s. auch Fig. 25, unterer Plan). Wir sehen daraus, wie sich um den Urthelplatz, dessen ursprüngliche Bestimmung aus seinem Namen erhellt, die wichtigsten Amtsgebäude gruppiren. [2]) Noch in der Spitalgasse die Landschreiberei, dann am Beginn des Urthelplatzes das Rathhaus, weiterhin der Stiftshof, die alte Landschreiberei, die herrschaftliche Trotte, das Pfarrhaus, der Speicher, in der Rappengasse am Thor der Amtshof, gegenüber der Amtsgarten. Am Ausgang der Spitalgasse das Spital. An dem zweiten Mittelpunkt, dem Marktplatz, lagen Metzig und Brodlaub, am Ausgang der Judengasse die Judenschule und schliesslich in der Nähe des Schlosses am Kanal Marstall, Reitschule und Badhaus, auf dem Schlossplatz die Kapelle. Die Stadt hatte 4 Thore, nach Westen das Dinglinger Thor, nach Norden das offenbar stattlichste Obere Thor, welches aus zwei Thoren, deren vorderes mit einem Kreuzgewölbe geschmückt war, und einem Zwischenhof bestand; das Rappenthor, das sich zur Strasse ins Schutterthal öffnete und vor dem später die eigentlich schon früher genannte Rappenvorstadt lag. Endlich nach Süden zu am Ende der Kirchgasse das Vogtsthor, auch dies nach Fig. 25 aus zwei Thoren bestehend, wie das ja überhaupt üblich war, durch das man in die Vogtsvorstadt und auf dem Kirchweg zwischen dem Schulgarten und dem Pfarrgarten in die Stiftskirche

[1]) In der hinteren Mauergasse Nr. 6 noch die unten erwähnten Reste der Mauer und eines halbrunden Thurmes.

[2]) Ich entnehme diese Angaben der Erklärung Stein's zu seinem Plan II (Fig. 24), von denen ich nicht weiss, woher er sie hat.

№ I


alte Berg
West
Ost
Süd
im Nagel
tadt
Weg nach Burgheim
16
4
3
Rappen. Vorstadt.
Straſse in das Kinzig=Thal
Straſse von Dinglinger
Neue Kreuzgaſse
Straſse in das Kinzig=Thal
auf der unteren Bre

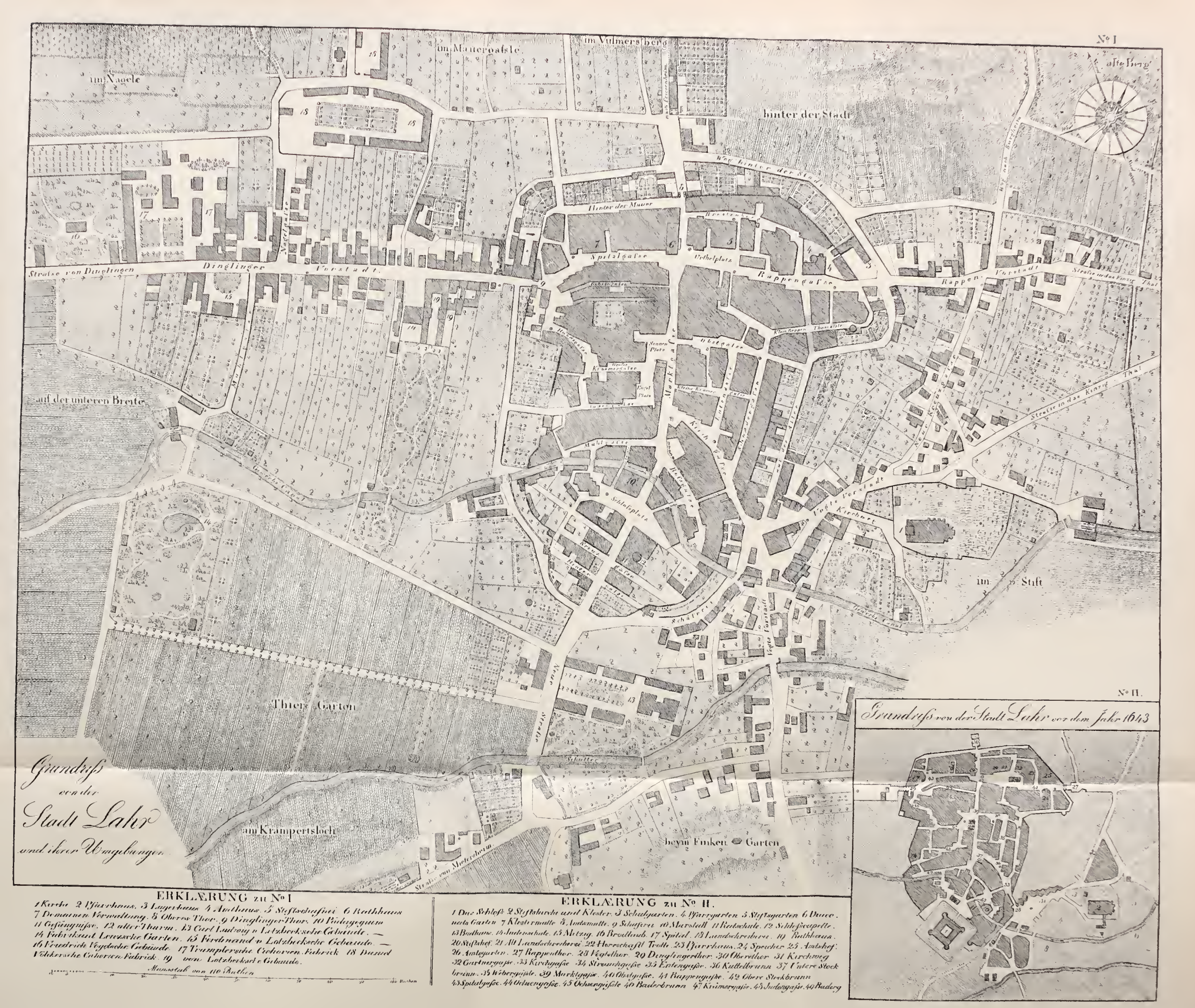


Fig. 25. Lahr im Jahre 1827 und Lahr vor 1643.

(Nach Stein's Gesch. u. Beschreib. der Stadt Lahr.)

gelangte und zu dem Kloster, hinter dem sich der Stiftsgarten und der Dekanatsgarten ausdehnte. Ihnen gegenüber, über dem Kanal zwischen diesem und der Schutter, der Diakonatsgarten und die Klostermatte, weiter nach Westen die Amtsmatte und vor einem Theil der Südseite die Schäferei. Von Brunnen finden wir vermerkt auf dem

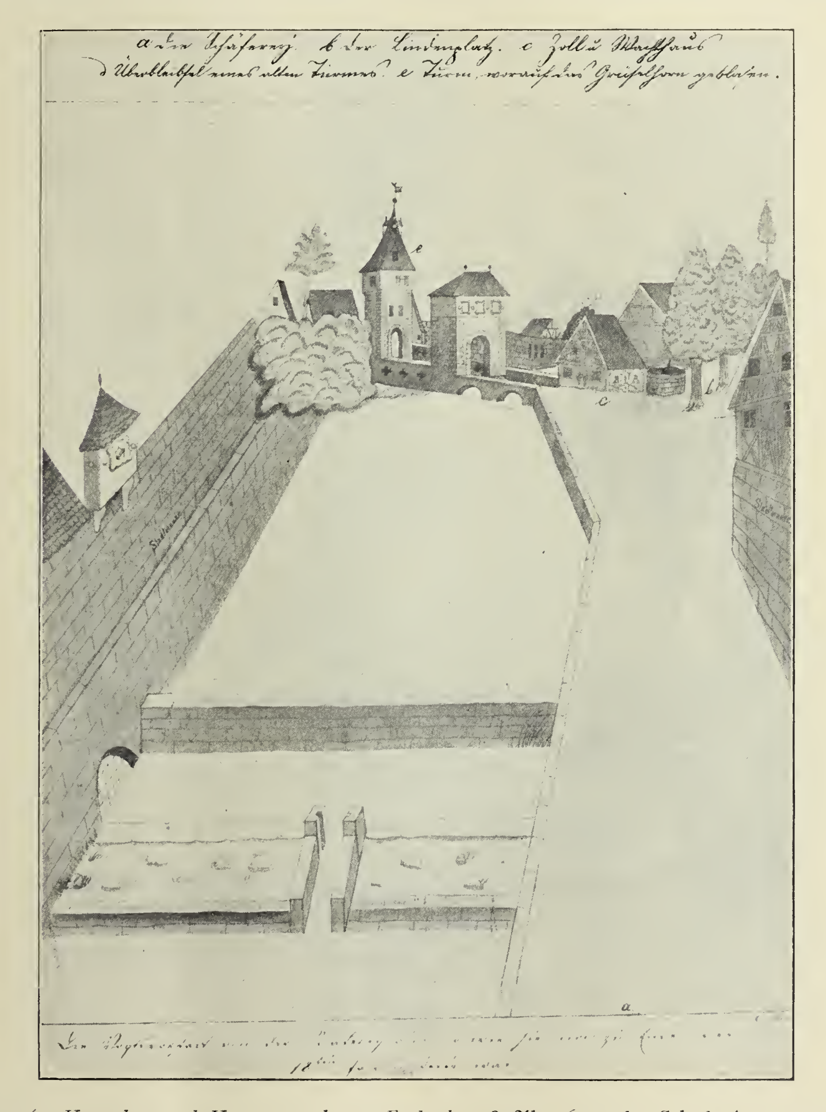


Fig. 26. Vogtsthor und Vogtsvorstadt am Ende des 18. Jhs. (von der Schäferei aus gesehen).

Urthelplatz der »obere Stockbrunn«, am Ausgang der späteren Hundsgasse der »Baderbrunn«, am Beginn der Kirchgasse der »untere Stockbrunn«, in der »Kirchgasse« der »Kuttelbrunn«. Die Namen der Strassen sind zum Theil dieselben geblieben bis ins 19. Jh., wie wir sie auf dem Plan von 1827 noch lesen; nur der Name der Badergasse ist in Mühlgasse, der Strauchgasse in Schnadergasse umgeändert worden; erst die unselige Umtaufleidenschaft unserer Tage hat gerade die für die Geschichte der Stadt charak-

teristischen alten Namen hinweggenommen. Die Zahl der Häuser [1]) betrug 1629 ohne die gefreiten und ritterschaftlichen Sitze und ohne Burgheim 275. So mag die Stadt ziemlich unverändert bis in das Ende des 18. Jhs. ausgesehen haben, die Verwüstungen der Franzosenkriege allerdings dazu gerechnet. 1734 wurde zum letztenmal das Schloss mit Palissaden und trocknen Mauern so gut wie möglich befestigt, die Mauern längs der Schäferei abgebrochen und vor den Stadtthoren Gatterwerke angelegt. Ein Bild des Schlosses in damaliger Zeit haben wir in Fig. 17 und 18 gegeben. In dem Graben waren mit der Zeit Karpfenteiche angelegt worden. 1754 überliess Fürst Carl von Nassau den ganzen Platz nebst dem Graben und der steinernen Brücke, mit Ausnahme des zu Gefängnissen gebrauchten Thurmes und des Folterhäuschens der Stadt zum Anbau mit Häusern. [2])



Fig. 27. Alte Strasse in Lahr.
(Getuschte Federzeichnung von K. Weysser im Bilderarchiv der Grossh. Sammlungen.)

Eine Ansicht eines Theils der Stadt, nämlich des Vogtsthores mit dem Anfang der Vogtsvorstadt von der Schäferei aus, aus dem Ende des 18. Jhs. können wir nach einer Aquarellkopie aus den Städt. Sammlungen in Fig. 26 wiedergeben. Hier sehen wir auch die Stadtmauer, über deren üblichen Typus mit hölzernen gedeckten Wehrgängen uns die Bilder der Tiefburg ebenfalls Aufschluss gaben, an welche sie mit runden Thürmen anschloss. Als Stein seine Geschichte der Stadt Lahr schrieb (1827), standen noch das Dinglinger Thor und das obere Thor, aber seinem Plan nach nur noch zum kleinen Theil, während das Rappenthor mehrere Jahre vorher und das Vogtsthor ein Jahr vorher abgebrochen war; die Hauptstrasse, vor den Mauern neue, in der Stadt Marktstrasse, führte bereits über den Schlossplatz. Die Vorstädte, sowohl die alten: die

[1]) Stein a. a. O. S. 112.
[2]) Ebenda S. 108.

Rappen- und die Vogtsvorstadt, als auch die Dinglinger Vorstadt hatten damals ein grosses Wachsthum zu verzeichnen. In ihnen waren eine Anzahl, zum Theil sehr stattlicher und vornehmer Häuser im späten Zopf- und Biedermeierstyl entstanden, typisch für Lahr insbesondere die Verbindung eines freistehenden Wohnhauses mit zwei einstöckigen, vorgelagerten Flügelbauten, Magazinen und im Anschluss daran noch Fabrikgebäude, wie die verschiedenen Lotzbeck'schen Anlagen, die Friedrich Vogel'schen Gebäude, die Trampler'sche und die Daniel Völcker'sche Cichorienfabrik. Auf noch erhaltene, charakteristische Beispiele werde ich unten eingehen. Die Altstadt bot, wie gesagt, ziemlich unverändert noch das alte Bild. Aber auch diesem wollte man zu Leibe gehen. Der Stadtrath liess damals durch Weinbrenner einen Plan ausarbeiten, nach dem Lahr zu einer regelmässigen Anlage umgeändert werden sollte. [1]) Derselbe kam jedoch nicht zur Ausführung. Indess hat das 19. Jh. doch so gründlich mit dem Alten aufgeräumt, dass das Stadtbild stark verändert erscheint. Die Grundanlage blickt allerdings noch durch und besonders zwischen Marktplatz und Storchenthurm hat sich der alte Charakter noch ziemlich erhalten. Hier haben sich auch noch malerische Gässchen erhalten, mit Fachwerkbauten und Holzgallerien, wie sie Weysser in seinen Aquarellen und Zeichnungen, von denen wir eine (s. Fig. 27) abbilden, festgehalten hat. Ein besonders schöner Blick von der Brücke bei dem Schlossplatz. Wenn nun auch nur ein Pedant verlangen kann, dass unbesehen jedes alte Haus konservirt werde, so kann die Denkmalpflege doch fordern, dass nicht lediglich der Reisschiene und dem Zirkel des Geometers zu Liebe ohne dringende Nothwendigkeit der Charakter dieses Stadttheils verwischt und durch eine banale Neuanlage ersetzt werde.

Kirchen

Kirchen: Die ersten Ansiedelungen um die Burg Lahr gehörten in das Kirchspiel Burgheim, als aber nach der Erhebung zur Stadt dieselbe sich auch westwärts ausdehnte, überschritt sie damit die Zehntgrenze von Burgheim und damit gehörte ein Theil in das Kirchspiel Dinglingen. So besass Lahr, längst Stadt geworden und an Bedeutung allen Nachbarorten überlegen, bis zum Ende des Mittelalters keine Pfarrkirche. Denn das vor den Mauern gelegene Kloster, über welches weiter unten gehandelt wird, besass zwar eine stattliche Kirche, aber keine Pfarrrechte. In der Stadt existirte als älteste Kaplanei die bei dem Schloss. Die *Schlosskapelle* (unser liebe frau und die märtyrer Crispin und Crispinian in der kapelle zu Lahr ad a. 1497) stand an der von uns schon angegebenen Stelle vor dem Schloss. Später entstand dann die *Kapelle* im *neuen Spital.* Während das alte sich seiner Stiftung gemäss bei dem Kloster befand, war dieses neue mindestens 90 Jahre nach jenem schon in der Stadt gegründet und ist, wenigstens später, an dem Dinglingerthore nachzuweisen. In diesem neuen Spital stiftete Walther VI. am 2. März 1349 in honorem trium magorum et S. Petri et Pauli eine Pfründe [2]), deren Patronat er sich und seinen Nachkommen reservirte. In der Urkunde ist sein Bruder Heinrich »rector ecclesiae parochialis in Dinglingen«, in dessen Kirchspiel eben dies Hospital gelegen sei, erwähnt. Es ist dies der Bruder, der wieder in den weltlichen Stand zurücktreten musste, um das Geschlecht weiterzuführen, als Walther noch in dem gleichen Jahre starb. Sein Vater, Walther V., stiftete dann am 5. November des gleichen Jahres in dem gleichen Spital »in hospitali novo« eine Pfründe zu Ehren der h. Nicolaus,

Schloss-Kapelle

Spital-Kapelle

[1]) Stein a. a. O. S. 113.

[2]) Reinhard Urk. S. 57. — Ruppert a. a. O. S. 370.

Erhard und Leonhard, deren Patronat er sich ebenfalls reservirte. [1]) Erwähnt wird »Ůlrich Pfister ein priester, zů den Ziten spittal pfleger zů Lar 1391«; ein »Jocob caplon zů sant Peter und sant Paulus alter in dem spittal zů Lor gelegen 1419; capellanus sancti Anthonii hospitalis infirmorum 1464; capellanus sanctorum Leonhardi et Nicolai vel dominii in hospitali 1464.« [2]) Wie bei der Schlosskapelle wurden auch diese Priesterpräbenden später mit dem Stifte vereinigt und während der Gemeinherrschaft Badens und Nassaus von diesen abwechselnd vergeben.

Der Mangel einer eigenen Pfarrei machte sich aber allmählich immer fühlbarer, denn nur in Nothfällen dringendster Art war es den Geistlichen oben genannter Pfründen gestattet, Funktionen vorzunehmen, die den Pfarrherrn von Burgheim und Dinglingen zustanden. Zur Errichtung einer Pfarrei aber gehörte nicht nur die Zustimmung der Herrschaft und des Bischofs, sondern auch des Pfarrers und des Patronatsherrn von Burgheim, welches an die Markgrafen von Baden übergegangen war. (Das von Dinglingen war an das Hochstift Strassburg gekommen.) Erst als die Markgrafen Mitbesitzer der Herrschaft Lahr geworden waren, war es möglich, die Pfarrei Burgheim dem Stifte in Lahr zu inkorporiren (1492). Die Einwohner von Burgheim und Lahr hatten nun ihre Pfarrkirche zu sehen in der ältern Stiftskirche. Der Frühmesser im Spital und der Kaplan auf dem Schlosse hatten sich aller seelsorgerlichen Verrichtungen zu enthalten. Nur wenn bei Nacht die Thore geschlossen waren, der Zugang zu dem draussen gelegenen Stift also nicht möglich war, durften der Kaplan der Schlosskapelle und der von Burgheim die Funktionen versehen. [3]) Das Präsentationsrecht auf die Pfarrei aber behielt sich Baden vor und ernannte sofort den Pfarrer Jacob Boll von Stuttgart dazu, der damit zugleich Canonicus im Stift werden musste.

Kurz nach dieser Neuordnung wurde in der Schlosskapelle eine Predigerpfründe von den Meistern des Schuhmacher- und Gerberhandwerks zu Lahr gestiftet [4]) und ich vermuthe, dass die Schutzheiligen dieser Zunft damals erst in den Titel dieser Kapelle hineinkamen. 1518 wird noch erwähnt ein »Johannes Schyber zu der zeyt capplan unserer frowen in der cappelen by dem schloss in der stat Lore«; bald darauf drangen die Wogen der Reformation auch nach Lahr. Der neuen Lehre war Nassau von vornherein günstig gesinnt, während Markgraf Philipp I. eine schwankende Haltung einnahm. So konnte sich die neue Lehre in Lahr leicht einbürgern. Während des Bauernkrieges und seiner Nachwirkungen hatte die Lahrer Gemeinsherrschaft die Geistlichen angewiesen, die Predigten dem Evangelium gemäss zu halten, den Sterbenden auf ihr Verlangen das Abendmahl in beiderlei Gestalten zu reichen u. s. w. Nach der Niederwerfung der Bauern 1526 kamen von Baden aus entgegengesetzte Befehle; als aber 1533 Markgraf Bernhard III. an die Regierung kam, der wie Nassau der neuen Lehre zugethan, da machte diese rasche Fortschritte, allerdings traten noch mehrere Schwankungen ein. Etwa 1554/55 aber wurde mit Johannes Wolph aus Koburg der erste eigentliche protestantische Pfarrer in Lahr eingesetzt; 1558 an und 1567 wurde durch Beschlüsse der Gemeinherrschaft die neue Lehre zur allein herrschenden erklärt. Bei der Theilung 1629

[1]) Reinhard Urk. S. 59. — Ruppert a. a. O. S. 372.

[2]) Krieger II S. 8.

[3]) Ruppert a. a. O. S. 362.

[4]) Henning a. a. O. S. 100.

kam Lahr an Nassau und blieb somit protestantisch. Erst im Jahre 1844 wurde wieder mit dem Bau einer katholischen Kirche begonnen.

Auch nach Einführung der neuen Lehre blieben die Kapellen bestehen, auch das Stift blieb bei seiner Einrichtung und erlosch erst allmählich. In den Stürmen der Franzosenkriege aber verbrannten 1673 die Schlosskapelle und 1677 die obengenannte Spitalkapelle, während die Stiftskirche als Pfarrkirche bestehen blieb.

Gutleuthaus-kapelle

Ausser diesen Gotteshäusern bestand aber nach Stein noch eine *Gutleuthaus-kapelle* [1]), in welcher der Pfarrer von Dinglingen zu bestimmten Zeiten predigen musste, die ebenfalls nicht mehr existirt. Bezieht sich darauf etwa die Nachricht von einem »her Heinrich von Gisingen, lútpriester ze Lare 1312«? [2])

Augustiner-kloster und Spital

Das *Augustinerkloster* und das ehemalige *Spital* verdankt seine Gründung der Gemahlin Walthers II. von Geroldseck. Diese hatte in ihrem Testamente »pro sui ipsius ac suorum parentum animarum remedio« die Gründung eines Spitals für den freien Unterhalt von zwölf Armen angeordnet und ihrem Gemahle empfohlen. [3]) Dieser berief zu diesem Zwecke aus dem Kloster Steige im Elsass vier Brüder und zwei Laienbrüder (servos?) und übergab ihnen am 30. November 1259 in der Nähe seines Schlosses (s. o. iuxta munitionem nostram) eine Hofstätte, stellte ausserdem noch drei Personen zur Pflege der Armen an und stattete diese Stiftung offenbar auch sonst reichlich aus. (Der Stiftungsbrief ist stark beschädigt.) Weitere Vergabungen machte er dem Kloster 1265 [4]) und 1275 [5]). Auch sonst mögen demselben von verschiedensten Seiten Gaben zugeflossen sein, so dass dasselbe rasch emporblühte, was wir allerdings nur aus den Baulichkeiten schliessen können; denn, da das Archiv des Klosters gänzlich verloren scheint [6]), so ist über seine Schicksale bis zur Säkularisation nur bekannt, was aus den sonstigen Lahrer kirchlichen Verhältnissen erhellt. Auch in der Litteratur scheint das Kloster nicht bekannt.

Die Mönche gehörten dem »Augustinerorden« an, d. h. wohl den nicht lange vorher aufgekommenen Augustiner-Eremiten und zwar einer Kongregation, deren Mutterkloster wohl das erwähnte »Steige« gewesen zu sein scheint. Dieser Gruppe gehörten nur fünf Klöster an, eben Steige, Zabern, Landau, Lahr und auf dem Beerenberge. Mit allen waren Spitäler verbunden. [7]) Angeblich gab ihnen erst 1289 Papst Nikolaus die Bestätigung ihrer Einrichtungen und Besitzungen. Wir hören dann von einigen neuen Schenkungen aus dem 14. Jh. [8]), von »prior und convent dez closters an der nider steygen by Lor 1419« [9]) und von einem »her peter, capplon in dem closter zu der nidern steigen by Lor gelegen 1419«.

1482: »das closter zuo Lar zu einem stifft erhoben«. Aus einem Sinne heraus, der am Ende des 15. Jhs. manche ähnliche Umwandelungen bewirkte — die gesammten

[1]) Stein a. a. O. S. 122.
[2]) Krieger II S. 8.
[3]) Reinhard Urk. S. 34.
[4]) Ebenda S. 35.
[5]) Ebenda S. 36.
[6]) Ruppert a. a. O. S. 367.
[7]) Stein a. a. O. S. 119.
[8]) Ruppert a. a. O. S. 368.
[9]) Krieger II S. 9 u. Mittheil. d. histor. Komm. 23, 108.

oben genannten fünf Klöster sollen nur noch 32 Mönche gezählt haben [1]) —, trug der Generalprior bei Sixtus IV. auf Umwandlung in weltliche Stifter an; in der That bestätigte der Papst in der Bulle vom 17. Juni 1482 die Umwandlung, die Bischof Albert von Strassburg schon am 8. Februar desselben Jahres vorgenommen hatte. Des letzteren Aufsicht wurde das Stift fortan unterstellt, der Prior wurde Dekan, von den neun vorhandenen Mönchen fünf Chorherrn, die übrigen Vikare. Im Jahre 1492 wurde dann, wie oben erzählt, die Stiftskirche zur Pfarrkirche, der neue berufene Pfarrer musste damit eines der Kanonikate erhalten und da gerade keines frei war, so verzichtete Anton Sybolt

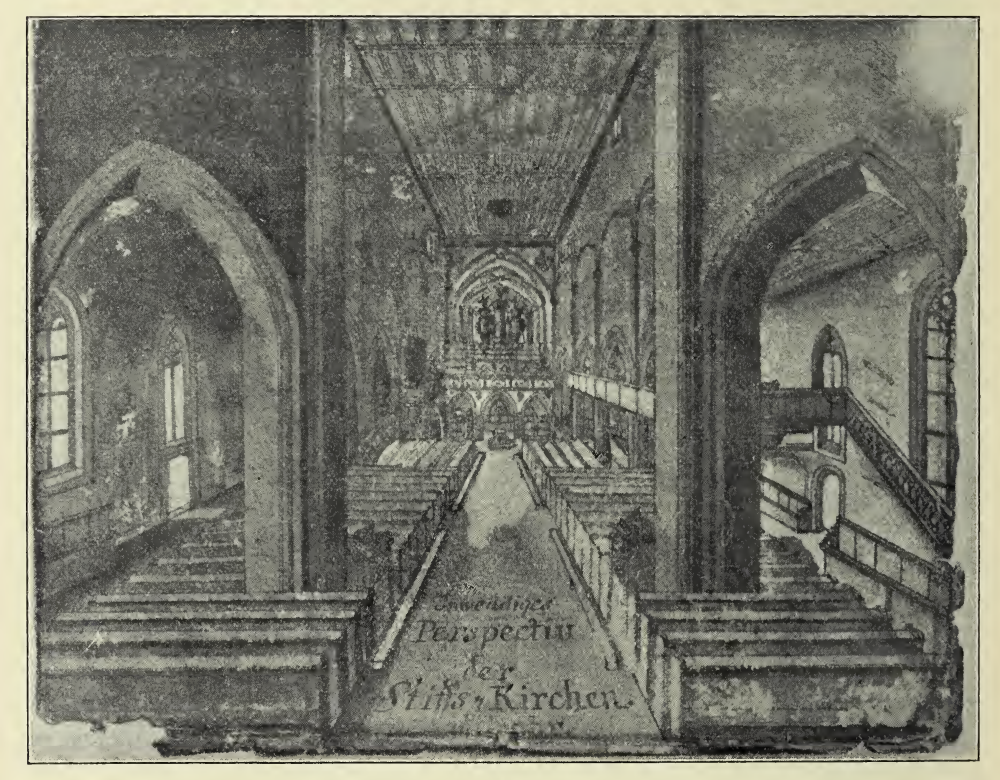


Fig. 28. Ansicht der Stiftskirche (vom Eingang aus) vor dem Jahre 1736.
(Aquarell in der Städt. Alterthumssammlung in Lahr.)

gegen ein Leibgeding auf das seine. Als Entgelt aber für seine Nachgiebigkeit in der Pfarreifrage hatte Markgraf Christoph von Baden verlangt und erhalten, dass das Stift sein bisheriges Recht, Dekanat, Kanonikat und Vikariate selbst zu vergeben, abtreten musste, ersteres hatte nun Baden, die beiden anderen Stellen abwechselnd Baden und Nassau zu besetzen. Wenn schon bald die Zahl der Chorherrn nie vollständig war und das Einkommen der nicht besetzten Stellen zu Aufbesserung der übrigen Pfründen verwendet wurde, so schlich sich jetzt bald der Missbrauch ein, es zu anderen Zwecken, zur Unterstützung für Studierende auszugeben, was natürlich dem Stift nicht förderlich war, aber mit dem Aufkommen der neuen Lehre immer häufiger wurde. Endlich hatte die arge Verwilderung, die so viele Klöster am Ende des Mittelalters ergriffen hatte, auch

[1]) Stein a. a. O. S. 119.

hier die gute Zucht gelockert; insbesondere die Beziehungen mit dem Kloster Gengenbach gaben zu argen Skandalen Anlass und die liederlichen Priestermägde erregten grosses Aergerniss. Bei den schwankenden Religionsverhältnissen war eine Besserung dieser Zustände kaum möglich. 1558 aber wurde das Stift von den protestantischen Beamten in Besitz genommen.

Als Spital ist es wohl bald zu klein geworden, wir hören daneben von einem neuen, offenbar schon am Anfang des 14. Jhs., gegen welches das alte immer mehr zurückgetreten ist. Von ihm, wie den Klostergebäuden ist heute nichts mehr erhalten. Sie schlossen sich (s. Plan Fig. 25) an die Südseite der Kirche an und bogen dann in rechtem Winkel parallel zur Schutter um; eine offenbar ziemlich unbedeutende Anlage, die seit der Reformation allmählich zerfiel.

Dagegen steht noch die ehemalige Stiftskirche, jetzige Pfarrkirche, ehemaliger Titulus: unserer lieben Frau, später S. Jakob; allerdings nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustand. In den Jahren 1848 bis 1851 wurde der schadhaft gewordene Bau durch Eisenlohr restaurirt. Aus den damaligen Vorlageberichten an den Oberkirchenrath, der alten Zeichnung in den Städt. Sammlungen vor dem Jahre 1736 (s. Fig. 28) und dem heutigen Befund lässt sich der einstige Zustand deutlich erkennen, von dem auch der restaurirte Bau, von den Details abgesehen, ein ziemlich richtiges Bild giebt.

Baubeschreibung

Wir haben eine dreischiffige, gewölbte, basilikale Anlage ohne Querschiff (s. Fig. 29) vor uns mit aus dem Achteck geschlossenen Chor, dem ein verhältnissmässig schmales Viereck vorgelegt ist. Die Seitenschiffe sind zu beiden Seiten dieses Vierecks in je einer Kapelle weitergeführt. Viereckige Pfeiler mit vorgelegten Halbsäulen tragen die Gurtbögen der Gewölbe und zwar sind diese Halbsäulen im Mittelschiff, wo sie bis zu dessen Gewölben emporschiessen, äusserst schlank und von bedeutend geringerem Durchmesser sowohl als die unverhältnissmässig starken Halbsäulenvorlagen, welche die Arkadenbögen und die, welche die Gurtbögen der Seitenschiffe tragen, als auch die Halbsäulen an den Wänden der Seitenschiffe. Die Kreuzrippengewölbe des Mittelschiffs mit etwas ansteigendem Scheitel sind auf oblongem Grundriss errichtet, ihnen entspricht je ein quadratisches Kreuzrippengewölbe mit geradem Scheitel in den Seitenschiffen. Einen schmalen, oblongen Grundriss weist dann das Gewölbe vor dem Chor auf, der letztere hat die einfachste Form der Achteckeinwölbung mit Rippen und Schlussstein. Acht Strebepfeiler stützen auf jeder Seite des Langhauses das Gewölbesystem, vier an den Ecken des Achtecks dasjenige des Chors. Die beiden westlichsten, sechsten Joche des Seitenschiffes flankiren den Thurm, der in die Façade eingebaut, aber gänzlich als Neubau des 19. Jhs. zu betrachten ist, auch die Façade ist so sehr erneuert, dass nur die drei bei der Restauration wieder verwendeten Portale für uns in Betracht kommen. Erhellt wird der Chor durch ein zweipfostiges und vier einpfostige Spitzbogenfenster. In letzterer Form wird auch den Seitenschiffen und den beiden Kapellen zu Seiten des Chores Licht zugeführt, während niedrige gedrückte Spitzbogenfenster über den Dächern der Seitenschiffe dem Mittelschiff Licht geben.

Dem alten Bau gehören nun an zunächst die Grundmauern der ganzen Anlage, mit Ausnahme der Façade. Der östliche Theil der Kirche, der Chor, die beiden Kapellen, das erste Joch des Mittelschiffes und je die zwei östlichsten Joche der Seitenschiffe mit ihren Hochmauern, Pfeilern, Halbsäulenvorlagen und Gewölben repräsentiren mit Ausnahme der wenigen Ausflickungen in Stuck an den Kapitellen der Dienste den

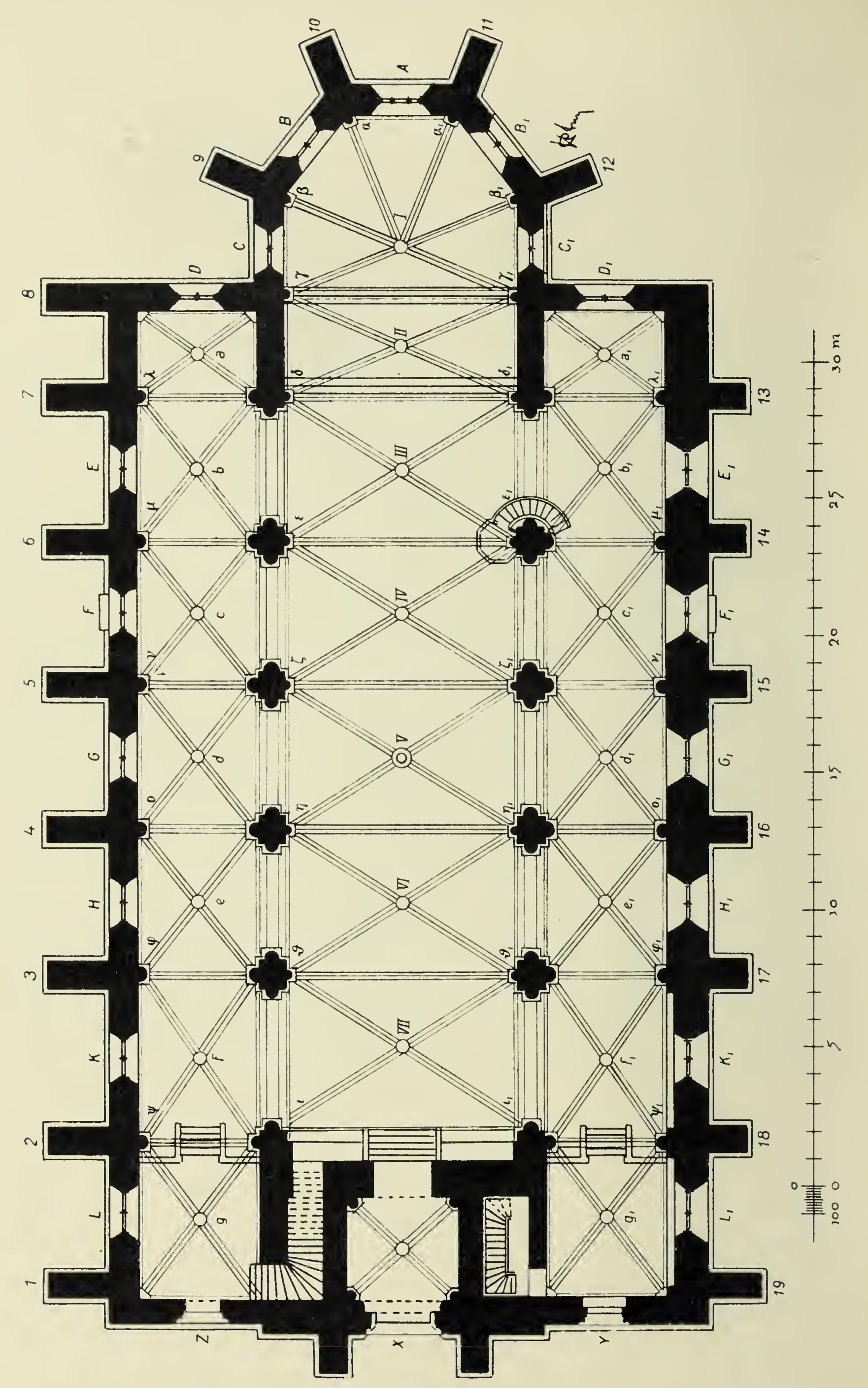


Fig. 29. Grundriss der Stiftskirche in Lahr.

ursprünglichen Zustand. »Nicht nur der Chor ist«, schreibt Eisenlohr in einem der erwähnten Vorlageberichte an den Oberkirchenrath, »mit einem sehr schönen und wohlerhaltenen Gewölbe, sondern auch das zunächst angrenzende Viereck des Mittel-

schiffs mit einem ganz ähnlichen versehen, ja die beiden Seitenschiffe sind noch um ein Feld weiter westlich eingewölbt, was beinahe ihre (der Kirche) halbe Länge beträgt«.[1]) Eine genaue Untersuchung dieser Theile hat denn auch ergeben, dass mit Ausnahme der Stuckergänzungen an den Kapitellen, die, schon oben erwähnt, zugleich ein untrügliches Kriterium des Alten sind, Eisenlohr diese Theile, abgesehen von dem Anstrich unberührt gelassen hat, was ich ausdrücklich betonen möchte, da die etwas flaue Behandlung der Kapitelle den oberflächlichen Beschauer leicht zu der Annahme verleiten möchte, sie seien neu.[2]) Nur die Pfosten und das Masswerk der Fenster sind — das vollständig alte Mittelfenster des Chors ausgenommen — neuen Ursprungs, die Gewände selbst zum Theil auch, zum Theil abgespitzt; das Fenster im östlichsten Joche des südlichen Seitenschiffs ist — hier stiess ehemals das Kloster an — ebenfalls erst bei der Restauration gebrochen worden, wie auch das Fenster im zweitöstlichsten Joche des nördlichen Seitenschiffs. Entsprechend der alten Wölbung dieser Teile sind auch die vier östlichsten Strebepfeiler an der Nordwand, sowie diejenigen des Chores alt, während an der Langhaussüdseite, wohl des angebauten Klosters halber (?) keine vorhanden waren (s. unten). Von den alten Strebepfeilern der Nordwand an zieht sich ein Kaffgesims, das zugleich als Fensterbank dient, mit starker Hohlkehle und Platte um diesen Theil der Nordwand wie um den Chor zu dessen erhöhten Fensterbänken ansteigend herum. Im weiteren Theile des Langhauses sind zwar alle Pfeiler und Wandsäulen wie die Wände alt, ihre Basen auch meistens unberührt, ihre Kapitelle aber müssen fast gänzlich abgeschlagen gewesen sein, zum grossen Theil auch die über die Arkaden hinaufstrebenden Schäfte der Dienste des Mittelschiffs, sie sind alle von Eisenlohr in ziemlich getreuer, aber der Zeit entsprechend trockener Nachahmung der alten Theile erneuert worden. Er hat hier denn auch die Gewölbe eingezogen, die Seitenthüren gebrochen und einen Theil der Fenster erneuert, sowie die sämmtlichen Strebepfeiler an diesen Theilen errichtet. Von dem Façadeneck aber bis zum zweiten Fenster hat sich auf beiden Seiten ein Stück des alten, niederen, einfach abgeschrägten Sockels erhalten. Alt dann noch, wie schon erwähnt, die drei spätgothischen Portale der Façade.

Da es bei dem Ineinandergreifen der alten, neuen und ergänzten Theile nicht gut zu machen war, dieselben im Grundriss durch Schraffirung zu scheiden, so gebe ich hiermit ein Verzeichniss der alten, der erneuerten, und neuen Theile mit Zugrundelegung der in dem Plan eingeschriebenen Buchstaben und Zahlen:

Die Chorgewölbe *I* und *II* sowie das Mittelschiffgewölbe alt, die Mittelschiffgewölbe *III* bis *VII* neu.

Die Seitenschiffgewölbe $a\,a_1$, $b\,b_1$, $c\,c_1$ sind alt, $d\,d_1$, $e\,e_1$, $f\,f_1$, $g\,g_1$ neu.

Die Dienste und die Pfeiler $\alpha\,\alpha_1$, $\beta\,\beta_1$, $\gamma\,\gamma_1$, $\delta\,\delta_1$. $\varepsilon\,\varepsilon_1$, $\zeta\,\zeta_1$ sind durchaus alt, ebenso die Halbsäulen $\lambda\,\lambda_1$, $\mu\,\mu_1$, $\nu\,\nu_1$; nur an den Kapitellen von $\varepsilon\,\varepsilon_1$, $\zeta\,\zeta_1$ finden sich einige Ergänzungen in Stuck.

Bei den Pfeilern $\eta\,\eta_1$ und $\vartheta\,\vartheta_1$ sind die Basen alt, alle Kapitelle und wohl auch die die Gewölbe des Mittelschiffs tragenden Dienste neu, d. h. also von Eisenlohr im Anschluss an die alten Osttheile ergänzt, ebenso sind die Halbsäulen der Seitenschiffe $o\,o_1$, $\varphi\,\varphi_1$ in den Basen alt,

[1]) »Im Jahre 1844 wurde für das Herauswerfen des Schuttes, welcher auf den Gewölben lag, 67 fl. 16 kr. für Taglohn bezahlt. Damals waren in jedem der beiden Flügel der Kirche die Gewölbe 47 Fuss lang und 16 Fuss breit.« (Aus den Vorlageberichten des Oberkirchenraths.)

[2]) Die Eisenlohr'sche Art ist eine ganz andere, die sich deutlich in den in obiger Schilderung als neu angegebenen Theilen dokumentirt.

in den Kapitellen ergänzt. Bei ψ und ψ_1 scheint ein alter Kern vorhanden zu sein, doch bin ich da nicht ganz sicher, während ι und ι_1 ganz neu sein dürften.

Von den Fenstern ist das mittlere Chorfenster *A* ganz allein intakt erhalten, $B B_1$, $C C_1$, $D D_1$ sind in dem Gewände theilweise alt, Pfosten und Masswerk aber sind neu eingesetzt. Sie hatten, wie die Spuren zeigen, die frühgothische Theilung mit vorgelegten schlanken Halbsäulen gleich dem Mittelfenster. Von den Fenstern der Nordwand sind dann *E*, *K* und *L* in gleichem Sinne alt, *F G* und *H* scheinen auch nach den Vorlagen des Oberkirchenraths neu zu sein; ebenso die Thüre bei *F*. Von den Fenstern des Mittelschiffes sind die über *E F* und *K* in ihren Gewänden alt; Pfosten und Masswerk neu, wie die Oberfenster über *G* und *H*.

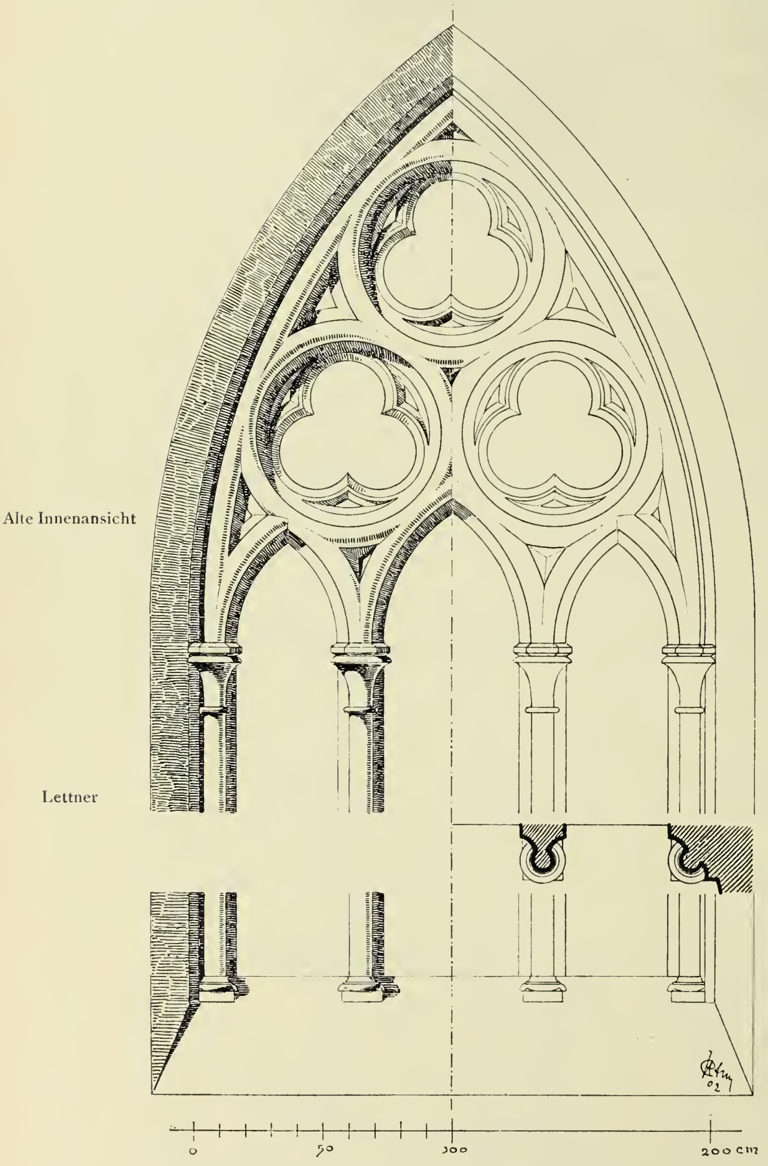


Fig. 30. Mittleres Chorfenster der Stiftskirche in Lahr.

An der Südseite sind die Fenster E_1, G_1, H_1 vollständig neu; F_1, K_1, L_1, sowie das zugemauerte Rundfenster bei G_1 in ihren Gewänden? alt.

Alt die Portale *X*, *Y*, *Z*.

Alte Innenansicht

Lettner

Dieses Resultat wird durch die *alte Innenansicht* (s. Fig. 27) ergänzt und bestätigt, welche aus der Zeit zwischen 1717 bis 1737 stammt, da sie Lettner und Barock-Orgel zeigt. Von 1677 nämlich, dem Jahre des Brandes durch die Franzosen, bis 1717 war keine Orgel in der Kirche. In letztgenanntem Jahre wurde eine neue Orgel angeschafft und auf den *Lettner* gestellt, welcher den Chor von dem Langhaus trennte. 1736 stellte Stiftsverwalter Dreyspring bei der Kirchenbehörde den Antrag auf Entfernung des Lettners und entwarf dazu einen Plan der Stiftskirche, welcher sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe befindet. Diesem Antrag wurde stattgegeben und die Veränderungen ausgeführt, 1737 also der Lettner mit seinen Kreuzgewölben ganz entfernt und die Orgel in den Thurm versetzt; später, i. J. 1754, wurde sie zwar wieder in den Chor verbracht. Unsere Zeichnung, vermuthlich auch von Dreyspring, giebt also den Bestand vor 1737, allerdings recht ungeschickt wieder. Wir sehen das heute noch stehende Chorgewölbe, den in drei Spitzbogen sich öffnenden Lettner, die Orgel darauf mit barockgeschnitzten Orgelgehäuse und Holzgitter auf der Lettnerbrüstung, wir sehen die wenigen alten Fenster im Mittelschiff, die Fenster des Seitenschiffs mit dem alten Masswerk, die Dienste des Mittelschiffs in falscher Weise mit Bogen verbunden, die Balkendecken der Schiffe

— dass das erste Joch noch gewölbt war, hat die Ungeschicklichkeit des Zeichners nicht anzugeben vermocht. Im südlichen Seitenschiff war eine Holzgallerie eingebaut, im nördlichen sehen wir eine Thür mit Eselsrückenbogen und daneben zwei offenbar reichere Grabmäler.

Weitere Anhaltspunkte giebt uns der Plan von Lahr i. J. 1827. Dort sehen wir die Kirche mit den von uns als alt bezeichneten Strebepfeilern und mit dem eingebauten, etwas über die Façade vorspringenden Thurm, der bald darauf die Kirche mit Einsturzgefahr bedrohte.

Detailbehandlung

In dem Chor, dem ersten Gewölbefeld des Mittelschiffs, den zwei Seitengewölben des Seitenschiffs und den zwei Kapellen (*I, II, III,* $a\,a_1$, $b\,b_1$, $c\,c_1$ des Planes) haben

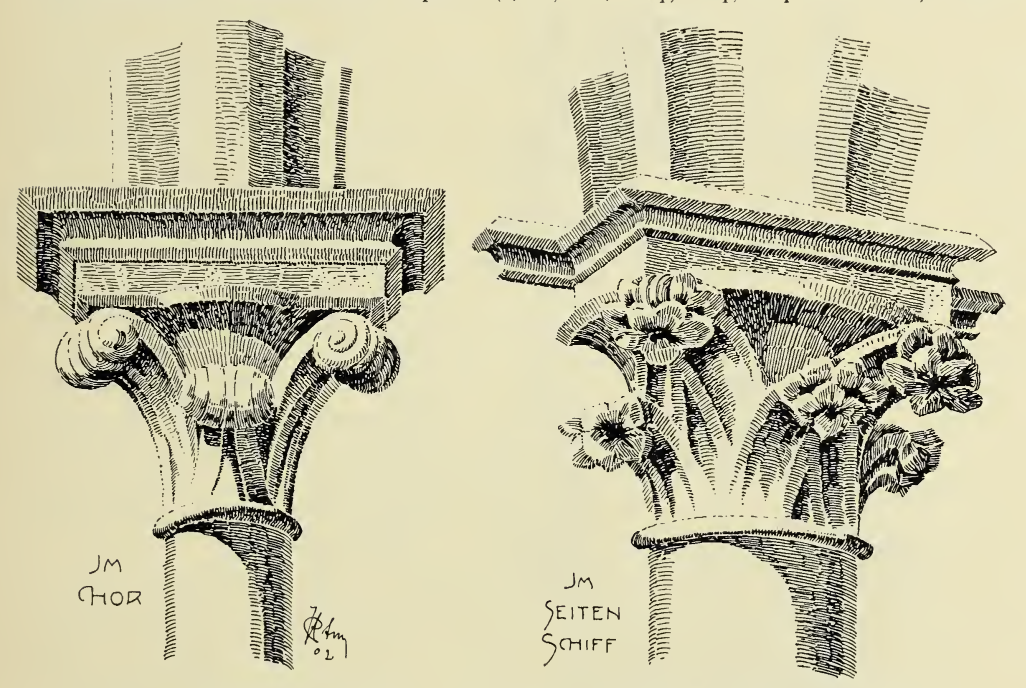
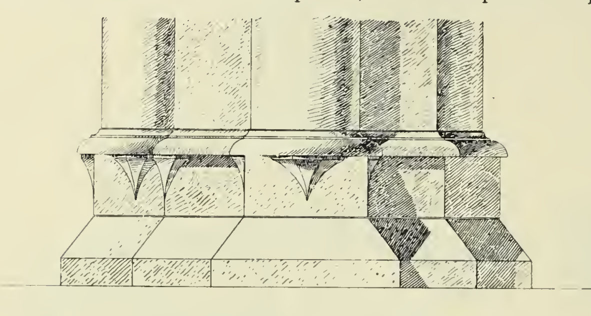


Fig. 31. Kapitell und Rippenansatz eines Dienstes im Chor und einer Halbsäulenvorlage im Seitenschiff der Stiftskirche zu Lahr.

wir also mit Ausnahme der ausser im mittleren Chorfenster ergänzten Pfosten und Masswerke den unberührten alten Theil vor uns, aus dem wir uns ein Urtheil über die Gestaltung des übrigen und über die Detailbehandlung bilden können. Da haben wir denn durchaus die Formen und die Anlagen der frühesten Gothik vor uns. Ein typisches Beispiel derselben ist das Mittelfenster (s. Fig. 30) mit seinen zwei Pfosten und den vorgelegten vier Säulchen, welche die Spitzbogen tragen, von denen der mittlere höher ist. Die Säulchen zeigen noch die flachen Tellerbasen, das schmucklose Kelchkapitell mit der flachen Kämpferplatte, von dem die runden Wülste ausgehen, welche die Spitzbögen, den grossen Spitzbogen und die drei Vierpässe umziehen. Die Arbeit ist hier ausserordentlich exakt und sauber. Die schlanken Dienste, welche die Gewölbe des Chores tragen, haben Tellerbasen und zwei ein Knospenkapitell (s. Fig. 31), dessen stylisirende Behandlung fast noch an den Uebergangsstyl anklingt im Gegensatz zu der ausgeprägt gothischen, hohlgekehlten und abgeschrägten Kämpferplatte. Die starken Rippen haben das einfache, abgeschrägte Profil der Frühzeit. Aehnlich sind die Halbsäulen im Seitenschiff behandelt, nur ist ihr Kapitell reicher verziert durch weniger

stylisirte Knospen mit sich durchschneidenden Stengeln. Die Schiffspfeiler in der einfachen Form eines Quadrates mit vorgelegten Halbsäulen (s. Fig. 32) zeigen an den Kapitellen dieser, also auch der das Mittelschiffgewölbe tragenden Dienste, um welche die Deckplatte der anderen Halbsäulenvorlagen wie ein Ring herumzieht, die Fortentwickelung dieses Knospenkapitells allerdings in einer etwas flauen Form, ähnliches die übrigen Chordienste. Die Rippen sind überall wie im Chor behandelt. Die Schlusssteine zeigen ähnliches Blattwerk wie die Kapitelle, in den Kapellen $a\,a_1$ die (ja häufig vorkommende) Hand auf dem Kreuz. Die Strebepfeiler, von denen allerdings der erste alte (*5* des Grundrisses) stark verändert und geflickt ist, sind einmal abgetreppt durch die als Kaffgesims sich herumziehende Wasserschräge mit starker Hohlkehle, auch ihre schräge Plattenabdeckung endigt in einer Schräge mit Hohlkehle.



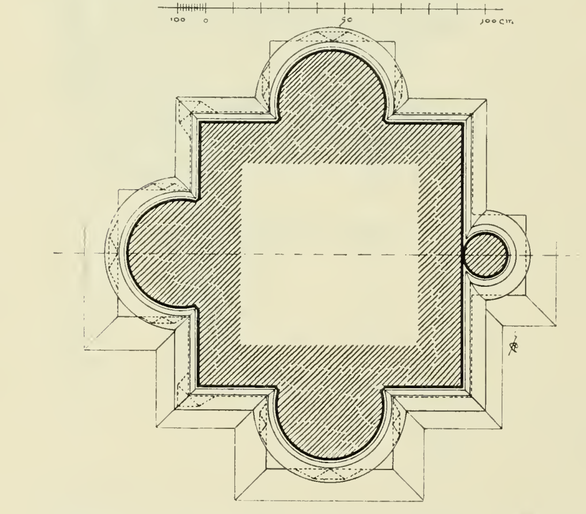


Fig. 32. Pfeiler im Mittelschiff der Stiftskirche zu Lahr.

Das Material des Baues ist der rothe Sandstein der Umgegend, dessen glatt behauene Quader, abwechselnd Binder und Stösser, von guter Technik zeigen. Am Chor finden sich die in Fig. 33 oben abgebildeten frühen Steinmetzzeichen.

Portale

Die drei *Portale* an der Façade gehören einer weit jüngeren Periode, der Spätgothik an. Ihre Gewände sind mit sich durchschneidenden Rundstäben auf kleinen steilen, reich gegliederten Basen und Hohlkehlen profilirt; das mittlere Portal (Fig. 34) ist entsprechend reicher behandelt.

Gesammtanlage

Die Anlage des östlichen Theiles, die zugleich bekundet, wie das ganze Langhaus — im Sinne der heutigen Ausführung — gedacht war, weist auf einen Meister, der noch aus dem Uebergangsstyl herausgewachsen, sich über die konstruktiven und ästhetischen Vorzüge des neuen Styles wohl im Klaren war (s. Fig. 35 und 36). Die Konzentrirung der Last der Gewölbe auf die Pfeiler, die Begegnung ihres Schubes durch die Strebepfeiler, die oblonge Mittelschifftravée, die hohe luftige Gestaltung des Chores sind Beweise dafür. Leider ist sein Plan nicht ganz zur Ausführung gekommen und der Bau später recht verdorben worden, wir besässen sonst in ihm ein stattliches und wie mir dünkt recht frühes Beispiel des Eindringens der Gothik am Oberrhein mehr. Dass der Meister vielleicht technisch ganz sicher nicht war, darauf scheint uns die etwas schüchterne Ausbildung der Strebepfeiler, die möglicherweise (?) zum Aufgeben der vollkommenen Einwölbung führte, zu deuten. In den verhältnissmässig niedrigen Seitenschiffen und der überaus

kräftigen Gestaltung der Halbsäulenvorlagen in denselben klingt doch auch noch das Gefühl des alten Styles nach.

Baugeschichte

Der Verlauf der Baugeschichte dürfte folgender gewesen sein: Bald nach der Gründung des Klosters (1259) wurde mit dem Bau der Osttheile begonnen und die heute noch altgewölbten Theile, sowie das gesammte Langhaus in rascher Folge vollendet. Mit dieser Annahme ist — wie ich wohl weiss — der Bau recht früh datirt, er wäre

AM CHOR AUSSEN U. IM INNERN

AM HAUPT-EINGANG

Fig. 33. Steinmetzzeichen an der Stiftskirche in Lahr.

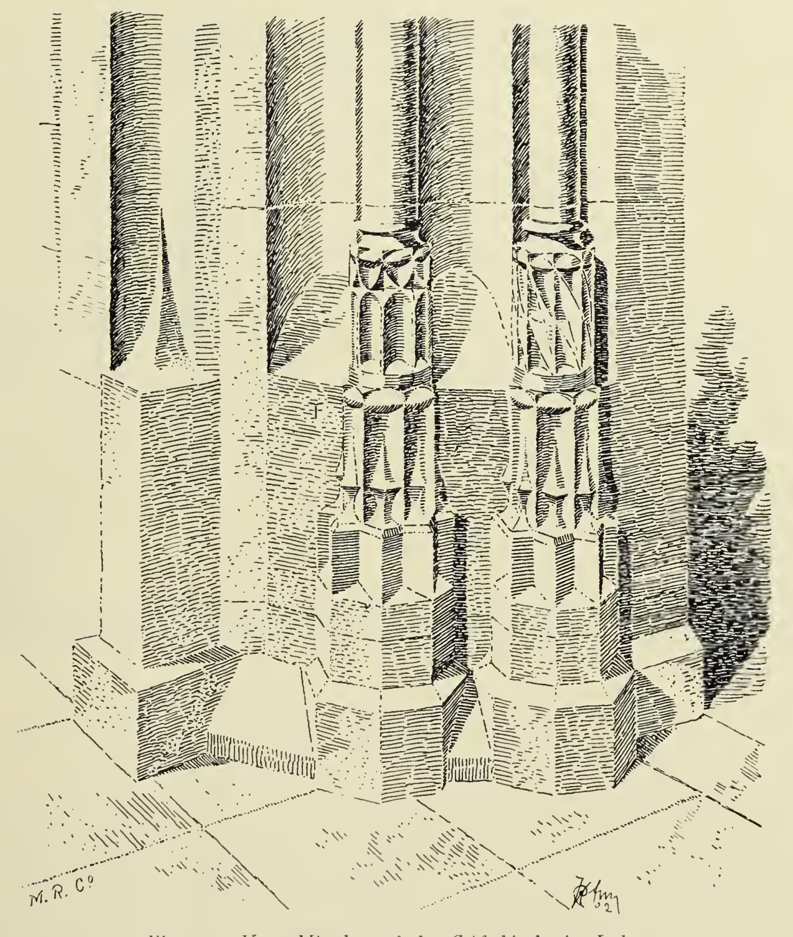


Fig. 34. Vom Mittelportal der Stiftskirche in Lahr.

ziemlich gleichzeitig mit den frühesten gothischen Bauten am Oberrhein entstanden. Dafür spricht aber die politische Geschichte der Geroldsecker sowie ihre Vermögensverhältnisse, die später wohl kaum mehr günstig genug für die Inangriffnahme eines auch

für ihre glänzende Zeit immerhin stattlichen Baues waren. Und da des Gründers, Walters II. Sohn eben damals Domprobst und später Bischof von Strassburg war, so haben wir damit zugleich einen Fingerzeig, woher der neue Styl in Lahr stammt, ohne allerdings ein Vorbild des Baues in Strassburg selbst nennen zu können. Auch in Steige finden sich für den Styl der Lahrer Kirche keine Anhaltspunkte mehr.

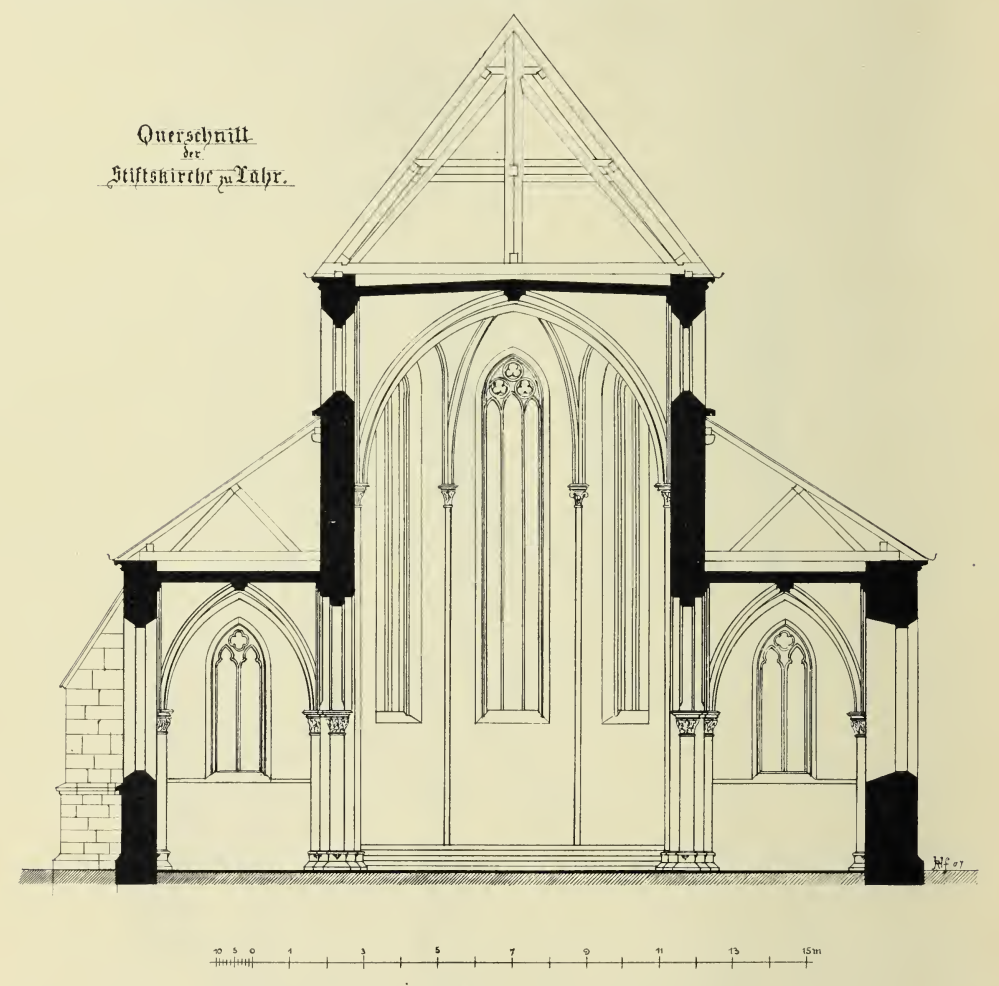


Fig. 35. Querschnitt durch die östlichste Langhaustravée der Stiftskirche in Lahr.

Der Baumeister, der den Schub der Gewölbe auf der Nordseite auf Strebepfeiler überleitete, sah sich durch die an die Südwand anstossenden Klostergebäude, die wohl vor dem beginnenden Verfall des 16. Jhs. einen grösseren Raum einnahmen, als auf dem Plan der Stadt von 1827 ersichtlich, hier an der Anbringung von Strebepfeilern verhindert und verstärkte dafür diese Südwand um ein Beträchtliches. Sie ist ca. 3 m stark gegen 2 m der Nördlichen. Möglich nun, dass er als Neuling dem Strebepfeilersystem noch nicht ganz traute, möglich auch, dass eine ungenügende Fundamentierung noch während dem Bau Risse in den Hochmauern zu Tage treten liess, oder endlich, dass das Geld immer langsamer floss — es scheint jedenfalls, dass es nicht mehr zu der beabsichtigten Wölbung

der übrigen Theile gekommen ist. Dass man sie bei der gleich zu erwähnenden Umarbeitung im 18. Jh. weggeschlagen hätte, scheint mir unwahrscheinlich, da sonst doch kaum das eine Gewölbe im Langhaus und die zwei in den Seitenschiffen stehen geblieben wären. Dass die Mangelhaftigkeit der Fundamente der Grund gewesen sei, dafür spricht ein Vorlagebericht aus den Jahren 1848/51 an den Oberkirchenrath: »Beim Ausgraben

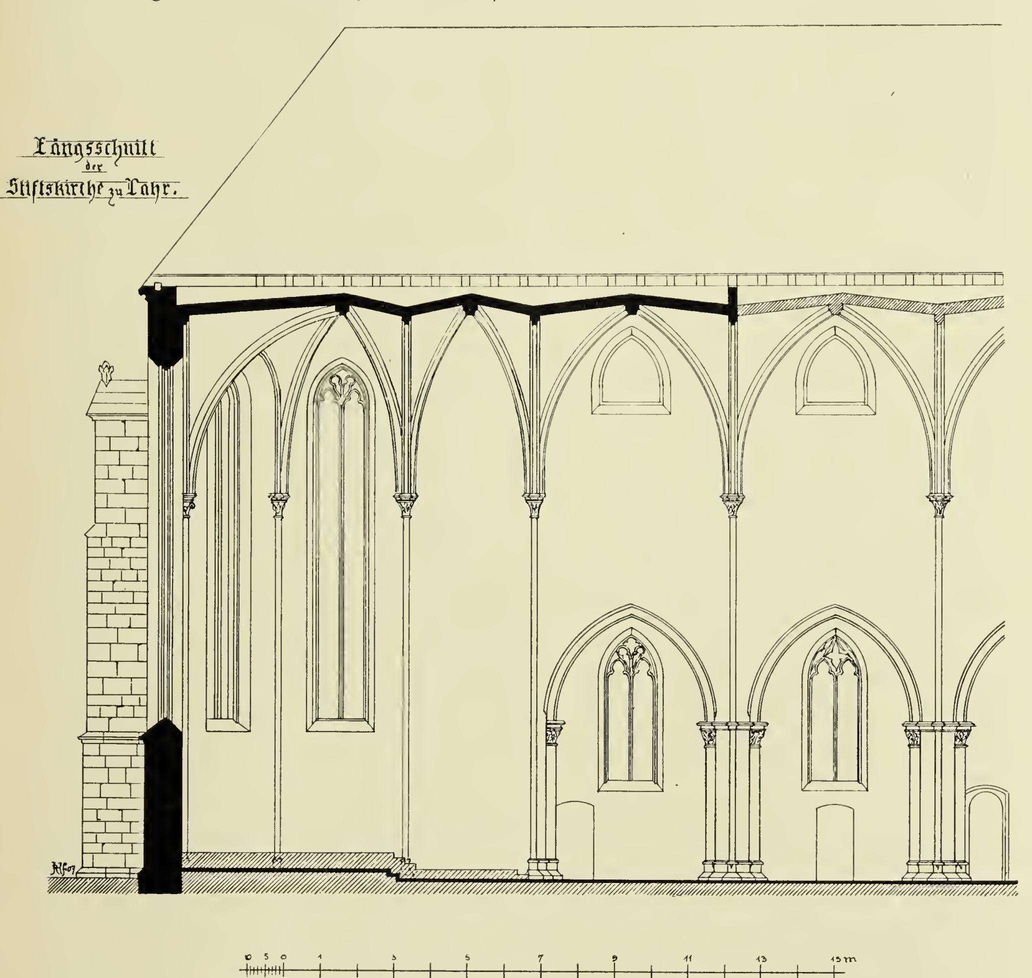


Fig. 36. Längsschnitt durch die Osttheile der Stiftskirche in Lahr.

der Fundamente zu den äusseren Strebepfeilern hat sich gezeigt, dass die Kirche in den Seitenschiffmauern wenig oder gar keine Fundamente hat. Ein Fuss unter der jetzigen Bodenfläche zeigte sich an einigen Stellen ein Sockel, an anderen auch keiner; unter dem Sockel zeigte sich dann noch an manchen Stellen auch zwei Fuss tieferes Gemäuer von kleinen Steinen und dann der natürliche Boden«. Und weiter »an der Nordseite am Seitenschiffe entdeckte man ein später eingesetztes Stück Mauer, 41 Fuss lang und 30 Fuss hoch (wo die grossen Risse waren) aus kleinen Stücken schlecht gemauert. Hier an dieser Stelle muss die Kirche einmal einen grossen Schaden erlitten haben. (Dekan Doll

an Oberkirchenrath.) Die grossen Hauptrisse verrathen ein grosses Alter«. »Haben sich wie höchst wahrscheinlich jene Risse in den vorderen Mittelschiffmauern gleich anfänglich bemerkbar gemacht, so könnte dies auch von gänzlichem Einwölben damals abgehalten haben«. (Eisenlohr.) Diese Risse scheinen an den Mittelschiffmauern etwa über den Fenstern *F—K*, an den nördlichen Seitenschiffmauern etwa vom heutigen Strebepfeiler *3* bis zum Fenster *L* gewesen zu sein. Daneben mag dann wohl der rasche politische und pekuniäre Niedergang des Geschlechtes der Stifter die Mittel für eine genügende Ausbesserung der erkannten Mängel haben fehlen lassen. Damit hängt denn auch das Vorhandensein der spätgothischen Portale an der Façade zusammen. Diese ist im 13. Jh. offenbar nie ausgeführt gewesen, sondern erst am Ausgange des Mittelalters vollendet worden. Weniger wahrscheinlich ist mir, da ich keine Anhaltspunkte dafür sehe, dass die Kirche damals vorgeschuht worden sei. Dass der gleichen Zeit auch erst der Thurm entstammte, scheint mir nach einer flüchtigen Zeichnung, die Ingenieur Hofmann 1874 anfertigte (Copie bei Dekan Bauer) wahrscheinlich. Ein offenbar sehr schlichter viereckiger Thurm mit Spitzbogenfenstern. — Bis in das 18. Jh. blieb die Kirche — abgesehen von dem Brande durch die Franzosen — unberührt. 1736 aber ging von dem Stiftsverwalter Dreyspring der Antrag auf gründliche Wiederherstellung aus, dem stattgegeben wurde; leider hatte er die Entfernung des Lettners zur Folge, ausserdem werden wohl damals die Dienste der Mittelschiffgewölbe abgeschlagen worden sein, deren Spuren Eisenlohr noch erkannte. Vermuthlich sind damals auch eine grosse Anzahl von Grabsteinen und andern Monumenten aus der Kirche entfernt worden. Ebenfalls dieser Zeit ist dann die Erhöhung der Seitenschiffdächer zuzuschreiben, bei der — wie Eisenlohr konstatirt — die Fenster, welche dem Mittelschiff ihr Licht spenden sollten, gedeckt wurden »und jetzt gänzlich vermauert sind. Die Gurten, welche über den früheren Seitenschiffdächern zur Abdeckung ihres oberen Randes hinwegliefen, sind noch im Innern der jetzigen Dächer sichtbar, sowie auch diejenigen Theile dieser Gurten, welche zugleich als Bänke der oberen Fenster gedient haben«. 1774 wurde der Dachreiter der Kirche, den wir uns also zu dem Bilde hinzudenken müssen, entfernt.

In den vierziger Jahren des 19. Jhs. begann man nun, dem Gedanken einer umfassenden Restaurirung näher zu treten, da der Zustand der westlichen Hälfte die Kirche gefährdet erscheinen liess. 1844 wurden die Gewölbe vom Schutt befreit. Eisenlohr untersuchte damals die alte steinerne Kanzel — eine späthgothische? —, deren Steine durch Brand so gelitten hätten, dass sie nicht wieder herzustellen sei. [1]) Im Oktober 1848 erfolgte dann ein grösserer Bericht Eisenlohrs. Er verlangte zunächst die Einwölbung der noch nicht eingewölbten Theile, wodurch allein der Kirche fernerer Bestand auf Jahrhunderte gesichert werden könne, der sonst in nicht allzulanger Zeit nach dem jetzigen Zustand der westlichen Hälfte gefährdet sein möchte. Daher die beiden Spitzbogen zu den Seiten des Thurmes zu unterfangen, damit die Gesammtlast nicht mehr allein auf den etwas geschwächten inneren Thurmpfeilern ruhe. Im Frühjahr 1850 wurde die Räumung der Kirche begonnen, am 27. April 1851 wurde sie vollendet. Ich habe in der Beschreibung des Baues die neuen Theile von den alten geschieden. Eisenlohr hat auch den Seitenschiffdächern wieder die alte geringere

[1]) Angeblich soll die neue Kanzel mit ihrem Fischblasenmasswerk eine »getreue« Nachbildung der alten sein.

Höhe gegeben, dadurch die oben erwähnten Fenster und die Gurten freigelegt. Den alten Thurm liess er offenbar mit den angegebenen Korrekturen stehen, trotz letzterer aber scheint derselbe später nicht mehr genügt zu haben, er wurde 1874 durch den jetzigen ersetzt.

Lettner

Der alte *Lettner* stand unter dem Gewölbe *IV*; wir dürfen danach Chorschranken etwa über die Seitenschiffe oder zwischen den östlichen Langhauspfeilern vermuthen, die einen ziemlichen Raum als Mönchskirche abtrennte.

Ausstattung

Die heutige *Ausstattung* der Kirche entstammt mit geringen Ausnahmen dem 19. Jh. Von den Grabmälern, die sie einst enthalten, sind nur kümmerliche Reste übrig geblieben. Der Stifter, Walther II., soll nach der Pappenheimer Chronik »im Closter oder Stifft zu Lare« begraben liegen, doch ist keine Spur des Grabes mehr erhalten. Vor den (alten) Stufen, auf welchen man zum Altare (wohl Chor) steigt, befand sich nach Stein [1]) ein »bleiernes Epitaphium mit der Inschrift: Lonerus de Geroldsecke † anno Domini 1348 Pdie Kl. Aug.« Schon Stein konnte aber die Inschrift nicht selbst mehr entziffern, da sie verwischt und unlesbar geworden, sondern gab sie nach einer alten Lesart, die er selbst als vermutlich irrig erklärt, da kein »Lonerus« de Geroldsecke bekannt ist. — Im Pfarrhaus befindet sich noch eine Zeichnung eines Steines, der noch 1766 im Chor der Kirche gestanden habe, aus der aber nur ein allgemeiner mittelalterlicher Charakter desselben hervorgeht.

Im nördlichen Seitenschiff befindet sich eine Grabplatte der spähesten, barocken Gothik mit 5 Wappen und einer theilweise verwischten Inschrift in krausen Buchstaben:

// Ano · dni · m · v^c^ · Cw · oims (?) CLor · starb / der edel · un · ervest · Jacob · vo · bruobach · ano · m · v^c^ · Z · L · uff · de · tag · Januari · starb · die / edel · fraw · cleophe · vo · milhei · sin · eliche · / husfr~ · ano · dni · m · v^c^ · strb · die · edel · fro~ · licheri · vo · Ragneck · adre · frow · dene · ale · got · gna //

Holzgeschnitzter Crucifixus

Hinter dem Altar ein schöner *holzgeschnitzter Crucifixus*, aus der Barockzeit, verhältnissmässig ruhig und vornehm.

Glocken

Zwei von den *Glocken* der Kirche stammen aus dem Jahre 1718 und sind von Mattheus Edel in Strassburg gegossen.

Kirchengeräthe

Im Pfarrhaus wenige alte *Kirchengeräthe:* Ein Kelch, Silber vergoldet, mit getriebenen Barockornamenten: Joachim Dendele Capitain Leutenant des Kanofskischen Regiments verehrt disen Kelch der Statt Lahr 1646. Laut einer zweiten Inschrift 1759 »auf der Stadt Kösten« renovirt. Ein zweiter, ähnlicher Kelch: »die Frau Maria Salome Kanofski von Langendorf verehrt diesen Kelch der Statt Lahr 1650« und gleiche Renovirungsinschrift. — Ausserdem ein hübscher, silbergetriebener Bucheinband einer Kirchenchronik von 1771, damals aber umgearbeitet aus einem ähnlichen, der 1696 von »Johannes Morstadt, gewesenen Spezialsuperintendenten« gestiftet war.

Steinkruzifix

Auf dem Friedhof grosses *Steinkruzifix* mit Maria und Johannes, derbe, aber wirkungsvolle Arbeit aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs. Keinesfalls von dem in Offenburg thätig gewesenen Bildhauer Christoph von Urach, dem es Manche mit Unrecht zuschreiben.

Grabplatten

An der Mauer des Friedhofes eine Serie von *Grabplatten*, die aus 4 Jahrhunderten stammen, für die Ortsgeschichte sehr interessant sind und man möchte sagen, eine Art Museum der Stylentwickelung durch die Renaissance zum Barock und zum Zopf abgeben. Wenn auch keine Kunstwerke ersten Ranges darunter sind, so repräsentiren sie doch einen guten Durchschnitt. Dass sie nicht durch die Feuchtigkeit des Bodens

schon stärker zerstört sind, verdanken wir nur dem energischen Eintreten des Bezirkspflegers der Alterthümer in Lahr, des Herrn A. Siefert.

Da es keinen Zweck haben kann, die eintönigen, langen Inschriften alle hier abzudrucken, beschränke ich mich auf die Angabe der Hauptsachen. Auch die künstlerische Gestaltung ist überall die gleiche: die Wappen, gewöhnlich das Allianzwappen des Begrabenen, darunter die Inschrifttafel in Rollwerkumrahmung oder ähnlichem, das Ganze in einfacher Umrahmung oder von Säulen flankirt und mit einem Giebel bekrönt. Es folgen der Reihe nach, beginnend mit dem südlichsten [1]):

1. Anno Domini 1613 den 21. Junius starb .... Fravw Veronica vom Ruest geb. von Weitterszheim.

2. Johann Burckhart von Müllenheim † 4. Mai 1623 und seine Fraw Magdalena geb. von Endingen † 16 ? ?

3. Balthasar vom Ruest † 1. Mai 1629, »seines Alters 74 Jahr und 6 Monat«, vor dieser Zeit ehemaliger fürstl. Württemb. Obervogt zu Nagold, dann Markgr. bad. Amtmann beider Herrschaften Lahr und Mahlberg.

4. Fraw »Maria Salome Streüffin von Lawenstein geb. Böckin von Ehrlenburg † 7. Sept. 1627, Frau des Philips Streüffen von Lawenstein«, gräfl. Nassau-Saarbrückischem Rath und Amtmanns beider Herrschaften Lahr und Mahlberg.

5. »Jungfraw Magdalena vom Stein vom Reichenstein« † 12. Okt. 1582. (Gesetzt 1587.)

6. Philibert vom Stein vom Reichenstein † 1. Januar 1608 und J ...... z vom Ruost, fürstl. Markgr. Rath und Landvogt zu Rötteln † 9. Juli 1597.

7. Fraw Maria von Kippenheim geb. Rochartin von Newenstein † 5. Juli 1589.

8. Hans Matheus Musler, Nassauischer Amtmann der Herrschaft Lahr und Mahlberg auf Liechteneck † 12. Dec. 1581.

9. Andreas Vinther »der Rechten Docter« und fürstl. Markgr. Kanzler zu Baden † 1. Mai 1573 und seine Fraw Magdalena Vintherin geb. Varnbilerin † 2. Aug. 1584. (Gesetzt 1587.)

10. Maria Rebsoeckin geborne Brosingerin † 24. April 1576. (Gesetzt 1578.) (Fig. 37.)

11. Johann Jacob Kirs von Oberndorf, der Rechte Doktor, † 19. Okt. 1573. (Gesetzt 1574.)

12. Frav Catharina Oedtlerin geb. von Tunsel-Silberbergerin † 28. Sept. 1586.

13. Junckher Hans Volmar von Bernshofen † 1. Februar 1572. (Gesetzt 1573.)

14. Der »Gattin Carolina ? ? gewidmet von Conrad Ludwig Ehrmann Amtshafner in Brumath«. Mit einem Medaillon geschmückt, vom Ende des 18. Jhs.

15. Jacob von Endingen † 28. August 1556, Markgr. Amtmann der Herrschaft Lahr und Mahlberg, und Frav Rickart von Endingen geb. Zornin von Bulach und die Töchter der Beiden, Junckfrav Jacobe † 1574 »am Sant Anno Dach«, Martha † Christabend 1575, Susanna † 1576 den »20 Dach«.

16. Hans Georg Wurmser † 7. Nov. . . 79 (1579), »desen Alter war 18 Wochen«.

[1]) Der vollständige Text der Inschriften und die Beschreibung der Steine s. A. Siefert. Die Inschriften der Grabsteine alter adeliger und bürgerlicher Geschlechter auf dem Friedhof zu Lahr. Lahrer Wochenblatt; Unterhaltungsbeilage der Lahrer Zeitg. 1903. Nr. 98 u. 99.

17. Joh. Adam Koch. * 12. Aug. 1739 zu Seelbach im Herzogthum Nassau, † 9. Dez. 1814 zu Lahr, Grossherzogl. Bad. Dekan und erster Stadtpfarrer zu Lahr.

18. Adriana Friederica geb. Schneider † 20. ? 1791 im vieren ....? »Zum Andenken seiner werthesten Gattin setzte ihr Ehmann Joh. Adam Koch Stadtpfarrer«.

19. Reichardt Rohardt von Newenstein † ? (Ende 16. Jh.)

20. Inschrift weggeschliffen, nach dem Wappen der Familie von Bernshofen zugehörig.

21. Ebenfalls ohne Namen und Datum. Wappen der Neuenstein, Weitersheim, Endingen und Horneck von Hornberg.

22. Wilhelm Streüf von Lawenstein † 14. Juli 1622, »nachdem er 69 Jar gelebt«, gräfl. Nassauischer Amtmann zu Lahr und Mahlberg und Fraw Maria Streüffin von Lawenstein geb. von Broumbach † 7. Dez. 1613.

23. Georg Müller. Vom Ende des 18. Jhs. Ohne Datum, mit langer, gereimter Inschrift.

24. Frav Special Mullerin geb. Dreyspringin † 1778.



Fig. 37. Grabstein der Maria Rebsoeckin auf dem alten Friedhof zu Lahr.

25. Fraw Juliana Röederin von Dierspurg geb. von Svit † 8. April 1588.

26. Die Reichsfrey. Hochwohlgeborne Ehleute Egenolph Friedrich Röder von Thiersberg de nat. undt Maria Elisabetha Eleonora von Pistorie zu Reicheweiler de nat. d. 30. Juni 1727. Unten verzeichnet: Johannes Kocher zu ...... 1732.

27. Johann Rauh, der 22 Jahre lang Bürgermeister, zehn Jahre zuvor des Raths Assessor in Lahr gewesen. Mit langer, gereimter Inschrift, »aufgericht von seinen Kindern d. XV. Apr. 1738«.

28. Hartmann von Brumbach und Frav Ursella von Brumbach geb. Zindra von Kenzingen † 20. Juli 1574.

29. Arbogast von Brombach † 1. Febr. 1539 und Fraw Maria von Brombach geb. Wurmbserin † 10. April 1574.

30. (Minuskelschrift.) ANNO DM······ DIE II MENSIS FEBRUARIJ OBIIT HONORABILIS DM. JACOBUS ······? Also wohl aus dem 15. Jh., ohne besonderen Schmuck.

31. Fraw Katharina Vintherin »weilandt Herrn Johan Vinthers gewesten Stadtschreibers zu Lohr eheliche Hausfraw« † 1600 »uf Dunerstag den 26 Brachmunats«. »Hodie mihi gras (sic!) tibi«.

32. Johan Philips Streif von Lawenstein »seins Alters zwey Jar und 9 Monat« † 5. November 1583. (Gesetzt 1584.)

33. Herr Birgenmeister Johan Jacob Scnitzl (?) * 28. Febr. 1709 † 4. Jan. 1756.

34. Johanni Morstadio Consiliario eclesiastico Superintendenti Lahrensi etc. D. XXI. Augusti 1719 placide defuncto Aetatis LXXII ann. etc. (mit Vers).

35. Christiano Henrico Morstadio etc. 23. apr. ann. 1735 pie defuncto aetatis 44 annv. etc. monumentum ergi iussit etc. relicta Maria Magdalena nata Mulleria.

36. Johann Andreas Rizhaubt † 1. Nov. 1749, Specialsuperintendent und Pastor Primarius bei der Stiftskirche zu S. Jakob in Lahr. Errichtet von der Wittwe Maria Elisabetha Gerthrud geb. Dernin und dessen VI Waisen. Dazu der Leichentext und der Vers:

Herrn Rizhaubts Leichenstein
Darf nur acht Wörter haben:
Hier lieget Treu und Fleis
Und Frömmigkeit begraben.

37. Jungherr Carl Wilhelm Baron von Terzi und Cronenthal * zu Kandtern 28. Febr. 1722 † in Lahr 18. Febr. 1741. »Ledig. Alt 18 Jahr 11 Monat 18 Tag.«

Die freyherrl. Eltern weil. Christian Casimir Baron von Terzi und Cronent. F. M. Baden-Durlach. Cammer-Jungkerr und Ober-Forstmeister in Sausenb., Rötlen u. Badenw.

Augusta Maria geb. Baronne von Dungern * 28. Nov. 1694 † in Lahr 16. Juni 1777.

Ebenfalls mit gereimten Sprüchen.

38. Herr Friedrich Wilhelm von Dunger Edler zu Weyher * 7. Sept. 1688 in Emmendingen, † 29. Dez. 1748 zu Lahr »eines Alters 60 Jahr 3 M.« Hofrath, Oberamtmann und Forstmeister in der Herrschaft Lahr.

Pfarrhaus

Das *Pfarrhaus* ist ein einfacher, vornehmer Bau der Biedermeierzeit.

Rathhaus

Von öffentlichen Gebäuden ist hier vor allem erwähnenswerth das *Rathhaus*, das leider i. J. 1885 etwas gründlich verändert wurde. Wir geben es in Fig. 38, nach den vorhandenen Zeichnungen rekonstruirt, in seinem alten Bestand.

Das älteste Rathhaus der Stadt — vielleicht jene Rathsstube, von der i. J. 1456 die Rede ist, mag an anderer Stelle gestanden haben, vielleicht (war es das »alte Schulhaus«?) am Marktplatz, wenn unsere Annahme (s. oben), dass der nördlichste Theil der Stadt eine Erweiterung aus dem Ende des 15. Jhs. ist, richtig ist. Das noch heute stehende gehört erst dem 16. Jh. an. Es war ein malerisches Gebäude, dessen Erd-

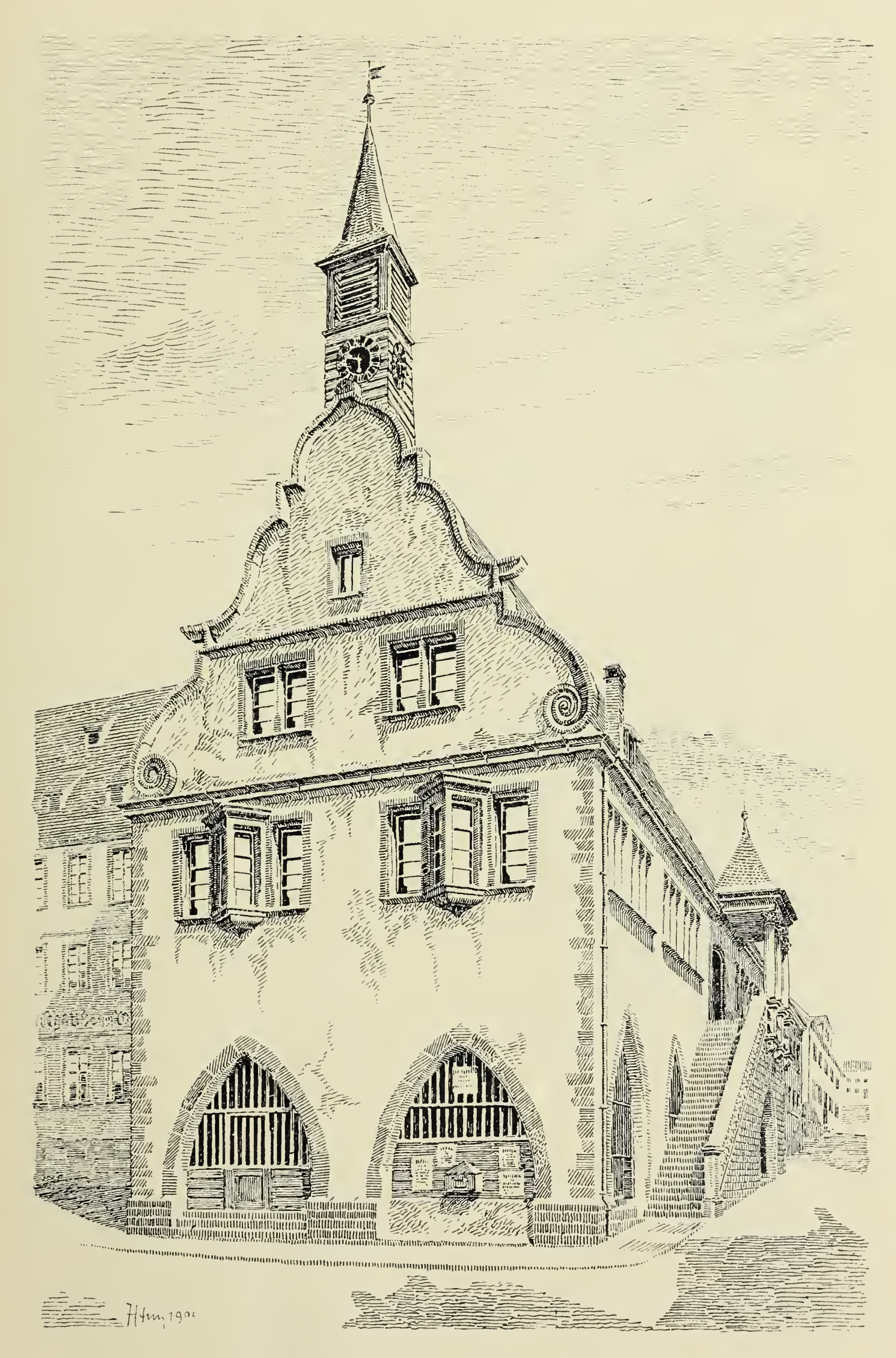


Fig. 38. Rathhaus in Lahr vor 1885.

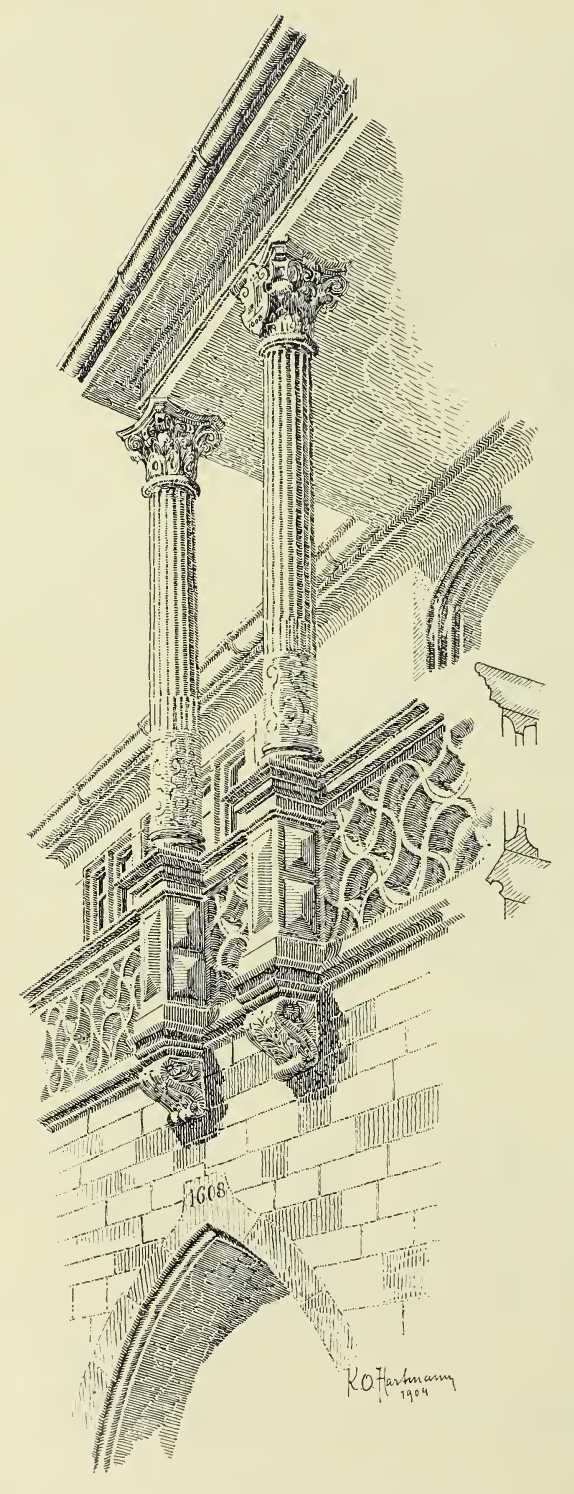


Fig. 39. Altan am Rathhause in Lahr.

geschoss sich in grossen Spitzbögen öffnete und eine Halle enthielt, die als Getreidemarkt diente. Eine grosse Freitreppe mit Masswerkbrüstung führte in das obere Stockwerk. Sie endigt in einem Altan (s. Fig. 39) mit ähnlicher Brüstung, zwischen der sich die diamantirten Sockel der drei kannellirten Kompositsäulen befinden, welche das Zeltdach tragen. Am Kapitell der mittleren dieser Säulen das Lahrer Stadtwappen. An dem spitzbogigen Thore unter dem Altan die Jahreszahl 1608. — Eine im Korbbogen geschlossene Thür mit sich kreuzenden Rundstäben und Hohlkehlen führt von dem Altan in das Obergeschoss. Dieses hat an der Längsseite des Hauses einfache gekuppelte gradsturzige Fenster mit hohlgekehltem Gewände, an der Giebelseite springt jeweils die mittlere Fensteröffnung als über Eck gestellter Erker vor. Darüber erhebt sich der in Voluten endigende geschweifte Giebel, der noch zwei Stockwerke enthält, über ihm der Dachreiter. Bei dem Umbau wurde die Freitreppe weggebrochen, die untere Halle zugemauert und mit Fenstern versehen, der Dachreiter, vollständig verändert, von seinem ursprünglichen Platz weg nach vorn auf den Giebel gerückt, ausserdem noch im Detail manches verändert.

An öffentlichen Gebäuden besitzt Lahr sonst nichts Bemerkenswerthes, dagegen sind eine Anzahl *Privathäuser* als Ganzes, oder wegen an ihnen erhaltener Details wichtig. Wie schon gesagt, sind aus dem Mittelalter keine erhalten; auch aus der Renaissance eigentlich nur Baureste, die zeigen, was einmal gestanden hat, bevor die Einäscherung

durch die Franzosen es vernichtete. Sobald die Stadt sich dann wieder aufrichtete, entstanden einige Barockhäuser; entsprechend dem Wachsen des Wohlstandes am Ende des 18. und Anfang des 19. Jhs. können wir in dieser Zeit eine sich immer mehrende Bauthätigkeit im sogen. Zopf- und Biedermeierstyl vermerken.



Fig. 40. Stoesser'sches Haus in Lahr.

Privathäuser:

Privathäuser

Bismarckstrasse (Bärenplatz) Nr. 15a: Haus mit Rocailleornamenten, Maskerons, hohem Mansardendach und grossem Balkon auf Konsolen aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs., leider durch Ladenfenster verunstaltet.

Bergstrasse Nr. 19: Sogen. Leipziger Hof; Biedermeierhaus.

Brestenberggasse Nr. 1: Gute schmiedeeiserne Thürbänder des 18. Jhs. (1778).

Ebenda Nr. 2: An der Thür Beschläg des 18. Jhs., das Gewände der Thür Barockeinfassung mit Oberlicht und Jahreszahl 1723.

Ebenda Nr. 6: Zwei von anderswo stammende Säulen tragen das Eck des Obergeschosses, diese Säulen sind gerautet und haben über Eck gestellte Sockel.

Gerichtstrasse Nr. 5: In dem Haus ein skulpirtes Band, darauf zwischen der Jahreszahl 1564 ein Allianzwappen: Bärtiger Meergreis (von Vinther) und Rosette mit Fischhaken (Augsburger Familie Jörger: Agnes Jörger). Siehe auch S. 78: Grabstein Nr. 31 und S. 84: Haus Marktstrasse Nr. 15 (Hinterhaus).

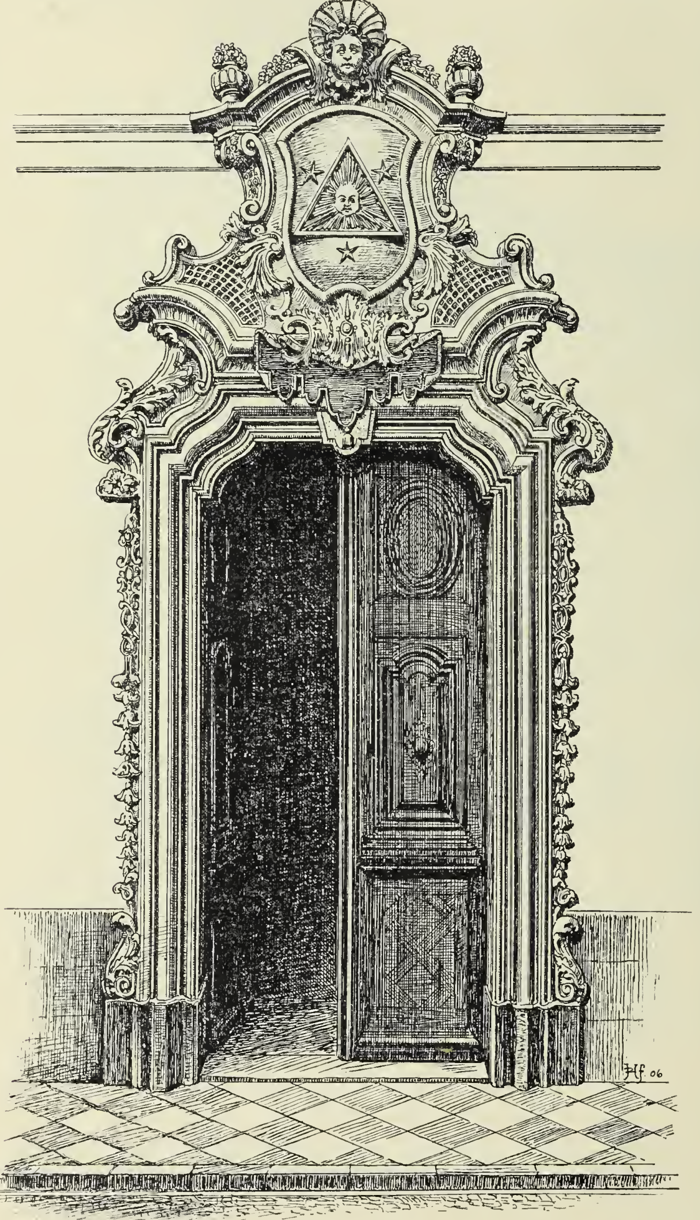


Fig. 41. Portal vom Hause Marktplatz Nr. 2 in Lahr.

Geroldsecker Vorstadt Nr. 2: Rosshaarspinnerei C. F. Maurer. Die Barockfenstergewände sowie die beiden flotten Portale mit gebrochenem Rundgiebel und Vasen stammen von dem abgerissenen Kloster Ettenheimmünster, das der ehemalige Besitzer dieser Spinnerei auf Abbruch erstanden hatte.

Geroldsecker Vorstadt Nr. 6: Gute Villa vom Anfang des 19. Jhs.

Kaiserstrasse Nr. 6: Haus des 18. Jhs., die Fenster flachbogig geschlossen mit Wulstprofilirung und gebauchten Fensterbänken, über der Thür hübsches schmiedeeisernes Oberlicht, Rocaille mit Küferzeichen.

Ebenda Nr. 11: Einfaches, gutes Haus des 18. Jhs.

Ebenda zwischen Nr. 37 und 39 stand einst das Dinglinger Thor. [1])

Ebenda Nr. 34.

Ebenda Nr. 41: Grosses, dreistöckiges Patrizierhaus (Stoesser) in spätem Zopfstyl mit kräftigen Urnen an dem Mansardendach (s. Fig. 40).

[1]) Abbildung in dem Buch: Der Dinglingerthorthurm oder die Verwaltung Völcker-Fingado. Lahr 1842.

Ebenda Nr. 42: Lotzbeck'sches Haus vom Ende des 18. Jhs. im späten Louis XVI. Styl; Balkon mit schmiedeeisernem Geländer, in dem das Lotzbeck'sche Wappen angebracht ist. Dazu gehört noch ein erhaltener Seitenflügel. Leider ist die Anlage sonst verunstaltet.

Ebenda Nr. 43: Das kleine Haus war das ehemalige Zollhaus vor dem Thore.



Fig. 42. Zu dem Haus Marktplatz Nr. 2 gehöriges Gebäude mit Holzgallerie in Lahr.

Ebenda Nr. 44: Gutes Biedermeierhaus (mit neuem Stockwerkaufsatz über der Mitte).

Ebenda Nr. 52 mit charakteristischem Holzunterzugbalken am Thore; am westlichen Thorpfosten übertünchte Inschrift.

Ebenda Nr. 56: Barockhaus mit hohem Mansardendach.

Ebenda Nr. 58: Haus in einfachem Empirestyl.

Ebenda Nr. 62: Haus im Biedermeierstyl.

Ebenda Nr. 93: Haus des ausgehenden Empirestyles.

Ebenda Nr. 60: Gymnasium, ehemaliges Privatgebäude, in der in Lahr gerade in der Biedermeierzeit vielfach gebräuchlichen Anordnung: das Wohnhaus zurückstehend, flankirt von zwei einstöckigen Flügelbauten, die sich bis an die Strasse erstrecken und einen Vorhof oder Garten umschliessen. Hier ist leider der eine Flügel durch einen sehr unerfreulichen Bau aus der zweiten Hälfte des 19. Jhs. ersetzt worden.

Ebenda Nr. 97: Haus im späten Empirestyl.

Ebenda Nr. 99: Die gleiche Biedermeieranlage wie bei dem Gymnasium, hier sehr »behäbig« wirkend. Nur noch die geschmackvollen Flügel erhalten, das Haus selbst in unseren Zeiten umgebaut.

Kirchstrasse Nr. 6: Riegelhaus mit vorkragendem Dachgeschoss.

Ebenda Nr. 9: Der in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. umgebaute Gasthof »zur Blume« weist noch die alte Fenstergruppirung auf.

Ebenda Nr. 25 und 27: Empirehäuser.

Ebenda Nr. 32: Durch Ladenumbau völlig verändertes, ehemaliges Zollhaus vor dem Vogtsthor mit Lahrer Stadtwappen aus dem 18. Jh.

Ebenda noch eine Anzahl von gut wirkenden Giebelhäusern.



Fig. 43. Sturz eines ehemaligen Brunnens am Hinterhaus von Marktstrasse Nr. 15 in Lahr.

Lammstrasse Nr. 10: Verputztes Riegelhaus mit gutem hölzernen Unterzugbalken des Thores; ebenda noch eine Reihe leider verputzter Riegelbauten.

Marktplatz Nr. 2: Hauptgebäude in flottem Barockstyl; die Sandsteinfenstergewände mit Muschelbekrönung, das Portal im Style des späten Louis XIV. (s. Fig. 41) sollen vom Kloster Ettenheimmünster hierher transportirt worden sein. Der oberste Stock ist erst in neuester Zeit aufgesetzt. Das Haus ist angedeutet im Hintergrund von Fig. 42; diese zeigt das dazu gehörige langgestreckte Gebäude mit prächtig wirkender Holzgallerie, das in dankenswerther Weise von dem Besitzer wieder hergestellt worden ist. Die Fenstergewände des Erdgeschosses weisen Hohlkehlen auf, die in kleinen Voluten endigen; der Bau dürfte am Ende des 17. Jhs. errichtet worden sein, vielleicht mit Benützung älterer Mauern. Darauf deutet die Jahreszahl am Thor gegen den Marktplatz zu. In einem Rollwerkschild findet sich zu beiden Seiten des Wappens der Herrn von Bernhofen (Hund an Kette nach links springend) die Zahl 15 – 77 und das Zeichen: ⸸

Marktplatz Nr. 4: Hohes, schmales, zweifenstriges, gut wirkendes Haus, erste Hälfte oder Mitte des 18. Jhs. mit hohem Mansardendach. Erwähnenswerth auch Marktstrasse Nr. 4 und 6.

Marktstrasse Nr. 15: Am Hinterhaus gegen Obststrasse eingemauert der Sturz eines ehemals im Hof stehenden Brunnens, an demselben die Wappen der Vinther und Jörger (Augsburger Familie) sowie die Jahreszahl 1561 (s. Fig. 43). Siehe auch S. 59: Haus Gerichtsstrasse Nr. 5, sowie S. 56: den Grabstein Nr. 31.

Marktstrasse Nr. 22: Ein Thordurchgang des 18. Jhs. in flachem Bogen gewölbt mit einfach verziertem Schlussstein.

Marktstrasse Nr. 53: Eine der besterhaltenen Häuseranlagen der Biedermeierzeit, mit dem vornehm zurückliegenden Wohnhaus und den zwei einstöckigen, an die Strasse vorspringenden Magazinflügeln (s. Fig. 44). Besitzer: Geh. Kommerzienrath F. Sander.

Mauergasse, Hintere, Nr. 6: Hier (s. oben) der Rest bezw. der untere Theil eines halbrunden Thurmes der früheren Stadtmauer, mit liegender, rechteckiger Schiessscharte, hier auch die alte Stadtmauer erkenntlich, die unter den Häusern durchgeht.

Mauergasse, Vordere, Nr. 10: Garten- bezw. Hofportal von 1786 mit Wappen: Bretzel und Wecken unter Kurkrone, darunter:

H I B M S B.

Ebenda Bierbrauerei Dorner: Eingemauert ein Radwappen (Wappen der Familie v. Newenstein), an den Fenstergewänden die üblichen Voluten des 17. Jhs. An einer



Fig. 44. Hausanlage Marktstrasse Nr. 53 in Lahr.

Scheune der Brauerei eingemauert ein Todtenkopf mit Gebeinen (Sandsteinrelief), der wohl von dem Beinhaus des in der Nähe gelegenen Spitales und seines Friedhofes stammt.

Mühlgasse Nr. 15: Die ehemalige Stadtmühle; einen Theil des Erdgeschosses bildet eine Halle auf Holzstützen.

Oberthorstrasse Nr. 4: Haus des 18. Jhs. mit flachbogigen Fenstern, an deren Stürzen in barock-ornamentaler Behandlung Fische und Fratzen skulpirt sind, die runde Ecke des Hauses ist quaderartig behandelt.

Obstgasse Nr. 3: Schmuckes, einfaches Barockhaus des 18. Jhs.

Rossgasse Nr. 3: Eingemauert ein Stein mit dem Wappen der Gerberzunft, Jahreszahl 1558 und dem Zeichen: † (Hier am Gewerbekanal die Gerberwerkstätten).

Rossgasse Nr. 4: Jetzt zugemauerter Thorbogen mit unkenntlichem Wappen und Jahreszahl 1727; altes Fachwerkdachgeschoss.

Rossgasse Nr. 7: Altes Badhaus (angeblich noch Geroldseckisch) [1]) mit leicht vorkragendem Obergeschoss. Im unteren Stock die Badstellen nach dem Gewerbekanal zu.

Schlossplatz Nr. 20: In der Wand eingemauert flotte Renaissancecartouche mit Rollwerk und Baden-Durlachischem Wappen; leider ist das Sandsteinwerk schon sehr verwittert.

Schlossplatz Nr. 2: Eingemauert ein kleines Steinrelief, Crucifixus mit Maria und Johannes.

Friedrichstrasse Nr. 21 (Grossh. Bezirksamt), jedoch in der Brestenberggasse gelegen: Spätgothische Sandsteinthürgewände mit Vorhangbogen.

Werderstrasse Nr. 6: Aehnliche, aber nicht so gute Holzgallerie wie an Marktplatz Nr. 2.

Städtische Sammlungen

Für die, wie in anderen Städten, so auch in Lahr sich seit der grösseren Aufmerksamkeit darauf häufenden Alterthumsfunde dienen als Aufbewahrungsort die *städtischen Sammlungen*, die jetzt in der ehemal. Jamm'schen Villa im Lahrer Stadtpark untergebracht sind. Es finden sich darin prähistorisch-römisch-germanische Funde, deren wichtigste schon an anderer Stelle besprochen worden sind. Eine Anzahl von Sachen aus Mittelalter und Renaissance, unter anderem:

Ein Würfelkapitel mit Säulenstumpf, wohl der Rest eines ehemaligen Fenstersäulchens vom Lützelhard, das dort i. J. 1905 von Stadtpfarrer Bark gefunden wurde, womit also die Richtigkeit der sagenhaften Angabe erwiesen ist, dass auf diesem Berg im hohen Mittelalter eine Burg gestanden; ein achteckiger abgebrochener Sandsteinblock, etwa 1 m hoch; auf drei Kanten steht in Majuskelschrift des 14. Jhs. soweit lesbar: SINE CVLPA / ? IGERHEMS · Θ ? / AMEN ? ARIL (?) // angeblich eine Mariensäule; der Sandstein mit dem Lahrer Stadtwappen, der an der Spitze dieses Artikels abgebildet ist; ein weiterer, vom alten Schulhaus stammend, mit der nicht mehr ganz erhaltenen Jahreszahl 153?; zwei Steinkonsolen vom ehemaligen Lagerhaus Sättele, das 1563 erbaut und vor 5 Jahren abgerissen worden, mit Maskerons und Rollwerk, sowie dem Zeichen: [Zeichen]; steinerne Reinigungskasten und thönerne Röhren von der mittelalterlichen Lahrer Wasserleitung aus der Bertholdstrasse (vulgo: »Kähner(!)-Gässle«); ein Majolikateller von Hafnermeister A. Litsch in Lahr von 1750; Ofenkacheln des 16. und 17. Jhs. von der Hohengeroldseck; das Lahrer Grüselhorn, das in der Lützelhardtsage eine Rolle spielt und früher auf dem Vogtsthore aufbewahrt wurde: ein hübsches, kleines Bronzehorn mit einfacher Gravirung aus dem 16. Jh.; ein Wappen der Bäckerzunft aus dem 18. Jh.; eine Anzahl Oelgemälde, Porträts von Lahrer Bürgern aus dem 17. und 18. Jh. sowie Herkules, den nemeischen Löwen erwürgend, von einem Schüler bezw. Nachahmer des Rubens; endlich eine Bildersammlung, unter denen sich Stadtpläne (der Merian'sche etc.) und Ansichten der Stadt aus dem 19. Jh. befinden, aber auch die in Fig. 17 wiedergegebene Ansicht des alten Schlosses, die A. Leibiger 1886 nach verloren gegangenem Aquarell kopirt hat, wie auch die in Fig. 18 wiedergegebene

[1]) Siehe: Grundriss der Stadt Lahr vor dem Jahr 1643 in »Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen« von Amtmann Stein (Lahr 1827), Objekt 13 (Erklärung II).

Ansicht der Vogtsvorstadt von dem gleichen; die alte Ansicht der Stiftskirche (Fig. 28), ein Plan der noch nicht näher durchforschten Umwallung auf dem Burghard, Zeichnung des Schlösschens Dautenstein u. a. m.

Dazu eine kleine Sammlung exotischer Gegenstände, indische Speckstein- und Silberarbeiten etc.

Becher

Im Besitze der Schützengesellschaft, aufbewahrt beim jeweiligen Oberschützenmeister, befinden sich vier *silberne*, theilweise vergoldete, *Becher* aus dem 18. Jh. und zwar:

1. Ein kleiner, $^1/_2$ Liter haltender Becher, vom Markgrafen Carl Wilhelm von Baden gestiftet, mit eingravirten Medaillons, in denen die verschiedenen Herrschaftswappen des Markgrafen von Baden-Durlach, das Monogramm X und die Inschrift: Den 22 May 1717 von Ihro Durchlt. der Schützen-Comp. in Lahr verehrt worden.

2. Ein $^3/_4$ Liter haltender, glatter Becher, vom Fürsten Friedrich Ludwig von Nassau 1726 gestiftet, mit eingravirten Medaillons, in denen eingravirt das Nassau-Saarbrücken'sche Wappen, das Lahrer Stadtwappen, das Monogramm F. L. und die Sprüche:

Was schon über sechtzig Jahr
dem Haus Nassau war entnommen
Ist durch Friederich Ludwigs Sorg
wiederum darzu gekommen 1726
Lahr

und:

Den Schützen las ich dieses reichen
zu einem steten gnadenzeichen.

3. $^1/_2$ Liter haltender Becher, vom Fürsten Wilhelm Henrich (sic) von Nassau-Saarbrücken i. J. 1752 gestiftet. Auf dem Deckel ein Putte mit Lorbeerzweig, im Deckel das Nassauische Wappen und die Umschrift:

Der becher der mir jüngst bey euch
zum preis geworden,
bleibt hier stets wohl verwahrt
zum ruhm für euren Orden,
Nehmt diesen von mir an
und wenn ein Schusz gelingt,
so seyd vergnügt, schenckt ein,
gedenckt an mich und trinckt.
Wilhelm Henrich Fürst zu Nassau
Saarbrücken etc. Anno MdccLII.

4. Ein anderthalb Liter haltender Becher, wie Nr. 1 mit Kugelfüssen, vom Fürsten Carl zu Nassau-Usingen geschenkt, mit Schuppenrand, mit der Inschrift:

Ihro Hochfürstliche Durchlaucht zu Nassau-Usingen, Herr Carl, haben der hochlöblichen Schützen-Compagnie der Stadt Lahr gegenwärtigen Silberverguldeten Becher gnädigst verehrt im Jahr 1752.

BURGHEIM

Schreibweisen: Burcheim 1035; Burkheim ca. 1235; Burghein 1367; Burckheim 1536 etc.

Archivalien: der Roeder von Diersburg, Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 90.

Litteratur: Staudenmaier in der Lahrer Zeitung 18? S. ? — Näher, Ortenau.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: »Bischof Wilhelm von Strassburg weihte am 25. Juli 1035 unter dem Zuströmen einer grossen Menge Volkes aus der ganzen Ortenau die Kirche zu Burgheim zur Mutterkirche und widmete sie der h. Maria, dem Apostel Petrus und allen Heiligen. Durch die Hand des Vogtes Hermann liess er das Widemgut, Weinberge, Felder und Leibeigene, sowie den huic ecclesiae ab antiquis patribus institutam Zehnten bestätigen, indem er Kubach und Diezen, soweit es sein gehörte, hinzufügte. Zugleich erklärte er öffentlich, dass sein Vorgänger Erkenbold von Tundelingen ohne den Beschluss eines Konzils und gegen Recht der Kirche einen Theil ihres Zehnten entzogen und weggegeben habe und zwar vor den Augen seines Vorfahren Werners; er versprach feierlich, wenn er am Leben bleibe auf seiner nächsten Generalsynode die Zurückgabe des Zehnten zu bewirken. Der Urkunde beigefügt ist das Verzeichniss der Reliquien auf dem Altare«.[1]) Da Erkenbold 965 bis 991 Bischof von Strassburg war und da nach obiger Angabe der Zehnte »ab antiquis patribus« angeordnet war, so muss die Burgheimer Kirche schon im 10. Jh. für die ganze Gegend von grosser Bedeutung gewesen sein. Leider ist aber bisher nicht viel mehr über die Geschichte des Ortes im Mittelalter bekannt geworden bezw. nichts Sicheres. War der Vogt Hermann ein Geroldsecker bezw. Tiersberger? Das Patronat der Kirche zu Burgheim war jedenfalls an den Besitz des Schlosses Tiersberg geknüpft. Wem gehörte die Burg auf der Burghalde, die später von Baden zu Lehen ging? Ruppert hält es für nicht unwahrscheinlich, dass dieselbe an Baden kam mit den Ebersteinischen Gütern 1404, da Clara von Schwarzenberg, die Tochter der letzten Tiersbergerin die Gemahlin Heinrichs I. von Eberstein (1280 bis 1322) geworden ist. Dagegen spricht aber die Notiz, wonach schon 1381 ein »Heintzmann von Croswilre hat von den marggrafen zu lehen eyn halb teil dez vischewassers von Kubach untz Bischoffs múlin, daz halb gericht zu Burgheim und eyn halben twing und ban«[2]); also nicht erst 1410 wie Ruppert annimmt. Kam es daher vielleicht von den Schwarzenbergern unmittelbar an Baden? Wer waren die Schenke von Burgheim: »demůdis uxor Heinrici Pincerne militis de Burchein, filia quondam Alberti militis dicti Tarant de Stouphenberc 1291« und »Obrecht Schenke selig zu Búrckheim 1343«, »Heinrich Schenke von Burgheim 1381«[3]); waren sie identisch mit den Schenken von Bombach? Das Geschlecht scheint um 1400 erloschen zu sein und die Lehen von Burgheim gingen an die Stoll von Stauffenberg über[4]), die nach obiger Notiz über die Gemahlin des Schenken Heinrich wohl mit ihnen schon länger verschwägert waren und bis zu ihrem Erlöschen das Lehen behielten. Die erwähnte Burg aber ist heute vollständig vom Erdboden verschwunden. — Burgheim gehörte im 16. Jh. zur badisch-nassauischen Gemeinherrschaft Lahr, bei der Theilung 1629 kam es an Lahr und wurde 1803 wieder badisch.

Kirche

Die *Kirche* (in honorem Dei sanctissimaeque genitricis suae Mariae et in commemoratione sancti Petri principis apostolorum et omnium sanctorum), offenbar die älteste der Gegend s. o., war bis z. J. 1492 die Pfarrkirche auch für das längst Burgheim an Bedeutung überflügelnde Lahr. Erwähnt wird 1291 ein »dominus rector ecclesie in Burchein, frater Heinrici Pincerne militis de Burchein«, 1305 und 1312 zwei der

[1]) Ruppert a. a. O. S. 257 (s. Gall. Urkundenb. III 692).

[2]) Krieger I S. 354.

[3]) Krieger, ebenda.

[4]) Ruppert a. a. O. S. 260.



Fig. 45. Kirche in Burgheim (Lahr), Ostansicht.

Schenken v. B. als Kirchherren, 1419 als solcher ein Herr Johans und 1458 ein Herr Johanns Slichlin von Urach. 1429 wird ein »her Heinrich Kleinmann lútpriester« genannt. — Endlich übergab, da Johann Schlichlin freiwillig verzichtete, Anton Röder die Pfründe mit all' ihren Nutzungen dem Lahrer Stift; 1492 kam die Einigung zwischen Baden, Mörs und Strassburg zu Stande, wonach die Pfarrei definitiv dem Stift einverleibt

wurde. An der zur Kapelle degradirten Kirche zu Burgheim amtirte der seitherige Pfarrer Andreas Mürr als Kaplan weiter. Als die Herrschaft Lahr protestantisch wurde, ging aber die Kaplanei allmählich ein.

Baubeschreibung

Die malerisch auf der Höhe über Lahr gelegene Kirche ist ein Bau aus verputztem Bruchsteinmauerwerk mit glatt behauenen rothen Sandsteinquadern an den Ecken; aus Sandstein auch die Gewände etc. Die Kirche besteht aus einem einfachen Langhaus, welchem nach Osten der Thurm, dessen Erdgeschoss als Chor dient, vorgelagert ist. Im Süden stösst an ihn die Sakristei, im Norden führt eine offene, mit einem Dach geschützte Holztreppe zu ihm empor (s. Fig. 45).

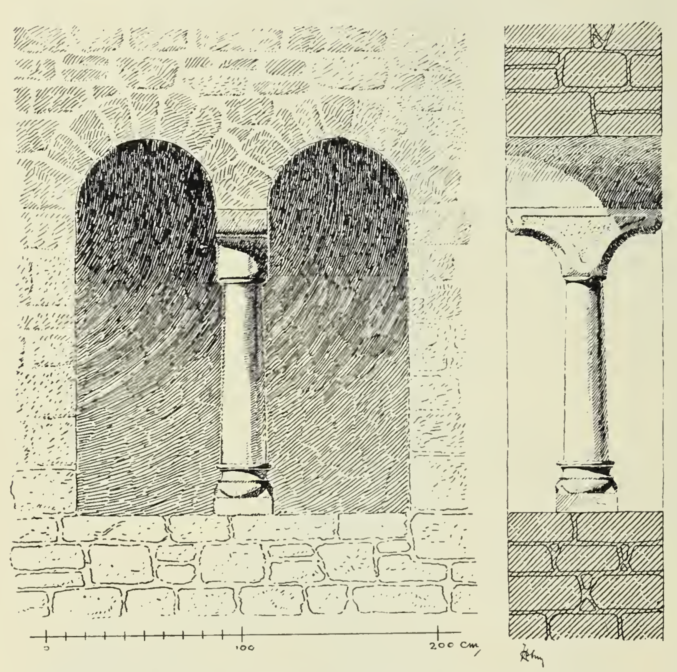


Fig. 46. Fenster am Thurm der Kirche in Burgheim (Lahr).

Der viereckige Thurm hat im Erdgeschoss nach Osten ein wohl im 13. Jh. gebrochenes dreifaches Spitzbogenfenster, im zweiten Geschoss einfache Lichtlucken bezw. Schiessscharten, im obersten, von einem Satteldach gedeckten Geschoss auf allen Seiten je zwei gekuppelte Fenster, deren Rundbögen auf kleinen Säulchen mit steilen attischen Basen und weit auslaufendem Kämpfer ruhen (vergl. Fig. 46). Nach Osten und Westen statt der Säule ein Pfeiler mit vorgestellter Säule. Im Innern ist das Erdgeschoss des Thurmes, das als Chor diente, von einem (alten) Tonnengewölbe überspannt, das auf ächtem romanischem Gesims (zum Theil für Eingang in Sakristei später weggehauen) mit Platte, Wulst und Kehle ruht. Der östlichste Theil des Langhauses, der mit dem Thurm heute noch kirchlichen Zwecken dient, dürfte mit dem Thurm aus gleicher Zeit stammen und den Umfang der alten Kirche bezeichnen; später (im 19. Jh.) sind zur besseren Beleuchtung vier Spitzbogenfenster eingebrochen worden, die alten, vermuthlich rundbogigen Fenster sind heute nicht mehr auffindbar. In der Südwand befindet sich eine alte Sakramentsnische, mit spitzem Kleeblattbogen in Kielbogen und umrahmenden Fialen aus dem Ende des 15. Jhs., in der Nordwand eine kleinere Nische, die aber laut Aufschrift 1857 renovirt wurde. Der vordere, breitere Theil der Kirche, jetzt als Feuerwehrdepot dienend, ist eine Erweiterung späterer Zeit und zwar aus dem 15. Jh., wie das in der Südwand angebrachte Fenster mit flambopantem Masswerk beweist. An der gleichen Wand eine Thür mit Blendkielbogen und der Jahreszahl Iλ77 (1455). Merkwürdiger Weise nun hat man bei dieser Erweiterung einfach das alte romanische Portal benützt und es an seine heutige Stelle vorversetzt. Dieses Portal (s. Fig. 47 u. 48)



Fig. 49. Der h. Christophorus. Wandgemälde in der Kirche zu Burgheim (Lahr).



mit gradem Sturz wird in grossem Blendrundbogen von dem mit Rundstäben reich profilirten Sockel der alten Kirche umzogen. Im Tympanon war nach den erhaltenen Spuren in gothischer Zeit einmal die Kreuzigung gemalt.

Wandgemälde

In dem vorderen Theil der Kirche nun sind *Wandgemälde* erhalten, für die gründliche Konservirungsarbeiten in Aussicht genommen sind. Und zwar sehen wir an der Nordwand der Kirche in zwei Reihen übereinander in der üblichen rothen Umrahmung 6 = 3 und 3 Scenen, von denen indess die östlichsten durch die eingezogene Trennungswand und da sie in den unaufgedeckten östlichen Theil sich weiterziehen, nicht erkenntlich sind.[1]) Die anderen zeigen Passionsscenen und zwar unten eine Kreuzigung, im Bilde Lanzen, Fahnen, Männer, also wohl die Gefangennahme, oben ist noch zunächst eine einzelstehende Figur und daneben eine Dornenkrönung kenntlich. Weiter westlich in bedeutend grösserem Massstabe über der Thür der h. Jakob von Compostella mit seinem Pilgerhut auf gothischem Throne sitzend, zu seinen Füssen der Stifter, daneben Spruchbänder, im Hintergrund gothische Architektur. Auf dem Sturz der Thür darunter gemalt die Jahreszahl 1452 (?) in Minuskeln. An den Wänden ausserdem noch Apostelkreuze, an der Südwand Reste einer Engelsfigur und endlich an der schmalen Fläche, welche da geboten wird wo die Südwand zur Erweiterung der Kirche vorspringt am besten erhalten der h. Christophorus mit dem Kinde, eine über den Durchschnitt solcher Malereien ziemlich herausragende Gestalt (s. Fig. 49).

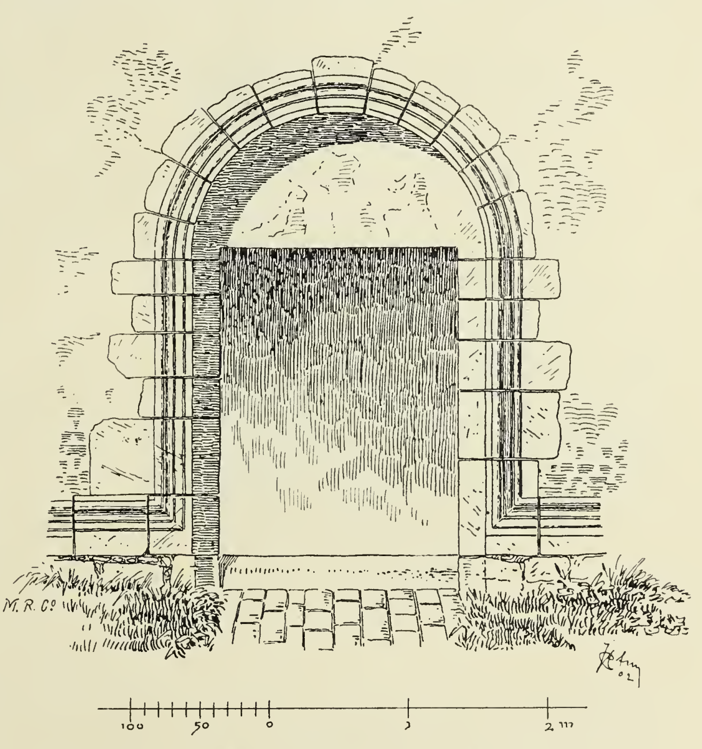


Fig. 47. Portal der Kirche in Burgheim (Lahr).

Sakristei

Die *Sakristei* zeigt ein Kreuzrippengewölbe, Schlussstein mit ehemals bemaltem Schild; die trocken profilirten Rippen gehen ohne Konsolen in die Wand über.

Baugeschichte

Das Ganze stellt sich so dar als ein frühromanischer Bau in Thurm und östlichstem Langhaustheil, den in die Zeit obiger Weihe, also in die Mitte des 11. Jhs. anzusetzen eigentlich nichts hindert, wenn auch natürlich keine Gewissheit dafür beansprucht werden kann. Das 15. Jh. nahm dann die Erweiterung nach Westen vor (1455) und wohl auch den Neubau der Sakristei. 1857 erfuhr der Bau eine kleine Renovirung, hoffen wir, dass die jetzt ins Auge gefasste dem ehrwürdigen Kirchlein den alten Charakter bewahrt.

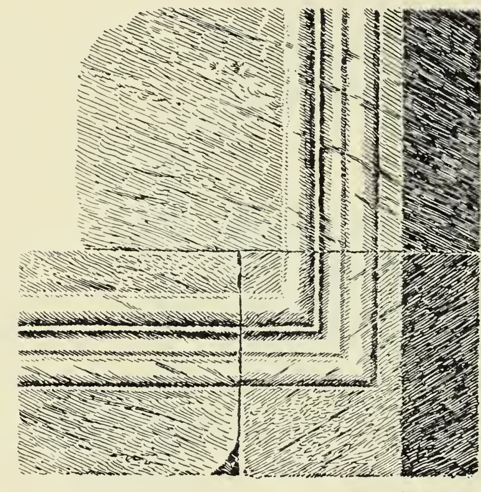
[1]) S. Lotz, Statistik II 73.

Grabplatten

An der nördlichen Aussenwand sind einige, vielleicht aus dem Innern stammende, zum Theil verstümmelte *Grabplatten* aufgestellt. Davon sind vier sich sehr ähnlich, mit in Umrissen eingeritzter Zeichnung.

1. Die grösste zeigt ein gleichschenkliges Lilienkreuz und in guten Majuskeln die Umschrift: // ✠ ANNO · DO / MINI : MCCCVII · K L · I·A·/ N · OBII / T · HEINR' · DES · ISENLI //

2. Die zweite zeigt das zweite Kreuz auf Stange, die unten noch einmal in Lilie endigt, und die Umschrift: // ✠ ANNO · DNI / MCCC · VIII · III · K L · DE . . . / . . . . / . : ID' · ADVOCAT · DE · LARE //



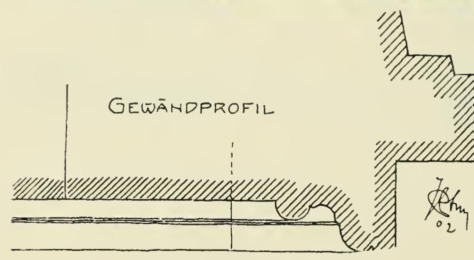


Fig. 48. Gewändeprofil vom Portal der Burgheimer Kirche (Lahr).

3. Die dritte zeigt nur das Lilienkreuz unten in einem Standfuss ausgehend, daneben Hackbeil und Messer.

4. Die vierte Grabplatte, ebenfalls ohne Umschrift, zeigt ein eingeritztes Standkreuz mit Kleeblattendigungen auf breitem Sockel, links ein Zirkel, rechts ein Kelch.

5. Die fünfte Platte endlich, nur in ihrem oberen Theil erhalten, zeigt in vertieftem Schild den sehr schönen Doppeladler und die zum Theil verwischte oder abgehauene Inschrift: // ANNI · DO / MINI : M . . C · A . . . . . . / . . . . / . . . . . (? BVRNEBACH // Die Buchstaben sind bedeutend schlechter, die N zum Theil aus unzusammenhängenden Strichen bestehend, ausserdem stehen die Buchstaben unregelmässig. Trotzdem kann ihrer Form nach der Stein kaum später als 1350 gearbeitet sein. Es handelt sich um ein Mitglied der Familie Burnebach, die uns 250 Jahre später in der Stiftskirche begegnet.

MEISSENHEIM

Schreibweisen: villa Meissenheim 1267; Missenhein 1270; Myssenheim 1445; Mihssenheim 1464 etc.

Archivalien: der Gemeinde und (evang.) Pfarrei: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 100—101; Archiv der Roeder von Diersburg Nr. 16 (1894) S. 93—96.

Litteratur: Joh. Georg Schilher, Chronicum Meissenheimensc. s. Huhn Quellen der bad. Geschichte I Hdbg. 1844; Lahrer Wochenblatt 1907. Nr. 6 ff.

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches. Im Gemeindewald »Langenrod« östlich vom Ort steht ein ansehnlicher runder Grabhügel von 16 m Durchmesser bei 1,50 m Höhe, dessen Unter-

suchung im Juni und wieder im August 1886 vorgenommen wurde. Merkwürdigerweise befindet er sich in der Rheinniederung, hart westlich von erhöhtem Terrain, und muss im Lauf der Zeit des Oefteren überschwemmt worden sein. Während der Boden dort kiesig, mit schwacher Humusschicht gedeckt ist, besteht der Hügel aus fettem Lehm, der von 15 bis 20 Minuten östlich hergeholt und festgestampft worden sein muss. Er enthielt mehrere Bestattungen, alle in verschiedener Tiefe ziemlich in der Mitte. Die wichtigste in der Tiefe des gewachsenen Bodens kennzeichnete sich durch auf einer schwarz gewordenen Tannenholz-Unterlage gebettete Skelettreste einer, nach den Zähnen zu schliessen, über dem mittleren Lebensalter stehenden weiblichen Person mit einem 8—10jährigen Kind. Anziehend erscheinen die Reste ihres Schmucks: In der Halsgegend sah man rechts und links je eine schwarze mattgeschliffene grosse Perle von Gagat kohle (s. Fig. 50) [1]) hervorstehen; beide mögen oben am Gewand befestigt oder an einem Halsband getragen worden sein. Zwischen ihnen lagen ein grösserer Bronzering, Stücke einer wasserblauen Glasperle und eine grössere Anzahl kleiner Bronzeringchen mit an ihnen aufgereihten Thonperlchen, alles wohl Reste eines Halsschmucks. An jedem der Unterarme war zunächst der Handwurzel ein breites offenes, mit Strichmustern verziertes und an den Enden mit dicken Knöpfen endigendes Armband (Fig. 1 a) von Bronze zu sehen, hinter dem sich ein zweites, 6 cm dickes, schwarzes, von eigenthümlichem kohlenartigem Stoff (Lignit) befand (Fig. 1 b), dessen Material, verschieden von der Gagatkohle, südwestdeutschen Ursprungs sein muss, bis jetzt aber noch der Auffindung harrt. Die Bestimmung eines in der Nähe gefundenen Ringchens von feinem Gold (Durchmesser 1,3 cm) (Fig. 3) blieb leider unaufgeklärt.

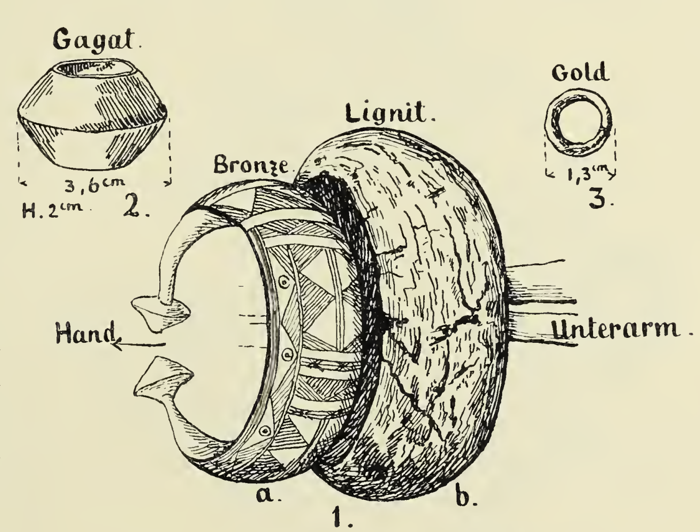


Fig. 50. Vorgeschichtliches aus Meissenheim.

Eine zweite ähnliche Bestattung, gleichfalls auf Holzunterlage, mit verziertem Halsring, Gürtelblech und Beinringen von Bronze, lag in halber Tiefe des Hügels, muss also später eingesenkt worden sein; wahrscheinlich war der Hügel längere Zeit benützte Familiengrabstätte. Weiter fanden sich noch zweimal Armbänderpaare von Lignit, Perlen von Glas (an eisernem Ringchen) und Bernstein und Scherben von zum Theil verzierten Thongefässen, auch ein Bruchstück von einem grossen Eisenschwert. In einem oder

[1]) Die Gagatkohle (engl. jet), durch alle Kulturperioden durch, ähnlich dem Bernstein, wegen ihres mattschwarzen Glanzes als Schmuck, besonders Trauerschmuck, geschätzt, findet sich im unteren Jura in Schwaben, England und Spanien als Rohmaterial (s. darüber Corresp. Bl. der Westdeutschen Zeitschrift f. Geschichte und Kunst, Jahrg. 1888 VII Sept. u. Okt. Nr. 138).

zwei Fällen dürfte Leichenbrand angenommen werden. Formen und Stoff der Fundstücke weisen auf die mittlere Eisenzeit, das Ende der sogen. Hallstadt-Periode, ca. 500 vor Chr., hin.

In dem benachbarten Gemeindewald von Altenheim (Mittelwald, Schlag 7) befindet sich ein ähnlicher Hügel von 14 m Durchmesser, der aber, da sich in seinem Innern Mauersteine und Dachziegel fanden, nicht als Grabhügel in Betracht kommt. Es soll hier ein Häuschen gestanden haben. *(W.)* Vergl. dazu noch Westdeutsche Ztschr. Corr. VI 5; Karlsr. Ztg. 1886 Nr. 290, Verh. d. naturhistor. Ver. Karlsruhe X (1888) 114.



Fig. 51. Rocaille-Cartouche in der Kirche zu Meissenheim.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Zum ersten Male 1267 urkundlich erwähnt, befand M. sich damals schon im Besitz der Geroldsecker, bei der Theilung 1277 kam es an die Lahrer Linie, ging aber nach einiger Zeit verloren [1]) und kam an das Domstift Strassburg als verfallenes Lehen. 1558 besass Daniel Wurmser das Lehen und nach ihm erscheinen im Katalog der Ortenauer Ritterschaft eine lange Reihe von Mitgliedern der Familie als Besitzer. Bis 1806 gehörte M. zum schwäbischen Ritterkreis (Bezirk Ortenau) und war eine Besitzung der Familie von Dungern. [2])

Seit 1418 besass das Kloster Schuttern hier einen Freihof, auch das Frauenkloster S. Stefan zu Strassburg hatte ums Jahr 1450 und später hier Besitzungen, ebenso die Johanniter von Kenzingen.

Simultankirche

Simultankirche: Ein lútpriester, Johans Fronweler 1419 erwähnt; Paulus Joly rector ecclesie parocchialis in Myssenheim Argentinensis diocesis 1484. Um das Jahr 1533 trat Meissenheim zum Protestantismus über, der von der Familie Wurmser eingeführt

[1]) Ruppert a. a. O. S. 389.
[2]) Krieger II 167.

wurde. 1634 und 1674 bei Versuchen der Rekatholisirung hielten die Einwohner ihren Gottesdienst auf den Rheininseln.

Die Kirche ist ein Bau des 18. Jhs. Der Façade ist der Thurm vorgelegt, dessen zwei unterste Stockwerke mit Rundportal und Rundbogenfenster an den abgerundeten Ecken Pilaster aufweisen, über dem verkröpften Gesimse ein Dreieckgiebel mit der Umschrift: Deo triuni 1766; darüber ein drittes viereckiges Geschoss, worauf der Thurm in das Achteck übergeht. Zwei kräftige Voluten flankiren ihn und verbinden ihn mit dem einschiffigen Langhaus, das im Achteck abgeschlossen ist und durch Lisenen gegliedert wird.

Im Innern hat die Kirche Emporen an den Seitenwänden: sie sind mit unbedeutenden Bildern aus dem Leben Christi, der Apostel und Propheten in Rocaillestuckumrahmungen geschmückt.

Stuckarbeiten

An der südlichen Langhauswand grosse, üppig schöne, Rocaillecartouche in weissem Stuck mit langer Inschrift zum Gedächtniss des Joh. Daniel Voelkers und Gottlob Friedr. Lenzens, welche bey erbauung dieser Kirche das Pfarramt allhier bekleidet.

An der gegenüberliegenden Wand eine ähnliche, noch geschmackvollere Cartouche mit dem Wappen der Grundherrschaft, der Freiherrn Wurmser von Vendenheim, und an der gleichen Wand eine dritte (s. Fig. 51), auf der verzeichnet sind: Christmann Fischer Amt-Schultheiss, Joh. Georg Lux Burgermeister, Christmann Fischer Kirchenpfleger, Theobald Heimburger, Jacob Kederlin, Andreas Hockenios, Joh. Theobald Kern, Johannes Wenz, saemtlich Gerichtsschoeffen, Henr. Christoph Kuhlwin, Gerichts-Schreiber, Johannes Fischer, Kirchenpfleger. MDCCLXVI.

Die ausserordentlich flotte, freie Modellirung dieser jeweils mehrere Meter hohen Cartouchen lässt vermuthen, dass sich die Meissenheimer hierzu einen ganz besonders geschickten, vielleicht französisch gebildeten Modelleur etwa aus dem nahen Strassburg dazu hergeholt haben.

An der geraden Decke des Langhauses in einem Langbild die Himmelfahrt Christi, in vier runden Medaillons die Evangelisten und in zwei ovalen die Anbetung des Kindes und der Leichnam Christi, derbe aber kräftig wirkende Malereien im Dekorationsstyl der zweiten Hälfte des 18. Jhs.

Altar

Altar: Mensa in italienischem Stuckmarmor mit Rocailleverzierung und ächter Marmorplatte.

Kanzel

Kanzel nebst Schalldeckel, über dem grosser Pelikan, in gleichem Geschmack, ebenfalls Stucco. Auch die Orgel weist, geschnitzt, die entsprechenden Ornamente auf.

Eine achtstufige Treppe mit schmiedeeisernem Gitter und Gitterthür führt zu dem ummauerten Kirchplatz hinauf. (Aus der gleichen Zeit.)

Friedhof Grabsteine

Auf dem *Friedhof:* Grabstein mit dem doppelten Wappen der Wurmser; in Rollwerkcartouche die Inschrift (in Kapitäle): »Anno domini 1624 den 5 Tag Novembris starb die wohledle und tugendtreiche Fraw Maria Eusebia Wurmserin deren der allmechtige Gott am jüngsten Tag in fro . . .« (das weitere unter der Erde vergraben).

Einfacher Grabstein aus dem 18. Jh. des Amtsschultheissen Christmann Fischer.

An der Ostwand der Kirche der Grabstein Friederike Brion's von Sesenheim, der Jugendliebe Goethes, die ihre letzten Lebensjahre hier, bei ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx als im ganzen Ort geliebte »Tante« verlebte und 1813 hier starb. In hellgrauem

Sandstein erhebt sich die Grabstele, aus kranzumgebenem Medaillon mit vergoldetem Grund hebt sich in weissem Marmor die Büste Friederikens hervor, darunter die Inschrift:

FRIEDERIKE BRION
VON SESENHEIM GEWIDMET.
EIN STRAL DER DICHTERSONNE FIEL AUF SIE,
SO REICH, DASS ER UNSTERBLICHKEIT IHR LIEH!

(Verse von L. Eckardt.)

Daneben deckt eine kleine schwarze Marmorplatte das Grab der Schwester, mit dem Dichternamen aus: Wahrheit und Dichtung als Olivie (in der That Maria Salomea † 15. Jan. 1807) bezeichnet:

HIER RUHT
UNSTERBLICH WIE FRIEDERIKE
„OLIVIE“
GEB. BRION
VON SESENHEIM
GEB. 1749 — GEST. 1807
WER EINEM DICHTER HOLD BEGEGNET,
DESS' NAME BLEIBT FORTAN GESEGNET!

Vergl. dazu: Ph. T. Lucius, Friederike Brion, Strassburg 1878, S. 106; H. Düntzer, Fr. von Sesenheim, Stuttgart 1893, S. 136 ff.; Bielschowsky, Fr. Br., Breslau 1880, S. 40; W. H. Das Grab der Fr. Br. in Meissenheim, Antiquität. Zeitschr. VI (1894) Nr. 13, etc.

MIETERSHEIM

Schreibweisen: Mutherisheim 763; kop. 1457 (Fälschung); Mŏtrisheim 1108; villa Mŏteresheim; Mŭtershein 1270; Mŭterzhein 14. Jh.; Muetershein 1450 etc. (Heim des Mŏtheri.)

Archivalien: Der Roeder von Diersburg. Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894) S. 110.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: M. ist ein sehr alter Ort, der schon 763 (?) mit dem benachbarten Kippenheim dem Kloster Ettenheimmünster durch Bischof Heddo geschenkt wurde.[1]) Damals hiess es: Mutberisheim. 1110 erhält das Kloster S. Peter auf dem Schwarzwalde eine Schenkung in M. Es gehörte in die untere Herrschaft Geroldseck und wird häufig in Schenkungen genannt. Heinrich von Geroldseck-Lahr musste, betheiligt an dem Ueberfalle des Grafen Eberhard von Württemberg im Wildbad, als er sich mit demselben aussöhnte, sein Lehensmann werden und gab u. a. Mietersheim dem Grafen auf, um es als Mannlehen zu bekommen. Bei der Gebietstheilung 1629 kam der Ort an Nassau und wurde 1803 badisch.

Kapelle

Eine kleine *Kapelle,* die in die Pfarrei Dinglingen gehört, befindet sich an der Hauptstrasse. Sie hat einen kleinen Dachreiter, schliesst im Achteck, die Fenstergewände sind hohlgekehlt, das hinterste Fenster im Chor hatte einen, jetzt weggehauenen Pfosten. Ein Bau des 16. oder 17. Jhs. Durch die Tünche im Langhaus schimmern

[1]) Ruppert a. a. O. S. 395.

Apostelkreuze durch. Dass am Jakobssonntag hier Kirche gehalten, deutet vielleicht auf den früheren Titel. Früher bestand hier eine eigene Pfarrei.

Privathäuser

An dem Kellerzugang eines Hauses (Nr. 12) die Jahreszahl 1623; ausserdem im Ort eine Anzahl Riegelhäuser, leider zum Theil verputzt.

NONNENWEIER

Schreibweisen: Nunnewilre 1003; Nunnenwilr 1270; Nonnenwilr 1414; Nunnenweyler 1426; Weiler der Nonnen.

Archivalien der evang. Pfarrei: Kirchenbücher von 1642 an. Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 101.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nonnenweier ist ein frühe urkundlich vorkommender Ort. Kaiser Lothar schenkte angeblich 845 dem Kloster S. Stephan zu Strassburg unter anderen Höfen auch »Nunnenwilre«. Doch ist die Urkunde eine Fälschung des 11. Jhs. Dann kam das Dorf an den Bischof von Strassburg, von dem es die von Windeck als Lehen trugen. 1316 löste es von Berthold von Windeck der Bischof wieder aus. Eine Zeit lang kam es, wohl als Pfandlehen, an die Geroldsecker, endlich nach verschiedenem Wechsel wieder an das Stift.[1]) Später war es eine ritterschaftliche Besitzung der Rathsamhausen, der Böcklin und der Oberkirch und gehörte bis 1806 zum schwäbischen Ritterbezirk Ortenau.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche: Erwähnt 1270 Johannes rector ecclesie; 1419 Johans Wahter Kircherre und Johans Frůgemesser. 1473 war eine Kaplanei hier. Die Reformation führte der Strassburger Rathsherr Bock im Auftrage des Rathes hier ein. Die Kirche war ursprünglich eine aus dem 12. sec. stammende Kapelle, wie Stocker schreibt, welche noch das Langhaus bildete und durch spätere Anbauten vergrössert wurde. Leider fand ich dieselbe, als ich hinkam, glattweg abgerissen und dem Boden gleich gemacht. Nach einer Mittheilung, die ich im Pfarrhause erhielt, schloss der Chor mit grossem Rundbogen an die Kirche an, die 1727 vergrössert wurde. An Resten sah ich noch einen grossen Sandstein, an dem vorne unten eine romanische Fratze herausgearbeitet war mit herausgestreckter Zunge. Der Stein soll auf der südwestlichen Giebelecke des Langhauses gelegen haben. Ausserdem war noch erhalten der Kämpfer eines Bogens mit Rundstab und weiter die Reste eines romanischen Thürgewändes, sowie eines offenbar später eingefügten Sakramentshäuschen mit Fischblasenmasswerk, ein mit Muschelornament verzierter Renaissance-Stein und eine Quader mit runder nach vorn sich erweiternder Oeffnung. (Siehe Nachtrag.)

Grabplatten

Zwei *Grabplatten* mit vollkommener Ahnenprobe in den zahlreichen Wappenschildern: der Anna Amalia von der Grün geb. von der Sachsen † MDCLXXIII (genauer siehe im Nachtrag) und der des Joh. Christoph von der Grün † 21. Dezember MDCLXVI.

Ein weiterer Grabstein, verziert mit skulpirten Guirlanden und Bändern der Christina Luisa Frid. Freifrau von Boecklin zu Boecklinsau * 1768 † 1799 und ihrer Tochter Luise Francisca Caroline * 1799 † 1799.

---

[1]) Ruppert a. a. O. S. 396.

Im Norden der Kirche konstatirte man, etwa am Thurm beginnend, von Süden nach Norden ziehend einen Mauerzug, vielleicht von einem früheren Kloster.

Kirchengeräthe

Im Pfarrhaus ein *Kelch* aus dem 17. Jh. Cuppa Silber, Fuss kupfervergoldet mit Fischblasen und Rautenornament am Nodus; am Fuss eingravirt das Wappen von der Grün und in Minuskelschrift: JOERG MARIA. Vier *Zinnkannen* von »Joh. Daniel Reiser in Lohr«. (18 Jh.) Seidengestickte Altar- und Kanzelbekleidung von 1770.

»Schloss«

Das alte »*Schloss*« derer von Boecklin, jetzt Anstalt für evang. Kinderpflege, hat noch hübsche Rocaille-Einfahrtspfosten aus Sandstein und ein schönes Thorgitter mit dem Wappen.

Riegelhäuser

Einige gute *Riegelhäuser*, wie immer leider auch hier verputzt, stehen im Ort.

Wirthshausschilde

Schmiedeeiserne *Wirthshausschilde* »zum Löwen« und »zum Wolf« (?)

Porzellanfabrik

Im 18. Jh. befand sich hier eine *Porzellanfabrik*, die im Jahre 1786 von Pfalzer, der die Fabrik in Dautenstein angelegt hatte, gegründet worden und später als Filiale der Dautensteiner Fabrik weitergeführt wurde, aber keine grossen Erfolge erzielte. Ein einziges Stück ist bisher mit Wahrscheinlichkeit auf Nonnenweier zurückzuführen. [1])

OBERSCHOPFHEIM

(Niederschopfheim s. Amt Offenburg)

Schreibweisen: Scopfheim 763; kop. 1457 eine Fälschung, dagegen in Morthenania Scofhaim 777; Schopfheim 1050; Scoppheim 1179; Schophen 1275 etc.

In superiore Schopffen 1016 ist wieder eine Fälschung, zum ersten Mal die Trennung erwähnt wohl 1273 (Oberschopfen); in villa et banus superioris ville Schopfheim 1291; Obernschopfhein 1388 etc.

Archivalien der Gemeinde und kath. Pfarrei: Mittheil. der histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 101; Archiv. der Roeder v. Diersburg ebenda Nr. 16 (1894) S. 111.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Ursprünglich, wie aus Obigem ersichtlich, nur ein Dorf, scheint dasselbe sich im 13. Jh. in Ober- und Niederschopfheim getrennt zu haben. Das Kloster Ettenheimmünster war in alten Zeiten hier begütert, später das Kloster Schuttern, eine Zeit lang auch Alpirsbach, von 1300 bis 1509, wo ihm Schuttern diese Besitzungen abkaufte, und Gengenbach. Der Ort gehörte in die Herrschaft Geroldseck, kam 1629 an Baden-Baden. (Herrschaft Mahlberg.)

Schon ziemlich früh, im 12. Jh., lernen wir ein Ministerialengeschlecht in Schopfheim kennen, das, solange die Grafschaft der Mortenau bei den Zähringern war, zu deren Dienstadel gehörte. Ihr Siegel zeigt im Schild einen aufrecht stehenden, nach rechts schauenden Vogel mit ausgebreiteten Flügeln. Am Anfang des 14. Jhs. scheint ihr Mannesstamm ausgestorben zu sein.

Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche: ad S. Leodegarium episcopum. Im Mittelalter scheint im Ort selbst nur eine Kaplanei bestanden zu haben, ursprünglich verbunden mit dem Hof, den das Kloster Gengenbach hier besass, während die vor dem Ort liegende Leutkirche als Pfarrkirche genannt wird (s. unten). Erwähnt capella annexa curie, quam habet

[1]) Abgeb. bei K. F. Gutmann. Die Kunsttöpferei des 18. Jhs. im Grossh. Baden. S. 180. Ueber die Fabriken ebenda S. 165 ff.

monasterium de Gengenbach in Oberschopfen; capella in obern Schopfheim 1452. 1666 dagegen wird von der »ecclesia« geredet, als Collator der Abt von Schuttern genannt — Oberschopfheim war als baden-badisch katholisch geblieben — »animas regendas habet ca 200; adsunt et plures haeretici«.

Der heutige Bau stammt wohl ganz aus der Zeit um 1715, welche Jahreszahl über dem Portal steht. Es ist eine einschiffige Kirche, der Chor in drei Seiten des Achtecks schliessend, der viereckige Thurm, welcher der Kirche vorgelegt ist, geht in seinen oberen Stockwerken in das Achteck über und endigt in einem Zwiebeldach. Das Aeussere der Kirche mit Lisenen etc. gegliedert. Das Ganze steht vorzüglich in der Landschaft. Im Innern einfachere Barock-, Hoch- und Seitenaltäre.

Kirchengeräthe

Kirchengeräthe: Sonnenmonstranz, theilweise restaurirt, mit dem Augsburger Zeichen und F T D. Zwei reichere und ein einfacher Rocaillekelch, Silber getrieben, vergoldet, wieder Augsburger Arbeit, die reicheren mit Silberfiligran und Steinen haben die Meisterzeichen: B und I · C · M. Silbergetriebene Messkännchen der gleichen Zeit. Einige Kirchengewänder des 18. Jhs.

Die Glocken sind neu. An der Kirche Trümmer eines Rocaille-Grabsteins; vor derselben ein Crucifixus, am Kreuzesfuss die Madonna, 1764 von Franz Wetterer und Elisabetha Roderin seiner Ehefrau gestiftet.

Gutleutkirche

Etwa 20 Minuten westlich vor dem Ort die Reste der *Gutleutkirche* (s. Näher Ortenau S. 41 und Tafel IX), die schon 1362 erwähnt wird: Kirche zů Lútkirche; parochia in Lütkilch 1366, parocchialis ecclesia in Lútkirch 1394, und also im 14. Jh. Pfarrkirche war, die 1409 dem Kloster Schuttern inkorporirt wurde. Sie wurde in dem spanischen Erbfolgekrieg mit dem Dorf zerstört, worauf man, wie es scheint, nur den Chorthurm wiederhergestellt und als Kapelle benützt hat, während das Langhaus in Ruinen liegen blieb. In den letzten Jahren wurde dasselbe zur Hälfte wieder eingedacht und ausgebaut. Von dem ehemals sicher damit verbundenen Siechenhaus, das auch verbrannte, ist heute keine Spur mehr zu sehen.

Die Kirche war ein einschiffiger Bau, mit ziemlich langem Langhaus, dem das Erdgeschoss des Thurmes als Chor diente. Dies Erdgeschoss ist mit einem Kreuzrippengewölbe gedeckt, mit trocken profilirten Rippen der Spätzeit, die heutigen Fenster sind nach der Zerstörung eingebrochen. Der Thurm selbst ist nur noch ein Stumpf, da nur ein Obergeschoss, ebenfalls nach dem 17. Jh. wieder ausgeflickt, vorhanden ist. Im Langhause die Reste spitzbogiger Fenster zum Theil mit Fischblasenmasswerk, ausserdem noch die Konsolen sichtbar, die wohl einer Empore gedient haben mögen. Auf der noch stehenden Façadenwand eine stark beschädigte Kreuzblume, in ihr ein spitzbogiges Thor. Der Bau besteht aus schlechtem Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken und Sandsteingewänden.

Wandgemälde

In dem Chörlein ein ganz wirkungsvoller Barockaltar, in Verbindung mit den zwei Seitenthüren zu kleinen Aufbewahrungsorten für die Geräthe. Hinter dem Altar und an der Decke dekorative Barockmalereien. Im Jahre 1905 sind hier ausserdem die Reste von *Wandgemälden* aus dem Anfange des 16. Jhs. hervorgetreten. An den beiden Seitenwänden des Chores fanden sich die zweidrittellebensgrossen Gestalten der Apostel, je vier auf jeder Seite, der fünfte ist durch das später eingebrochene Fenster vernichtet. Engel hielten hinter ihnen ausgespannt Teppiche. Diese Figuren begannen

etwa 1 1/2 m vom Boden, unter ihnen zog sich eine Bordüre hin, in der nach den erhaltenen Spuren auf deutsch in Minuskelschrift die Worte des Credo standen. In die Kappen des Gewölbes wuchsen leichte, spätgothische Ranken empor. Die Gestalten wiesen auf einen Durchschnittsmaler vom Anfange des 16. Jhs. Sie waren sehr schlecht, zum Theil nur in wenigen Resten der Umrisse erhalten und wurden 1905/6 durch den Maler Kolb aus Offenburg übermalt, leider etwas stark. Besser erhalten waren die Halbfiguren der klugen und thörichten Jungfrauen in halbrund abgeschlossenen Nischen an den Laibungsflächen des Triumphbogens. Manches, so die Haartracht und die Schapel, welche die Köpfe der klugen Jungfrauen schmücken, deuten auf eine vielleicht im 16. Jh. restaurirte Grundlage des 14. Jhs.? Erfreulicher Weise ist hier die Uebermalung unserer Zeit nicht so weit gegangen.

Kruzifixe

In der Nähe finden sich an der Strasse noch zwei einfache *Kruzifixe*, das eine datirt von 1779 und ein Bildstock des 18. Jhs.

OBERWEIER

Schreibweisen: Obernwilire 1064; kop. 17. Jhs.; Oberwilr 1350; Oberwilre 1363; villa 1368 etc.

Archivalien der Gemeinde und kath. Pfarrei: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 110—111.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: O., in die Kastvogtei von Schuttern gehörig, war bambergisches Lehen, und gelangte nach dem Aussterben der Tiersberger Linie an die Geroldsecker, also erst 1277[1]) nach der Theilung; es blieb daher als ungetheilter Besitz beiden Linien gehörig, denen es allmählich gelang, es in ein Reichslehen umzuwandeln. Mit der Hälfte der Herrschaft Lahr-Mahlberg kam die eine Hälfte, 1475 mittelst Verkauf durch Diebolt von Hohengeroldseck das eine Viertel der zweiten Hälfte an den Markgrafen Christoph von Baden, nach dem Aussterben des Geschlechts das letzte Viertel ebenfalls, somit war O. baden-badisch.

Das Patronat kam von den Tiersbergern als Allod an die Schwarzenberger; war mit der Feste Tiersberg verbunden und wechselte mit dieser die Besitzer. Lehen besassen hier die Schauenburg und die Brombach und von den Klöstern der Umgegend war, seiner Lage gemäss, vor allem Schuttern hier begütert. Ein Ortsadel 1361, 1365 und 1370 erwähnt.

Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche: Sancti Naboris et Felicis (später hinzu gekommen), heute S. Michaelis. Erwähnt 1414, 1545; parocchialis ecclesia 1400; Heinrich Esel, der kirchherre der pfarrekirche zu Oberwilre 1377; Cůnrat På̈wel, lûtpriester 1413. Durch die Reformation, die theilweise auch hier vorzudringen versuchte, war die »olim insignis parocchia« 1666 sehr zusammengeschmolzen: »parochiani ibidem sunt numero pauci, haereticorum vero numerus satis magnus«.

Die *kath. Pfarrkirche* ist ein Bau von 1876 bis 1880. Damals wurden Theile der alten Kirche im Fundament vermauert. Schon diese aber soll ein Bau im Weinbrennerstyl gewesen sein. Nur die zwei untersten Geschosse des Thurmes sind in ihrem

[1]) Ruppert a. a. O. S. 397 ff.

Kern alt, mit Cement bekleidet. Im Erdgeschoss Portal im Kielbogen geschlossen, mit sich schneidenden und todt auslaufenden Rundstäben auf steilen Basen (natürlich Sandstein), der Jahreszahl: ⁑ I 5 ⁑ J ⁑ X und dem Steinmetzzeichen: ⊤. Kreuzgewölbe im Innern mit einmal hohlgekehlten Rippen, die ohne Konsolen an der Wand verlaufen, und Schlussstein mit dem Agnus dei.

Crucifixus

Auf dem Friedhof aufgestellt der obere Theil eines verstümmelten, naturalistischen *Crucifixus* an baumartig gestaltetem Kreuz (16. Jh.), an dem ehemaligen Postament eine verwischte Inschrift. An der Friedhofmauer alte Grabsteine mit mehrmals wiederkehrendem Streüf von Lawenstein'schem und Brombach'schem Wappen, deren Inschriften durch Erhöhung des Friedhofniveaus zugeschüttet wurden, jedoch gut erhalten sind.

OTTENHEIM

Schreibweisen: Othenhen 845 Fälschung d. 11. Jhs.; Ottenheim 1016; Otenheim 1225 etc.; Heim des Otto.

Archivalien der Gemeinde und Pfarreien: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 101—102.

Litteratur: Heimburger Grammat. Darstell. der Mundart des Dorfes O. Halle 1887; Götz, A., Volkskunde von Siegelau, nebst Mittheilungen aus O. Alemannia XXV 1—62.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: In O. amtirte 1070 der letzte Gaugraf der Ortenau, Luitfrid. Wie es an die Geroldsecker kam, ist unbekannt. Bei der Theilung von 1277 behielt sich beide Linien den gemeinsamen Besitz von O. und dem gegenüberliegenden Schwanau vor, da mit beiden Orten die Rheinschifffahrt beherrscht wurde. Schwanau war eine mächtige Tiefburg, nach den Nachrichten fortifikatorisch vorzüglich ausgestattet. So wurde denn auch im Anfang des 14. Jhs. Raub und Schädigung der Schifffahrer, insbesondere der Strassburger, Züricher Kaufleute, mit Erfolg betrieben und die Geroldsecker standen diesem Treiben nicht fern. Das wurde schliesslich so arg, dass die Strassburger mit ihren Verbündeten vor die Burg zogen, nach langwieriger Belagerung sie eroberten und dem Erdboden gleich machten. Damit war auch die Bedeutung des auf der andern Seite liegenden Ottenheim dahin. 1481 ging die der Linie Hohengeroldseck gehörige Hälfte erst pfandweise, dann 1503 als Eigenthum an Baden über, während die andere Hälfte bei der Theilung von 1629 der Herrschaft Mahlberg zugewiesen, ihm ebenfalls zufiel. O. war also baden-badisch. Unter den Geroldseckischen Vasallen hatte Hans Truchsess verschiedene Güter hier. Ein Ortsadel wird erwähnt 1256, 1288 und 1317.

Simultankirche

Simultankirche (ad s. Gallum). Ecclesia erwähnt 1136, Johannes dictus ad Angelum quondam rector ecclesie in Otenhein 1296; Walramus de Veldencze, canonicus eccl. Arg. et rector eccl. de Otenheim 1311. Bald aber hatte Ottenheim zwei Pfarrkirchen, zwei Pfarreien und zwei Pfarrherren. Die erste Erwähnung derselben geschieht 1326, wo ein Acker »bi der nuwen kirchen« angeführt wird[2]), dann 1422 bei der

[1]) Hertzog, Edelsasser Chronik (1592) S. 108 ff. Zimmer'sche Chronik Ed. Barack I. 365. Strobel, Gesch. d. Elsasses II 199 ff. Badenia, Alte Folge II 301.

[2]) Ruppert, a. a. O. 403.

Ablösung einer Gült von »der alten kirchen in Ottenheim«. 1419 erfahren wir von Johans Bromber, Kircherre zů Altenotenheim, 1452 von den »kylichherren der zweyer Pfarrkirchen zuo Otenheim« oder auch von den »herren Thoman und herren Johannes« kilchherren und lutpriester der zweier Pfarrkirchen zu Ottenheim. Am Anfange des 16. Jhs. aber ging die alte Kirche ein, auf die Gründe deutet die Notiz: »Wilhelmus episcopus Arg. ius parochiale apud ecclesiam vetus Ottenheim nuncupatam, quia timetur propediem eandem ecclesiam ex vi fluminis Rheni demoliri, ad ecclesiam Ottenheim nova dictam transferimus 1509«.[1]) Mit der ehemaligen Existens zweier Kirchen hängt es wohl zusammen, dass 1692 als »patronus coeli S. Johannes Baptista« genannt wird, 1699 S. Dionysius Ep. et mart. und später im 18. Jh. der h. Gallus.[2]) Das Patronat stand dem Kloster Schuttern zu; wie gewöhnlich ward dann auch Ottenheim inkorporirt, was 1401 durch Papst Bonifaz bestätigt wurde. Schuttern besetzte nun die (eine?) Pfarrei mit ständigen Vikaren. — Auch hier fand die Reformation bald Eingang und in jener Notiz von 1692 (s. o.), in der auch als collator et decimator domnus marchio Badensis genannt wird, heisst es: »animas habet ca 50, reliqui sunt haeretici«. Da die Herrschaft aber katholisch war, so blieb die Kirche den Katholiken, bis sie 1765 zum Simultangebrauch bestimmt wurde.

Der heutige Bau stammt in den Untertheilen des als Chor dienenden Thurmes aus älterer Zeit, im Langhaus von 1771. Der Thurm weist unten Spitzbogenfenster auf mit theils noch vorhandenem, theils herausgebrochenem Masswerk, welches ebenso wie die Profilirung der Laibungen schon auf das späte 16. wenn nicht 17. Jh. deutet, im zweiten Geschoss Lichtluken, im dritten Rundbogenfenster, die er einer Restauration i. J. 1791 zu verdanken hat. Sein Mauerwerk besteht aus Bruchsteinen mit Sandsteinquadern an den Ecken. Das schlichte Langhaus weist Rundbogenfenster auf und ein einfaches Barockportal mit dem Datum 1771.

Im Innern hat der Thurm unten ein Sterngewölbe mit trocken profilirten Rippen ohne Konsolen und unverziertem Schlussstein. Eine Thür mit geradem Sturz, sich kreuzendem Stabwerk auf steilen kleinen Basen führt zur Sakristei, die mit zwei Kreuzrippgewölben (ohne Konsolen) mit geradem Scheitel bedeckt ist. — Das Langhaus zeigt ein Spiegelgewölbe mit einschneidenden Kappen auf schlanken Pilastern. An der Decke ein Gemälde der Himmelfahrt des seeligen Bernhard, gut-dekorative Malerei von Morathi, in kleineren Bildern die Sinnbilder Christi, dann die Weihe eines Bildes durch den Markgraf Georg August und endlich die Seeligsprechung Bernhards, die eben damals geschehen war.

Altäre
Kanzel und Orgel
Taufstein

In der Kirche drei *Altäre* mit Altarbildern, eine *Kanzel* und *Orgel*, von 1773 in dem üblichen, wirksamen Rocaillegeschmack. Ein *Taufstein*, verziert mit Beschlägornament von 1630, renovirt 1771.

Glocken

Die vier *Glocken* stammen aus der Edel'schen Giesserei in Strassburg und zwar die grösste von 1777, dem h. Gallus geweiht, eine von 1750, eine kleine von 1791 (h. Sebastian) und die vierte, deren Jahreszahl ich nicht beikommen konnte.

Kirchengeräthe

Kirchengeräte: Silber getriebener vergoldeter Rocaillekelch ohne Zeichen, desgleichen gravirt und getrieben im Uebergang zum Zopfstyl, wohl nach 1771, und ganz

[1]) Krieger II S. 451. — Ruppert S. 403 meint, die Rechte der einen Pfarrei seien 1509 auf die neu errichtete Kirche in Almersweiler transferirt worden; also wohl die der neuen Kirche.

[2]) Stocker a. a. O. S. 162.

schlichter aus dem 17. Jh. Aus dem 18. Jh. (nach 1771?) die silbergetriebene, vergoldete übliche Sonnenmonstranz ohne Zeichen und die Kreuzpartikel.

Epitaph

An der Nordwand der Kirche Empire-*Epitaph* des Joh. Ant. Ed. Sartori Pfarrer † 14. Dez. 1807 und vor der Kirche grosser Crucifixus mit Maria und Johannes, derbe Arbeit von 1740.

Kath. Pfarrhaus

Kath. Pfarrhaus von 1749 bezw. 1782, schlichter Bau.

PRINZBACH

Schreibweisen: Brunsebach 1270; Brunspach 1367; Brůnsebach 1368; Printzbach 1493; Brinspach 16. Jh.

Archivalien der Gemeinde und Pfarrei: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 102.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Die Sage, für die aber nicht die geringsten Anhaltspunkte vorhanden sind, erzählt von einer römischen Stadt und römischen Silberbergwerken, auch[1]) von einem Fund römischer Münzen von Hadrian und seinen Nachfolgern. Wenn letzteres wohl nicht undenkbar ist, so beweist es doch nichts für das Erstere, ja, könnte geradezu der Ursprung der Sage sein. Wie es scheint, sind Erwähnungen des Ortes vor dem 13. Jh. nicht zu konstatiren. Erst aus dieser Zeit finden sich denn auch Nachrichten über die während einer kurzen Periode ergiebigen Silberbergwerke, die offenbar die Hauptquelle für Walters II. Macht und Reichthum gewesen sind.[2]) Möglich, wie Ruppert bemerkt, dass in dem spärlich bewohnten Thal sich daraufhin die Zahl der Ansiedler mehrte, aber eine Stadt war P. nie. Die aus verschiedenen Gründen unmögliche Notiz Kolb's[3]), dass die Stadt(!) Prinzbach i. J. 1008 (sic!) am Charfreitage von den Freiburgern überfallen und geplündert, die Schmelzöfen und Münzwerkstätten aber zerstört worden seien, mag vielleicht auf ein ähnliches Vorgängniss im 13. Jh. im Zusammenhang mit der Gefangennahme Walters durch den Grafen von Freiburg zurückzuführen sein.[4]) Dass bei der Theilung 1277 Prinzbach wie alles Land ostwärts der Bischofsmühle in den Besitz Heinrichs von Geroldseck-Veldenz kam und die Lahrer Linie sich nicht den Mitbesitz sicherte, wie seinerseits Heinrich an dem in ihrem Theil gelegenen Schwanau, könnte meines Erachtens darauf hindeuten, dass die Bergwerke erschöpft waren und man ihnen keinen Werth mehr beilegte. Später hat man verschiedentlich nach Silber wieder gesucht, aber ohne grossen Erfolg, weder bei den Nachforschungen durch Bischof Friedrich von Blankenheim[5]) (1375 bis 1393), noch als Pfalzgraf Friedrich 1486 die Herrschaft erobert hatte und nach Silber oder Blei suchen liess. Es werden erwähnt 1496 »zwo gruben mit namen sant Mauricius fundtgrub im

---

[1]) Kolb III 73 und Berstett Münzgesch. p. 171.

[2]) Anhaltspunkte dafür hat Ruppert (S. 247) gefunden in Richerius Senon. und in den Colmarer Annalen, die z. J. 1257 bemerken: »In Brusbach monte Brisgaudie inveniebant argentum in magna quantitate«.

[3]) Kolb III 74.

[4]) Wie Ruppert wohl mit Recht vermuthet, der die früheste Notiz darüber (S. 247) in einem Kopialbuch des XVI. Jhs. gefunden hat, das sie einem alten Messbuche entnommen haben will.

[5]) Königshofen Deutsche Städtechroniken. Strassburg 1679. Mone Quellensammlung I S. 267.

Brunspach und sant Lendlins grub im Emellspach«.[1]) 1530 waren in Prinzbach drei Gruben in Betrieb, im Emersbach und im Harmersbach je eine und Markgraf Philipp von Baden gerieth mit Gangolf von Hohengeroldseck wegen deren Verleihung in Streit. Der Ertrag war jedenfalls nicht gross, denn man hört kaum mehr etwas davon. Kolb berichtet zwar, dass 1790 noch das Silber- und Bleiwerk Marianna im Betrieb war. Man will in unserer Zeit beim Kellerbau des Zimmermann Josef Rosenthal noch das frühere »Stadt«pflaster gefunden haben, ebenso den Eingang zu dem früheren Bleibergwerk, endlich sollen noch Reste einiger »Stadt«mauern, Theil vom Erdwall, Stadtgraben[1]) gefunden worden sein. Bis auf geringe thatsächliche Gemäuerreste (s. unten) unkontrollirbare Nachrichten. Prinzbach hatte mit der ganzen Herrschaft Hohengeroldseck, bei der es verblieb, 1485 die Verwüstungen durch den Pfalzgrafen zu erleiden. Mehrere Jahre nachher noch waren die Einwohner nicht im Stande, ihre Steuern zu entrichten. 1670 kam neues Unheil, der Ort wurde durch die Franzosen unter Crequi verbrannt. 1819 wurde er badisch.

Ein Ritter Johannes von Schutterthal, Lehensmann der Geroldsecker, hatte um 1350 in P. seinen Wohnsitz, ausserdem werden im 14. Jh. verschiedene Edelknechte von Pr. erwähnt.

Pfarrkirche

Die *kath. Pfarrkirche:* Ad S. Mauritium. 1291 ein Waltherus clericus de Brunsebach genannt, 1464 ein rector ecclesie. Die Collatur sowie der Zehnten gehörten von altersher zu Hohengeroldseck, daher wird der Besitznachfolger »praenobilis liber baro de Leuen« 1699 als »collator et simul decimator« genannt.

Der heutige Bau ist im Wesentlichen einer Wiederherstellung nach der letzten Zerstörung, also Ende des 17. oder im 18. Jh. zuzuschreiben. Ein einschiffiges Langhaus mit östlichem Thurm, der wie üblich als Chor dient. Dieser Thurm Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken, hat an diesen schwach hervortretende Strebepfeiler; an deren südöstlichstem eingeritzt die Linien einer Sonnenuhr. Während er im Süden ein späteres gradsturziges Fenster mit abgefastem Gewände aufweist, ist das östliche ein doppeltes Spitzbogenfenster mit nach Innen kurzer, nach Aussen sehr starker Abschrägung. Die noch viereckigen Geschosse darüber haben schmale Lichtluken, der Thurm endigt in einem achteckigen Geschoss aus Riegelwerk und dessen Bedachung aus dem 18. Jh. Im Erdgeschoss ein Kreuzgewölbe mit plumpen Rippen auf merkwürdig primitiven achteckigen Konsolen. Der Schlussstein zeigt das Lamm Gottes und weist auf spätgothische Zeit. Der Chor öffnet sich in gedrücktem Spitzbogen, der auf spätgothischen Kämpfern aufsitzt, gegen das schlichte Langhaus; die Façade öffnet sich in gradsturziger Thür, darüber Oculus und Spitzbogenfenster.

Ausstattung

Der Taufstein mit gebauchtem Fuss und muschelartig verzierter Cuppa stammt aus dem 16. bis 17. Jh.; ebenso ein Weihwasserstein am Nordportal. Die Altäre sind im üblichen Barockstyl, die Kanzel dagegen schon Louis XVI. mit den Reliefs der Evangelisten.

Glocken

Drei *Glocken* sind neu, die vierte von 1765, also wohl aus der Edel'schen Giesserei.

In unserm Jahrhundert hat die Kirche eine Erneuerung ihrer Bedachung erfahren.

Kirchengeräthe

Zwei silbervergoldete *Kelche*, der eine von 1750 mit Augsburger Zeichen, zwei schlichte Empire-Kelche, entsprechendes Versehkreuz und übliche *Sonnenmonstranz*, Kupfer, versilbert und vergoldet mit Rocailleornamenten.

---

[1]) Krieger II 503.

Vor der Kirche *Crucifixus* mit Magdalena, Sandstein, 1762 gestiftet von Maria Magdalena Stelgerin. Der Friedhof hat alte Ummauerung mit abgeschrägten Deckplatten.

Mauer

Fünf Minuten östlich der Kirche Reste eines alten Mauerzuges, etwa zwanzig Schritte langes, ziemlich regelmässiges *Granit-Bruchsteinmauerwerk;* ausserdem glaubt man noch die Anlage eines Grabens zu entdecken.

Brunnensäule

An dem gegenüber der Pfarrei gelegenen Hause *Brunnensäule* mit Menschenfratze als Ausfluss. Diese Fratze mit merkwürdig stylisirtem Haar könnte noch romanischen Zeiten nahe stehen.

REICHENBACH

Schreibweisen: Richenbach cum vallibus suis scilicet Diezzen et Weiler 1270; Richembach 1466; Langenrichenbach 1322 und 1476; zu Richenbach unden im dorff 16. Jh.

Archivalien der Gemeinde und (kath.) Pfarrei: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 102; Archiv der Röder von Diersburg; Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894) S. 96.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Ruppert sieht irriger Weise in dem R., das in dem Schirmbrief Innocenz II. von 1139 für das Kloster Gengenbach erwähnt wird, das Dorf bei Lahr. Dieses scheint zum ersten Male (s. oben) 1270 erwähnt zu werden. Bei der Theilung kam es zur Grafschaft Hohengeroldseck zur Hälfte, während die eine Hälfte als Zubehörde zu Schloss Tiersberg und Allod die Geschicke des Schlosses theilte, 1466 als badisches Pfandlehen bei den Rödern war, durch einen gemeinsamen Vogt dieser und der Geroldsecker verwaltet wurde (gegenseitige Freizügigkeit bestand) etc.[1]) Es machte die Schicksale der Hohengeroldsecker mit und wurde 1819 erst badisch.

Kirche

Kirche (h. Stephan): ecclesia Rychenbach apud castrum Geroltzecke 1332; sannct Steffins (sic) der heilige und die Kirche Richenbach etc. Das Patronat hatte schon 1289 hier das Kloster Gengenbach. Die Pfarrei wurde, wie es scheint, im Anfange des 16. Jhs. dem Kloster inkorporirt. 1666 erscheint als collator et decimator ecclesiae d. comes de Gerolzeck und es wird weiter berichtet, dass es damals 1200 Seelen zählte. Der heutige Bau ist vollständig neu.

Schlösschen

Auch das *Schlösschen* im Weilerthal ist spurlos verschwunden. Es war als Geroldseckisches Mannlehen ein Sitz verschiedener kleiner Adeliger.[2]) In den Kämpfen dieser mit dem Pfalzgrafen wurde es, um letzterem keinen Stützpunkt zu geben, von Diebold von Hohengeroldseck selbst verbrannt.

Riegelhäuser

Im Ort eine stattliche Reihe malerische *Riegelhäuser,* in ihrer Gesammtheit gut wirkend.

Kruzifix

Am Südausgang des Ortes ein *Kruzifix* von 1756 und in der Nähe der Kirche ein kleines Bildstöckle des 18. Jhs.

---

[1]) Ruppert a. a. O. S. 406.

[2]) Ebenda.

SCHÖNBERG

Schreibweisen: am Schúnberg 1444; Schyberg 1476; Schymberg 1496; Schynberg 1522; auf dem Schimperg 1530.

Der Zinken, der nur wenige Häuser enthält, gehörte zur Grafschaft Geroldseck und wurde 1819 badisch.

Das Gasthaus »Zum Löwen« aus dem 16. Jh., laut Jahreszahl 1732 im 18. Jh. umgebaut, hat im Innern spätgothische, gebauchte Holzstützen des grossen Durchzugsbalken mit schachbrettartiger Verzierung am Gebälkstück.

Ihm gegenüber liegt die (s. Fig. 52):

RUINE HOHENGEROLDSECK



Fig. 52. Die Ruine Hohengeroldseck (Schönberg).

Schreibweisen: castrum Gerolteshecke 1139; kop. 1276; Geroltseck 1228; Gerolseke 1253; Geroltsecke 1260 etc. Hochengeroltzeck 1449; zuo der hochen Geroltzeckh 1487; Hoengeroltzeck 1504. Steyn Geroltzeck 1500. (Eck des Gerolt.)

Litteratur[1]: Fr. Gessler, Hohengeroldseck. Sage und Dichtung. Lahr, Schauenburg 1887. — Krieg von Hochfelden, Ueber die alte Befestigung der Burg Hohengeroldseck in Mone's Bad. Archiv II S. 307. — Näher, Ortenau S. 14 ff. und Tafel III. — N. Nicklès, Das röm. Ehl, Hohenburg und Hohengeroldseck, nebst den Sagen dieser Gegend. Abdr. a. d. elsäss. Samstagsblatt. Mülhausen, Rissler 1866. — Ruppert a. a. O. S. 3 u. 284 ff. — Schulte vom Brühl, Hohengeroldseck. Bad. Volkserzählung. Lahr, Schauenburg 1893. — Oskar Schwebel, Die Geroldsecker und ihre Burgen. Vom Fels zum Meer 1888/89, Heft 12. — Alfr. Siefert, Eine Wanderung von Lahr nach den Ruinen Hohengeroldseck und Lützelhart. Lahr 1890. — Ders., Die Sage von Walter von Geroldseck und Diepolt von Lützelhardt. Lahr, Geiger 1895. — Ders., Ursage von Hohengeroldseck. Lahr 1895. — C. A. Woll, Genealogie und Besitzungen der Reichsgrafen von der Leyen. Pfälz. Mus. IX 31—32, 40—42. A. Siefert, Burg Hohengeroldseck etc. Burgwart, II. Jahrg., S. 25 ff.

[1]) Die Litteratur ist hier nur soweit angegeben, als sie das Schloss selbst betrifft, da die Geschichte der Dynasten und ihrer Herrschaft in der Einleitung gegeben ist mit den Litteraturangaben.

Ansichten: Federzeichnung von Grimmelshausen (?) in den Akten des 30jährigen Krieges im Reichsarchiv zu München (s. Fig. 53). — Ansicht des Schlosses H. von 1645 o. O. (?) — Aus dem 19. Jh. in Badenia II, 1840; in Näher, Ortenau, Tafel III; ebenda Grundriss, ein solcher auch in Mones Bad. Archiv II (zu dem Aufsatz Kriegs v. H.) v. J. 1693, aufgenommen von dem österr. Genieoffizier Boulaincourt.

Ansichten

Geschichtliches: Es ist nicht die Aufgabe dieses Abschnittes, die Geschichte der Geroldsecker zu erzählen, da dies in der Einleitung zu dem Bande in Verbindung mit der gesammten Geschichte der Mortenau geschehen ist. Nur diejenigen Vorgänge und Thatsachen sollen hier rekapitulirt werden, die geeignet sein könnten, ein Licht auf die Baugeschichte des Schlosses zu werfen.

Geschichtliches

Urkundliche Nachrichten, welche über das 11. Jh. hinaufreichen, haben wir von den Geroldseckern nicht. »1035 wird ein Herimannus advocatus aecclesiae in Burcheim« erwähnt, der möglicherweise — auch Krieger scheint es für wahrscheinlich zu halten — dem Geschlecht angehörte, dann wird ein Waltherus de Geroldsecca im Cod. Hirsaug. 26 genannt, der etwa von 1061 bis 1105 gelebt haben muss. 1141 hören wir von »Otto et Burchardus de Geroldisecco«, die aber wohl dem elsäss. Geschlecht angehörten (?). Die Burg wird erwähnt zum ersten Male 1139 in dem Schirmbrief Innocenz II. für das Kloster Gengenbach. Wir dürfen also annehmen, dass im 11. und 12. Jh. das Geschlecht bereits seinen Hauptsitz auf der späteren Burg gehabt hat, die damals schon im Mittelpunkt der noch bedeutend kleineren Besitzungen gelegen haben mag. Häufiger treten die Mitglieder dann mit Beginn des 13. Jhs. hervor, wir hören von einem Heinricus 1218, von einem Burchardus 1232 und von »B. et. B. de Geroltsecke« 1236. Erst mit Walter II. aber, dem Vater des gleichnamigen Bischofs von Strassburg, dem Erbauer der Tiefburg in Lahr und des Stiftes Lahr gewinnen wir einen sicheren Boden. Zu seinen Lebzeiten lieferten die Silber- und Bleigruben bei Prinzbach jene reichen Erträgnisse, die die Grundlage seiner Macht bildeten, offenbar der grössten, wie sie nie vorher und nachher mehr ein Geroldecker besessen. Aber in demselben Augenblick, in dem der Gipfelpunkt erstiegen war, begann auch schon das Sinken. In den Krieg des genannten Bischofs mit der Stadt Strassburg verwickelt, erlitten sie schwere Wunden. Dazu kam die Theilung 1277 zwischen den Enkeln Walters II., Heinrich und Walter, welche Lahr bekamen, und ihrem Oheim Heinrich von Geroldseck-Veldenz, der alles Land ostwärts der Bischofsmühle (in der Mitte des Weges zwischen Lahr und Kuhbach) und somit auch die Stammburg erhielt, sowie das württembergische Sulz. Er scheint sich mehr auf den ihm durch seine (zweite?) Frau zugefallenen niederrheinischen Besitzungen und in den schwäbischen Landen aufgehalten zu haben, als in dem alten Erbsitz seines Geschlechtes.[1]) Von seinen Söhnen bezw. Nachkommen stammen die zwei Linien Hohengeroldseck und Sulz, während die Kinder, welche die Veldenzer Länder erhielten, sich Grafen von Veldenz nannten, doch hatten sie auch ein Erbrecht auf die Geroldseckische Hinterlassenschaft. Es waren die Zeiten der äussersten Verwirrung Deutschlands durch die Kämpfe um die Kaiser- bezw. Königskrone und die Familie Heinrichs I. wurde aufs lebhafteste mit hineingezogen. Und zwar stehen die verschiedenen Mitglieder dabei in schärfstem und merkwürdigstem politischem Gegensatz. Als dann Albrecht von Oesterreich siegte, da konnten die auf seiner Seite stehenden Veldenzer ihre Erbansprüche wirksam

[1]) Ruppert a. a. O. S. 108 ff.

vertreten und es kam zu einem Vertrag mit den andern Nachkommen Heinrichs I. Im Laufe des 14. Jhs. aber verloren die Veldenzer allmählich ihren Besitzantheil. Was die Genealogie der Sulzer und Geroldsecker Linie betrifft, so ist hier Verschiedenes noch unklar.[1]) Es ging ihnen indess genau wie ihren Lahrer Vettern, in innern Zwistigkeiten und äusseren Kämpfen rieben sie sich auf, jeder Vater hinterliess seinen Söhnen eine grössere Schuldenlast, Verkauf folgte auf Verpfändung. Der Landvogt Hermann [2]) war zwar durch seine Gemahlin Uta von Tübingen in ein verwandtschaftliches Verhältniss zu König Rudolf getreten und hatte daher auch von diesem verschiedene Reichslehen erhalten. Er starb aber bald, noch ehe sein Sohn Walter mündig geworden. Dieser war mit einer Anna von Fürstenberg verheirathet. Er hatte wegen der Erbansprüche der Veldenzer verschiedene Schwierigkeiten zu bestehen. Sein Sohn Walter ist dann jener »böse Geroldsecker«,[3]) der von der Veste Schwanau aus die Rheinfahrer ausplünderte und schliesslich den Feldzug der Strassburger und ihrer Verbündeten 1333 gegen diese veranlasste, welcher sich auch über den Rhein ausdehnte, Schuttern in Flammen setzte und gewiss viel Elend über die Grafschaft brachte. Sein Sohn Walter (IV.) scheint verhältnissmässig friedliche Zeiten gehabt zu haben. Ein Neffe [4]) von ihm Namens Walter scheint sich an den Kämpfen Erzherzogs Leopold von Oesterreich in der Schweiz betheiligt zu haben. Unter seinen Söhnen aber Georg und Heinrich brach ein heftiger Bruderzwist aus, der schliesslich 1370 zu einer Theilung ihrer Lande führte und da erfahren wir denn auch von der Stammburg, dass Heinrich das »vorder Huss« erhielt, Georg das »hinder Huss«.[5]) Da sie an dem Ueberfall des Grafen Eberhard von Württemberg im Wildbad beteiligt gewesen waren, so richtete sich derselbe auch gegen sie und nötigte sie, Heinrich und Georg, 1375 und 1377 ihm die Oeffnung zu Geroldseck zu verschreiben.[6]) Georg starb ohne Erben und damit fiel die ganze Herrschaft Hohengeroldseck wieder an Walter,[7]) seines Bruders Sohn von einer Ochsenstein, der mit einer Elisabeth von Lichtenberg verehelicht war, von welcher er fünf Söhne und zwei Töchter hatte. Er, der 1432(?) gestorben ist, hat wie es scheint noch einmal eine gewisse Rolle gespielt auf dem Konstanzer Konzil. Dann aber brach wieder der Verwandten- und Bruderzwist in dem Hause aus, die Söhne Diebold und Heinrich empörten sich gegen den Vater, der bei Heinrich von Fürstenberg Zuflucht suchte.

Unterdess war 1427 der Mannesstamm der Lahrer Linie ausgestorben und die Besitzungen derselben kamen an die Mörs-Sarwerden, wogegen nun die Hohengeroldsecker protestirten, insbesondere Diebold, der die Wittwe des früh verstorbenen Erbsohnes des letzten Lahrers zur Gattin hatte. Bei dem Krieg stand aber Walter V. mit seinen Söhnen Johann und Georg gegen die anderen Söhne, wobei es ihm gelang, die Stammburg zu erobern. Endlich 1434 nach langem verderblichen Kriege kam es zu einer Einigung und einer neuen Theilung zwischen den übrig gebliebenen Brüdern Diebold, Georg und Hans. Die Urkunde darüber ist für das Schloss wieder wichtig.[8]) Danach sollte Diebold

---

[1]) Kindler v. Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I S. 433 ff.

[2]) Ich folge hier im Wesentlichen Ruppert.

[3]) »Der böse Geroldsecker«, Badenia II 1840, S. 301.

[4]) Reinhardt, Pragmat. Gesch. S. 39.

[5]) Ebenda S. 42.

[6]) Ebenda S. 43, Ruppert S. 285.

[7]) Reinhardt S. 43.

[8]) Reinhard Urkunde LXIII.

erhalten zu Geroldsecken der Vesten »das nuwe Huss«, Georg und Hans »das ander alt huss uff dem Velsen, unnd dazu Ruprechts-Stocke«. Alles Andere soll richtig vertheilt werden und zwar: »sunst allen andern Gebuwe und was noch in dem Gebuwe uff und inn dem Sloss Geroltzecke ist, und darzu die andern steynen Stöcke inn der nidern Burge, sollent glich eynem als vil als dem andern, und on alle Geuerde, geteyltt werdenn«. Des weiteren heisst es: »Es ist auch berett und beteydingett, als das Hinderhuss und Ruprechtsstock den obgenannten Hern Jörgen und Junckher Hansen werden und zugehören soll; wer es, dass under den zweyn Gebrudern eyner abging, so soll das Huss unnd der Stock an den andern und sin Erbenn fallen«. Aehnliches wiederholt dann ein weiterer Theilungsbrief von 1435.[1] ‚Durch einen Burgfrieden, dessen Weitreiche bei dem Brücklein am Schimberg anfing, den Weg hinab bis zu dem Bache, aufwärts bis zum Kalkofen am Eichberg, bis an den Ruchkasten, auf den Kopf, »als man die schneit hinabgeht«, sich erstreckte, wurde bestimmt, dass jeder der Brüder drei wehrhafte Knechte auf dem Schlosse haben solle, dass jeder zu gleichen Theilen an den Bau- und Unterhaltungskosten beizutragen habe und jeder abwechselnd zwei Jahre Baumeister sein solle'.[2] 1451 starb Hans ohne Erben, 1453 theilten die übrig bleibenden Diebold (I.) und Georg (der Domherr zu Strassburg blieb) und zwar erhielt Diebold Geroltzeck und alle Güter der Umgegend. Er musste sich, um eine Stütze zu haben, 1454 in den Erbdienst des Pfalzgrafen Friedrich begeben. Das so stolze Geschlecht war also schon tief gesunken. Als er 1461 starb, hinterliess er drei Söhne, Diebold (II.), Walter und Gangolf, die indess erst 1466 mündig wurden, als ihr Vormund und Onkel, Georg, der Domsänger in Strassburg, gestorben war, womit sie auch seine Lande wieder erbten. Sie theilten unter sich i. J. 1470[3]; Diebold (II.), als dem »eltesten derselben Herren ist zugetailt auch vorenz worden und belieben sollent, die Mannschaften und Lehenschafften zu der Herrschafft Geroltzeck gehörig« und »Geroltzeck das Schloss mit aller Gerechtigkeit und Zugehörde«. »Wäre auch, dass dieselbe zween mine Geprudere Gangolff und Walther ihre Behausung und Wohnung uff dem Schloss Geroltzeck auch haben wolten, das mögent sie wohl thun, doch ungevarlich und ohne min Diepolts Schaden. Dagegen sollen Gangolff und Walter das Hinterhauss zu Geroltzeck auch im Bau und Ehren halten inn ihren Costen ohne mins Diepolts Schaden. Dye sollent auch in dem Schloss Geroltzeck ihr Hofung haben etc.« Diebold (II.) war vermählt mit Elisabeth geb. Frau von Rodemachern, Wittwe des Lahrer Herren Grafen Friedrich zu Mörs und Sarwerden. Seine Regierung bedeutete einen weiteren Niedergang. Da er von Ottenheim aus die Räubereien seines Ahnen auf dem Rheine wieder aufnahm, insbesondere die Eidgenossen auf dem Rheine belästigte, so zogen die Strassburger 1474 wider ihn, eroberten und zerstörten Stadt und Schloss Schuttern und belagerten dann, allerdings wie es scheint ohne Erfolg, die Hohengeroldseck. Nur das Eingreifen des Pfalzgrafen half zum Frieden.[4] Die pekuniären Bedrängnisse aber wurden immer grösser, Dorf nach Dorf wurde verpfändet oder auf Wiederkauf verkauft. Die Hälfte der Güter waren so verloren gegangen. Trotz dieser Lage suchte er sich noch von dem Erbdienst der Pfalz, den sein Vater zu seinem

---

[1]) Ebenda Urkunde LXV.

[2]) Ruppert a. a. O. S. 283.

[3]) Reinhard, Urk. XCIII.

[4]) Reinhard, S. 60.

Schutze eingegangen, freizumachen und kündigte dem Pfalzgrafen Fehde an, während er zugleich versuchte, sich in den oesterreichischen Schutz zu stellen [1]) (1486). Die Folge davon war, dass er alles verlor, was er noch hatte, nämlich die beiden Vogteien Brinsbach und Schimberg und die Stammburg. Diese hatte Pfalzgraf Philipp sechs Wochen lang belagert, Bresche geschossen, worauf sie ihm übergeben wurde. [2])

Von dem offenbar händelsüchtigen Diebold hören wir nichts weiter, als dass er 1498 noch einmal eine Fehde mit dem Bischof von Strassburg hatte. Da er ohne Erben starb, sein Bruder Walther von einem wüthenden Hund gebissen, sich in das Kloster Ettenheimmünster zurückgezogen und daselbst geendet hatte, so empfing der letzte Bruder, Gangolf, 1500 von Kaiser Maximilian I. die Reichslehen. Als der Kaiser 1507 die Pfalz besiegt hatte, stellte er das Schloss bis zum Ausgang des Prozesses zwischen Gangolf und der Pfalz dem Markgrafen Christoph von Baden zu »in truwes handen«. Endlich 1511 sollte der Geroldsecker wieder in sein Schloss einziehen, Baden verlangte nun aber 1500 Gulden, die es über die Einnahmen der Zinsen und Gefälle an dem Schloss verbaut habe. Dasselbe muss also in den Kriegsfällen arg gelitten haben. Infolge dieser Schwierigkeiten gelang es erst seinen Söhnen Gangolf (II.) und Walter in den Besitz des Schlosses etc. zu kommen, nachdem sie ihre Stammburg und die beiden Vogteien Prinzbach und Schimberg von Oesterreich zu Lehen genommen hatten [3]) und zwar als Mannlehen, aber mit der Bedingung, dass nach dem Aussterben des Mannesstammes auch Töchter erbberechtigt sein sollten. Im gleichen Jahre wurden sie mit der Herrschaft Sulz belehnt, die der Familie verloren gegangen war, und nannten sich nun wieder von Geroldseck-Sulz. Sie suchten wenigstens einen Theil der Güter durch Rückkauf von Baden an sich zurück zu bringen, was auch nach allerlei Prozessen gelang. Und so hatten sie denn eine allerdings sehr zusammengeschmolzene Herrschaft wieder beisammen. Gangolf II. war 1549 tot. Sein Sohn Quirin-Gangolf besass dann bis zu seines Onkels Walters Tode (1555) mit diesem die Herrschaft, dann mit seinem Vetter Walter, der offenbar bald starb, danach allein. Quirin Gangolf, der sich 1558 mit Maria Gräfin von Hohenstein verheirathet hatte, fiel am 15. Sept. 1569. Er hinterliess einen unmündigen Sohn Jacob, den letzten des Mannesstammes. 1584 mündig geworden, verheirathete er sich mit Barbara von Rappoltstein, dann mit Elisabeth Schenk von Limburg, von der er eine Tochter Anna Maria hatte. Er hatte unter anderem durch Vertrag mit der letzten Erbin von Dautenstein dies Schloss wieder an sich gezogen, es vollständig wieder aufbauen lassen und residirte sehr häufig hier. Er scheint bemüht gewesen zu sein, seine Herrschaft, in welcher er auch den Protestantismus einführte, durch geordnete Verwaltung wieder in die Höhe zu bringen. Vor seinem Tode suchte er noch die Erbfolge seiner Tochter, die mit dem schwedischen Obersten Grafen Friedrich zu Solms-Roedelheim verheirathet war, sicher zu stellen. [4]) 1634 schloss er seine Augen, [5]) die bambergischen und strassburgischen Lehen gingen zurück, während Anna Maria

---

[1]) Reinhard, Urk. C. und S. 62.

[2]) B. Hertzog, Edels. Chronik (1592) II S. 128 und Reinhard.

[3]) Reinhard, Urk.

[4]) Siehe Reinhard, S. 73 ff. auch für die folgende Darstellung.

[5]) Zwei Kupferstiche zeigen uns den letzten Geroldsecker und zwar der eine zu Pferd, der andere ein Brustbild (Exemplare davon in der Lahrer Sammlung).

zunächst die Reichs- und österreichischen Lehen behielt bis zur Aussonderung ihres Eigengutes. Ein Jahr nachher aber wurden diese Lehen den Grafen von Cronberg übergeben, die ein grösseres Guthaben bei dem Hause Oesterreich hatten, und dieselben auch durch die Truppen des Generals Gallas in den Besitz gesetzt, selbst der Orte, die Anna Maria als Allod beanspruchte. Ihr erster Gemahl starb 1640,[1]) sie verheirathete sich 1644 mit dem Markgrafen Friedrich V. von Baden-



Fig. 53. Die Hohengeroldseck.
(Nach einer Federzeichnung von Grimmelshausen (?) im Reichsarchiv zu München von 1645.)

Durlach und nun begann ein über hundertjähriger Prozess um die Allodien, in dessen Verfolg Reinhard seine oft citirte pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck schrieb zur Verteidigung der badischen Ansprüche, die zunächst sich nicht auf das Schloss richteten. Dieses, im Besitz der Cronberg, hatte unter ihnen seine endgültige Zerstörung zu erleiden in den Kriegen Ludwigs XIV. Ende 1688 zogen sie auch vor die alte Dynastenburg und wenige Tage nach Dreikönig 1689 wurde dieselbe erobert, in Brand gesteckt und zerstört. Von da an lag sie in Ruinen, an einen Wiederaufbau wurde nicht

[1]) Kindler v. Knobloch a. a. S. 234.

mehr gedacht, obwohl die Oesterreicher 1693 um die ganze Burg herum Schanzen anlegten.[1]) Als seine Besitzer, die Cronberg, ihrem Ende nahten, da ertheilte der Kaiser Leopold den Herren von der Leyen die Anwartschaft (eigentlich schon 1636, 1677 nur erneuert) auf deren Besitz, trotz der Ansprüche Baden-Durlachs. Letzteres aber setzte sich, nach dem Aussterben 1692 mit Gewalt in den thatsächlichen Besitz der Lande, in die dagegen Oesterreich i. J. 1697 mit 300 Mann den Freiherrn Karl Kaspar von der Leyen als Herren der Grafschaft einführten. Das neue Haus war ein altes, niederrheinisches Geschlecht, nach seinem Schloss Leye an der Mosel benannt; es hatte indess auch einige Besitzungen in der Triberger Gegend. Manche Aebte und Bischöfe waren aus ihm hervorgegangen. Schon die treue katholische Gesinnung mochte es den Habsburgern empfehlen, auch sonstige politische Gründe sprachen dafür, und so wurde der Familie bereits 1636 die Anwartschaft auf die Grafschaft gegeben. 1653 wurde sie in den Freiherrenstand erhoben, 1677 die Anwartschaft erneuert, 1697 kamen sie in den Besitz und wurden endlich 1711 von Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben. Sie hatten den Vortheil, dass im 18. Jh. wie in ganz Deutschland, so auch in ihrer Grafschaft, die wirthschaftlichen Verhältnisse sich allmählich besserten, so dass ihr Andenken kein schlechtes ist. Im Geiste des Jahrhunderts schufen sie auch eine Schulordnung und manche andere gute Einrichtungen. Ihre Residenz war Dautenstein. Auf Karl Kaspar folgte Friedrich Ferdinand, dann Franz Karl und endlich Philipp Franz († 1829), dem in den napoleonischen Zeiten eine weitere Rangerhöhung zu Theil wurde. Zunächst allerdings verlor er durch den Luneviller Frieden die alten linksrheinischen Besitzungen des Geschlechtes. Bei den berühmten Entschädigungsverhandlungen war er in Paris anwesend. Trotzdem gelang es ihm jetzt und bei der Gründung des Rheinbundes nicht, irgend etwas anderes zu erlangen, als die Erhebung in den Fürstenstand. 1815 kam das kleine Fürstenthum wieder unter oesterreichische Staatshoheit, die Territorialkommission nach dem Wiener Kongress aber machte 1819 diesem Zustand ein Ende, die Herrschaft kam an Baden. Die Burg Hohengeroldseck, Dautenstein und einiges andere verblieb der Familie als standesherrlicher Besitz.

Konservirungsarbeiten

Die Ruine blieb unaufgebaut und wurde, wie es ja überall geschehen, auch als Steinbruch benützt. Als man i. J. 1860 Ausbesserungen zur Erhaltung vorschlug, hat man statt dessen die gefahrdrohenden Mauern niedergerissen. Erst am Ende des 19. Jhs. begannen unter Leitung des Konservators der Baudenkmale, Oberbaurath Kircher, durchgreifende Wiederherstellungsarbeiten, bei der längst verschüttete Theile, wie Felsenbrunnen und Brunnenhaus, wieder freigelegt wurden, wie auch der alte Zugang zur oberen Burg. 1892 wurde mit den Bauarbeiten begonnen, die i. J. 1901 fertiggestellt wurden. Diese Instandsetzung der Burg wurde mit Genehmigung und Unterstützung des Eigenthümers durch die Grossh. Regierung und die Stadtgemeinde Lahr ermöglicht. Diesen schloss sich dann in thatkräftiger Weise der Schwarzwaldverein, Sektion Lahr, an, welcher auch dauernd diesem Denkmal seine Unterstützung zuzuweisen die Absicht hat.[2])

[1]) Siehe die Schanzen auf dem Plan bei Krieg v. Hochfelden a. a. O. und auf unserem Plan Fig. 54.

[2]) Siehe die Berichte des Konservators der Baudenkmale in der Karlsruher Zeitung 1899 Nr. 28 und 1902 Nr. 49. — Da, so viel ich weiss, Oberbaurath Kircher die Absicht hat, Ausführlicheres über die Ruine und ihre Herstellung zu publiziren, so beschränke ich mich bei folgender Beschreibung auf das für die Zwecke vorliegenden Werkes Nothwendigste an Text wie Abbildungen.

Bai



Fig. 54. Plan der Ruine Hohengeroldseck.
(Im Auftrage des Konservators der Baudenkmale, Oberbaurat Kircher, aufgenommen.)

Beherrschend über dem Kinzigthal und dem Schutterthal, auch dem, der im Rheinthal mit der Bahn vorübersaust, von weitem sichtbar, liegt die alte Burg, recht im Mittelpunkt der Besitzungen des mächtigen Geschlechtes in seiner grössten Blüthe, als diese von Schwarzach bis Schenkenzell, von da bis nach Mahlberg und zur Landeck und bis über den Rhein nach Schwanau und Ehrstein reichten. Sie krönt die mittlere Spitze des Schimberges (525 m über dem Meere) einem der drei Berge — Steinfirst und Rauhkasten heissen die anderen — welche die Wasserscheide zwischen Kinzig und Schutter bilden. Eine schöne Strasse unter Grossherzog Ludwig erbaut und ihm zu Ehren Ludwigstrasse genannt, führt heute in bequemster Steigung in der Einsattelung des Berges von Biberach herauf und herunter in's Schutterthal; ihrem höchsten Punkt gegenüber liegt eben jene Spitze, welche die Burg trägt. Schon in alten Zeiten mag hier ein alter Pfad herübergeführt und die Burg so mit beiden Thälern verbunden haben (s. Fig. 54).

Wir verlassen die grosse Strasse und folgen dem Fussweg, der uns in die Einsattelung hinab, dann ziemlich rasch emporführt. Doch biegen wir auf halber Höhe links ab, um dem alten Aufgang zur Burg zu folgen. Dieser führte von Nordwesten herauf, bog dann nach Norden um und passirte in einem Thor die Befestigung, die die Oesterreicher 1693 angeblich angelegt, in der That aber nur erneuert haben und die einen breiten äusseren Vorhof umschloss. An der nordöstlichsten Ecke desselben gelangte man zu dem Hauptthor mit einigen Vorwerken und einer Zugbrücke, von denen heute nur noch Spuren vorhanden sind. Dieser Haupteingang bestand aus einem vorderen und 20 m zurück einem hinteren Thor. Der Thorweg war nördlich von der hier nur (Mauerdicke ca. 2,05 m) etwa 80—100 cm starken äusseren Umfassungsmauer und südlich von einer den Zwinger von dem Thorweg trennenden etwas stärkeren Mauer umschlossen. Durch das zweite Thor hindurchgeschritten, befinden wir uns auf dem Plateau der »niederen Burg«, wie es in den Urkunden heisst, den Ausdruck Zwinger finde ich hier nirgends angewendet. Das Plateau des Berges von unregelmässiger Form, gegen Südosten spitz auslaufend, von etwa 95 m grösster Länge und 60 m grösster Breite, ist zum grössten Theil in den Bereich der Mauer eingezogen, sie folgt seinem Abhang im Norden und Westen ziemlich getreu, während sie an den andern Seiten etwas zurücktritt. Hier hatten, nach der Krieg von Hochfelden'schen Zeichnung, die Oesterreicher 1693 glacisförmige Verschanzungen angelegt und damit vielleicht das Bild einer ehemals hier vorhandenen weiteren kleinen Zwingeranlage verwischt. In der »niederen« Burg befanden sich Wirthschaftsgebäude, im Nordosten ein anscheinendes Wohngebäude, ein Bau, der früher als Thurm gedeutet wurde, an der südöstlichen Spitze. Ziemlich in der Mitte dieses Plateaus erhebt sich dann etwa 6—8 m hoch ein länglicher Porphyrfelsen, dessen obere Fläche etwa 50 m zu 15 bezw. 19 m gross ist. Auf ihr stand die eigentliche Burg, das alte oder hintere und das neue Haus, wie sie in den Urkunden genannt werden, in dem dazwischen gelegenen Burghof zwei kleinere Gebäude mit leichterem Mauerwerk. Den Aufgang zu dem eigentlichen Schloss bildete eine in der Nordecke beginnende Treppe, die zwischen dem hier dem Felsen vorgelegten Brunnenhaus und der Nordmauer des neuen Hauses emporführte und an der Nordostecke des neuen Hauses über eine Zugbrücke hinüber in dem etwas vorspringenden Thorthurm rechts umbiegend in den Burghof mündete.

Von allen Gebäuden am besten erhalten ist das südöstliche Wohnhaus, das »alte huss uff dem velsen« oder auch das »hinterhuss«, wie es in den Urkunden genannt wird.

Es ist ein unregelmässiges Viereck, dessen Mauern noch 15—20 m hoch emporragen, sie stehen auf dem gewachsenen Fels und haben eine Stärke von etwa 2 m. Die längeren



Fig. 55. Der Südostpalas der Hohengeroldseck vor den Konservirungsarbeiten.

Seiten des Wohnhauses sind etwa 15 m lang, von den Schmalseiten die nordwestliche (immer im Innern gerechnet) ebenfalls fast 15, die südöstliche ca. 8 m. Fig. 55

zeigt uns den alten Zustand der Burg vor der Restauration, Fig. 56 denjenigen nach derselben.

In vier Stockwerken steigt der Palas auf. Das Erdgeschoss zeigte nach Südosten einfache Schiessscharten, die bis auf Geringes erhalten waren. Dagegen waren die

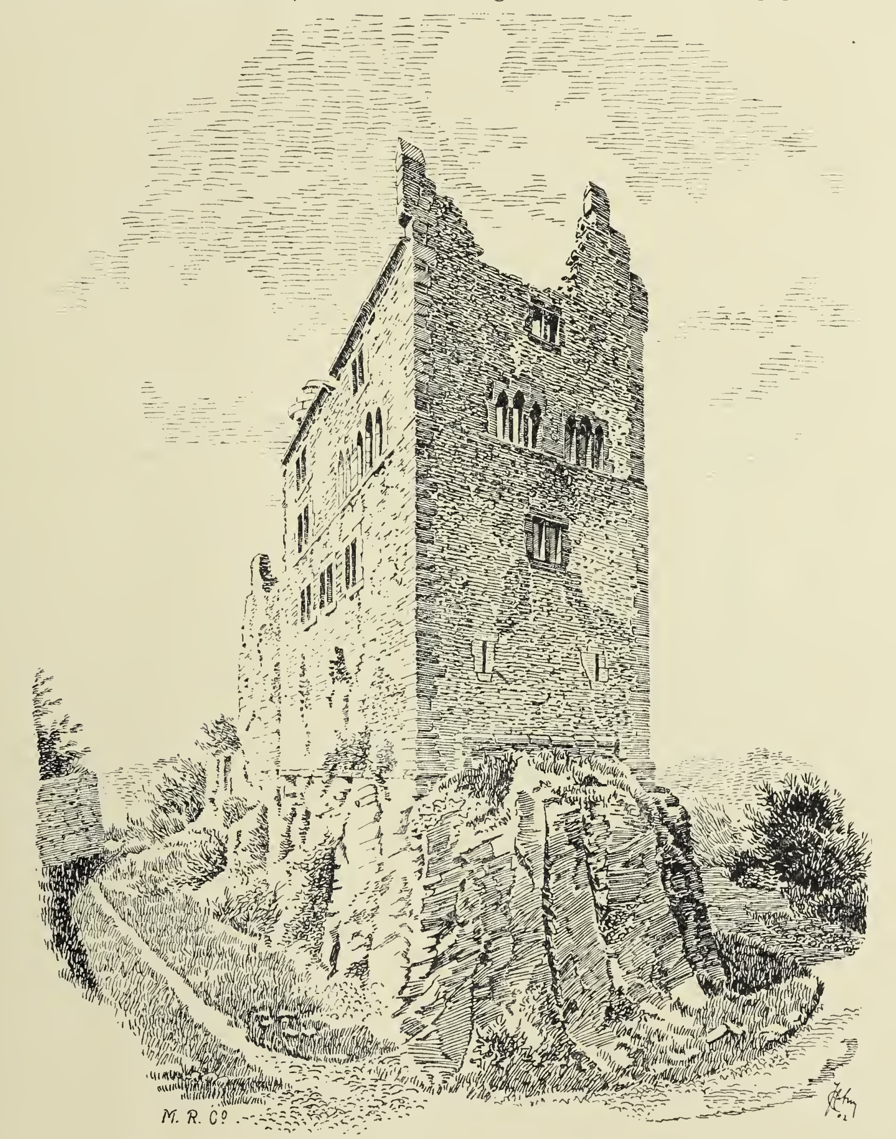


Fig. 56. Der Südostpalas der Hohengeroldseck nach den Konservirungsarbeiten.

Scharten der Südwestwand ihrer Gewände beraubt, die wiederhergestellt werden mussten. Die Nordostwand zeigt fünf Schiessscharten mit geradem Schlitz, eine davon mit grösserer Kammer. In der Wand gegen den Hof zu eine Thür, in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr erkennbar, welche in den Anbau führte, zwei Schiessscharten, eine grössere, spitzbogige Thüre, nach Innen zu im Scheitel noch der Platz für die hier ehemals

angebracht gewesene Laterne und wieder eine Nische, d. h. ehemaliges Thürchen, das bei geschlossener Hauptthür den Ausgang gestattete, dann die Thür, welche in den sich hier an der Nordwestecke anlegenden Treppenthurm führt. Dies Erdgeschoss, dessen Oeffnungen nicht überall mit dem Bau gleichaltrig sein dürften, hat also wesentlich Vertheidigungszwecken gedient. Es war, wie auch die oberen Geschosse, in verschiedene Räume abgetheilt, deren Mauerspuren noch in unserm Plane erkenntlich sind. Die Balkenlöcher und die grösstentheils abgehauenen Kragsteine zum Auflegen der Decke sind noch deutlich sichtbar. Das Geschoss darüber zeigt in der Nordost- und Südwestwand geradsturzige Fenster mit jetzt theiweise erneuerten Pfosten, deren Spuren aber vorhanden waren, und Sitzbänken. In der Südostwand war später einmal eine flachbogige grössere Oeffnung eingebrochen, die nun wieder durch ein entsprechendes Fenster ersetzt ist. In der Nordwestwand eine grosse flachbogige Oeffnung, die ohne Zweifel ehemals ein gekuppeltes Spitzbogenfenster, wie oben aus zweimal drei Spitzbogenöffnungen bestehend, die durch eine Säule getrennt waren, umschloss. In den beiden Seitengewänden auch noch die Reste der Sitzbänke. Weiter nach Südwesten, über der unteren Eingangsthür, beginnt, von Backsteinen gemauert, ein schmaler Schacht, der bis in das vierte Geschoss hinaufführt und dort in einer flachbogigen Nische endigt; er diente der grossen Uhr und ihren Gewichten und ist natürlich späteren Ursprungs. Daneben dann ein gut erhaltenes, einpfostiges Fenster mit flachbogigem Sturz, gut erhaltenen Sitzbänken und deutlich sichtbarer Vorrichtung für die Fensterriegel. Das gleiche Fenster kehrt an dieser Stelle in den beiden oberen Geschossen wieder, wir geben daher hier als Beispiel dasjenige des vierten Obergeschosses wieder (s. Fig. 57). Daneben dann, die ebenfalls in den drei Stockwerken wiederkehrende Thür in den Treppenthurm, hier im Rundbogen geschlossen, dann gerade, endlich flachbogig (die ich später wie das Fenster, nicht mehr erwähnen muss). Auch hier wie überall die Kragsteine zum Auflager der Balken. Das dritte Stockwerk scheint den eigentlichen Zwecken der Prunkentfaltung gedient zu haben, es enthält nach Nordosten, Südosten und Südwesten die gekuppelten Spitzbogenfenster, von denen wir in Fig. 58 eines abbilden. Sie mussten bei der Restauration, das eine durch Doppelsäulchen aus Granit, die zwei anderen durch einen Granitpfosten gestützt werden.

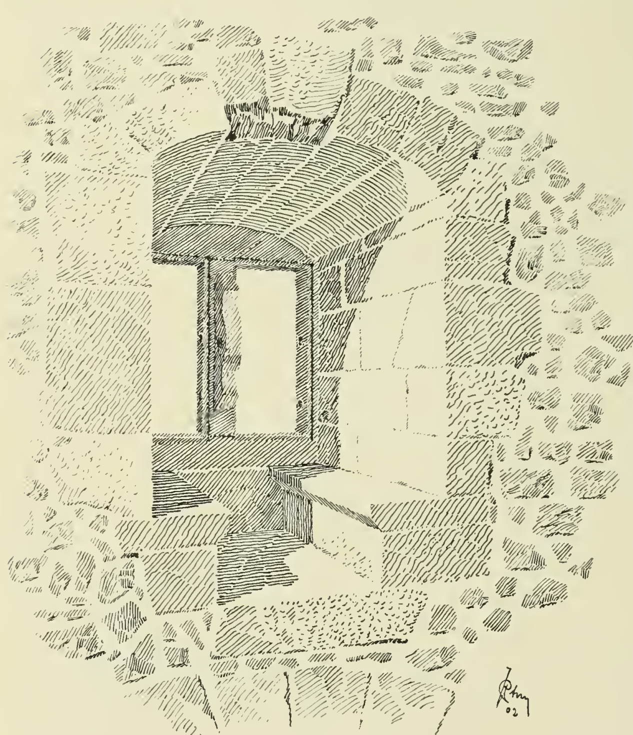


Fig. 57. Fenster von dem Südostpalas der Hohengeroldseck.

Die Nordost- und die Südwestwand haben gegen die Nordwestmauer zu noch je ein einpfostiges (wiederhergestelltes) Fenster; die Nordwestwand zwei solche; zwischen ihnen, d. h. schon ein Stockwerk tiefer und zwischen ihnen emporführend, beginnt die Ausmauerung des grossen, bis zum Giebel hinaufführenden Kamins. Das darübergelegene Geschoss zeigt ebenfalls wieder einpfostige (theilweise erneuerte) geradsturzige Fenster; darüber erhoben sich nach Südosten und Nordwesten mächtige zinnenartig abgetreppte Giebel mit weniger starkem Mauerwerk, auf etwas vorkragenden Konsolen (s. Fig. 59). Der Bau ist aus Bruchsteinmauerwerk (aus dem Urgestein des Felsens) aufgeführt, an den Ecken mächtige Sandsteinquader in unregelmässiger Abwechslung von Läufern und Bindern. Aus Sandstein sind auch die Gewände der Fenster etc., sowie das abgeschrägte Sockelgesims, das an der Südostseite, wo der Fels höher hinaufragt, emporsteigt und diesen umrahmt. Am Aeussern unter dem III. Prunkgeschoss ein Zurückspringen der Mauer mit einfach abgeschrägtem Gesims, auf dem die Fenster mit ihrer Sohlbank aufsitzen. Unter dem Dach schloss eine Hohlkehle den Bau ab.

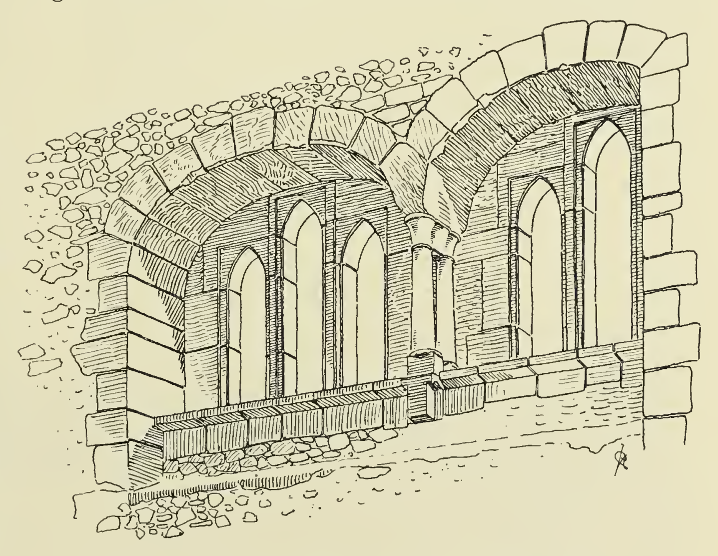


Fig. 58. Fenster im Südostpalas der Hohengeroldseck.

An seiner Hofseite finden wir neben der Thür des Erdgeschosses die Inschrift- und Wappentafel eingemauert, die nach Prinzbach verschleppt, von dort wieder hierher zurückgebracht worden ist (s. Fig. 60), die in ihren gebauchten Säulchen mit Kompositkapitellen und die die Bauchung begleitenden Akanthusblättern auf die Frührenaissance weist. Die Inschrift bezieht sich auf die sagenhafte Gründung der Burg durch den angeblichen Schwabenherzog Gerold:

hohen gerolt-seck mich bau · · · · · · · ·
von ehrn reich herr geroldt hiesz ꝛ dem grosz-
en Kaiser Karlo werdt ꝛ in vil riterlichen · thate ·
bewert ꝛ wardt auch margroff in oesterreich
in schwoben hertzog zůgleich ꝛ auch groff zů
bussen̄ sich genandt den namen tragen in solchem

standt · do	disz ehrn
her · sein no	woppen · fie
chgeboren̄	ret recht.
geschlecht	

Die heruntergekommenen und verarmten Herren mochten in dieser stolzen Ursprungssage einen Trost in ihrem Leid finden.

Den Zugang zu den einzelnen Stockwerken des Palas bildete ein Treppenthurm, der den Steinmetzzeichen nach gleichzeitig sein dürfte (s. Fig. 61). Der Eingang (s. Fig. 62) in ihn, dessen gerader Sturz auf vorkragenden Konsolen ruht und in merkwürdiger Schweifung an den Thurm anschliesst, zeigt noch die Vorrichtungen für die Thür. Der Thurm mit geradsturzigen Lichtluken besteht aus hervorragend gut gearbeiteten Sandsteinquadern. In der Höhe des dritten Palasgeschosses öffnet er sich nach Südwesten auf einen Abort, dessen Vorkragungen noch sichtbar sind. Abgedeckt war der Thurm durch einen nach innen geschweiften Helm aus Steinplatten (s. Fig. 63). Am Thurm, wie am Palas selber findet sich eine stattliche Reihe von Steinmetzzeichen (s. Fig. 64), welche, denen am Storchenthurm zu Lahr verwandt, in ihrer Form auf das 13. Jh. hinweisen. Einen weiteren Anhalt für die Datirung des Baues bieten uns die gekuppelten Spitzbogenfenster, die nach aller Analogie mit anderen oberrheinischen Burgbauten ebenfalls in das 13. Jh. zu setzen sind. Aus der Geschichte des Geschlechtes möchte man dann den Schluss ziehen, dass noch unter Walter (II.), auf dem Höhepunkt der Macht und des Reichthums, dieser Palas erbaut und überhaupt die Burg angelegt worden ist, da der schon im 12. Jh. vorhandene Bau, von dem keine Spur mehr vorhanden, den Bedürfnissen nicht mehr

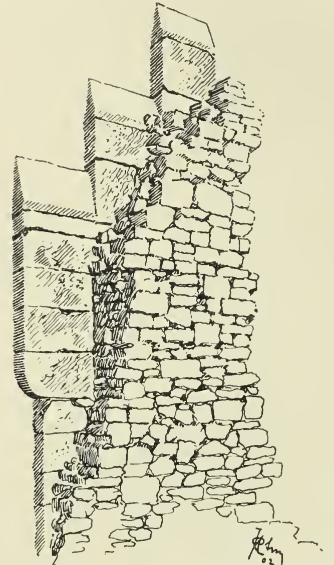


Fig. 59. Ostgiebel vom Südostpalas.

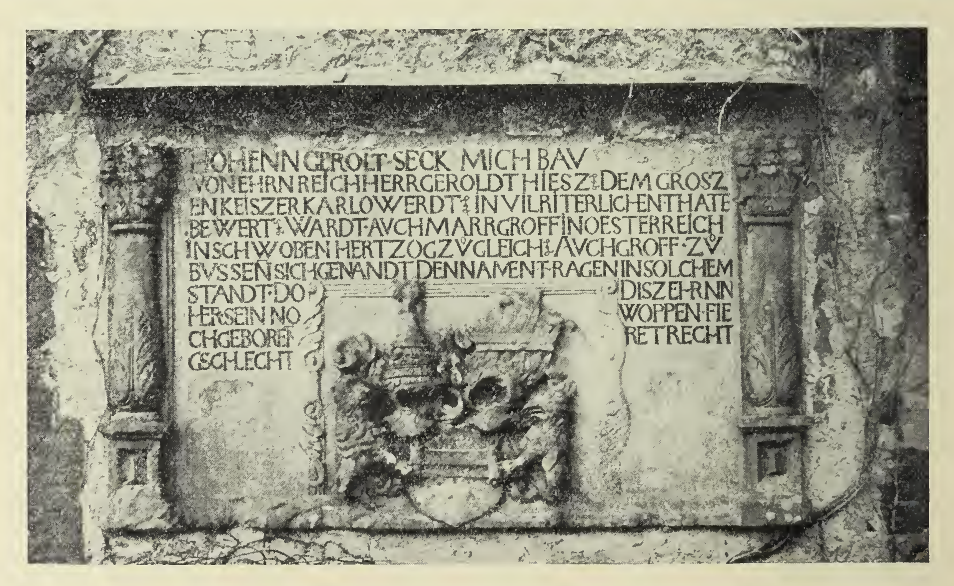


Fig. 60. Inschrift- und Wappentafel auf der Hohengeroldseck.

genügte. Eine zu frühe Datirung lassen allerdings die schon hochgothisch anmuthenden einpfostigen und geradsturzigen Fenster nicht zu — dass sie einem späteren Umbau zu verdanken sind, scheint durchaus unwahrscheinlich — und so möchte man annehmen,

dass die Anlage vielleicht erst unter Walters Sohn, Heinrich I. von Geroldseck-Veldenz († 1294), vollendet wurde.

Gegenüber diesem Palas erhob sich »das nuwe huss«, das — nach den Berichten von 1860 damals noch weit besser erhalten — heute nur noch in den Grundmauern steht. An seiner Westecke sind bei den Konservirungsarbeiten mit geringer Ausnahme neue Bossenquader wieder eingemauert worden, die den Beschauer über die ehemalige Behandlung der Ecken aufklären sollen. In der Südwestwand die Spuren zweier Fenster bezw. Thüröffnungen, die auf eine Altane herausführten, deren Untermauerung auf dem hier vorspringenden Fels noch sichtbar. Dieser Südwestpalas hatte — in umgekehrtem Sinne — etwa die gleiche Form, wie das »alte Haus«, doch misst er im Innern nur etwa 11 m zu 14 m. Eine noch erhaltene Stiege mit flacher Wölbung führte in ihm herunter in den in seinem nordwestlichen Theil gelegenen Keller. Auch in diesem Bau vermittelte ein angebauter Wendeltreppenthurm, der nur noch in seiner Rundung in der Südwestmauer und in der Mauer des hier anstossenden Gebäudes erhalten ist, den Zugang zu den verschiedenen Stockwerken. In diesem Treppenthurm führte eine Thür auf die Abortanlage dieses Palas. Vom älteren zum jüngeren Bau zog auf der Breite der Ringmauer ein Wehrgang bezw. Verbindungsgang hin mit vier nach den alten Spuren erneuerten Schiessscharten. Unter dem Treppenthurm des alten Hauses etwa und unter der Ringmauer hat der Burgfelsen einen starken Einschnitt; ein mächtiger Entlastungsbogen stützt die oberen Mauern, der Felseinschnitt darunter ist mit Mauerwerk ausgefüllt. — Daraus, dass der jüngere Palas 1434 das »nuwe huss« genannt wird, zu schliessen, dass er erst kurz vorher erbaut worden, ist nicht wohl angängig; er kann sehr wohl irgendwann im 14. Jh. entstanden und den Namen im Gegensatz zu dem älteren Bau behalten haben. Zwischen den Treppenthürmen beider Bauten lag ein kleineres Gebäude, das mit seinen Mauern von nur ca. 65 cm an die alte mächtige Aussenmauer des Beringes angelehnt worden ist und von dem wir nichts weiter zu sagen vermögen. In seinem unteren Geschoss, wo bei



Fig. 61. Die südliche Burghofecke.

den Grabarbeiten Pfeifenköpfe gefunden wurden, ein Schütt- bezw. Ausgussstein, der auf eine ehemalige Töpferei deutet. Darüber Fenster und daneben im Erdgeschoss ein zweites jetzt zugemauertes. Auch von dem gegenüberliegenden, an die Nordostmauer des Burghofes angelehnten kleineren Gebäude sind nur noch die Mauerzüge erkennbar. Es waren drei Räume wohl zu wirthschaftlichen Zwecken (Waschküche), wie aus der Gestalt auf der Grimmelshausen'schen Zeichnung hervorgeht.

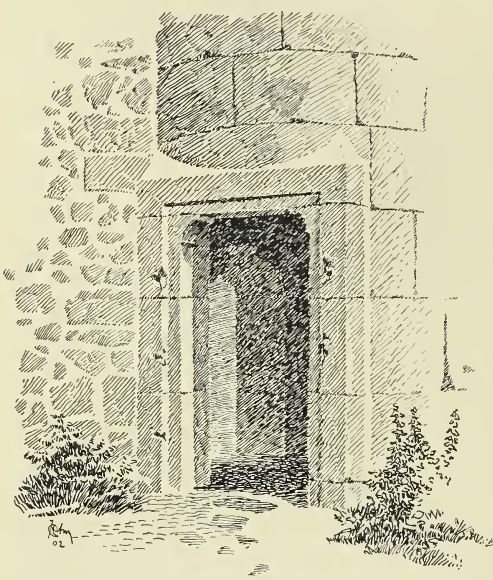


Fig. 62. Eingang in den Treppenthurm des Südostpalas.

An der Nordostwand des neuen Hauses, die Löcher für das hier angebrachte Geländer noch sichtbar, nun stieg die Treppe, welche den Zugang zu diesem oberen Bering bildete, in mehreren Absätzen empor. Sie war etwa 2,50 m breit; einige ihrer alten Stufen sind noch erhalten. Der Weg über sie durchschnitt — nach der offenbar recht getreuen alten Zeichnung — den kleinen Thurm, dessen Wendeltreppe — heute von der Kellertreppe des neuen Hauses zugänglich — unter ihr hinunter mit vier alten, sonst erneuerten Stufen zum Brunnenhaus führte. Nach diesem Thor folgte eine Felsenaussprengung mit einer Fallbrücke, über die man in ein weiteres Thürmlein und von da in den innern Hof gelangte. Das auf dem unteren Plateau erbaute, an den Felsen angelehnte, eben durch jene Wendeltreppe zugängliche Brunnenhaus, dessen Mauern noch ca. $1\,^1/_2$ m über dem Boden stehen, ist zur Vertheidigung eingerichtet mit 5 Schiessscharten, worunter auch eine zur Durchführung eines Geschützrohres nachträglich erweiterte. Vom Wendeltreppenthurm aus führt merkwürdiger Weise eine liegende Scharte in das Brunnenhaus. Es umschliesst den etwa 2,80 zu 3 m (im Lichten) weiten Brunnenschacht, der durchaus sauber und präcis ausgearbeitet etwa 65 m tief hinunter steigt. Er ist in den Felsen gesprengt und nur gegen die obere Oeffnung zu auf einer Höhe von etwa 5 m auf eingezogenen Flachbogen gemauert, um den Schacht zu verengern. Er soll etwa 300 Hektoliter reinen Quellwassers enthalten. Im Aeussern umzog das, wie alle Gebäude aus Bruchsteinen des Urgesteines gemauerte Brunnenhaus ein abgeschrägter Sandsteinsockel. Nach seiner Verbindung mit der oberen Burg und seinem Mauerwerk scheint das Haus noch zu der Anlage des 13. Jhs. gehört zu haben. Dies kann

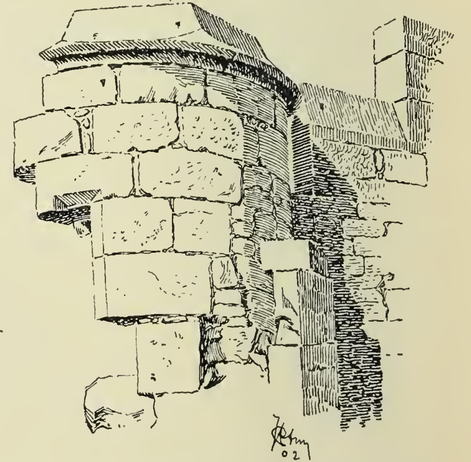


Fig. 63. Thurmkrönung und Helmansatz am Treppenthurm des Südostpalas.

dagegen von den in dem unteren Plateau in Mauerspuren noch vorhandenen Gebäuden nicht sicher mehr ausgesagt werden. An die Nordwestmauer angelehnt war ein aus zwei Räumen bestehendes Gebäude (Stallung?), mit der Nordostmauer in Verbindung ein ausgedehnteres mit einem Wendeltreppenthurm, von dessen, im Gegensatz zu den oberen, dünnen Mauern noch etwas mehr erhalten ist — letzteres wohl irgend ein Dienerschaftswohngebäude. An der Südostecke vermuthete man ehemals einen Thurm, doch giebt das geringe hier aufgedeckte Mauerwerk nur Kunde von einem zweigetheilten, viereckigen Raum (wohl kaum ein Thurm).

Die äussere Ringmauer, in der Stärke von ungefähr 2 m zeigt von dieser Südecke an bis etwa in die Mitte ihrer Südwestausdehnung den oberen Absatz für den hier aufgesetzten Wehrgang und noch weiterhin die Löcher der Balken, die diesen stützten.[1]) An ihren Knicken scheint nach der alten Zeichnung die Mauer überall mit kleinen erkerartigen Vorbauten besetzt gewesen zu sein. In der Mitte des genannten Theiles finden wir die Reste eines Kamines — möglicherweise die Burgschmiede — und daneben

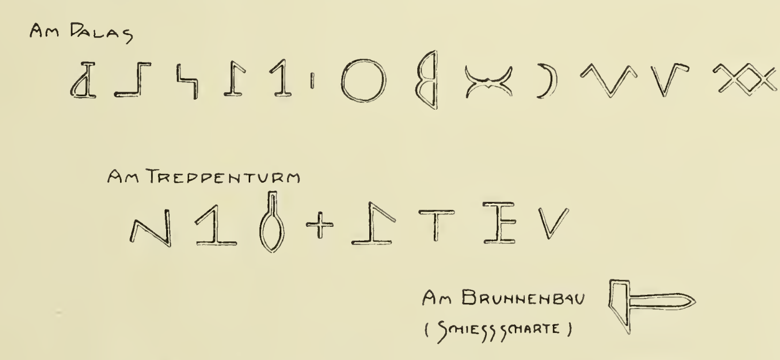


Fig. 64. Steinmetzzeichen vom Südostpalas und Treppenthurm.

einen aus einem Stein gehauenen runden Abfluss. Hier auch noch die abgespitzten Stufen der steinernen Treppe erkenntlich, die zum Wehrgang hinaufführte.

So steht also das Bild der Burg ziemlich deutlich vor uns — besonders wenn wir die Grimmelshausen'sche Zeichnung auf Grund der vorhandenen Bauformen ergänzen; deutlich in den zwei Palasen, die man auch wohl Wohnthürme nennen könnte, ihren Treppenthürmen, dem Zugang und dem Brunnenhaus. Deutlich auch in dem, was fehlt, einem eigentlichen Berchfried. Nur den in den Urkunden erwähnten »Rupprechtstock« können wir nicht bezeichnen, auch nicht einmal vermuthen, welches Gebäude in ihm gemeint gewesen sei, ebensowenig die anderen Stöcke, während das sonstige »Gebuwe« sich leicht aus den Resten erklärt.

Allzu grosse Zerstörungen hat die Burg, nach dem ganzen Befund, vor der Zerstörung durch die Franzosen nicht erlitten. An einigen Stellen nur können wir die wohl bei der pfälzischen Belagerung geschlagenen Breschen und ihre eilfertige Ausbesserung nachweisen, so an der Südwestmauer etwas nördlich der Wehrgangstreppe.

[1]) Der Wehrgang mit seinen Schiessscharten bei Grimmelshausen sehr deutlich.

SCHUTTERN

Schreibweisen: Scutura (?); Schuttura nach 1129; Schutera 1235; Schötere 1258; Schutere 1258; Schuttern 1328 etc. (Nach dem Flussname Schutter.)

Archivalien der Gemeinde: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893), S. 102; Archiv der Roeder von Diersburg ebenda Nr. 16 (1894), S. 113. (Litteratur siehe unter Kloster.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Mit der Legende von dem britischen König oder Prinz Offo verliert sich die Geschichte in das Sagenhafte. In der That wird sich wohl aus einer ursprünglichen Ansiedelung das Dorf allmählich an das hier gegründete Kloster angeschlossen haben. Es war offenbar alte Geroldseckische Besitzung, gehörte aber zunächst der Linie Tiersperg, die auch die Kastvogtei des Klosters hatten, an ihre Stelle traten dann die Geroldsecker. Möglicher Weise damit zugleich [1]) wurde es zur Stadt erhoben, als welche es in dem Vertrag von 1327 genannt wird. Der Abt war jetzt Grundherr, er gestattete aber den Geroldseckern »eine statt uff des closters eigen und hofe zu buwende und zu machende zu Schuttern in gemarken und zilen, als die in derselben statt besonder und ussgescheiden sint«. [1]) Damals stand also das Schloss mit seinen Burggräben, die in dem Vertrag genannt sind, schon, wie Ruppert bemerkt, es mag wohl schon von den Tierspergern erbaut worden und eine (natürlich kleinere) Tiefburganlage wie Lahr gewesen sein. [2]) In dem Schwanauer Krieg zogen die Strassburger mit ihren Schaaren auch vor dieses Schloss, verbrannten es, wobei auch Stadt und Kloster in Flammen aufgingen, und zerstörten es von Grund aus. Wohl wurde das Städtchen wieder aufgebaut, vierzig Jahre später eben der Geroldsecker halber wieder verbrannt, zum dritten Male dann 1433 in dem Erbstreit zwischen Diebold von Hohengeroldseck und Mörs-Sarwerden. Diebolds Bruder wurde bei dem Sturm erschlagen. Abermals 1473 zogen die Strassburger gegen Schuttern gegen Diebold II., stürmten es und rissen es nieder. Da nahm sich der Pfalzgraf der Sache Diebolds an. Nach den Wirren, die dann über die Geroldsecker kamen, gelangte es endlich wieder an Gangolf zurück, aber seine Bedeutung war sehr gesunken. Bald mussten die Geroldsecker das Schlösschen verpfänden. — Das Dorf — es hatte nach 1525: nur »31 húser von gemeynen lútten, item 7 húser sind diener des apts von Schutter, item 2 witwe húser, item 1 ler hús«, und so hiess es jetzt an Stelle von Stadt Flecken — gehörte wie die Abtei zur Landvogtei Ortenau und wurde 1805 badisch. *(Wth.)*

KLOSTER SCHUTTERN

Literatur: Chronik von Schuttern vom 9. bis 15. Jh. bei Mone, Quellensammlung III, 41—132. — Anonymi Chronicon Coenobii Schutterani bei Schannat, Vindemiae litt. I, 17 ff. — Monumenta historico-chronologica monastica collecta a P. Gallo Mezler, herausgegeben von J. G. Mayer im Freib. Diöz.-Arch. XIV, 55—167. — Handschriftl. Diarium des Abtes Jacobus II. Vogler von 1689 bis 1702 im Grossh. Generallandesarchiv (vgl. Freib. Diöz.-Arch. III [1868], 168 ff., und XX, 126 ff.).

---

[1]) Ruppert a. a. O. S. 426.

[2]) S. Näher, Ortenau, S. 40.

Vgl. May, Zur Kritik der Annalen von Schuttern. Z.G.O. NF. VIII, 256—288. — Ders., Paul Volz von Offenburg und die Annalen von Schuttern. Leipz. 1898. — H. Bloch, Die Urkundenfälschungen Grandidiers. I. Die Kaiserurkunde für das Kl. Schuttern. Z.G.O. NF. XII, 460—471. — A. Gasser, Grandidier est-il faussaire? Paris 1898.

Trithemius, Annal. Hirsaug. I, 151. — Jod. Coccius, Dagobertus Rex (Molsheim 1623), S. 72—85. — Austria Sacra II, 148—178, 400—435. — Gerbert, HNS. I, 44 ff. — Grandidier, Hist. de l'église et des évêques-princes de Strasbourg I, 337—340, und Oeuvres hist. inédites de Grandidier I (Colm. 1865), 108—117. — Kolb, Histor. Topogr. Lexikon von Baden III, 191. — Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. II, 85. — Friedrich, Kirchengesch. Deutschl. II, 528 ff. — Hauck, Kirchengesch. Deutschl. 1^3 (1904), 350. — Das alte Kloster Schuttern oder Offonszell. Bad. Landesztg. 1884 Nr. 157 II. — Das Kloster Schuttern und seine Beziehungen zur Stadt Lahr und Umgebung nach P. Marquard Benders (1750) Annalen. Anzeiger f. Stadt und Land (Lahr) 1891 Nr. 135—136. — Hennig, Gesch. des Landkapitels Lahr (Lahr 1893) S. 20—24. — Wilh. Weiss, Gesch. des Landkapitels Offenburg in Fred. Mones »Die bildenden Künste im Grossherzogthum Baden« XIV, 20—23. — Ruppert, Gesch. der Mortenau I (1883), 425—440. — Krieger, Topograph. Wörterbuch II^2, 918—923.

Geschichtliches: Die Anfänge dieser frühesten klösterlichen Niederlassung des bad. Landes verlieren sich in völligem Dunkel. Die älteste Bezeichnung Offoniswilare oder Offunwilare, die in Urkunden aus dem ersten Viertel des 9. Jhs. begegnet, macht es ziemlich wahrscheinlich, dass die Klostergründung an eine schon vorhandene bürgerliche Niederlassung anknüpfte und dass Offoni nur als Namengeber bezw. ursprünglicher Besitzer, vielleicht auch als Gründer der letzteren, nicht aber der ersteren in Betracht kommen kann. Die spätere Tradition kehrte dieses Verhältniss um und identifizirte den Klostergründer (603) mit dem irischen König oder königl. Prinzen Offa, dessen Schicksale durch Beda (Hist. eccles. V, 19) bekannt waren, und dem man in gleicher Weise auch die Gründung von Offenburg zuschrieb. Die Entstehung dieser Legende giebt sich in der späteren Benennung Offoniscella, Kloster, nicht Weiler des Offoni (1016 in einer Urk. Heinrichs II.; schon 964 in einem gefälschten Diplom), zu erkennen; sie wird noch später gefestigt durch Errichtung eines Grabes und durch die liturgische Feier des Jahresgedächtnisses des Heiligen (14. Januar). Nicht unwesentlich mag zur Bildung der Legende die durch die Verbrüderungsliste der Reichenau belegte Anwesenheit von angelsächsischen Klosterinsassen beigetragen haben.[1]

Geschichtliches

Diese Liste im Verbrüderungsbuch von Reichenau, sowie das Capitulare Ludwigs des Frommen, in dem es unter den 14 bedeutendsten Reichsabteien rangirt, die zu Abgaben und Stellung von Mannschaften in Kriegsfällen verpflichtet sind (dona et militiam facere debent),[2] lassen Schuttern als ein stark besiedeltes, hochangesehenes Kloster erscheinen, dessen Anfänge noch über das 8. Jh. hinabreichen. Zwar lässt sich der geschichtliche Wert der Urkunde, durch die K. Dagobert auf Anregung des Bischofs

[1]) Die indifferente Bezeichnung Scutura, Schuttern, nach dem Flüsschen, kommt schon in der Vita S. Pirminii (Mon. Germ., Sript. 15, 26) vor und wird im spätern Mittelalter die ausschliesslich übliche.

[2]) Mon. Germ., Legg. Sect. II. Tom. I (Capitul.) 350.

Arbogast der Niederlassung einen Hof in Herlisheim geschenkt haben soll (630, bezw. 705),[1]) heute nicht mehr festhalten, nachdem sie als Fälschung des 12. Jhs. erkannt ist. Zur Zeit Pirmins aber bestand jedenfalls schon eine Klosterniederlassung in Schuttern, denn dieser Reformator des alemannischen Mönchsthums gab ihr eine feste Klosterregel, d. h. die des h. Benedikt (vgl. Gerbert, HNS I, 45). In vorpirminischer Zeit war die Organisation wahrscheinlich wie in Ettenheimmünster und Honau eine weniger feste, bei der das monachale Leben mehr die Form des Eremitenthums annahm. Auch das Kloster Münster im Gregorienthal (Els.), dessen Gründung legendarisch zur selben Zeit wie die von Schuttern erfolgt sein soll, hat die gleiche Entwickelung aufzuweisen. Vielleicht lässt sich damit auch die Thatsache in Zusammenhang bringen, dass die Klosterkirche von Schuttern zwei Kirchenpatrone aufzuweisen hat, S. Maria bezw. der spätere Titulus Assumptio beatae Mariae Virg. und Peter und Paul.

Die lange Abtsliste, welche die Klosterchronisten Volz und Mezler für die Frühzeit aufstellen, und Grandidier (Hist. de l'égl. de Strasb. I, 337 ff.) und Kolb (a. a. O.) wiederholen, muss als völlig unhistorisch abgelehnt werden. Für die Reihenfolge der Aebte bis ins 12. Jh. hat Fred. Mone in seiner gründlichen Einleitung zur Klosterchronik[2]) hinreichend Klarheit geschaffen. Geschichtlich beglaubigt sind als erste Schutterer Aebte nur die fünf dem Ende des 8. und der ersten Hälfte des 9. Jh. angehörenden, im Reichenauer Verbrüderungsbuch aufgeführten, Beretrich, Erchanpert, Weinbert, Adalbert, Petrus.[3])

Für das J. 937 oder 938 ist der erste grosse Klosterbrand bezeugt; Bischof Erchenbald von Strassb. konsekrirt zu Beginn seiner Regierung (965) die neue Kirche.[4]) Was Trithemius[5]) kurz hernach (963) von einem Reformkonzil in Worms und der Schlichtung eines langjährigen Streites zwischen dem Kloster und dem Weltklerus wegen verschiedener Servitien und des Todgefälles zu berichten weiss, kann auf historische Giltigkeit keinen Anspruch erheben; hingegen kann die bemerkenswerthe Begünstigung der Abtei durch Otto II. und Heinrich II. nicht bestritten werden, auch wenn verschiedene darauf sich beziehende Urkunden bei Grandidier Fälschungen sind. Otto II. verlieh 975 das Recht der freien Abtswahl[6]) und Heinrich II. hob die durch Brand und anderes Unglück in tiefste Armuth gerathene Abtei dadurch, dass er unter Bestätigung ihrer Privilegien sie mit anderen alemannischen Klöstern als Lehen dem neugegründeten Bisthum Bamberg und zugleich dessen Schutze gegen die Willkür der Kastvögte unterstellte[7]) 1009 und 1016. Gleichzeitig erfolgte die Zuweisung von Gütern in Heiligenzell, Friesenheim, Plobsheim, Oberschopfheim, Zuntzweier, Kürzel, Almenschweier und Ottenheim, mit denen der jeweilige Abt bei seiner Investitur vom Bischof von Bamberg belehnt wurde.[8]) Heinrich II., der auf einer Reise von Basel nach Strassburg eine Nacht in Schuttern

[1]) Oberrh. Ztschr. III, 94. Erstmals von Coccius in Dagobertus Rex erwähnt S. 75 ff.

[2]) Quellensammlung III, 50—57.

[3]) Mon. Germ. Libri Confraternit., ed Pieper, p. 213. Abt Petrus ist auch im Reichenauer Todtenbuch zum 21. Febr. (ca. 830) vermerkt (Mon. Germ., Necrol. Germ. I, 273.

[4]) Gerbert, HNS. I, 197.

[5]) Annal. Hirs. I, 108.

[6]) Mon. Germ., Dipl. reg. et imper. Germ. 2, 138.

[7]) Trithemius, Annal. Hirs. I, 151. Schannat Vindem. lit. I, 19.

[8]) Krieger, Topogr. Wörterbuch II, 918.

zugebracht, galt in der Folge geradezu als zweiter Gründer; sein Gedächtniss wurde als festum duplex secundae clorsis gefeiert.

Aus dem 12. und 13. Jh. berichtet die Klostertradition von zwei grossen Bränden, um 1169 in Folge des Ueberfalles durch Graf Berthold von Neuenburg[1]) und 1240 unter Abt Heinrich. Bald nach der letzteren Katastrophe wurde eine kleine Marienkapelle konsekrirt, welche, wie auch das Johannesspital, bis zur Wiederherstellung der Klosterkirche für den Gottesdienst in Gebrauch genommen wurde (abgebrochen unter Abt Konrad Frick 1527).[2]) Schon 1153 war das Innere des Chores durch Feuer schwer beschädigt worden. 1155 fand danach die Konsekration des wiederhergestellten Chores statt: usque ad parietem, qui ecclesiae corpus a choro disterminat. Mit dem Hochaltar wurden noch drei Seitenaltäre konsekrirt. Abt Friedrich (1256—62) wie sein Nachf. Hermann von Burner (1262—95) besassen beachtenswerthe Grabmonumente in der neuen Kirche mit entsprechenden Inschriften.[3]) Der Wiederaufbau nach der Brandkatastrophe von 1240 ging offenbar sehr langsam vor sich. 1268 konnte erst der Aussentheil des Gotteshauses, corpus ecclesiae nempe pars exterior monasterii, geweiht werden und zwar durch den im gleichen Jahr auch in Freiburg nachweisbaren Albertus Magnus.[4]) Die eigentliche Konsekration wurde aber erst 1283 vorgenommen und zwar an der Kirche und an sechs Altären, darunter ein hochgelegener Altar (altare superius in testudine) offenbar über der Eingangshalle in einem Obergeschoss zu Ehren des h. Michael und aller h. Engel. Die Ruhestätte der Prälaten im Kreuzgang vor dem Kircheneingang, die zu gleicher Zeit konsekrirt wurde, trug die Aufschrift: Coemeterium hoc venerabilium Abbatum huius Monasterii Schuttern Anno Domini MCCLXXXIII XIX Cal. Dec. sub Abbate Hermanno de Burner, quousque est consecratum, quousque incisae pictaeque Cruces, muros utrosque insignient.[3]) Unter diesem letztgenannten Abt erhielt das Gotteshaus ein neues Monument des Stifters Offo, eine Sakristei, deren Baudatum der Custos und Chronist Nikolaus von Gerau noch in der ersten Hälfte des 16. Jhs. fand in defluxu muri versus orientem: 1290 Hermannus abbas, Gotfridus custos me fecerunt; ferner zwei silbervergoldete Vortragskreuze, deren eines verschiedene bildliche Darstellungen hatte. Von Strassburg kam nebst anderen Passionsreliquien eine Reliquie vom kostbaren Blut.[5]) Eine Quelle unaufhörlicher Belästigungen und Schädigungen während des ganzen Mittelalters bildete das Verhältniss zu den Kastvögten, wodurch Schuttern wiederholt dem Untergang nahegebracht wurde. Zur Hebung seiner materiellen Lage wurden der Abtei eine Anzahl Pfarreien inkorporirt, so Wippertskirch und Unter-

---

[1]) Grandidier, Oeuvres inédites I, 115 und Freib. Diöz.-Arch. XIV, 159. — Mone, Quellensammlung III, 91.

[2]) Grandidier, l. c. p. 117. — Ruppert, Mortenau I, 436.

[3]) Schannat, l. v. p. 20. — Mone, Quellensammlung III, 97.

[3]) Mone, Quellensammlung III, 99, und Schannat, Vind. litt. I, 20. Ueber andere Grablegen von Tierspergern und Geroldseckern im Kloster Schuttern vgl. Mone, Quellensammlung III, 96 ff.

[4]) Ueber die Anwesenheit des Seligen am Oberrhein i. J. 1268 vgl. Michael, Gesch. des deutschen Volkes III, 104.

[5]) Freib. Diöz.-Arch. XIV, 159. Das alljährlich am Freitag nach Weissen Sonntag abgehaltene Fest vom kostbaren Blut wurde von zahlreichen Wallfahrern besucht. Nach Coccius (Dagobertus Rex, p. 81) hat der berühmte Tübinger Theologe Konrad Summenhart, der 1502 im Kloster Schuttern starb und in der dortigen Kirche beigesetzt wurde, eine besondere Abhandlung De sanguine Christi geschrieben, die handschriftlich in der Klosterbibliothek aufbewahrt wurde. Vgl. auch Mone, Quellensammlung III, 106 ff.

Bahlingen (1276),[1]) Friesenheim (1290), Sasbach, Kürzel und Zunzweier (1325),[2]) und Köndringen (1328). Die letztere Inkorporation ist ausdrücklich damit motivirt, dass das Kloster durch Plünderungen einiger Adliger in's tiefste Elend gerathen sei, so dass die Insassen wiederholt an verschiedenen Orten getrennt leben mussten, und ausdrücklich wird in dem Schreiben Johanns XXII. über die Inkorporation Köndringens festgestellt, dass die Beeinträchtigungen des Klosters von Parteigängern Ludwigs des Bayern erfolgt seien.[3]) Ueber die Mehrzahl dieser Kirchen stand der Abtei schon vorher das Patronatsrecht zu. Besonders verhängnissvoll für das Kloster war die Fehde mit den Städten Kenzingen und Endingen zu Anfang 1304, wobei u. a. auch das Grabmonument Offos zu Grunde gegangen sein soll; und der Strassburger Krieg gegen die Herrn von Geroldseck, dem 1333/34 das Kloster zum Opfer fiel;[4]) ein zweites Mal wurde es, eben erst aufgebaut, durch die Strassburger 1372 zerstört.

Das Vogteirecht über die Abtei stand ursprünglich den Herzögen von Zähringen zu, ging von diesen auf die Grafen von Diersburg (Tiersperg) und zu Anfang des 14. Jhs. an die Geroldsecker über.[5]) Die beiderseitigen Verpflichtungen waren durch eine Anzahl Verträge normirt, die ein gutes Bild über die Entwickelung dieser Institution gewähren. Der Klostervogt hatte die Gerichtsbarkeit in Kriminalfällen, während die niedere (über dub und vrevel) dem Abte zustand; von den Gerichtsgebühren hatte der Vogt ein Drittel, der Abt zwei Drittel. Ausserdem beanspruchte der Erstere Naturalienabgaben, Steuern im Dorfe Schuttern und Reisekosten, was das Kloster möglichst in eine feste Abgabe umzuwandeln suchte. Sonderbestimmungen regelten auch das Verhältniss der Klosterleute zum Kloster und dessen Vogt.[6]) Mit der Erhebung Schutterns zur Stadt (1327) wurde die Sicherheit des Klosters noch mehr gefährdet, als schon bisher. Trotzdem K. Sigismund 1418 ihm seinen besonderen Schutz zugesagt, zogen die Geroldsecker Vögte es in ihre unselige Streitpolitik hinein. Im Kriege Diebolds I. gegen Moers-Sarwerden waren die Klostergebäude z. T. zu Vertheidigungszwecken umgewandelt und benutzt und deren Insassen zur Auswanderung genöthigt worden, bis 1434 der frühere Zustand wiederhergestellt werden konnte. Im Pfälzer Krieg kam die Kastvogtei über Schuttern 1497 an den Pfalzgrafen; 1506 konnte sie von K. Maximilian, der im bayerischen Krieg in Schuttern einzog, der Familie Geroldseck wieder zurückgegeben werden, wenngleich die Aebte nach einander dagegen protestirten und wiederholt beim Hause Habsburg Schutz und Recht suchen mussten.

Zur inneren Reform des Klosters wurde Ende des 15. Jhs. von Hirsau aus eine tüchtige Persönlichkeit als Abt nach Schuttern geschickt, Johann von Widel, der das Kloster der Bursfelder Kongregation anschloss. Der Bauernkrieg hatte für die Abtei und, wie besonders erwähnt wird, für deren Kirchenschatz schwere Schädigungen zur Folge; der Konvent musste zeitweilig das Kloster verlassen. Aber auch später noch,

---

[1]) Regesten der Bischöfe von Konstanz I, 278.

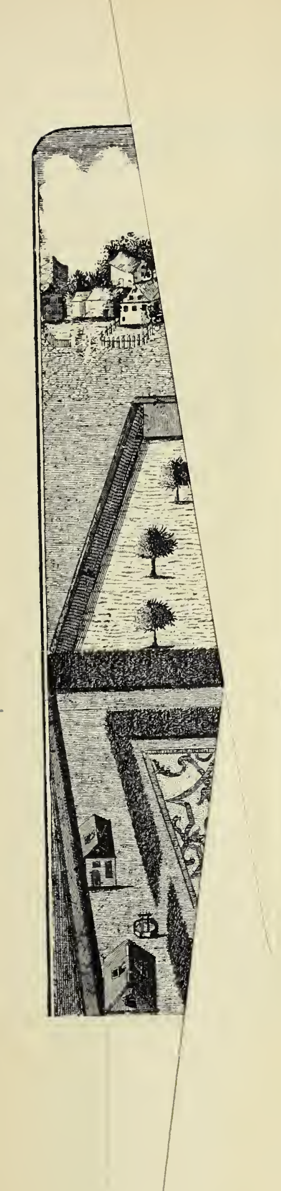
[2]) Vgl. die betreffende Bulle Johanns XXII. und das Erläuterungsschreiben des Strassburger Bischofs Johanns I., Freib. Diöz.-Arch. XIX, 305.

[3]) Regesten der Bischöfe von Konstanz II, 132. Die vom Bischof vorgenommene Inkorporation erfolgte erst 1332, ebenda p. 148.

[4]) Vgl. Vita Bertholdi de Buochecke bei Studer, Die Chronik des Matthias von Neuenburg, Bern 1866, S. 230.

[5]) Vgl. Mone, Quellensammlung III, 57 ff.

[6]) Vgl. Mone a. a. O. — Ruppert, a. a. O. 426 ff.



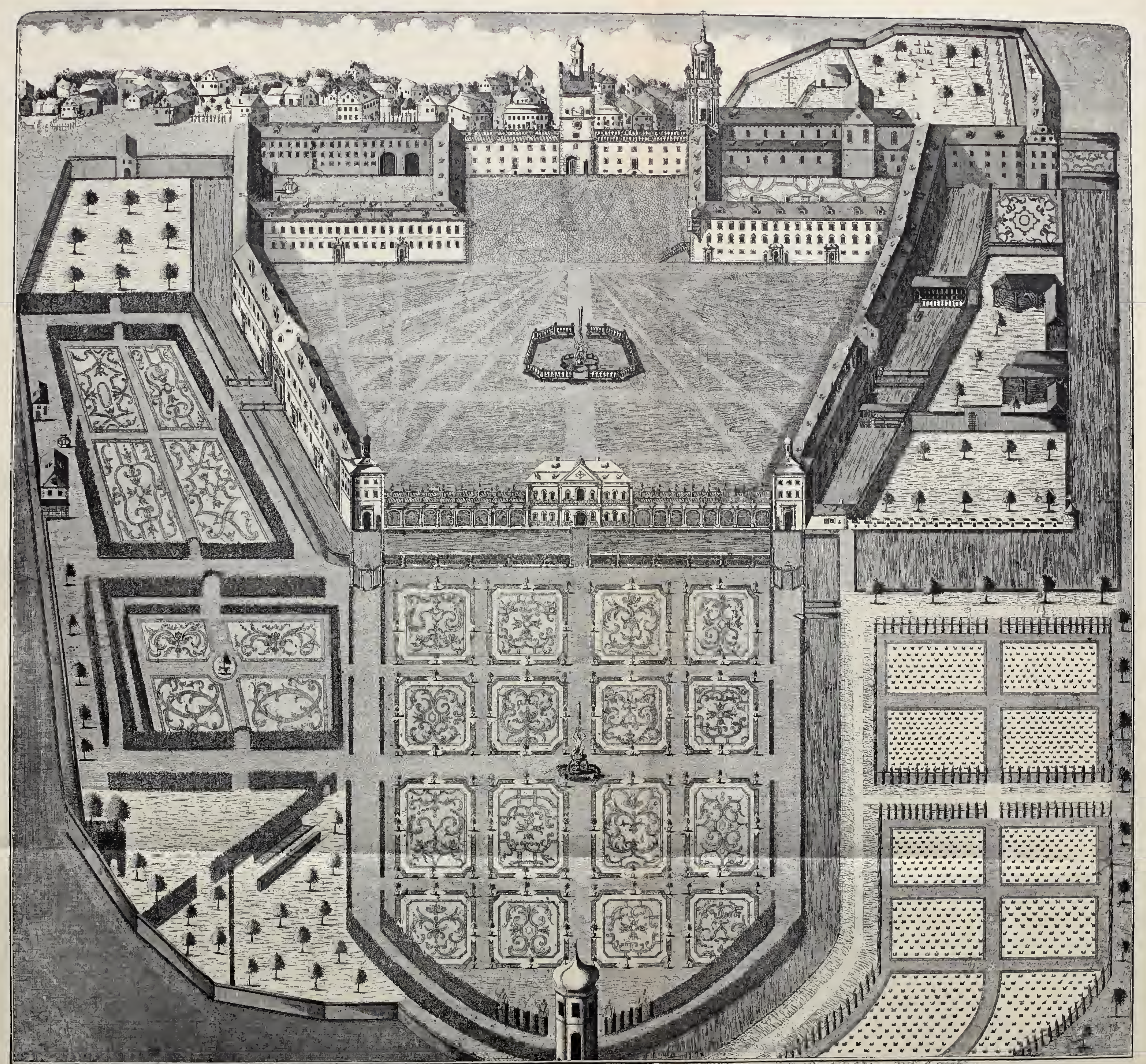


Fig. 65a. Ansicht des Klosters Schuttern vor seiner Zerstörung.

(Radierung des F. X. Schonbachl.)

Band VII. Zu Seite 127. (Siehe Nachtrag.)

selbst noch im 18. Jh., hören wir von grosser Unzufriedenheit der dem Kloster inkorporirten Ortschaften. In ihnen hatte auch von allem Anfang an die Reformation starke und leichte Verbreitung gefunden, während die Klosterinsassen, mit seltenen Ausnahmen, wie der Klosterchronist Paul Volz, der alten Lehre treu blieben. Zum Elend der Zeiten, das vor Allem in Form von Türken- und Reichssteuern schwer



Fig. 65. Kirche zu Schuttern.

drückte, kam 1548 noch ein Brand, der sämmtliche Gebäulichkeiten einäscherte. Die immer mehr sich häufenden Reichsabgaben, die unaufhörlichen Kriegszüge im 17. und 18. Jh., denen Schuttern als wehrloses Opfer preisgegeben war, die Sperrung oder Wegnahme der Einkünfte durch Schweden und die Markgrafen von Baden, brachten die alte Niederlassung wiederholt an den Rand des Verderbens. 1744 verhütete der französische Dauphin, der 4 Tage im Kloster weilte, den gänzlichen Ruin durch



Fig. 66. Thurmfaçade der Kirche in Schuttern.

materielle Unterstützung. Zur Erinnerung an den Durchzug der Marie Antoinette (1770) erhielt der Abt ein kostbares Pektorale und eine goldene Medaille. Unter dem letzten Abt Placidus Bacheberle wurde das Stift säkularisirt (1803). *(Sauer.)*

Von den mittelalterlichen Klosterbauten steht heute nichts mehr. Die grossen Brände und Zerstörungen von 1334, am Ende des 14. Jhs., sowie 1433, dann aber vor Allem die Einäscherung durch die Franzosen haben nichts davon übrig gelassen. Möglich, dass ein unten erwähnter romanischer Thürsturz von Kloster oder Kirche stammt, sicher ist es nicht. Der Verlust ist für die Kunstgeschichte des rechten Oberrheins aufs Höchste zu beklagen, da dies so bedeutende wie alte Kloster baulich sowohl wie in seiner Ausstattung vom höchsten Interesse gewesen sein muss.

Pfarrkirche

Die heutige kath. *Pfarrkirche* (ad S. Virginem Mariam Assumtam) ist ein wirkungsvoller Bau des 18. Jhs., der nach einem Brande im 19. Jh. in seiner Thurmbedachung und in seiner Innenausstattung renovirt worden ist (s. Fig. 65). Eine einschiffige, kreuzförmige Kirche, die Ecken des Querschiffs und des Chors konkav, die Wände dieser Theile konvex geschwungen bezw. ausbauchend. Der Chor enthält zu beiden Seiten Sakristeien. Dem Langhaus ist der Thurm vorgelagert, der etwa der Chorbreite entspricht und daher zu beiden Seiten von langgestreckten einstöckigen Vorhallen begleitet wird, die mit einer Plattform abgedeckt und mit einer Balustrade umgeben sind, so dass der

Thurm

Thurm daraus hervorzuwachsen scheint (vergl. Fig. 66). Das Erdgeschoss des Thurmes enthält die geradsturzige Thür,

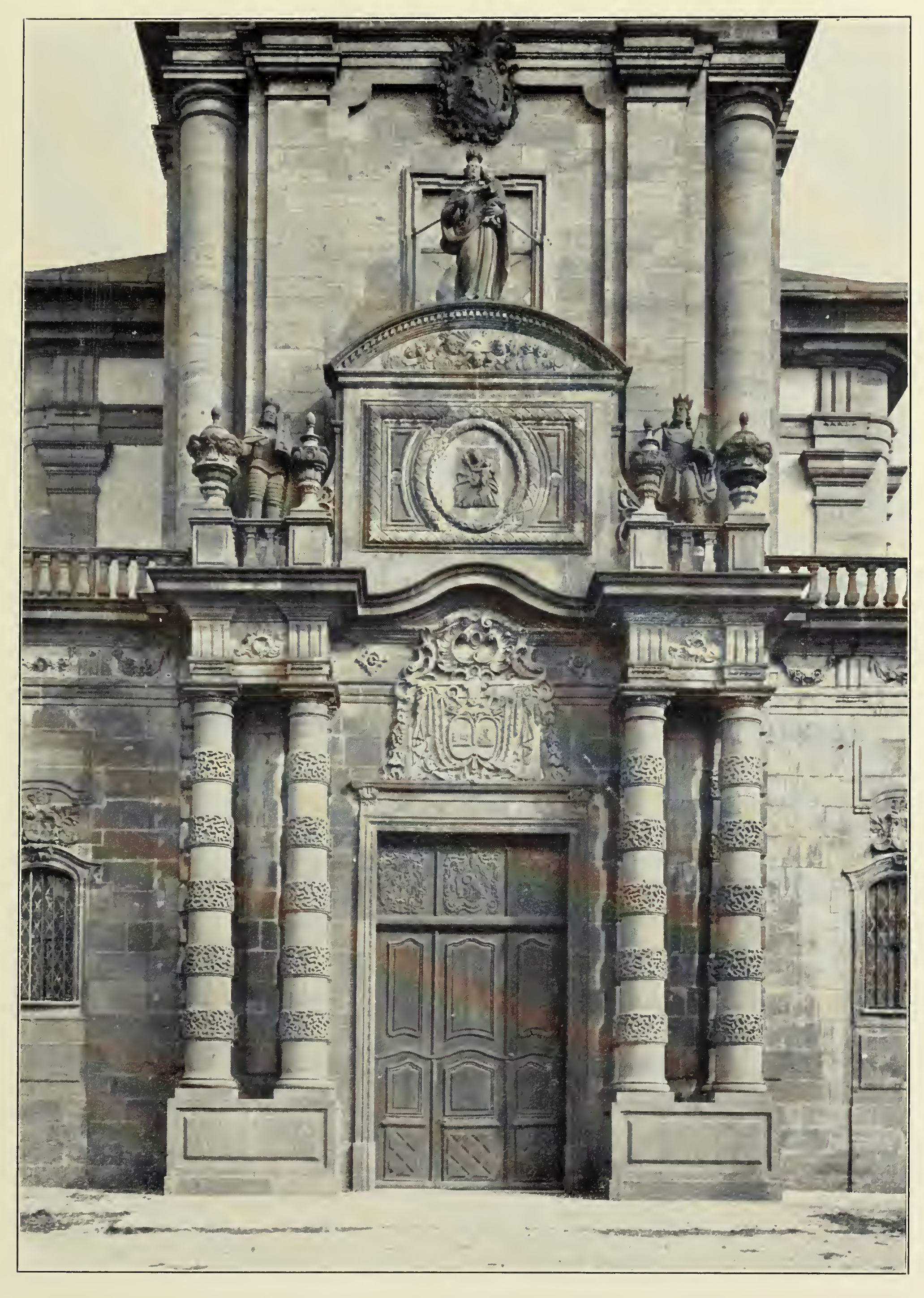


Fig. 67. Die unteren Thurmgeschosse der Kirche zu Schuttern.



welche flankirt wird durch je zwei dorisirende Vollsäulen mit Rustikaringen auf jeweils gemeinsamem Sockel, die den dorischen Triglyphenfries mit verkröpftem Gebälk tragen (s. Fig. 67). Ueber dem Wappen des Hauptportals zieht sich dies Gebälk in einer geschwungenen Linie herum. Darüber ein von Voluten flankirter Aufsatz, der in hübschem Bänderrahmen ein Relief, Halbfigur der Madonna mit Kind enthält. Ein flachbogiger Giebel schliesst diesen Aufsatz ab; in dem Giebelfeld Puttenköpfchen mit dem Auge Gottes und auf dem Giebel die Freifigur der Madonna mit dem Kind.

In flotter Rocaillecartouche über dem Hauptportal das Wappen Schutterns (der Pelikan) (s. Fig. 68), unter demselben steht:

AEDES HAS. B. V. MARIAE ASSUNTAE · SACRAS
EXTRUXIT EXCELLENTISSIMUS D. D. CAROLUS
ABBAS · MDCCLXXIII

Zu beiden Seiten die Fenster der Vorhallen mit geschwungenem Gebälk und Konsole, darüber Rocaillecartouchen und Füllfelder. Die Ecken der Vorhalle durch Pilaster gebildet vor einer Scheinquaderung. Der um die ganze Vorhalle sich herumziehende Triglyphenfries ist an Stelle der Metopen mit Früchtekränzen geschmückt. Eine Balustrade mit bauchigen Rocaillevasen krönt die Vorhalle; neben dem Portalaufsatze stehen die flotten Barockfiguren eines Kaisers und eines Königs mit jeweils einer Kirche im Arm, wohl Heinrichs II. und des sagenhaften Offo. Ueber den Vorhallen erheben sich die zwei viereckigen Geschosse des Thurmes unten mit dorischen, oben mit jonischen Pilastern und entsprechenden Vollsäulen an den eingeschnittenen Ecken, die verkröpftes Gebälk tragen; das obere Stockwerk von einer Balustrade gekrönt. Darüber dann das Achteckgeschoss mit korinthischen Dreiviertelsäulen an seinen Ecken und den Figuren zweier mönchischer Heiligen; die Bedachung ist nicht gerade günstig im 19. Jh. ergänzt worden.

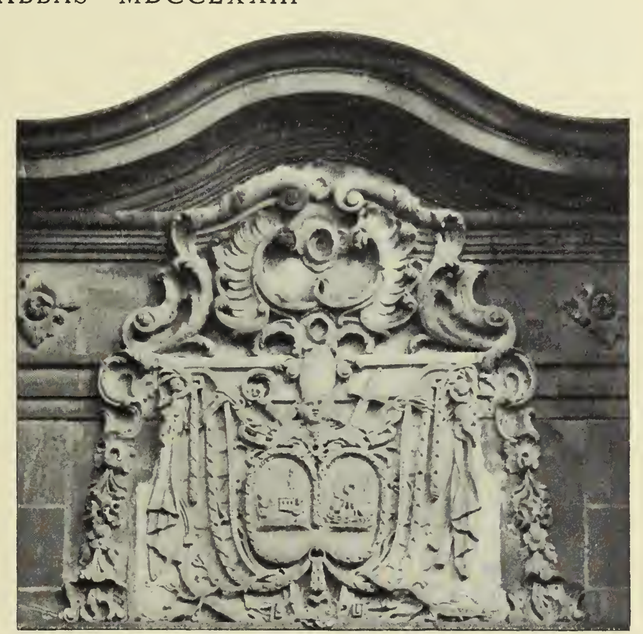


Fig. 68. Wappen über dem Portal der Kirche in Schuttern.

Der Thurm besteht durchaus aus bestem Sandstein; das Langhaus dagegen zeigt den Sandstein nur an den architektonischen Gliederungen und ist sonst aus verputztem Bruchsteinmauerwerk errichtet. Mächtige Pilaster gliedern das Langhaus und flankiren die abgerundeten Ecken, sie tragen ein hohes verkröpftes Gebälk mit Tröpfchen. Zwischen ihnen unten kleinere, theilweise blinde Fenster, oben hohe flachrundbogige Fenster mit kleinen Konsolen im Sturz, die sich an das Gebälk anschliessen.

Wir haben in der Kirche einen hervorragenden, äusserst gut durchdachten und dabei doch frisch wirkenden Barockbau vor uns, der alle andern derartigen Provinzbauten weit überragt und es ist nicht nur die allgemeine Aehnlichkeit gleichzeitiger Bauten, sondern verschiedentliche nahe Verwandtschaft zu dem Palais der Rohan in Strassburg, die uns vermuthen lässt, dass der Erbauer der Kirche in einem nahen Schulverhältniss zu dem Architekten des Palais gestanden haben mag.

Das einschiffige Innere hat leider bei dem Brande besonders gelitten und ist desshalb stark modernisirt. Zwei Reihen schwach hervortretender Pilaster übereinander mit entsprechendem Gebälk gliedern die Wände und ziehen sich um Querschiff und Chor herum. Diese doppelte Pilasterstellung hat ihren Grund in der ehemals im Langhaus vorhandenen Empore, die in unserm Grundriss gestrichelt eingezeichnet ist. Von ihr steht noch der an den Thurm anschliessende Theil auf zwei Pfeilern und zwei Säulen mit einer ähnlich wie im Aeusseren behandelten Balustrade. Das wegen des Balkenauflagers Schwächer-Werden der Wände und eine diesbezügliche schriftliche Notiz im Pfarrhaus beweist die angedeutete Fortführung. Aus dieser Empore erklärt sich auch die doppelte Fensteranlage; da, wo die Empore noch vorhanden, sind die unteren Fenster nicht blind. — Die Kirche hat heute eine neue, flache Balkendecke.



Fig. 69. Kelch in Schuttern.

Portalthüren
Altäre

Auch die *Ausstattung* ist natürlich nur noch zum kleinsten Theil die ursprüngliche. Alt die schönen, geschnitzten, in ihrem oberen Theil mit Wappen bekrönten, Thürflügel des Portals. Der Hochaltar und die Seitenaltäre — wenn auch gleichzeitig, vielleicht doch nicht für Schuttern gearbeitet — sind die üblichen, nicht besonders hervorragenden Säulen-Altäre der Barockzeit. Auf dem Hochaltar eine geschnitzte Kreuzigungsgruppe und ein *Gemälde* der Himmelfahrt Christi, auf dem rechten Seitenaltar Kreuzigung und darüber h. Martyr, auf dem linken Maria in Wolken mit Engeln, darüber ein h. Dominikaner. Alles Durchschnittsbilder des 18. Jhs. Aehnlich an den Wänden des Langhauses die Himmelfahrt eines graubärtigen bischöflichen Heiligen, ein h. Sebastian und eine Copie des Rubenschen Kindermordes; geringer und theilweise übermalt Jacob und Rebecca und Esther.

Gemälde

Holzskulpturen

An *Holzskulpturen* findet sich ausser der der Kreuzigungsgruppe des Hochaltars und einer rohen Pietà noch ein eindrittellebensgrosser manirirter Barockcrucifixus, eine recht gute Arbeit.

Glocken

Die *Glocken* der Kirche sind neu.

Schrank
Paramente

In der Sakristei ein *Schrank* mit guter Rocailleschnitzerei, einige Caseln und Levitengewänder und einige nennenswerte *Kirchengeräthe*: eine silbervergoldete, getriebene Monstranz mit Steinauflagen, Silberfiligran, getriebenem Verkündigungsrelief, noch vom Anfang des 18. Jhs. Das Zeichen verwischt. Geringes Versehkreuz. Guter



Fig. 70. Madonnenstatue am Pfarrhaus in Schuttern.

Rocaillekelch, silbergetrieben und vergoldet, mit Emails am Fusse (s. Fig. 69), den Buchstaben LH., den verwischten Wappen, darüber 1787 und darunter 7. 0.

Ein silbergetriebenes Weihrauchschiffchen mit grossem Blumenmuster, wohl noch aus dem 17. Jh.

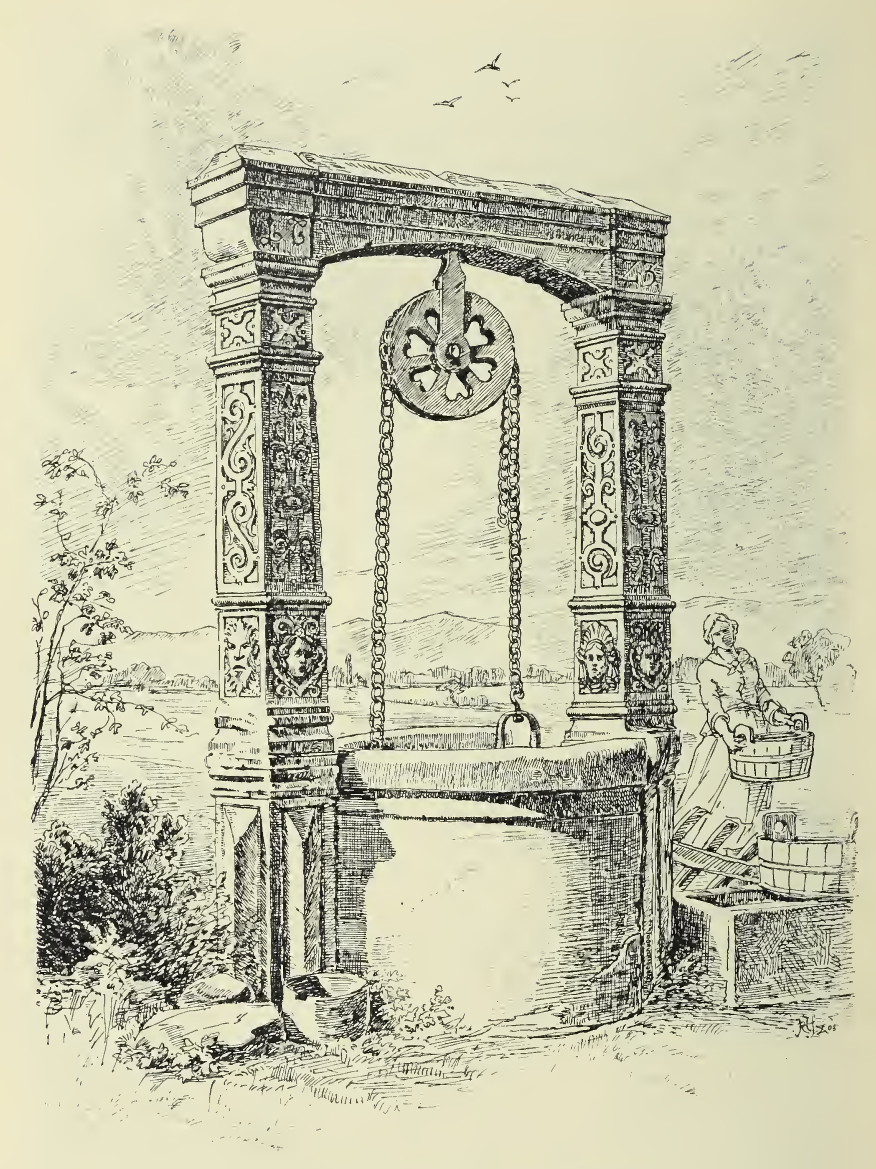


Fig. 71. Ziehbrunnen von 1623 in Schuttern.

Auf den Schränken holzgeschnitzte Putten, wohl von früherer Dekoration.

Pfarrhaus

An den Chor stösst ein Rest des ehemaligen Klosters an, der jetzt als *Pfarrhaus* dient, ein Bau des 16. bezw. 17. Jhs., der im 18. renovirt worden. Ein Portal mit gebrochenem Giebel führt zum Pfarrhaus. Es zeigt die Inschrift:

refeCtorIVM
abbate pLaCID · tertIo
eXtorto
renoVatVr et eXornatVr,

also 1788. Die reichgeschnitzte Thür, welche ehemals den Kellereingang verschloss, soll angeblich vor einigen Jahren nach Karlsruhe verkauft worden sein. Pfeiler an der Treppe im Innern, auf mit eierstabverzierten Konsolen stammen noch vom ehemaligen Renaissancebau. Im Pfarrhaus die Kupferplatte mit dem Grundriss des Klosters (s. Fig. 65) und ein gutes Gemälde: Brustbild des letzten Mönches.

Madonnenstatue

An der Ecke des Pfarrhauses gegen den Garten zu jetzt aufgestellt die halblebensgrosse *Sandsteinfigur* der gekrönten Madonna mit Kind (s. Fig. 70), ein Werk aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs., das sich weiter als es die schwer herzustellende Photographie zeigt, über den Durchschnitt erhebt.

Im Pfarrhausgarten steht auf einem Steinpfosten eine Sonnenuhr, auf der gravirten Zinkplatte das Schutterer Abtswappen im Styl des späten 17. Jhs. Ebenda noch ein Taufstein der gleichen Zeit.

Von den Umfassungsmauern des Klosterbezirkes aus erstreckt sich bis hinter die gleich unten erwähnte Mühle. Die Schutter floss, wie auf Fig. 65 ersichtlich, durch den Klosterbezirk durch. An der flachbogigen Brücke, da wo sie in die Mauern eintritt, steht die Jahreszahl 1519, dessgleichen an dem darauffolgenden Thor; daran setzte die Stadtmauer an.

Klostermühle

Die *Klostermühle,* ein sonst schmuckloser Bau des 17. Jhs., hat im Innern noch die alten Mahlgänge und die einfachen Holzstützen für die Durchzugsbalken.

Friedhof

Kapelle

Auf dem vor dem Ort gelegenen *Friedhof* eine schmucklose *Kapelle*; die das vorkragende Dach stützenden Holzpfeiler stehen auf Renaissancepostamenten. In der Kapelle ein holzgeschnitztes Kruzifix des 18. Jhs.

Grabsteine

Grabsteine: der eines Abtes von Schuttern mit dem Abteiwappen und verwischter Schrift 18 Jh.; ein weiterer mit hohem Kreuz und Rocailledekoration, aber von 1807. Auf dem Friedhof ferner ein Steinkruzifix mit Maria und Johannes auf Rocaillesockel.

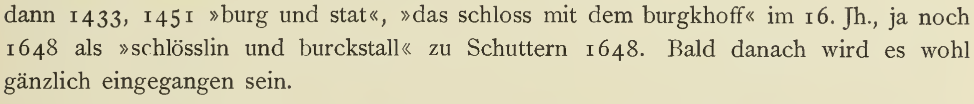


Fig. 72. Figurenfragment in Schuttern.

Schloss

Von dem *Schloss* oder wohl besser der Tiefburg, das die Geroldsecker hier besassen, sind keine Spuren mehr vorhanden, wenn nicht ihm, statt dem Kloster, der romanische Portalsturz (s. unten) entstammt. Erwähnt wird es zum ersten Male 1327, dann 1433, 1451 »burg und stat«, »das schloss mit dem burgkhoff« im 16. Jh., ja noch 1648 als »schlösslin und burckstall« zu Schuttern 1648. Bald danach wird es wohl gänzlich eingegangen sein.

Das Haus der Josefine Obert, schlichter Bau des 18. Jhs., weist in Stein das Wappen des Klosters auf und die Inschrift:

FRANCISCUS ABBAS HUIUS
NOMINIS PRIMUS
HOC AEDIFICIUM FIERI
CURAVIT 1747.

Am Schulhaus über dem Eingang ebenfalls Abtswappen (im Wappen ein Gebäude, darunter ein Eber auf Fluss) und die Jahreszahl 1788.

Haus Nr. 165 Hofthorpfosten mit Rankenornamenten des 18. Jhs.

Am Haus des Franz Breger geschnitzte Thür (mit grossen Ranken) vom Anfang des 18. Jhs.

Schmiedeiserne Wirthshausschilde am Gasthaus zum Adler und zum Prinzen (Empire).

Ziehbrunnen

Im Ort einige alte *Ziehbrunnen*, vor Allem einer mit trefflicher Renaissance-ornamentik und der Jahreszahl 1623 (s. Fig. 71).

Endlich noch ein Figurenfragment (s. Fig. 72) von einem irgendwo einst verwendeten Steinpfeiler aus der gleichen Zeit.

Thürsturz

In der Grossh. Alterthümersammlung zu Karlsruhe wird unter Nr. C. 5139 und 40 in zwei Sandsteinstücken ein romanischer *Thürsturz* aufbewahrt, den der Direktor und Konservator der Alterthümer E. Wagner dort in der Kirchhofmauer unbeachtet vermauert aufgefunden und geborgen hat. Er zeigt einen Löwen, der ein Rind verschlingt, und dann



Fig. 73. Thürsturz aus Schuttern (in der Grossh. Alterthümersammlung zu Karlsruhe).

das Obertheil eines Ritters, der einen Löwen tödtet (s. Fig. 73). Die dreieckige Thüröffnung mass im Lichten 95 cm. Es muss — wie oben erwähnt — dahingestellt bleiben, ob dieser Thürsturz aus dem Kloster oder aus dem Schlosse stammt, das auch trotz fehlender Erwähnungen bereits im 12. Jh. gestanden haben kann.

Pietà
Holzplastik

Des weiteren bewahrt die Sammlung aus Schuttern eine eiserne Thüre des 17. Jhs. (C. 6806) und vor Allem eine ganz hervorragende holzgeschnitzte Gruppe der *Pietà* (Tafel II) aus etwa der Mitte des 18. Jhs. Die das Haupt klagend zum Himmel erhebende Jungfrau mit dem todten Sohn auf dem Schooss sitzt auf einer Felsgruppe, die unten in üppigem Rocaillewerk endigt. Bei der Vornehmheit der beiden Gestalten, dem ergreifenden Ausdruck der Mutter, dem geschlossenen Umriss und der ganz vorzüglichen Detailbehandlung stehe ich nicht an, die Gruppe für ein Meisterwerk der deutschen Rococoskulptur zu erklären.

Bildstock

Vor dem Ort *Bildstock* des 17. Jhs. mit leerer Aedicula.



Pietà, Holzgruppe aus Kloster Schuttern, jetzt in den Großh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde, Karlsruhe.



SCHUTTERTHAL

(Bestehend aus Oberthal und Unterthal mit Rheinmühle und Schäferhof.)

Schreibweisen: Schutertal 1270; Schutterdal 1368. Archivalien: der Gemeinde und kath. Pfarrei. Mittheil. der histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 102 f.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Sch. ist und war offenbar immer kein zusammenhängendes Dorf, sondern besteht und bestand aus vielen einzelnen Gehöften, die im Schutterthal und in den Seitenthälern oder an den Bergen liegen. Bei der Theilung 1277 kam es zur Herrschaft Hohengeroldseck, der es bis 1819 angehörte, wo es mit dem gesammten Fürstenthum badisch wurde.

Den Mittelpunkt des Ortes bildete die Kirche des hl. Antonius (s. unten). Wir hören, dass 1463 Georg von Hohengeroldseck als Vormund der Kinder seines Bruders dem Konrad von Girsperg, genannt von Hohenstein, drei Fronberge zu Sankt Antonien im Schutterthal, genannt an der »vorhen«, verlieh.[1])

Schloss

Auch das *Schloss* hat in der Nähe gelegen. Wir hören von »hus und burg zu Schuttertal gelegen by Sant Antoniien 1470«. Dass es eine Tiefburg gewesen ist, dafür spricht der Ausdruck das »wasserhus« von 1515. 1531 hören wir noch einmal von dem »burgstadel, wie das zu Sant Anthonien im Schutterthale der herrschaft Geroltzeck gelegen«, wissen aber heute nur noch im Terrain seinen Platz nachzuweisen. Im 15. Jh. hatte es das Geschlecht der Wallstein als Geroldseckisches Lehen inne; wir hören von »gräben und gärten, schüre, hus und hof vor dem sloss.« 1531 brachte Gangolf von Hohengeroldseck die Lehen wieder an sich zurück.

Ein Vogt Wilhelm von Schutterthal wird schon 1277 in der Theilungsurkunde als Zeuge genannt; 1336 ein Hermann von Sch. edelknecht; 1341 »Johans von Sch. ein ritter und Anna Múllerin sin elich wip; Hans von Sch. 1406; Wilhelm von Sch. ein edelknecht 1352. Möglich, dass mit jenem Hans das Geschlecht ausstarb oder, wie Ruppert annimmt, dass nur Mitglieder irgend eines der benachbarten Geschlechter sich nach ihrem Sitze hier nannten«.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad. S. Antonium). Erwähnt ein »sacerdos« in Sch. 1314, Johans Replin, lútpriester 1419; zu S. Antonien in Sch. 1436 und 1463; 1464 ein »rector ecclesie in Sch.; Ende 15. Jh. die pfarr zu Schuttertal hat ein priester, heisset her Anthonius von Elmatingen, hat im juncker Depolt von Geroltzegk geluhen«. Sie scheint ein beliebter Wallfahrtsort gewesen, aber nach der Reformation nicht mehr so besucht worden sein: »haec ecclesia pro patrono honorat s. Antonium, et ante Lutheranismum fuit in hoc loco celeberrima peregrinatio, quae autem tempore apostaziae defecit« heisst es 1666. Jm 17. Jh. wurde die Kirche Filiale von Selbach: »Schutterthal, Prinzbach, Reichenbach, fuere hae tres etiam parochiae, sed jam a longs tempo administrantur per parochum in Seelbach« (1692). Kollatur und Zehnt gehörten zu Hohengeroldseck.

Thurm

Der heutige Bau stammt aus etwa drei Perioden. Der älteste der dem Langhaus vorgelagerte *Thurm*, wie immer Bruchsteinmauerwerk, an den Ecken Sandsteinquader, einfach abgeschrägter Sockel, spitzbogige Eingangsthüre mit Hohlkehlen; gegen das Langhaus zu öffnet sich der Thurm in abgefastem Spitzbogen. Zwei Stockwerke, durch

[1]) Ruppert a. a. O. S. 441.

Wasserschrägen von einander getrennt, im unteren Lichtluke, im Obergeschoss gekuppelte, runde Kleeblattbogenfenster mit ausgebrochenen Pfosten; darüber Satteldach. Das Ganze ein möglicher Weise älterer Kern, der im 16. Jh. überarbeitet und seine heutige Gestalt erhielt.

Der Eingang zum Thurm ist durch ein Vordach geschützt, das auf Konsolen ruht und in der Gegend sehr malerisch wirkt.[1])

Langhaus

Das einschiffige *Langhaus* mit abgeschrägtem Sockel, Rundbogenfenstern mit flauer Hohlkehlung dürfte noch dem 17. Jh. angehören; doch ist im Langhaus selbst eine Bauunterbrechung zu bemerken, die Kirche ist also wohl vergrössert worden. In der Südseite an den Fenstern theilweise noch die Ansätze von Masswerk. Der Chor ist in drei Seiten des Achtecks abgeschlossen; die Sakristei zeigt die Flachbogenfenster des 18. Jhs.

Sandsteinepitaph

Im schlichten Innern *Sandsteinepitaph* des F. A. Schmelzer, aet. 53, 1765 aus der Barockzeit, das Christuskind mit Fahne in sonnenartigem Medaillon.

Orgel mit Rocailleschnitzerei und entsprechendem anschliessenden Gitterwerk; gute Arbeit; Rococogestühl.

Glocken

Von den *Glocken* stammen zwei aus der Edel'schen Werkstätte in Strassburg, eine ältere mit Inschrift, der ich leider nicht beikommen konnte.

Wetterfahne

Auf dem Thurm originelle *Wetterfahne* mit drachenartiger Gestalt und Doppelkreuz.

Epitaph

Neben dem Thurmportal *Epitaph;* Protonotarshut und Wappen: drei Berge, aus denen Rosen hervorspriessen, Helmkleinod, Haltfigur mit Soutane. Die Inschrift besagt: Anno 1736 die 5. Feb. obiit et 7 ^{m} sepultus est P. R. Praenobilis et clarissimus D.D. Franciscus Sigebertus Dornblüet ven. capit. Lahrens, Archipresb. protonotar. apostol. etc. 40 Ann. Paroch9 in Seelbach et Schutterthal. aet septuagen. requiescat in pace. etc.

Kirchengeräthe

An *Kirchengeräthen* silbervergoldeter Kelch im Zopfstyl mit verwischtem Zeichen und F H L; Kupfer getriebener vergoldeter Empirekelch; ein weiterer befand sich nicht zugänglich im Altar; Kreuzpartikel, silbergetrieben und vergoldet, Zopf, ohne Zeichen.

Privathäuser

Hinter der Kirche, sowie auf der Anhöhe nach Wittelbach zu einige charakteristische Riegel- und Holzhäuser.

SCHUTTERZELL

Schreibweisen: Blenzenzell nidewendig Kircelle 1279; Blenzenzelle 1367; Blienzenzell 1367; zů Zelle 1346; Celle 1368; Zell by Kurtzell 1498; das dorff Zelle by Schuttern 1513; Schutterzell 1524.

Archivalien: der Gemeinde: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 103.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Schon 1139 und 1288 in päpstlichen Schirmbriefen, die Besitzungen des Klosters Gengenbach betreffend, wird der Ort genannt, 1279 belehnen Heinrich und Walter von Geroldseck (Lahr) den Ritter Konrad Walpot damit; nach dem Aussterben dieser Familie ging das Lehen an Hug und Hans von Linstetten über. Der

[1]) Leider soll die Kirche abgebrochen werden, was sehr bedauerlich wäre, denn das Ganze, insbesondere der Thurm, steht besser in der Landschaft als irgend ein sogenannter »Styl«-bau.

Zehnte gehörte dem Kloster Schuttern. Der Ort gehörte zur Herrschaft Lahr-Mahlberg, kam bei der Teilung 1627 an Baden-Baden.

Simultankirche

Simultankirche (ad. S. Michaelem): 1513 erwähnt »sanct Peters und sancte Barbare althar«. Wie in der ganzen Gegend drang auch hier die Reformation ein und machte, trotz der nach anfänglichem Schwanken, katholischen Herrschaft, Fortschritte, so dass es 1666 heisst in einem Visitationsprotokoll: »parochianos catholicos habet 50; haereticorum vero ultra 120«, wobei übrigens als »huius ecclesiae patronus coeli S. Laurentius« genannt wird. Allmählig aber mag das katholische Bekenntniss der Herrschaft über das andere gesiegt haben; jedenfalls war es im Besitz der Kapelle. 1798 wollten die Evangelischen eine neue Kirche erbauen, standen aber davon ab und sprachen das Simultaneum an der 1752 aus Gemeindemitteln erbauten Kapelle an, welches ihnen auch 1804 zugesprochen wurde. Die heutige Kirche aber wurde aus gemeinsamen Mitteln 1859 bis 1861 erbaut. Alt zwei *Kelche* aus der Mitte des 18. Jhs., der eine silbergetrieben, vergoldet, in reicherem Rocaillestyl; Augsburger Zeichen, darunter Y und P D S; der andere einfacher, sowie ein *Rauchmantel*, mit bunter Seide und Silber reich gestickt auf Damast; laut Schrift unter der Cappa: paramenta circa annum 1760 a rev. Dno Abb. Joanne Baptista comparata, P$^{lw.}$ R. Benedictus Dehm Prior sub felici regimine R$^{dm.}$ Dui Augustini Abbatis reparari et ornari duravit 1763; also aus Schuttern stammend.

Kelche

Rauchmantel

Fachwerkhaus
Crucifixus

Haus Nr. 10 hübsches *Fachwerkhaus*, in der Nähe davon *Crucifixus*, Sandstein auf üblichem Rocaillesockel von 1783.

SEELBACH

Schreibweisen: Sellebach 1179; Sellibach 1257; Selbach 1270; Seilbach 16. Jh.; Seylbach im dorff 1500 etc.

Archivalien der (kath.) Pfarrei: Mittheil. d. histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 103.

Litteratur: J. R. Saltzmann, kurtze Beschreibung des heylsamen Badts und Brunnens, der Sahlbronnen oder das Sehlbacher Bad genannt, in der Herrschaft Hohen-Göroltzeck, Strassburg 1612; L. Thurneysser zum Thurn, Zehen Bücher von kalten warmen Minerischen und Metallischen Wassern, dem eine kurze Beschreibung des Sehlbacher Brunnens hinzugethan (von Saltzmann), Strassburg 1612. — O. Himmelsbach, Geschichte des Marktfleckens Seelbach, Hauptort der ehemaligen Herrschaft Hohengeroldseck. 1906.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Unter den Besitzungen, welche i. J. 1179 dem Kloster S. Georgen auf dem Schwarzwald durch Papst Alexander III. bestätigt wurden, befand sich auch die Kirche zu Selbach, in der wir wohl dieses Seelbach zu sehen haben. Der Ort gehörte zu der Herrschaft Geroldseck, bei der Theilung von 1277 kam er wie alles Land ostwärts der Bischofsmühle an Hohengeroldseck, das wegen des Patronats mit dem Kloster S. Georgen in Streit kam; trotz eines Vertrages von 1330 mit dem Kloster besassen die Geroldsecker ihn später. — Als die Herrschaft Lahr 1427 an Mörs-Sarwerden überging, trotz der Erbansprüche der Hohengeroldsecker, die darum jenen ruinösen Kampf begannen, da suchten letztere Seelbach zum Hauptort ihrer Herrschaft zu machen und, indem sie einen Markt daselbst errichteten sowie ihre Leute zwangen, den

Lahrer Markt zu meiden, Lahr-Mahlberg empfindlich zu schädigen. Bei der Theilung zwischen den Brüdern erhielt Diebolt die Vogtei S., der Markt mit allem Einkommen daraus sollte aber allen Drei gemeinsam gehören. Diebolt sollte einen kaiserlichen Brief für die Errichtung und den Schutz des Marktes herbeischaffen; das geschah auch und 1455 erneuert Kaiser Friedrich III. Diebolt II. das Marktrecht. Das gab natürlich Unzuträglichkeiten mit Lahr-Mahlberg, die zunächst aufhörten, als 1482 Diebolt II. in seiner Geldnoth genöthigt war, die Vogtei S. auf Wiederkauf an den Markgrafen Christoph von Baden zu verkaufen. Mittelst eines langen Prozesses kamen dann die Söhne Gangolfs I, der vergebens die Schuldsumme an der Münze in Strassburg hinterlegt hatte, endlich 1538 wieder in den Besitz. Wie die ganze Herrschaft Hohengeroldseck kam Selbach, das deren Hauptort blieb — der letzte Hohengeroldsecker residirte mit Vorliebe auf dem nahegelegenen Dautenstein —, an die Cronberg und dann an die Freiherren, späteren Grafen und Fürsten von der Leyen, die hier bezw. in Dautenstein, ihre Residenz aufschlugen. 1819 wurde es mit dem kleinen Fürstenthum badisch.

Im 16. und 17. Jh. war S. ein Badeort, dessen Quellen, wie aus oben zitierten Büchern hervorgeht, Heilkraft zugeschrieben wurde. Es soll zahlreich von Einheimischen und Fremden besucht worden sein. Indess scheint es diese Bedeutung bald verloren zu haben. Vor einiger Zeit erst soll man den tiefen Schacht, mit behauenen Steinen ausgemauert, in dem die Quelle gefasst war, zugeworfen haben. [1]) Nicht nach den Quellen übrigens erklärt sich der Name des Orts, er ist wohl zu erklären als »Bach, an dem (Sal) Weiden stehen«.

Pfarrkirche

Kathol. Pfarrkirche (ad. S. Nicolaum episcopum) erwähnt ecclesia Sellebach 1179, Kirche 1370. 1330 verzichtet Walter von Geroldseck auf seine Forderungen etc., die er für sich und seine Nachkommen an das Kloster S. Georgen auf dem Schwarzwalde hatte, »von dez Kirchensatzes wegen der Kirchen zu Selbach gelegen in Strasburger bistume«. Doch hatten die Hohengeroldsecker bald darauf Kollatur und Zehnt. — 1366 wird ein dominus Georgius de Geroltzeck, plebanus in Selbach erwähnt; 1419 Johans Reype lútpriester; von Ende des 15. Jhs. wird berichtet: pfarr zu Selbach hat ein priester, heisset her Johans Schriber von Mossbach, die ist ime von juncker Depolt von Geroltzegk geluhen«. Die Reformation kam auch hierher, wurde aber wieder zurückgedrängt und die Gemeinden Schutterthal, Prinzbach und Reichenbach wurden dann von Selbach aus pastorisirt, gutthatsweise auch Wittelbach, das nach Schweighausen eingepfarrt war.

Die heutige Kirche ist ein einschiffiger schlichter Bau mit Chor aus drei Seiten des Achtecks und ebenso einfachem Aeussern. Ueber der Façadenthür im Sturz: Anno 1749.

Hochaltar

Im Innern der *Hochaltar* in dem bekannten Barockaufbau, Säulen, durch Voluten verbunden, welche die Krone halten; hübsches Rocailletabernakel. Aehnlich die beiden *Seitenaltäre* mit guten Holzfiguren von Heiligen und Engeln, gute, bewegte Rococofiguren. In gleichem Styl, ruhig, aber mit geschmackvollen Schnitzereien und dem Wappen des draussen begrabenen Hofrats Schmelzer, die *Kanzel* und ebenso die *Orgel*. An dem nördlichen Seitenaltar Holzmedaillon mit dem Rosenkranz, den Leiden

Seitenaltäre

Kanzel

Orgel

[1]) Himmelsbach a. a. O. S. 105.

Christi, etwas flüchtige Schnitzerei des 17. Jhs. Alles andere Angeführte aber aus der Zeit des Baues der heutigen Kirche. Das Gleiche gilt von dem halblebensgrossen *Crucifixus* am Triumphbogen, während der *Taufstein* (Sandstein) mit Beschlägornament wieder dem 17. Jh. entstammt.

Crucifixus
Taufstein

Am Aeusseren der Kirche einige *Grabsteine* im späten Empirestyl, darunter der des Leyen'schen Hofrathes und Oberamptmanns Sigbert von Schmelzer † 1798.

Grabsteine

In der Sakristei *Kirchengeräthe:* Monstranz in der üblichen Sonnenform, Kupfer getrieben, vergoldet; eine kleinere Sonnenmonstranz mit Zeichen Jesu und v. Leyen'schem Wappen; silbervergoldeter getriebener Kelch mit Rocailleornamenten, laut Inschrift am Fuss ein Geschenk der Mar. Antonia Vischerin Abbatissa Beixiniensis 1774 mit verwischtem Zeichen, ein zweiter einfacher, silbergetrieben, an den Buckeln des Fusses das Leyen'sche Wappen, ein dritter mit Augsburger Zeichen und B; Versehkreuz kupfervergoldet vom Anfang des 18. Jhs.; Weihrauchschiffchen ebenfalls des 18. Jhs.; und drei Zinnteller. — Ebendaselbst wird eine schwungvolle und doch vornehme eindrittellebensgrosse *Holzfigur* der Madonna aus dem 18. Jh. aufbewahrt, mit einem Rosenkranz geschmückt, an dem eine Medaille des 17. Jhs. mit der Geschichte Davids und Bethseba's hängt. — Eine Casel, Handstickerei aus der Mitte des 18. Jhs. mit dem Wappen Derer v. Leyen.

Kirchengeräthe

Holzfigur

Das jetzige Schulhaus ist der ehemalige *Franziskanerkonvent,* aus zwei im rechten Flügel an einander stossenden Flügeln und einer oblongen Kirche bestehend. Möglich, dass dies die Kirche zum h. Michael ist, von der Kolb[1]) spricht. Sie ist heute zu einer Wohnung umgebaut. Das ganze Gebäude ist von äusserster Schlichtheit.

Franziskanerkonvent

Die *Ruine Lützelhard,* von Kolb erwähnt, der angebliche Sitz des in die Sage der Geroldsecker verflochtenen Geschlechtes, deren Existenz vielfach bezweifelt wurde, hat nach dem auf dem Lützelhard gefundenen romanischen Kapitell, jetzt in der Lahrer Alterthumssammlung (s. dort), thatsächlich hier gestanden; durch Grabungen liesse sich wohl noch Manches zu Tage fördern. Bei ihrer Lage auf dem Berge, welcher den Ausgang des Thales beherrscht, durch das die Strasse von der Hohengeroldseck in das Schutterthal führt, musste es für die Geroldsecker bei wachsender Macht eine Lebensfrage sein, diese Burg entweder zu besitzen oder zu vernichten.

Ruine Lützelhard

SCHLOSS DAUTENSTEIN

Schreibweisen: Toutenstein 1251, Tutenstein 1291, Dutenstein 1308, Duttenstein 16. Jh., Tuttenstein 1571 (Stein, Fels des Tuto.)

Litteratur: Ausser Ruppert a. a. O. s. Himmelsbach, der Marktflecken Seelbach.

Geschichte: Wenig von Seelbach entfernt, am linken Ufer der Schutter liegt das Schlösschen, das zum ersten Male 1251 erwähnt wird. 1249 schon wird ein »Albert de Dutenstein genannt, ebenso 1260, seine Gemahlin Petrissa und Heinrich, Johannes und Abreht ir beder súne von Bossenstein, 1313 der Tochtermann Albrechts, Reinbolt Stubenweg von Straspurg und weitere Mitglieder der Familie bis z. J. 1428.« Von den Söhnen des ersten Albrechts nennt sich Heinrich von Tutenstein, seine

Geschichte

[1]) Kolb a. a. O. III, S. 227.

Brüder von Bosenstein, nach der Burg, die ihr Vater mit den dazugehörigen Gütern im Acherthal erworben hatte. Die einzige Nachricht von einer Begüterung des Geschlechtes in der Herrschaft Geroldseck stammt aus den Zeiten Walters II., der zwei von dem genannten Ritter Albrecht von T. erkaufte Höfe dem Bischof Heinrich als Sühne zu Lehen aufgab. Da nun auffallender Weise in keiner der anderen so zahlreichen Geroldsecker Urkunden ein Mitglied des Geschlechtes erwähnt wird, so schliesst Ruppert — wohl nicht ohne Wahrscheinlichkeit —, dass die Familie zu den zähringischen Ministerialen gehörend, durch das Aussterben des Herzogsgeschlechtes

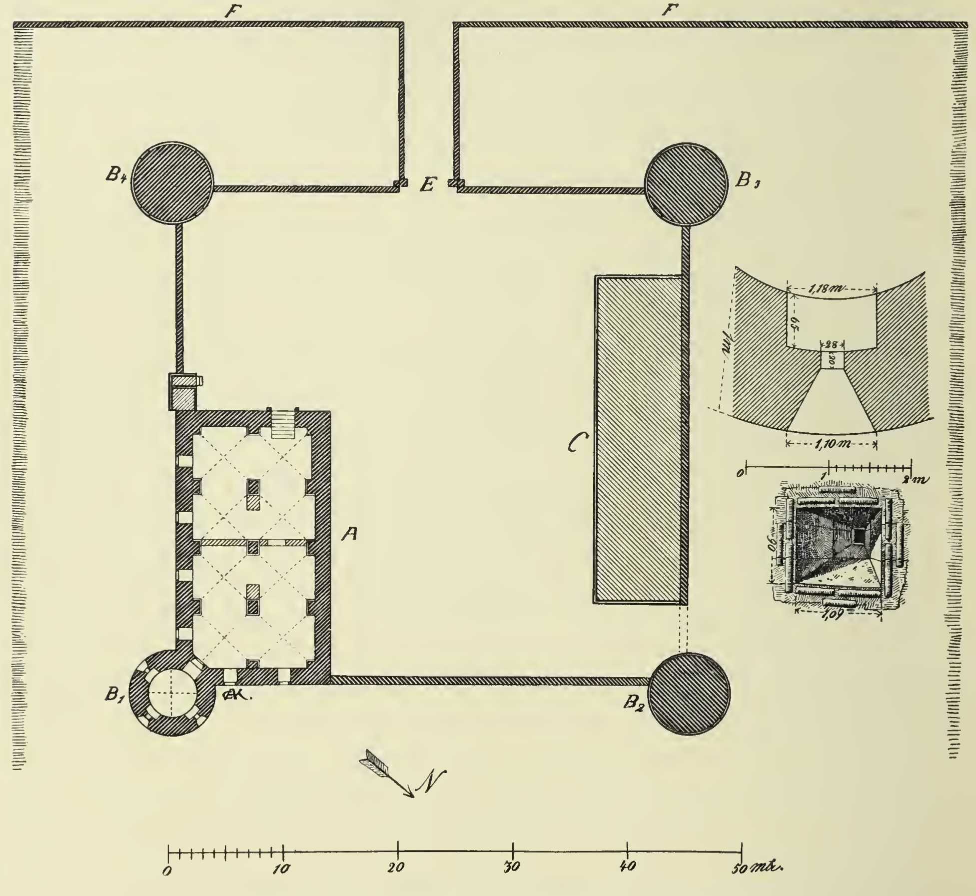


Fig. 74. Plan des Schlosses Dautenstein bei Seelbach.

den Uebergang Mortenauischer Güter an die Hohenstaufen, die mit deren Ausgang verbundenen Wirren und Fehden aus ihrer Heimath vertrieben worden sind;[1]) eben also zu Zeiten Walters II., unter dem die Geroldseckische Macht auf ihrem Gipfel stand. Dautenstein kam dann wohl mit Selbach etc. bei der Familientheilung an die Hohengeroldsecker. 1437 belehnt Diebolt I. seinen unehelichen Bruder Hans und dessen Schwager Rudolf Lumbart;[2]) letzterer erwarb dann allmählich durch Kauf das ganze Lehen, das

[1]) Ruppert a. a. O. S. 459.
[2]) Reinhardt Urk. CXXII.

aber im Anfang des 16. Jhs. wieder in die Hände Gangolfs I. gekommen war, der, wohl in seiner Geldnoth, es 1514 dem Landschreiber Siegfried Pleuss zu Lahr als Erb- und Kunkellehen verlieh, dessen Nachkommen sich nun Pleuss von Dautenstein nannten. Im Bauernkriege ward das Schloss zerstört, aber nachher und zwar auf Kosten der Bauern wieder errichtet. Als 1580 der letzte Pleuss ohne Leibeserben starb, gelang es Jakob von Hohengeroldseck nach Verhandlung mit der Schwester des Verstorbenen und ihrem Mann sich auf einen Auskauf des Lehens zu einigen. Jakob liess nun angeblich das Schloss abbrechen und, wie seine Tochter Anna Maria später in ihren Klageschriften ausführte, mit mehr als 40,000 Thalern als eine schöne und herrliche Residenz wieder aufbauen, die er seiner Tochter zu sichern hoffte, da Hohengeroldseck, Schönberg und Prinzbach als Lehen an Oesterreich zurückgingen, Selbach und Dautenstein aber ihm zu eigen waren. Nach seinem Tode 1635 aber wurde trotzdem auch dies von den Cronbergern beansprucht, 1636 das Schloss von der Kaiserlichen Soldateska geplündert und angeblich bis auf den Grund in Asche gelegt. Die Cronberger begannen mit dem Wiederaufbauen — zwischenhinein war es auch einmal im badischen Besitz (der Erben der Anna Maria) —, das aber erst die von der Leyen ausführten. Eine Abbildung dieses Baues, eines stattlichen Barockpalais, den Strassburger Bauten der Zeit entsprechend, mit zwei vorspringenden Seitenflügeln, ist erhalten.[1]) Ehe sie es aber beziehen konnten, brach Feuer aus und das Schloss brannte nieder (nach 1755), nur der grosse gewölbte Keller unter dem östlichen Flügel blieb unversehrt, auf dem der heutige einstöckige Bau errichtet wurde.

Baubeschreibung

Ein Blick auf den Grundriss (s. Fig. 74) giebt uns das typische Bild einer Tiefburg, ähnlich der zu Lahr, das Viereck mit den vier Rundthürmen und dem Graben und so möchte ich glauben, dass trotz aller Nachrichten über Brände und Verwüstungen die Grundmauern die des mittelalterlichen Schlosses sind, das entweder die Tutensteiner oder wahrscheinlicher die Geroldsecker hier erbaut haben. In der That liegt die Vermutung wohl nahe, dass entweder Walter II. vor oder die Hohengeroldsecker nach der Theilung nach dem Vorbild von Lahr die Burg anlegten; begreiflich, dass ihnen dann im 15. Jh. der Gedanke kam, hier in Seelbach und Dautenstein ein Gegengewicht gegen Lahr zu schaffen.

Heute stehen nur noch die niederen Stumpfe der vier Thürme, in den Oberbauern aus Bruchsteinmauerwerk. Während der dem Haus zunächst gelegene, jetzt nicht mit einem Dach versehen, sondern als Altane dienende *B 1* noch ein Kreuzgratgewölbe in dem inneren Rund zeigt und vier sehr sauber gearbeiteten Maulscharten (s. Fig. *1*), die dem 16. Jh., also wohl dem Umbau unter Jakob entstammen, sind die anderen mit niederm Kegeldach bedeckten Thurmstümpfe mit Erde ausgefüllt und ohne Oeffnungen; ihr Obergeschoss besteht jetzt aus Riegelwerk. Das Gebäude A ist der angeblich stehen gebliebene Keller des Ostflügels, des projektierten Leyen'schen Baues; jedenfalls stammt der untere Theil des Gebäudes aus besseren Zeiten. Das eingezeichnete Gratgewölbe und die viereckigen Pfeiler bestehen aus sauber behauenen Sandsteinquadern. Durch eine eingezogene Zwischenmauer und Verstärkung der Pfeiler wurde er später verändert; eine rundbogige Thür führt zu ihm. Der Oberbau von A aber ist ein schlichter Riegelbau des 18. Jhs., dem auch der kleine Anbau sowie der gegenüberliegende Bau C

[1]) Abgeb. bei Himmelsbach a. a. O. S. 80 nach einem Kupferstich.

entstammt. Die Viereckmauer besteht aus Bruchsteinmauerwerk, sie ist geflickt und verputzt. Noch ist die Mauer ausserhalb des Grabens und die Stelle der alten Brücke über denselben sichtbar.

Besitz der Fürsten von der Leyen, dient das Schlösslein heute als Sitz des fürstlichen Rentamtes.

SULZ

Schreibweisen: Sulz cum vallibus suis 1270, Sultz 1275, Sulcze 1364 (ahd. sulza Salzwasser, Salzloche).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 1275 erfahren wir, dass Walter II. von Geroldseck dem Kloster zu Lahr den Frohnhof und den Schenkenhof zu Sulz schenkte. 1351 schenkten die Geroldsecker Patronat und Zehnt an das gleiche Kloster, das dafür den Pfarrer besoldete. Den Novalzehnten beanspruchte die Gemeinsherrschaft, die im 16. Jh. auch den Kirchernsatz an sich zog. Sulz gehörte zur Herrschaft Lahr-Malberg, bei der Theilung 1627 kam es zu Mahlberg, wurde also baden-badisch.

Römisches

Römisches. Näher (Bauliche Anlagen der Römer, Anh. II) giebt am Sulzbach Baureste eines römischen Gehöftes an Römische Ziegel- und Thongefässscherben der städt. Sammlung in Freiburg könnten dorther stammen. Vom Langenhard bei Sulz ist der Fund einer Bronzefibula und von röm. Ziegelbruchstücken bezeugt.

Am Sulzberg: Fund einer römischen Heftnadel (Fibula), Form des 2. bis 3. Jhs. nach Chr., im dortigen Domänenwald (1872); jetzt in der Karlsruher Sammlung. *(W.)*

Simultankirche

Simultankirche (ad S. Petrum et Paulum; vor der Reformation Petrus, um 1700 findet sich S. Agatha als Nebenpatronin). Genannt »ecclesia 1364, ein rector ecclesie 1464, als patronus: S. Petrus apostolus 1692. — 1419 ein herr Peter lútpriester zuo Sulz genannt. Das Kloster zu Lahr bestellte (s. oben) bis in das 16. Jh. den Pfarrer. Während der Reformationszeit machte Sulz die religiösen Schicksale der Herrschaft Mahlberg durch.

Die heutige Kirche ist ein Neubau von Hübsch von 1865. Die angeblich interessanten Architekturtheile der alten Kirche wurden angeblich verhauen und bei Häusern verwendet.

Barocktaufstein

In der Kirche: *Barocktaufstein* von 1631 mit gewundenem Fuss und naturalistischen Blumen an der Achteckschale. Nach Angabe des † Pfarrers Staudenmaier noch ein Holzkruzifix aus dem 17. Jh.

Glocken

Glocken: Zwei von Edel-Strassburg, die eine von 1749 Maria und Agatha, die andere von 1775 Petrus und Martha; die dritte von 1805 wurde 1823 umgegossen.

Kirchengeräthe

Kirchengeräthe: Sonnenmonstranz, 1754 wohl von Markgräfin M. Victoria gestiftet; zwei einfache Kelche kupfervergoldet. Zinnkelch von 1772.

Auf dem Friedhof roher Crucifixus 1772 von Martin Eisenbeiss in Heiligenzell gefertigt.

Riegelhäuser

Im Ort die Häuser Nr. 9, 10, 11, 14 und andere mehr als *Riegelhäuser* zu erwähnen. Am Gasthaus zur Sonne guter, schmiedeeiserner Wirthshausschild, Rocaille. In der Nähe eine originelle schmiedeeiserne Laterne.

Vor der Kirche mächtiger Brunnentrog aus Monolith mit verwischter Inschrift und Wappen.

Im Thal bei der Sägemühle und auf dem Langenhard schlichte *Kapellen* im Riegelbau aus dem 18. und 19. Jh. Auf letzterem beim Wirthshaus zur Eiche *Kruzifix* des 18. Jhs., eines auch auf dem Weg nach Kippenheim. Auf dem Langenhard und am Weg nach Mietersheim *Bildstöcke*.

Kapellen

Kruzifix

Bildstöcke

WITTELBACH

Schreibweisen: Wittilnbach 902, Fälschung; Wittilunbach 1144; Witilinbach 1185; Wittilinbach 1186; Wittelnbach 1270; Wittelbach 16. Jh. etc. (Bach des Wittilo).

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Wie schon aus dem Namen hervorgeht, ein ziemlich alter Ort. 1144 hatte das Kloster S. Trudpert irgendwelche Besitzungen hier, die es 1363 an das Kloster Ettenheim verkaufte. Möglicher Weise gehörte der Ort ursprünglich den Dautensteinern, von denen nach Rupperts Vermuthung die zwei Drittel des Klosters erkauft waren; ein Drittel ging später mit Dautenstein von Geroldseck zu Lehen. Wegen der Ausübung der Gerichtsbarkeit, die die Geroldsecker beanspruchten, kam es zu verschiedenen Streitigkeiten mit dem Kloster. — Bis 1803 gehörte der Ort zum weltlichen Besitz des Hochstifts Strassburg (Herrschaft Ettenheim) und wurde dann badisch.

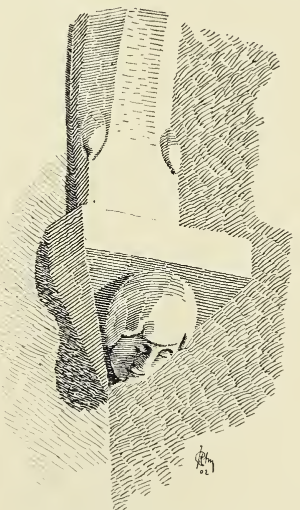


Fig. 75. Gewölberippe mit Konsole im Erdgeschoss des Thurmes zu Wittelbach.

Kirche

Die *Kirche* (ad S. Petrum et Paulum) wird 1132 geweiht und zwar merkwürdiger Weise von dem Konstanzer Bischof, trotzdem sie in der Strassburger Diözese gelegen ist, anno 1132 imperante Wernero abbate dedicatae sunt ecclesiae a venerabili Udalrico Constantiensis ecclesiae episcopus in honores trinitatis Witilinbach quidem et Derlinbach. 1699 heisst es: Wittelbach ecclesia filialis matricis in Schweighausen, cujus patronus in coelis s. Petrus apostolus; collator et decimator d. abbas in Ettenheim münster. — 1419 Walther Wetzel lútpriester erwähnt, 1464 plebanus in Wittelbach.

Die Kirche, ein Bau aus Bruchsteinmauerwerk, mit Sandsteinquadern an den Ecken, besteht aus einem kurzen, einschiffigen Langhaus (mit einfacher Balkendecke des 18. Jhs.), dem das Untergeschoss des viereckigen Thurmes als Chor dient. An den Thurm stösst die viel später (18. Jh.) angebaute Sakristei an. Der Thurm, dessen besseres Mauerwerk durch zum Theil gut hergerichtete Bruchsteine sich von dem des Langhauses unterscheidet, hat im Erdgeschoss ein Kreuzrippengewölbe, dessen einfach abgeschrägte Rippen, mit merkwürdiger Verzierung am Ende der Abschrägung, auf Konsolen ruhen, deren Verzierung fratzenartige Köpfe bilden (s. Fig. 75). Der Thurm öffnet sich in das Langhaus im Rundbogen, dessen Kämpferprofil auf der einen Seite vielfache Abtreppung, auf der andern Seite den runden Wulst in einer Abtreppung zeigt. Während das untere Thurmfenster im 18. Jh. eingebrochen ist, zeigt dagegen die kleine Rundbogenthür mit Billeten (Kugeln) in ihrer Abfasung ächt romanischen Charakter. An seiner Südseite

hat der Thurm ganz primitive Strebepfeiler (einfache Schrägen), seine zwei oberen Geschosse treten jeweils ein wenig zurück, im ersten Obergeschoss hat er im Dreieck geschlossene Lichtluken, im Geschoss darüber gekuppelte Spitzbogenfenster, von einem Spitzbogen umfasst, in dessen Platte ein Vierpass eingeschnitten ist. Das Satteldach des Thurmes ruht auf Konsolen auf. Im Langhaus gegen den Thurm zu schlichte Fenster des 17. od. 18. Jhs., dann eine Thür, bei der man einen alten romanischen Sturz verwendet hat, der in eingeritzten Linien ein Kreuz, eine Rosette und eine Art Baum aufweist. Zwei kleine, kaum spitzbogige Fenster mit nach Innen und Aussen gleichermassen abgeschrägten Laibungen, dann an der Façade eine Rundbogenthür,



Fig. 76. Portal der Kirche in Wittelbach.

wieder mit Billetenverzierung (s. Fig. 76), neben ihr aus dem Achteck konstruirter Weihwasserstein; darüber kleines, schlankes Rundbogenfenster und ein weiteres leis spitzbogiges Fenster. — Die Kirche ist somit im Wesentlichen ein spätromanischer Bau, aus Zeiten, wo auch schon der Uebergangsstyl in der Gegend vertreten war, also Mitte des 13. Jhs.; am Ende des 16. Jhs. hat das Langhaus aus irgend welchem Grunde Ausbesserungen und Veränderungen erfahren.

Barockkanzel

Bemalte *Barockkanzel*, zu der eine steinerne Treppe mit plumpen Ornamenten und der Jahreszahl 1767 führt.

Barocksäulen-Altar

Ueblicher *Barocksäulenaltar*.

Glocken

Eine *Glocke* von 1681, die andere von 1761 aus der Edel'schen Werkstatt.

WITTENWEIER

Schreibweisen: iuxta Renum villa Wittenwilr 1270; Wittenwilre 1411; Wietlenwilr 1414; Wyttenweiler 1426 etc.

Archivalien der Gemeinde und (evang.) Pfarrei: Mittheil. der histor. Komm. Nr. 15 (1893) S. 103.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: W. gehörte zur Herrschaft Geroldseck (Lahr-Mahlberg), kam aber schon im 14. Jh. durch Heirath an die Grafen von Werdenberg-Trochtelfingen, dann durch verschiedene Käufe an Strassburger Familien. Anfang des 19. Jhs. war es zu $^7/_{12}$ in dem Besitz der von Berkheim, zu $^1/_4$ der von Frankenstein und zu $^1/_6$ der von Böcklin. Patronat und Zehnt hatte das Spital zu Strassburg von den von Hohenstein erkauft. Am 9. August 1638 siegte Bernhard von Weimar hier über die Kaiserlichen unter Götz und Savelli. Ein Kupferstich (von?) stellt dies Ereigniss dar; darauf sehen wir auch den kleinen Ort mit seiner offenbar gothischen *Kirche.* Diese (erwähnt 1419 ein Johans Nuweneck Kirchherre, 1464 ein rector ecclesie), dem h. Dionysius geweiht, oder ein späterer Neubau, wurde am Ende des 18. Jhs. von den Fluthen des Rheines weggeschwemmt. Die heutige ist ein schlichter Bau von 1806. Von den *Glocken* stammt die eine von Matthaeus Edel 1727.

Kirche

Glocken

Das Pfarrhaus ist ein einfacher Bau von 1765 mit der stolzen Inschrift: haec domus parocchialis sub quaestura Stoeserich et pastoratu Wiedemanni ab architectis Freisingero et Hasio structa est MDCCLXV.

Bauernhofes

Im Ort einige gute Typen des alemannischen *Bauernhofes,* leider zum Teil durch moderne Back- und Sandsteinbauten ersetzt.





AMT OBERKIRCH



BUTSCHBACH

Schreibweisen: Buspach by Fursteneck 1360; Buspach 1381; in dem Kirspil zu Bůspach 1381; in dem Buspache 1417; Bußbach 1432; Butschbach 1441 etc. (Eine Erklärung des Namens sehr zweifelhaft, vielleicht: Bach des Buso?)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort, eine zerstreute Talgemeinde, wird seit 1300 oft in Allerheiliger Urkunden genannt. 1381 hören wir von einem Gügelhirnenhof. B. gehörte zum weltlichen Gebiet des Hochstifts Straßburg und zwar zur Herrschaft Oberkirch. 1803 wurde es badisch.

Eine Kirche oder erwähnenswerte Kapelle ist hier nicht vorhanden. In einer Bergsattelung steht ein spätgotisches Bildstöckchen (s. Fig. 77), vielleicht das künstlerisch ausgebildetste, das wir in Baden besitzen. Der Fuß hat abgefaste Ecken, die Ädicula ist von Rundstäben und Hohlkehlen eingefaßt; an ihr in eingravierten Linien die Darstellung der Madonna und des h. Georg (?) sowie die verwischte Inschrift: **ſāt m**(aria) und **ſant jörg**, außerdem die Reste der Jahreszahl: I·7?8 (1508?).

Am Übergang zum Fuß das Wappen der Pfau von Rippur.

Das Bildstöckchen, in weichem Sandstein gehauen, bröckelt ziemlich ab.

Weiter gegen das Renchtal zu ein Kruzifix mit Maria auf Rocaillepostament.

RUINE FÜRSTENECK

Schreibweisen: Vurstenecke 1263; Furstenegge 1275; die burch zu Fúrstenegge 1298; Fúrstenecke 1299; der statt Straßburg sloß Fúrstenecke etc.

Literatur: Näher, Ortenau, S. 13. J. Fritz, Das Territorium des Bistums Straßburg, Köthen 1885, S. 148 ff.

Geschichtliches

Die Burg, die zum erstenmal 1263 erwähnt wird, gehörte ursprünglich den Zähringern und kam aus deren Erbschaft mit der Herrschaft Oberkirch an die Fürstenberg, was König Rudolf 1286 dem Friedrich und Egeno von Fürstenberg bestätigt. Bereits 1303 aber verkaufte die Witwe Friedrichs, Ůdelhildis, das Schloß Fürsteneck mit der Stadt Oberkirch und allen Pertinenzien an den Bischof von Straßburg, Friedrich von Lichtenberg. Zu diesen Pertinenzien gehörten außer Oberkirch und Oberndorf Güter in Ringelbach, Geldengrunt, Frawensberge; sodann im Noppenouwer Tal in Gerwinsberge, Nortwasser, Meisahe, Rotschier, Breitenberg, Dettlinsbach, Bestenbach, Eberlinsberge, In dem Springe, Löhern, In der Gassen, Ruprehtsbühele, Sigmannesgassen, An der Matten, Ibach, Ramesbach, Richenbach. Es war einer der bedeutendsten Schritte zur Ausbreitung bischöflichen Territorialbesitzes auf rechtsrheinischem Boden zur Abrundung desjenigen Distriktes, der nach der ältesten festen Niederlassung Ullemburg genannt wurde. Die Burg wurde 1395 an den Propst von Aller-

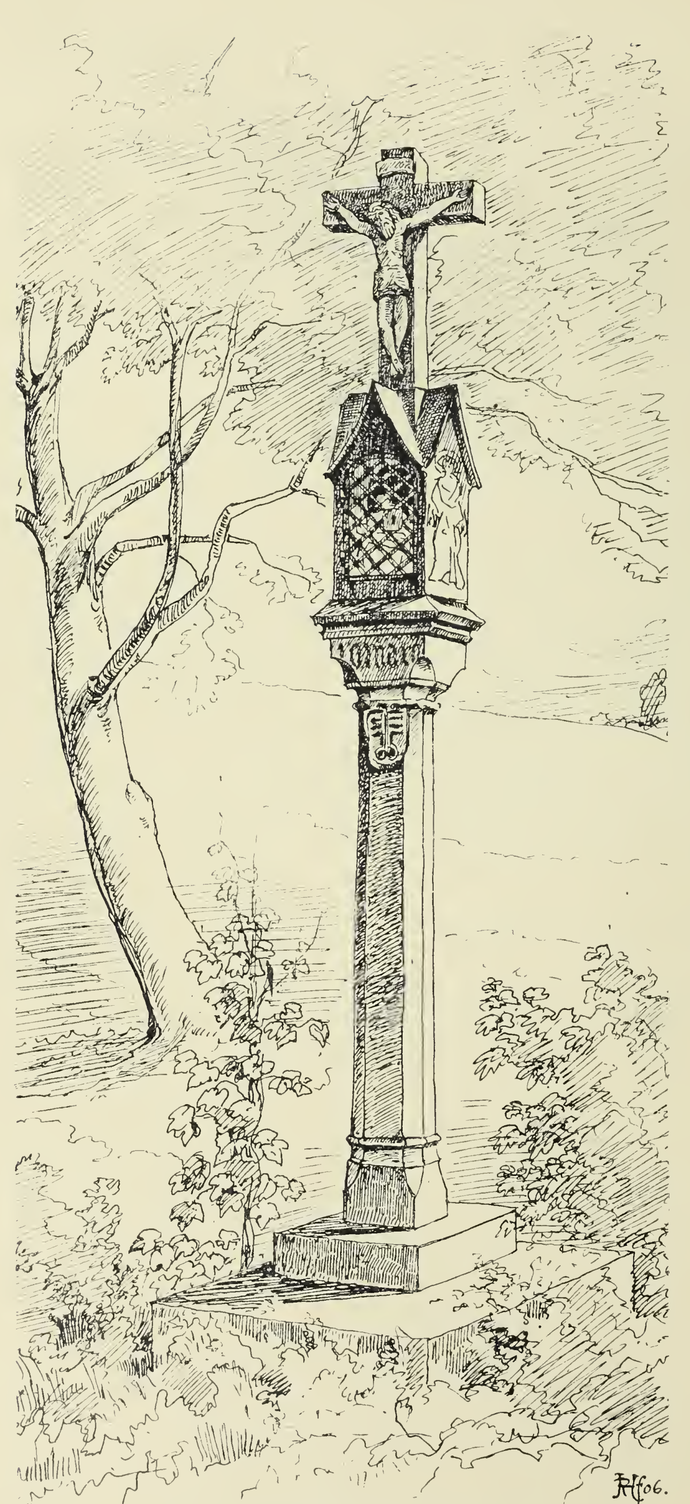


Fig. 77. Bildstöckchen bei Butschbach.

heiligen und von diesem 1405 an die Stadt Straßburg verpfändet. 1606 kam sie an Württemberg, 1664 zugleich mit dem Amte Oberkirch wieder zurück an das Bistum Straßburg. Noch einmal wurde sie diesem genommen wegen Begünstigung der Einnahme von Straßburg durch die Franzosen 1683 und vom Kaiser dem Türkenlouis (Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden) übergeben; 1697 aber kam sie an das Bistum zurück. Unterdes war unsere Burg den Flammen der Franzosen zum Opfer gefallen und liegt seither als Ruine da. Heute ist sie im Privatbesitz (s. Fig. 78).

Beschreibung der Ruine

Allein die Mauerzüge lassen sich erkennen, sie ragen noch ca. 1 m aus dem Boden hervor, nur nach Westen hin stehen sie noch höher, aber ohne uns irgendwelche Bauformen zu verraten. Andere Mauerzüge sind nur noch in ihrer Richtung erkennbar. Wie man sieht, liegt die Burg auf der länglichen Kuppe des in die Ebene vorspringenden Vorberges, dessen Form sich ihre ca. 1 $^1/_2$ m dicke Umfassungsmauer anschließt. An der westlichen Spitze dürfen wir in *D* wohl einen Wohnturm vermuten, in *C* ein kleineres Gebäude. Was bei *A* gestanden hat, können

wir nicht mehr erkennen, dagegen sind bei *B* noch die Spuren des Brunnens bezw. der Cisterne nachweisbar.

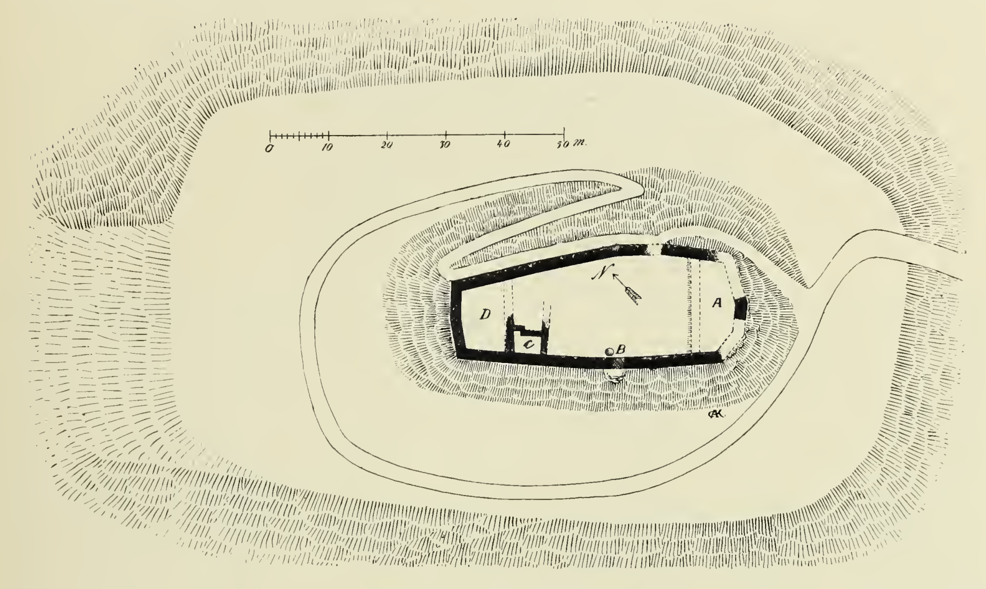


Fig. 78. Ruine Fürsteneck.

Auch über das Alter der Burg gibt uns der Befund keine Auskunft. Wenn Kolb behauptet, sie sei ca. 1260 von den Fürstenbergern zum Schutz von Oberkirch angelegt worden, so fehlen dafür alle Anhaltspunkte; ebensogut können das schon die Zähringer getan haben.

ERLACH

Schreibweisen: Erlehe 1285; Erlech 14. Jh.; Erloche 14. Jh.; Erleiche 1411; Erlach 1533. (Ort, wo viele Erlen stehen.)

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 19 (1897), S. 23.

Literatur: K. Fehrenbach, Auszüge aus einer Erlacher Ortschronik des Joachim Kupferer, Oberkircher Bote 1894, Nr. 144—151; 1895 Nr. 3—70.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: E. ist seit dem 13. Jh. bekannt. Es mag damals wohl in den Besitz des Bischofs von Straßburg gekommen sein, dem es bis 1803 gehörte; es lag in der Herrschaft Oberkirch bezw. im Distrikt Ullemburg. 1250 schon besaß das Kloster Allerheiligen hier einen Hof, außerdem waren die Neuenstein und Schauenburg hier begütert.[1]) Auch gab es ein Geschlecht: »die Erlach von Ulm«, das, in Offenburg ansässig, im 14. und 15. Jh genannt wird und Ende des 16. Jhs. ausstirbt.[2])

Pfarrkirche

Die *kath. Pfarrkirche* (ad S. Anastasium), als Kapelle seit 1511 laut ihrer Inschrift bestehend, 1876 zur Pfarrkirche erhoben; früher war Erlach Filiale der Pfarrei Ulm.[3])

[1]) Das Großh. Baden, S. 814.

[2]) Kindler v. Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I, 107.

[3]) Bad. Beobachter 1882, Nr. 175.

Die Kirche ist ein einschiffiger Bau mit östlichem Turm, dessen Erdgeschoß als Chor dient. Dieses ist mit einem spätgotischen Netzgewölbe bedeckt und öffnet sich in großem Spitzbogen nach dem Langhaus. In dem Schlußsteine die Hand Gottes.



Fig. 79. Nördlicher Seitenaltar (Mittelschrein) in der Kirche in Erlach.

Die Rippen haben die übliche, trockene Profilierung der Spätzeit. An beiden Seitenwänden des Chors je ein spitzbogiges Maßwerkfenster. Drei solche (das vierte jetzt wohl durch das Dach verdeckt) zeigt das erste Obergeschoß des Turmes, alles weitere



Fig. 80. Südlicher Seitenaltar in der Kirche in Erlach.

stammt von dem Neubau i. J. 1884. Durch ihn erhielt auch das Langhaus seine heutige Gestalt; nur die zwei spitzbogigen Fenster mit Maßwerk, die dem Chor am nächsten

liegen, sind alt, ebenso das an der Fassade wieder verwendete, kielbogige Portal, mit sich durchkreuzenden Rundstäben auf kleinen, steilen Basen; über ihm die Jahreszahl und das Steinmetzzeichen:

An der Nordwand des Chores noch eine kleine Sakramentsnische zu verzeichnen, umrahmt von sich kreuzenden Rundstäben.

Altäre

Drei *Altäre:* der Hochaltar, ganz flotter Barockaufbau aus dem 18. Jh. mit der Statue des h. Anastasius. Der nördliche Seitenaltar ein vorzügliches Schnitzwerk der frühesten Renaissance oder, wenn man so will, unserer spätesten Gotik mit geschwellten, in der Mitte zusammengefaßten Säulchen und gutem Rankenwerk (s. Fig. 79). In ihm die Gestalten der Mutter mit dem Kind, über der Engelchen die später erneuerte Krone halten, der h. Katharina und der h. Barbara, gleichzeitigen sehr guten Skulpturen (ca. 85 bis 95 cm hoch). Später als diese, wohl bald nach dem Bau der Kirche 1511 entstandenen Werke in dem im 19. Jh. hergestellten Aufbau die h. Anna selbdritt, wohl aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs. stammend. Neu auch das Innengemälde der Flügel, während die Außenbilder, der Schmerzensmann und die Schmerzensmutter, geringe Bilder etwa von 1600 sind.

Aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs. stammt der südliche Seitenaltar (s. Fig. 80), ein typischer Renaissancebau mit dem Relief der Kreuzigung Christi, des Veroneikon, Gottvaters und den kleinen Freifiguren des h. Kaisers Heinrich (?) und der h. Kunigunde, der Apostelfürsten und der Pietà. Die oberste Bekrönung ist erneut.

Kruzifix

In der Kirche noch ein schlichter Weihwasserstein; vor ihr *Kruzifix* mit Maria und Johannes auf zopfigen Postamenten, von einer Anzahl Erlacherinnen 1782 gestiftet.

Bildstock

In der Gemarkung u. a. ein *Bildstock* mit dem Relief der h. Barbara, Rokoko, von 1764 und ein solcher von 1688 mit später aufgesetztem Kruzifix.

Wirtshausschild

Am Wirtshaus »Zur Krone« schmiedeeisernes *Wirtshausschild.*

GAISBACH

Schreibweisen: In dem Geißbach 1255; Gaisbach 1313; In dem Geisbach 1365; Geispach 1476.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Die Annahme liegt nahe, daß der Weiler, der 1225 in den Zehentbezirk der Pfarrei Oberkirch gehörte, im Anschluß an die auf dem Berg über ihm liegende Burg entstanden ist. Die Geroldsecker waren auch hier begütert, wir hören, wie aus der ganzen Gegend, von Belehnungen, die sie den Herren von Schauenburg erteilen; [1]) aber auch der Straßburger Bischof hatte Besitzungen, wir hören 1351 von homines Berth. episcopi Argentinensis in dem Giesbach. — Für den Zusammenhang des Ortes mit dem Schloß spricht wohl auch, daß er bis 1806 ritterschaftliche Besitzung der Familie von Schauenburg war.

Kapelle

Kapelle: 1531 wird sie erwähnt; es heißt: bey sannct Jorgen, sie ist also nicht, wie man gemeint hat, erst 1623 von Hannibal von Schauenburg gestiftet. [2]) Damit

[1]) Ruppert a. a. O. S. 475.

[2]) Wie J. Hofmann meint. (Der Schulkreis Offenburg, S. 359.)

stimmt auch der Befund. Eine einschiffige Kapelle, in die sich der aus drei Seiten des Achtecks geschlossene, verhältnismäßig lange Chor im gedrückten Spitzbogen öffnet. Die einpfostigen Fenster zeigen Fischblasenmaßwerk.

Wandgemälde

1899 wurden *Wandgemälde* aufgedeckt, die in dem Anfange des 17. Jhs., möglicherweise bei einer Erneuerung der Kapelle durch Hannibal von Schauenburg gemalt worden sind. Es sind im Chor zweimal fünf Figuren in Lebensgröße: der Heiland mit der Weltkugel, die Rechte segnend erhoben, die Heiligen Petrus, Paulus, Andreas und Katharina etc., unter jedem der Name, unter dem Andreas steht außerdem noch H · ANDRES · CRIST · · Unten weihräuchernde Engel. Der Urheber der Bilderreihen, S. Keller von Oberkirch, nennt sich selbst unter den linksseitigen Bildern. Die ganze Kirche war bemalt, leider waren die Bilder der Mutter Gottes, der Himmelfahrt und des h. Georg zu sehr ruiniert. Die anderen Bilder wurden in den Jahren 1901 und 1902 von J. Mader restauriert, wozu die Regierung und der kath. Stiftungsrat in Gaisbach die Mittel hergaben.

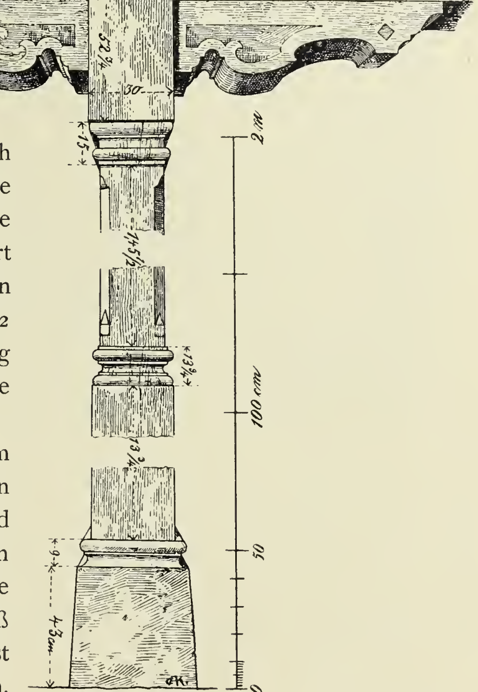


Fig. 81. Holzsäule im Nebengebäude des Schlosses zu Gaisbach.

Schloß

Am Bergrücken steht das in seinem Hauptgebäude neue *Schloß* der Freiherren von Schauenburg. Seit dem 16. Jh. etwa wird hier ein Wohnhaus der Familie gestanden haben — man verließ ja damals überall die unbequemen Burgen —, 1655 hören wir, daß Karl von Sch. sein »adelig Haus im G.« nebst drei Rebhöfen an Johann Reinhard von Sch. abtrat. Wohl aus dem 16. oder 17. Jh. etwa mögen die Gebäude auf der nördlichen Hofseite stammen. Das eine hat im Erdgeschoß einen saalartigen Raum mit großem Unterzugsbalken und abgefaster Holzstütze (s. Fig. 81), an der Wand gemalt die Wappen des H. Reinhard von Schauenburg und seiner Gemahlin Walpurgis geb. von Wachenheim, 1654. Der anstoßende Riegelbau, an dem ein Stein mit der Inschrift 1661 sich befindet, zeigt Schießscharten (Gewehr), unten im Kreis endigend. Eine weitere Anzahl von Schießscharten ist hier eingemauert, die von der Burg stammen. Das rundbogige Eingangstor trägt die Jahreszahl 1619.

Altertümer

Im Besitz des Freiherrn von Schauenburg eine Anzahl erwähnenswerter Altertümer:

1. ein *Türsturz* (Sandstein) mit Blendspitzbogen, darin das Wappen der Schauenburg und das der Windeck (s. Fig. 82); wohl noch aus dem ausgehenden 14. Jh. und möglicherweise von der Burg, nach andern Angaben von der Altwindeck stammend;

2. ein *kreisrunder Stein* (Fig. 83) mit spätgotischem, krausem Blätterwerk, darin vier Wappen der Berlichingen, Schauenburg, Landschaden von Steinach und Neuneck; die Umschrift in Minuskeln lautet:

schwicker · vo schauveburg Anno · domini · M · cccc · l†·†·†·†·vm;



Fig. 82. Türsturz im Besitz des Freiherrn von Schauenburg in Gaisbach.

3. ein *Epitaph* (Sandstein), der obere Aufsatz möglicherweise nicht zum unteren gehörig, zeigt ein Allianzwappen, von dem nur noch das schauenburgische kenntlich ist; in dem unteren vertieften Viereck ausgehauen wieder ein Allianzwappen und die Inschrift:

philips wetzel von marsili claranna von Schauenburg,

oben die Zahl 1475 (s. Fig. 84);



Fig. 83. Schlußstein im Besitz des Freiherrn von Schauenburg in Gaisbach.

HANS REINHARD VON SCHAWENBURG ʒ M · DC · X ·
1905 im Kunsthandel erworben;

4. ein Türsturzrest, von der Burg stammend mit dem Wappen und einem Band, auf dem die Jahreszahl (s. Fig. 85);

5. ein hübsches *Epitaph* im Zopfstil;

6. eine *Rocaillekartusche*, in der das Wappen eines Malteser Großmeisters von Schauenburg, umgeben von Putten, die mit den Insignien spielen, vom Bezirksamt in Kenzingen stammend;

7. ein *Holzrelief* von 1610 mit der Verkündigung Mariä in schön mit Rankenwerk geschnitztem Rahmen, am bekrönenden Gesims die Inschrift:

CLAUDIA VON SCHAUENBURG
GEBORNE VON LÜTZELBURG;

8. eine *Standuhr* mit in Silber getriebenem Zifferblatt;

9. ein silbergetriebener *Becher*, vergoldet, mit Augsburger Beschauzeichen und B; eingraviert das Allianzwappen der Frau des Ulrich Diebold von Sch., der Ursula geb. Bärenfels;

10. ein holzgeschnitzter *h. Georg* des 17. Jhs.;

11. *Votivsporen* des Hannibal von Schauenburg aus der Kirche in Gaisbach;

12. einige *Ölgemälde*, Familienporträts, aus denen ich hervorhebe das des Ulrich Diebold und der Ursula vom Anfange des 18. Jhs.; das eines Herrn zu Rhein, wohl französische Arbeit aus dem Anfange des 18. Jhs.; zwei hübsche Pastellporträts u. a. m.

(Die hier aufbewahrten Funde von der Schauenburg werden in der folgenden Beschreibung dieser erst erwähnt.)



Fig. 84. Epitaph im Besitz des Freiherrn von Schauenburg in Gaisbach.

Über diesem Wohnsitz liegt, auf einem Vorhügel des Solbergs von etwa 379 m Höhe, die

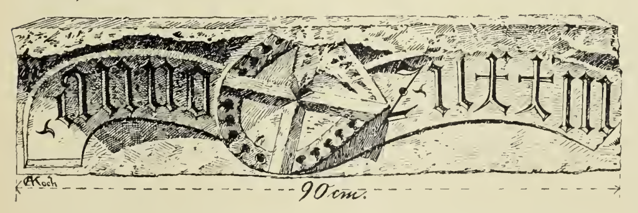


Fig. 85. Türsturz von der Burg im Besitz des Freiherrn von Schauenburg zu Gaisbach.

RUINE SCHAUENBURG

Schreibweisen: Scowenburc ca. 1150; Scouvenburg 1167; Scowenburg 1196; Schöwenburg 1213; Schömburg 1343; Schönburg 1356; Schawemburg 1441; in castro Schawenburc 1301; zů Schowenburg in der búrge; Schauwenburg das schloß 1452.

Literatur: J. Bader, Frau Uta, Herzogin zu Schauenburg, Badenia I (1839), S. 114—118. Ruppert, Regesten des Mortenauer Adels: 2. Die von Schauenburg, J. 39, S. 83—180. Bodo Ebhardt, Deutsche Burgen, Liefer. 4 und 5, S. 178 ff.

Geschichtliches

Geschichtliches: Ursprünglich war die Burg zähringische Besitzung. Als Liutgard, die Tochter Bertholds II., den Grafen Gottfried von Calw heiratete, dem Heinrich V. i. J. 1113 die rheinische Pfalzgrafschaft anvertraute, da befand sich die Feste Schauenburg unter ihrem Heiratsgut.[1] Sie scheint vor ihrem Gatten ins Grab gesunken zu sein, ebenso ihr einziger Sohn. Als Pfalzgraf Gottfried 1136 starb, blieben nur Töchter übrig; die eine, Liutgard, war zu einer nicht standesgemäßen Ehe gezwungen worden und schied somit von der Erbberechtigung aus. Die andere, Uta, hatte auf Betreiben Heinrichs des Stolzen dessen Bruder Welf VI. die Hand gereicht, und dieser trat nun die Erbschaft aller Lehen und Güter seines Schwiegervaters an. Dagegen aber erhob der Sohn eines Bruders desselben, Albert, Einspruch, der mindestens die Hälfte des Calwer Gutes fordern zu können glaubte. Es kam zur Fehde, bei welcher Welf die Burg Alberts verbrannte. Nun griff auch Herzog Konrad von Zähringen ein. Er war nicht willens, die Mitgift seiner Schwester ohne weiteres dem angeheirateten Welfen zu überlassen, zog mit Heeresmacht heran und belagerte die Schauenburg.[3]) Da aber trat der Kaiser (Lothar) dazwischen. Es muß dann zu einem Vergleich gekommen sein, denn als Uta hochbetagt starb, kam die Schauenburg nebst Zubehör nicht (?) in das zähringische Gut zurück.[4]) Uta, von ihrem Gemahl über der Liebe zu anderen Frauen vergessen, saß von ihm getrennt auf der Burg, nach der sie sich Herzogin von Schauenburg nannte. Sie kommt noch ca. 1196 urkundlich vor, 1200 ist sie schon tot, da es heißt: »Felicis memoriae Uta ducissa de Sowenburg«. Die Burg kam an den nächsten Erben der Uta, an Eberhard von Eberstein,[5]) dessen Ansprüche nach Ruppert aus Calwischer Heirat herrührten. Wohl erheben die Erben der Zähringer, die Uracher, Ansprüche, die aber schließlich erledigt werden.

Möglich,[6]) daß die Burg schon damals ein Lehen des heute noch blühenden Geschlechtes war. Schon zwischen 1120 und 1150 hören wir von einem Růdolfus, miles de Scowenburc. Die Familie muß schon im 12. Jh. in stattlichem Ansehen gestanden haben, dafür spricht ihr bereits zahlreiches Vorkommen in Zähringer Urkunden. Am Ende des 12. Jhs. erscheint in dem Stiftungsbrief von Allerheiligen ein Fridericus de Scowenburg als kaiserlicher Landvogt im Elsaß und als königlicher Ministeriale. Während man früher die Zugehörigkeit zum Herrenstande annahm und ein altes schauenburgisches Herrengeschlecht konstruierte, an dessen Stelle nach seinem Aussterben im 14. Jh. die jetzige Familie getreten wäre, wird wohl Ruppert recht haben, wenn er den Schluß auf Herrenmäßigkeit nicht für richtig erachtet und deshalb eine Kontinuität der Familie vom 12. Jh. bis auf unsere Zeit wohl für möglich hält.[7]) Die Familie hat für die Gegend eine größere

---

[1]) Heyck a. a. O. S. 221.

[2]) Ebenda S. 286.

[3]) Ebenda S. 286.

[4]) Ebenda S. 287.

[5]) Ruppert a. a. O. S. 84.

[6]) Ruppert a. a. O. S. 84.

[7]) Ebenda S. 85 ff. Nicht zu verwechseln ist die Familie mit den gleichnamigen Dynasten an der Bergstraße sowie einem württembergischen Geschlecht von gleichem Namen.



Ruine Schauenburg, Ansicht von Südwesten.



Bedeutung gehabt als die Neuensteiner u. a. »Mit größerem Besitz, mit vielen Lehen ausgestattet, beschränkten die Schauenburger den Schauplatz ihrer Tätigkeit nicht auf den heimatlichen Boden, auf das enge Renchtal, wir finden ihre Glieder an den Höfen von Baden, von Wirtemberg, der Pfalz, an dem Hofe des Bischofs von Straßburg und der Erzherzöge von Österreich; wir finden sie auch als fromme Ordensritter, als Mönche und Äbte.«[1]) Den Stammbaum mit Sicherheit weiter hinaufzuführen als bis zum Ende des 13. Jhs., scheint nach Ruppert unmöglich. Schon damals scheint zeitweise eine Trennung in zwei oder mehrere Linien zu bestehen. Am Ende des 15. Jhs. (ca. 1474) spaltete sich das Geschlecht auf die Dauer in zwei große Linien, die Elsässer oder Herrlisheimer Linie, die mit Reinhard, und die Luxemburger oder Harthartsche Linie, die mit Friedrich ihren Anfang nimmt. Von der Elsässer Linie zweigten sich verschiedene Seitenlinien ab, die aber mit der Zeit ausstarben, so die alte Gaisbacher, die gräfliche, die Jungholz- oder Niederherckheimsche, die in den Freiherrn von Schauenburg zu Hochfelden weiterlebt, die mährische und endlich die Herrlisheimer Linie, welche in Gaisbach residiert und welcher wir die Erhaltung des alten Stammsitzes zu danken haben. Die zur Zeit lebenden Mitglieder der Luxemburger Linie wohnen in Oberkirch am Ausgang gegen Lautenbach.[2])

Wir hören außerdem vom 13. bis 15. Jh. noch von den Winterbachen und den Kalwen von Schauenburg in der Gegend, von denen es sicher ist, daß sie nicht der gleichen Familie entstammten.[3]) Doch erscheinen sie seit dem Ende des 13. Jhs. als Ganerben auf der Burg; außerdem scheinen sie verschiedentlich in eheliche Verbindung mit der Familie getreten zu sein. Dagegen erklärt Ruppert die Zugehörigkeit zur Familie bei den ebenfalls vorkommenden Höfinger von Sch. für möglich, bei den Burggrafen von Sch. und bei dem Neunecker ist sie zweifellos. 1320 erscheint dann noch ein her Albrecht der Roder von Negewils von Schowenburg genant und 1235 Conradus et Heinricus dicti Schidelin fratres milites de Schowenburg, die nur des Wohnsitzes halber diesen Namen erhielten.

Über das Wappen der Sch. (mit dem Schragen) siehe Einleitung und Ruppert; letzteren auch über die Familienlehen, deren älteste die ebersteinischen sind, die Burg, die Dörfer Gaisbach, Fernach etc., dann die badischen, vor 1366 freiburgischen, im Renchtal mit Altneuenstein etc.; die geroldseckischen (später sarwerdischen) Lehen in Nesselried, Sinzenhofen, Haslach etc., stülingen-lupfisches Lehen zu Mösbach, Oberstadelhofen; die bischöflich straßburgischen Lehen in der Ortenau; bedeutender jedoch auf elsässischem Boden die bischöflich straßburgischen, die österreichischen, marbach-lüdersschen und rappoltsteinischen Lehen.

Baunachrichten

Die Burg war, wie aus den von Ruppert publizierten Regesten hervorgeht, ein Ganerbensitz und zerfiel, wie wir sehen werden, in mehrere Teile. Doch läßt sich auf Grund der Nachrichten der Anteil der verschiedenen Besitzer nicht bestimmen. Die erste bauliche Angabe enthält die Notiz, daß 1275 Graf Heinrich von Fürstenberg mit dem Verzicht auf alle Ansprüche an den unteren Hof zu Nußbach auch auf das dazugehörige Patronat der »capella de Schôwenburg« verzichtet.[4]) 1300 bezieht das Stift

[1]) Ebenda.

[2]) Becke-Klüchtzner, Stammtafeln des Adels des Großh. Baden, S. 402—406.

[3]) Ebenda S. 99.

[4]) F. V. I, S. 241. — Ruppert a. a. O. S. 110.

Straßburg Einkünfte aus einem Grundstück Hahnrain »prope fossatum castri Schawenburc«. Aus einer Erbverschreibung von 1331 geht hervor, daß ein Ganerbenanteil aus »durn, hus und hof«, Garten und zwei Pfistereien bestand.[1]) 1333 hören wir u. a. davon, daß nach einer Fehde mit dem Bischof von Straßburg, der die Burg ohne Erfolg belagert, aber die schauenburgischen Besitzungen arg beschädigt hatte, die Schauenburger versprechen, den Teil ihrer Burg, den Johann und Kunze von Winterbach und Heinzelin Burggraf besaßen, dem Bischof zu übergeben, diesem jederzeit die Schauenburg zu öffnen, doch nicht wider ihren Herrn von Eberstein, von dem sie dieselbe Burg zu Lehen haben. Bald nachher aber wird dieser Vertrag wieder aufgehoben. 1388 hören wir wieder von einem Vertrag zwischen den Verwandten über den Anteil an der Burg, ohne daraus etwas über die Bauten zu erfahren, 1402 aber hören wir, daß Egenolf Kalwe von Schauenburg und sein Bruder Kunemann vom Markgrafen Bernhard von Baden die Lehen empfangen haben, die ihr Vater selig getragen, darunter: »das vorderhus, das stoßet an Sigelin, das hinderhus, stoßt ein site an den mantel und den alten Kelre unter der capellen und den vorhof am weg in die kapellen und in des Winterbachs hus, item den hof uff dem graben neben herrn Conrads sun und an des bischofs gut, item ein garten an der gaß uff den Spring und am gemeinen wald etc.«[2]) 1403 gibt es wieder Streitigkeiten wegen Ludwig von Winterbachs selig Anteil an der Feste, da der Markgraf diesen Anteil durch den kinderlosen Tod Ludwigs als heimgefallen betrachtete, während die Schauenburg dieser Ansicht widersprachen, weil Ludwig von Geburt von Schauenburg gewesen und sie untereinander eine stete feste Gemeinschaft zu Schloß und Berg und allen Zugehörden hätten. Bei dem Manngericht am 24. September 1403 schwören die Gemeiner von Schauenburg u. a.: »Darzu hettent sie ein starck gemeinschaft miteinander an der vestin zu Schowenburg, an dem berge, an dem velsen, an dem mantel, an muren, porten, brucken, graben, an der cappelen, an der drinckstuben, an wege und stege, an walt, wasser, weyde, und wer anders kein sunderheit do, wen daz ihre vorderen und sie sundere hüszer und wonunge do hettent, und die werent vor zyten ußgezeichnet, wo ir jeglicher mit sime wibe und kinde ire hüszer und gemache hettent und als schier ir einer für sin turn keme, so were er uff irer gemeinschaft« etc.[3]) Wir hören nichts Genaueres; 1405 aber am 26. Januar belehnt Graf Bernhard von Eberstein den Volmar von Schauenburg mit den Gütern, welche Ludwig von Winterbach selig zu Lehen gehabt, welche nachher an Heinze Truchseß von Hőfingen verliehen, von diesem aber an Volmar abgetreten waren, darunter ein »ußteil« an Schauenburg, der Burg mit Wald, Weid und Wasser, ein Garten zu Schauenburg neben Konrads von Schauenburg selig Sohn, neben Ottemann von Schauenburg, Winterbachs Anteil am gemeinen Berg und dem Spring, und mit einer Hofstatt am Graben.[4]) 1407 belehnt derselbe Eberstein Rudolf von Sch. mit einem Vierteil an der Burg.[5]) 1432 rückten in gemeinsamem Zuge Graf

---

[1]) Ebhardt a. a. O. S. 183, wohl aus dem Archiv in Gaisbach.

[2]) Ruppert a. a. O. S. 146.

[3]) Ebhardt a. a. O. S. 183.

[4]) Ebhardt a. a. O. S. 183. Aus »Historia und Geschicht, so herr Wilhelm von Schauwenburg selbsten verzeichnet«. Straßburger Archiv: Argentor. hist. politica.

[5]) Ruppert a. a. O. S. 150.

Ludwig von Württemberg und die Straßburger vor die Burg. Der Grund der Belagerung war, daß Wilhelm von Sch. dem Friedrich Bock von Staufenberg, der mit ihm in Fehde gegen Württemberg lag, Aufenthalt auf der Burg gewährte und daß dessen Knechte einen Straßburger Bürger, Lingers Clauß, »ein würdt zu Schauwenburg«, erschlagen hatten.[1]) Sie beschossen die Burg etwa 17 Tage lang, und zwar pflanzten die Straßburger ihr Geschütz dem Teil der Burg gegenüber auf, der Wilhelm von Schauenburg gehörte, die Württemberger mußten sich eine andere Seite aussuchen und »schußent do Vollmars husze die eine seidten nider«.[2]) Aber auch die Straßburger müssen etwas erreicht haben, denn in der Aufzeichnung des Wilhelm von Sch. heißt es: »Und ich W. v. Sch. fing an daz haus wider zu bauwen, das danider geschossen ward mit nammen den turm bey dem thor uff die liechtmeß Anno 1433. Und ward vollbracht mit allem baw in demselben ior vor St. Gallentag«[3]) (16. Oktober), also in 8 1/2 Monaten. Durch Vermittlung des Bischofs, des Pfalzgrafen Ludwig und des Markgrafen von Baden wurde die Fehde beigelegt und der Schaden repariert. Am 14. November 1433 schlossen dann Matheus von Schauenburg und sein Sohn Wilhelm, Volmar von Sch. und seine Söhne Bechtold Cunemann und Ludwig, Bernhard von Sch. und sein Sohn Jörg, Rudolf von Sch. und sein Sohn Jörg und Adam Kalwe von Sch. Edelknechte einen Burgfrieden.[4]) Unter anderem heißt es darin: die Burg solle jederzeit mit 4 Knechten, einem Torwart und einem Förster versehen sein und in Kriegszeiten deren Anzahl nach Ermessen vermehrt werden. Für jedes Burgviertel sollen 2 Büchsen, 2 Armbruste und 500 Pfeile vorhanden sein und dazu jeder nach Verhältnis seines Burganteils beitragen. Der Baumeister soll alljährlich durch Stimmenmehrheit gewählt und ihm von jedem Burgviertel 6 fl. bezahlt werden, um sie nach seinem Gutdünken für die bauliche Unterhaltung der Burg zu verwenden usw. 1438 erfolgte eine neue Belagerung, diesmal durch den Markgrafen von Baden, doch kam es nicht zu einer Erstürmung, da man sich einigte.[5]) Um diese Zeit beginnen die Baumeisterrechnungen, die noch im Archiv zu Gaisbach erhalten sind.[6]) Eine Anzahl von Ausgaben beziehen sich ersichtlich auf diese Belagerung, andere sind 1442, 1443 und 1447 datiert. Sie geben manchen interessanten Einblick in die Bewaffnung und die Lebensgewohnheiten, hier und da auch Notizen über Bauten auf der Burg, die ich im folgenden wiedergebe. Nach dem Burgfrieden war jedes Jahr einer der Bewohner Baumeister, und so finden wir nacheinander »juncher Rudolffs uz geben, juncher Wylhelms« etc. Unter Ersterem ist verrechnet: »dz tore und dz slosß wyder dor ane zu slahen«. Unter Wilhelm hat »meyster Ulrich von Offenburg daz bolwerk« gemacht. Von Häusern hören wir nennen: Adem huß, Rudolff huß, Wilhelm huß, des grosen Jergen huß, dz kalben huß. Wir erfahren von dem »werck«, das Wernher »machen sol Im zwinolff« (Zwinger). Eine Anzahl von Posten bezieht sich auf Reparaturen im Graben, andere auf das »hinder huß«. Bei der Besichtigung durch den Baumeister (damals Ludwig von Sch.) werden 1442 erwähnt: Adams huß; Behtolt, Cunmann und Ludewigs teyl,

[1]) Aus obenzitierter Handschrift des Wilhelm von Schauenburg, s. Ebhardt a. a. O. S. 183.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) Ruppert a. a. O. S. 167.

[5]) Ruppert a. a. O. S. 171.

[6]) Publiziert in der ersten Urkundenbeilage zum Burgwart (Nr. 4, III. Jahrg.).

Jörgen des alten teyl, Rudolffs teyl; Wilhelms huß«; also, wie es scheint, fünf Sitze. Derselbe Ludwig verzeichnet: »Item ich han geben ℔ vii ß ₰ umb funffzig Tylen zu der brucken«, also zu einer Holzbrücke, wie auch aus anderen Angaben hervorgeht. »Item ich han geben xxxvij ß ₰ dem Wernher Im Geyßpach von dem grunde In den hindern zwingolff zu ziehen, der do lag vor Rudolffs und Wilhelms husern«. »Item ich han geben der Gerdruten ein dag v ₰ moß zu brechen zu dem graben«. Ähnlich muß ein Knecht Wilhelm tun und dem »Frießen« auch helfen arbeiten in dem Graben. Wir hören von einer »Kamertur zu hencken uff der stuben«, von zahlreichen Arbeiten an der Brücke, von »des geppfers huselin« im Zwinger, von Stolljeckelins Stube (der Wirt, der die Verpflegung der Arbeiter besorgte), von Ausgaben für den Zimmermann, »der unß den burnen uff wal ruß legen solle«, »uff den brunnen, also er in unß hin In füren solle« (es handelt sich also wohl um das Holzwerk an dem Brunnen); von den »zune In dem felßen under des großen Jergen huß«, wozu ein Knecht »stecken und gertden« beibringt; »von dem dolen, der dz wasser von dem kenner In den burggraben treyt und von dem durlin In dem zwynel bey Wilhelms turnes eck«, also von einer Entwässerungsanlage und von einer Tür in den Zwinger; von Arbeiten an dem »bollwerck«; von dem »brunnen In graben zu legen« und von »kachelen die zu dem brunnen ouch gebrucht sint«, also wohl einer Ziegelummauerung usw.; vom »hynder dorlin« und einem »krumen Isen an den stocke«; von neuen Ausgaben für den Zimmermann, »als er dz holz felt zwen dag« und die »steg uber den graben by des Kalwen vihe huß« und zu der »brust gewer uff den graben« und »von dryen thüren«; von Holz, das beigeführt wird zu dem »bolwecke« (sic!), von dem »bollwerck zu machen zwuschen dz Jergen huß und Kumans huß«; von einem Maurer für »die muren zu belegen, do die diellen waren für den Regen«, was nicht ohne weiteres mit Ebhardt auf Holzbrustwehren vor den steinernen Zimmern gedeutet werden darf; von einer »leyter, dz man uff den mantel got«; von den »swarten, die dath ich (Ludwig) auf die falbrucken« usw. Am 11. Februar 1441 belehnt Graf Hans von Eberstein Wilhelm, also wohl den Sohn des unterdes gestorbenen Matheus, mit einem Viertel von der Burg, und in demselben Jahre am 15. Mai verkauft der obengenannte Adam Kalwe von Sch. mit Willen des Lehnsherrn an die Gebrüder Bechtold, Konrad und Ludwig von Sch. Haus und Hofstätte in der Burg: »stoßet hinten an minen turm, einsit an den mantel, andersite an den alten keller unter der kapelle«, auf Wiederlösung um 100 fl. Am 26. November aber erklären Bechtold und Konrad von Sch., daß die 100 fl., mit welchen Adam Kalwe von Sch. ein Haus in der Burg erkauft habe, von ihrem Bruder Ludwig allein hergegeben worden seien. 1447 beschwört Reinhard von Sch. für seinen Anteil an der Sch. (von seinem Vater Rudolf) den Burgfrieden. 1450 am 22. November ward Schauenburg von den Herren von Lichtenberg und dem eigenen Lehnsherrn von Eberstein angeblich genommen und zwar »durch verrätherey einer kuchenmagd, die da wortzeichen gab, das man in der portstuben zu abent zehrt«.[1]) Und sie »gewonnent auch onseglich gut daruf, wan er viel gemeiner het, der etlich doben gesessen warent«.[2]) Graf Johann von Eberstein verkauft

[1]) Ruppert a. a. O. S. 179. — Mone, Quellens. II, S. 140.

[2]) Ebenda.

nun dem Markgrafen Jakob eine ewige Öffnung des Schlosses Schauenburg,[1] i. J. 1451 machen die beiden einen Burgfrieden,[2] und 1452 verpfändet der Graf dem Markgrafen das Schloß um 1000 rhein. Gulden auf Wiederlösung;[3] die Schauenburger aber suchten Hilfe beim Pfalzgrafen, dessen Lehensleute sie waren und der ihnen auch half, das Schloß wieder zu erobern, »und gab ine das wieder mit behaltung eines unverteilten ewigen vierteils und der lehensschaft, das es vorbaß von der Pfaltz empfangen werden sollt«.[4] Dies Ereignis hat in Michel Beheims Reimchronik eine poetische Schilderung erhalten:[5]

»*Schouwenburg in der Mortenaw*
ein schloß, gut vest für alle traw
ward den stamen von Schouwenberck
angewunnen mit ruiters werk
von dem graven Johanne
von Eberstein dem Manne.«
usw.

(Die noch folgenden drei Strophen abgedruckt bei Ruppert.)

Die Kämpfe gingen nun hin und wider, noch einmal wurde die Schauenburg vom Markgrafen eingenommen, durch den Pfälzer ihm wieder abgenommen, 1460 berannte er sie zum letztenmal vergeblich; endlich 1465 sühnten sich die Schauenburger mit dem Markgrafen, und 1471 ist wieder der Ebersteiner ihr Lehensherr. Aus einem Lehensrevers Reinhards von Sch. gegen Graf Bernhard von Eberstein lernen wir sein Sechstel an der Burg kennen, nämlich: »das Vorderhaus neben seines Vetters Sigelin Sohn, das Hinterhaus, einseit der Mantel und der alte Keller unter der Kapelle, anderseit der Vorhof, stoßt auf den Weg, der in die Kapelle und in Volmars Haus führt«.[6]

1511 wurden eine Anzahl Reparaturen vorgenommen.[7] Die Schmiede wurde neu gedeckt; sie erhielt Fenster und Laden sowie einen Helm mit einem kupfernen Knopf, den ein Offenburger Maler in den schauenburgischen Farben anstrich; neu gedeckt wird der »Wasserdurn« und das »wechterheislin davur«, des weiteren zwei »dirnlein« und das »Porthaus«. Repariert wird auch das Dach »ob der gemeinen stegen, der mantel und die kirch (uf einer siten)«, ferner das »kleine beiglin oben an der Stegen und das kleine beiglin bei dem pordthaus« (Wehrgänge oder Erker?), endlich das gemeine Haus »da der gal der burkust innen sitzt« (der Burgwächter Gal). Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch von einem »kipferin ofenhaffen« von Michel Keßler zu Offenburg, einem neuen Ofen und »ofenhaffen« von Hafner Friedrich Frick im Loh. Weitere unbedeutende Reparaturen ergeben sich aus den Rechnungen, auch daß 1523 ein Stück Mauer in den Graben fällt und erneuert wird.

---

[1]) Regesten de Markgrafen, Nr. 7284.

[2]) Ebenda, Nr. 7295.

[3]) Ebenda, Nr. 7342.

[4]) Ruppert a. a. O. S. 180.

[5]) Michel Beheims Reimchronik, Quellen zur bair. und deutschen Geschichte III, S. 163 f.; abgedruckt bei Ruppert a. a. O. S. 180.

[6]) Gaisbacher Archiv.

[7]) Ebenda C VI. F. 46, Nr. 2. — Ebhardt a. a. O.

Obzwar es scheint, daß die Mitglieder des Geschlechts nicht mehr regelmäßig auf der Burg gewohnt haben, wurde dieselbe doch stets in wohnlichem Zustand erhalten und die schon genannten Teile öfters ausgebessert, ja, es muß in den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs. sogar ein Neubau entstanden sein; in einer Erbteilung von 1541 ist die Rede von »des Junkern seligen angebewe«[1]) und weiterhin von dem »newen haus so Junkher Schwickhardt selig gebawen«. Dieser Schweikardt kann wohl kein anderer gewesen sein, als derjenige dieses Namens, welcher um 1500 lebte. Wie aus verschiedenen Teilbüchern sich ergibt, hatte die eine Linie drei Türme zu verteilen, den »hintern Thurn

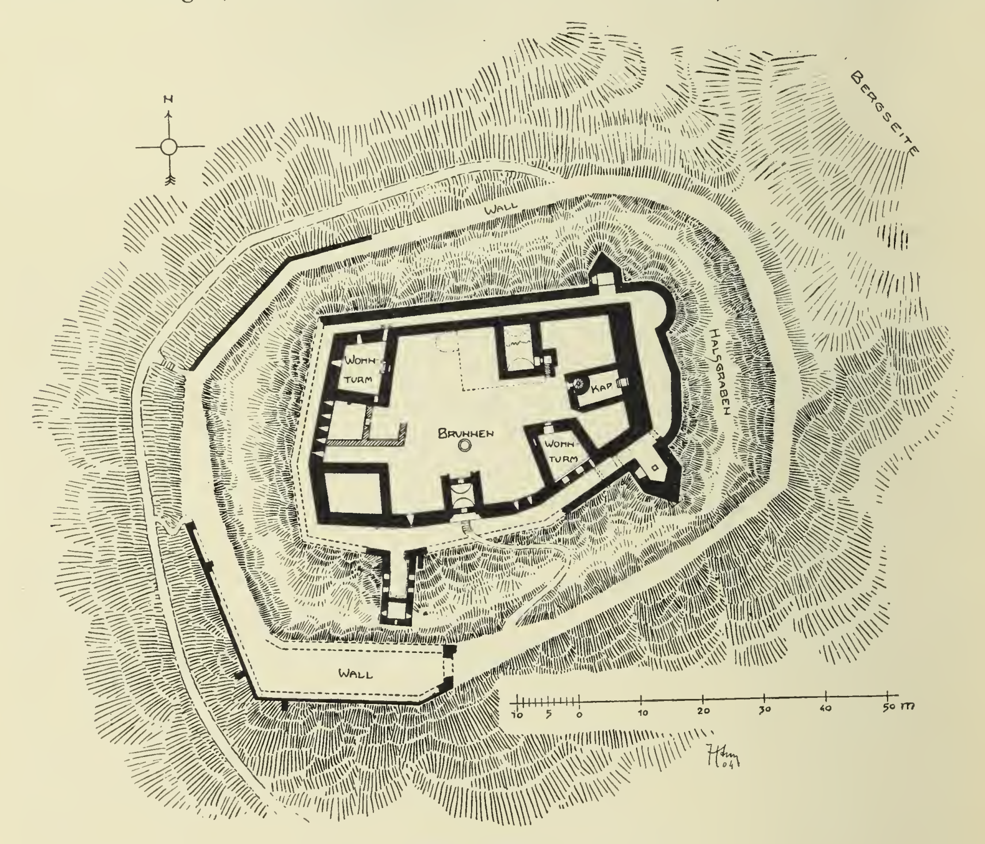


Fig. 86. Plan der Ruine Schauenburg.

sampt der Capell dabey, den größeren Thurn und des bösen Jergen Thurn sampt dem Keller unter der Capell«, die andere Linie zwei weitere Türme. Wir hören im ganzen 16. Jh. von weiteren, offenbar geringeren Reparaturen, einer vermutlich größeren um 1600. Damals war auch ein Streit wegen eines erledigten Lehens mit den Grafen von Eberstein entstanden, der aber 1600 erledigt wurde. Die Schauenburger erhalten den Teil der Burg, sollen ihn aber, da er verwahrlost war, reparieren. Verschiedentlich werden dann aus dem 17. Jh. Reparaturen an der Brücke gemeldet. Der Dreißigjährige Krieg hat auch auf der Schauenburg manchen Schaden

[1]) Ebhardt a. a. O. S. 189.



Fig. 87. Ruine Schauenburg. Ansicht von der Westseite.

angerichtet, neue Fenster mußten für die zerschlagenen eingesetzt werden u. a. m., Leisten auf die Sparren »uffen Kirchlin« geschlagen werden. Um die Mitte des Jahrhunderts war Grimmelshausen Schaffner auf dem Schloß, seine Rechnungen u. a. von 1653 und 1659 berichten aber nur Geringes, so von dem Brunnendeckel. Im letzteren Jahre verpflichten sich die Schauenburger ihrem Lehensherrn gegenüber, den zerfallenen Teil der Burg mit dem neuen, 1614 aufgerichteten Bau zu ersetzen. 1686 wird Holz beigeschafft, »umb die Oberbruck sampt einem Steeglein auf dem Schloß Schawenburg von newem zu machen«, auch waren Ausbesserungen an der »underen Brucken« nötig. 1689 wird wieder der Wasserturm genannt. Im gleichen Jahre aber wurde das Schloß von den Franzosen gesprengt, nicht wieder repariert und lag so seit dem 18. Jh. ganz in Ruine. Erst der heute in Gaisbach residierende Freiherr Emil von Schauenburg wendete der alten Stammburg die nötige Sorgfalt zu; ihm ist deren Erhaltung zu danken. Er erhielt dann auch die Beihilfe des Staates, und der Konservator der Baudenkmale hat umfassende Konservierungsarbeiten vorgenommen. Neuerdings hat ferner der Sohn des genannten Freiherrn, Kaiserl. Legationsrat Freiherr R. von Schauenburg, umfassende Ausgrabungen zusammen mit Erhaltungsmaßregeln begonnen, die schon sehr wichtige Resultate zutage gefördert haben und noch fördern werden.

Die angegebenen Nachrichten über den Bau scheinen sehr reichlich, bieten in der Tat aber recht wenig Aufschlüsse, da mit wenigen Ausnahmen (die wir im folgenden bemerken werden) alle Anhaltspunkte fehlen, um die berichteten Gebäude genau zu lokalisieren und also mit etwa heute stehenden zu identifizieren, mit Ausnahme einer Anzahl von Bauten, wie Torhaus, Kapelle, Brücke, Zwinger, Bollwerk usw., von denen die Notizen lediglich das Vorhandensein ebenso wie der heutige Befund ergeben. Wir sind also für eine wirkliche Baugeschichte auf letzteren angewiesen. Rekapitulieren wir immerhin das Wichtigste aus dem vorstehenden: Aus der bedeutendsten, tatsächlichen Bauzeit, dem 12. und 13. Jh., hören wir nichts. Nur von der Kapelle ist schon 1275 die Rede. 1300 hören wir vom Graben, 1388 von verschiedenen Häusern, von denen mir das »Hinterhuß« identifizierbar scheint, ebenso die 1450 erwähnte Hofstätte. Sonst wechseln aber die Namen. Es müssen eine stattliche Anzahl Häuser hier gestanden haben, größtenteils Wohntürme. Um die Mitte des 15. Jhs. werden fünf Häuser genannt, die vielleicht heute noch im Grundriß erhalten sind. Auch im 16. Jh. werden nur fünf Türme genannt, allerdings auch ein angeblich Schweickardtscher Neubau. Wir hören von dem Mantel, womit nicht allein die Schildmauer, sondern die ganze Umfassung gemeint gewesen sein kann, für deren Besteigung man eine Leiter brauchte. Hier waren Wehrgänge und Erker, wie auch an dem Torhaus. Mindestens zwei Brücken waren da, eine Hauptbrücke und ein wohl kleinerer Steg, Bollwerk, Zwinger, dann war eine Wirtsstube da, wohl für die Knechte und Handwerker, eine Schmiede, für derartige Zwecke auch im Zwinger Gebäude. Ein Wasserturm wird genannt, daneben aber ein Brunnen, vielleicht identisch, so, daß ein Gebäude den Brunnen umgab, verschiedene Wege, ein Vorhof u. a. m.

Baubeschreibung

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung der Ruine selbst und ihres Planes (Fig. 86). Das oblonge, nach Westen, der Bergseite, zu sich verschmälernde Plateau der Burg ist von einer 1 $^1/_2$—2 m starken Mauer aus Bruchsteinmauerwerk mit Bossenquadern an den Ecken umschlossen, welche Mauer zugleich die Außenwand der daran anstoßenden Gebäude bildet. Nach der Angriffseite zu war die Burg durch eine mächtige Schild-



Fig. 88. Ruine Schauenburg. Nordwestlicher Wohnturm.

mauer geschützt, die, 3,70 m stark, heute noch in einer Höhe von 8,20 m steht. Sie ist ebenfalls aus Bruchsteinmauerwerk mit Bossenquadern an den Ecken gebildet (siehe die Ansicht der Südecke auf Tafel III). Mit der übrigen Umfassungsmauer ist sie nicht bündig; da nach Norden, Westen und Süden der Berg ziemlich schroff abfällt, so mag man sich hier ursprünglich mit geringerer Befestigung begnügt haben, die Schildmauer also vielleicht den ältesten Teil noch aus der Welfenzeit (?) darstellen. Denn alles andere stammt zweifellos erst aus dem 13. Jh. Die nächstälteste Anlage ist die Gebäudegruppe an der Westseite (s. Fig. 87), die beiden Wohntürme, von denen der nordwestliche noch ziemlich gut erhalten, der südwestliche dagegen bis auf sein unterstes Stockwerk zerstört ist, und das dazwischenliegende Gebäude mit den fünf Lichtluken.

Der nordwestliche Wohnturm (s. Fig. 88), ein unregelmäßiges Viereck von ca. 8 zu 7 m innerer Weite und bis zu 2 m dicken Wänden, zeigt noch die Einteilung in fünf Stockwerke. Unten ein Kellergeschoß mit schlichten Lichtluken nach Westen und Norden; in der Nordwand die Löcher für die Balken der Decke. Im zweiten Geschoß in den gleichen Wänden ähnliche Lichtluken, es mag also auch zu Wirtschaftszwecken gedient haben; an der Südwand noch eine größere erhaltene Verputzfläche, in ihr Treppenstufen erkennbar, die zu der Eingangstür des Gebäudes im Stockwerk darüber führten. Dies Geschoß diente mit den zwei darüber gelegenen zu den eigentlichen Wohnzwecken. Sie hatten alle drei nach Westen zu je ein großes Fenster mit vermutlich drei und drei Spitzbogenöffnungen, welche von einem flachen Bogen, der in der Mitte auf einer Stütze aufruhte, zusammengeschlossen waren. Dieser Bogen ist im dritten Geschoß noch erhalten, im vierten noch ein seitliches Gewände mit Sitzen, im fünften noch ein genügend andeutender Rest des Gewändes. Neben diesen großen Fenstern je ein Doppelspitzbogenfenster mit Sitzen (s. Fig. 89), im dritten und vierten Stock vollkommen (ihr Gewände zeigt interessanten Ablauf), im fünften wenigstens in der unteren Hälfte erhalten. Also die genau gleiche Anordnung wie auf der Hohengeroldseck. Über dem dritten und vierten Stockwerk ist an Süd- und Nordwand ein vorkragender Gurt als Auflager der Balken zu konstatieren, an der Nordwand des dritten Stockwerkes die schon vorhin genannte spitzbogige Eingangstür, deren äußere Erscheinung mit tadelloser Bossenquaderumrahmung in Fig. 90 wiedergegeben ist. Nur mittelst einer Holztreppe war wohl der Zugang zu ihr möglich. Die Abarbeitung der Bossen über ihr deutet darauf hin, daß diese Treppe eingedacht war. In der Nordwand des dritten Stockwerkes Konsolen und daneben die Tür auf den Abort, dessen nach außen vorkragende Doppelkonsolen innen einen senkrechten Schlitz aufweisen, in den ein Brett

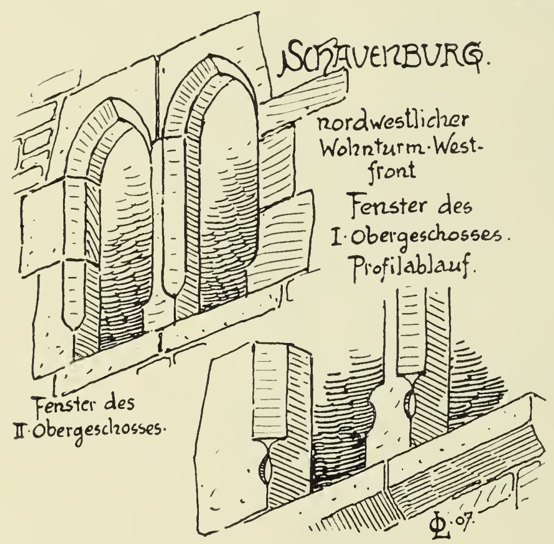


Fig. 89. Ruine Schauenburg. Fenster im nordwestlichen Wohnturm.

eingelassen werden konnte, um die Blöße der Benutzer vor unberufenen Augen zu schützen. In der Westmauer ist ein Raum ausgespart, das vollständige Aufschlagen der Tür zu ermöglichen (s. Fig. 91). In der Westwand dieses Stockwerkes Konsolen bezw. ihre Spuren für den Mantel des Kamins, dessen Schlotreste wir in der Wand darüber erkennen. Das vierte Stockwerk zeigt in der Nordwand ebenfalls Konsolen und die Reste eines Doppelfensters (s. Fig. 91), das fünfte endlich in der Westwand gegen die Südwestecke zu eine Tür, die ins Freie zu einem Wehrgang oder einer Altane (?) führte. Der Turm enthielt also eine Anzahl immerhin stattlicher Gelasse. Er ist aus Bruchsteinmauerwerk, an den Ecken mit sauber gearbeiteten Bossenquadern versehen, diese wie sämtliche, außerordentlich exakt gearbeitete Fenster- und Türgewände hier aus Granit. Über dem vierten Stockwerk tritt von außen das Mauerwerk etwas zurück. Seine Mauern sind wohl mit dem südlich anstoßenden Gebäude, nicht aber mit der Nordmauer der Burg bündig.

Das anstoßende Gebäude ist nur noch in Resten des Erdgeschosses erhalten. In seiner Westwand hat es fünf Lichtluken, die außen rundbogig, während die nach innen sich stark verbreiternde Schartennische spitzbogig geschlossen ist (s. Fig. 92). Mauerreste teilen von diesem Gebäude einen größeren Raum ab, der sich in großer Tür gegen die Burg zu öffnete. Ein weiterer, nicht recht erklärlicher Mauerzug zieht von hier in den Vorhof.



Fig. 90. Ruine Schauenburg. Tür in den nordwestlichen Wohnturm.

Von dem südwestlichen Wohnturm sind nur noch die untersten Mauern erkennbar. Nach Westen scheint mir die Form der Mauerreste auf ein ehemals hier vorhandenes Fenster hinzuweisen, an der Nordwand finden sich zwei Konsolen und etwas darüber eine weitere, die wohl irgendwie als Balkenauflager gedient haben mag. In der Mauer, die von hier zum Torhause führt, findet sich eine den fünf westlichen durchaus gleiche Schießscharte.

Der heutige Torbau ist jedenfalls ein Produkt verschiedentlicher Umbauten. Seine Wände bestehen aus Bruchsteinmauerwerk, sein Tonnengewölbe dürfte erst dem Anfange des 19. Jhs. entstammen, der Zeit um 1835, da nach Inschrift die Türen repariert wurden. Die stehen gebliebene Fortsetzung der West- und Ostmauern des Tores deutet auf einen weiteren Torweg oder einen kleinen Vorhof, vielleicht denjenigen, der in den Urkunden genannt wird. Nördlich vom Torbau die Reste des runden Brunnens, der noch zugeschüttet ist, mit Bruchsteinummauerung.

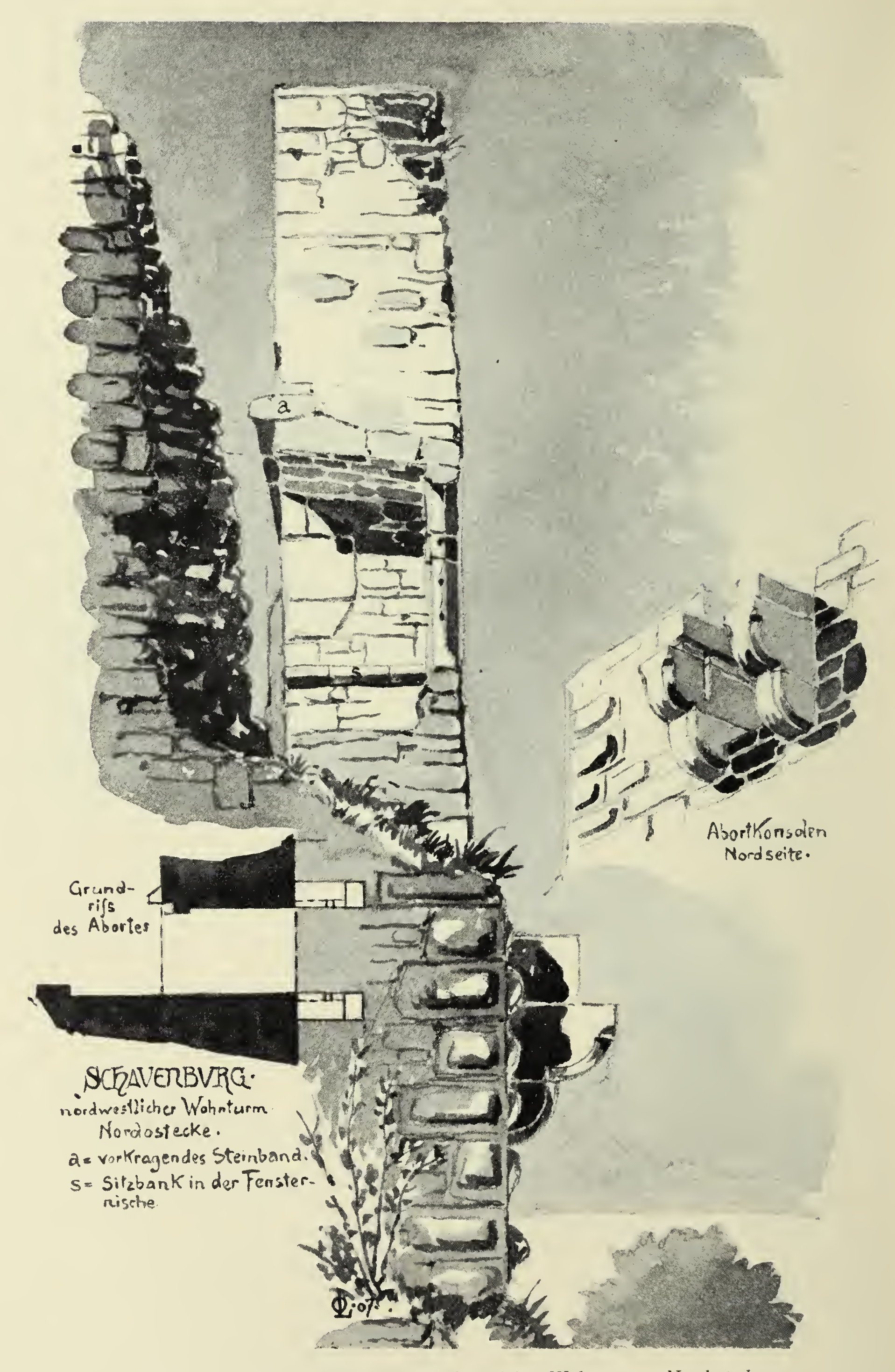


Fig. 91. Ruine Schauenburg, nordwestlicher Wohnturm. Nordostecke.

Der nun folgende südöstliche Wohnturm ist der besterhaltene Teil der Burg. Er ist jedenfalls um einige Jahre jünger als der Nordwestturm, wie die Formen beweisen, auch sind bei ihm die Gewände nicht mehr Granit, sondern Sandstein, und Granit nur an den Bossenquadern der Ecken verwendet, die aber von viel geringerer Bearbeitung sind als an dem ersten Turm. Der Turm hatte unten ein heute noch nicht ganz ausgegrabenes Kellergeschoß; ein Mauerabsatz an Nord- und Ostwand trug dessen Balkendecke. Letzteres kehrt im ganzen Gebäude wieder, so auch im nächsten (zweiten) Geschoß, das nur nach der Außenseite der Burg zu, nach Süden, zwei einfache, schlitzartige Schießscharten aufweist. Im darüber folgenden dritten Wohngeschoß befand sich, wie am Nordwestturm, der wohl durch Holztreppen vom Burghof aus zu erreichende spitzbogige Eingang. In der Südaußenwand erhellten zwei Doppelspitzbogenfenster die hier ehemals liegenden Wohnräume, neben ihnen noch eine kleine Tür, die zu einem dauernden oder nur für den Moment herzustellenden Steg auf die äußere Zwingermauer führte. In der Westwand noch das Loch für einen großen (Durchzugs-?) Balken. Das vierte Geschoß muß eine Art Prunksaal enthalten haben, der in zwei dreifachen Spitzbogenfenstern nach Süden schaute (s. Fig. 93). In ihren Seitenwänden schlichte Sitzbänke. Viereckige kleine Konsolen (s. Fig. 93), teilweise mit skulpierten, ehemals wohl bemalten Schildchen, sind zu den Seiten jeden Fensters als Balkenträger angeordnet. Da sie in der Höhe des die Fenster umrahmenden Flachbogens liegen, so scheinen sie mir auf eine gewölbte Holzdecke zu deuten, wie solche ja sehr beliebt waren. Für ihre Konstruktion wäre dann der Mauerabsatz an der Ostseite mit einer Balkenlöcherreihe darüber zu beachten. In der Westwand finden sich hier noch größere Verputzreste, der Beginn eines Kamins und eine Tür wohl zum Abort. Das Stockwerk darüber, das fünfte, ebenfalls wieder Wohnräumen dienend, öffnet sich nach Süden in zwei spitzbogigen Doppelfenstern, nach Westen in einer kleinen Lichtluke. In der Nordwand sind noch die Spuren der Treppe erhalten, die auf zwei Konsolen und backsteinuntermauert zur Plattform bezw. zum Wehrgang emporführte. Überhaupt fällt an diesem Turm die starke Verwendung von Backstein bei den Fensterflachbögen usw. auf.

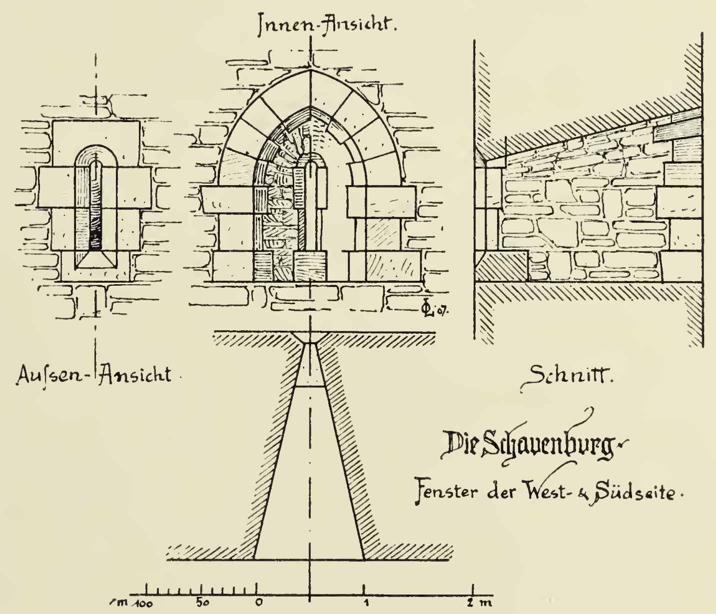


Fig. 92. Ruine Schauenburg. Fenster der West- und Südseite.

Die an den Turm anstoßende Außenmauer ist mit diesem bündig, dagegen nicht mit der Schildmauer, auf die sie zuführt. Letztere zeigt gerade an der Anschlußstelle

die alten Bossenquadern, es war also hier ein Ansatz bei Erbauung der Schildmauer nicht beabsichtigt. An der äußeren Ostmauer des Turmes ist noch die Ansatzlinie eines Pultdaches für ein an die Außenmauer angelehntes Gebäude erkenntlich. Da nun die Kapelle gleich daneben liegt, so glaube ich hierin — falls an der Nordseite des Komplexes nicht noch ein Turm festgestellt werden sollte — Haus- und Hofstätte zu sehen, die Adam Kalwe von Sch. 1441 an die Brüder Bechtold, Konrad und Ludwig verkaufte und von der es heißt: »stoßet hinten an minen turn, einsit an den mantel, andersite an den alten Keller unter der Kapelle«. Dann hätten wir aber in dem soeben beschriebenen Südostturm der Kalwe Haus vor uns. An diesem Teil der Schildmauer finden sich zwei Konsolen, vielleicht trugen sie eine Holzplatte, auf die man mit der Leiter hinaufgelangte.

Fig. 93. Ruine Schauenburg, südlicher bezw. südöstlicher Wohnturm. Fenster im vierten Stock.

An die Schildmauer angebaut ist die Kapelle. In ihrem Erdgeschoß ein Keller, zu dem ein spitzbogiger Eingang mit abgefastem Gewände führt. Da dieser Keller in obiger Stelle als alt bezeichnet wird, so haben wir in ihm vielleicht die Reste der ersten Kapellenanlage (1235 erste Erwähnung) vor uns, die später umgebaut wurde, denn die Formen der oberen Kapelle weisen durchaus auf das 15. Jh., wenn nicht auf das Ende desselben. Eine Wendeltreppe führte zu ihr hinauf, mit in starker Hohlkehle elegant geschwungener Spindelbasis. Die erhaltenen Konsolen und Rippenanfänger lassen uns das Innere der Kapelle einigermaßen rekonstruieren (s. Fig. 94). Ein Steinfragment mit einem kielförmig endigenden spitzen Kleeblattbogen[1]) dürfte wohl zu einer Sakramentsnische gehört haben. Ein Stück eines Fensterpfostens läßt auch die einstigen Fenster, aber nicht den Ort ihrer Anbringung erkennen. Ein aus der Schildmauer herausgehauener, kleiner viereckiger Raum diente als Chor. Die Abmessungen des Kapellenraumes im Innern, etwa 4 zu 7 ½ m, boten immerhin genügenden Raum.

An der Nordmauer sind eine Anzahl von Kellerräumen neuerdings aufgedeckt, ein größerer mit den Spuren einer Mauerteilung darin und einem Tonnengewölbe, in ihn führt eine Rundbogentür mit abgefastem Gewände und Treppen. Nach Osten zu ein kleiner Vorkeller, nach Westen wieder ein größerer Kellerraum und daneben ein kleiner ohne eigenen Ausgang, der von dem größeren aus nur durch ein Loch zugänglich war und wohl zu Gefängniszwecken gedient haben dürfte. Ob das sich über ihnen ehemals erhebende Haus das 1541 erwähnte neue Haus des Schweickardt oder der Neubau von 1614 war, kann ich nicht mehr entscheiden, das ganze Aussehen weist fast auf das letztere.

[1]) Abgeb. bei Ebhardt a. a. O. Fig. 194.

Von Steinmetzzeichen am südöstlichen Bollwerk finden sich nur spätgotische:

Die Burg ist in geringem Abstande von einem Zwinger umgeben, dessen Mauern, nach Norden und Osten am besten erhalten, eine ungefähre Dicke von 2 m zeigen. An der Nordostecke ist ein bastionartiger runder Vorsprung zu sehen, in welchem wir wohl das öfters ausgebesserte Bollwerk erkennen dürfen; nach Norden und Südosten je ein Bollwerk von etwa fünfeckigem Grundriß, in der Verdickung seiner vorderen Spitze wohl auf die Abwehr von Feuergeschossen berechnet, also erst Ende des 15. Jhs. oder Anfang des 16. Jhs. angelegt. In der nördlichen eine liegende Scharte mit runder Mittelöffnung und weiter, flachbogig geschlossener Kammer. An der südlichen ebenfalls eine Schießscharte; hier die interessante Ausbildung der Spitze, die Fig. 95 wiedergibt.

Aus allen Anlagen ersieht man, wie sorgsam die Burg gegen die Angriffseite nach Osten zu geschützt war.

Um die ganze Burg zog sich ein künstlich vertiefter Graben, von dem wir schon aus früher Zeit wissen, daß er mit Wasser angefüllt war. Um diesen Graben zog sich herum ein Wall bezw. ein zweiter Zwinger, von dessen Mauern wir im Südwesten und Nordwesten noch Spuren sehen, an denen verschiedene Maueransätze auf weitere Abteilungen schließen lassen.

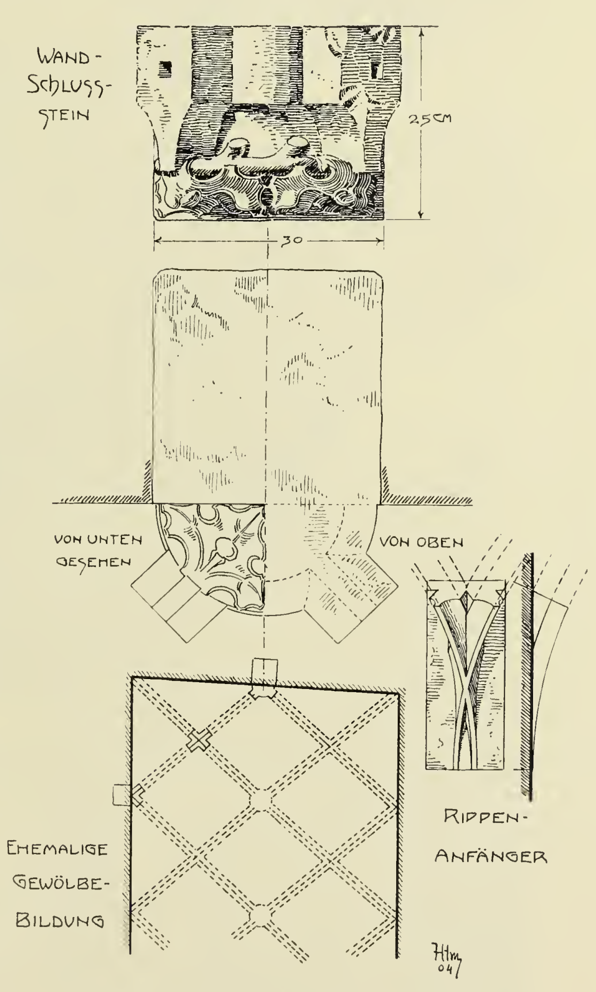


Fig. 94. Ruine Schauenburg. Reste der Kapelle.

Das erste Tor zur Burg mag im Norden oder Osten gelegen haben. Von dort aus ging man durch einen Teil des äußeren Zwingers bis zu dem südlichen, in seinen Grundmauern noch erhaltenen Tore. Kaum hatte man dieses durchschritten, so befand man sich vor der Zugbrücke, die zu dem merkwürdigen Brückenbau in den oberen Zwinger

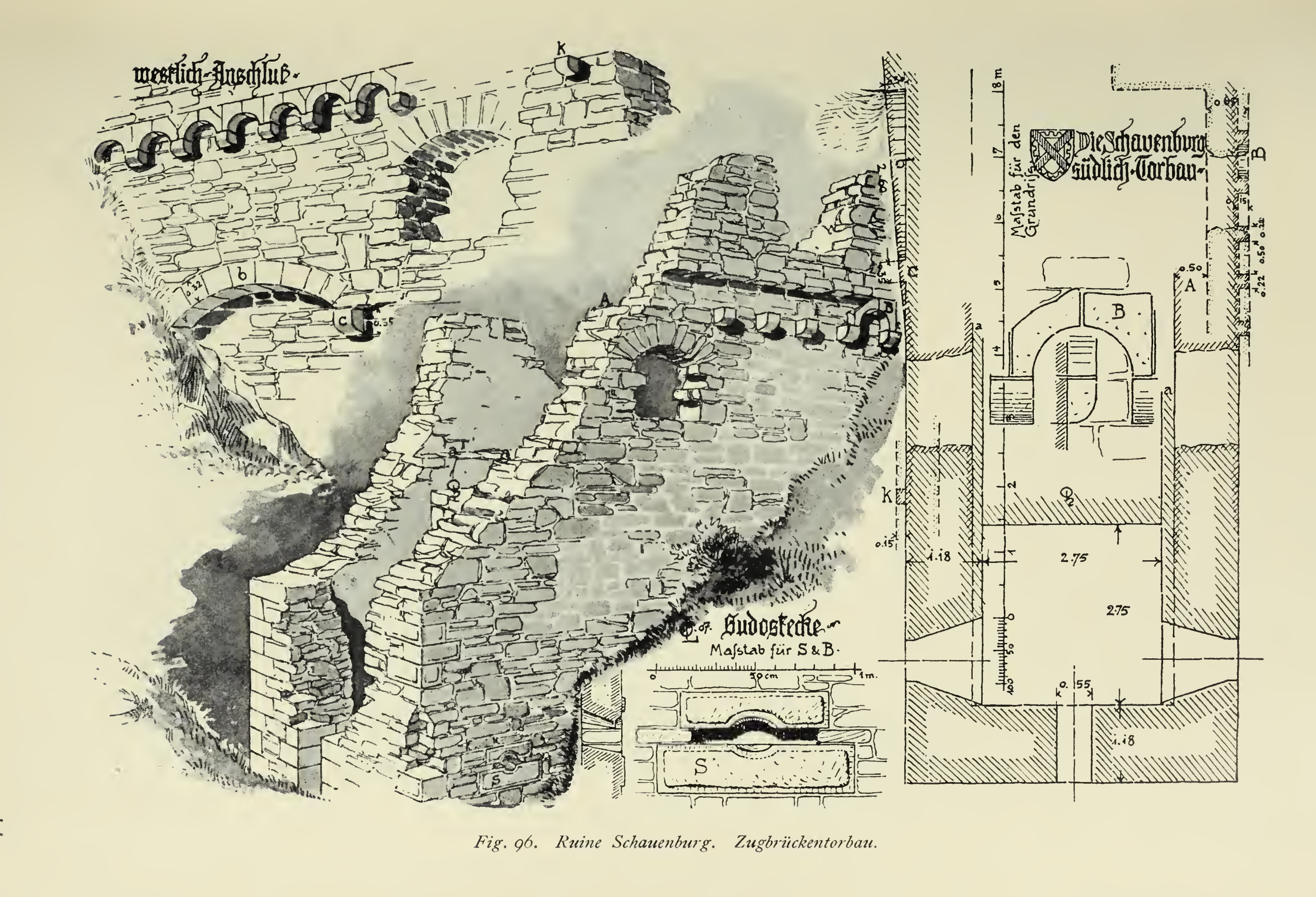


Fig. 96. Ruine Schauenburg. Zugbrückentorbau.

hinüberleitete (s. Fig. 96). Dieser Brückenbau schob sich vom oberen Zwinger aus als langgestreckter Trakt in den Graben hinein. In seinem Untergeschoß besaß er vorn

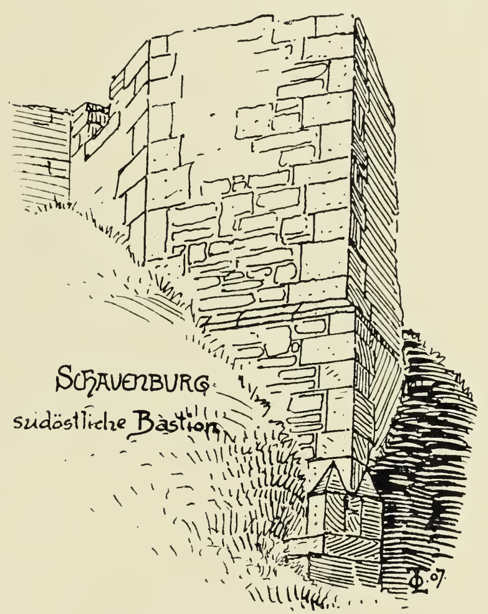


Fig. 95. Ruine Schauenburg.
Eckausbildung an der südlichen Bastion.

zunächst eine Art Wachtstube, mit ganz schmalem Türschlitz und liegenden Scharten, sogen. Maulscharten. Dahinter ein längerer, oben durch Fenster erhellter Raum. Die

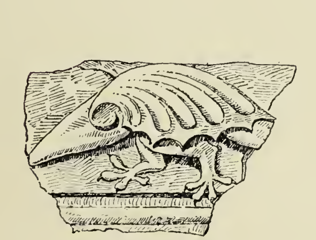


Fig. 97. Ofenkachel von der Ruine Schauenburg.



Fig. 98. Ofenkachel von der Ruine Schauenburg.

Zugbrücke kann wohl erst über diesem Kellergeschoß angelegt gewesen sein. Hier waren die Mauern des Baues von auf Rundbogenfriesen ruhenden Wehrgängen begleitet. Unter

dem Rundbogenfries der Westseite noch bemerkbar ein Entlastungsflachbogen. Da der zweite Zwinger, in den dieser Bau führte, immer noch ca. 7 m unter dem oberen Burgniveau lag, so muß eine Treppenanlage zu dem nahen Torhause emporgeführt haben.[1])

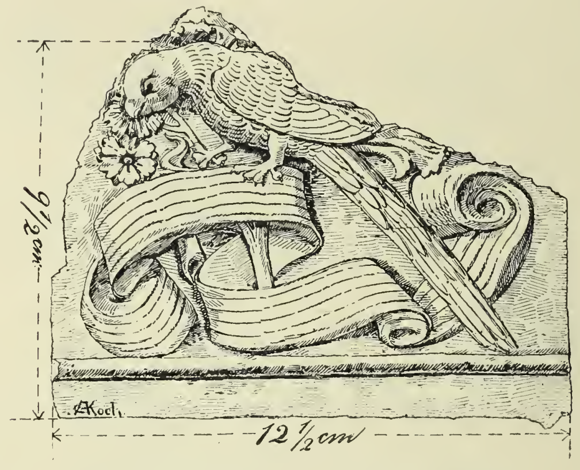


Fig. 99. Ofenkachel von der Ruine Schauenburg.

Kachelfunde

Von den Funden sind die Architekturteile, die möglicherweise von hier stammen, schon im Vorstehenden unter Gaisbach beschrieben worden. Außerdem wurden schon

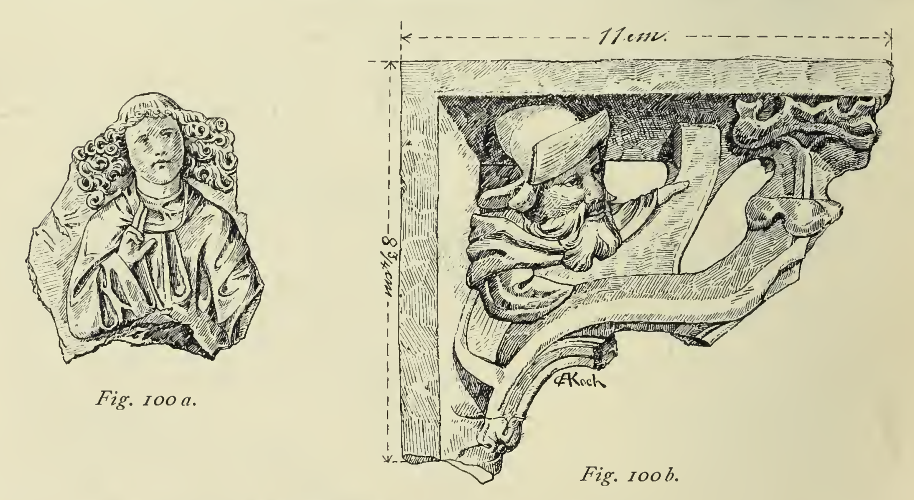


Fig. 100 a. *Fig. 100 b.*

Spätgotische Ofenkacheln von der Ruine Schauenburg.

die von der Burg herrührenden, jetzt dort eingemauerten Schießscharten, meist aus dem 16. Jh., erwähnt.[2]) In neuester Zeit sind dann noch eine große Fülle von Kacheln gefunden

[1]) Ebhardt gibt eine versuchsweise Rekonstruktion des eben geschilderten Ganzen, die aber von etwas kühner Phantasie zeugt. Er hat zwar die historischen Notizen fleißig zusammengetragen, sie aber nicht auszunutzen versucht, überhaupt die Bauten nur sehr flüchtig geschildert, wie auch sein Grundriß teils flüchtig, teils falsch ist. Schade um die Mängel in dem so schön ausgestatteten Buche.

[2]) Einige davon abgebildet bei Ebhardt a. a. O. Fig. 198.

worden. Aus hochgotischer Zeit hebe ich hervor das Stück eines Drachen (s. Fig. 97), die guterhaltene Kachel mit der Figur eines Greifen (s. Fig. 98), die mit einem Papageien (s. Fig. 99). Die ersten beiden kehren auf Schloß Hohenbaden, aber nicht aus demselben Model gepreßt, wieder. Dann die spätgotischen Stücke: Rest einer Engelsfigur (Fig. 100 a), ein Mann mit Schriftrolle über einer Nische (Fig. 100 b), ein Ritter (Fig. 100 c), auf vorzügliche Model zurückgehend. Aus der Renaissancezeit vor allem eine weibliche Figur (s. Fig. 101), in zahlreichen, glasierten und unglasierten Exemplaren erhalten. Des weiteren: Teil eines runden Aufsatzes mit Rautenverzierung, Reste eines Zinnenkranzes mit Blendfenstern, Teil eines Adlers sowie eines Pfauenschweifhelmschmuckes, beide aus dem Anfange des 16. Jhs., letzterer von der Bekrönung eines offenbar sehr reichen, grünglasierten Ofens, eine Kachel mit einem thronenden König, ca. 1500, dann eine Anzahl von schwarzglasierten Stücken des 17. Jhs., wie sie bei dem damaligen schwunghaften Modelhandel überall vorkommen, kurz, nach Zahl, Verschiedenheit und Glasur die Reste von etwa 10—20 Öfen von 1400 bis gegen 1650. Einige Tonziegel wurden weiter gefunden, ein Stück einer Pulvermühle, ein sehr früher Sporn (Stachelsporn), ein kleines Bischofsköpfchen, ca. 2 cm hoch aus Ton mit niederer Mitra (13./14. Jh.??), ein Spielzeug (?), eine Anzahl Pfeilspitzen u. a. m.



Fig. 100 c.
Spätgotische Ofenkachel von der Ruine Schauenburg.

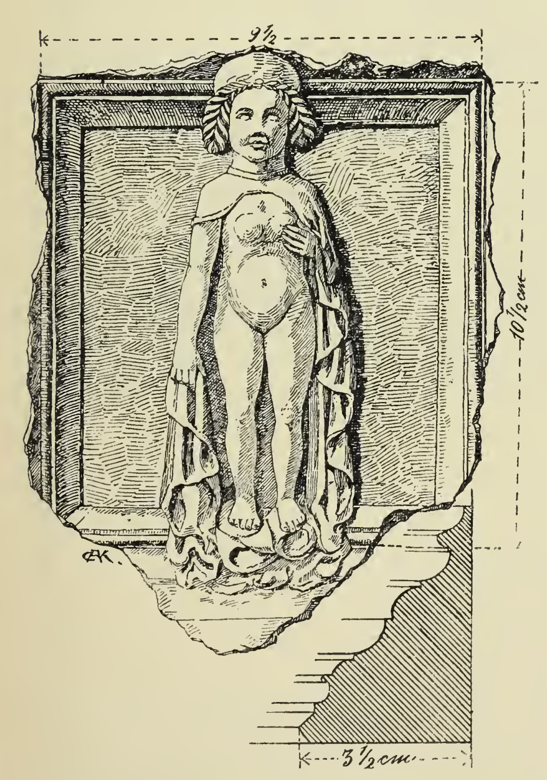


Fig. 101. Renaissancekachel von der Ruine Schauenburg.

GRIESBACH

Schreibweisen: Grußenbach 1330, 1396; Grußpach 1476; Greyspach 1605; Grießbacher 1617 GLA. (In ahd. groz = Sand, Kiessand.)

Literatur: J. Zentner, Das Renchthal und seine Bäder, Freiburg 1827. J. Bader und Kiefer, Führer für Fremde durch die Umgegend von Achern und die Renchthal- und Kniebisbäder nach Allerheiligen, Karlsruhe 1849. W. J. A. Werber, Der Stahlsäuerling zu Griesbach am Fuße des Kniebis, Karlsruhe und Freiburg 1840. Ehrhardt,



Fig. 102. Griesbach im Jahre 1645 (nach Merian).

Bad Griesbach, Straßburg 1855. von Weech, Zur Gesch. der Renchbäder, Antogast, Freiersbach, Griesbach, Peterstal, Z. 28, S. 438—466. R. Kraus, Zur Gesch. der Renchtalbäder Griesbach etc. unter württ. Herrschaft, Z. NF. 21, S. 101. Über die sonstige reiche Literatur s. Kienitz und Wagner S. 360.

Ansichten: Von älteren Ansichten kenne ich nur die bei Merian, Topographia Alsatiae (S. 30), die unsere Fig. 102 wiedergibt.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Im Mittelalter, wie es scheint, noch nicht von Bedeutung, hat Gr. eine solche erst durch seine Heilwasser erhalten. Die älteste Nachricht über diese verdanken wir dem bekannten Arzte Jacob Theodor aus Bergzabern, genannt Tabernaemontanus, der in seinem 1593 zu Frankfurt erschienenen Buche »New. Wasserschatz« auf S. 423—434 über die Renchbäder handelt. Seiner Erzählung nach hat zuerst

ein Wilhelm von Schauenburg, als ihm geraten wurde, einen Sauerbrunnen zu gebrauchen, diesen in der Nähe gelegenen aufgesucht, mit Erfolg, und ließ ihn dann fassen; er wurde nach ihm der Schauenburger Brunnen genannt. Es läßt sich daraus entnehmen, daß schon früher die Heilkraft erkannt und benutzt wurde. Ende des 16. Jhs. ließ dann der Landesherr, Bischof Johann von Manderscheid — Griesbach gehörte zum weltlichen Territorium des Bistums Straßburg, Herrschaft Oberkirch — eine dringend nötige stattliche Behausung errichten. Mit der ganzen Herrschaft Oberkirch kam Gr. eine Zeitlang an Württemberg, das sich sehr für Bad und Badeordnung interessierte, kam an das Bistum zurück und wurde 1803 badisch. Hier in dem rings von den Ausläufern des Kniebisstockes umschlossenen Griesbach unterzeichnete am 22. August 1818 Großherzog Karl die badische Verfassungsurkunde.

Kapellenreste

Kapellenreste: Bei der jetzigen (neuen) Badkapelle, als Schutzgeländer gegen den Abhang benutzt die fünf spätgotischen Maßwerkfüllungen der Fenster der alten, leider im 19. Jh. abgebrochenen Badkapelle, die diesen Resten nach ein hübscher spätgotischer Bau war.

Im Betsaal des Badgebäudes geringe Reste aus der alten Kapelle: Barockaltar und entsprechende Figuren, Holzwappen der Äbte von Schuttern in Barockrahmen.

An das Remisengebäude angelehnt abgetretene Grabplatte: Totengerippe im Relief, darüber Astwerk. 16. Jh.?

HASLACH

Schreibweisen: Hasilach prope Obirkilke 1247; Haselahe 1348; Haseloch, Hasela 1347; Haßlach 1660.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort, der nach Ulm eingepfarrt war, zum Ulmer Gericht gehörte, wie bis in die Mitte des 19. Jhs. zum Schulverband, war im Distrikt Ullemberg gelegen bezw. der Herrschaft Oberkirch und weltlicher Besitz des Bistums Straßburg. Die Nachrichten über ihn sind dürftig. Wir hören 1247 von einer curia sita in H. 1519 wird ein Schlößchen zu Valwen-Hasloch genannt. Letzteres war eine Ödung, der Name ist noch heute als Flurname Halbhaslach zwischen Stadelhofen und Tiergarten erhalten. An das Schlößchen mag wohl auch der 1526 vorkommende Flurname »Burg« erinnern.

Im Ort nichts Altes mehr erhalten. Die Kirche (ad S. Aloysium) ist ein Neubau von 1866.

HERZTAL
(S. WENDEL)

Schreibweisen: zů Hetzelis tal 1346; Hetzelstal 1361; Hetzlinstal 1381; Heetzdall 1571. (Tal des Hetzelin.)

Der Ort gehörte zur Landvogtei Ortenau, zum Landgericht Appenweier. Er kommt seit dem 13. Jh. in den Allerheiliger Urkunden vor. Seit 1805 badisch.

Im Ort nichts Erwähnenswertes. Dazu gehört aber die



Fig. 103. S. Wendelin, Wallfahrtskapelle bei Oberkirch.

WALLFAHRTSKAPELLE S. WENDELIN

von der wir bisher nicht nachweisen können, daß sie schon vor dem 18. Jh. bestand. Aus der Mitte desselben stammt der Bau, eine einschiffige Kapelle mit flacher Apsis. Schlichte Seitenwände. In der Fassade eine Tür mit geteiltem Volutengiebel, in origineller Verbindung damit die Außenkanzel mit dem Schalldeckel, der gefällige Rocailledekoration

aufweist (s. Fig. 103). Darüber noch ein Rundfenster und dann der abgetreppte Giebel. Auf dessen First, leider in falschem Klassizismus in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. erneuert, ein Glockentürmchen, auf dem — alt — die Figur des h. Wendel, deren Sockel von vier naturalistischen, liegenden Tieren getragen wird.

Im Innern an der Apsis, auf die anstoßenden Kirchenwände übergreifend, ein großes *Gemälde,* auf die Stiftung der Kapelle bezüglich, im rauschenden Dekorationsstil des 18. Jhs., von tüchtiger Schulung, leider von nicht sehr geschickter Hand restauriert. Es stellt den h. Wendel dar, die Schafe hütend; ein anbetendes Ehepaar, eine Vision mit Engeln, darüber die h. Dreieinigkeit, im Hintergrund Nußbach, offenbar mit der alten romanischen Kirche usw. Das Ganze umrahmt von einer Architektur mit Vorhängen, von Engeln gehalten.

Gemälde

Der *Altar* im Rocaillestil mit Putten an dem Tabernakel.

Altar

LAUTENBACH

Schreibweisen: Lutenbach 1233; Lutembach 1452; Lůtembach 1484; Luttembach 1486.

Manuskript: Eine Beschreibung der Kirche von Peter Adalbert Hardt, Rektor in Lautenbach von 1740 bis 1755, im Pfarrarchiv aufbewahrt. (Auf sie geht die Sensburg'sche Beschreibung im wesentlichen zurück.)

Literatur: Sensburg, Beschreibung der merkwürdigen Kirche zu Lautenbach, Freiburg, Herder 1830. Ph. Ruppert, Die Kirche zu Lautenbach im Renchtal, FDA. 24, S. 273—290.

Ortsgeschichte: L. war wohl, zur Zeit als das Kirchlein gebaut wurde (1471), das dem Ort die kunstgeschichtliche Bedeutung gibt, noch kein Dorf. Damals lagen hier nur einige Gehöfte, die in die Pfarrei Oberndorf bei Oberkirch gehörten und wie der Grund und Boden, auf dem die Kirche liegt, zum Teil ebersteinisch-badische Lehen der Edlen von Bach und Schauenburg waren. (?) [1]) Diese Gehöfte werden sich naturgemäß schon in der Nähe der Renchtalstraße gruppiert haben. Der Weiler aber gehörte seit 1303 (s. Fürsteneck usw.) in das weltliche Territorium des Bistums Straßburg: »homines Bertholdi episcopi Argentinensis in dem Lútenbach« heißt es 1351. Auch Allerheiligen war hier frühe begütert. Als daher im Jahre 1470 das Kloster zum größten Teile abbrannte und auf Jahre hinaus nicht bewohnbar war, da nahmen die Mönche einstweilen hier Wohnsitz und begannen mit dem Bau der Kapelle und des daranstoßenden Klosters, das später als Klosterhospiz diente. Ja, eine Zeitlang war die Neigung vorhanden, das in schwer zugänglicher Höhe gelegene alte Kloster überhaupt zu verlassen und dauernd hier in dem bequemen, fruchtreichen sowie anmutigen Tale Aufenthalt zu nehmen. Darüber gab es manches Für und Wider, bis schließlich die Partei siegte, welche für das Verbleiben an der alten Stätte war. Ja, es wurde 1484 ausdrücklich festgesetzt in einer Urkunde, [2]) daß kein Propst oder Mönch in das Kloster aufgenommen werden dürfe, der nicht geschworen habe, nie zu einer Verlegung des Klosters, sei es irgendwohin, seine Zu-

Ortsgeschichte

[1]) Ruppert, FDA. 24, S. 273.

[2]) Ebenda S. 281.

stimmung zu geben. Immerhin erfreuten sich Kapelle und Hospiz, wo ein ständiger Kaplan residierte, häufigen Besuches und der steten Gunst der Pröpste, und damit gedieh auch der Ort. Der erste Kaplan an der neuen Kirche (B. V. Mariae), der Konventuale Heinrich Vehl von Allerheiligen, der auch, als er 1517 Propst geworden war — er dankte übrigens 1531 ab —, die Kaplanei behielt, muß nach allem ein guter Verwalter und Mehrer des Vermögens gewesen sein. Die Kapelle erhielt immer neue Geschenke, so 1483 von dem Junker Volmar von Schauenburg, 1491 dann durch Verfügung des Bischofs Albert von Straßburg vom 14. Mai allen Besitz der Frauenklause zu Oberndorf. [1]) Von den Schwestern dieser Klause heißt es, sie führten ein äußerst tadelnswertes Leben, ja, sie kämen anscheinend aus allen Gegenden der Welt hier zusammen wegen der größeren Gelegenheit zu sündigen. Wegen dieser abscheulichen Lebensführung sei die Klause aufgehoben, die offenbar ziemlich gut ausgestattet war. Es mögen das wohl nicht ganz aus der Luft gegriffene Beschuldigungen gewesen sein, war es doch überhaupt die Periode größter Lockerung der Klosterzucht. Allerheiligen wußte sich die Vorwürfe gut zunutze zu machen. Im Herbst des gleichen Jahres konfirmierte Papst Innocenz VIII. die Aufhebung des Klosters und dessen Inkorporation zur Kapelle in Lautenbach. [2]) So ganz waren aber offenbar die Stifterfamilien, welche die Klause seit Jahrhunderten bedacht hatten, mit diesem Vorgehen doch nicht einverstanden, und wohl auf ihr Drängen mußte der Bischof anordnen, daß in der Kapelle in L. wöchentlich eine Messe gehalten werde für die Stifter der aufgehobenen Klause sowie für den ganzen Adel der Ortenau. [3]) Einer der früheren Insassen, Anna Rüsch von Reutlingen, die sich durch die Aufhebung ihrer Pfründe und Wohnung entsetzt sah, mußte auf das Drängen der Ortenauer Ritterschaft hin Heinrich Vehl als Schaffner des Propstes und des Klosters 1492 12 gute rheinische Gulden auszahlen, wofür sie auf ihre Ansprüche verzichtete. [4])

Am nördlichen Ufer der Rench, auf dem Kapelle und Hospiz eben an der Talstraße lagen, mehrten sich nun die Ansiedlungen. Der Ort scheint in den folgenden Jahrhunderten von aller Unbill, die die Umgegend so reichlich erfuhr, ziemlich verschont geblieben zu sein. Zwar hören wir, daß im Bauernkriege ein stattlicher Haufen, wie in dem Oberkircher Klosterhof, auch hier übel gehaust habe, allein so wie dort kann er nicht auch hier die Heiligenbilder zertrümmert, die Wappen in den Fenstern zerschlagen, die Grabsteine geraubt haben; dafür ist die Kapelle heute noch zu gut mit allem Inhalt erhalten, was auch beweist, daß sie sowohl im dreißigjährigen Krieg wie auch in den Franzosenkriegen verhältnismäßig schadlos durchgekommen ist. Den verschiedenen Besitzwechsel, nämlich die zeitweise württembergische Herrschaft, dann die Rückgabe an das Bistum, machte der Ort wie die ganze Gegend mit, 1803 wurde er badisch. Die Eisenschmelzerei, die der Bischof Franz Egon von Straßburg im 16. Jh. hier begründet hatte, bestand bis 1780.

Kirche

Die *Kirche* (B. V. Mariae), mit ihrer fast vollständigen Innenausstattung aus der Zeit ihrer Gründung, ist in den Jahren 1471 bis 1488 fast fertiggestellt worden (s. Fig. 104). Begonnen wurde ihr Bau unter dem offenbar sehr kunstverständigen Propste Andreas Rohart von Neuenstein († 1474) aus dem Oberkircher Geschlechte, das mit den

[1]) Ruppert, FDA. 24, S. 286.

[2]) Ebenda S. 287.

[3]) Ebenda S. 287.

[4]) Ebenda S. 289.

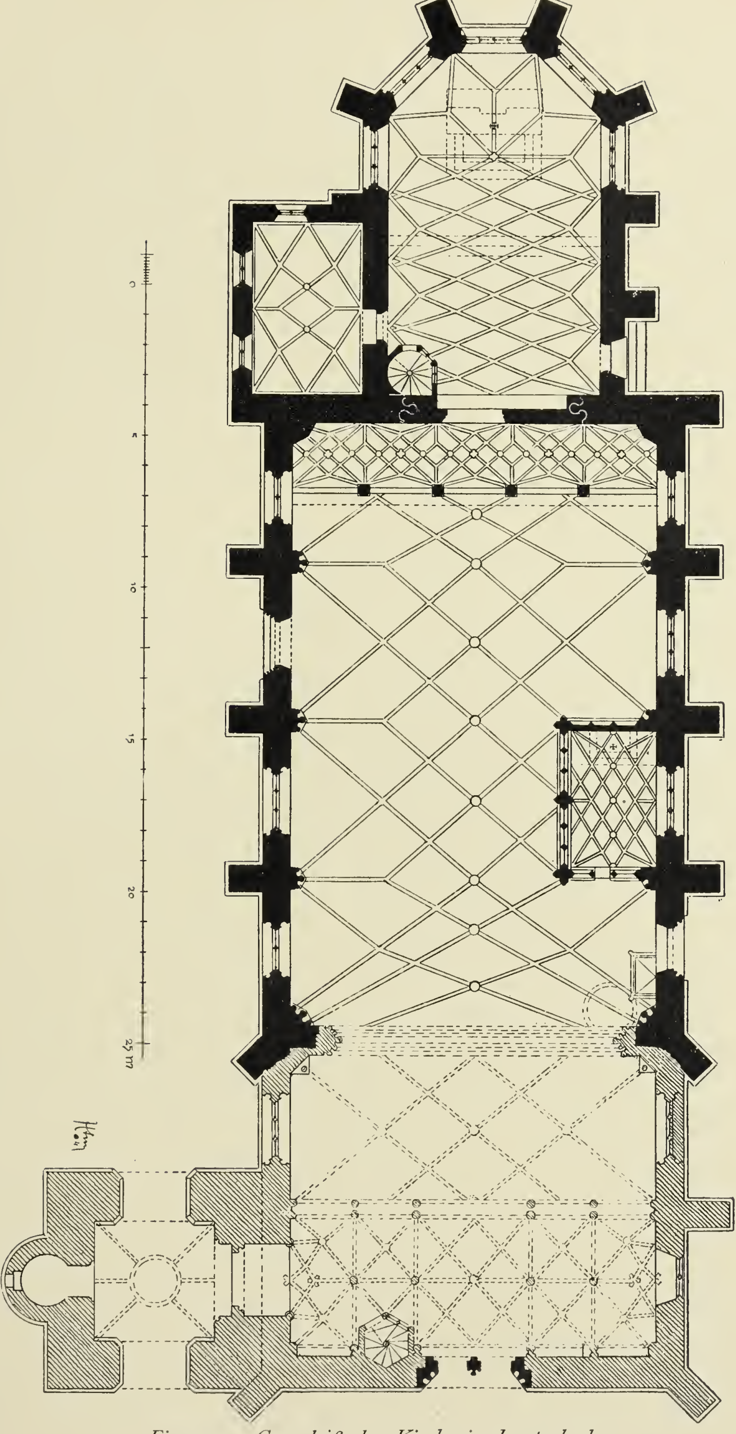


Fig. 104. Grundriß der Kirche in Lautenbach.

Gütern auch den Namen der ausgestorbenen Adelsfamilie, deren Burg ganz in der Nähe auf den Bergen am linken Ufer der Rench lag, übernommen hatte, etwa um 1470.

Die alte Angabe, daß der Bau auf dem Erbgute des Propstes Rohart von Neuenstein selbst erstanden sei, scheint nicht stichhaltig zu sein. Der Vertrag über die Dotierung der Kirche und über den Bau ist wohl nicht mehr erhalten. Eine Urkunde von 1526 berichtet aber,[1]) der Boden, auf dem die Kirche steht, habe zu dem Bachschen Lehensgut gehört, das ein gewisser Peter Danner als Zinslehen bebaute. »Als man nit platz hatte, daruff man gebuwen möcht«, kauften die Bauherren des Danners Gütchen, »samenthaft und um das halbgeschenkt«. Und »da der erst stein gesetzt was, da legt ir jeder ein gulden uff den stein und rittent hinweg«. Bauherren waren nach Ruppert »der Propst von Allerheiligen, der als Pfleger die Bauverträge abschloß, das Vermögen der Kirche verwaltete und dieselbe in allen Streitigkeiten vertrat, der Junker Georg von Bach und der Junker Friedrich von Schauenburg«.[2]) Am Portal (s. unten) findet sich das Wappen der beiden letzteren, außerdem zweimal dasjenige des obengenannten Bischofs Albrecht von Straßburg, nicht des Markgrafen von Baden, wie irrtümlich behauptet worden. Die Wiederholung deutet wohl auf einen besonderen Anteil des kunstsinnigen Bischofs.

Als Baumeister hatte man den Meister Hans Hertwig, Steinmetz aus Bergzabern, berufen, der einmal 1000 fl., dann 70 und wieder 38 fl. erhalten hatte. Es »habe«, heißt es in einer Urkunde,[3]) »derselbe meister Hans drey verding an unserer lieben frawen capell zue Luttenbach getan, das ein umb tausend gülden, das ander um sibenzig gülden, das dritt umb acht und dreisig gülden in einer benannten zit ußzumachen, alles nach Inhalt dreier Zettel darüber begriffen«. Der Propst Andreas Rohart von Neuenstein war unterdes (1474) gestorben, auf ihn war Georg Federle gefolgt († 1477). Auch er sah aber die Vollendung der Kapelle nicht, dagegen wohl sein Nachfolger Johannes Magistri († 1492). Um Mittel für den Bau flüssig zu machen, erlaubte 1480 der Bischof von Straßburg die Aufstellung eines Opferstockes zum Ausbau und zur Erhaltung. Meister Hans aber wurde nicht zur richtigen Zeit fertig. Der Propst klagte daher i. J. 1481 beim Gericht zu Oppenau, aus dessen Urteilsurkunde vom 12. November obige Sätze entnommen sind, »es seye dieselbe zit verschinen und deren keins noch nit ußgemacht und darzu über die obgemelt drey summa me uffgenommen und hoff, er solt ihm sicherheit geben, die gemelten drey verdinge noch heut bey tage ußzemachen, und ihn auch umb solches, so er me über die obgemelten drey summen uffgenommen hat ußzerichten und ein gnügen zue thun« etc. Meister Hans mußte die Anklagen zugeben, »aber er wer frembt und wißte solche sicherheit nicht uffzebringen und begerte gnad«. Die Zwölfer zu Oppenau aber urteilen: »dieweyl der antwurter frembd sey . . . ., woll dann der cläger nit entbeeren, so soll der antwurter schwören, solche drey verding ußzemachen und solle der cläger ihme dieweyl essen geben«. Doch war bis zum 4. Februar 1482 das Ausbedungene noch nicht völlig fertiggestellt, und in einer Urkunde von diesem Datum bekennt das der Meister, der 160 fl. über die vereinbarte Summe aufgenommen hatte; er gelobt, den Bau zu vollenden, und verzichtet für sich und seine Nachkommen auf alle Ansprüche, die aus dem Bau hergeleitet werden könnten. »Ich Hans Hertwig von Bergzabern, steinmetz, bekenne offenlich in disem brieff, als ich der capellen halb unser lieben

[1]) Ruppert a. a. O. S. 294.

[2]) Ebenda.

[3]) Ruppert a. a. O. S. 279 f. — GLA., Allerh., Kopialbuch 3, 5, S. 292.

frawen zu Luttenbach drey verding, eins umb tusent, das ander umb sibenzig, das dritt umb dreißig und acht gulden getan han, die capell und etliche stuck darinnen in einer gesetzten zit in kerfzedeln darüber vergriffen, bestimbt, auch ußzumachen und zu vollnbringen, und aber in gesetzten vergangen zilen ich solche gebuwe nit volnbracht und dannoch gemelte summa gulden uffgenommen, auch hundert und sechzig gulden mehr, dann die verding inhaltent, uffgenommen han. Darumb ich bekenne, solche verdinge ußzumachen, auch die mehr uffgenommene hundert und sechzig gulden zu bezahlen schuldig bin.

Wann ich aber armut halb daß nit vermag, so han ich mit andern minen guten gönnern den würdigen geistlichen herren Johannsen, probst des closters zu Allenheiligen im Schwarzwald, pfleger der obgenannten capellen ernstlich gebetten und erbetten, daß



Fig. 105. Ansicht der Kirche in Lautenbach aus dem Jahre 1486.

der mich egemelter verding und darüber uffgenommene summe hundert und sechzig gulden gnediglich erlassen und quittirt hat. Haruf so verzihe ich Hans Hertwig für mich und alle mine erben in craft diß brieffs uff alle forderung und ansprach, so ich oder mine erben, noch jemand von unseretwegen gemelter verdings und buws halb gegen den obgenannten minen gnedigen herren probst sinen nachkommen, sine closter und der capellen zu Luttenbach und welchen das berüren mag, immer erdenken, fürnehmen, suchen noch finden möchte in dhein weg, alle geverde und argelist gar ußgeschlossen.

Deß zu urkunde han ich Hans Hertwig mit vliß gebetten den frommen und vesten junker Hans von Nüvenstein und junker Stefan Mollenkopf vom Ryse, daß der ir yeglicher sin eigen ingesigel an diesen brief hat lassen henken. Des wir dieselben Hans und Stefan bekennen, also umb siner ernstlichen bitte willen getan hant, doch uns und unsern erben on schaden.

Der geben ward uff montag nechst nach unser lieb frowentag der liechtmeß in dem jare als man zalte nach Christi, unsers lieben herrn geburt 1482 jare.«[1])

[1]) GLA., Allerh., Kopialbuch (4) 6, S. 672. — Ruppert a. a. O. S. 280 f.

Diese wichtige Urkunde kann ich nicht mit Ruppert dahin interpretieren, daß der Meister damit von seinem Werk geschieden sei. Ich glaube eher annehmen zu dürfen, daß er dasselbe in den kommenden Jahren vollendet hat, und da von »etlichen stuck darinnen« die Rede ist, als Steinmetzarbeiten aber doch eigentlich nur noch die prachtvolle Gnadenkapelle mit der Jahreszahl 1485 und der Lettner mit dem Datum 1488 in Betracht kommen, so möchte ich glauben, daß der Künstler auch diese ausgeführt und dann erst die Stätte seiner Wirksamkeit verlassen hat. Die Inschrift am Portal:

anno ꝰ dni ꝰ 1c ꝰ l x x ꝰ pridie
kalen ꝰ augusti ꝰ inceptu ꝰ
est ꝰ hoc ꝰ edificium ꝰ

die den Beginn des Baues auf den August 1471 festsetzt, läßt es auch für damalige Zeit als nicht gerade erstaunlich erscheinen, daß er 1482 noch nicht durchaus vollendet war, und so werden die Pröpste keineswegs gesonnen gewesen sein, den hervorragenden Künstler zu entlassen, sondern vielmehr ihn genau zu binden. 1488 konnte die Kirche geweiht werden.

Baubeschreibung

Die jetzige Pfarrkirche, ehemalige Kapelle B. V. Mariae zu Lautenbach (s. Fig. 105), ist ein einschiffiger Bau, aus vier Gewölbejochen bestehend. Das unregelmäßige Netzgewölbe wird von Halbpfeilern getragen, die in tiefen Hohlkehlen und Rundstäben profiliert sind, welch letztere in die Gewölberippen übergehen. Diese haben das trockene Profil der Spätzeit mit flacher Hohlkehlung. In den neun Schlußsteinen fünfmal krauses Rankenwerk, dann vier Wappenschilde mit neu aufgemalten Wappen. An das Schiff schließt sich der Chor, der im Lichten 11,3 m lang und 7 m breit ist; er endigt in fünf Seiten des Achtecks. Sein Netzgewölbe, dessen Rippen auf polygonalen Konsolen aufruhen. Wie aus dem Plan ersichtlich, steht der Chor nicht genau in der Achse, sondern weicht um über 1 m nach Süden ab, was indes durch den vorgelegten Lettner dem Beschauer kaum zum Bewußtsein kommt. Ein Grund dafür ist nicht ersichtlich, es sei denn der, daß damit die Nordwand der angebauten Sakristei in einer Linie mit den Strebepfeilern steht. Gegen das Langhaus zu öffnet sich der Chor in großem Spitzbogen, dessen Laibung durch einen starken Wulst und zwei Hohlkehlen profiliert ist. Strebepfeiler mit zweimaliger Abtreppung, deren eine als Wasserschräge und Kaffgesims sich um den ganzen Bau herumzieht, und leicht konkaver Abdeckung stützen die Gewölbe der Kirche, deren Langhaus an der Nordseite durch zwei einpfostige und zwei zweipfostige Spitzbogenfenster mit flamboyantem Maßwerk erhellt wird, während an der Südwand das westlichste Fenster wegen des Klosteranbaues hier wegfällt. Vier ähnliche zweipfostige Fenster erhellen den Chor, den Gewölben unter dem Lettner wird durch zwei kleine, geradsturzige Fenster Licht zugeführt. Die Fassade des alten Baues zeigte das unten besprochene Spitzbogenportal, über dem sich die Wasserschräge in die Höhe zog, bis zu der zweiten Schräge, auf welcher ein großes dreipfostiges Spitzbogenfenster mit flamboyantem Maßwerk aufsaß. Den einfachen Giebel der Fassade bekrönte ein kleines Dachreiterchen mit Glöckchen. In einem provisorischen Bau des 16. Jhs. auf der Nordseite befanden sich die Glocken.

Umbau

Eine spitzbogige Tür mit abgeschrägtem Gewände gestattet den Eingang in das Langhaus von Norden; eine geradsturzige mit Hohlkehlen und sich kreuzendem Stabwerk führt vom Chor in die Sakristei, eine dritte in den Pfarrgarten.



Lautenbach, Portal der Kirche.



Der Bau, in den architektonischen Teilen aus dem roten Sandstein der Umgegend, besteht im übrigen aus verputztem Bruchsteinmauerwerk. — Er hat schon länger den Bedürfnissen der Gemeinde nicht mehr genügt, und mir liegt ein Plan und eine Fassadenansicht von 1847 vor, wodurch das Äußere der Kirche gründlich mit einem Turm nach dem Vorbild des Freiburger Münsters verändert worden wäre. Dieser Plan kam jedoch glücklicherweise durch das Eingreifen des Konservators von Bayer nicht zur Ausführung, erst im Anfange des jetzigen Jahrhunderts ist durch den damaligen erzbischöflichen Baudirektor Meckel der Wunsch nach Erweiterung und nach einem Turme erfüllt worden. Wie sehr dabei das Alte geschont wurde, geht aus unserem Grundriß deutlich hervor. Der an die Nordseite angebaute Turm paßt in seiner einfachen und doch schmucken Erscheinung durchaus hierher, die Fassade ist in der alten Schlichtheit aufgebaut, in ihr das alte Portal mit dem erneuerten Holzdach und das alte Spitzbogenfenster.

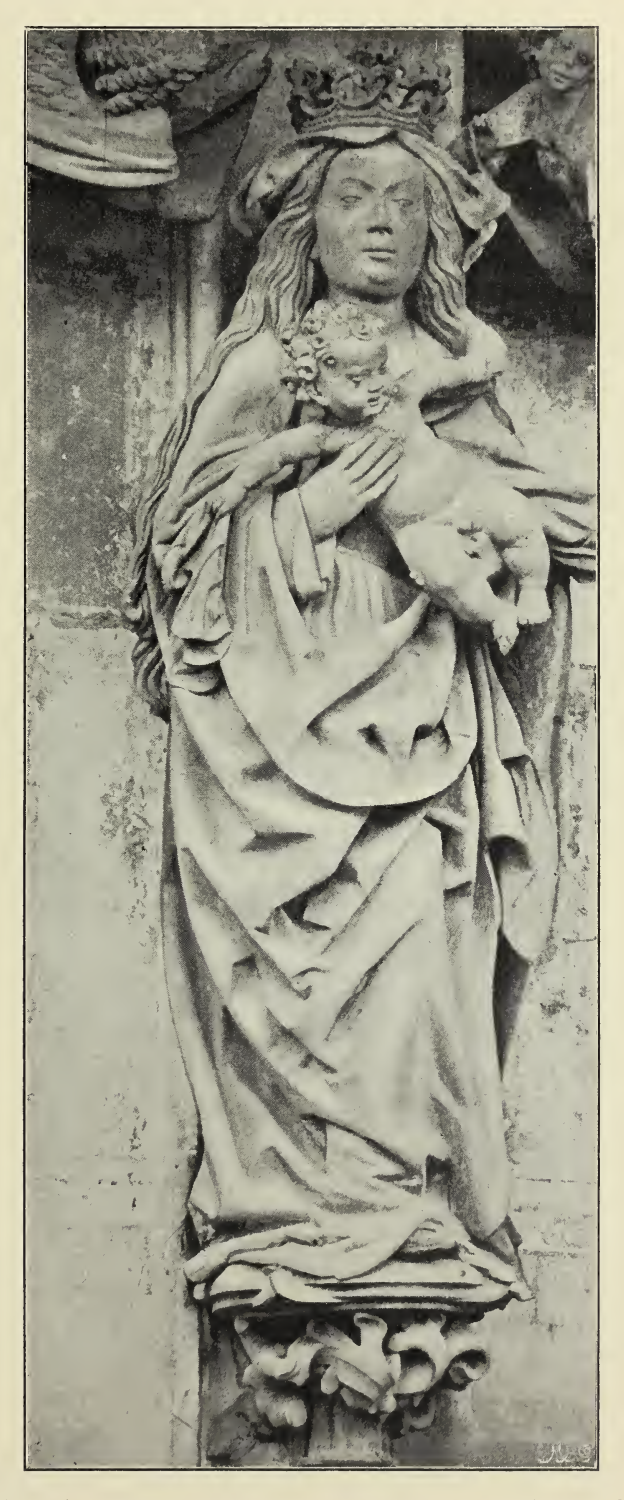


Fig. 106. Madonna mit Kind, vom Portal der Kirche in Lautenbach.

Die Gewände (Tafel IV) des Portals sind in Hohlkehlen und Wulsten profiliert; an dem Mittelpfosten greift der mittlere Wulst auf das Tympanon über und endigt hier in einem krausen Laubkapitell, das der fast lebensgroßen Gestalt der Madonna mit dem Kind (s. Fig. 106) als

Postament dient (aus gelbem Sandstein), über ihr zwei Engel mit gefiederten Körpern, sie hielten wohl mit ihren jetzt abgehauenen Händen die Krone. Darüber ein Baldachin mit knorrigem Astwerk.

Zu beiden Seiten der Madonna, fast in Vollplastik durchgeführt, zweimal das Wappen des damaligen Bischofs von Straßburg, Albrecht von Wittelsbach, dann das Wappen der von Bach (die Schnecke) und der von Schauenburg. Auch in diesen Wappen eine technisch hervorragende Steinmetzarbeit, gehören die Skulpturen des Portals, vor allem die Madonna mit dem Kind und die Engel, zu den allervorzüglichsten Werken des ausgehenden 15. Jhs.



Fig. 107. Lettner in der Kirche zu Lautenbach. Ansicht vom Langhaus.

Über dem Spitzbogen des Portals die schon oben wiedergegebene Inschrift.

Inneres

Im Innern an der Südseite des Langhauses die *Gnadenkapelle* angebaut, welche das wundertätige Gnadenbild umschließt (Tafel V), durch das die Kirche zu einer vielbesuchten Wallfahrtskirche wurde. Die Kapelle ist ein üppiger Bau der Spätgotik, dem aber trotz der überreichen Formengebung, den sich durchschneidenden Bögen, den Fialen, den Krabben und den Fischblasen die Klarheit des Aufbaues nicht verloren gegangen ist. Ein Fenster nach Osten, zwei nach Norden, eines mit eingefügter Tür nach Süden; zwischen ihnen Pfeiler mit Hohlkehlen und Rundstäbchen auf hohen, steilen, gerauteten oder geriefelten Basen, Wimpergen etc. in Nachbildung üppigst entwickelter Strebepfeiler. Die sie verbindenden Bögen durchschnitten von den kielbogigen Wimpergen der Fenster. Der Sockel durch Kleeblattblendbögen geziert. Ein Netz-



Lautenbach, Gnadenkapelle in der Kirche.



gewölbe deckt das Ganze, dessen Rippen sich am Ende kreuzend in der Wand verlaufen. In den Schlußsteinen die Wappen der Bach, der Schauenburg und ein schwarzer Adler in Gold (Bemalung neu). — An einem der Pfeiler der Kapelle am Äußern die Jahreszahl 1⅄87 eingehauen. Nach dem Manuskript des Pater A. Hardt wäre sie 1488 geweiht, was mir zu spät scheint und wohl aus falscher Lesung obiger Jahreszahl (statt 1485: 1487) entstanden ist. Das Mauerwerk der Kapelle, aus etwas hellerem Sandstein, ist mit dem des Langhauses nicht bündig; da, wo sie an die Pfeiler desselben etwas unvermittelt anstößt, ist die Ritze durch Mörtel zugeschmiert, auch reicht das Langhausfenster mit seiner Sohlbank noch ziemlich unter das Gewölbe herunter. Daraus darf man aber den Schluß ziehen, daß die Kirche selbst schon spätestens 1485, vor dem Beginn dieses Einbaues, fertiggestellt war, also etwa zwei Jahre nach dem obenerwähnten Geständnis des Meisters.

Lettner

Drei Jahre später ist der *Lettner* (s. Fig. 107) fertiggestellt worden, der sich in der ganzen Breite des Langhauses vor den Chor legt; vier schlanke, achteckige Pfeiler mit steilen Basen und Kapitellen, die aus zwei Hohlkehlen und einem Plättchen bestehen, tragen die fünf Spitzbogen; die Archivolten sind mit sich schneidenden Stäben profiliert, an dem Schlußstein des einen Bogens die Jahreszahl 1⅄88. Das Netzgewölbe des Lettners, dessen Rippen einesteils in den Pfeilerkapitellen, andererseits sich durchschneidend an der Wand verlaufen, weist 14 Schlußsteine auf, darin die vier Evangelistenzeichen in Flachrelief, die Halbfigur der Madonna mit Kind und der h. Norbert abwechselnd mit krausem Blattwerk. Der mittleren Arkade entsprechend führt in der Rückwand eine spitzbogige Öffnung, deren Gewände in Hohlkehlen und Rundstäben profiliert ist, in den Chor. Verschlossen wird sie durch ein schönes altes Gitter mit Rauten- und Quadratmuster in Gußarbeit. Die Arkadenzwickel sind durch kleine Kleeblattblendbogen belebt, darüber erfolgt der Abschluß durch eine Balustrade mit Fischblasenmaßwerk; eine entsprechende schließt nach dem Chor zu ab, von dem aus eine sehr malerische Wendeltreppe mit Stabgehäuse, die Tür im Kielbogen geschlossen, mit ähnlicher Balustrade emporführt zu seiner Plattform, auf der noch die alte Mensa des Kreuzaltares steht.

Wenn auch einfacher gehalten, so zeigt der im gleichen Sandstein gehaltene Lettner doch in den Einzelheiten so viel Anklänge an die Gnadenkapelle, daß man beide dem gleichen Künstler zuschreiben wird. Auch der Lettner ist ursprünglich nicht geplant gewesen, wie sich aus dem Anschluß an die Mauer ergibt. Das hindert aber meines Erachtens nicht, in ihm und der Gnadenkapelle Werke des Hans Hertwig zu sehen: die »etliche stuck darinnen«, wie es oben heißt, die derselbe auf Grund eines neueren Beschlusses der Bauherren einfügte.

Kredenznische

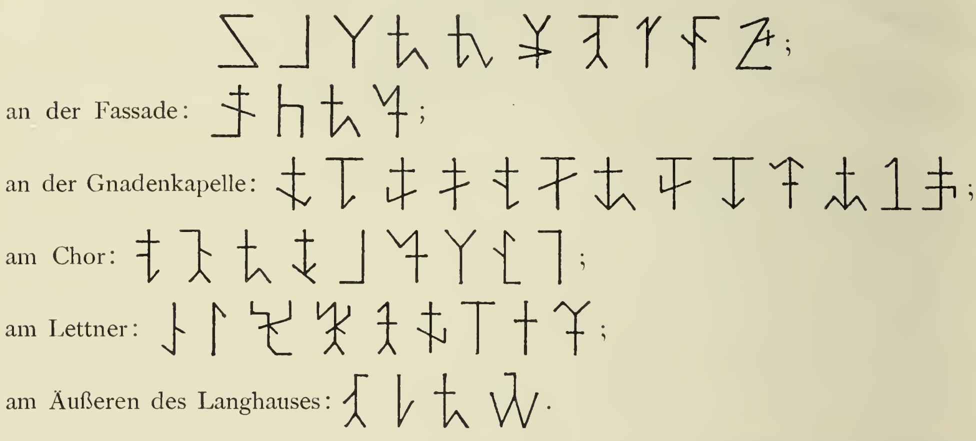
An der Südwand des Chors befindet sich eine *Kredenznische* mit geradem Sturz, Rahmenwerk aus Hohlkehlen und sich durchkreuzendem Stabwerk. An der Nordwand ist die *Sakristei* angebaut, aus zwei Jochen mit Netzgewölbe bestehend und mit einpfostigen geradsturzigen Fenstern erleuchtet. Sie ist gleichzeitig mit dem Hauptbau entstanden.

Sakristei

Der ganze Bau aber, auf den wir zum Schlusse noch einmal einen Blick werfen, ist das hervorragende Werk eines feinen Künstlers. Ungeachtet der hier und da trockenen Behandlung des Details ist er so gut durchgeführt, in der eher sparsamen Ausschmückung, die nur an zwei bevorzugten Stellen, der Gnadenkapelle und dem Lettner, üppig wird, so wohl erwogen, daß wir gerne die weiteren Spuren des

Meisters verfolgen möchten. Daß bei der Lage seines Heimatsorts und der Lautenbachs wir das Elsaß und vermutlich Straßburg als seine künstlerische Heimat ansehen müssen, darüber wird kein Zweifel bestehen. Aber wohin er sich von Lautenbach gewendet, kann ich bis jetzt nicht nachweisen. Man könnte sich versucht sehen, ihn in dem Meister Hans wiederzufinden, der 1497 am Theobaldmünster zu Thann tätig war, über dessen Tätigkeit wir indes auch nichts Genaueres erfahren.[1])

Von Steinmetzzeichen finden sich an den Pfeilern:



Ausstattung Hochaltar

Ausstattung: Der *Hochaltar* (s. Fig. 108), ein großer Flügelaltar, zeigt im Mittelschrein unter einem äußerst kapriziösen spätgotischen Gewölbe, dessen Rippen wie Astwerk behandelt sind, in Nischen aus dem Achteck, die durch sich durchkreuzende Rundbögen verbunden sind, die Holzstatuen der Maria mit dem Kind, über der Engel die Krone halten, den h. Johannes den Täufer und Johannes den Evangelisten, ca. 1,50 m hohe Gestalten. Darüber in graziösem, leichtem Aufsatz aus Stabwerk, Fialen und Krabben die in kleinerem Maßstab gehaltene Figur des Schmerzensmannes. Auf den Flügeln innen, links vom Beschauer, die Geburt Christi, unten die Beschneidung, rechts oben die Anbetung der Könige und unten die Darstellung im Tempel. Diese Bilder, wie auch die der Außenflügel 1,60 m hoch und 1,20 m breit, sind an ihrem oberen Rand jeweils durch ein geschnitztes gotisches Rankenwerk abgeschlossen, während die Bilder der Außenflügel durch in vergoldete Kreide eingedrückte Frührenaissanceornamente abgeschlossen werden. Sie stellen dar: links oben die Geburt Mariä, unten die Heimsuchung, rechts oben die Verkündigung, links den Tod Mariens.

Nach P. Hardt sind an dem Saum des oberen Kleides der Marienstatue zu lesen neben anderen anmutigen Lobsprüchen: »die zwey altar fassen undt vergolden Joseph Rier der meister und fixel sein gesell«, wovon ich indes nichts konstatieren kann.

Zu dem Bilde der Geburt Mariä auf dem einen Außenflügel mit der Figur des knieenden Stifters in Gestalt eines Propstes von Allerheiligen mit dem Wappen, der Mond und ein Stern, bemerkt dasselbe Manuskript, daß »dessen nahm an dem ranft der tafel geschrieben wardt nemmlich petrus Burckardi«. Auf dem Bilde des Englischen Grußes findet sich die kleine, knieende Gestalt eines Prämonstratensermönches, »dessen nahm ebenfalls an dem ranft deß flügels zu lesen war: nemmlich F: Fidentius Jehle: Dieser beider Herrn nahmen sind nunmehro mitt farben überfahren undt zugedecket«. In der Zeit, als P. Adalbert Hardt in Lautenbach Rektor war, hat man die Renovierung des Altares vorgenommen, bei der dies Überstreichen stattfand. Ob er richtig gelesen

[1]) Woltmann, Deutsche Kunst im Elsaß, S. 188.



Lautenbach, Mittelschrein des Hochaltars.



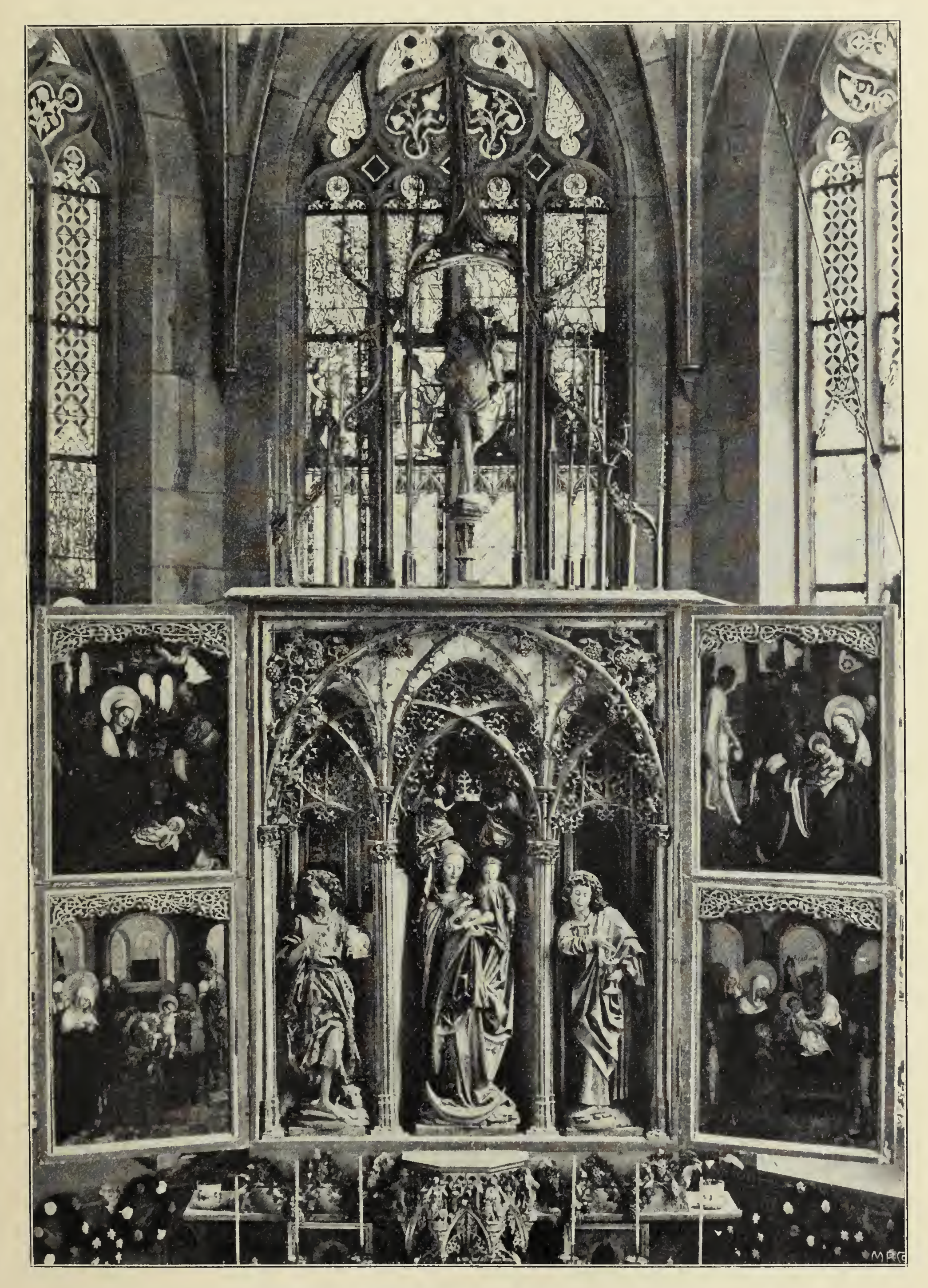


Fig. 108. Hochaltar in der Kirche in Lautenbach.

hat, ist unsicher; statt Fidentius Jehle wäre Heinrich Vehle verständlicher. Ebensowenig wissen wir, ob diese Beischrift ursprünglich war; die Art, wie sie angebracht gewesen sein soll, ist nicht gerade vertrauenerweckend; immerhin kann sie auf einer guten Tradition beruhen. Bei jener Renovation wurden zuerst einmal die Holzteile gründlich gereinigt, und der Pater erzählt uns: »Die Vergoldung deß ganzen altars ist also dauerhaft aufgetragen, daß wir bey Renovierung desselben 3—4 Kübel voll wasser an die bilder, selbige von dem s. v. vogelsunrath zu säubern, geschüttet undt ist noch nit eines hellers groß gold davon gefallen; eben dieser altar ist laut einer gothischen schrift mittsampt der Kirchen consecriert und eingeweyhet worden: Anno 1483 in hon. B: M: v: Joannis Baptistae et Joannis Evangelistae Dominica proxima ante festum S. Michaelis. Darum ist allzeit der nächste sonntag vor diesem fest begängung der Einweihung der großen Capelen bey dieser wallfahrt.« Das Datum kann nun natürlich nicht für den Aufsatz, sondern nur für die Einweihung der Kirche und die Weihe der Mensa gelten. Wichtig aber ist die Notiz über die Renovierung, der in unserem Jahrhundert eine zweite gefolgt ist, so daß die Fassung nur noch zum Teil die ursprüngliche ist.



Fig. 109. Darbringung im Tempel. (Gemälde vom Hochaltar in Lautenbach.)

Gelegentlich der vom Großherzog von Baden i. J. 1902 einberufenen Konferenz über die Baldung zugeschriebenen Gemälde im Kloster Lichtental wurden auch diese Gemälde den in Baden versammelten Forschern vorgezeigt, deren Urteil dahin ging, daß die Bilder auf Schulverwandtschaft mit Baldung hinweisen.[1])

Die Holzskulpturen (Tafel VI) des Altars in ihrer etwas manierierten Haltung und Fußstellung (s. insbesondere die beiden Johannes), in den überaus reichen, in tiefen Falten gebauschten Gewändern sind echte Kinder der Spätgotik. Aber die dabei weiche Behandlung des Ganzen, die freien und gut individualisierten Haare, wie die Behandlung des Fleisches und der Köpfe weisen sie schon in die Zeit der beginnenden Renaissance. Ebenso der Typus der Madonna und des aufrecht sitzenden Kindes, in dessen auffallender Haltung der Künstler wohl die Bedeutung des Heilandes ausdrücken wollte. Originell auch das Motiv des langen, offenen Hemdes. Das Kind legt jetzt der Madonna eine Birne auf die äußere Handfläche, was sinnlos ist;

[1]) Gemälde des XV. und XVI. Jhs. im Kloster Lichtental, Repertorium für Kunstwissenschaft XXV, S. 477.



Fig. 110. Detail von der Darbringung im Tempel. (Gemälde vom Hochaltar in Lautenbach.)



da die Hand der Jungfrau aber angesetzt ist, so dürfen wir wohl annehmen, daß sie erneuert und daß ursprünglich die Mutter die Birne dem Kind hinreichte. Die gleiche zierliche und manierierte Beinstellung wie die zwei Heiligen zeigt der Schmerzensmann des Aufsatzes. Das Tabernakel mit den kleinen Figuren der Evangelisten zwischen den Spitzbögen seiner Maßwerkfenster entstammt der gleichen Zeit, auf die auch die Schnitzerei der Bögen, Krabben und Gewölbe hinweist: dem ersten oder zweiten Jahrzehnt des 16. Jhs. Denn dahin wird man doch wohl die Figuren ansetzen, von denen ich nicht zu viel sage, wenn ich sie für Meisterwerke ersten Ranges erkläre. Einen Schulzusammenhang vermag ich nicht zu konstatieren, es sind eben Werke der oberrheinischen Plastik, [1]) die im Anfange des 16. Jhs. insbesondere in Colmar, Breisach und Freiburg so schöne Früchte gezeitigt hat.

Bei den Gemälden macht sich auf den ersten Blick eine gewisse Verschiedenheit geltend; die der Innenflügel stehen beträchtlich über denen der Außenflügel und scheinen auch von anderer Hand. Auf den Innenbildern fällt uns neben der vorzüglichen Kom-

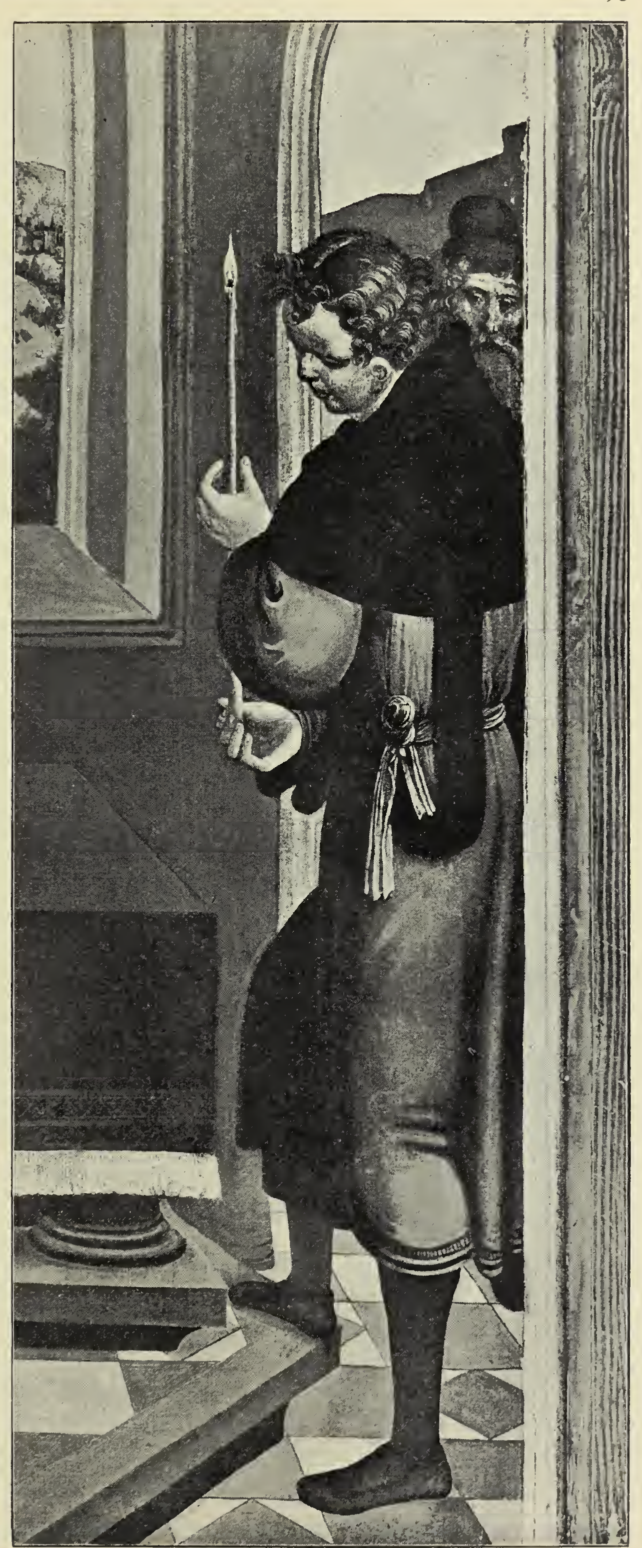


Fig. 111. Der Kerzenträger auf der Darbringung im Tempel. (Gemälde vom Hochaltar in Lautenbach.)

[1]) Ich sage ausdrücklich nicht elsässischen, da das meines Erachtens eine unstatthafte Verengerung des Begriffes ist.

position ein ausgebildeter Geschmack in schönen Stellungen (s. Fig. 111), hübschen Kopfhaltungen, eleganten Gewändern auf; daneben der Männertypus mit dem stark gewölbten Schädel, einer Einziehung über den Augen und stark hervortretenden Augenknochen, kräftig und gut wirkend (s. Fig. 110). Leer und nur in den seltensten Fällen gefällig der übrigens noch nicht feststehende Frauentypus, der einmal sogar mit dem kleinen, runden hervorspringenden Kinn und dem mächtig runden Oval des Gesichtes die Karikatur streift, d. h. vollständig verzeichnet ist. Auch die meist fetten Hände leiden oft an Zeichenfehlern (s. Fig. 111) und erwecken nicht den Eindruck des wirklichen Zugreifens. Erstaunlich demgegenüber die so ausdrucksvollen, in ihrer Bewegung ausgezeichnet aufgefaßten Gestalten Simeons, des Hohepriesters und des Beschneiders (s. Fig. 112), die schönen Figuren der Kerzenträger (s. Fig. 113), die ja nur wenig hervortretende, dann aber flott hingemalte Felsenlandschaft. — Die Malerei, nicht sehr pastos, zeigt bei den besten Figuren satte Farben in geschmackvoller Zusammenstellung, sonst hier und da etwas Verblasenes. Das Kostüm (s. den Mohr, sowie überall die Schuhe) scheint mir auf das zweite Jahrzehnt des 16. Jhs. hinzudeuten (s. Fig. 114). — Die Ungleichheit auf den Bildern lediglich aus der mehr oder minder guten Nachahmung eines größeren Meisters zu erklären, scheint mir bei der auch bis ins einzelne der Köpfe vorzüglichen Durchbildung des Besten nicht statthaft; wir haben eher hier ein junges Talent vor uns, das noch nicht gefestigt in seiner Naturanschauung ist.



Fig. 112. Die Beschneidung Christi.
(Gemälde vom Hochaltar in Lautenbach.)

Schablonenhafter muten uns die Außenflügel (s. Fig. 115) an. Jenen charakteristischen Männertypus finden wir hier nicht wieder, auch nicht das Frauenantlitz. Letzteres zeigt mehr den hergebrachten und wie mir scheinen will, schwäbischen Typus, das erstere ist schwächlicher und hat eine gewisse Verwandtschaft mit Typen der späten Schongauerschule (?). Architektur, Landschaft und alles Beiwerk treten, nicht zugunsten der Kom-



Fig. 113. Detail aus dem Gemälde der Beschneidung Christi vom Hochaltar in Lautenbach.

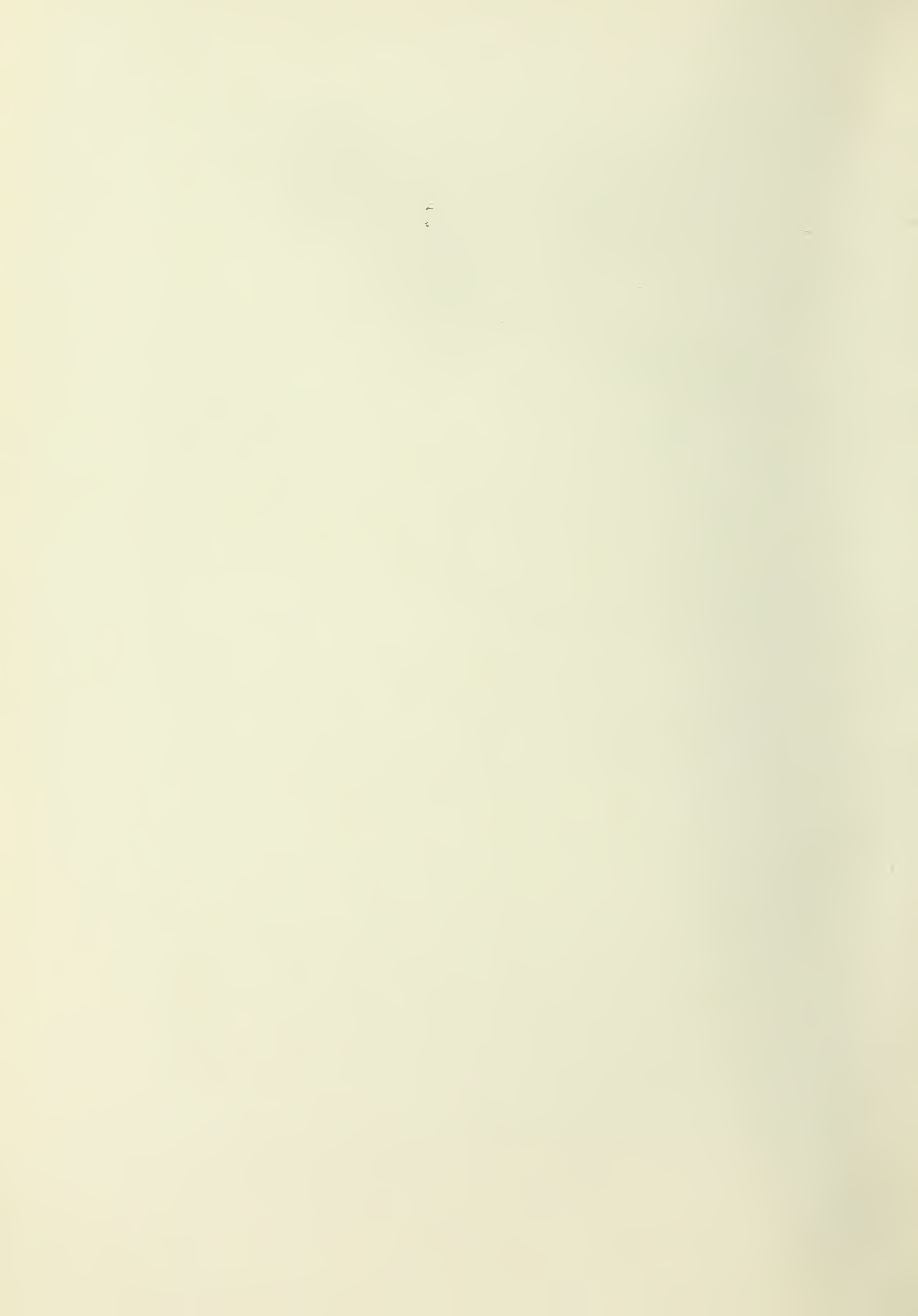




Fig. 114. Anbetung der Könige. (Gemälde vom Hochaltar in Lautenbach.)

position, stärker hervor. Auf dem Bilde der Heimsuchung werden wir entschädigt durch einen sehr geschickten Ausblick in ein felsiges Flußtal mit weich verschwimmender Ferne.

Den Gesamteindruck möchte ich dahin formulieren: wir haben die Arbeit einer älteren Werkstatt vor uns, in der ein junges Talent nur zum Teil zum Wort kommt. Auch für die Bilder aber ergeben sich die Anfangsjahrzehnte des 16. Jhs. als Entstehungszeit, und so gewinnt die Notiz des P. Hardt über den Namen des Petrus Burkard, der von 1492 bis 1514 Propst von Allerheiligen war und im Chor der Kirche zu Lautenbach begraben liegt, einigermaßen an Wahrscheinlichkeit. Jedenfalls werden die deshalb hier etwas ausführlicher besprochenen Bilder bei jeder Untersuchung der oberrheinischen Malerei am Anfange des 16. Jhs. von großer Wichtigkeit sein.

Auf dem Altartisch, an den Aufsatz angelehnt, zwei Gemälde mit den Brustbildern der Heiligen Gregor und Ambrosius, die Reste der alten Predella.

Auf der Rückseite der Predella die Brustbilder der h. Katharina und Magdalena, Ursula und Margaretha, jeweils mit dem Veronikon dazwischen, leider bei der Herrichtung des Altares sehr zerstört.

Rechter Seitenaltar

Der rechte (vom Eintretenden) Seitenaltar (s. Fig. 116) »zu Ehren der h. Beichtiger und Bischöfe und der h. Wittwen und Jungfrauen« zeigt im Mittelschrein unter einem Doppelbogen, der auf gewundener, in der Mitte zusammengefaßter Säule ruht, die Statuen der Heiligen Wolfgang und Martin (ca. 1 m hoch), über dem Bogen Rankenwerkfüllung, auf den Seitenflügeln innen im Flachrelief die Heiligen Antonius Eremit und Wendelin, in ihren Heiligenscheinen eingepreßt die Inschriften in mißverstandenen Majuskeln:

O ▵ HER ▵ SANTA ▵ ANↃONI ▵ BIT · ·

und

▵ O HER ▵ SANTA ▵ VENↃEL ▵ BIT · ·

Auf den Außenseiten der Flügel gemalt die Heiligen Wolfgang und Martin, letzterer im Kostüm vom Anfang des 16. Jhs. mit Schaube und Mütze. In den Heiligenscheinen wieder die Inschriften:

O SAH (sic!) T ▵ WOLGAN ▵ BIT ▵ GOT ▵

und

O SANT ▵ MARTNI ▵ BIT ▵ · ·

Auf der Predella gemalt die Halbfiguren der h. Jungfrauen-Märtyrer: Agatha, Margaretha, Dorothea, Agnes und Apollonia. Da die Predella bei geschlossenem Altar über denselben herausragt, so ist anzunehmen, daß er noch zwei hintere feststehende Flügel gehabt hat; auch berichtet uns der oftzitierte Pater: »an den zwey hindersten flüglen aber sindt angemahlet die h. wittfraw Elisabetha undt anderer seith die h. Maria Magdalena.« Also nichts anderes, als die heute oben auf den Altarschrein gestellten Gemälde, die wir uns zu dem Bilde des Altars hinzuzudenken haben (s. Fig. 117).

Bilder, Skulpturen (in erneuerter Fassung) und der ganze Altaraufbau weisen wieder zweifellos in die ersten Jahrzehnte des 16. Jhs. Die Skulpturen stehen zwar hinter denen des Hochaltars zurück, sind aber doch, trotz einiger Ungeschicklichkeiten, tüchtige Werke. Die Bilder, jedenfalls etwas später als die des Hochaltars (nach ihnen wird man den Altar auf etwa 1520 bis 1530 datieren dürfen) entstanden, sind ebenfalls recht erfreuliche Leistungen. Die Außenbilder der vorderen Flügel in der Ausführung und in den guten Typen den hinteren Flügeln überlegen.



Fig. 116. Rechter Seitenaltar in der Kirche in Lautenbach.





Fig. 118. Linker Seitenaltar in der Kirche in Lautenbach.





Fig. 115. Tod Mariä. (Gemälde vom Hochaltar in Lautenbach.)

Linker Seitenaltar

Der linke Seitenaltar (s. Fig. 118) der schmerzhaften Mutter Gottes, daher auch der schmerzhafte oder gnadenreiche Altar genannt, zeigt im Mittelschrein unter erhöhtem

Bogen die Gruppe der Pietà, unter den zwei Seitenarkaden die Apostel Philippus und Jakobus. Auf den zwei Seitenflügeln die Relieffiguren der h. Katharina und h. Barbara; in den Heiligenscheinen ihre Namen:

O SANCTA · KA : HERINA ꝰ OR ·
S ▵ BĀRBERĀ ▴ BIT ▵ GOT ▵ FIR



Fig. 117. Ehemalige Rückflügelbilder von dem rechten Seitenaltar in Lautenbach.

Die Holzfiguren dieses Schreines, obgleich ziemlich gleichzeitig, sind zweifellos wieder von einem anderen Künstler, der im Gegensatz zu dem des vorigen Altares bei seinen Freifiguren schlanke Proportionen liebt. Insbesondere zeigen das die überschlanken Apostel, bei denen der Künstler Kontraposte versucht hat; man sehe nur die verschiedenen Drehungen und Wendungen des Philippus; auch die Köpfe der Apostel sollen möglichst viel ausdrücken. Die Falten haben hier etwas Krauses, Knittriges, wie es bei manchen Künstlern der Zeit beliebt ist. Die beiden weiblichen Relieffiguren sind schöne, weiche Gestalten in einer gewissen Renaissancefülle der Formen.

Auf den Außenseiten der Flügel das Gemälde der Verkündigung (Tafel VII). Das Gemach, in dem Maria die Botschaft empfängt, gewährt aus einem Seiten- und einem Rückfenster den Ausblick in eine felsige Flußlandschaft mit Burgen, von der Decke des Gemaches hängen schwere Fruchtgirlanden herab. Neben dem Engel kniet der Stifter, eine gut durchgeführte Porträtfigur, nach P. Hardt der Propst von Allerheiligen: »herr Henricus Fehl, welcher diesen und den S. Martinsaltar hatt faßen laßen, wie es die seinem lebenslauf gleich lautende Jahrzahl 1523 so in einem kleinen beygemahlten täfelin, allwo auch dieses Distichon stehet bey Gemahlet ist; nemmlich:



Rechter Seitenaltar in der Kirche zu Lautenbach (in geschlossenem Zustande).





Außenansicht des linken Seitenaltars in der Kirche zu Lautenbach.



O miseris patrona reis fac redde benignum
filiolum misero propitiumque mihi,

zu teutsch:

O Patronin großer sünder
und verfallener Adamskinder
schaff, daß auch dein söhnelein
mir Elenden thue gnädig sein.«

Auf der Vase der Anfang des Englischen Grußes. — Die Rolle oder die Tafel mit der Inschrift ist bei der Restauration i. J. 1903 verschwunden als spätere Zutat. Die Schrift schien auf das 19. Jh. und eine damalige Restauration zu deuten, indes war sie schon nach Hardt, also in der Mitte des 18. Jhs., vorhanden. Sollte man etwa im 19. Jh. eine alte vorhandene Tafel, mit gleichlautender Inschrift, die sehr zerstört gewesen sein mag, durch eine neue ersetzt haben? Die Jahreszahl stimmt jedenfalls mit dem Stil des Bildes überein. An der Vase steht: AVE MARIA GRA · · ·

Ob[1]) der dargestellte Stifter tatsächlich der Propst Heinrich Vehl ist, können wir natürlich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Immerhin werden wir sehen, daß manches dafür spricht.

Das Bild ist zweifellos das beste Gemälde, welches die Kirche besitzt; ebenso zweifellos steht es, insbesondere die Figur der Jungfrau, Baldung sehr nahe, sowohl in der Zeichnung wie auch in dem sehr weichen Kolorit, in dem tiefen Blaugrün ihres Gewandes etc. Trotzdem hat die genannte Konferenz sich nicht entscheiden können, es ihm zuzuschreiben. Bei dem Dunkel, das noch über der oberrheinischen Malerei dieser Zeiten liegt, wird man sich damit begnügen müssen. Möglich, daß hier eine andere Persönlichkeit vorliegt, die uns erst allmählich klar wird. Jedenfalls aber gehört die Gestalt der Madonna zu dem formal Schönsten, was unsere Malerei am Anfange des 16. Jhs. geschaffen hat.

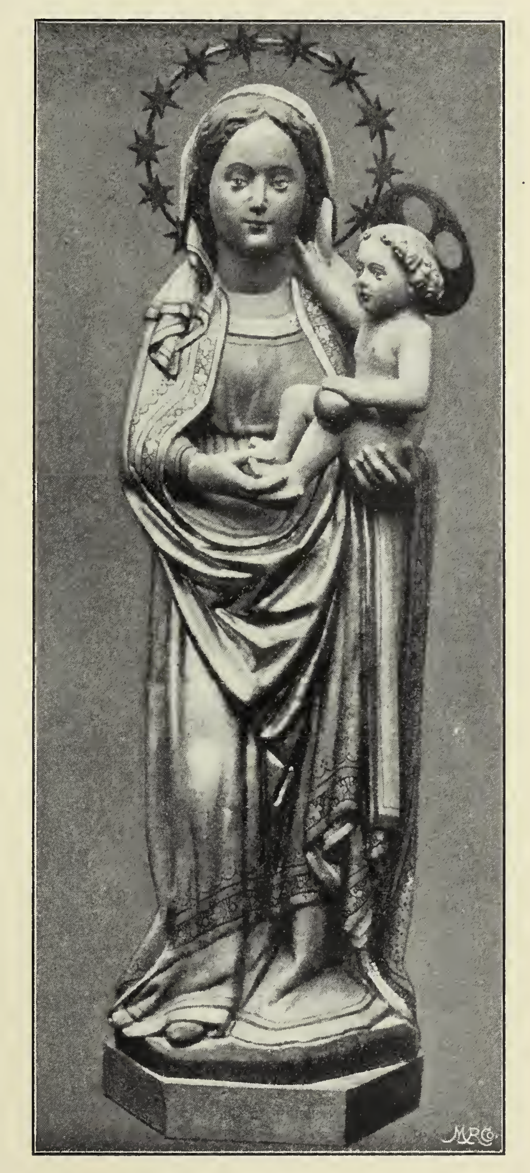


Fig. 119. Holzstatuette der Madonna mit Kind vom Altar in der Gnadenkapelle der Kirche in Lautenbach.

[1]) Siehe auch Sensburg a. a. o. S. 15, nach dem die Inschrift ursprünglich, aber aufgefrischt ist.

In der Predella sind unter flachbogigen Arkaden gemalt die Halbfiguren Christi, der Heiligen Philipp, Jakob, Barbara und Katharina, ebenfalls sehr tüchtige Bilder mit guter Modellierung.

Im 18. Jh. kamen noch zwei kleinere Altäre, ebenfalls unter dem Lettner, hinzu, die i. J. 1884 verkauft wurden, aber wenigstens in Photographien erhalten sind. Es waren reiche und geschmackvolle Rokokoschnitzereien mit gewundenen Säulen und Rocailleornamenten. Der eine, etwa 1,50 m hoch, der Rosenkranzaltar, an dem u. a. die hiesige Erzbruderschaft vom h. Rosenkranz Ablaß gewinnen konnte, zeigte drei Statuetten: die anscheinend sehr liebreizende Immaculata Conceptio, die Heiligen Norbert und Dominikus; der zweite, etwa 1,50 m hoch, der Altar der h. Ursula, in ähnlicher Durchbildung, war mit der Statuette der Heiligen und den Büsten zweier ihrer Jungfrauen geschmückt, »undt sindt auch von etlichen unsres h. ordens Geistlichen, welche zu Cölln ihre Studia prosequieret haben, mehrerer particula der Reliquien von der Gesellschaft der h. Ursula überbracht undt dem erstgedachten altar eingesezt worden«. Auch den Rosenkranzaltar zierten allerlei Reliquien.

Auf dem sonst gänzlich neuen Altar in der Gnadenkapelle befindet sich die neugefaßte, etwa 55 cm hohe Holzstatuette der Madonna (s. Fig. 119); wenn auch von etwas gedrängter Statur, so doch ein wohltuendes Werk aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. Der Künstler des ehemals hier aufgestellten Altares, vermutlich im Barockstil, war nach Hardt Johannes Maier, Bürger und Schreiner in Gengenbach. Wohin der Altar gekommen, weiß ich nicht zu sagen.

Kruzifixe

Endlich ist noch der h. Kreuzaltar auf dem Lettner zu erwähnen, die Mensa mit dem geschlossenen h. Grab (ohne Figuren), woselbst »annoch zu sehen ist ein vorstehendeß großes Crucifix, welches ehedeßen an dem altar gestanden; wie man dann noch deßen schließen sihet, durch welche es dort gestellet wurde«. Zu Zeiten des P. Hardt wurde schon keine Messe mehr hier gelesen. Das bisher dort befindliche Kruzifix ist ein nicht sehr bedeutendes Werk des 18. Jhs.; heute steht an seiner Stelle das zweite in der Kirche vorhandene Kruzifix, das bis vor wenigen Jahren über der nördlichen Seitentüre hing (Tafel VIII). Das Kreuz selber ist neu, der $1/3$ lebensgroße Corpus Christi aber ein vorzügliches Werk aus der Zeit um 1500, die Körperbehandlung in der Art der Spätgotik zwar etwas manieriert — man beachte die spitz herangezogenen Beinmuskeln, wie man sie auch bei dem Steinkruzifix des Niklas van der Leyen in Baden-Baden findet, die stark betonte Taille etc. —, dabei aber doch von bester Naturbeobachtung zeugend, der Kopf, was auf dem Bilde nicht genügend zum Ausdruck kommt, von einem Adel der Züge und einer Stärke des Ausdrucks, die dies Werk dem einige Jahrzehnte früheren des Niklas van der Leyen ebenbürtig an die Seite stellen.

Grabstätten und Grabmäler

Im Chor liegt nach Hardt begraben der Propst Peter Burkard.

Daselbst eine Kupferplatte, auf der mit erhabenen (getriebenen) Buchstaben die weitläufige Inschrift:[1] Hic jacet nobilis et clarissimus vir Dominus Joannes Georgius Biegeisen i. V. D. Comes palatinus ac quondam episcopatus Argentinensis etc. cancellarius amplissimus, der im Schwedenkrieg von Bergzabern nach Oberkirch geflüchtet war und vor seinem Tod dem Kloster Allerheiligen ein Anniversar gestiftet hatte für sein Heil, das seiner Gattin und seiner Freunde, † 8. November 1637.

[1]) Vollständig abgedruckt bei Sensburg a. a. O. S. 16/17.

Tafel VIII



Holzgeschnitztes Kruzifix in der Kirche zu Lautenbach.



Im Langhaus liegt begraben Petrus Ellnhard, Statthalter in Straßburg, † 17. September 1533, daneben sechs Schauenburgsche, vier größere und zwei kleinere, abgeschliffene Grabsteine; ähnliche Grabsteine zweier Neuenstein. In der Nähe der Gnadenkapelle der zweite Abt des Klosters Allerheiligen (seit 1657 Abtei), † 2. April 1707; dann der Prior Georgius Hempfer, Novizenmeister in Allerheiligen. Seine Inschriftplatte (von den anderen ist nichts mehr vorhanden) ist an dem Gehäus der Lettnertreppe angebracht, sie lautet:

Hic ex adverso quiescit reverendissimus ac eruditione et pietate clarissimus D. Georgius Hempfer sacrae theologiae Licentiatus qui annis multis officio Prioris ad omnes sanctos perfungens et doctrina ex exemplo disciplinam collapsam egregie restauravit. Mortuus XXV. Martii anno MDCXLVIII cujus animam Deus pro meritis condingne remuneret. Amen.

Neben seiner Grabstätte die des Abtes Isfrid Bresle, † 5. Juni 1718.



Fig. 120. Glasgemälde aus der Kirche in Lautenbach.

Glasgemälde

Vielleicht den wertvollsten Schmuck der Kirche bildet aber der große Schatz an *Glasgemälden* aus der Zeit um 1500, welche sie noch besitzt. Dieselben stellen in ganzer Figur in etwa $^{1}/_{3}$ Lebensgröße eine stattliche Anzahl von Stiftern bezw. Guttätern dar, fast alle den bekannten Familien der Umgegend entstammend, Pröpste von Allerheiligen etc., in Andacht vor der Mutter Gottes oder einer Passionsszene oder Heiligen knieend.

Leider wurden die Bilder in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei einer Restauration nicht sorgfältig genug behandelt, d. h. die Glasmalereianstalt (Beiler in Heidelberg) scheint unnötig viele ältere Stücke durch neue ersetzt zu haben, wie Mone behauptete, sogar absichtlich unter-

schlagen zu haben, Stücke davon seien in den Kunsthandel gelangt. Diese Beschuldigung führte zu einem Prozeß, der aber mangels Beweises zu Gunsten der Glasmalereianstalt entschieden wurde. Fest steht für uns, daß leider zu viel erneuert worden. An der Hand der (wenigstens von einem Teil) vorher aufgenommenen Photographien, der Beschreibung des P. Hardt (dem Sensburg folgt) und dem Befund können wir einigermaßen Altes und Neues feststellen.

Wir beginnen die Betrachtung an der nördlichen Langhausseite vom Eingang aus und finden hier im neuen Anbau in dem Fenster

I. neun alte Scheiben eingesetzt. In der drittuntersten Reihe beginnend, zeigen die Scheiben

1.–3. die spätgotische, gänzlich erneuerten Baldachine;
in der Reihe darunter:
4. den h. Joseph (mit dem Schiff), scheint neu und zwar von Börner in Offenburg;
5. h. Ursula, vor der Restauration photographiert, durchaus alt, mit ergänztem Hintergrund; sie muß sich früher irgendwo an einem Chorfenster befunden haben;
6. h. Bischof mit Monstranz (h. Norbert?), neu;
in der untersten Reihe:
7. spätgotisches Postament, neu;
8. Wappen des Bischofs Albrecht von Straßburg (regierte 1478 bis 1506), von einer barfüßigen Nonne gehalten, vor der Restauration photographiert, alt;
9. wie 7.

Im obersten Teil des Fensters zehn neue Ornamente.

II. Das folgende, alte Fenster an der nördlichen Langhauswand ist einpfostig, es zeigt unten unter alten Baldachinen mit Fialen etc.

1. u. 2. die Verkündigung;
3. die Jungfrau vor ihrem Gebetpult und
4. den Engel mit dem Spruchband, worauf die Worte:

ave • m ..... plena dominus tecum.

Im Hintergrund des Gemaches das Bett, rechts eine Bank, dazu eine Reihe Haushaltungsgegenstände, Tasse, Dose, Messer usw. — Beide Figuren, die nach Hardt und Sensburg sich am Fenster der Westfassade befanden, sind alt, bei dem Engel allerdings das Gewand stark ergänzt.

III. Das nächste Fenster, wieder zweipfostig, enthält in der viertuntersten Reihe in den Scheiben

1.–3. leichte spätgotische, alte Bekrönungsornamente;
in der Reihe darunter:
4. Mann und Frau zusammen knieend, unten ihr Wappen, in dem Wappen steht:

s. notariatus / Johannis noret (?) (undeutlich)

über ihnen stand nach der alten Photographie (s. Fig. 120):

s. jocop ein bilger gût halt unß in hût ?

Heute heißt es statt dessen, leider ein trauriger Beweis für die Sorglosigkeit der Restaurierung: S. Maria bit für unß! Der untere Teil des Gewandes der Frau ist neu, er war ehemals mit anderswoher genommenen Stückchen ausgeflickt. (Nach Hardt südlich über der Altane.)

5. die Madonna mit dem Kinde in der Mandorla. Eine Photographie aus der Zeit vor der Restauration liegt mir nicht vor; hier sind, besonders in den oberen und unteren Teilen, starke Ausflickungen vorgenommen worden. Nach Hardt an dem Nordfenster über dem Lettner;



Fig. 121. Glasgemälde aus der Kirche in Lautenbach.

6. knieender Mann und Frau, Unterschrift:

heinrich wegsteĩ võ oberkirh vñ barbra sĩ husfro

und im Spruchband darüber:

o maria bit din kint für unß.

Gehörte nach Hardt zu 5. und befand sich am gleichen Fenster. Das Bild war nach der alten Photographie sehr gut erhalten, hier ist mit Ausnahme eines kleinen Stückes im Bogen alles alt (s. Fig. 121);

in der zweituntersten Reihe

7. ein knieender Bürger mit der Unterschrift: [1])

conrat wegsteī vō oberkirch

und im Spruchband darüber:

o johannes gottes frúnt bit fúr uns maria und ir liebes kint.

Befand sich ursprünglich mit den zwei folgenden 8. und 9. zusammen an dem vom Lettner aus zweiten großen Fenster der Langhausnordwand. Sehr gut erhalten;

8. Johannes der Täufer, mit 7. und 9. zusammengehörig. Ebenfalls fast tadellos erhalten;

9. die Frau des Konrad Wegstein (wie alle knieend) mit der Unterschrift:

un̄ katherin sin husfrow

und im Spruchband:

o johannes der helliger man hilff uns zu got uff die pan

(Hardt las hier: uff die »rechte« pan; doch scheint mir das eine Ergänzung von ihm zu sein);

in der Reihe darunter

10.-12. neue gotische Postamente; neu auch die

13. Ornamentfüllung am Scheitel oben.

IV. Das folgende, doppelpfostige Fenster enthält in vier Reihen übereinander Glasgemälde, und zwar in der obersten

1.-3. die teilweise ergänzten Endigungen der Baldachine; darunter

4. ein knieender Bürger, ohne Unterschrift, im Spruchband, durch Nachbildung ersetzt (!),

O sant jocop bit got fúr unß;

5. der h. Jakob von Compostella. Hier scheint das noch gut erhalten gewesene Original durch eine vollständige Nachbildung ersetzt zu sein;

6. die Frau des Obigen (Nr. 4), im Spruchband:

o sant jocop bilger gut halt uns in der hut,

nicht in einer Photographie vor der Restauration vorliegend; vermutlich wie die obigen, in alter Photographie erhaltenen, unnötigerweise durch Nachbildung ersetzt. 4.-6. befanden sich nach Hardt an dem südlichen Fenster über dem Lettner;

in der weiteren Reihe darunter

7. knieender Ritter mit Wappen und Unterschrift:

Anthon .... Ramstein (Hardt las noch richtig Anthoni von Ramstein), vor ihm das Wappen; moderne Nachbildung, ich gebe die Photographie nach dem alten Original. Es kann sich hier doch wohl kaum um das Geschlecht handeln, das sich nach seiner Burg bei Triberg nannte, [2]) sondern vermutlich um ein im Renchtal bei Ramsbach ansässiges, bisher unbekanntes Geschlecht;

8. der Gekreuzigte mit einigen aufgespießten Heiligen aus der Marter der Zehntausend;

---

[1]) Die Unterschriften immer nach der alten Photographie gegeben; große Abweichungen im neuen Zustand werden angeführt.

[2]) Krieger a. a. O. II, S. 16.

9. **Barbara von Stauffenberg**, die Gemahlin des Anton von Ramstein, mit der Unterschrift:

Barbra von stouffenberg

und dem Wappen. Diese Scheibe ist alt. Nr. 7.–9. befanden sich nach Hardt an dem gleichen Fenster wie heute.

Darunter 10 bis 12 neue gotische Füllungen.

V. Wir wenden uns nun zur südlichen Langhauswand und finden an dem ersten zweipfostigen Fenster über der Gnadenkapelle in der Mitte des Fensters drei Reihen übereinander:

in der obersten Reihe

1.–3. gotische Baldachine, zum Teil erneuert, darunter in

4. ein knieender Bürger in weitem roten Gewande, neue Nachbildung, auf der alten Scheibe war die Unterschrift nach Hardt zu lesen:

heinrich dystelzweig schultz zu oberkirch,

im Spruchbande steht heute noch, wie auch nach Hardt:

o maria ein mutter zart hilf uns zu Gott uff die Bord.

An der Unterschrift zu zweifeln, besteht kein Grund, da Hardt dieselben überall richtig wiedergibt; sie ist aber ganz besonders wichtig für uns, weil wir wissen, daß Heinrich Diestelzweig 1480 Schultheiß in Oberkirch war; [1])

5. die h. Jungfrau sitzend mit dem Kind auf ihrem Schoß und zwei Lilienstengeln. In alter Photographie erhalten und bis auf geringe Flicken alt;

6. die Ehefrau des Diestelzweig mit der Unterschrift:

und anna sin husfrouw,

im Spruchband steht:

O Maria ein künigin biß unser selen ein pflegerin,

alte, gut erhaltene Scheibe, 4.–6. an der alten Stelle wie bei Hardt; darunter in

7.–9. gotische, neue Postamente;

oben in dem Scheitel des Bogens

10. moderne Ornamente.

VI. Das folgende zweipfostige Fenster hat unten in drei Reihen übereinander folgende Scheiben:

zu oberst

1.–3. gotische Baldachine, zum Teil erneuert; in der folgenden Reihe

4. knieender Mann mit der Unterschrift:

bernhart uß dem sultzbad,

im Spruchband:

O her durch din .....l so loß uns hier din huld rwerben,

diese Inschrift heute ergänzt (nach Hardt: wegen dym kinds sterben), die Figur alt, wenn auch ergänzt;

5. eine Pietà, daneben die Henkerwerkzeuge, in Photographie vor der Restauration erhalten, alt;

---

[1]) Krieger a. a. O. II, S. 380.

6. die Frau des Obengenannten, Unterschrift:

und Elßa (Hardt liest: **Eva**) **ßin hußfrow,**

im Schlußband steht:

O her durch dinē bittren dot hilff unß uß . . . not.

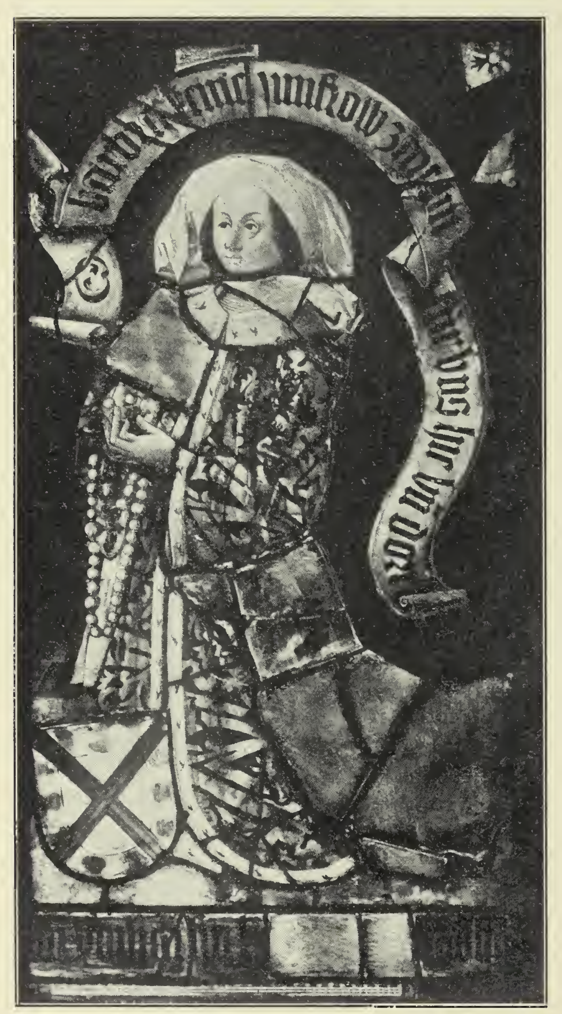


Fig. 122. Glasgemälde im Chor der Kirche in Lautenbach.

Das Schlußband ist stark ergänzt, der Hintergrund ist neu, die Figur alt (alte Photographie). Nr. 4.–6. befinden sich an derselben Stelle wie bei Hardt; darunter in

7.–9. neue Postamente,
im Scheitel des Bogens in

10. neue Ornamente.

VII. Ich gehe nun zu den Fenstern des Chores über. Das westlichste Fenster desselben sowohl in der Nord- wie der Südwand enthält heute keine Glasgemälde. Das auf der Nordseite folgende, in der nordöstlichen Achteckseite befindliche zeigt dagegen eine stattliche Reihe: in den oberen zwei Reihen in

1.–3. und

4.–6. die teilweise erneuerten Baldachinbekrönungen, in der folgenden Reihe in

7. knieender Ritter mit dem Schwert in der Hand, vor ihm sein Wappen; Unterschrift:

Friderich vō Newenßtein,

in dem Spruchband:

O ß. barbra junkv rein bit
daß wir gehen in himmel ein.

Völlig neu, ohne alle Vorlage, war nach Hardt durch Ungewitter zerstört, auch bei Sensburg nicht vorhanden;

8. die h. Barbara, alt, Hintergrund ergänzt;

9. Veronika von Neuenstein, geborene von Schauenburg, in hermelinbesetztem Brokatkleid mit Wappen und Unterschrift (s. Fig. 122):

un̄ vronica ßin hu . . . . . . ßchōbḡ,

im Spruchband:

o barbra eine junfrow zart bit für unß hie un̄ dort.

Die Unterschrift ist ergänzt, der größere Bruchteil des Gewandes, der Brustteil desselben und der Hintergrund, das andere ist alt. 8. und 9. befanden sich früher nach Hardt an dem gegenüberliegenden Fenster;

in der nächsten Reihe:

10. S. Leonhard mit Geißel und Ketten. Die Photographie des alten Zustandes liegt vor: der Hintergrund ist erneuert, die Kirche eine Zutat, ebenso das Spruchband. Die Scheibe befand sich früher mit der h. Ursula am südlichen Fenster unter dem Lettner;

11. ein größtenteils erneuerter Baldachin;

12. ein Propst von Allerheiligen in seinem Chorpelz, im Spruchband die Schrift:

    Esto · salutata · virgo · cū · prole · beata ·
    Et · genitrix · pia · michi · succurre · maria . . .

    (So nach der Photographie vor der Wiederherstellung; der P. Hardt schreibt: sis mihi dux in morte maria.) Befand sich nach Hardt am mittleren Chorfenster, ist alt, aber an einigen Stellen des Spruchbandes und des Hintergrundes ausgeflickt;

    in der untersten Reihe:

13. in voller Rüstung betend ein Ritter mit seinem Wappen; Unterschrift:

    Friderich von Schowenburg,

    im Spruchband:

O johannes baptist Du heliger mā hilf uns zů got uff di. recht ban ?

(Hardt las: bitt uff daß er uns neme an.) Das Spruchband scheint neu (?), ebenfalls einzelne Teile an der Rüstung sowie der Hintergrund, während die Scheibe nach der Photographie sehr gut erhalten war;

14. Johannes der Täufer mit Buch, Lamm und Kreuzfahne; gut erhalten;

15. die knieende Frau mit der Unterschrift:

    un̄ kathrī vō sultzbach sī hußfrō

    (so nach der Photographie vor der Restaurierung; Hardt und Sensburg lasen allerdings nur: Kattryn syn haußfrow), dagegen ist das Wappen vorhanden;

    im Spruchband steht:

    O johannes Du gottes frůnt bit fur uns marie̅ kint.

    Die Scheibe scheint sehr stark erneuert, Kopf, Gewand und Spruchband, obwohl das nach ihrer guten Erhaltung nicht nötig war. 13.–15. befanden sich nach Hardt schon hier an diesem Fenster;

16.–18. größtenteils neue gotische Postamente;

19. neue Ornamente.

Ein Friedrich von Schauenburg wird 1509 mit seinen Brüdern erwähnt.

VIII. Das mittlere Chorfenster enthält in den Feldern

1.–4. Baldachine aus Astwerk in Gold; alt, aber restauriert auf blauem neuen Hintergrund, vier durchaus alte Rankenornamente. Darunter in den Feldern

5. u. 6. die Verkündigung;

7. u. 8. die Heimsuchung;

5. der Engel mit dem Spruchband:

    Ave · maria · gratia · blena · (sic!) **dn̄s · te eum · ͻ**

mit den beiden letzten Worten ragt es hinüber in das Feld 6, worin die Madonna an ihrem Lesepult kniet. Von beiden existieren alte Photographien vor der Restauration,

nach denen diese Stücke alt sind, während die Heimsuchung der Maria in Feld 7 nicht photographiert war, dagegen die h. Anna. Die Maria der Heimsuchung ist völlig neu; über ihr die Worte nach Hardt:

Magnificat anima mea Dominum,

über der h. Elisabeth:

Beata quae credidisti.

Die Gestalten scheinen nach Holzschnittvorlagen vom Ende des 15. Jhs. gearbeitet zu sein.

Nach Hardt war an dem mittleren Chorfenster noch dargestellt ein Guttäter aus dem Hause Kurbayern, ein Bischof von Straßburg, also wohl der Wittelsbacher Albrecht; diese Scheibe wird schon bei Sensburg nicht mehr erwähnt, nach Hardt trug sie die Umschrift: Spes mea in hacce via post Christum sola Maria cresco roges quem tunc parcere coges; darauf folgte der im vorigen Fenster untergebrachte Allerheiliger Propst und ein weiterer Flügel, der schon zu Hardts Zeiten durch Ungewitter zerstört war; ebenso fehlte schon 1830 der hier dargestellte Jörg von Bach.

IX. Das folgende Fenster an der Südostachteckseite hat in sechs Reihen übereinander folgende Glasgemälde:

oberste Reihe

1.–3. heraufragende Endigungen, Fialen etc. der unteren Baldachine in dem spätgotischen knorrigen Astwerk; in

4.–6. und in der dritten Reihe darunter noch

7. die wenig ergänzten Baldachine; in der Mitte der dritten Reihe

8. die h. Katharina, die ganz neu ist, auf einem hohen, in derselben naturalistischen Weise wie die Baldachine verzierten Sockel, der das Feld 11. der folgenden Reihe ausfüllt. Zu beiden Seiten dieses Sockels in

10. Ritter, betend, mit dem neuensteinischen Wappen; die ganze Scheibe ist hier neu, an Stelle einer sicher noch ziemlich gut erhaltenen alten, die sie in täuschender Weise kopiert. Nach Hardt und Sensburg scheint nur das Wappen die Persönlichkeit erklärt zu haben, vielleicht auch Stücke des Namens Neuenstein; bei der Kopie hat man das in Hans von N. falsch ergänzt, nach seiner Gattin ist es Melchior von N., der mit ihr 1477 [1]) und 1478 [2]) erwähnt wird, u. a. bei einem Verkauf an die Klause von Oberndorf. Im Spruchband stand nach Hardt:

O heilig jungfrow S. Kattryn bitt für uns mariam und ihr kint,

im heutigen, offenbar getreu kopierten Spruchband heißt es:

O helig junp(!)frow sāt kathrin bit für ūs mar . . ūn ir kind(t);

12. auf der anderen Seite des Sockels kniet die Gemahlin des Melchior (Fig. 123) mit der Unterschrift:

lucy̅ vō kroßwi(yr syn housfrou)

(das Eingeklammerte ist neue Ergänzung, wie die Photographie vor der Restauration lehrt; die Inschrift stimmt mit Hardt, der nur Großwyr las); im Spruchband:

O · S · katherī in minē lebē schaff dz mi' al min sūndt wrdt v'geben.

[1]) Krieger a. a. O. II, S. 312.

[2]) Ruppert FDA. 39, S. 182.

Der Hintergrund ist hier ergänzt, wie gesagt auch die Hälfte der Unterschrift, das Übrige mit geringen Ausflickungen alt. Nr. 8., 10., 11., 12. befanden sich nach Hardt in gleicher Zusammenstellung an dem jetzt leeren Nordfenster des Chors.

In der Reihe darunter

13. ein ritterliches Ehepaar, er in voller Rüstung betend, sie hinter ihm, beide mit dem gleichen Radwappen der Neuenstein und der Unterschrift:

(g)**ebhart** (heute »ochhart«) **vō** (ne)**wenstein** (Hardt las: Newstain), im Spruchband:

: O : S : . bastian wir bit . .
dich bit got für unß flissekli.

(So nach der Photographie vor der Restauration; Hardt las: kräfftiglich.)

Es ist der 1479 erwähnte »jungher Gebhart Rohart von Neuenstein«,[1]) der nach Ruppert[2]) bis 1546 lebte, mit seiner ersten Gemahlin Anna von Neuenstein (seine zweite war eine Pfau von Rippur, hatte also ein anderes Wappen), was für die Datierung der Gemälde nicht unwichtig.

Ergänzt ist die Unterschrift, Teile des Fußbodens; neu eingesetzt die Figur des Ritters; wo das Original hingekommen, weiß ich nicht.

In Nr. 14. der h. Sebastian; nicht das einstens vorhandene Original, sondern ganz neu!



Fig. 123. Glasgemälde aus dem Chor der Kirche in Lautenbach.

Daneben in 15. wieder ein knieender Neuensteiner in voller Rüstung mit Wappen, dahinter seine Frau mit Wappen, nach Hardt:

hans von newenstein (dies wohl nach alter Unterschrift) und
seine Gemahlin Magdalena von Zellwang[3]).

Im Spruchband steht:

o helig S · sebastian in nöten wollst uns bystahn;

---

[1]) Krieger a. a. O. II, S. 312.

[2]) FDA. S. 130 ff., Stammtafel.

[3]) Der Name war 1882 unter den alten Scheiben noch erhalten.

die Unterschrift scheint neu, das Spruchband ergänzt, auch die Scheibe stark geflickt. Haben wir hier Hans von N., der erst 1500 majorenn (?) wurde, und eine seiner Gemahlinnen vor uns?

Hier an der Scheibe 15. nun, berichtet uns der P. Hardt, sei das Datum der Entstehung dieses Glasgemäldes angegeben gewesen: »an einem gemahlten Chorfenster gegen den Hof hinauß diese auf Gothisch formierte Jahrzahl annoch zu sehen ist: anno dñi McccccLXXXII«, wie er in dem zweiten Kapitel bemerkt, während er später diese Stelle ausdrücklich bezeichnet. Nach Aufzeichnung des älteren Mone war die Zahl an der verlorenen Scheibe mit dem Bilde Bischof Albrecht von Straßburg erhalten; die vordere Hälfte 1400 fand der jüngere Mone 1882 noch unter den Scherben.

Die Bilder 13.–15. befanden sich nach Hardt ehemals an dem jetzt leeren Fenster der Chorsüdwand.

Die Glasgemälde müssen alle ziemlich in der gleichen Zeit entstanden sein; Komposition, Detail und Farben deuten bei allen auf die gleiche Werkstätte. Ihre Technik ist die am Ende des 15. Jhs. beliebte: es ist noch das richtige Glasmosaik, gemalt wird nur mit Schwarzlot und Chromsilber; in den Hintergründen findet sich hier und da die Methode des Überfangglases. Die Gemälde, zweifellos unter dem Einfluß Schongauers, waren den vor einigen Jahren durch Brand zerstörten der Magdalenenkirche in Straßburg nahe verwandt, deren Entstehung man um das Jahr 1480 ansetzte; [1]) auf die gleiche Zeit weisen alle auf unseren Gemälden vorkommenden Personen, soweit sie bis jetzt urkundlich nachgewiesen sind, alle werden in den siebziger Jahren des 15. Jhs. erwähnt. Es ist das sehr geeignet, uns die von dem stets gewissenhaften P. Hardt angegebene Jahreszahl 1482 als den Zeitpunkt, um den oder kurz nach dem sie alle vollendet wurden, sehr glaubhaft erscheinen zu lassen. Das beweist dann aber auch, daß der Bau des Meister Hertwig 1482 schon recht weit gediehen war, daß er in den nächsten Jahren vollendet worden, und daß kein Grund besteht, anzunehmen, der Meister habe sein Werk verlassen. Unsere Glasgemälde aber, die sozusagen in einem Guß mit der Kirche selbst entstanden sind, bilden ein in Baden einziges und auch sonst höchst seltenes Ganze, dessen teilweise Verunstaltung durch einen nicht sehr gewissensstrengen Restaurator auf das höchste zu beklagen ist. Zu restaurieren war an diesen Werken gar nichts, nur hier und da etwas auszuflicken, trotzdem ging man so rücksichtslos vor und beachtete bei der Neuordnung nicht einmal die in dem Manuskript festgelegte alte Anordnung: sapienti sat!

Chorgestühl

Auf beiden Seiten des Chores einfaches, geschmackvolles *Chorgestühl* der Spätgotik mit flachgeschnitztem Laubwerk in den zinnenbesetzten Giebeln.

Kanzel

Kanzel, übliche Barockschnitzerei, ist erfreulicherweise noch nicht durch eine pseudogotische Neuschöpfung ersetzt.

Die Orgel entstammt dem 19. Jh., ebenso der Taufstein.

Glocken

Von den *Glocken* trägt die größte oben die Inschrift:

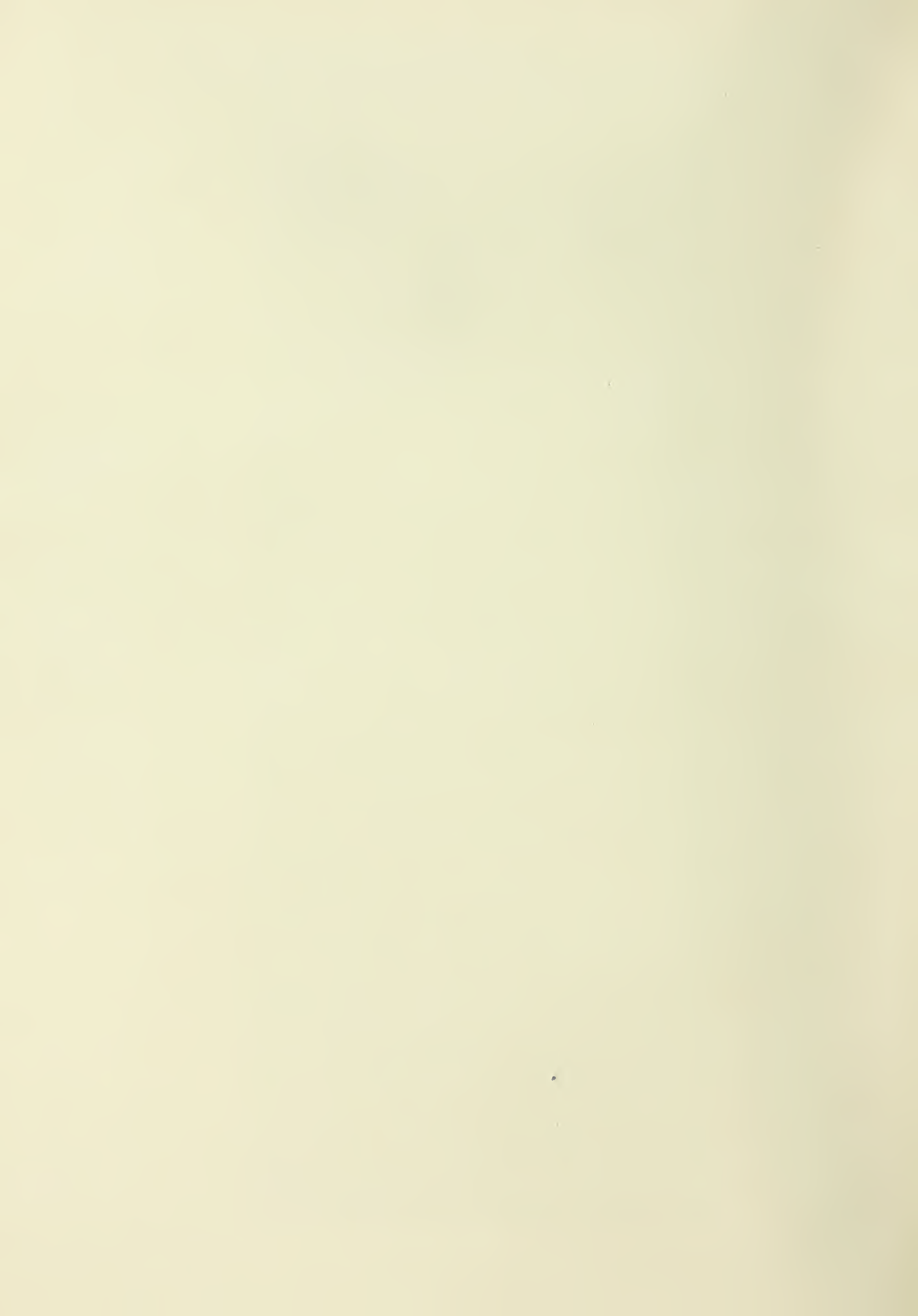
// O MARIA SUB TUUM PRAESIDIUM CONFUGIMUS + /
JOSEPUS (sic!) ABBAS III AD OMNES SANCTOS · I7oo //

unten:

[1]) Straßburg und seine Bauten, Straßburg 1894, S. 252.



Fig. 124. Madonnenstatuette in der Sakristei in Lautenbach.



AUS DEM FEYR BIN ICH GEFLOSSEN DURCH STEFFENN NICOLAUS ARNOLD PETTER BERNAR (sic!) AUS LOTHRINGEN BIN ICH GEGOSSEN ANNO · 1700 · · ;

aufgelötet das Bild der Schmerzensmutter und auf der anderen Seite das des Gekreuzigten.

Die zweite Glocke zeigt oben einen Früchtekranz und die Umschrift:

FELIX ABBAS AD OMNES SANCTOS RENOVARI FECIT RUPTA FUI,

unten:

MATTHEUS EDEL ZU STRASSBURG GOS MICH 1781,

aufgelötet das Bild eines h. Abtes (Norbert?) und eine Kreuzigung.

Die kleinste Glocke trägt die Inschrift: Ego sum effusa in honorem S. Barbarae 1590 e monasterio ad omn . . sanctos.

Kirchengeräte

Kirchengeräte, teilweise in der Sakristei und teilweise im Pfarrhaus aufbewahrt:

Sonnenmonstranz, silbergetrieben und vergoldet, Relieffiguren, getriebene Medaillons am Fuß, darin: Abendmahl, büßende Magdalena und Abtswappen von Allerheiligen mit der Umschrift in Kursiv: Josephus D. G. Abbas Collegii Con. Praemonstrad. ad omnes Sanctos. Augsburger Beschauzeichen und I Z (?) (Johann Jeckel?), cf. Rosenberg Nr. 292.

Speisekelch, silbervergoldet, getrieben; nicht so stattliche Arbeit, Augsburger Beschauzeichen und B/W (B. Wentzel?, † 1704, Rosenberg Nr. 228).

Kelch, silbervergoldet mit Silberfiligranwerk an der Cuppa und am Fuß Emailmedaillons aus der Passion, Augsburger Zeichen und I Z (s. oben).

Desgleichen mit getriebenen Rocailleornamenten und Steinchen, Augsburger Zeichen und R.

Desgleichen ebenfalls mit Rocailleornamenten, Beschauzeichen: Kreuz in schräg quadriertem Schild und I A/R.

Wettersegen 18. Jh. mit Silberranken in den Kreuzecken.

Meßkännchen, silbervergoldet mit kräftigen getriebenen Blumenornamenten; am Weinkännchen das Straßburger Feingehaltszeichen von 1750 bis 1796 (cf. Rosenberg Nr. 1505) und nochmals die Lilie, worunter D (Jahresbuchstabe für 1755?, Rosenberg Nr. 1513); außerdem I M L I N; das Wasserkännchen nur mit D unter der Lilie. Die Platte, wohl kaum dazugehörig, in kräftigen Formen getrieben, Früchte und Engelsköpfe zieren sie; in dem vertieften Standort der Kännchen Namenszug Mariä und Jesu. Augsburger Zeichen und I B E (Joh. Baptist Ernst, † 1697, Rosenberg Nr. 258). Treffliche Arbeit vom Ende des 17. Jhs.

Madonnenstatuette (s. Fig. 124), silbervergoldet, getrieben. Die Madonna auf der Mondsichel (ca. 17 cm hoch) mit reichgelocktem, über die Schultern fallendem Haare, trägt die (später aufgesetzte) Krone und hält in beiden Händen das unbekleidete Kind, hinter ihr die Strahlenmandorla; sie steht auf spätgotischem, achteckigem (gegossenem) Postament, in dessen Nischen zwischen fialengeschmückten Strebepfeilern kleine Engelchen musizieren. Das Ganze ein hübsches Werk aus dem Anfange des 16. Jhs., mit den deutlichen Zeichen der eindringenden Renaissance. Es steht jetzt auf einem silbernen

Fuß späterer Zeit mit getriebenen Früchteornamenten und gegossenen Engelsköpfen, am Fuß das Zeichen F ?; ein Rosenkranz umrahmt die Figur.

Auf dem Altar vier silberne Barockleuchter aus Allerheiligen.

An alten Gewändern ist die Kirche ziemlich reich; ich zählte 3 Pluviales, 18 Kaseln, ziemlich noch mit allem alten Zubehör. Es sind durchgängig Produkte des 18. Jhs., teils mit eingewebten Blumen, teils gestickt, von dem vornehmen Geschmack und oft zarten Farbensinn dieser Zeit zeugend. Vor allem hervorzuheben ein weißer Rauchmantel nebst Kasel, Levitenkleider, Mitra etc. mit prächtiger Hochstickerei in Silber, Gold und bunter Seide im Rocaillestil. Die Sachen dürften größtenteils aus Allerheiligen stammen.

Pfarrhaus

Das *Pfarrhaus*, zwischen dem ersten und zweiten südlichen Strebepfeiler an das Langhaus angebaut, also ursprünglich über die Kirche etwas herausragend, und in einem Flügel nach Osten umbiegend, aus Bruchsteinmauerwerk, verputzt, mit Sandsteingewänden, zeigt an seinen Eingangstüren kielbogigen Sturz, ein kleines Fenster mit ähnlichem Sturz, die anderen alle mit geradem und mit hohlgekehltem Gewände; eine Wasserschräge trennt das untere vom überkragenden, oberen Geschoß, welch letzteres nur aus Riegelwerk besteht.

Im Innern führt eine interessant angelegte, spätgotische Tür in das einstige Refektorium der Mönche; hier sehen wir auch noch die Öffnung in das Armenspeisezimmer.

Schrank

Aufbewahrt werden sie zum Teil in einem reich geschnitzten, spätgotischen *Schrank*, der in seiner Bekrönung köstliches Rankenornament aufweist und größtenteils noch die alte Fassung besitzt.

In dem Schrank zwei Glasscheiben aus der Kirche aufbewahrt, Stücke von Baldachinen.

Ölgemälde

In einem Zimmer des Erdgeschosses hängt ein dekorativ sehr tüchtiges, leider stark beschädigtes *Oelgemälde* von einem guten Rubensschüler, eine Anbetung der Könige darstellend: nach der Aufschrift auf der Rückseite von dem Maler und Kupferstecher Paneels, [1]) der, 1600 in Antwerpen geboren, 1630 über Köln nach Mainz und Frankfurt gezogen ist. [1])

Brunnen

Im Garten des Pfarrhauses ein *Brunnen:* Achteckschale, worin achteckiger Stock mit Maskaronausflüssen, auf ihm Statue der Madonna mit Kind: aus der ersten Hälfte des 17. Jhs.

In der Gartenmauer eingemauert: kleines Figürchen, Putto mit Fisch von einem Brunnen des 17. Jhs.

Von der Südostecke des Pfarrhauses aus zieht sich die alte Umfassungsmauer herum bis zu dem jetzigen Turm, wo ein Stück von ihr niedergelegt ist. In ihrem nördlichen Teil befand sich ein Fenster eingemauert mit Rundstäben und Hohlkehlen an dem Gewände, geradem Sturz mit Blendkielbogen, daran die verwischte Schrift:

h z
anno · · · 1721

Schlußbetrachtung

Das Fenster ist jetzt neben der Eingangstür des Pfarrhauses verwendet. Seine Jahreszahl gibt meines Erachtens den Abschluß der Bauten hier, ja überhaupt der ganzen Ausstattung, und wir kommen damit auf die, ich möchte sagen: innere Geschichte des Baues. Nach den am Bau selbst vorhandenen Jahreszahlen, nach den Ergebnissen

[1]) Allgem. Künstlerlexikon 3 III (Frankfurt 1898), S. 366.

der Stilkritik, nach den erwähnten historischen Daten und nach den damit übereinstimmenden, wie wir sahen, sehr gewissenhaften Angaben des Pater Hardt dürfen wir diese Geschichte so rekonstruieren: Nach dem Brand von Allerheiligen faßte Propst Andreas Rohart von Neuenstein den Entschluß zu dem Bau, in dem ihn wohl der Konventuale Heinrich Vehl lebhaft unterstützte. Nach den nötigen Vorbereitungen wurde ein hervorragender Baumeister aus dem nahen Elsaß, Hans Hertwig aus Bergzabern, herbeigeholt und 1471 der Grundstein gelegt. Wie schon ausgeführt, waren die Bauherren der Propst von Allerheiligen, der als feinsinnig bekannte Bischof Albrecht von Straßburg, ein Herr von Bach und ein Herr von Neuenstein. Der Bau schritt rüstig vorwärts, auch nachdem der Propst Andreas gestorben war; doch scheint der Meister dem Drängen der Bauherren nicht immer genügt zu haben, was zu den eingangs erwähnten Verhandlungen führte; um 1482 muß aber der Bau im wesentlichen vollendet gewesen sein; damals begann und wurde bald danach fertiggestellt die Ausstattung mit Glasgemälden, mit denen sich die Guttäter der Kirche, insbesondere aus den Familien der Schauenburg und Neuenstein, aber auch reiche bürgerliche Geschlechter der Umgegend ein Denkmal setzten. Die Pröpste von Allerheiligen förderten die Ausstattung, insbesondere Johannes Magistri, † 1492, dessen Interesse wir aus den Verträgen mit dem Meister kennen gelernt haben, unter dessen Regierung 1485 die Gnadenkapelle und 1488 der Lettner entstand; dann Peter Burkard, der im Chor der Kirche begraben liegt. Ihm († 1514) danken wir den prachtvollen Hochaltar; wir dürfen darin den Angaben des P. Hardt nach allen Proben trauen und demnach auch sein Porträt in der Stifterfigur erkennen; in dem Mönch auf dem Gemälde der Heimsuchung den Kaplan Heinrich Vehl. Er scheint — man kann es ohne große Phantasie aus allem erraten — so recht die treibende Kraft des Ganzen gewesen zu sein und wußte der Kirche fortwährend neue Stiftungen zu verschaffen; auch als er 1514 selbst Propst geworden, behielt er die Kaplanei bei; 1521 war Kloster bezw. Hospiz und Kirche völlig fertig; 1523 stiftete er für sich, seine Eltern und alle Wohltäter der Kapelle zwei Jahrzeiten mit Vigilien,[1]) wozu jeweils sechs Priester von Allerheiligen kommen sollten. Möglich, daß damit die zwei geschilderten Seitenaltäre unter dem Lettner zusammenhängen; wenn auch die Inschrift neu, so stimmt sie doch mit der Formengebung, und gegen die Identifizierung der Stifterfigur dürfte nicht viel einzuwenden sein. Schon vorher mag er das schöne Kruzifix für den Kreuzaltar bestellt haben, wie auch noch unter ihm die Beschaffung der silbernen Madonnenstatuette für die Prozessionen geschehen sein mag. Als er in Allerheiligen abdankte, kehrte er nach Lautenbach zurück, um dort bis zu seinem Tode zu bleiben. Der begeisterten Initiative dieses einen, der rührigen Förderung durch die Allerheiliger Pröpste, dem lebhaftesten Interesse der ganzen Gegend, der Meisterhand eines großen Künstlers und seiner Kollegen verdanken wir so dies einzige Ganze.

Im Dorf noch zu bemerken: die Jahreszahl 1605 an dem abgefasten Rundbogentor des Hauses Nr. 43 sowie die schmiedeeisernen Schilder an den Wirtshäusern »Zum Schwanen« und »Zum Sternen« aus dem 18. Jh.

Bildstöcke

Aus der gleichen Zeit *Bildstöcke* auf den Wegen nach Oberkirch und Hubacker, wo auch ein *Kreuz* von 1681.

Kreuz

[1]) Ruppert FDA. 24, S. 278.

LIERBACH

Schreibweisen: Lerbach ca. 1381; Lirpach 1386; zuo Lierbach under Allenheiligen in dem tale 1386; Lyerbach 1542. (Lier? = schlier, slier = Lehm?)

Das Tal des Nordwassers gehörte vom Bestehen des Klosters an zu Allerheiligen; der Ort besteht aus weit auseinander liegenden Gehöften und gehörte bis 1803 zum weltlichen Besitztum des Bistums Straßburg (Herrschaft Oberkirch), dessen Schicksale er ohne besonders Erwähnenswertes mitmachte.

Bei Schwaiger in L. sollen sich früher Holzverzierungen (?) aus Allerheiligen erhalten haben.

KLOSTER ALLERHEILIGEN

Schreibweisen: Coenobium in honorem omnem Sanctorum ca. 1196; Monasterium Omnium Sanctorum 1224; Cella omnium Sanctorum (Annal. Marchtal.) 13. Jh.; de Omnibus Sanctis 1287; von Allen helgen 1347; zu Allenheilgen 1356.

Literatur: Schannat, Notitiae Monasterii Omnium Sanctorum in Vindemiae liter. I, S. 142–151. Ruppert, Regesten zur Geschichte der Schauenburger, Oberrh. Ztschr. XXXIX, S. 83–180. Freib. Diöz.-Archiv XXI, S. 311 ff., XIV, S. 268 ff. Gams, Nekrologium des aufgehobenen Klosters, Freib. Diöz.-Archiv XII, S. 231–234.

Petrus, Suevia ecclesiastica, Augsburg 1699, S. 651–657. Hugo, Annales Ord. Praemonstratensis, Nancy 1734/36, II, S. 453–460. Grandidier, Oeuvres inédites III, S. 149 ff., 228 ff. J. Bader, Führer für Fremde durch die Umgegend von Achern, in die Rench- und Kniebisbäder, nach Allerheiligen etc., Karlsruhe 1844 (die einzelnen Teile auch gesondert). Schriften des bad. Altertumsvereins Heft V. F. von Böckh, Geschichte des Kurortes Allerheiligen. Gründung und Geschichte des Klosters, Lahr 1879. G. Mayer, Triumphierende Übersetzung zweier heiliger Leiber, der Blutzeugen Clemens und Bonifacius, welche im Stifte Allerheiligen begangen, Rastatt 1773. Das Kloster Allerheiligen im Schwarzwalde, Katholik 1850, II, S. 461–470. K. G. Fecht, Das Kloster Allerheiligen, Karlsruhe 1872, [2]1890. Wilh. Weiß, Geschichte des Dekanates und der Dekane des Real- und Landkapitels Offenburg, S. 112–145. J. P. Scherer, Allerheiligen im badischen Schwarzwald einst und jetzt, Leipzig o. J. (1900). F. J. Schmitt, Die Bauthätigkeit der ehemaligen Prämonstratenserabtei Allerheiligen, Oberrh. Ztschr. NF. IX, S. 274–283. Kolb, Lexikon vom Großh. Baden I, S. 11–13. Krieger, Topographisches Wörterb. I, S. 36–40.

Ansichten

Ansichten des Klosters von 1680 in Näher, Die Ortenau; v. J. 1734 in Hugo, Annales ordin. Praemonstratensis, Nancy 1734/36. Eine Ansicht v. J. 1783, deren Original mir unauffindbar, Reproduktion im Kurhaus, stammt vom Abt Felix. — Eine farbige Lithographie der Klosterruine von F. Stroobant ca. 1850.

Geschichtliches

Geschichtliches: Für eine geschichtliche Würdigung des Klosters Allerheiligen sind weder von seiten des Konventes im Laufe seiner 600jährigen Existenz größere Vorarbeiten gemacht worden, noch liegt aus neuerer Zeit ein irgendwie brauchbarer Versuch vor. Die literarische Tätigkeit des ersteren, soweit sie der eigenen Vergangenheit galt, beschränkte sich auf Anlegung eines Totenbuches, eines unter Propst Johann Schüßler angelegten Kopialbuches (Hypothecarum, privilegiorum, immunitatum, censuum ac jurium

monasterii Omnium Sanctorum Tomi I et II), fortgesetzt unter dem Titel »Schriftliche Dokumente des Gotteshauses Allerheiligen« (Karlsruhe, Generallandesarchiv), sowie auf den völlig verschollenen Anfang einer Klosterchronik von P. Georg Hempfer († 1648) und auf gleichfalls verschwundene Annalen von Propst Hodapp und Abt Kistner (17. Jh.). Im 19. Jh. sind Dekan Haid und Ruppert über die Sammlung von Materialien nicht hinausgekommen. Das geschichtliche Bild ist infolge dieses Mangels an reicher fließenden Quellen wie an Bearbeitungen in vielen, namentlich mittelalterlichen Partien sehr lückenhaft und wenig plastisch.

Als Gründerin ist die Herzogin Uta von Schauenburg [1]) bezeugt. Tochter des Pfalzgrafen Gotfrid von Calw-Schauenburg, des Vertrauten Heinrichs V., und der Tochter des Herzogs Berthold II. von Zähringen, Luitgard, war sie in erster Ehe mit Berthold von Eberstein, in zweiter mit Welf VI., Grafen von Altdorf, Herzog der Reichslehen Spoleto und Tuscien, verheiratet. Nach dem frühen Tode eines Söhnchens überließ sich der in seiner Hoffnung auf Nachkommenschaft enttäuschte Herzog einem zügellosen Leben, indes Uta die einsamen Jahre in Sindelfingen und auf der Schauenburg vertrauerte. Alter und die Folgen seines Lebens führten Welf wieder zur Frau zurück. Eine Frucht dieser inneren Umkehr ist die Stiftung des Klosters Allerheiligen, die Uta nach dem Tode Welfs (1191) ausführte. Über den genauen Zeitpunkt sind wir nicht unterrichtet, da der Stiftungsbrief nur in der undatierten Bestätigungsurkunde Kaiser Heinrichs VI. v. J. 1196 [2]) enthalten ist; doch ist nur ein Spielraum zwischen 1191 und 1196 denkbar. Ausgestellt ist die Gründungsurkunde in Sindelfingen, wo die Herzogin, abwechselnd mit der Schauenburg, sich aufzuhalten pflegte. Dieser Ort und die Herkunft des Herzogs Welf bieten uns genügende Anhaltspunkte zur Beantwortung der Frage, aus welchem Grunde gerade Chorherren vom Prämonstratenserorden berufen wurden, die im südwestlichen Deutschland damals so selten zu treffen waren wie später. In der Diözese Straßburg kam nur noch ein Hagenauer Kloster (gegründet 1198) in Betracht, mit dem Allerheiligen auch für die ganze Folgezeit nahe Beziehungen unterhielt. Aber zur Zeit der Gründung bestand jenes noch nicht. Aus dem Stiftungsbrief hat auch ein Filiationsverhältnis zu einem Würzburger Kloster schließen wollen. Aber die betreffenden Worte der Urkunde: ad Argentinensem quoque ecclesiam et episcopatum Claustrum spectare, sicut cella Erbipoldi, unde plantatum est, constituimus, sprechen somit von einem uns bisher nicht bekannten Kloster wohl in der Straßburger Diözese. Andererseits wissen wir, daß auch in Sindelfingen ein Kloster des gleichen Ordens bestand, und aus den Annalen des kurz zuvor (1171) gegründeten Prämonstratenserklosters Marchthal, daß dieses Stift ein Paternitätsrecht (ius paternitatis) über Allerheiligen hatte. Worin dieses bestand, wird uns nicht gesagt; schon Propst Dietrich von Wittenhausen (1242 bis 1251) verzichtet aber wegen der Schwierigkeit der Wege auf Ausübung dieses Rechtes, quod ecclesia ista in cella omnium Sanctorum se recognovit habere.[3]) Das Marchthaler Kloster war eine Stiftung des Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und seiner Gemahlin Elisabeth, einer Nichte des Herzogs Welf. Dadurch wird auch die Wahl des Ordens bei den

[1]) Vgl. Jos. Bader, Frau Uta Herzogin zu Schauenburg, Badenia I (1839), S. 114—118.

[2]) Veröffentlicht bei Petrus, Suevia ecclesiastica, S. 651. Schöpflin, Alsatia diplom. I, S. 306. Grandidier, Oeuvres inéd. III, S. 229. Vgl. dazu Ruppert, Oberrh. Ztschr. XXXIX, S. 105.

[3]) Annal. Marchthalenses, FDA. IV, S. 186.

Gründern von Allerheiligen erklärlich. Wie bei Marchthal mochte auch für Welf und Uta die Erwägung: quod ordo Praemonstratensis in brevi multum coram Deo et hominibus profecit,[1]) den Ausschlag gegeben haben.

Die Stiftung des Schwarzwaldklosters wurde noch im gleichen Jahr wie durch Kaiser Heinrich VI. durch Eberhard von Eberstein, den nächsten Erben der Uta, bestätigt, ebenso durch Kaiser Philipp [2]) und Papst Innocenz III. 1200 und 1203; durch Papst Honorius III. 1217 und 1222; durch Kaiser Friedrich II. 1218 [3]) und Bischof Heinrich von Straßburg 1220. 1203 und 1216 werden als primi fundatores den eigentlichen Gründern, Herzog Welf frommen Angedenkens und seiner Frau Uta, noch beigefügt Conradus seligen Angedenkens Bischof von Straßburg, Hugo de Ulmburg, Bertoldus Herzog von Zeringen, die den Ort durch fromme Zuwendung von Besitzungen ursprünglich gegründet haben. [4]) Im Stiftungsbrief ist die Lage des Klosters bestimmt am Nordwasserbach neben dem Büttenstein. Nach der Legende wäre sie von einem von der Schauenburg ausgesandten Esel, der das für den Bau bestimmte Geld trug, gefunden worden; nur daß nicht die Höhe des Sohlberges, sondern der Talgrund darunter gewählt wurde. Den durch eine entsprechende Inschrift gekennzeichneten Eselsbrunnen habe das Tier durch einen Hufschlag zur eigenen Labung erschlossen. Als Klosterbesitz wiesen die Stifter ein Gebiet an, das im Osten bis an die Hornisgrinde, im Westen bis an den Sohl- und Brunnberg, im Norden bis an den Griesbaumkopf reichte, außerdem Güter in Renchen, Ramsbach, Hesselbach, Elesweiler, den vierten Teil der Fischerei in Busterich, den Kirchensatz in Nußbach. 1203 werden in der Bestätigungsbulle Innocenz' III. noch weitere Grundstücke in Appenweier, Ufholz, Grisbaum, 1216 das Spital von Simon und Juda in Gamshurst genannt; 1224 das von S. Jakob und S. Johann in Urloffen; [5]) nach dem Kopeybuch kam schon 1198 noch der Kirchensatz in Oberkirch, Oppenau und in der Burgkapelle der Schauenburg hinzu.

Nach der Tradition begann die Errichtung des Stiftes schon 1191; die eines offenbar bescheidenen Gotteshauses 1192/93 und im folgenden Jahr die der Gebäulichkeiten für anfangs fünf Insassen. Als Todesjahr der Stifterin wird 1196 genannt; 1200 ist sie jedenfalls nicht mehr am Leben. Das Mortuarium verzeichnet ihr Gedächtnis zum 26. August. Als erster Propst begegnet in den Urkunden von 1203 und 1217 Gerungus, [6]) ein angeblicher Sohn der Uta, der aber nur aus ihrer ersten Ehe stammen könnte. Der zweite Abt Walter ist urkundlich nachweisbar erstmals 1221; [7]) er stand ursprünglich dem Marchthaler Kloster vor und kam bald nach seiner Resignation dort (1214) als Propst nach Allerheiligen, [8]) aber nicht vor 1216. Ein Propst H.[einricus] wird 1248 und 1249 genannt; der vierte Vorsteher war Konrad von Schauenburg (1262

[1]) Annal. Marchthalenses, FDA. IV, S. 159.

[2]) Würdtwein, Nova subsidia X, S. 187. Schöpflin, Alsat. dipl. I, S. 308. Böhmer, Regesta imperii V, S. 1, 17.

[3]) Schöpflin, Alsat. dipl. I, S. 333. Böhmer, Regesta imperii V, S. 1, 221.

[4]) FDA. XXI, S. 312.

[5]) Hugo, Annal. Praemonst. II, S. 279. Böhmer, Regesta imperii V, S. 1, 710.

[6]) Das Allerheiliger Mortuarium bezeichnet ihn als sacerdos et fundator huius ecclesiae, de quo datur conventui solatium, Badenia I, S. 114.

[7]) Schannat, Vind. lit. I, S. 142.

[8]) Annal. Marchthalenses, FDA. IV, S. 176.

bis 1290), der 1290 resignierte und neun Jahre später erst starb.[1] Das Ansehen und die materielle Macht des Klosters hatten sich wesentlich gefestigt und bis zu einem Maße gemehrt, über das es später kaum noch hinausgekommen ist. Zuwendungen von Gütern und Rechten erfolgten von allen Seiten, namentlich von den Schauenburg, Eberstein, Stauffenberg, Neuenstein, Winterbach, Ulmburg, Röder u. a., aber auch von Bürgerlichen und Geistlichen. 1227 vergab Kaiser Heinrich einen Hof in Reichenbach bei der Schauenburg und empfiehlt gleichzeitig die Almosensammler des Klosters seinen Dienstmannen und Amtleuten; 1233 vermacht er zu ewigem Besitz die früher als königliche Lehen dem Bertold von Winterbach zugewiesenen Güter in Winterbach, Trutkindesberge, Lautenbach, Sulzbach, Zirbirchen (Hofgut bei Ulm), Dachshurst.[2] 1228 stiftet der gleiche Bertold für sich und seine Frau gegen Zusicherung einer Jahresrente ein Seelgerät; er übernimmt dagegen vom Kloster gegen eine Jahresabgabe für sich und seine Erben die Burg in Winterbach, die »turris lapidea«.[3] Von Hirsau übernahm Allerheiligen den verpfändeten Klosterhof und den zugehörigen Zehnten in Sasbach (1233);[4] die um diesen Besitz und um Güter in Neusatz entstandenen Irrungen mit den Windeckern wurden 1249 geschlichtet. 1254 kamen Güter in Sand, 1262 in Walldorf (von Uta, Witwe des Grafen Gotfrid von Calw), 1275 eine Jahresgilte in Kork, 1284 durch Propst Heinrich von Honau Höfe und Güter in Ebersweier, Zusenhofen und Willstätt noch hinzu.[5] Zu mancherlei Unruhen führten die Rechte und Besitzungen in Nußbach. Schon Markgraf Hermann V. von Baden focht die Schenkung der Herzogin von Schauenburg und Eberhards von Eberstein an und erhob Anspruch auf die Vogtei und die Gotteshausleute in Nußbach, wobei der Propst Heinrich gefangengesetzt und dem Kloster beträchtlicher Schaden im Wert von über 100 Pfund zugefügt wurde. Im Vergleich, den Bischof Konrad von Speyer herbeiführte (1241), wurde der Markgraf zum vollen Schadenersatz und zum Verzicht auf seine Ansprüche angehalten.[6] Dreißig Jahre später machte Graf Heinrich I. von Fürstenberg dem Kloster die Nußbacher Rechte und Besitzungen streitig. Wahrscheinlich im Anschluß an den auf dem Erbweg erfolgten Übergang der Herrschaft Oberkirch an den Grafen (1271) verlangte dieser den »unteren Hof« in Nußbach mit dem Patronatsrecht über die dortige Kirche und ihre Filialen, den Allerheiligen von der Mutter des Fürstenbergers käuflich erworben hatte, wieder zurück. Nach Erlegung der Kaufsumme von 120 Pfund fiel ihm der Hof auch wieder zu, dagegen verzichtete er auf alle anderen Rechte und Güter in Nußbach, ebenso auf das Patronatsrecht in Nußbach, Oppenau, Oberkirch und der Kapelle der Schauenburg, desgleichen auf den noch von der Herzogin Uta herrührenden »oberen Hof« (1275).[7]

---

[1]) Ruppert, Oberrh. Ztschr. XXXIX, S. 108 ff.

[2]) Grandidier, Oeuvres inéd. III, S. 243; Oberrh. Ztschr. XXXIX, S. 106; NF. I, S. 70. Schöpflin, Alsat. dipl. I, S. 360. Böhmer, Regesta imperii V, S. 2, 736.

[3]) Schannat, Vind. lit. I, S. 142.

[4]) 1293 ging durch Verkauf noch ein Sasbacher Hof an das Kloster über, den bisher Johann von Neuenstein als markgräflich badisches Lehen innehatte. Fester, Regesten der Markgrafen von Baden I, Nr. 617.

[5]) Schannat, Vind. lit. I, S. 142 ff.

[6]) Schöpflin, Hist. Zaringo-Badensis V, S. 211 (wo eine Kopie z. J. 1246 publiziert wird). Grandidier, Oeuvres inéd. III, S. 250. Fester, Regesten der Markgrafen von Baden I, Nr. 379.

[7]) Schannat I, S. 146 ff.

Weitgehend wie die Güterzuwendungen waren auch die Privilegien und die Gerechtsame, mit denen Allerheiligen von allem Anfang an bedacht wurde. Es wurde unabhängig gestellt von jeder Vogtei und frei von landesfürstlichen und gemeinen Auflagen. Von Seiten Straßburgs wurde es später nur zur Tragung der mit dem Bürgerrecht zusammenhängenden Verpflichtungen, Kriegslasten etc. angehalten, wie 1360, wo es »2 Helme« zum Kontingent der Stadt Straßburg für den Zug des Kaisers gegen den Herzog von Württemberg zu stellen hat.[1]) Außer dem gewöhnlichen Zehnten vom angebauten Land wurde dem Stift durch eine Bulle Alexanders IV. v. J. 1256 und eine solche Bonifaz' VIII. v. J. 1295 in allen zehntpflichtigen Orten der Neubruchzehnte und Novalzehnte zugestanden. Auch bezüglich der Introitus- und Egreßtaxe bei Pfarreibesetzungen wurden den Konventualen von seiten des Kapitels Offenburg mancherlei Vergünstigungen zu teil (1462).[2])

Daß mit diesem äußeren Aufschwung auch das moralische Ansehen gleichen Schritt schon in den ersten Jahrzehnten hielt, ersehen wir aus der Berufung von Konventualen des Schwarzwaldklosters nach der Abtei Lorsch, um dort im Auftrag des Mainzer Bischofs gegen widerspenstige Mönche gründliche Reform durchzuführen und den wahren Geist der Disziplin wiederherzustellen.[3]) Außer diesem Ereignis bleibt die Geschichte von Allerheiligen für die nächsten Jahrhunderte fast nur auf Änderungen im Besitz- und Rechtsstand beschränkt; das innere Leben bleibt für uns stumm, und auch im äußeren ist der Brand v. J. 1470 das erste wieder registrierte Ereignis. Nach der traditionellen Annahme hätte das Feuer damals fast das ganze Kloster vernichtet. Wie Ruppert aber mit Recht betont, bedarf diese Ansicht einer wesentlichen Einschränkung. Denn schon 1469, 17. März, beschlossen Propst und Konvent, das von Propst Berthold hinterlassene Geld zur Tilgung der Klosterschulden aufzuwenden und die Restsumme von 3575 Gulden auf Zinsen anzulegen und daraus die Kosten der Restaurierung des Klosters zu bestreiten, bis Kreuzgang, Schloßhaus, Propstei, Münster, Siechenhaus, Gasthaus und die Ordensgebäude mit Steinwerk, Ringmauer und Pforten nach Herkommen versehen wären.[4]) Die ganze Klosteranlage befand sich somit nach diesem Dokument in einem teilweise unfertigen Zustand. Nach dem Brand zog der Konvent nach Lautenbach und richtete sich dort häuslich ein, bis der Neubau in Allerheiligen wieder bewohnbar war. Diesem Anlaß verdankt Lautenbach seinen schönen Kirchenbau. Einen Augenblick schien es sogar, als ob das rauhe und einsame Waldtal Allerheiligen ganz aufgegeben werden sollte. Aber die Klosterinsassen widersetzten sich solchen Bestrebungen des Propstes mit aller Entschiedenheit und vor allem mit dem Beschluß, daß kein Propst in Zukunft länger in Lautenbach sich aufhalten dürfe (1480). 1484 wurde ein Kapitelsstatut angenommen, daß jeder Konventuale bei der Aufnahme eidlich geloben müsse, jeder Verlegung des Stifts sich zu widersetzen.

Die religiösen und politischen Unruhen des 16. Jhs. machten sich in Allerheiligen zunächst nur in der Bauernerhebung bemerkbar. Indem wir auf die allgemeine Darstellung dieser Bewegung in der Einleitung oben verweisen, berühren wir hier nur die

---

[1]) Straßburger Urkundenbuch V, S. 448.

[2]) FDA. XIV, S. 268 ff.

[3]) Vgl. Falk, Geschichte des Klosters Lorsch, Mainz 1866, S. 95.

[4]) Allerheiligen, Kopialb. II, S. 670. Ruppert, FDA. XXIV, S. 274.

Allerheiligen allein betreffenden Vorgänge. Nachdem der hauptsächlich von der Grafschaft Hanau-Lichtenberg aus genährte Aufstand schon in der unteren Ortenau am 12. April 1525 am Kloster Schwarzach ein Opfer gefunden hatte, waren auch im Amt Oberkirch zur gleichen Zeit durch den Oberkircher Haufen von etwa 8000 Mann ähnliche Exzesse begangen worden. Anfangs Mai 1525 war hier der Klosterhof von Allerheiligen in Oberkirch geplündert und in fanatischer Weise in der dortigen Kirche gewütet worden: der Altar wurde erbrochen, das Ciborium seines Inhaltes entleert und die Hostien auf der Erde zertreten; drei Heiligenbüsten wurden zerschlagen, ebenso alle Fenster mit Adelswappen; von den Grabsteinen der Messingschmuck weggerissen. Ähnliches wird auch vom Klosterhof in Lautenbach und vom Kloster Allerheiligen selbst gemeldet, wo man aber die wertvollsten Sachen schon in die Feste Schauenburg geflüchtet hatte.[1]) Nachdem sich der Markgraf von Baden und die Stadt Straßburg auf der Tagung in Renchen (22.—25. Mai 1525) mit den Bauern geeinigt hatten in 12 Artikeln, machte auch Allerheiligen, als erstes der Stifte, auf der gleichen Basis seinen Frieden mit den Bauern. Propst und Konvent wurden wieder in die alten Rechte und den Genuß von Gütern und Zinsen eingesetzt und sollten von den Bauern alle Ornate und Kirchengeräte, Hausrat und Urkunden, die in Allerheiligen wie in Lautenbach und Oberkirch geraubt worden waren, zurückerhalten, nicht aber das sonst noch Entwendete und Veräußerte. Dagegen hatte das Kloster dem Bauernausschuß 100 fl. zu zahlen.[2])

War damit dem Kloster die Ruhe wieder zurückgegeben, so brachte schon 1555 ein Brand wieder neues Unheil. Ihm fiel das Dach und die Innenausstattung der Kirche, von den Klostergebäulichkeiten selbst das Dormitorium und Refektorium, die Werkstätten und Kirche, das Spital, die Prälatur und die Wirtschaftsräume anheim. Der Konvent mußte sich nach Lautenbach und auf die benachbarten Stiftshöfe zerstreuen. Schon vor dem J. 1562 war die Kirche wieder in stand gesetzt; der Aufbau der Stiftsgebäude zog sich aber, infolge mangelnder Mittel, bis in die 80er Jahre hinaus. Und kaum war diese Sorge behoben, so brachen die Folgen der Reformation über die stille Mönchsniederlassung herein. Zwar blieben Allerheiligen wie sein Gebiet und seine Pfarreien der neuen Lehre größtenteils verschlossen, dafür aber fiel es mit dem rechtsrheinischen Gebiet des Bistums Straßburg im Kapitelstreit dem protestantischen Bischof, dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, zu (1592). Auch Vierordt muß zugeben, daß das Verfahren dieses Administrators in dem geschlossenen katholischen Gebiet unrechtmäßig und gewalttätig war:[3]) der streng protestantische Kanonikus Ernst von Mansfeld wurde Amtmann in Oberkirch. In dieser Stellung versuchte er auf gütlichem wie gewaltsamem Wege, das Renchtal zu protestantisieren. Dem Kloster Allerheiligen setzte er einen eigenen Schaffner und mischte sich auch in die geistlichen Angelegenheiten ein. Durch das Verbot, neue Novizen aufzunehmen, sollte das Stift zum Aussterben verurteilt sein, damit es desto leichter säkularisiert werden konnte. Zuletzt fanden sich nur noch vier Religiosen vor, die Stiftschule wurde gleichfalls in ihrer Wirksamkeit gehemmt. Aus dem Straßburger Klosterhof nahm Mansfeld das Silbergerät an sich. Als sich der Konvent beschwerdeführend an den Kaiser wandte,

---

[1]) Hartfelder, Die Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland, S. 383 ff., nach einem gleichzeitigen Bericht.

[2]) Ebenda S. 392.

[3]) Vierordt, Gesch. der evang. Kirche in Baden I, S. 76 ff.

rügte Rudolf II. in mehreren Erlassen das Vorgehen Mansfelds sowie die Versuche, die Klosterinsassen zu protestantisieren, und ordnete die Herausgabe der widerrechtlich weggenommenen Klosterhabe und die Erhebung des P. Peter Jehle zum Propst an. Ernst von Mansfeld wollte ihn nur gegen die Zusicherung zulassen, ihn jederzeit entfernen zu können und die Schlüssel zum Kloster eingehändigt zu bekommen. Als sich Jehle darauf nicht einließ, wurde er gefangen nach der Feste Dachstein gebracht, wo er noch im gleichen Jahr 1595 starb, wie das erregte Volk glaubte, nicht eines natürlichen Todes.[1]) Diese völlige Okkupation durch Mansfeld hatte erst ein Ende, als Rudolf II. aus dem Prager Schwesterkloster Strahow den energischen Prior Johannes Schüßler in das Schwarzwaldkloster als Propst abordnete (1599). Durch den Willstätter Vertrag (1600) mit den Vertretern des protestantischen Bischofs wurden die schlimmsten Rechtsverletzungen Mansfelds beseitigt. Schüßler erhielt wieder die Verwaltung des Klosters, die Lautenbacher Kirche und den Straßburger Hof zum Reibeisen zurück, dafür entrichtete er von da an die jährliche Abgabe anstatt ans Reichskammergericht an den Bischof. Um wieder Ordnung in die Rechtsverhältnisse des Klosters zu bringen, sorgte der neue Propst für die Wiederherstellung und Sichtung des Archivs und für Anlage eines Kopialbuches, das mit seinen späteren Fortsetzungen 24 Bände umfaßt. Schon 1601 dankte Schüßler, kurz vor seinem Tode, ab; auch sein Nachfolger hielt sich nur wenige Wochen in seinem Amte, das noch immer in den wesentlichsten Funktionen gehemmt und beeinträchtigt war. Erst das Abkommen zwischen den zwei Bischöfen v. J. 1604 brachte dem Kloster wieder die notwendige Bewegungsfreiheit und damit die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwickelung: der protestantische Administrator wurde für seinen Gebietsteil durch eine größere Geldsumme abgefunden. Zu deren Deckung kam das Amt Oberkirch mit Allerheiligen als Pfand an den Herzog von Württemberg. 1665 wurde auch das wieder eingelöst.

Inzwischen hatten die Schrecken und Nöten des Dreißigjährigen Krieges von Oberkirch aus wiederholt an die stille Waldsiedelung geklopft; immer aber war sie ihnen, zum Teil durch Protektion Richelieus, entgangen, nur daß 1638 am 19. Februar bei Erstürmung der Oberkircher Kirche durch Franzosen und Schweden auch einige Konventualen fielen. 1657 wurde das Kloster zur Abtei erhoben. Mit allem Nachhalt ging man jetzt in verhältnismäßig langer Friedenszeit an die Ausbesserung der materiellen Schäden und an die Festigung der inneren Ordnung. Auch die Klosterschule, die schon lange vor 1590 begegnet, später Gymnasium genannt, eine überaus segensreiche Pflanzstätte humanistischer Bildung für Mittelbaden, nahm einen immer höheren Aufschwung bis zur Aufhebung des Stiftes. Bei Ausbruch der französischen Revolution siedelte das Straßburger Priesterseminar unter der Leitung Liebermanns in die gastlichen Räume, die auch manchem emigrierten Priester ein einsames und sicheres Obdach boten. Dank einer weisen und umsichtigen Verwaltung hatte das Kloster während seiner ganzen Existenz alle Besitztitel zu wahren gewußt. Unmittelbar vor seiner Aufhebung hatte es noch eine gemilderte Auflage des Bauernaufstandes zu bestehen, der sich ebensosehr gegen die bischöflichen wie die klösterlichen Gerechtsame richtete. Anlaß zur Unzufriedenheit gegen das Kloster gab ein das ganze 18. Jh. hindurch spielender

[1]) Vgl. Descriptio historica in tabulis domesticis coordinata bei Petrus, Suevia eccles. S. 652. Badenia III (1844), S. 250.

Prozeß wegen der Benutzung eines Genossenschaftswaldes der Gemeinden Ulm, Waldulm, Renchen u. a., der sog. Ulmhartprozeß. Ermutigt durch die revolutionäre Erhebung jenseits des Rheins versuchten die Talgemeinden (1789) durch Gewalt sich Recht zu verschaffen. Wiederholt erschienen die empörten Scharen in der Nähe des Klosters; Hilfe kam weder vom Bischof noch am Anfang vom Markgrafen. Erst eine länger dauernde kurpfälzische und kurmainzische Besatzung schuf wieder Ruhe; eine Bestrafung der schuldigen Rädelsführer verhinderte aber der milde Abt Felix Kemmerle.

Auf dem Gebiet der Wissenschaften hat Allerheiligen glänzende Namen oder auch nur solche zweiten Ranges in größerer Anzahl nicht aufzuweisen: auf dem der Theologie, vornehmlich der praktischen, und der Ascese u. a. P. Sebastian Alber († 1752), Gerungus Goetz († 1687) und Ludwig Goetz († 1710); den sehr verdienten Pfarrer von Lautenbach P. Adalbert Hard († 1754),[1] Georg Hempfer, über 20 Jahre Prior des Klosters († 1648), schrieb außer theologischen Arbeiten eine Historia illustrium virorum Sueviae und den Anfang eines Chronicon Monasterii Omnium Sanctorum.[2] Ein gleichfalls für die Geschichte des Klosters wertvolles Unternehmen führten der Propst Norbert Hodapp (1639 bis 1653) und sein Nachfolger der Abt Gottfried Kistner (1657 bis 1692) mit der Abfassung der Annalen von Allerheiligen aus, die aber handschriftlich in neuerer Zeit verschollen sind.[3] Von den Persönlichkeiten, die ihre Ausbildung dem Stiftsgymnasium verdanken, verdienen Erwähnung der Haslacher Adalbert Eisenmann, später Professor der Mathematik in Paris, und Fr. Xaver Merk, später Professor der Theologie in Heidelberg und Freiburg.

Außer der Klosterkirche stand auf dem Stiftsboden noch eine Ursulakapelle, die erstmals 1352 und 1370 erwähnt wird, angeblich an der Stelle errichtet, wo am Fest der h. Ursula (21. Oktober 1191) der mit dem Geld für den Klosterbau beladene Esel Halt machte. 1370 wurde die Kapelle neu gebaut und anläßlich der Einweihung am Fronleichnamstag ein Ablaß verliehen. Aus älterer Zeit werden Grablegen in der Klosterkirche erwähnt: von einem armiger Rudolf de Schowenburg und seinem Sohn, qui apud nos quiescunt (13. Jh.);[4] von Bertoldus de Schowenburg, der tumbam habet oblongam in ambitu claustri australi cum hac inscriptione: Anno Domini MCCCVIII cal. April. Bertoldus de Schowenburg feliciter obiit;[5] von einer Agnes de Zeiskeim, Frau des Heinrich Röder, später des Reinbold von Schauenburg (zweite Hälfte des 14. Jhs.).[6]

1803, 14. Februar, wurde das Stift säkularisiert. Der größte Teil des aus 28 Chorherren bestehenden Konventes zog mit seinem Abt nach Lautenbach. Schon am 6. Juni schlug der Blitz in den Turm der Kirche und äscherte infolge der leicht entzündlichen Bedachung Turm und Dach der Kirche und den größeren Teil der Klostergebäude ein. Erhalten blieben u. a. die Prälatur, Bibliothek und das Gymnasium. Auch der Hoch-

[1]) Goovaerts, Ecrivains, artistes et savants de l'ordre de Premontré I, Brüssel 1899, XVI, S. 324, 353.

[2]) Bader, Badenia III, S. 252. Goovaerts a. a. O. I, S. 373.

[3]) Goovaerts (a. a. O. I, S. 392, 446) erwähnt, daß die Handschrift 1883 durch den Buchhändler Auer in Wien zum Verkauf angeboten und rasch auch abgesetzt wurde.

[4]) Ruppert, Oberrh. Ztschr. XXXIX, S. 108.

[5]) Straßb. Stadtarchiv K. v. K. Argentoratensia hist. polit. Tom. 1. Ruppert, ebenda S. 114.

[6]) Ruppert, ebenda S. 137.

altar, sechs kleinere Nebenaltäre und ein kunstvolles altes Ciborium blieben unbeschädigt. Aber auch die Kirche wäre bei der Widerstandsfähigkeit der Gewölbe leicht wieder in stand zu setzen und zu erhalten gewesen, wenn sich damals jemand darum angenommen hätte und wenn sie nicht später als Steinbruch hätte dienen müssen. Ein trauriges Ende dieser alten Kulturstätte! Die erhaltenen Gebäude wurden als Forsthaus eingerichtet und neuestens als Kurhaus. *(Sauer.)*

Daß der Brand von 1803, wie oben geschildert, nicht allzuviel zerstörte, geht aus der Beschreibung Kolbs hervor: »Von der schönen, großen, aus Quadersteinen erbauten Kirche ist nur das Dach, wie auch das Holzwerk des Spitzturms verbrannt, vier Glocken geschmolzen, auch haben die schönen Kreuzgewölbe des Kirchenschiffs, welche auf vier steinernen Säulen ruhten, hin und wieder Schaden gelitten. Der prächtige Choraltar, nebst noch sechs kleineren, blieben vom Feuer verschont. Alle anderen Nebengebäude, das Schulhaus, zwey große Gasthäuser, die Mühle und Bäckerey, Scheuern und Stallungen blieben unversehrt.« [1])

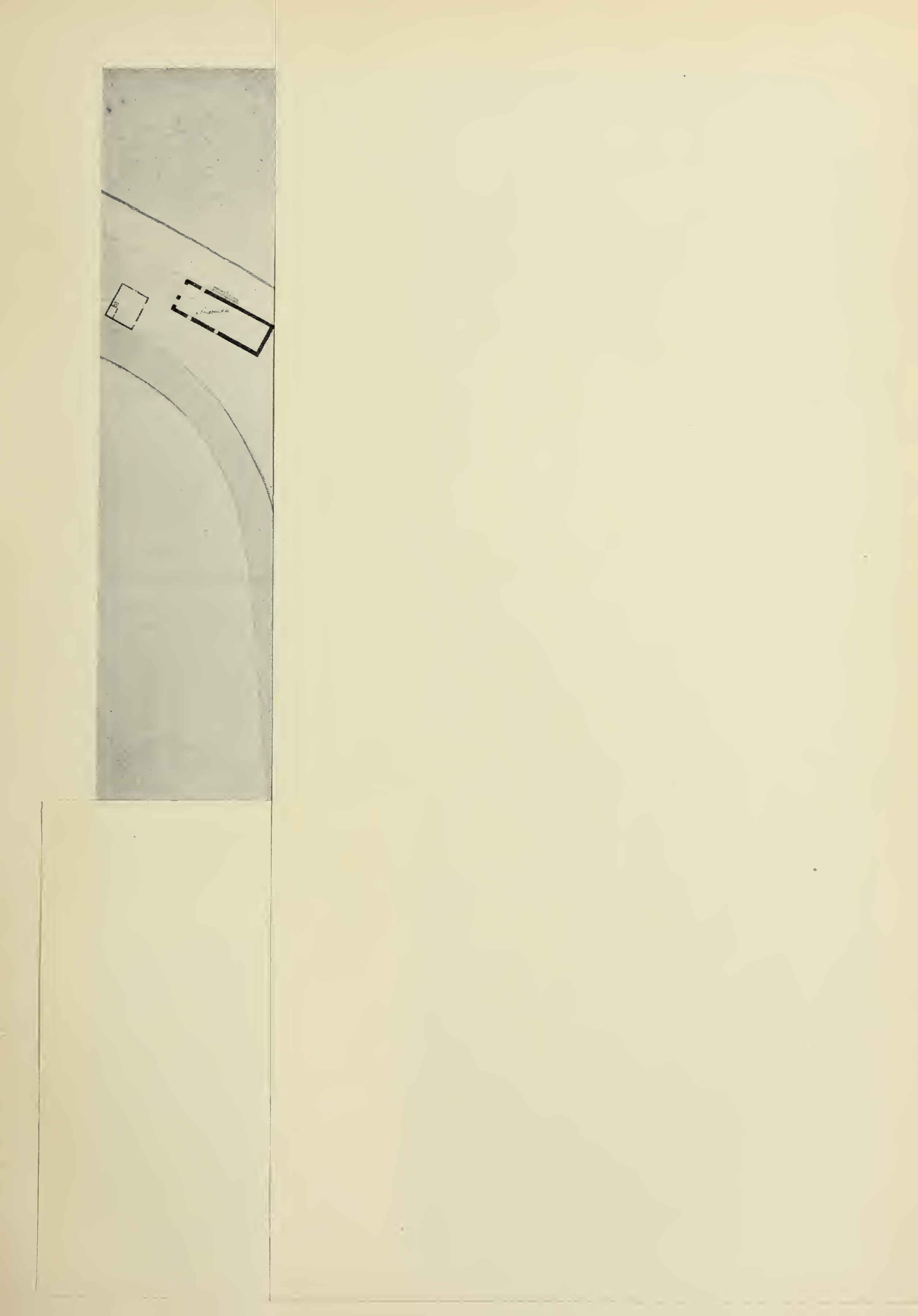
»Nach Aufhebung des Klosters wollte man,« erzählt Kolb weiter, »hier eine Spinnfabrik errichten; allein bey den ersten Anstalten, die getroffen wurden, zeigte es sich, daß wegen der rauhen und bergigten Gegend nur das Fuhrwesen mehr Kosten verursachen würde, als man Nutzen zu hoffen hätte.« Man gab es also auf, und nun wohnte in den weitläufigen Gebäuden der Meier mit seiner Familie, an den man Wiesen und Felder verpachtet hatte, der Förster, der zugleich Wirt war, und ein Kapuziner.

Mit geringen Reparaturen hätte man die Baulichkeiten erhalten können. Allein man versteigerte sie 1811 auf Abbruch. Unter anderem soll von den hier gewonnenen Steinen die Kirche in Achern erbaut sein. Indes stand man auch davon, des kostspieligen Transportes wegen, bald ab. Aber die Einbrüche hatten genügt; die Natur führte das Zerstörungswerk weiter. Die Gewölbe der Kirche stürzten zusammen, die Klostergebäude ebenfalls; nur weniges ist stehen geblieben. 1834 war hier die Bezirksforstei, die 1838 nach Ottenhöfen verlegt wurde, während der Waldhüter, E. Mittermaier, nach Allerheiligen versetzt wurde, der 1844 die Erlaubnis zum Betrieb einer Wirtschaft erhielt. Erst als 1840 der Forstmeister Eichrodt mit Beihilfe Mittermaiers die Wasserfälle, in denen unterhalb des Klosters der Bach »das Nordwasser« zu Tale braust, wieder zugänglich machte, stieg auch das Interesse an der Ruine, über die i. J. 1848, im III. Jahrgang der Schriften der Altertums- und Geschichtsvereine Badens, der um die Kunde der Badener Altertümer verdiente G. J. von Gerlat-Wellenburg eine kurze Notiz brachte, worin er allerdings fälschlicherweise von einer Cisterzienserabtei redete. Nun nahm sich der Badische Altertumsverein der Ruine an. 1842 wurden nur geringe Ausbesserungen vorgenommen, 1845 aber begannen die Arbeiten unter Leitung des Konservators A. von Bayer, der in den Schriften des Altertumsvereins 1846 darüber berichtet. 1850 werden Zeichnungen des Bestehenden aufgenommen. Damals standen von dem eigentlichen Klosterkomplex noch die Umfassungsmauern und der an die Kirche anstoßende, wohl umgebaute, heute noch stehende Teil der Gebäude, der als Forsthaus diente; von ihm aus hatte man in die Kirchenruine hinein einen Anbau gemacht. (Siehe Fig. 125.)

Die Spuren des Kreuzganges waren noch erkennbar und, wie heute noch, an der Langhaussüdseite die Ansätze seiner Gewölbe, die Gewölbe selbst sind auf dem Plan rekonstruiert, ebenso wie die zusammengefallenen Gewölbe der Kirche, deren nördliche Langhausmauer nicht mehr stand bezw. unter der Erde lag. Verschüttet lagen auch die Seitenräume neben dem Haupteingang. Von dem engeren Klosterbezirk aus erstreckte sich noch ein Mauerrest nach Süden; verschiedene Ökonomiebauten und zwei Gartenanlagen waren noch vorhanden.

1851 ging die Sorge für die Erhaltung an die Finanzverwaltung über. Unter persönlicher Leitung A. von Bayers wurde das baufällige Tonnengewölbe des Paradieses hergestellt; die Bogenrippen des Kapellchens (Akten des Konservators) wurden alle vorgefunden, auch die »Füße

[1]) Kolb I, S. 11.



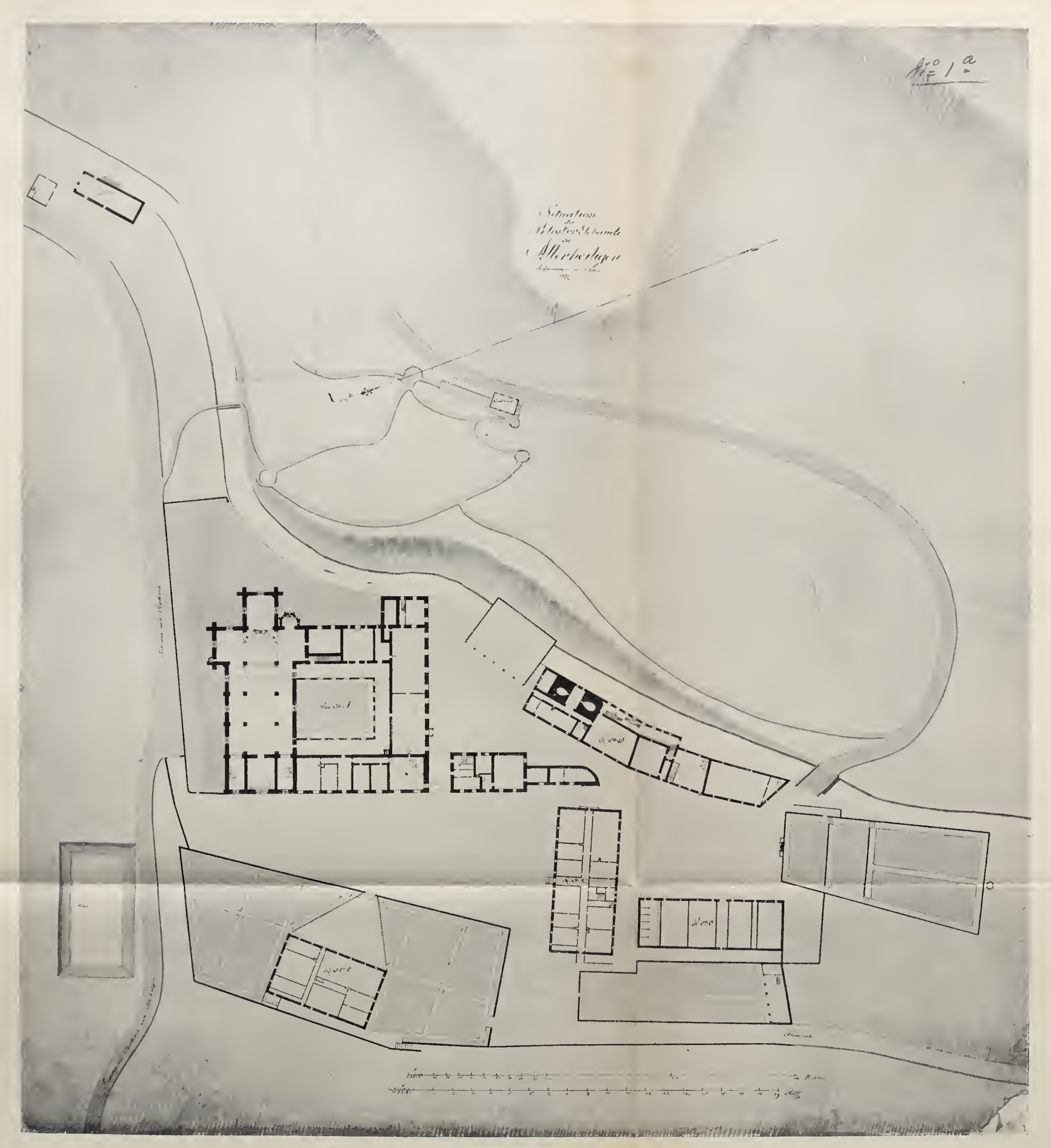


Fig. 125. Kloster Allerheiligen. Lageplan aus dem Jahre 1803.

der umgefallenen Säulen« waren noch vorhanden, die Quader kamen wieder an ihre früheren Stellen. Die Mittel waren ursprünglich vom Badischen Altertumsverein hergegeben,[1]) später von der Regierung. Es wurden »sowohl großartige Lichtungen und Wegräumungen von Schutt und Graus als auch Bau-Ergänzungen« vorgenommen, »so daß die ihrer reichen Bauart wegen lehrreichen Reste der ehemaligen Klosterkirche frei zu liegen kamen und gefahrdrohende Bautheile wieder verfestigt wurden«. Außer den obenerwähnten Aufnahmen ist auch in der handschriftlichen Beschreibung der Baudenkmale Badens, die G. J. von Gerlat-Wellenburg in den fünfziger Jahren des 19. Jhs. anlegte, eine Aufnahme der Ruine in ihrem Stand von 1857 erhalten. Kunstgeschichtlich blieb die Ruine ziemlich unbekannt, von ganz kurzen und irrigen Notizen bei Lotz[2]) und Otte[3]) abgesehen. 1876 bis 1878 wurden neue, ausgedehntere Erhaltungsarbeiten unter Direktor Kachel vorgenommen. Nach den Berichten war ein Teil der Blendarkaden vor dem Paradies als Prellsteine gebraucht; das Gewölbe des letzteren und der vordere Gurtbogen mußten erneuert, Fensterteile neu aufgestellt werden, die Umfassungsmauer der Kirche wurde wiederhergestellt; das Gewölbe in der Kapelle, an deren Wänden damals »Fresken« konstatiert wurden, wurde neu eingewölbt, die Rippen gestützt, außen die Strebepfeiler ausgebessert; letzteres geschah auch mit dem Treppentürmchen und seinem Steindach. Damalige Grabungen im nördlichen Querschiff und in der Kapelle haben nichts ergeben; die skulpierten Platten in der Vorhalle wurden wieder aufgerichtet etc.

Im Jahre 1887 wurden auf Anregung des Konservators Geheimrat Wagner die in der Ruine vorhandenen Schlußsteine etc. in der Vorhalle aufgestellt, 1888 verschiedene kleinere Restaurierungsarbeiten durch die Bezirksbauinspektion in Achern vorgenommen. Unterdes hatte auch die Forschung den Bau etwas gründlicher berücksichtigt; Lübke hat in seinen Streifzügen durch Baden darauf hingewiesen und schon eine besonders frühe Hallenkirche zu erkennen geglaubt. Ein Aufsatz Franz Jakob Schmitts im Repertorium für Kunstwissenschaft[4]) brachte eingehendere Mitteilungen über die Kirche, die er in Beziehung zu bringen versuchte mit Notre Dame zu Laon, eine unhaltbare Annahme, wie wir sehen werden. — Als ich dann i. J. 1900 für dies Werk die Kirche untersuchte, wurde mir klar, daß nur durch Nachgrabungen ihre einstige Gestaltung endgültig festgestellt werden könnte, daß aber die kunstgeschichtliche Bedeutung des Baues solche Nachgrabungen auch rechtfertige. Mit den vom Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts und dem Karlsruher Altertumsverein zur Verfügung gestellten Mitteln konnten Professor Karl Statsmann und ich in den Jahren 1902 und 1903 die Nachgrabungen ausführen mit befriedigenden Resultaten. Es wurde vor allem der Raum nördlich der Vorhalle ausgegraben; von einer Untersuchung des südlichen mußte abgesehen werden, weil dadurch die Schönheit der Ruine zu sehr beeinträchtigt worden wäre; auch dürfte er dem nördlichen durchaus ähnlich gewesen sein. So ziemlich das ganze Langhaus wurde in einzelnen Grabenzügen auf Baureste durchwühlt und auch einiges gefunden, im Querschiff vor allem einige Bestattungen. An der Nordseite wurde durch Versuchsgrabungen das Nötige festgestellt, desgleichen vor dem Eingangstor zum Paradies, an der Stelle des alten Kreuzganges und des östlichen Klostertraktes. Die einzelnen Resultate werden bei der Beschreibung der Kirche erwähnt werden.

Für die Baugeschichte der Kirche sind folgende Nachrichten festzuhalten: Die Gründung muß zwischen 1191 und 1196, jedenfalls vor letzterem Datum erfolgt sein, möglicherweise mit Marchthaler Mönchen, Mitte des 13. Jhs. verzichtet indes das Marchthaler Kloster auf sein Paternitätsrecht. Kurz nach der Gründung muß die Errichtung eines Gotteshauses und die der Gebäulichkeiten für fünf Insassen erfolgt sein. Wichtig ist, daß der zweite Propst Walter (um 1221) vorher dem Marchthaler Kloster vorgestanden hatte. In der zweiten Hälfte des 13. Jhs. war die materielle Macht des Klosters auf ihrem Höhepunkt. Die Gebäude müssen indes in den kommenden Jahrhunderten nie ganz fertiggestellt worden sein; nur so erklärt sich der oben S. 218 zitierte Beschluß

---

[1]) Generalbericht der Direktion des badischen Alterthumsvereines, Karlsruhe 1858, S. 17.

[2]) Statistik II, S. 7.

[3]) Kirchl. Kunstarchäologie 5II, S. 282.

[4]) Bd. XVII, S. 439 ff.

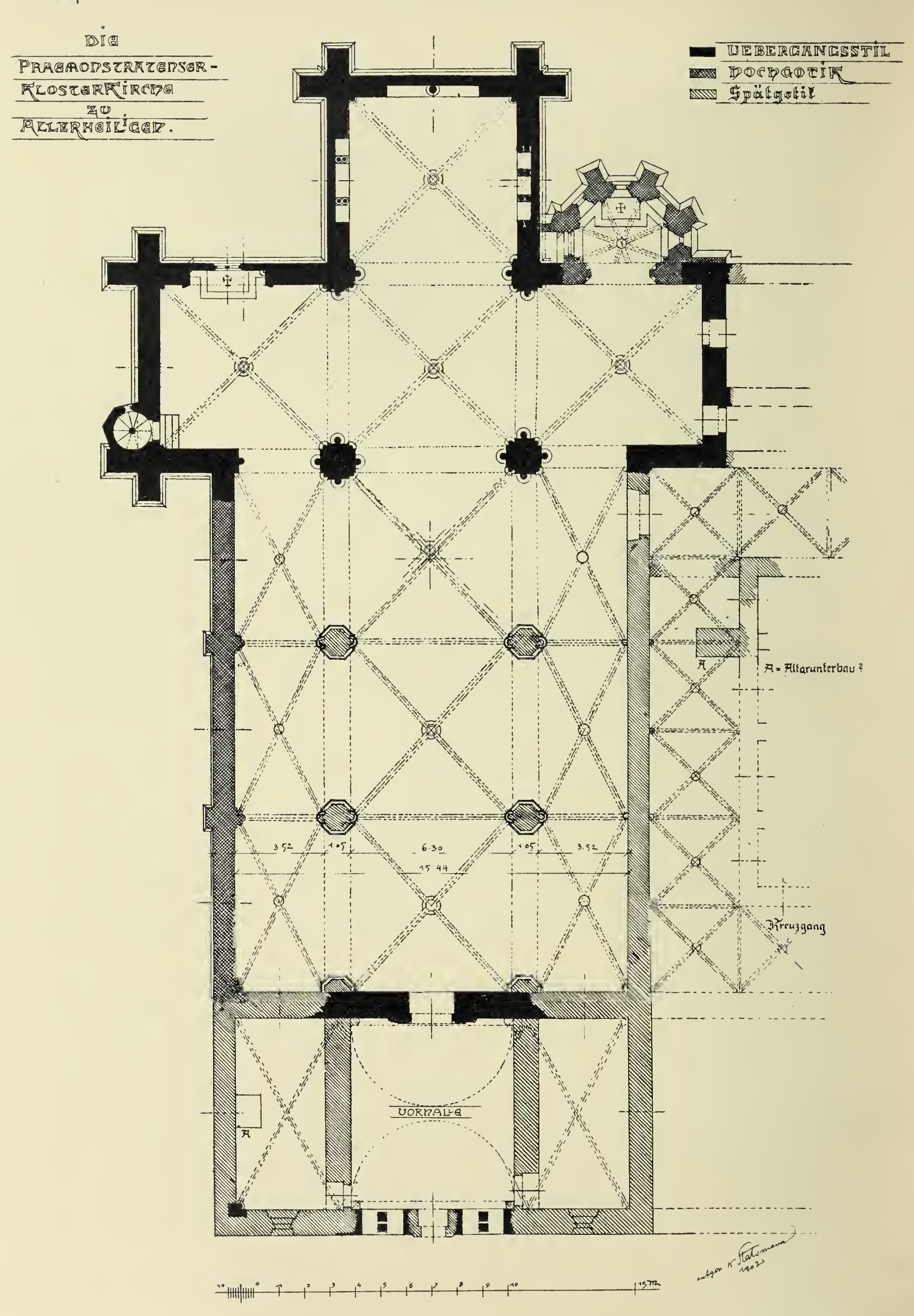


Fig. 126. Grundriß der Klosterkirche zu Allerheiligen.

des Propstes und Konventes von 1469, Geld auf Zinsen zu legen, um damit die obengenannten Bauten zu restaurieren: »mit Steinwerk, Ringmauer und Pfosten nach Herkommen zu versehen«. 1470 erfolgte der große Brand, der wohl gerade des geschilderten

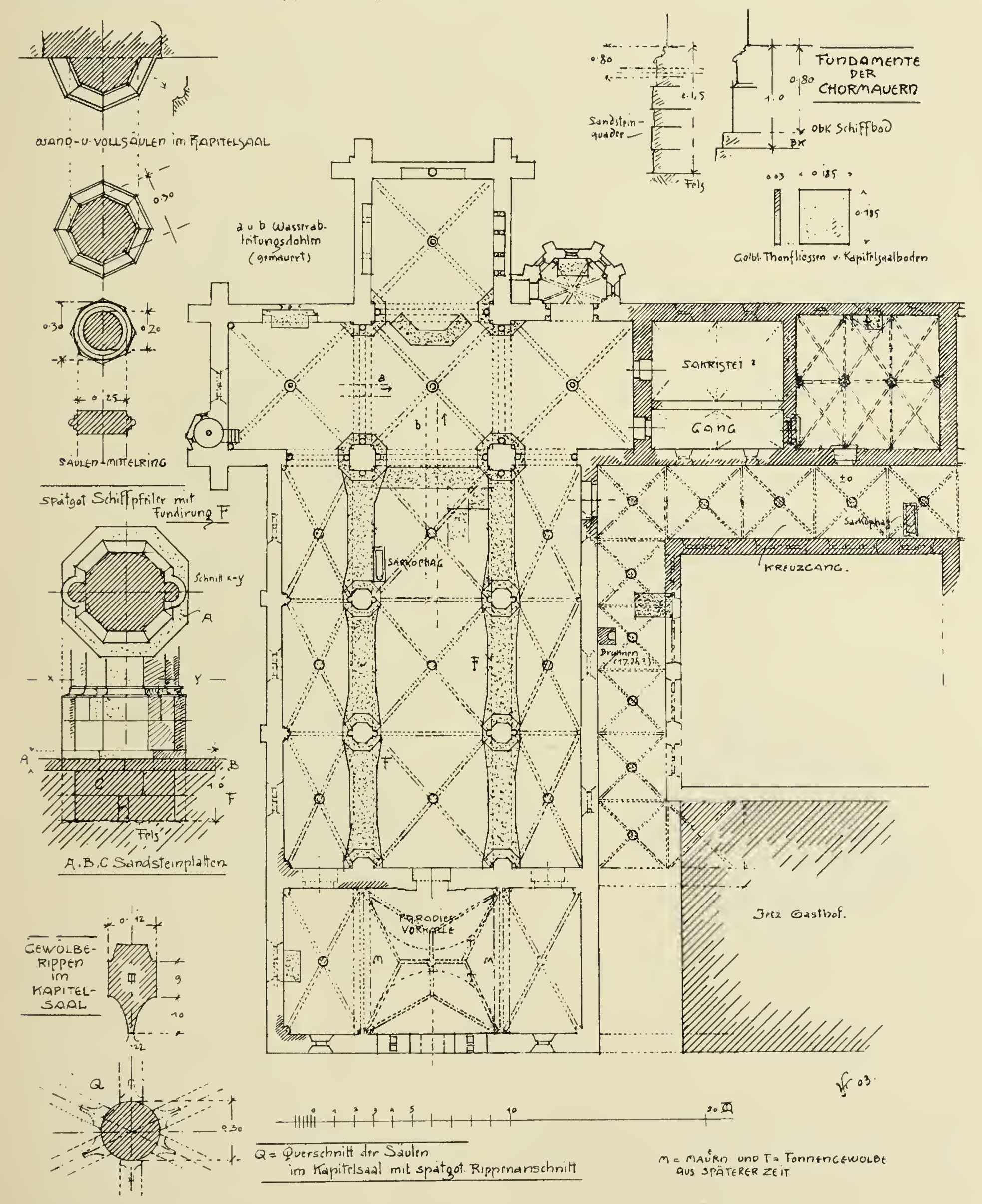


Fig. 126a. Plan der Ausgrabungen an der Klosterruine Allerheiligen in den Jahren 1902 und 1903.

Zustandes wegen ungeheuer um sich griff und die zeitweise Residenz der Mönche in Lautenbach sowie die dortigen Bauten veranlaßte. 1555 erfolgte ein zweiter Brand, 1562 war die Kirche wieder im Stand, erst in den achtziger Jahren das Kloster. Das ist alles, war wir über die Bauten wissen.

Außer den obenerwähnten Abbildungen kommen unserer Vorstellung von den ehemaligen Bauten noch die ausgezeichneten Grundrisse zu Hilfe, die bei der Säkularisation im Oktober 1803 auf sechs Blatt von einem W. Schn.? aufgenommen wurden und von denen wir die wichtigsten Blätter wiedergeben.

Das Kloster liegt in dem kleinen Tal, genannt die Wiesenau am östlichen Fuße des Sohlberges; rings von Bergen eng umgeben, füllte es mit seinen Baulichkeiten und Gärten das ganze Tal aus, das im Osten von einem Bache, dem Nordwasser, durchströmt wird. Die Ostmauern des Konventes stießen hart an eine steile Schlucht, welche dies Wasser durchströmt, der Chor der Kirche ist nur wenige Meter von ihr entfernt. Südlich, im tieferen Teil des Tales, ebnet sich das Terrain, das Wasser fließt friedlich zwischen Wiesen und Gärten dahin, um eine halbe Stunde weiter in mächtigen Fällen herunterzubrausen.

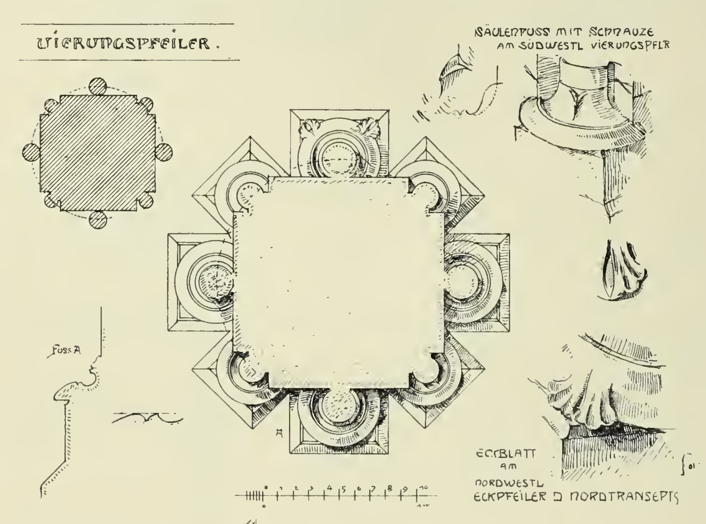


Fig. 127. Klosterkirche Allerheiligen. Vierungspfeiler.

Kirche

Von den bedeutenderen Gebäuden ist nur noch die Ruine der *Kirche* (s. Fig. 126) erhalten.

Baubeschreibung
Gesamtanlage

Der Grundriß zeigt uns ein dreischiffiges Langhaus von 15,44 m Breite, das Mittelschiff 6,30 m, die Seitenschiffe 3,52 m breit; die Länge etwa 20,20 m. Die Gewölbejoche des Mittelschiffs sind quadratisch, die der Seitenschiffe oblong. Die Arkaden des Langhauses, von denen die südlichen noch in ihrem Hochbau stehen, werden von Achteckpfeilern getragen mit Halbsäulenvorlagen nach dem Langhaus und den Seitenschiffen zu. In dem nördlichen Seitenschiff entsprachen diesen Pfeilern an den Wänden je drei runde Dienste, die die Rippen trugen, im südlichen Seitenschiff Konsolen. Mächtige Pfeiler mit Halbsäulenvorlagen stützten das Quadrat der Vierung, das die Grundrißdimensionen bestimmt; ihm sind die Quadrate des Mittelschiffs gleich sowie die des nördlichen und südlichen Querschiffs und das Chorquadrat, während die Seitenschiffe um je 37 cm breiter sind als die Hälfte des Mittelschiffs, übrigens eine geringe Abweichung. An die Ostseite des südlichen Querschiffs ist die Kapelle Omnium sanctorum angebaut. Dem Mittelschiff des Langhauses ist eine tonnengewölbte Vorhalle vorgelagert, die zu beiden Seiten entsprechend der Breite der Seitenschiffe von Nebenräumen flankiert wird. Die Nordwand der Kirche hat an zwei Stellen den Gurtbögen

der Seitenschiffe entsprechend ganz schwache Strebepfeiler, wenn man es so nennen darf, stärkere an den Ecken des nördlichen Querschiffs [1]) und des Chores. An der Westecke des nördlichen Querschiffs ein Wendeltreppentürmchen, das wohl den Zugang zum Vierungsturm bildete, dessen Mauern zum Teil noch aufrecht stehen, bis zu dem ehemaligen Anfang des Turmdaches. Zwei der Wasserspeier sind hier noch erhalten. Nach den Bildern des 18. Jhs. war das gesamte Langhaus nebst Vorhalle mit einem

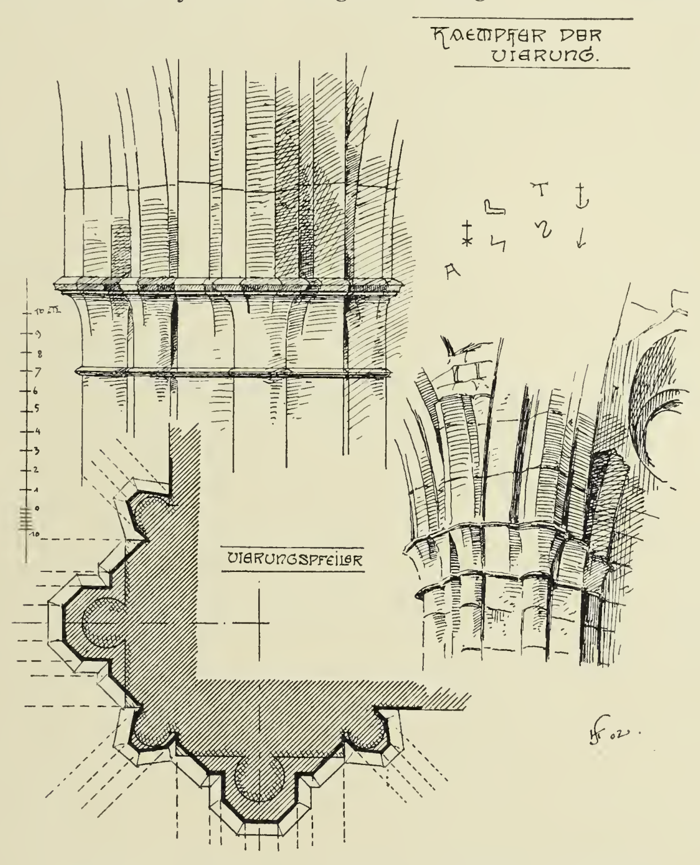


Fig. 128. Klosterkirche Allerheiligen. Kämpfer der Vierung.

Satteldach abgedeckt, der Turm mit einem Zeltdach; auch die schwachen Strebepfeilerchen der Nordseite sind auf diesen Bildern ersichtlich.

Vierung

Bei der Beschreibung des Einzelnen beginne ich mit den Ostteilen der Kirche, und zwar mit der *Vierung*. Mächtige viereckige Pfeiler mit stärkeren runden Diensten, d. i. Halbsäulenvorlagen für die Gurtbögen, schwächeren für die Gewölberippen, tragen die spitzbogigen Arkaden. Der Mittelpunkt der Spitzbögen liegt nahe der Achse. Diese Halbsäulenvorlagen haben tellerförmige Basen mit zum Teil merkwürdigen Eckblättern und Schnauzen (s. Fig. 127) auf viereckigen Postamenten. Sie endigen in schmucklosen Kelchkapitellen, welche die in einfacher Abschrägung profilierten Rippen tragen (s. Fig. 128). Aus dieser Gestaltung der Vierungspfeiler ergibt sich das ehemalige

[1]) An das südliche stießen die Klosterräumlichkeiten an.

Kreuzrippengewölbe. Noch stehen die Arkaden gegen das südliche Querschiff und den Chor zu; ihre Bögen sind den Rippen entsprechend profiliert. Über ihnen erheben sich die Reste des Vierungsturmes mit Sandsteinquadern an den Ecken, sonst geringerem Bruchsteinmauerwerk. Er zeigt im unteren Geschoß eine flachbogige Tür, im oberen ein schlichtes Spitzbogenfenster, die Geschosse von einander durch Wasserschrägen getrennt, an den Ecken oben Wasserspeier (s. Fig. 129), sehr stilisierte und unbeholfene liegende Löwen.

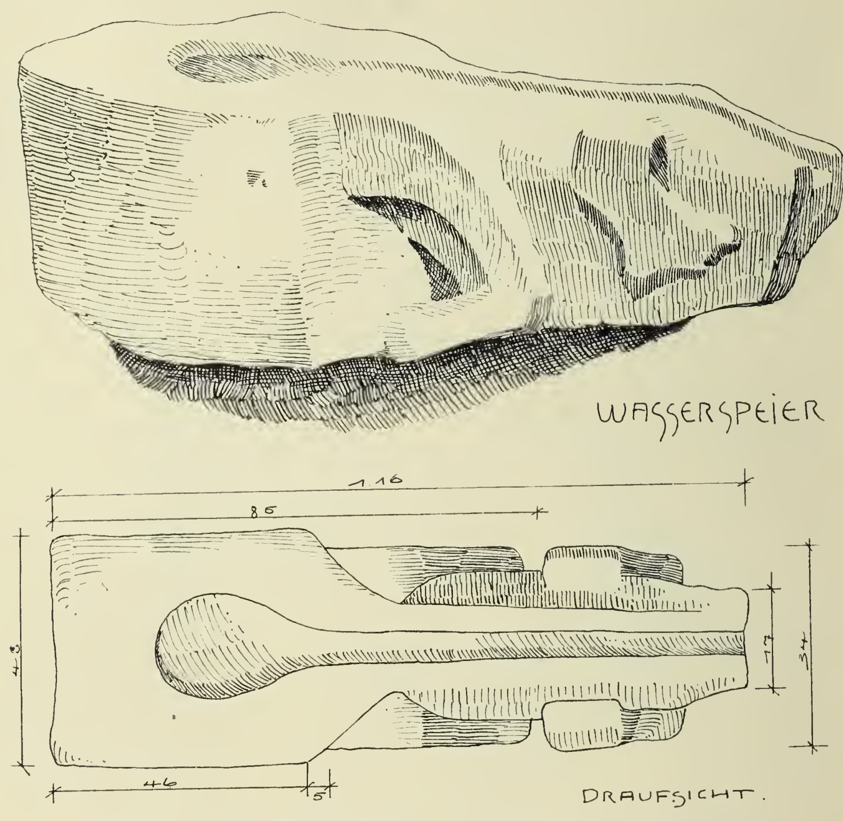


Fig. 129. Klosterkirche Allerheiligen. Wasserspeier vom Vierungsturm.

In gleichseitigem Spitzbogen öffnet sich die Vierung in den gerad geschlossenen Chor (s. Fig. 131), dessen südliche Wand noch zur Hälfte in der Höhe von ca. 8 m erhalten ist, von der nördlichsten wenigstens der an die Vierung anstoßende Teil, die östliche in etwa 1 m Höhe. Die um die Ecke herumgeführten Pfeiler der Vierung gaben hier einen ihrer schwächeren Dienste für die Rippen des Chorkreuzgewölbes, denen in den Ostecken schlanke Dreiviertelsäulen entsprachen, deren Tellerbasen in Spuren noch vorhanden sind. An der südlichen Chorwand stehen noch die Reste einer dreifachen Kleeblattbogennische (s. Fig. 132), deren Bögen auf Doppelsäulen mit Tellerbasen ruhten; erhalten drei Viertel des ersten Bogens, die Kapitelle und die Basen der ihn tragenden Doppelsäulen, die Basen der weiteren Doppelsäulen, der Anfang des flachen Entlastungsbogens darüber und die westliche Hälfte des Gewändes des großen Spitzbogenfensters darüber

(s. Fig. 133). Danach ließ sich die Nische und das Fenster rekonstruieren,[1]) wobei allerdings zu bemerken ist, daß der Mittelpfosten des Fensters lediglich eine Vermutung auf Grund der vorhandenen Reste eines frühgotischen Schiffensters ist.[2]) Die gegenüber-

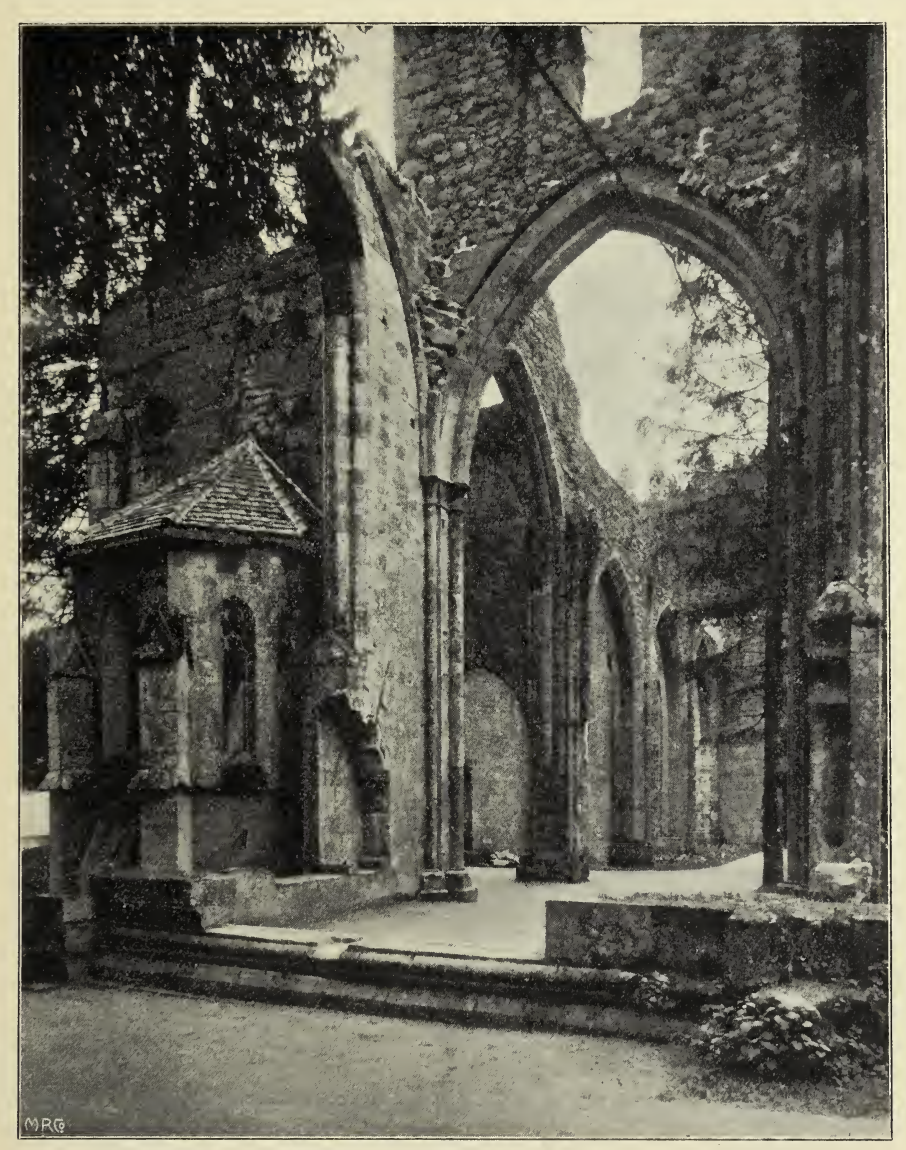


Fig. 130. Allerheiligen. Blick in die Ostteile der Kirche.

liegende Chorwand hat eine entsprechende Nische mit vermutlich nur zwei Doppelsäulenpaaren, während das noch erhaltene Gewände der Nische an der Ecke abgefast

[1]) Die Phantasien Schmitts über den Zweck der »vierfachen« Blendarkaden fallen damit sofort weg.

[2]) Die Blendarkaden der Südwand ähneln denen im Münster zu Freiburg und Straßburg; in letzterem Bau sind sie erst nach Vollendung des Schiffes, um die Mitte des 13. Jhs., eingebaut worden.

ist und den Anfang eines Spitzbogens (ergibt sich bei Berücksichtigung der Säulenstandspuren) zeigt. Die Anordnung war also hier eine andere, ich möchte sagen, aus-

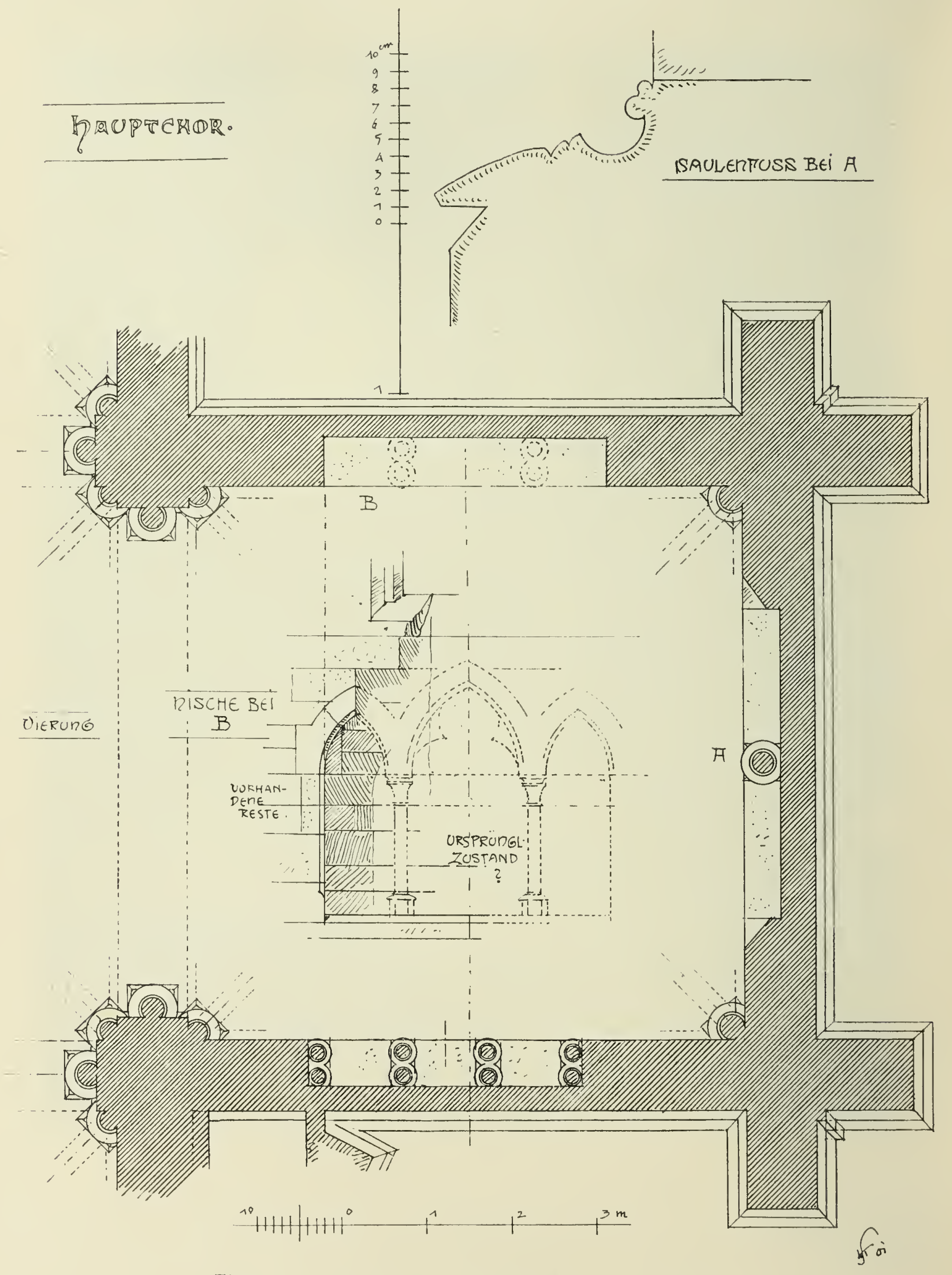


Fig. 131. Klosterkirche Allerheiligen. Chor, Grundriß.

gesprochener gotische; vermutungsweise ist sie in Fig. 131 rekonstruiert. Darüber dann ebenfalls ein großes Fenster, dessen seitliches Gewände noch vorhanden ist. Noch

geringer sind die Auskünfte, die wir aus den Resten der Ostwand erhalten. Wir sehen hier auch eine Nische mit einer Mittelsäule; das Profil der weit ausladenden, flachen, tellerförmigen Basis ist in Fig. 131 oben gegeben; das Gewände der Nische ist zu beiden

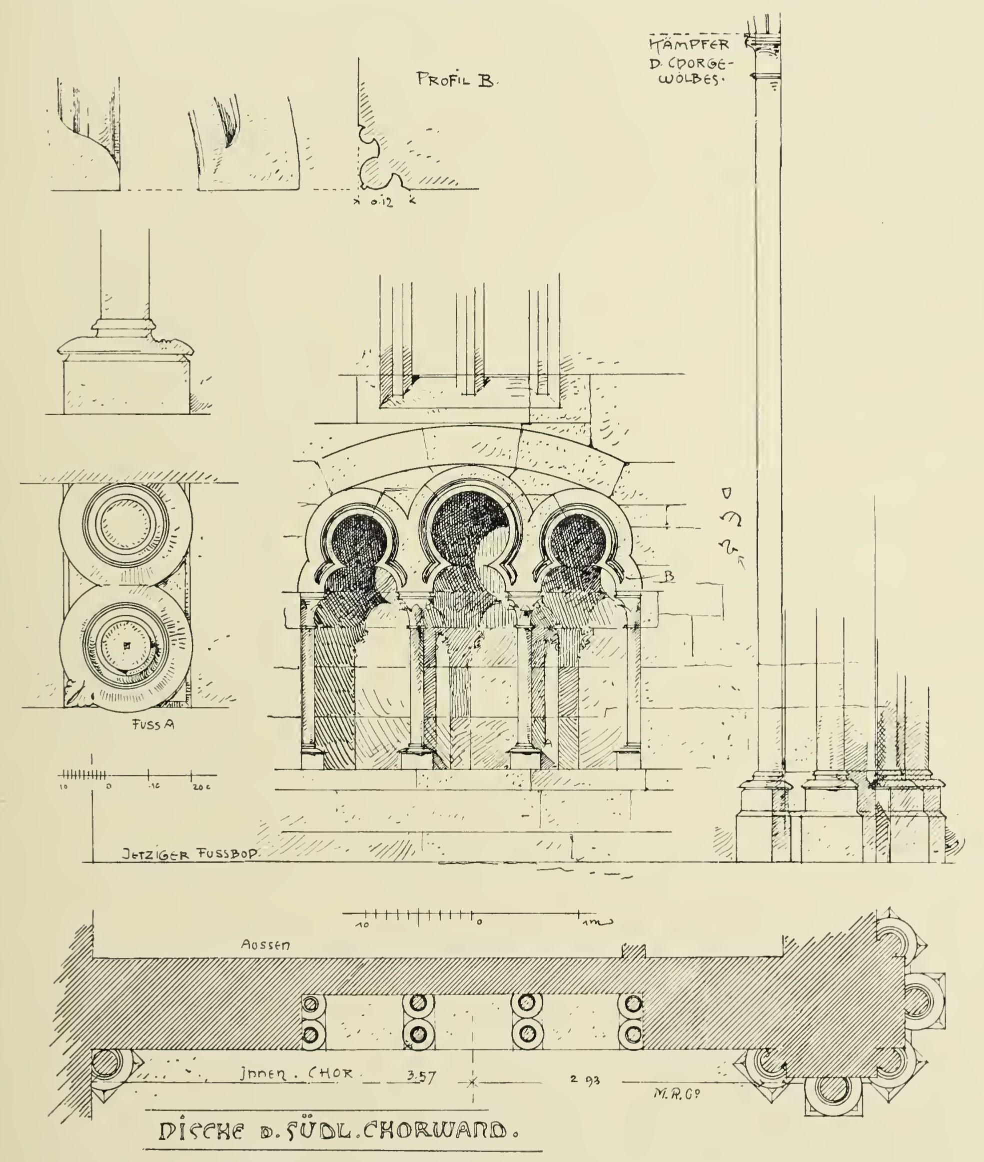


Fig. 132. Klosterkirche Allerheiligen. Blendarkaden der südlichen Chorwand.

Seiten abgeschrägt. Eine Nische aber muß es wohl gewesen sein, über der sich erst das Fenster erhob, denn wir können so tief unten nicht schon den Ansatz des Chorfensters annehmen. Über die Fundamente der Chormauern gibt Fig. 126a oben Auskunft.

Nördl. Querschiff

Von dem *nördlichen Querschiff* steht noch ein Teil der Ost- und der größte Teil der Nordwand, während die westlichen Mauern nur noch in ihren Fundamenten

erhalten sind. In der Ostwand findet sich in geringer Höhe vom Boden eine Nische (s. Fig. 134) in gedrücktem Spitzbogen, die ein einpfostiges Fenster umschließt, mit einfachstem Maßwerk, das sich nach den Resten leicht ergänzen ließ. Diese Nische, vor der seinerzeit ein Altar gestanden, hat in ihrem nördlichen Gewände eine kleine rundbogige Nische, darunter einen Wasserbehälter mit Ausfluß (s. Fig. 134 *A*). Über der Nische noch erhalten die Fensterbank eines großen gotischen Fensters (s. Fig. 135) mit den Ansatzspuren der Pfosten etc. Die Formen sind hier ausgesprochen gotisch. An der Nordwand (s. Fig. 136) sind noch die Kelchkapitelle der Halbsäulen erhalten, die die Rippen des Kreuzgewölbes trugen; ihre Behandlung ist durchaus dieselbe wie bei den Vierungspfeilern. Auch die Ansätze der Rippen selbst sind noch vorhanden, ebenso der Schildbogen. Aus der Einfachheit dieser Kapitelle dürfte kein Schluß zu ziehen sein auf ein größeres Alter, ihre Schlichtheit wird rein ökonomisch zu deuten sein.

Ein großes einpfostiges Spitzbogenfenster durchbricht die Nordwand. Der Pfosten ist weggebrochen, aber die Spitzbögen, das Rund etc., die Laibung und die Fensterbank noch erhalten,[1]) so daß die Gestalt des ausgesprochen gotischen Fensters mit Genauigkeit festzustellen ist. Das westlich darunter befindliche Türchen (s. Fig. 137) in rundem Kleeblattbogen, von einem Blendspitzbogen umrahmt mit dem Profil von unten zusammenlaufenden Rundstäben und Hohlkehlen, weist dagegen die Formen des Übergangsstiles auf. Daran aber, daß die Fenster der Ost- und Nordwand etwa später eingesetzt seien, ist, wie die Mauerbehandlung beweist, nicht zu denken. Diese ist bis zur Scheitelhöhe des Schildbogens wie auch im Chor überall eine tadellose aus sauber behauenen Sandsteinquadern. Wie bei der Vierung, so beginnt auch hier über dem Gewölbe geringes Bruchsteinmauerwerk. Hier oben führte aus dem Treppentürmchen eine Tür in den Dachboden, der daneben durch ein einfaches spitzbogiges Fenster Licht empfing.

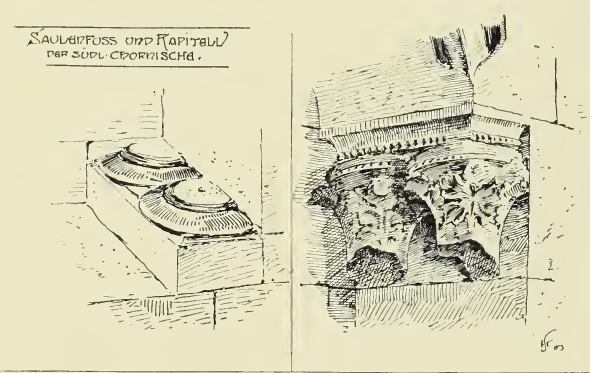


Fig. 133. Klosterkirche Allerheiligen. Kapitelle und Säulenfüße der südlichen Chornische.

Treppentürmchen

Das *Treppentürmchen*, im gleichen soliden Quaderbau wie die unteren Teile hochgeführt, ist von achteckigem Grundriß außen, rund im Innern und enthält eine sich um sich selbst drehende Wendeltreppe mit angearbeiteter Spindel (s. Fig. 138). Erhellt wird es durch kleine geradsturzige Fenster mit starker Abschrägung, von denen das eine eine später hergerichtete Verschlußvorrichtung besitzt (s. Fig. 138 unten). Abgeschlossen wird das Türmchen durch eine Wasserschräge mit starker Hohlkehle und einen achtkantigen Steinplattenhelm, an dem die Jahreszahl 1556 auf eine Reparatur nach dem zweiten Brande hindeutet.

Südl. Querschiff

Das *südliche Querschiff* ist in viel größeren Resten auf uns gekommen. Noch steht hier die Arkade, in der sich die Vierung nach ihm öffnet. Die zwei hierher

[1]) Auch die Spuren der Pfostenbasis.

gewandten, jüngeren Dienste des Vierungspfeilers und zwei ihnen entsprechende Halbsäulen trugen das Kreuzgewölbe. Die Ostwand, in der unten sich der spitzbogige Eingang zur Kapelle öffnet, hat in der Höhe zwei Rundfenster, die merkwürdigerweise von dem Schildbogen durchschnitten wurden und an den Durchschneidungsstellen entsprechend abgearbeitet sind, also vor dem Gewölbe da waren. Das wird wohl so zu erklären sein, daß man anfänglich aus irgend welchen Gründen die Wölbung hier sparen wollte und eine gerade Holzdecke eingezogen hatte. An der äußeren Ostwand des südlichen Querschiffs ist zu ersehen, wie das hohe gotische Dach der Kapelle zwischen den Oculi hinaufschneidet, daß letztere also des Daches wegen nicht in der Mitte des Gewölbeschildes sitzen (s. Fig. 157). Da der obere Teil der Ostmauer im 15. Jh. verändert

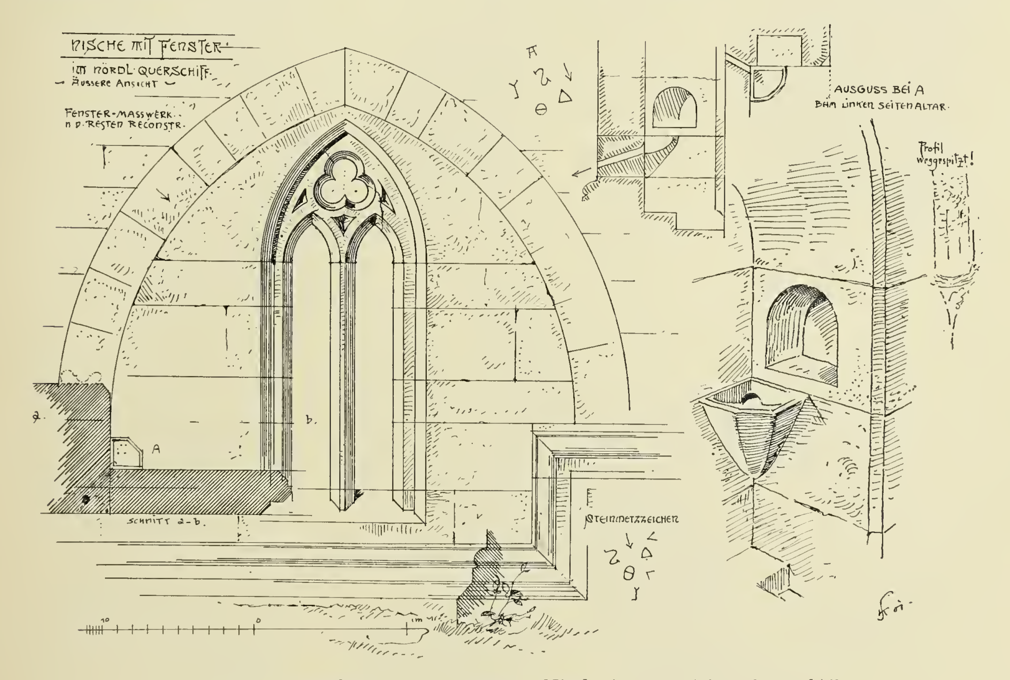


Fig. 134. Klosterkirche Allerheiligen. Nische im nördlichen Querschiff.

worden ist, worauf die andere Bearbeitungsweise der Quader und ihre Steinmetzzeichen hinweisen (s. Tabelle Fig. 152 bei *L*), so könnte man annehmen, daß die Wölbung im südlichen Querschiff erst um diese Zeit eingesetzt worden ist, nach dem großen Brande. Es ist aber wahrscheinlicher, daß eine Ausbesserung dieses Teils im 15. Jh. zwar stattgefunden hat, daß aber eine Wölbung doch schon im 13. Jh., kurz nach Einbrechen der Kapelle, in die Ostmauer ausgeführt worden ist. Denn es ist doch nicht recht glaubhaft, daß man im 13. Jh. die schon angefangenen Rippenansätze über den Kapitellen nicht weitergeführt haben sollte. Die Gleichheit des Schlußsteines und der Rippen mit denen der anderen Querschiffteile hat auch nach einer etwas größeren Unterbrechung im 13. Jh. nichts Befremdendes, wäre aber im 15. Jh. unmöglich gewesen.

Die Südwand öffnete sich in zwei Türen auf einen Gang und die daneben liegende Sakristei, deren Außenmauern zum Teil noch stehen. Hier aber hat einer der Brände ganz besonders stark gewütet, die Steine sind geradezu versintert, das Mauerwerk, so

möchte man sagen, geschmolzen, so daß über die Gestaltung dieser Mauern nichts mehr ausgesagt werden kann. Besser ist die Westseite des Querschiffes erhalten, sowohl die spitzbogige Arkade ohne Wulst (der hier am Vierungspfeiler ursprünglich vorhandene Dienst bezw. Halbsäule ist weggehauen) als das Quadermauerwerk darüber, in dem sich ein zum Teil seiner Gewände beraubtes Spitzbogenfenster nach dem Seitenschiff zu öffnet. Da dieses Fenster in die später hier vorhandenen Gewölbe des Seitenschiffes einschneidet, so muß dieses also im 13. Jh. anders geplant gewesen sein. Im Gegensatz zu dem nördlichen Seitenschiff ist die Mauer des südlichen Langhauses mit der des Querschiffes nicht zusammenhängend, was allein schon auf verschiedene Bauzeit schließen läßt.

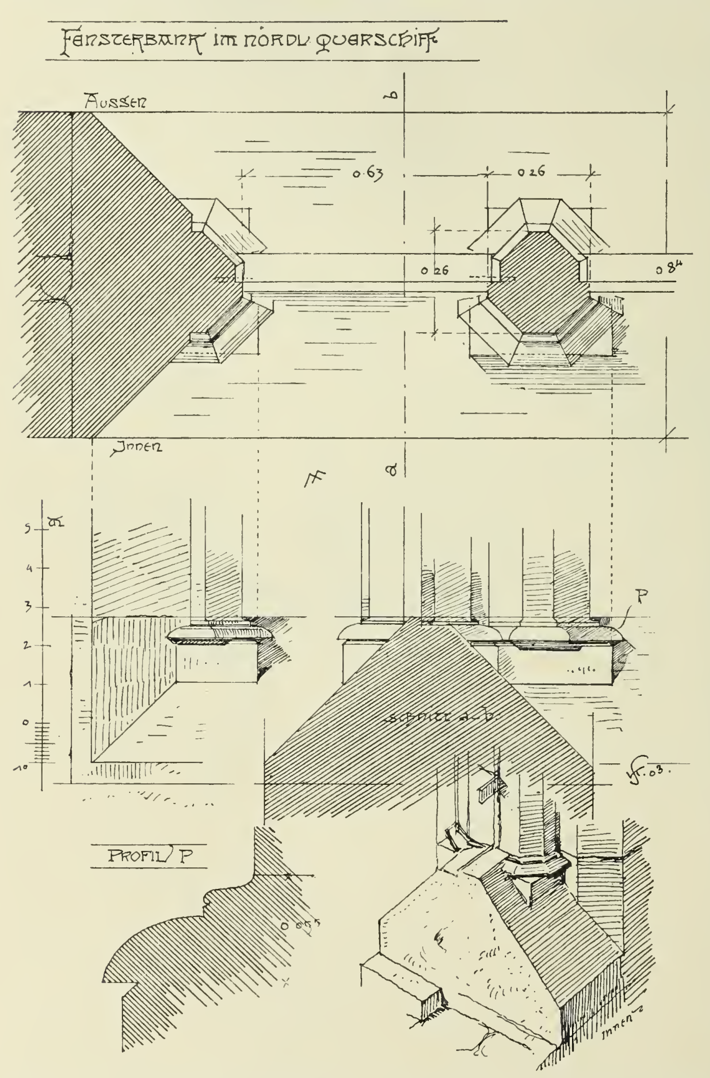


Fig. 135. Klosterkirche Allerheiligen. Fensterbank im nördlichen Querschiff.

Die an die Ostmauer des Querschiffes angebaute Kapelle Allerheiligen (Tafel IX) ist dagegen trotz der vorgeschrittenen Bauformen mit diesem, aber nicht mit dem Chore im Verbande. Aus fünf Seiten des Achtecks konstruiert, öffnet sie sich nach dem Querschiff in großem Spitzbogen, dessen Laibung in Hohlkehlen und Abschrägungen profiliert ist (s. Fig. 139). Das sechsteilige Gewölbe mit geradem Scheitel und tief herabgezogenen Kappen wird von Wandpfeilern getragen, die in drei Rundsäulen gegliedert sind, welche im Querschnitt wie auch in Einzelformen (z. B. der Säulensockel mit den Konsölchen unter den Basen) Verwandtschaft haben mit den Dienstresten in Fig. 141 links unten. Diese ruhen mit ihren flachen, tellerförmigen Basen auf aus dem Achteck konstruierten Sockeln mit kleinerem Durchmesser, wo die Basen übergreifen, werden sie durch blattartige Gebilde gestützt. Feingebildetes, leider stark verwittertes Blattwerk schmückt auch die Kelch-

kapitelle. Zu beiden Seiten des Altars sind die Säulchen nicht auf die Erde herabgeführt, sondern ruhen in der Höhe der Fensterbank auf kantigen, leis konkaven Konsolen. Die Rippen haben ein schlankes Birnenprofil und endigen in einem Schlußstein, der mit

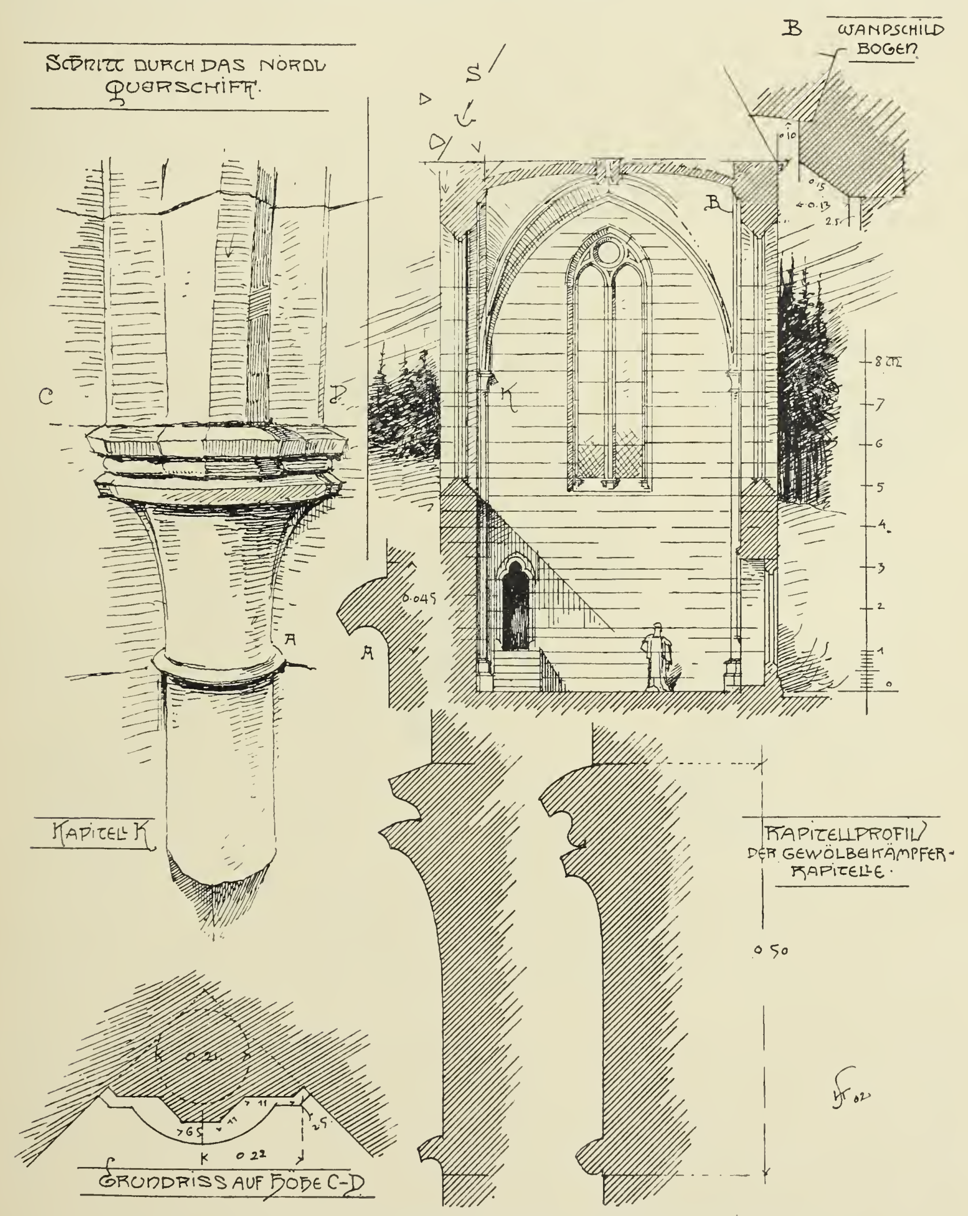


Fig. 136. Klosterkirche Allerheiligen. Nordwand des nördlichen Querschiffs.

Vierpaß und Kreuz verziert ist (s. Fig. 143 unten). Die Fensterchen mit stark abgeschrägter Sohlbank zeigen spitze Kleeblattbögen und darüber Dreipässe; an einem sind der Spitzbogen und die Endigungen des Dreipasses stark kielförmig geschweift (s. Fig. 140). Strebepfeiler (Fig. 143), deren Köpfe turmartig mit Giebeln und (abgebrochener) Kreuz-

blume ausgestaltet waren und in den Giebeln Dreipässe aufweisen — ein Kopf ist mit sich durchschneidenden Giebeln gebildet —, begegnen im Äußern dem Schub der Gewölbe. Die Bedachung der Kapelle mit Steinplatten ist ein Werk des 19. Jhs. Der Ansatz des weit steileren alten Daches und dessen Abdeckleiste an der Wand samt oberer Spitze ist außen noch gut sichtbar.

Südlich von dem Altar der Kapelle ist in die Wand eine kleine Nische zum Aufstellen der Meßkännchen eingelassen, die auf vierkantiger Konsole ruht und sich den Fenstern ähnlich im Spitzbogen und darüber einem Dreipaß öffnet. In der nördlichen

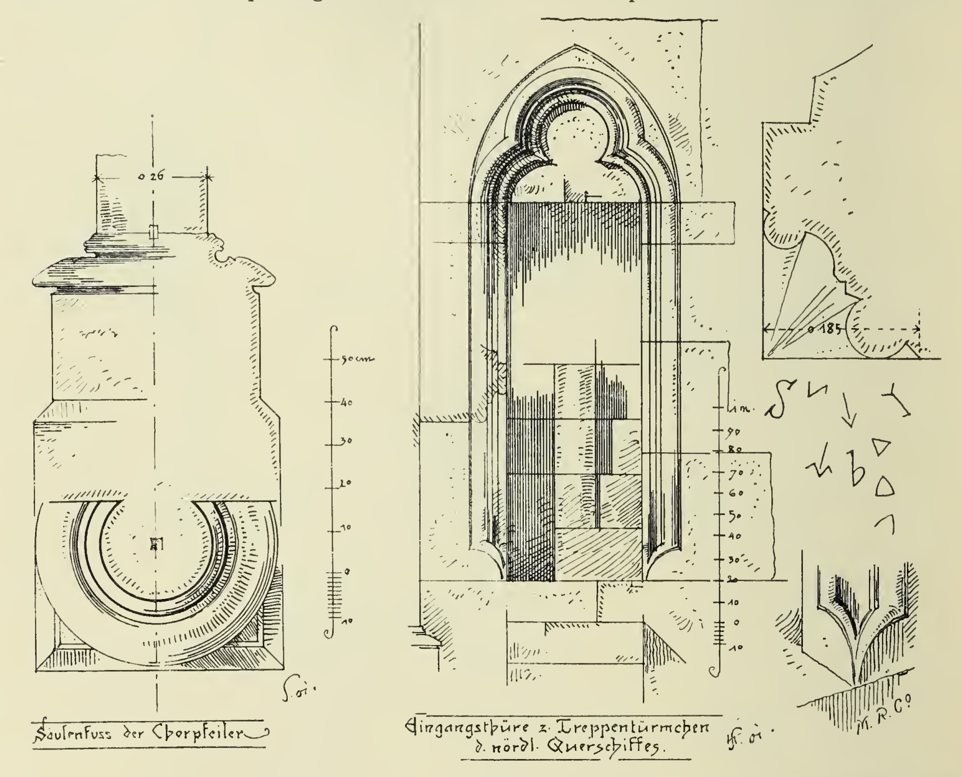


Fig. 137. Klosterkirche Allerheiligen. Säulenfuß der Chorpfeiler und Eingangstüre zum Treppentürmchen des nördlichen Querschiffs.

Wand ist zwischen Kapelle und Chor ein mannshoher Hohlraum entstanden, zu dem eine kleine in flachem Spitzbogen geschlossene Öffnung führt, die von einem Blendspitzbogen mit Kleeblattbogenfüllung umrahmt wird. Zu was diese Nische gedient haben mag, bin ich nicht im Stande bestimmt anzugeben; vielleicht ein Sacrarium zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes?

An der gesamten Ostpartie, also um Querschiffe und Chor, zieht sich der ausgesprochen romanische Sockel herum, der in Fig. 130 zu sehen ist und den wir auch an der Vorhalle wiederfinden werden. Er besteht aus einer Abschrägung und zwei Wülsten.

Langhaus

Im *Langhaus* (s. Fig. 141) stehen heute noch die südlichen Arkaden aufrecht, von den nördlichen nur noch die Sockel. Diese sind aus dem Achteck konstruiert, mit zwei kleineren Seiten, da wo sich die runden Dienste vorlegen. Eine außergewöhnlich

tiefe Hohlkehle bildet den Übergang vom Sockel in den Pfeiler; sie endigt nach unten wie oben in einer Abschrägung, die von der Basis, wenn ich es so nennen darf, der Dienste in der auf der Zeichnung wiedergegebenen Weise durchschnitten wird. Der Pfeiler geht kapitelllos in den Spitzbogen über; kapitelllos auch die Dienste, aus denen die drei trocken profilierten Gewölberippen hervorstrahlen. Das Quaderwerk der Pfeiler ist weit entfernt von der sauberen Arbeit der Ostteile, die Hochmauern sind in unregelmäßigem Bruchsteinmauerwerk ausgeführt. Geradezu liederlich wird dies Mauerwerk an der südlichen Langhauswand, in die ziemlich roh die Konsolen eingefügt waren, welche, mit den Diensten der Pfeiler, die ebenso wie im Langhaus behandelten Dienste der Seitenschiffgewölbe trugen. Aus dem Seitenschiff führt an seinem östlichen Ende ein Portal in den Kreuzgang, dessen Gewände nach innen zu zerstört ist, weshalb es erst mit dem Kreuzgange besprochen wird. Von den Konsolen des Seitenschiffes sind in Fig. 141 zwei Beispiele gegeben. In der Seitenschiffmauer, die die Spuren eines offenbar kolossalen Brandes trägt, liegt jetzt ein Rundfenster mit abgeschrägtem Gewände und, der mittelsten Langhausarkade entsprechend, der Rest eines Spitzbogenfensters. Vollständig anders waren die Stützen des nördlichen Seitenschiffgewölbes. Den Diensten der Mittelpfeiler entsprach ein reichgegliederter, früh- bezw. hochgotischer Wandpfeiler (s. Fig. 141 unten links) mit abgeschrägten Ecken und drei vorgelagerten runden Diensten, deren flache Basen übergreifend, mit daruntergesetzten kleinen Konsolen, auf einem hohen Sockel mit abgefasten Ecken ruhen, dem Sockel der Vierungspfeiler nicht unähnlich. Diese Wandpfeilerreste sind erst bei der Restauration von 1850 wieder freigelegt worden. Ihnen entsprechen im Äußern schwache Strebepfeiler, wie sie die Bilder des 18. Jhs. bestätigen. Der Mauerzug ist hier teils 1850 ausgegraben, teils mit alten Steinen neu angelegt worden.

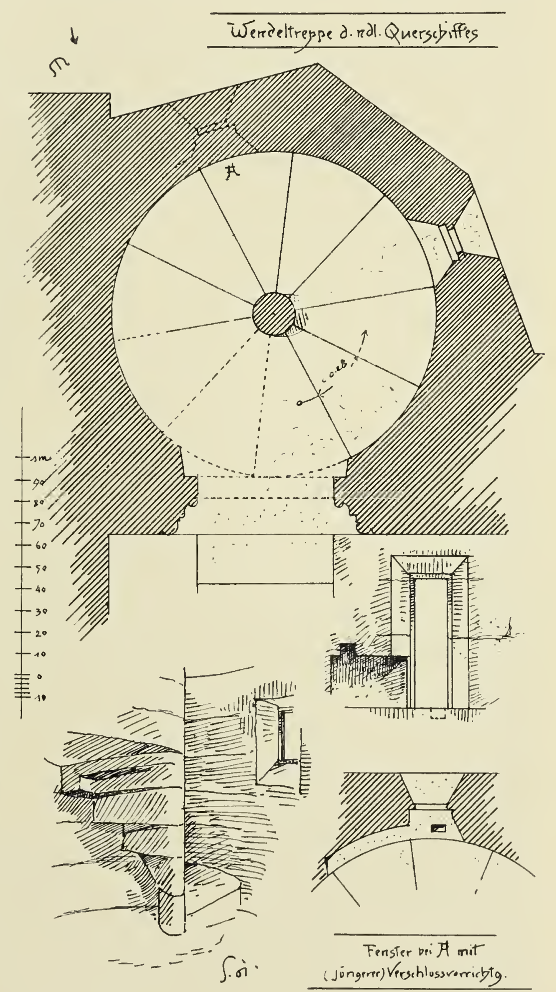


Fig. 138. Klosterkirche Allerheiligen. Wendeltreppe des nördlichen Querschiffs.

Das Langhaus, das im Mittelschiff und im südlichen Seitenschiff zweifellos der späten Gotik entstammt, also einige hundert Jahre später als das Querschiff entstanden ist, bewahrte, wie es scheint somit, in dem nördlichen Seitenschiff die Reste seiner ehe-

maligen, der Ostpartie gleichzeitigen Ausgestaltung. Auf die Fragen, die uns dieser Befund aufgibt, wird indes erst nach Schilderung der in der Vorhalle aufbewahrten Bauteile eine Antwort zu erteilen sein.

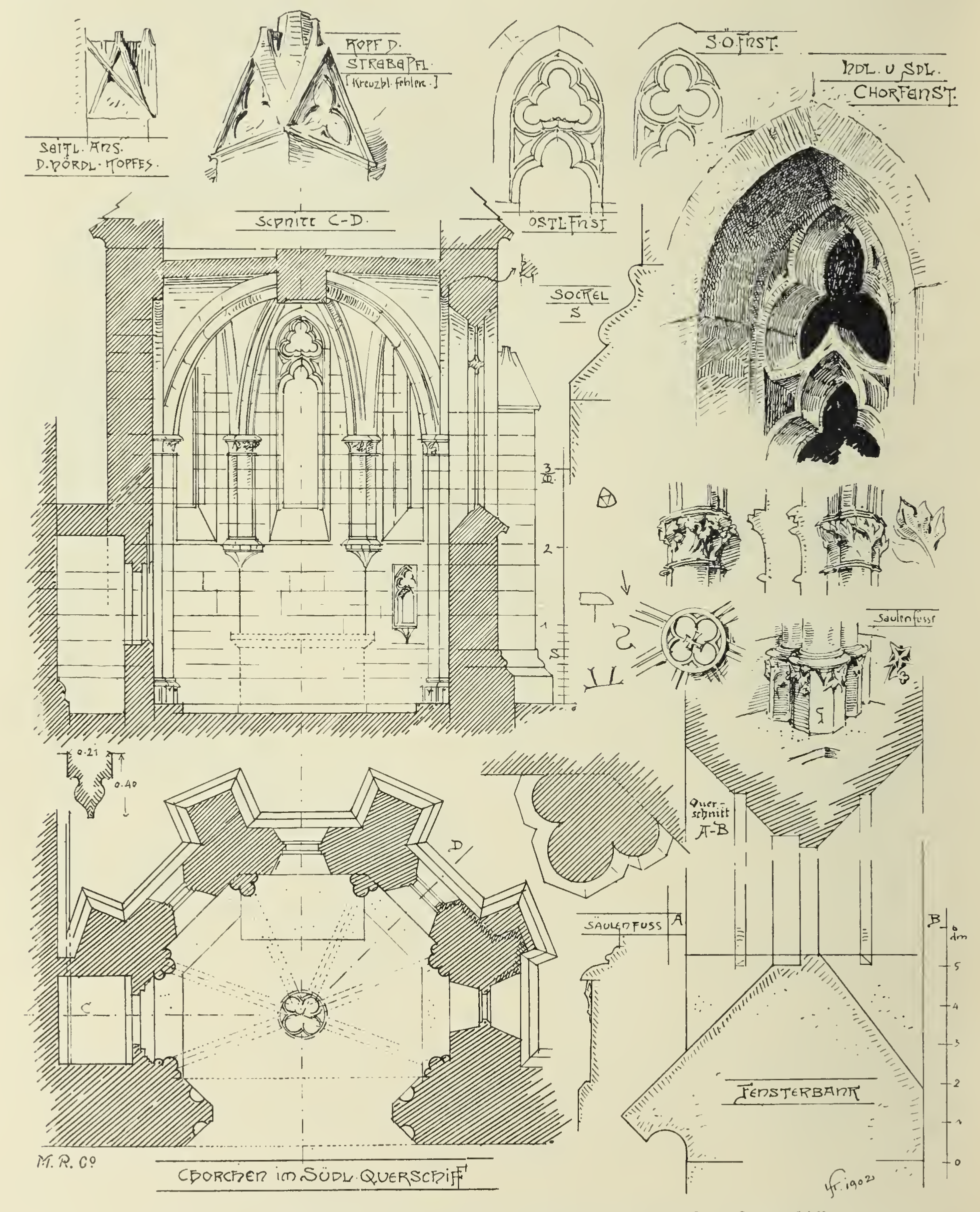


Fig. 139. Klosterkirche Allerheiligen. Kapelle im südlichen Querschiff.

Vorhalle

Die *Vorhalle* besteht heute aus drei Teilen. Der mittlere, dem Mittelschiff vorgelagerte ist von einem Tonnengewölbe bedeckt aus Bruch- und Backsteinen, das zweifellos nicht ursprünglich ist, wenn auch die Konsolen des Schildbogens ursprünglich scheinen. Die Ostwand der Vorhalle aber, die noch zum Teil in die beiden Seitenräume



Kapelle am südlichen Querschiff der Klosterkirche Allerheiligen.



übergreift, ist ihrem Quaderverband nach aus der gleichen Zeit wie Chor und Querschiff. In ihr das ausgesprochen spätromanische Portal (s. Fig. 142), dessen Umrahmung sich als Sockel fortsetzt und auch an Querschiff wie Chor wiederkehrt. Über dem Portal die Spuren einer Rankenbemalung, an ihm selbst die einer gemalten Quadrierung, deren Fugen sich, wie gewöhnlich, nicht mit den tatsächlichen decken. Die Vorhalle öffnet sich nach außen in einer neu hergestellten Türe, zu jeder Seite erleuchtet ein Fensterpaar den Raum. Je zwei abgefaste viereckige Pfosten mit einem wenig ausladenden plumpen Kämpferstück tragen die Spitzbogen. Nur diese Fenster stammen aus dem 13. Jh., die Mauer selbst ist ihrem Verband nach zweifellos später, wie auch die Nord- und Südmauer der Vorhalle. Zwei geradsturzige Türen führten von ihr in die beiden Seitenräume; über dem Tonnengewölbe ist an der Nordwand die Sohlbank einer Tür erhalten. Die noch in ziemlicher Höhe erhaltenen Mauern über der Mittelvorhalle, aus geringem Bruchsteinmauerwerk (auch im Osten hört, etwa in der Scheitelhöhe der Schiffsarkade, das gute Quaderwerk auf), lassen zunächst auf einen Westturm schließen, wogegen aber die erhaltenen Bilder sprechen. Ein an der Wand (bei Fig. 158 *A* rechts) außen laufendes Gesimsstück läßt es als möglich erscheinen, daß der Mittelteil der Vorhalle ursprünglich vielleicht (?) allein bestand, etwa mit abfallend anschließenden seitlichen Pultdächern der Seitenschiffe.

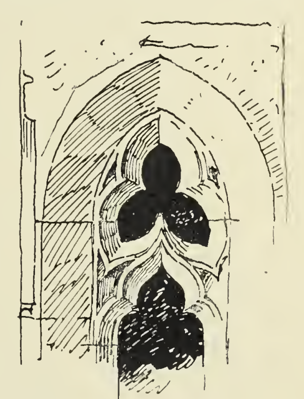


Fig. 140. Klosterkirche Allerheiligen. Südliches Fenster der Querschiffkapelle.

Nördl. Seitenraum

Der *nördliche Seitenraum* (s. Fig. 144), der ganz verschüttet war, wurde von Herrn Statsmann und mir ausgegraben. Dabei wurde das schon erwähnte Übergreifen der alten Ostwand der Mittelvorhalle konstatiert, aber auch daß das übrige Mauerwerk durch seine Zusammensetzung (Bruchstein) sich als bedeutend später erweist. In der Nordwestecke fand sich noch in situ ein Eckdienst des 13. Jhs. Auf polygonalem, durch eine Hohlkehle gegliedertem Sockel die übergreifende flache Basis und der Runddienst. Des weiteren fanden sich die Fundamente eines Altares und die Bodenfliesen des Raumes, Backsteine mit Handstrichrillen (s. Fig. 144 Nr. *13*). Im Schutt aber lagen, ganz in der Reihenfolge, wie sie beim allmählichen Zusammenstürzen liegen mußten, zunächst der spätgotische mit einer Rosette verzierte Schlußstein (Nr. *11* u. *12*), aus dessen Rippenansätzen sich unschwer ein oblonges Kreuzgewölbe ergab; dann Rippen dieses Kreuzgewölbes, ein Stück einer polygonalen Konsole *(10)* und endlich Teile der Fenstermaßwerke *(4—8)*. Der Wandbündelpfeiler des nördlichen Langhauses ist heute durch die eingezogene Mauer teilweise vermauert; er war ursprünglich auch bestimmt, das Gewölbe dieses Teils der Vorhalle mitzutragen. Hier haben wir also deutlich einen Raum vor uns, der im 13. Jh. angelegt, entweder nie vollendet oder zerstört und Ende des 15. Jhs. neu hergerichtet worden ist, zu dieser Zeit als eine Art Kapelle, die westlich ein großes Maßwerkfenster hatte (die Spuren noch sichtbar) und gewissermaßen eine Verlängerung des nördlichen Seitenschiffes darstellte. Den südlichen Vorhallenraum auszugraben war wie gesagt nicht möglich; er war vermutlich ähnlich gestaltet, aber birgt wohl gar keine Reste des 13. Jhs. mehr, da auf dieser Seite der Brand stärker gewütet hat.

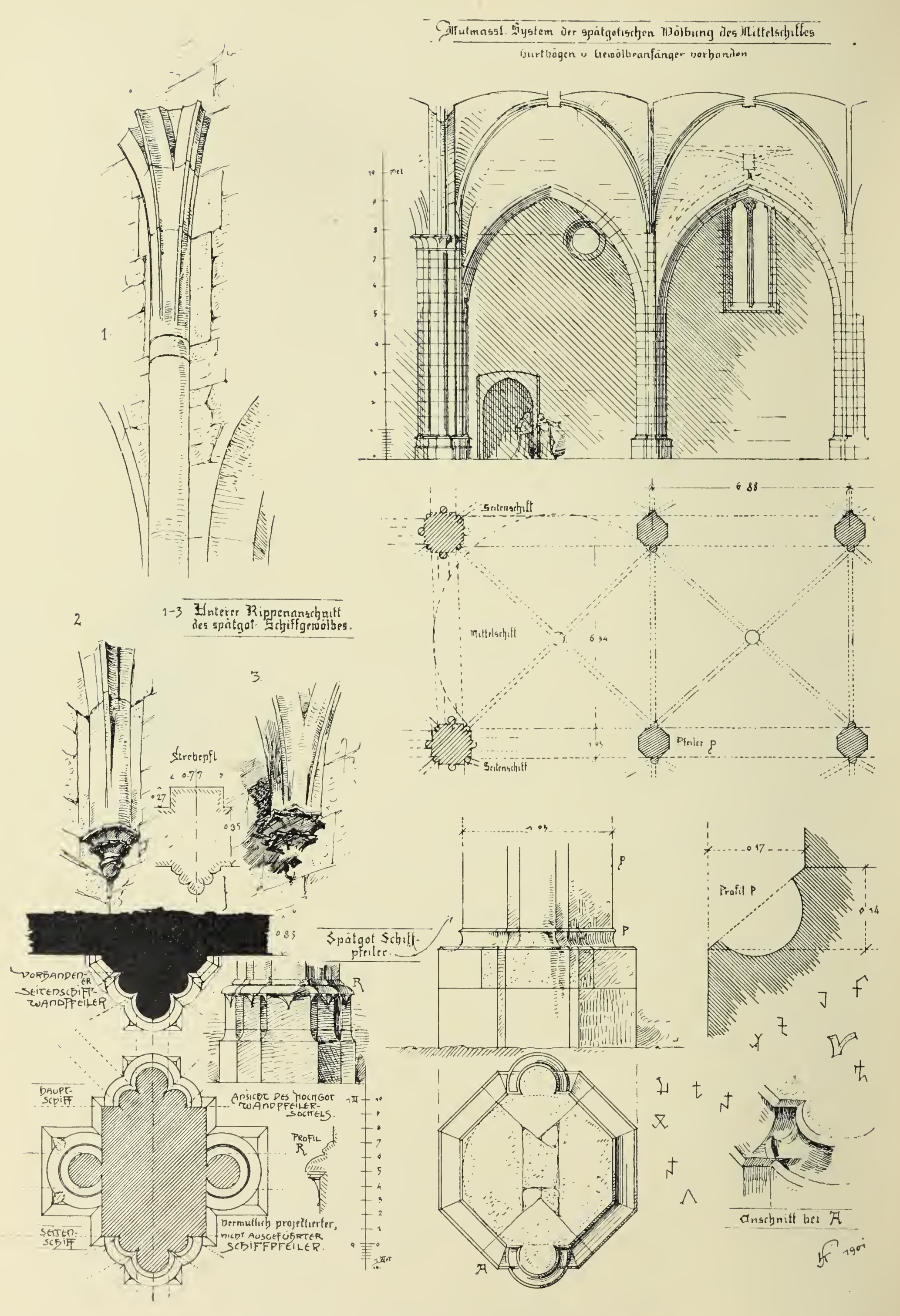


Fig. 141. Klosterkirche Allerheiligen. Langhaus.

Funde
Schlußsteine

Die erwähnten Trümmer des nördlichen Seitenraumes werden heute in der mittleren Vorhalle aufbewahrt, in der auch alle früheren *Funde* wie die Funde unserer Ausgrabungen aufbewahrt sind. Da liegen u. a. eine Anzahl Schlußsteine (s. Fig. 144), von denen ich zunächst eine Gruppe hervorhebe: ein ziemlich großer Schlußstein mit den Ansätzen für die einfach durch Abschrägung profilierten Rippen eines Kreuzgewölbes; an der unteren Fläche ein segnender Christus, zwischen den Rippen drei Engelsköpfe und ein bärtiger Mannskopf; ein nicht ganz so reicher Schlußstein nur mit einem verwitterten Flachreliefkopf in dem Rund und den gleichen Rippenansätzen. Letztere kehren auch an zwei weiteren, schlichten Schlußsteinen wieder, die einfach aus einem Steinring bestehen. Ein Blick auf die Abbildung lehrt, daß sie mit dem vorhergehenden zweifellos zusammengehören. Und da nun die Rippenansätze dieser vier Steine zu den Rippen in den Ostteilen der Kirche passen, so dürfen wir in ihnen wohl sicher die Schlußsteine der Chor-, Vierungs- und Querschiffgewölbe sehen, wobei es dann unerheblich ist, ob wir den reicheren Schlußstein dem Chor, wie ich, oder der Vierung, wie Herr S t a t s m a n n, zuteilen, während die beiden schlichten natürlich dem nördlichen und südlichen Querschiff angehören.

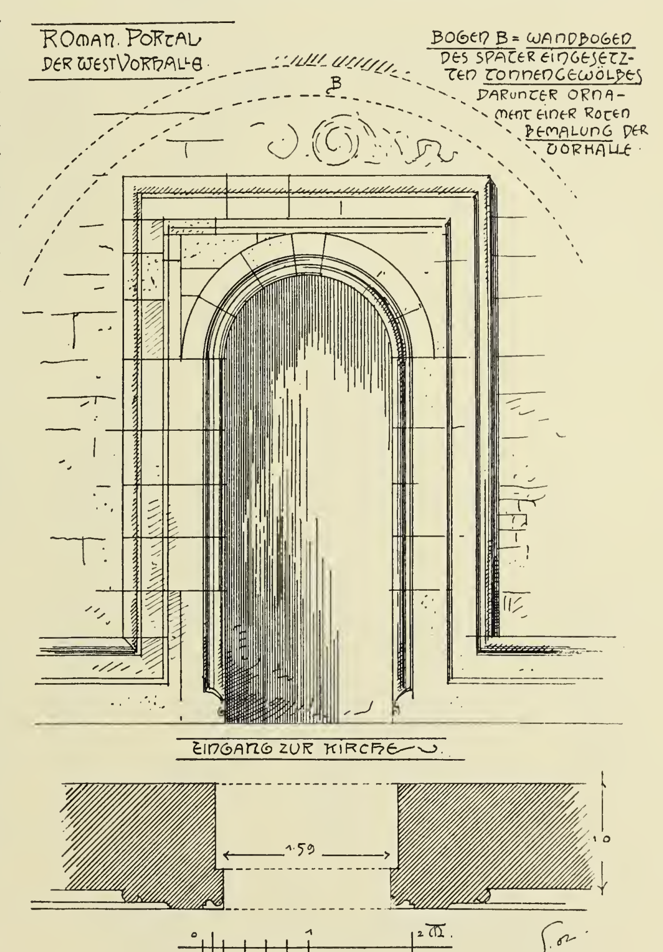


Fig. 142. Klosterkirche Allerheiligen. Romanisches Portal der westlichen Vorhalle.

Außer diesen sind noch sechs Gruppen von Schlußsteinen zu unterscheiden: (I) eine ziemlich große Sorte, etwa 40 cm im Durchmesser, mit krausem Blattwerk, in flauer Ausführung verziert. Sechs Rippenansätze, von denen vier auf ein oblonges Gewölbe oder, in Verbindung mit den zwei, im spitzen Winkel zwischen ihnen ansetzenden auf ein Netzgewölbe deuten. Erhalten sind vier Steine und der Rest eines fünften. Die Zahl spricht dagegen, daß wir in ihnen die Schlußsteine des nur drei Joche großen Mittelschiffes besitzen. Diesen ganz ähnlich, nur in einem Exemplar erhalten, (II) ein Schlußstein mit Blattwerk von ca. 30 cm Durchmesser und den Rippenansätzen für ein Kreuzgewölbe. Eine dritte Gruppe (III) mit nur drei

unregelmäßig zueinander stehenden Rippenansätzen zeigt in einem Dreipaß den Schild mit den Marterwerkzeugen Christi. Diese nur in einem Exemplar erhaltene Sorte, von ca. 35 cm Durchmesser, deutet auf ein ganz unregelmäßiges Gewölbe, das in den

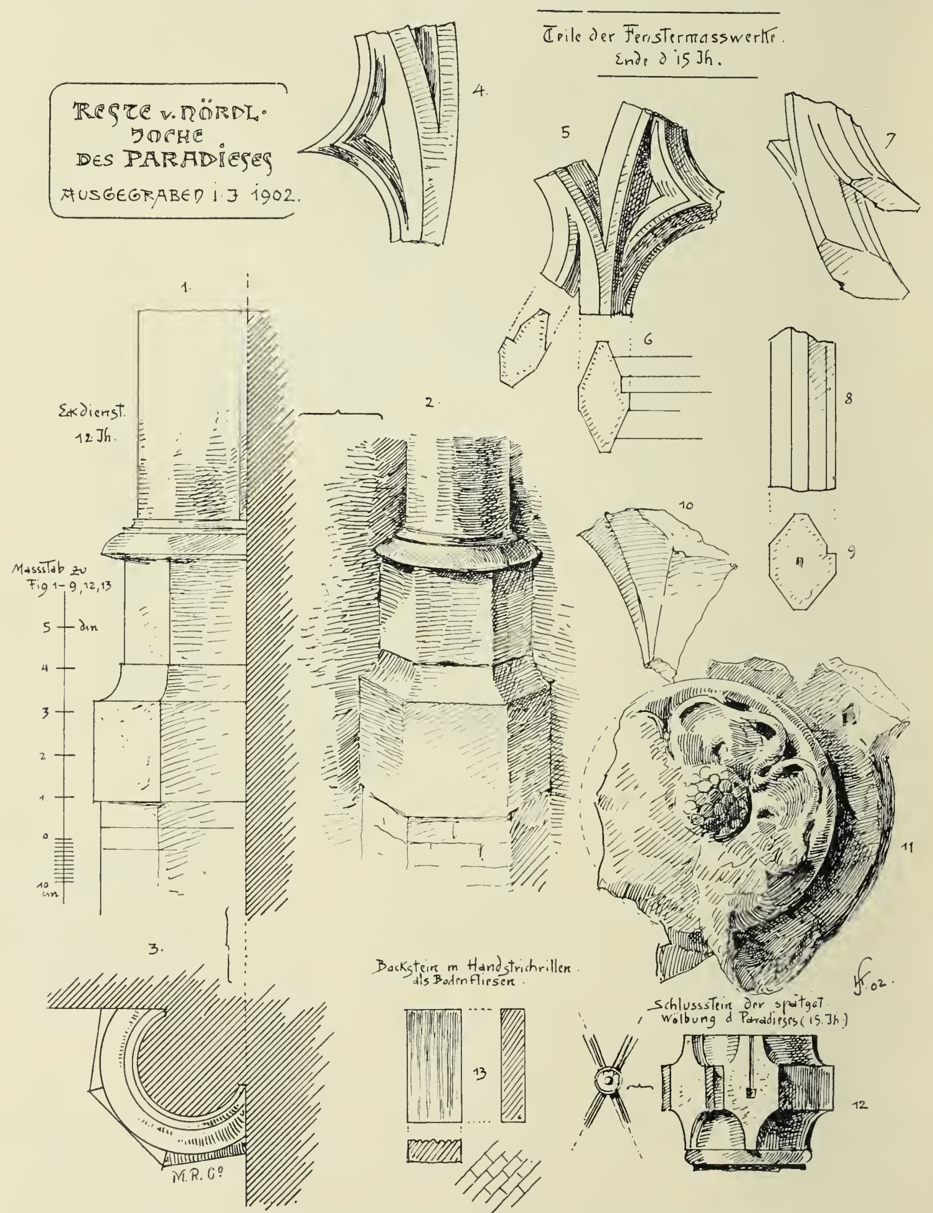


Fig. 143. Klosterkirche Allerheiligen. Reste von dem nördlichen Seitenraum der Vorhalle bezw. von dem nördlichen Joche des Paradieses.

Kreuzgang zu versetzen nach den dort erhaltenen Rippenansätzen nicht angängig ist. Eine vierte (IV), der vorigen ganz ähnliche Gruppe, in zwei Exemplaren erhalten, ebenfalls mit nur drei Rippenansätzen, zeigt in einem Dreipaß von ca. 32 cm Durchmesser

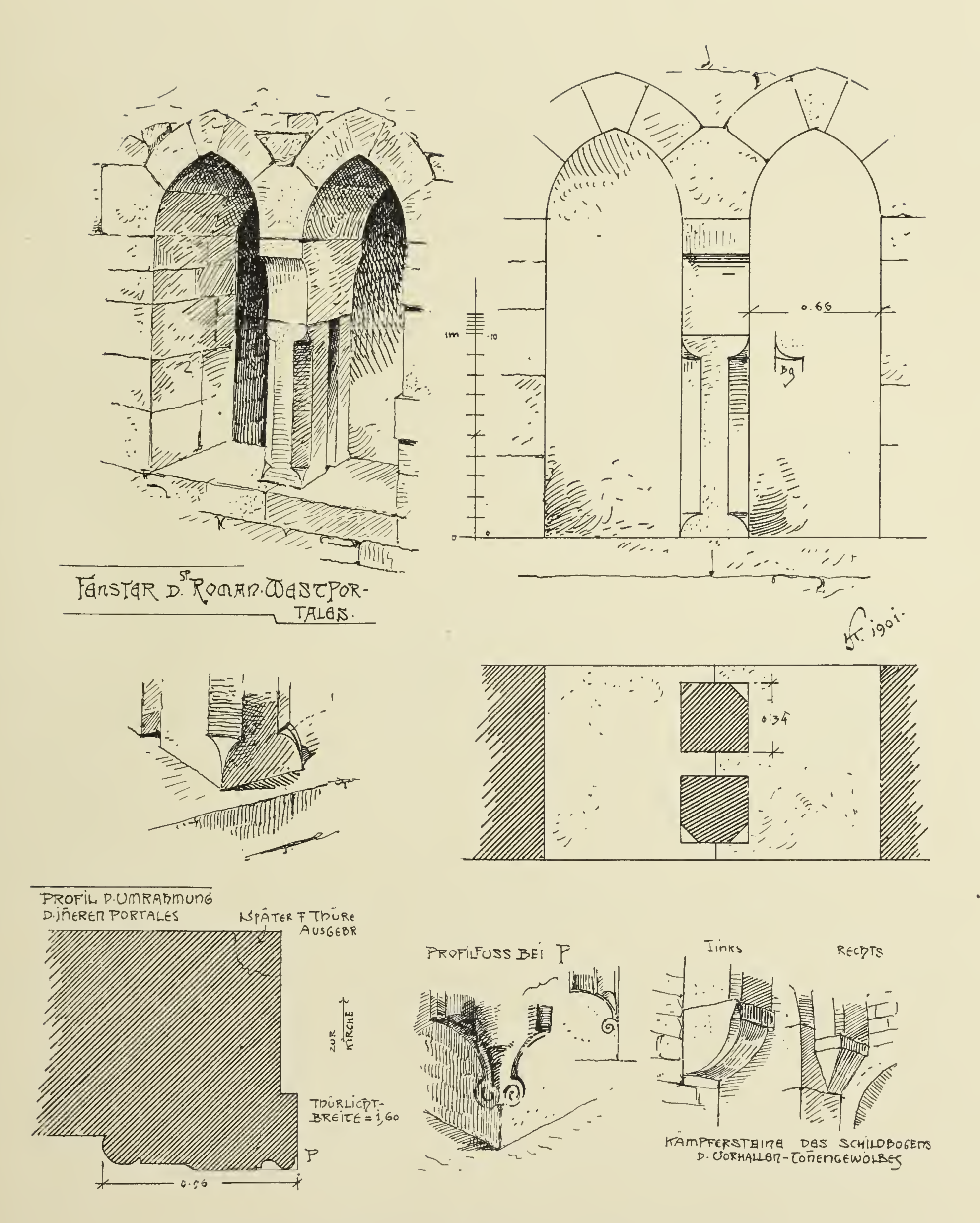


Fig. 143 a. Klosterkirche Allerheiligen. Fenster der Vorhalle.



in flachem Relief das Lamm. Die fünfte Gruppe (V), in einem Exemplar erhalten, ebenfalls in einem Dreipaß mit dem Namen Jesu, hat vier Rippenansätze (s. Fig. 145) eines oblongen Gewölbes. Diese letzten drei Gruppen scheinen mir näher zusammen zu gehören. Eine sechste Gruppe (VI) mit Schilden, die teilweise skulpiert, teilweise in Malerei langgestreckte Blätter aufweisen (s. Fig. 145 u. 147), hat im Rund ca. 32 cm Durchmesser, einmal auch 36 cm, ist in drei Exemplaren erhalten mit den Ansätzen für die Rippen eines oblongen Gewölbes. Endlich existiert noch ein Stein, den ersten Gruppen ähnlich, sehr zerstört, ca. 30 cm Durchmesser, krauses Blattwerk, mit ganz unregelmäßigem Ansatz von zwei Rippen.

Eine Anzahl von Rippenstücken wird hier aufbewahrt, alle in der schlichten, trockenen Hohlkehlung der Spätzeit, wichtig einige Exemplare sich im spitzen Winkel durchschneidender Rippen.

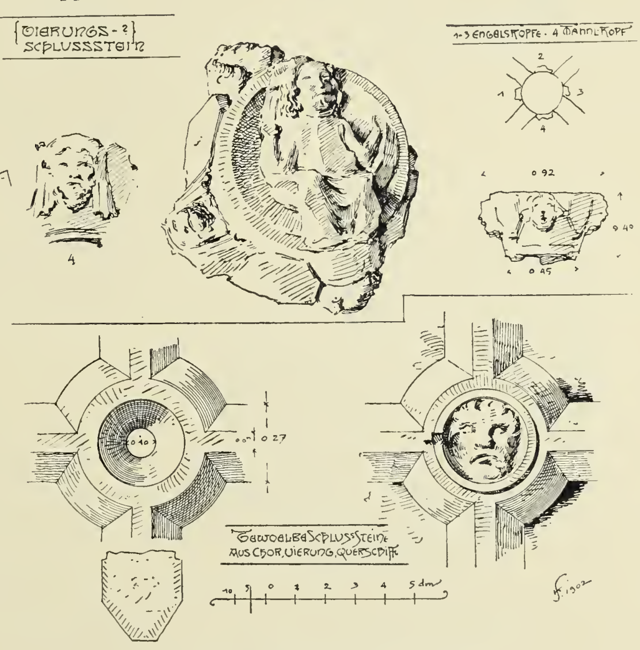


Fig. 144. Klosterkirche Allerheiligen. Gewölbeschlußsteine, vermutlich aus Chor, Vierung und Querschiffen.

Reste einer Wölbung des frühgotischen Langhauses fehlen danach gänzlich. Da wir über die Gestaltung des Chorgewölbes, der Querschiffgewölbe und derjenigen der seitlichen Vorhallenräume Gewißheit besitzen, so können wir obige Schlußsteine nur auf das Langhaus und den Kreuzgang verteilen. Da ist es denn möglich, daß das Mittelschiff mit einem Netzgewölbe, wie Lautenbach, überdeckt war, wobei sich dann die vielen Schlußsteine der ersten, dritten und vierten Gruppe erklären ließen; trauen wir aber dem Grundriß von 1803, so müssen wir ein Kreuzgewölbe annehmen mit Schlußsteinen etwa wie die zweite Sorte, und die vorhin genannten Schlußsteine dem Kreuzgang zuweisen. Die Stücke der sechsten Gruppe dürfen wir wohl für die oblongen Seitenschiffgewölbe in Anspruch nehmen.

Aufbewahrt werden hier auch die Funde aus dem Kapitelsaal (s. Fig. 126a).

Weitere Funde sind: ein Doppelkapitell mit Laubwerk von der Chornische, vielfache Reste der Wandpfeiler des nördlichen Seitenschiffes, genau zu den dort aufgestellten passend, ein plumper Wasserspeier der Vierung, stark verwitterte Reste eines romanischen Ornamentes (s. Fig. 146), zwei weitere Ornamentstücke (s. Fig. 147), von denen das letztere der Renaissance angehört; ein Steinfragment mit dreifachem Kleeblattblendbogen (s. Fig. 147); die Reste eines frühgotischen Fensters (s. Fig. 148), aus denen sich dieses Fenster mit Leichtigkeit rekonstruieren läßt. Es ist dem Fenster des nördlichen Querschiffes sehr ähnlich, und da es, ohne jede Brandspuren, vom südlichen nicht stammen

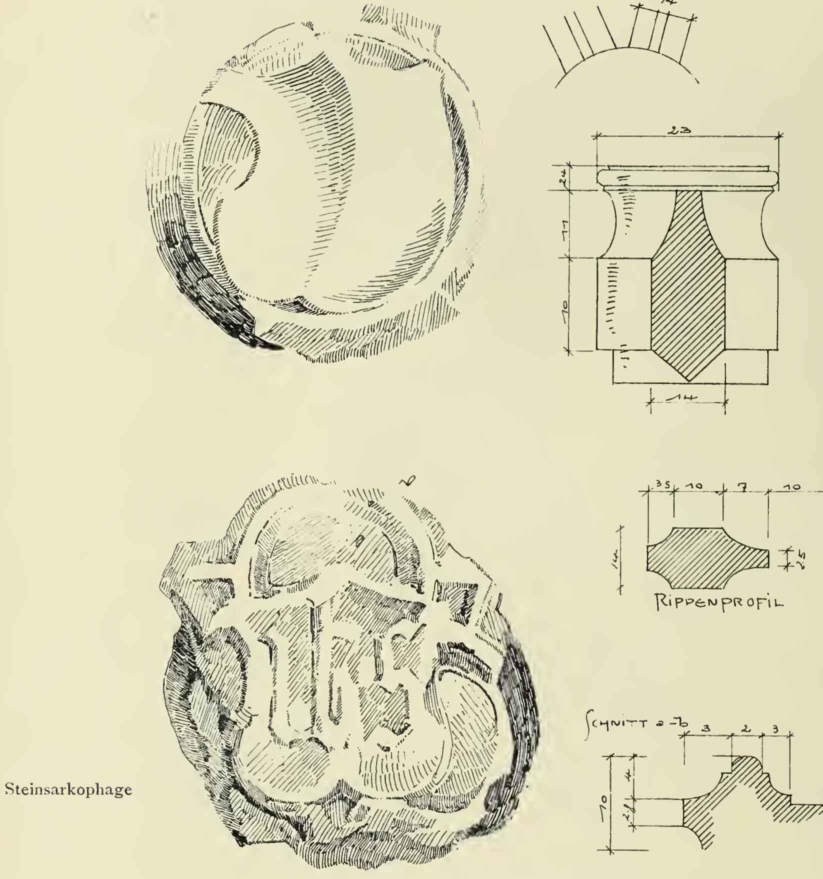


Fig. 145. Klosterkirche Allerheiligen.
Schlußsteine von Mittelschiff (?) und Seitenschiffen (?).

kann, so müssen wir seinen ursprünglichen Platz wohl im Norden, also in der Außenwand des nördlichen Querschiffs oder des nördlichen Seitenschiffs, suchen. Für ein weiteres, frühgotisches Fenster, dessen Reste ebenfalls in Fig. 148 abgebildet sind, vermögen wir bis jetzt keinen Platz anzugeben. Es ist noch in einem zweiten Exemplar erhalten, das heute kurz vor dem Abstieg zu den Wasserfällen aufgestellt ist. Die Reste eines dritten Fensters gestatten ebenfalls eine genaue Rekonstruktion (s. Fig. 149).

Steinsarkophage

Außerdem werden hier in der Vorhalle zwei *Steinsarkophage* (s. Fig. 150) aufbewahrt, von denen sich der erstere bei dem Fundament der nördlichen Langhauspfeiler im dritten Joch vorfand, der zweite im Bezirk des östlichen Kreuzganges (s. den Ausgrabungsplan Fig. 126a). Beide waren ohne Deckel und ohne Inhalt. Der weitaus interessantere erste zeigt in guter Arbeit die Aushöhlung für Kopf und Schultern des Toten, eine Form, die man gewöhnlich sehr frühen Perioden unserer Geschichte zuzuschreiben pflegt, die aber hier doch kaum älter sein kann als 1200. Offenbar aber ist eine gewisse Ausarbeitung des Steinsarges in Allerheiligen länger Sitte geblieben, denn auch der zweite Sarkophag zeigt wenigstens eine Aushöhlung für den Schädel des Toten. Grabstätten ohne Särge bezw. mit jetzt zerfallenen Holzsärgen haben sich in den Fundamentmauern der Vierung vorgefunden, hier auch ein silbernes Sterbekreuz (18. Jh.).

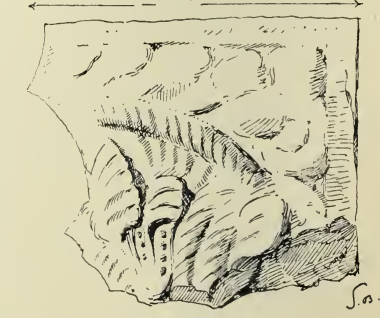
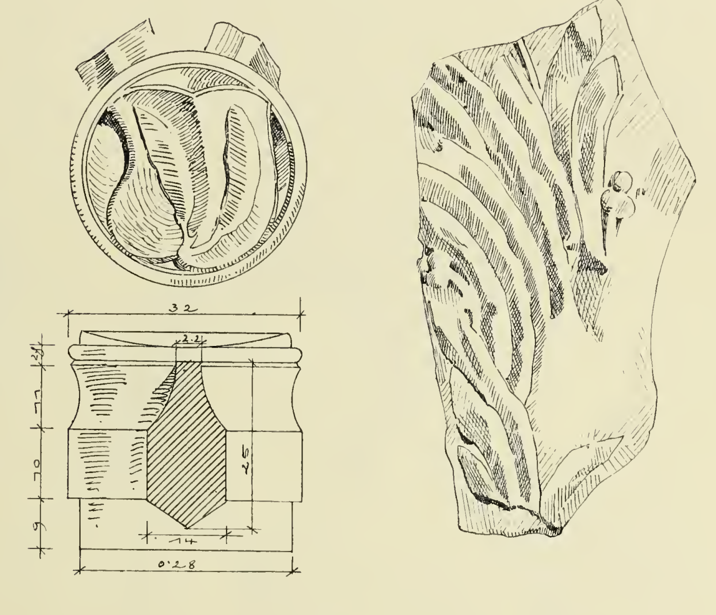


Fig. 146. Klosterkirche Allerheiligen.
Romanisches Ornamentfragment.

In der Vorhalle haben endlich noch einige Grabsteine, wohl auch aus dem Innern der Kirche, Aufstellung gefunden. Zwei kleinere

aus dem 17. Jh., der eine mit teilweise zerstörter Inschrift für einen Chrysostomus, der andere:

HIC IACET
ANTONIVS
DIACON CO
NFRATER
AMANDVS
. . . AV · MDCLXIII.



Ein Inschriftstein vom Abteigebäude mit dem Wappen des Abtes Anastasius und dem Rest der Inschrift:

CONDIDIT HAS
ÆDES ABBAS EX
ORDINE
PRE . . . .

Unter dem Wappen:

16 *69*
MDC LXIX

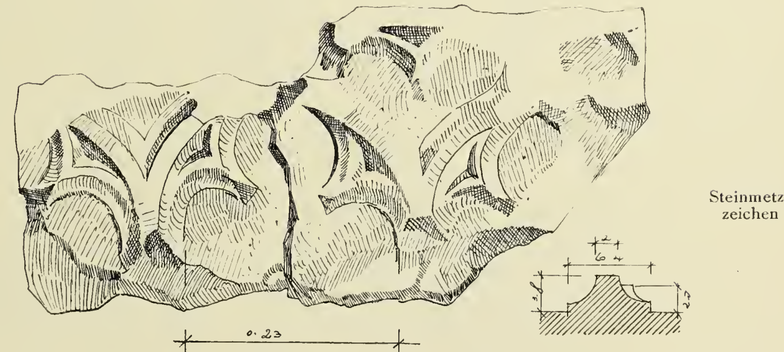


Fig. 147. Klosterkirche Allerheiligen. Schlußstein und Ornamentstücke.

Steinmetzzeichen

An den Wänden der Kirche, ganz besonders an den Ostteilen, haben sich eine Fülle von *Steinmetzzeichen* ergeben, über welche die beiliegende Tabelle (s. Fig. 151) von Herrn Prof. Statsmann eine vorzügliche Übersicht gibt. Wenn man auch sicher für Vergleiche mit anderen Bauten diesen Zeichen keinen allzu großen Wert beilegen darf, so stimmen die sich aus ihnen ergebenden Resultate hier doch so auffallend mit denen der baulichen Untersuchung, daß sie deren Beweiskraft sehr unterstützen.

Prof. Statsmann bemerkt über diese Steinmetzzeichen und die daraus zu ziehenden Folgerungen *(Wth.)*:

Es sind gegen 50 verschiedene *Zeichen* vorhanden.

Dieselben befinden sich auf den Quadern der noch stehenden Reste der Klosterkirche, insbesondere an den Wänden in Chor, Querschiffen, östlicher Seitenkapelle, an den Gurtbögen der Vierung, an den Vierungspfeilern, an den Schiffpfeilern der spätgotischen Zeit, an der nördlichen Türe nach dem Kreuzgang.

Die Zeichen sitzen sowohl am Äußern der Kirche als auch im Innern, an Quadern etwa in der Mitte der Sichtfläche, regellos, in verschiedensten Stellungen. Außer an Glattquadern sitzen sie auch an profilierten Stücken *(G 23, K 20, L 24, Q 25–27)* und vereinzelt an Kapitellen *(H 17* des Vierungspfeilers, *R 21, 29* am Säulenfuß). Nicht jeder Stein besitzt sichtbare Zeichen.

Die Zeichen der ältesten Periode (frühgotische Zeit) sind fein mit dem Meißel eingeschlagen und bestehen daher meist aus linearen Formen *(1, 3–6, 9, 12–17, 20* von 3–6 cm Höhe; die Zeichen *2, 7, 8, 10, 14, 17, 18, 21, 22, 23–30* von 5–8 cm Höhe). In der hochgotischen Zeit

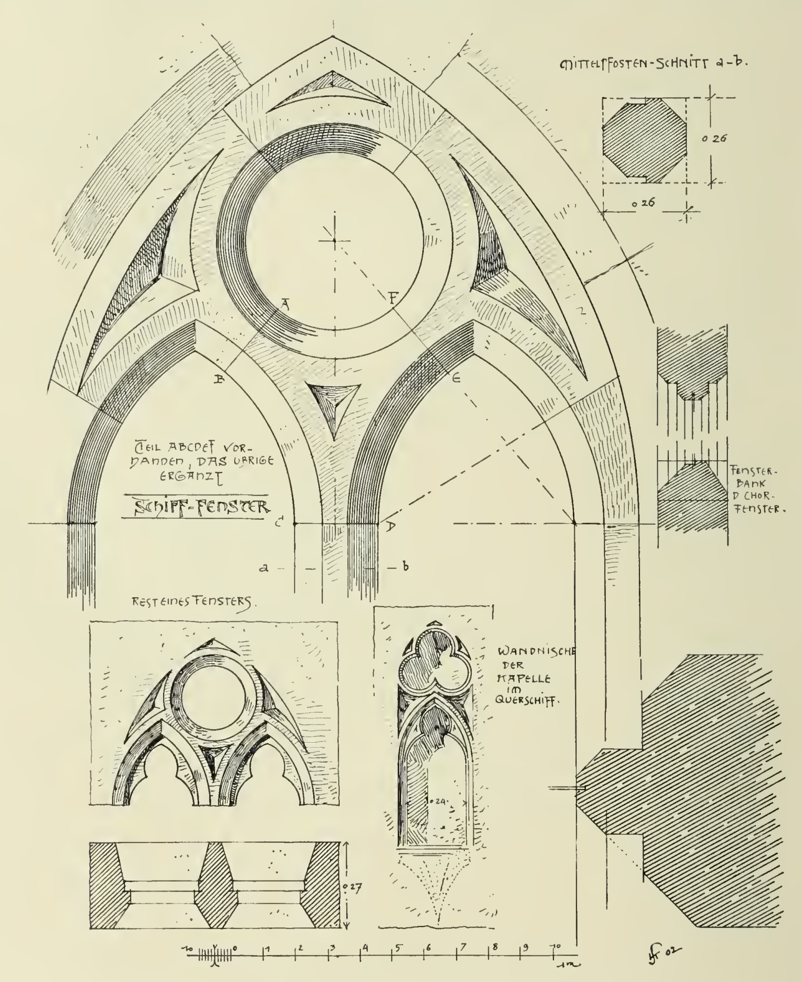


Fig. 148. Klosterkirche Allerheiligen. Schiffenster u. a.

(östliche Kapelle des südlichen Seitenschiffes) erscheinen Flächengebilde *R 20, 21, M 22, E 33* und Gabelungen *(15, 16)*, das Zeichen *2* wurde auch an einem Stück des Wandpfeilers des (nördlichen?) Seitenschiffes gefunden, welcher vermutlich aus der hochgotischen Zeit herrührt (Reststück in der Westvorhalle); in der spätgotischen Zeit erscheinen die feinen, gut gearbeiteten Zeichen wie *T 34, S 34–43* oder die sehr roh, groß (bis 10 cm) und tief gearbeiteten *L 33–37, P 33–37*. Zeichen *R 10, 14* und *16, 20* kommen auch in der Westfront des Münsters zu Straßburg unten vor.

Sehr häufig kommen Nr. *1, 2, 4, 7, 8* vor. Zeichen *9, 18* (Hexenbesen!) sitzen wie auch an anderen Kirchen dieser Zeit an einem Fenster der Nordseite; als Apotropeion? Die Zeichen *23–28* sitzen an den Vierungsgewölbebogen; Zeichen der Wölbemeister? Selten kommen *11–13, 17 31* vor.

In der westlichen Vorhalle ist nur ein Zeichen *A 1* nachweisbar; dasselbe verschwindet in der hochgotischen Zeit.

Vorkommen, Zahl und Art der Zeichen lassen somit folgende *Entwickelungserklärung* des Kirchenbaues zu:

Die Klosterkirche wurde mit der Westvorhalle begonnen (frühestens um 1200). Lebhafte Bautätigkeit beginnt dann einige Jahrzehnte später am östlichen Teile der Kirche. Zunächst wird hier der Ostchor begonnen, dann fast gleichzeitig das nördliche Querschiff und das südliche Querschiff. Nicht lange darauf wird im südlichen Querschiff, aber schon in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. frühestens, die östliche Kapelle eingesetzt (vgl. die sehr vorgeschrittenen Formen der Fenster und Strebepfeileraufsätze daselbst!). Gleichzeitig wird das Schiff der Kirche in Angriff genommen (hochgotischer nördlicher Wandpfeiler), aber nicht vollendet. Zwar wird die Vierung durch neu hinzukommende Meister gewölbt, die Schiffwölbung unterbleibt jedoch und wird erst im 15. Jh. vollzogen. Zur Stabilisierung des Vierungsgewölbes und des nördlichen Querschiffgewölbes wird im Verlauf des 13. Jhs. der Vierungsturm aufgesetzt. Die Wölbung des südlichen Seitenschiffes unterbleibt bis zu dieser Zeit oder bis nach dem ersten Brande im 15. Jh.

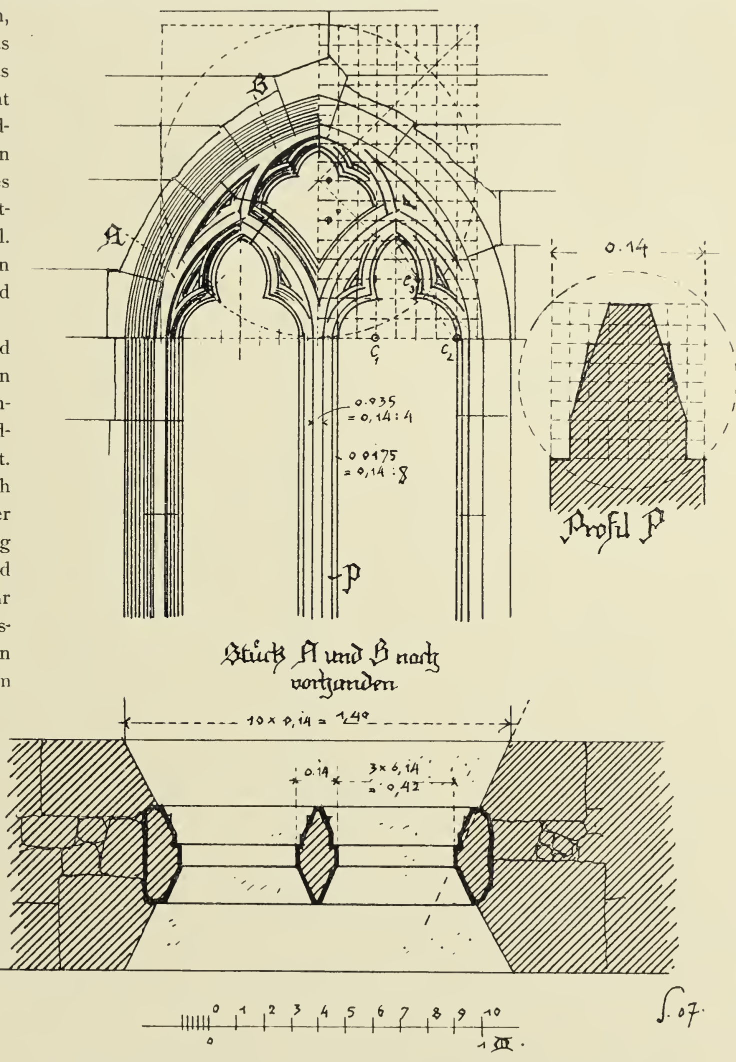


Fig. 149. Klosterkirche Allerheiligen, nach den in der Vorhalle vorhandenen Resten rekonstruiertes Fenster.

Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, daß die meisten Zeichen vom Chor und den beiden Querschiffen, nämlich *2, 3, 5, 6, 7, 9*, an sämtlichen Ostteilen einschließlich der Kapelle wiederkehren, Zeichen *14, 15* und *22* am südlichen Querschiff und der Kapelle allein, das Zeichen *1* an Vorhalle und Chor, dann aber nur an den unteren Teilen der Querschiffe. Es scheint danach, daß an Vorhalle und Chor sowie an den unteren Ostteilen gleiche Steinmetzen, des weiteren an sämtlichen Ostteilen mit der Kapelle die gleichen Arbeiter tätig waren, neu hinzukommende besonders am südlichen Querschiff und der Kapelle, woraus sich ergeben würde, daß Vorhalle, Chor, Vierung, Querschiffe und Kapelle in nicht zu langen Zwischenräumen, etwa in der Dauer eines stattlichen Menschenlebens, erbaut worden sind. Damit stimmt auch die kunstgeschichtliche Betrachtung der Bauteile. *(St.)*

Baugeschichte

Die *Baugeschichte* dürfen wir also folgendermaßen rekonstruieren:

Das Portal der Vorhalle sowie deren Ostwand dürften ziemlich gleichzeitig in Angriff genommen worden sein mit den Fundamenten der Ostteile. Wenn wir als wahrscheinlich annehmen, daß die Mönche ihre Andacht in einem provisorischen Holzbau verrichtet haben, und andererseits die offenbar durchaus kontinuierliche Bautätigkeit mit größtenteils denselben Arbeitern bis zur Hochgotik in Betracht ziehen, so werden wir diesen Beginn etwa in die Zeit um 1220 bis 1230, also etwa die Regierungszeit des Marchtaler Abtes, ansetzen. Der Bau wurde in den Formen des Übergangsstils fortgeführt, die sich unmerklich in solche der Frühgotik umwandelten, und zwar zunächst im Chor, in der Vierung, im nördlichen und dann im südlichen Querschiff sowie der Vorhalle. Chor, Vierung, Querschiffe wurden mit frühgotischen Kreuzgewölben eingewölbt, die auf den Vierungspfeilern mit schwächeren und jüngeren Diensten und entsprechenden Diensten in den Ecken ruhten. Diese Dienste haben noch die ausgesprochen flachen Basen der Frühzeit und die schmucklosen Kelchkapitelle. Daß die konstruktive Neuerung der Gotik verstanden wurde, das zeigen die wenn auch nicht überaus entwickelten, so doch vollkommen genügenden Strebepfeiler an den Ecken. In den Wandarkaden des Chors ist der allmähliche Übergang zum neuen Stil am besten zu erkennen: während die der Südwand mit ihren runden Kleeblattbögen, den Eckblättern an den Basen, den geriefelten Blättern an den Kelchkapitellen noch ziemlich in den Formen des Übergangsstils gebildet sind, lassen die Reste der Nordarkade auf eine schon mehr gotische Bildung schließen. Ausgesprochen gotisch waren dann die Fenster des Chors, ebenso wie die des nördlichen Querschiffes, in welchem nur die Tür zu dem Treppenturm noch den Übergangsstil verrät. Dabei geht doch aus allem hervor, daß hier keine große Unterbrechung des Baues stattgefunden haben kann, und wir müßten also ungefähr die Jahre 1230 bis 1250 dafür in Anspruch nehmen. Das ist allerdings ein ziemlich frühes Datum in Anbetracht der sonstigen Zeugen des Eindringens der Gotik am Ober-

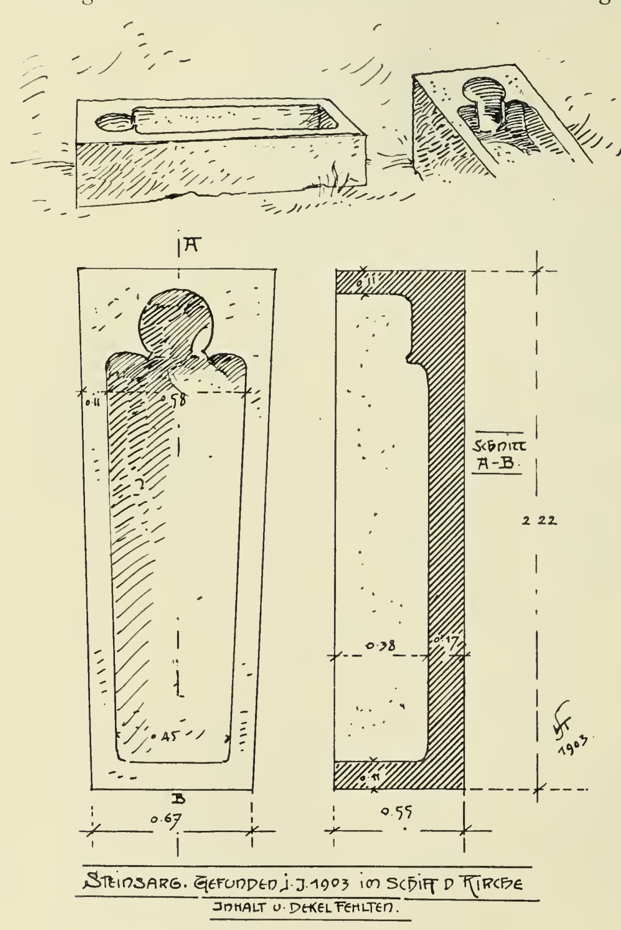


Fig. 150. Klosterkirche Allerheiligen. Im Langhaus gefundener Steinsarkophag.

		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43
A	West-Vorhalle	⟍																																										
B	Chor. Nordwand unten		↓		V	H	▽	S		A	B																																	
C	Chor. Nordwand oben	⟍	↓			H	▽	S	Z	A			α			T		⚓																										
D	Chor. Südwand unten	⟍		+	V	H		S	Z	A																																		
E	Chor. Südwand oben	⟍							Z	A						T																		┌										
F	Nördl. Querschiff. Nordwand unten	⟍	↓		V		▽	S				b																																
G	Nördl. Querschiff. Nordwand oben		↓															⚓	Y	M				I																				
H	Nördl. Querschiff. Ostwand unten		↓		V		▽	S	Z					⊖				↑						I																				
I	Nördl. Querschiff. Ostwand oben		↓	+	V		▽	S	Z	A				⊖																														
K	Südl. Querschiff. Ostwand unten	⟍	↓		V			S	Z		B				⛉		π				✶																							
L	Südl. Querschiff. Ostwand oben		↓	+											⛉		π								†						◈			┐	1	⊿	⊿	T						
M	Südl. Querschiff. Südwand unten	⟍	↓	+	V			S	Z		B				⛉								P																					
N	Südl. Querschiff. Südwand oben		↓	+											⛉		π								†						◈													
O	Südl. Querschiff. Westwand unten		↓	+	V		▽	S							⛉																													
P	Südl. Querschiff. Westwand oben																																	┐	1		⊿	T						
Q	Vierungsbögen		↓	+						A								Ϙ								‡	‡	‡	┌															
R	Kapelle. Südl. Querschiff		↓	+	V		▽	S	Z		B				⛉		π					ρ	P		†					ς														
S	Spätgot. Pfeiler im Schiff																																		⚘	N	t	Λ	∇	Ɔ	X	I	‡	F
T	Kreuzgang																																		⚘									

Fig. 151. Tabelle der Steinmetzzeichen an der Klosterruine Allerheiligen.

Jf. 03

rhein, welches in Straßburg und Wimpfen erst in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. zu konstatieren ist. In unserer Gegend, in Lahr, haben wir es für die Jahre zwischen 1250 und 1270 wahrscheinlich machen können. Mit den genannten Bauten, insbesondere mit Lahr und Wimpfen, hat Allerheiligen in seinen Formen vieles gemeinsam. — Möglich bleibt immerhin, daß durch die Beziehungen des Ordens zu Frankreich das frühe Datum zu rechtfertigen ist. — Das südliche Querschiff zeigt ein merkwürdiges Schwanken. Wir

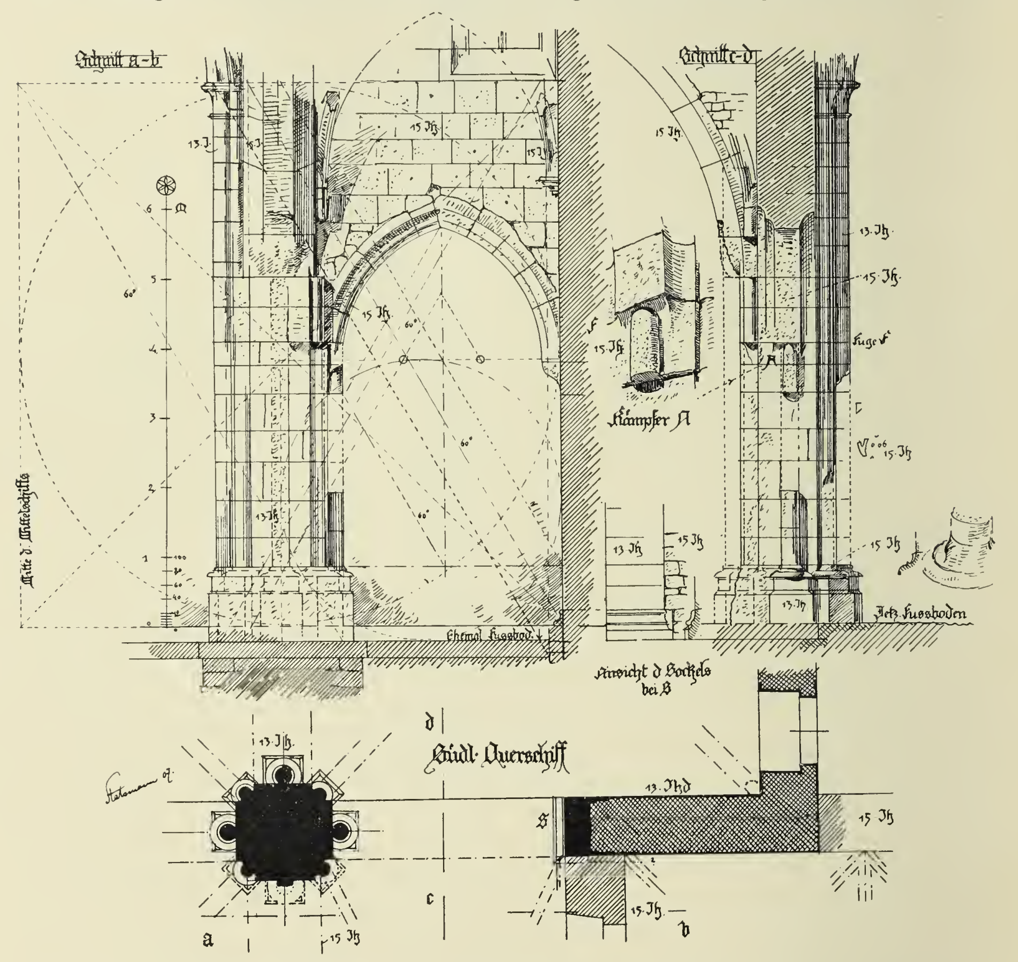


Fig. 152. Klosterkirche Allerheiligen. Der südwestliche Vierungspfeiler und die in das Querschiff führende Arkade.

haben die Rundfenster in seiner Ostwand erwähnt, die von den Schildbögen des 13. Jhs. durchschnitten wurden. Da aber das Querschiff doch ersichtlich auf Wölbung angelegt war, und zwar auf Wölbung der Vierung entsprechend, und da nach dem vorhandenen Schlußstein diese Wölbung nicht etwa unausgeführt blieb, so ist nur die oben gegebene Erklärung möglich. Allerdings hat der große Brand von 1470 ganz besonders an der Südseite der Kirche gewütet. Er ist, wie begreiflich, von dem Kloster ausgegangen, das offenbar nach dem obenzitierten Beschluß von 1469 an baulicher Solidität zu wünschen übrigließ, hat von hier aus das südliche Seitenschiff völlig zerstört, dann

das Langhaus ergriffen, aber auch an der Südmauer des südlichen Querschiffes sehr ruiniert, so daß sie, wie auch die Westmauer gründlich renoviert werden mußte.

Zu gleicher Zeit etwa mit den Unterteilen des Chors wird wohl die Vorhalle angelegt worden sein. Wie aber haben wir uns sie ausgebaut zu denken? Das Tonnengewölbe der mittleren Teile ist nicht ursprünglich, das beweist schon die spitzbogige Tür in dem Oberbau, deren Schwelle unterhalb des Gewölbescheitels liegt. Der gesamte Oberbau selbst aber scheint mir seiner Mauertechnik nach eher dem 15. als dem 13. Jh. anzugehören. Damit fiele auch für dieses die Beweiskraft der an dessen Nordwand bezw. also an der Südwand des nördlichen Seitenraumes vorhandenen Konsolen, die zunächst darauf hinzudeuten scheinen, daß diese Seitenräume niedriger als die Seitenschiffe waren. Wir bleiben schließlich, was das Aussehen dieser Westteile im 13. Jh. anbelangt, ganz auf unsere Phantasie angewiesen, der einzig der Eckdienstrest des nördlichen Raumes, das Portal der Mittelhalle und ihr nach Norden übergreifendes altes Mauerwerk als Anhaltspunkte dienen können. Einstweilen scheint mir am naheliegendsten, uns eine einheitliche Vorhalle vorzustellen, wie sie die Kirchen der neuen Orden damals häufig besaßen, eine Vorhalle, deren Rippenkreuzgewölbe auf Wandpfeilern mit Halbsäulenvorlagen und Eckdiensten ruhten, darin den Querschiffen ähnlich. Im 15. Jh. haben dann hier nach dem Brand von 1470 große Veränderungen stattgefunden. In dieser Zeit ist die Vorhalle zweifellos in drei Teile geteilt worden durch die Querwände, auf denen jetzt die Tonne ruht, die mittlere eigentliche Vorhalle und die zwei Seitenräume. Erstere wohl flachgedeckt, letztere (die Wahrscheinlichkeit zugegeben, daß der südliche dem nördlichen gleich war) unter Verwendung der noch brauchbaren Teile (Eckdienst) als Kapellen ausgebildet in Verlängerung der Seitenschiffe, mit spätgotischem Kreuzrippengewölbe und je einem großen, zweipfostigen Maßwerkfenster, welches auch in den Bildern des 18. Jhs. ersichtlich. Diese zeigen in der Mitte der Westfassade ein barockisiertes Portal, darüber nach den Annales zwei schmälere Langfenster, nach der Zeichnung des Abtes Felix fast zu beiden Seiten kleine Spitzbogenfenster. Sollten damit die gekuppelten Spitzbogenfensterchen der heutigen Vorhalle gemeint sein, von denen ich nicht sicher behaupten möchte, wo sie ursprünglich angebracht waren? Ob auch in der Vorhalle? Darüber dann nach den Ansichten des 18. Jhs. ein Rundfenster und im Giebel noch einmal ein Spitzbogenfenster.

Im Langhause hat der große Brand ganz besonders gewütet. Die südliche Seitenschiffmauer ist ihm vollkommen zum Opfer gefallen, ebenso die Arkaden des Mittelschiffes mit ihren Hochmauern, wenn sie überhaupt je in Stein vorhanden waren. Daß das nicht der Fall, darauf deutet das gänzliche Fehlen irgendwelcher Reste des 13. Jhs. Auch die Fundamentreste der bestehenden Schiffspfeiler sind neu, d. h. 15. Jh. So groß, daß er alles geradezu weggeschmolzen hätte, kann der Brand nicht gewesen sein, er hätte sonst auch an den Vierungspfeilern stärkere Spuren hinterlassen müssen. Damit bringe ich wieder die Notiz von 1469 zusammen, und es will Herrn Prof. Statsmann sowohl wie mir danach scheinen, daß das Langhaus nie ausgeführt war, an Stelle der Pfeiler vielmehr Holzstützen standen und das Ganze mit flachen Holzdecken eingedeckt war. Damit erklärt sich auch leicht die Gewalt des Brandes. Die Wandpfeiler der Seitenschiffe mit ihren Diensten waren dagegen offenbar schon ausgeführt und sind auch da, wo der Brand am wenigsten wütete, im nördlichen Seitenschiff, stehen geblieben. Wir haben nun Fingerzeige, wie im 13. Jh. das Langhaus geplant war, und zwar hat

damals schon eine Änderung im Bauplan stattgefunden. Zuerst nämlich dachte man sich die Seitenschiffe ziemlich niedrig, was das spitzbogige Fenster in der Westwand des

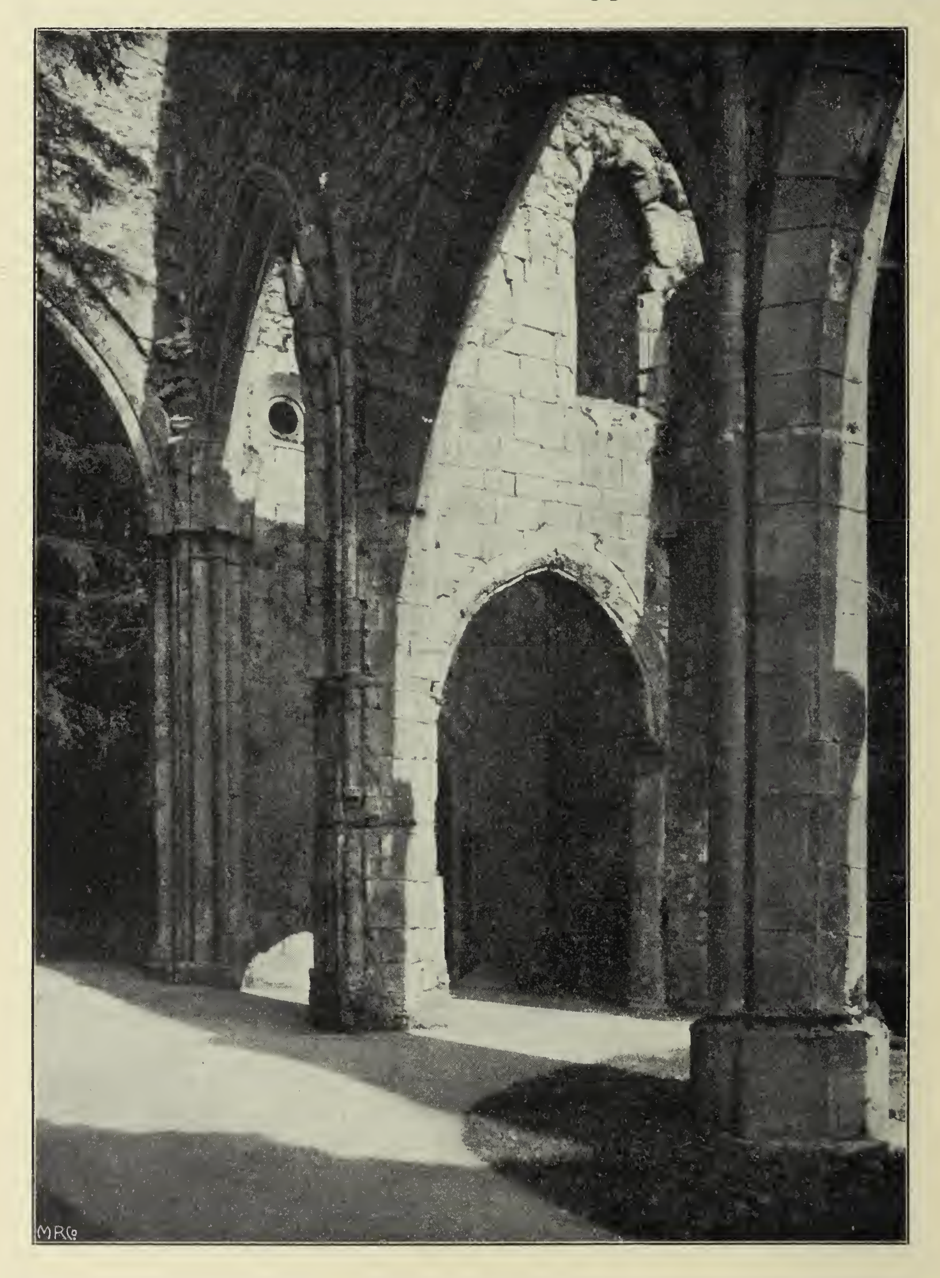


Fig. 153. Klosterkirche Allerheiligen. Blick auf den südwestlichen Vierungspfeiler vom Mittelschiff aus.

südlichen Querschiffes beweist. Danach ist gar nichts Anderes möglich, als daß je zwei Gewölbejoche der Seitenschiffe auf ein Joch des Mittelschiffes fielen; wenn wir aber daraufhin den Grundriß ansehen, so ergab sich dabei der Grundriß einer Kirche im

alten, gebundenen System. Zur Ausführung ist das aber nicht gekommen, sondern wurde verdrängt durch einen ungleich wertvolleren und

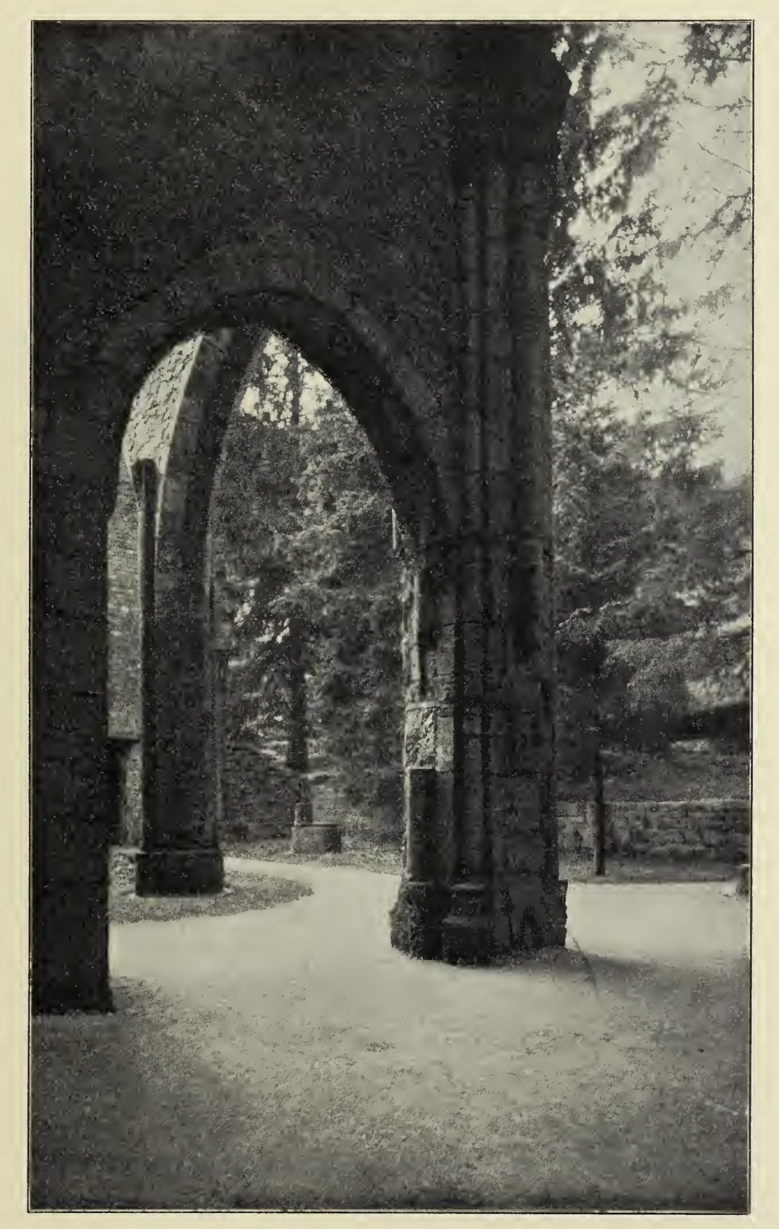


Fig. 154. Klosterkirche Allerheiligen. Blick vom südlichen Querschiff auf den südwestlichen Vierungspfeiler.

neuen Baugedanken. Der stehen gebliebene westliche Dienst des südlichen Vierungspfeilers (s. Fig. 152) gibt den Anhaltspunkt für die dann geplanten Seitenschiffgewölbe, das Ganze war danach als frühgotische Hallenkirche gedacht,

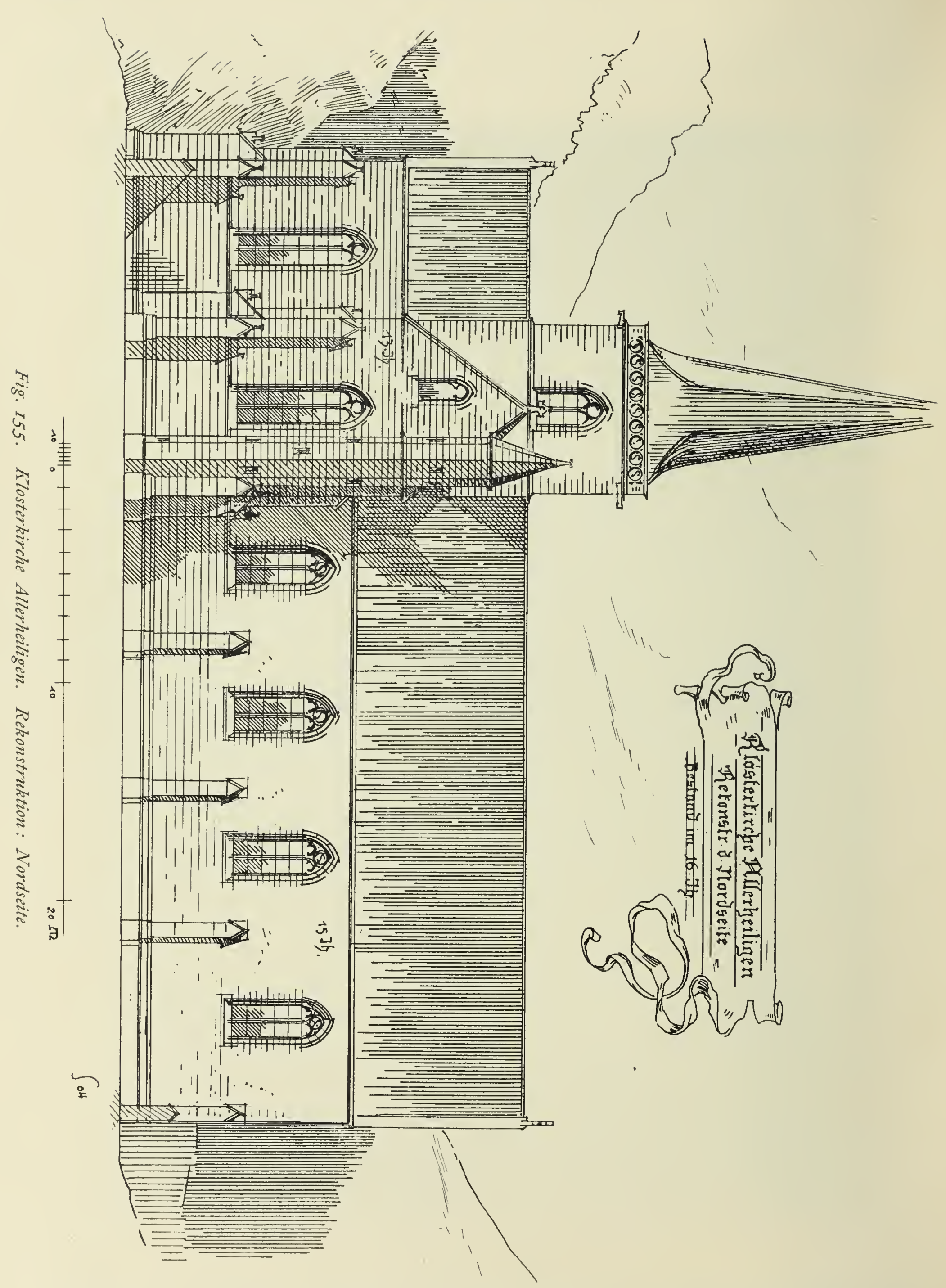


Fig. 155. Klosterkirche Allerheiligen. Rekonstruktion: Nordseite.

a b e r n i e a u s g e f ü h r t. Dieser Vierungspfeiler hat in späterer Zeit verschiedene Bearbeitungen erlitten. Wir sehen an der dem Langhaus zugekehrten nördlichen Seite oben noch die Kapitelle der Dienste. Das des nordwestlichen Eckdienstes ist abgearbeitet,

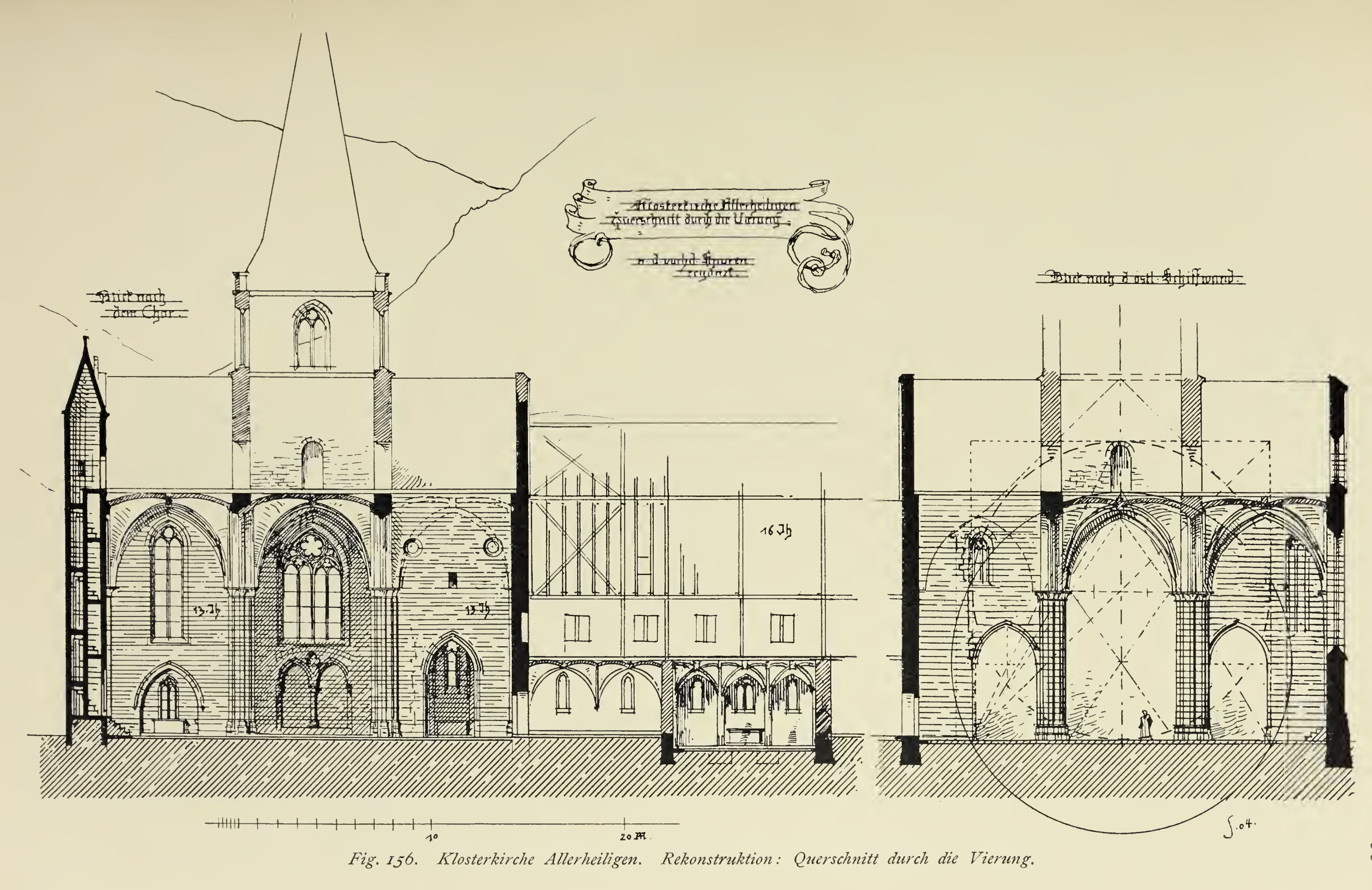


Fig. 156. Klosterkirche Allerheiligen. Rekonstruktion: Querschnitt durch die Vierung.

die Spuren, die Steinfugen zeigen die Erneuerung und geben deutlich an, daß es in der Höhe der anderen Kapitelle lag. Also ist die frühgotische Arkade höher gewesen als die jetzige. Dafür spricht auch der abgearbeitete westliche Dienst, der da, wo jetzt der Bogen der Arkade ansetzt (s. Fig. 153), noch nicht aufhörte, dessen Kapitell also höher lag; die Arkade war demnach höher. Das Fenster in der Westwand des südlichen Querschiffes wurde von den Gewölbeschildbogen des 15. Jhs. durchschnitten. Der Arkade entsprechend muß derjenige des 13. Jhs. höher gewesen sein und so liegt die Annahme nahe, daß er das Fenster in sich schloß, womit das Gewölbe die gleiche Höhe gehabt hätte, wie das des Mittelschiffes. Auch der südwestliche Eckdienst ist offenkundig abgeschnitten, des niederen Ansatzes der spätgotischen Rippen wegen. Da von einer Kapitellabarbeitung aber keine Spuren zu bemerken sind, so lag dieses höher, somit also ebenfalls der Ansatz des frühgotischen Gewölbes. Betrachten wir nun die südliche Seite des Pfeilers (s. Fig. 154), so finden wir, daß der südliche Dienst in seinem unteren Teile intakt erhalten, in seinem oberen Stück aber abgearbeitet ist. Und zwar scheint hier das Kapitell abgearbeitet zu sein, wenn dieser Stein nicht überhaupt dem 15. Jh. angehört, denn irgendwie später eingesetzt ist er. Das Kapitell der Halbsäule des 13. Jhs. muß aber höher gelegen haben, da sich bei dem unteren Durchmesser sonst eine unerträglich plumpe Form ergeben hätte. Der gegenüberliegende Kämpfer der Arkade ist in seinem heutigen Aussehen ebenfalls dem 15. Jh. zuzuschreiben. Das Sockelgesims — der ehemalige Fußboden lag um etwa 20 cm niederer — an dieser Stelle ist dagegen alt, es zog sich auch nach Süden herum; eine Langhausmauer war also hier in frühgotischer Zeit nie fertiggestellt. Daß an dieser Stelle nach dem Brand große Veränderungen stattgefunden haben, wird, abgesehen von der Bearbeitung der Steine an der Querschiffwestwand, auch dadurch bewiesen, daß in der Südwestecke des südlichen Querschiffes der zweifellos ursprünglich vorhandene Dienst in der Spätgotik durch eine Konsole ersetzt wurde. — So steht also das Projekt der Hallenkirche klar vor uns. Prof. Statsmann hat in Fig. 141 u. 157 gezeigt, wie nach diesem Projekte die Schiffpfeiler wohl gestaltet sein sollten. Dieses Projekt mag der Zeit nach 1250 entstammen. Nicht allzuviel später muß die Kapelle im nördlichen Querschiff erbaut worden sein, zumal sie mit Querschiff und Chor bündig ist, also von vornherein geplant war. Ihre ausgesprocheneren, fast hochgotischen Formen hindern nicht, sie in die Zeit um 1260/70 zu setzen. Nach dem Brande von 1470 hat die Spätgotik die Kirche dann ausgestaltet, der Scheitel der Seitenschiffgewölbe lag bei ihr nur ca. 2 m niederer als der des Mittelschiffes. Im nördlichen Seitenschiff benutzte man die stehen gebliebenen Wandpfeiler des 13. Jhs., die schon durch die schwachen Strebepfeiler etwas verstärkt waren, im Langhaus errichtete man die Pfeiler, die man stark fundierte und durch feste Quaderzüge verband, da sie ohne Unterstützung durch ein ausgebildetes Strebesystem den Druck des Mittelschiffgewölbes zu tragen hatten. Im südlichen Seitenschiff, d. h. an dessen Südwand, trugen Konsolen das Gewölbe. Die Seitenschiffe waren nach den Funden mit oblongem Rippengewölbe eingewölbt, für das Langhaus hatte man früher ein komplizierteres Gewölbesystem angenommen, das auch den Zeichnungen von 1850 zugrunde gelegt ist. Dagegen spricht allerdings der Grundriß von 1803, der hier Kreuzgewölbe zeigt;[1]) doch scheint mir die Einzeichnung der Gewölbe so flüchtig, daß

[1]) Danach in unserem Grundriß.

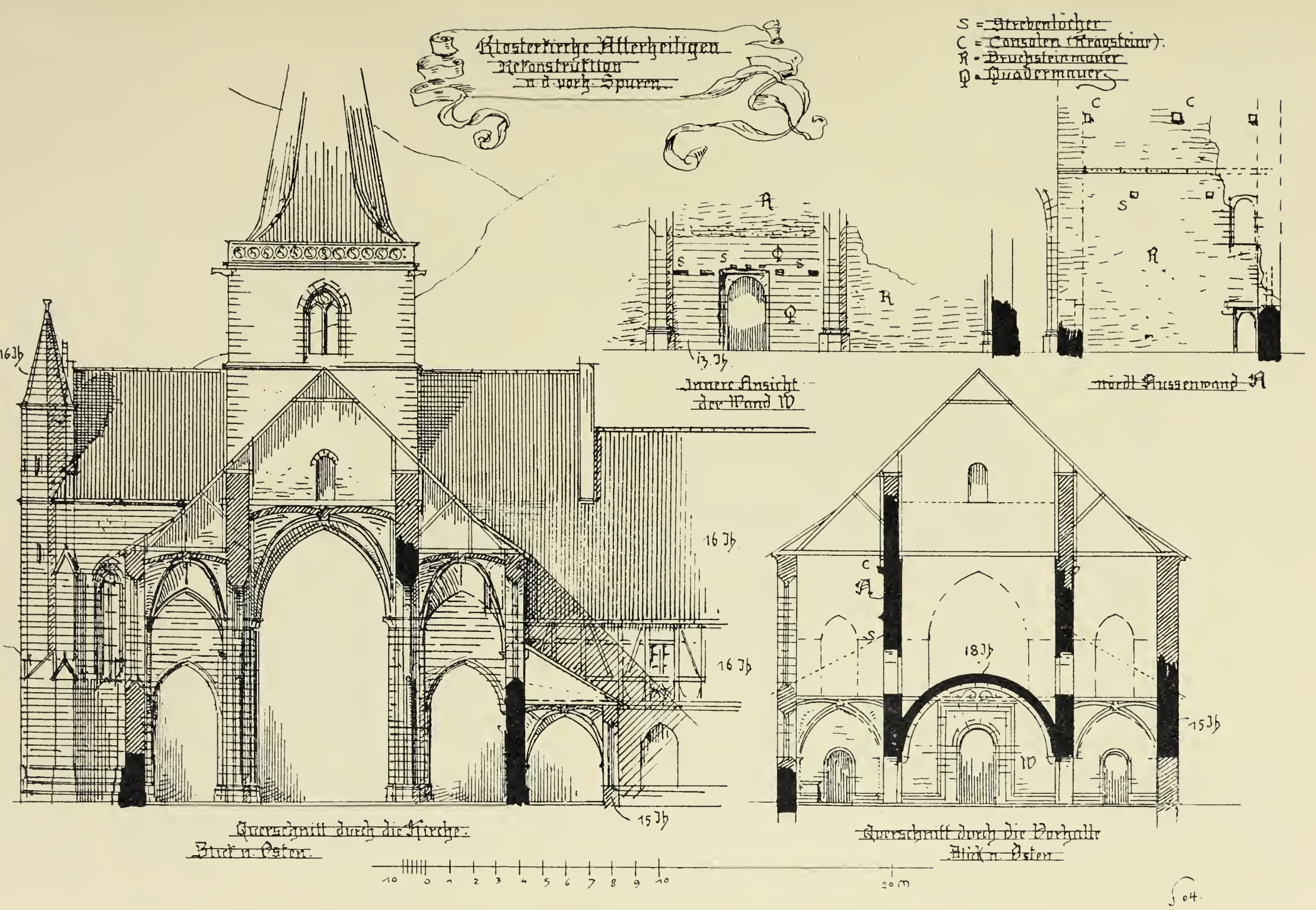


Fig. 157. Klosterkirche Allerheiligen. Rekonstruktion: Querschnitte.

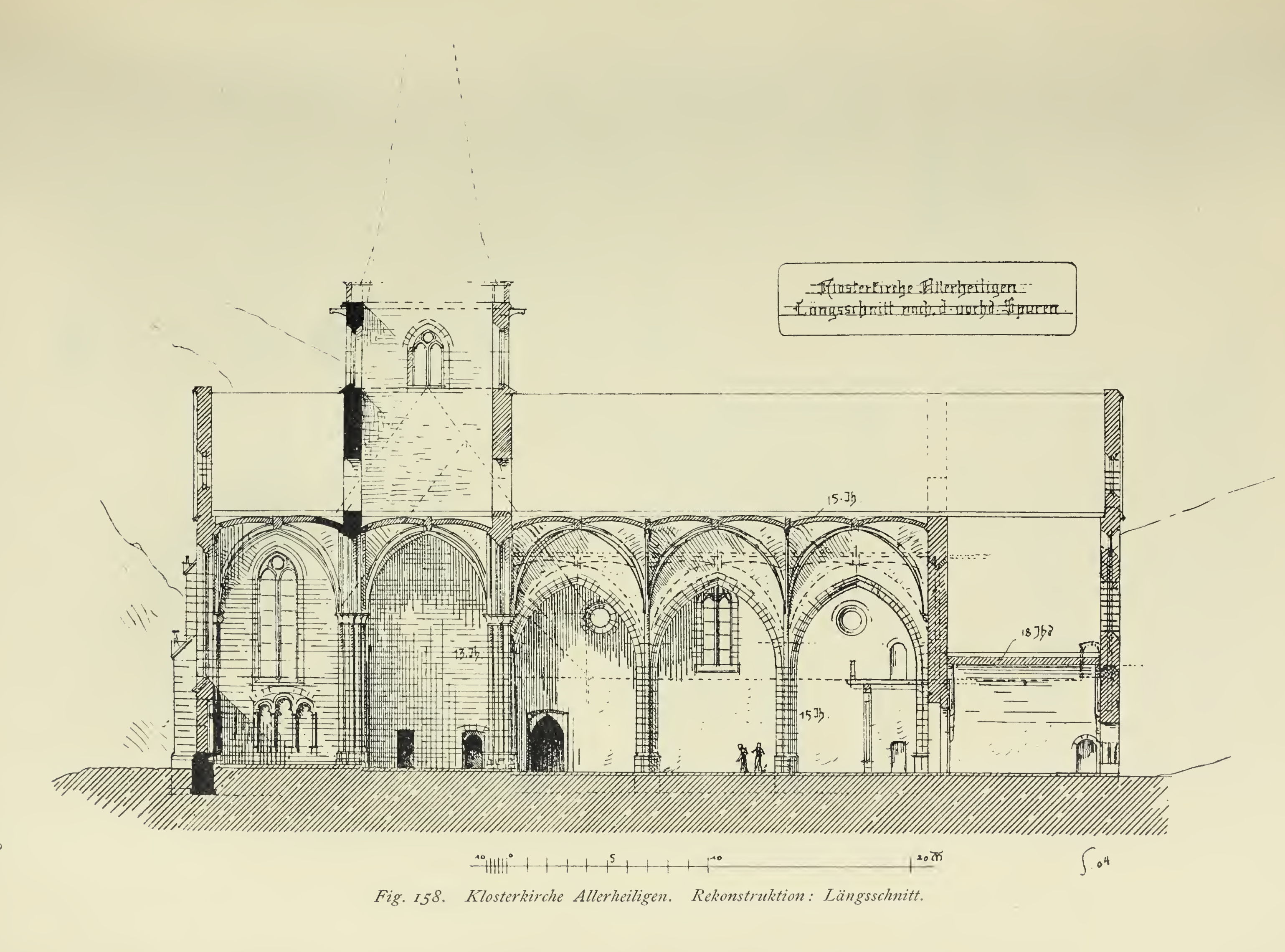


Fig. 158. *Klosterkirche Allerheiligen. Rekonstruktion: Längsschnitt.*

darauf kein großer Wert zu legen ist. Die Schlußsteine für Langhaus und Seitenschiffe haben sich in einer stattlichen Zahl erhalten, die uns leider keine deutliche Vorstellung ermöglicht.

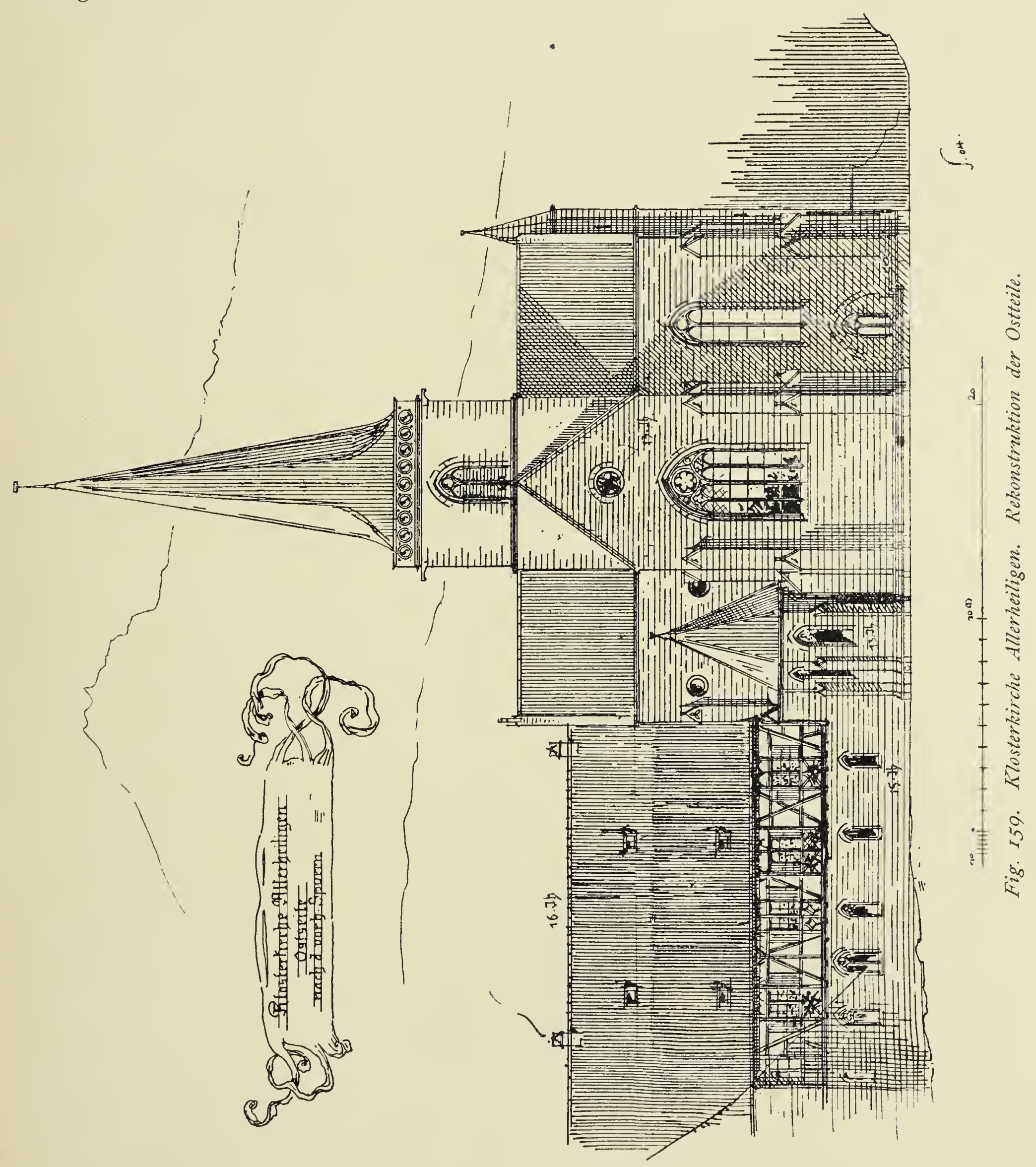


Fig. 159. Klosterkirche Allerheiligen. Rekonstruktion der Ostteile.

Rekonstruktionspläne

Nach dem Dargelegten sind die Rekonstruktionsversuche des Herrn Prof. Statsmann, die den vermutlichen Zustand um 1500 wiedergeben, ohne weiteres verständlich (s. die Figuren 155—159).

Chor und Querschiff waren mit Satteldächern gedeckt, deren Giebel unter der erwähnten Mauerschräge des obersten Turmgeschosses anschlossen. Das angebliche Fenster in dem Geschoß darunter ist eine Tür in die Bühne. Der Turm — dessen Ober-

mauern den Wasserspeiern nach dem 13. Jh. entstammen — hatte ein spitzes Pyramidendach, das aus den Abbildungen des 18. Jhs. ersichtlich ist.

Langhaus und Vorhalle waren vor und nach 1470 mit einem großen Satteldach überdeckt, dessen Traufe tiefer herabging als die des Querschiffes. (Man hätte sonst

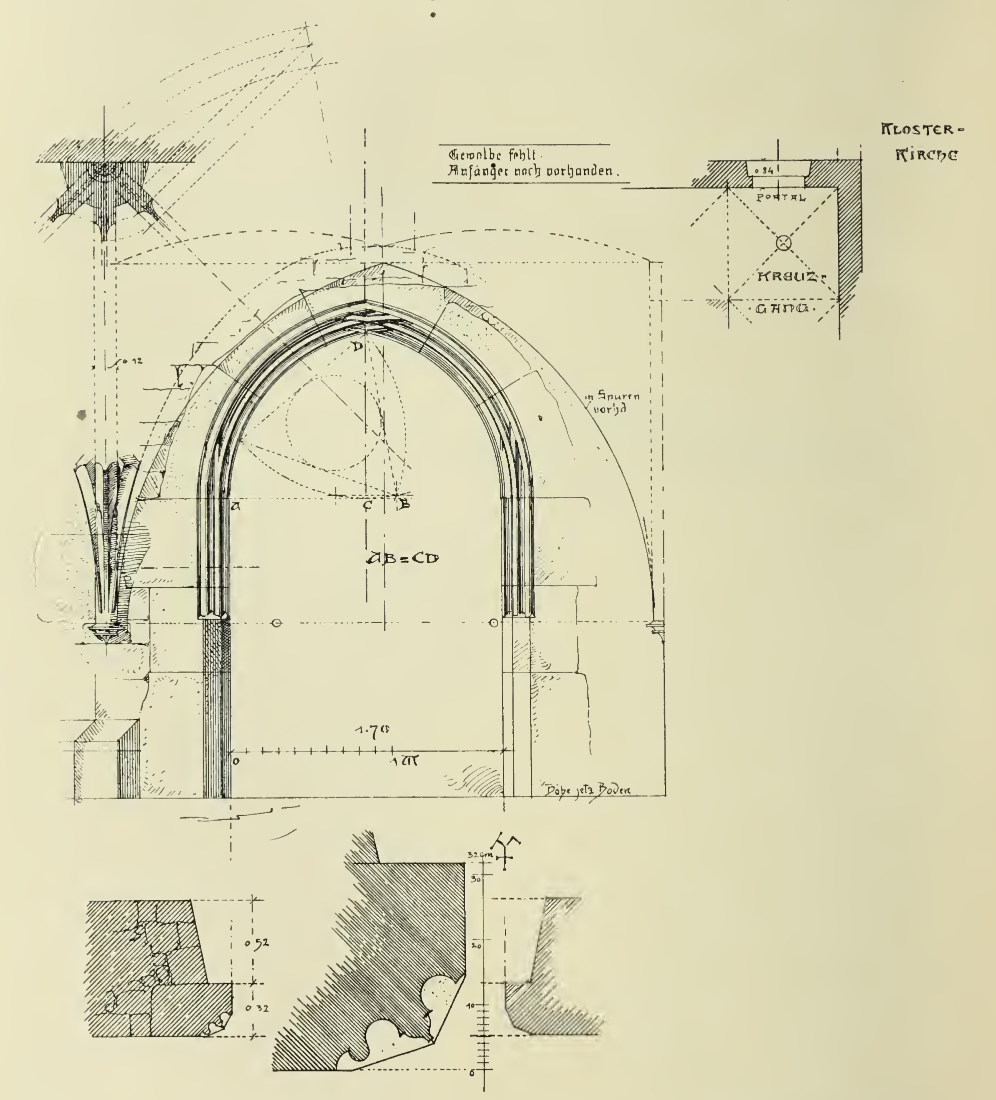


Fig. 160. Klosterkirche Allerheiligen. Portal zum Kreuzgange und Rippenanfänger in demselben.

die Seitenschiffmauern unnötig hoch führen müssen und das Dach wäre sehr flach geworden.)

Auch der Brand von 1555 muß die Kirche etwas in Mitleidenschaft gezogen haben; damals wurde der Treppenturm im nördlichen Querschiff wieder hergestellt und die Fenster des südlichen Seitenschiffs, wie wir aus der Betrachtung der Klosteranlage ersehen werden, verändert.

Später wurde eine Empore eingefügt, deren Balkenlöcher in der Westwand noch vorhanden sind (s. Fig. 157). Außerdem schloß nach dem Grundriß eine große, barocke Chorgestühlanlage die Vierung ab.

Von den *Klosterbauten* des 13. Jhs. ist heute auch nicht die geringste Spur mehr zu entdecken; auch die Grabungen ergaben nichts. Dagegen können wir die *Konventanlage* des ausgehenden 15. Jhs. noch in den wesentlichsten Zügen feststellen, sie ist auch die Grundlage für die künftige Gestaltung geblieben. An die Langhaussüdseite schloß sich der Hof mit dem *Kreuzgange* an. Ein spitzbogiges Portal (s. Fig. 160), dessen äußeres noch erhaltenes Gewände aus sich kreuzendem und teilweise totlaufendem Stabwerk und Hohlkehlen besteht, führte von hier in das südliche Seitenschiff. Daneben ist noch eine polygonale Konsole mit hohlgekehlten Rippen erhalten aus dem nördlichen Kreuzgangflügel, weiterhin sind an der Südwand der Kirche noch die Sandsteine erkennbar, an denen die Konsolen und Rippenansätze später abgespitzt wurden. Danach muß man wohl annehmen, daß dieser nördliche Kreuzgangflügel einstmals bestanden hat, aber nicht dauernd, da sein Dach die Fenster des südlichen Seitenschiffes zum Teil bedecken würde. Daß er im 18. Jh. nicht mehr bestand, zeigen die Ansichten sowie die Pläne von 1803. Da er seinen Formen nach (Portal und Rippen) sich etwa auf die Zeit um 1470 datieren läßt, so wird man annehmen müssen, daß er mit dem ganzen Konvent damals neu erbaut wurde[1]) und daß vielleicht das Seitenschiff damals nur durch die Rundfenster erhellt wurde, von denen noch Beispiele erhalten (die mit den anderen Spitzbogenfenstern nicht mehr recht zusammenzubringen sind); nach dem zweiten Brande von 1555 erneuerte man aber den wohl ganz besonders mitgenommenen Nordflügel nicht mehr, man konnte daher bei der Wiederherstellung der südlichen Schiffswand (deren Mauerwerk das allerschlechteste in der ganzen Kirche ist) ihr tief herabführende Fenster geben, die reichliches Licht spendeten. Die drei anderen Kreuzgangflügel blieben bestehen, sie sind noch auf den Bildern des 18. Jhs. zu erkennen. Ihr Gewölbe (wie das ehemalige des Nordflügels) war entweder ein einfaches Kreuzgewölbe (s. Fig. 160) — die vermutlichen Schlußsteine desselben habe ich bei den Funden in der Vorhalle erwähnt — oder ein Netzgewölbe, wie es der Plan der Grabungen annimmt.

Konventanlage

Kreuzgang

An das Querschiff der Kirche stieß nächst dem südlichen Kreuzgang zunächst ein gewölbter Gang an, der direkt in den Kapitelsaal führte, neben diesem Gange die Sakristei, über deren Gestaltung wir nur noch Vermutungen haben. Dagegen gelang es Herrn Prof. Statsmann, die Reste des Kapitelsaales mit genügenden Anhaltspunkten auszugraben. Es fanden sich die Standpunkte und Sockel des Mittelpfeilers, der Wandpfeiler im Norden und Süden (Fig. 126a) sowie ein Schlußstein, nach dem wir ein sternförmiges Gewölbe, etwa in der angedeuteten Art, anzunehmen haben, dessen Rippen an Ost- und Westwand entweder auf Konsolen ruhten oder unmittelbar in die Wand übergingen. Auch die Stelle des Altars fand sich, wie er in dem Plan von 1803 eingezeichnet ist. Dort sehen wir das gleiche Netzgewölbe und scheinbar überall Wandpfeiler bezw. Konsolen, von denen aber die Grabungen keine Spur gaben.

Weiteres über die Klostergebäude des 15. und 16. Jhs. vermögen wir nicht mehr festzustellen. Im 17. und 18. Jh. ist an ihnen jedenfalls immer weiter verbessert und das

[1]) Daß vor 1469 kein architektonisch bedeutender Kreuzgang bestand, dafür spricht der in der Einleitung citierte Beschluß.

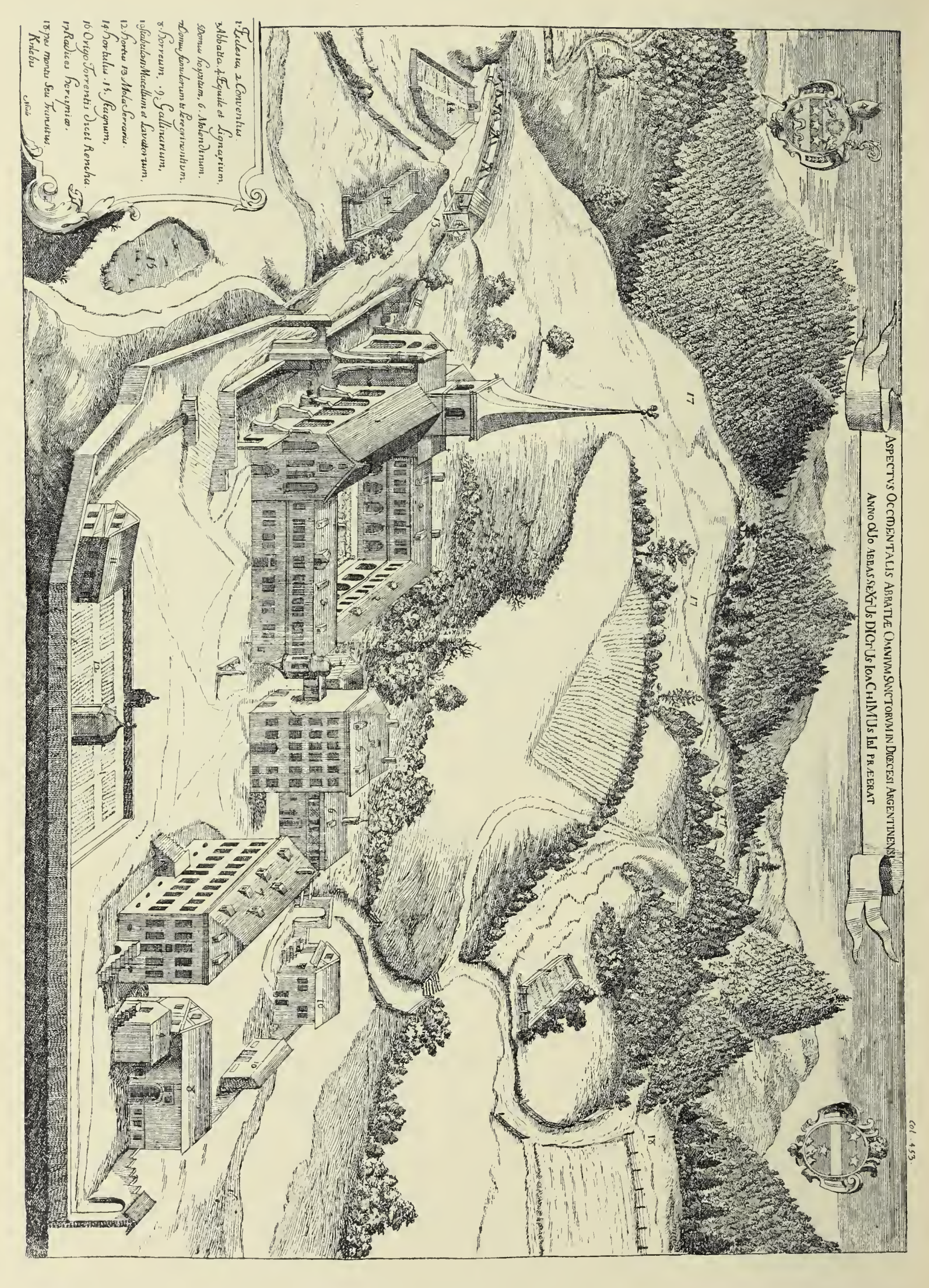


Fig. 161. Kloster Allerheiligen im Jahre 1732.
(Nach der Ansicht in Hugo, S. et C. Ordinis Prämonstratensis Annales, Tom. II. Nancy 1736.)

Ganze ausgebaut worden (s. Fig. 161). 1735 bestand es nach dem Stich der Annales aus folgendem: der unveränderten alten Kirche, dem Konvent mit dem alten Kreuzgang (ohne Nordflügel), der vordere Teil des Konventes diente als Abtshaus, seine Ecke zierte ein Erker mit dem Tulpendach des 17. Jhs. Ein hölzerner Gang führte von hier herüber in das

daneben liegende vierstöckige Gasthaus, daneben das kleine molendinum (Mühle). Ihnen gegenüber, also westlich, das langgestreckte »domus famulorum et peregrinontium« (Knechte und Fremden), das offenbar viele Insassen aufzunehmen fähig war, daneben das horreum (Scheuer) und gallinarium (Hühnerhaus) und endlich an die Südmauer des Bezirks angebaut die Ställe. An der Westmauer gegenüber dem Abteigebäude ein Garten und ein Bau, der als macellum (Metzig) et lavatorium (Badehaus) diente. Der ganze Bezirk mit der Kirche war von einer Mauer eingeschlossen und öffnete sich in drei Toren, einem südöstlichen, das auf den Kniebisweg führte, einem südlichen, das talabwärts schaute (nach den Fällen zu), und einem nordöstlichen neben der Kirche etwa auf den heutigen Fahrweg nach Oberkirch und Ottenhöfen; davor lagen noch einige Gärten, eine Mühle und ein Teich. Bis zu der Zeichnung des Abtes Felix von 1783 sind noch einige Veränderungen vorgenommen worden: die Abtei wurde aus dem Westflügel des Konventes in das frühere Gasthaus verlegt, dieses deshalb mit dem Konvent durch einen Erweiterungsbau (statt Holzbrücke) über breitem gewölbten Torweg verbunden. Der Erker des Konventes wurde über diesem Torweg angebracht. Das kleine Gebäude neben dem Abtshaus wurde zum Spielsaal. In dem Westgebäude des Konventes, das heute noch (etwas verändert) als altes Gasthaus steht, wurden Krankenwohnung, Kellerei und Küche eingerichtet. Das domus peregrinontium wurde lediglich Gasthaus. Im Südosten wurde ein neues größeres Gebäude errichtet, an das sich jetzt die Metzig anschloß. Der Garten im Westen des Bezirks, in dem das Gymnasium stand, erhielt wohl jetzt erst die hübsche Balustrade, von der wir in Fig. 162 ein Beispiel geben. Vor den alten Mauern wurde ein terrassenförmiger Garten für die Gäste, um den Mauerbezirk herum ausgedehnte Prozessionswege mit Ruhebänken angelegt.[1]) — Nördlich von der Kirche befand sich der Friedhof. — Von dem allen steht außer Kirchenruine und westlichem Konventshaus nur noch ein Teil des Gasthauses, die rundbogigen Türen mit Sandsteingewänden an einem Wirtschaftsgebäude und die Reste der Umfassung der zwei Gärten.

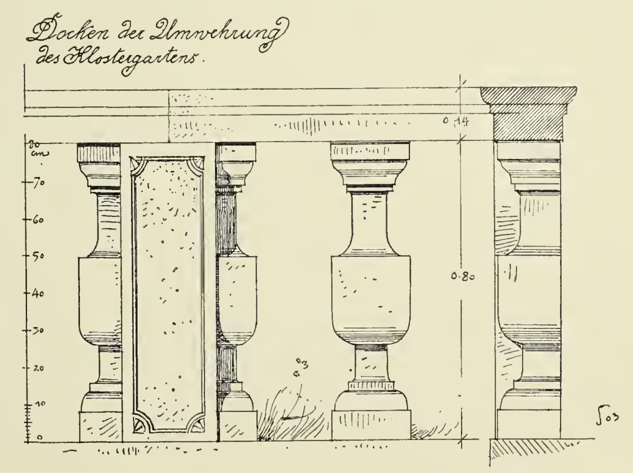


Fig. 162. Klosterkirche Allerheiligen. Docken der Einfassung des Klostergartens.

Zusammenfassung

Das Ganze ein ansprechendes Bild beschaulich-ruhigen und einer gewissen Wohlhabenheit, nicht Üppigkeit, sich erfreuenden Klosterdaseins, in dem, wie in der Einleitung dargelegt worden, neben der Frömmigkeit auch die Lehrtätigkeit gepflegt wurde. — Für die Kunstgeschichte ist lediglich die Kirchenruine interessant. Da sie in ihrer ursprünglichen Gestalt doch wohl im zweiten und dritten Viertel des 13. Jhs. entstanden sein muß,

[1]) Die Pläne von 1803 zeigen uns alle Einzelheiten: die Sakristei und die Kapelle, das Museum und das Archiv, die an den alten Kreuzgang anstießen, Gesindestuben, Bäckerei, Küchen, Apotheke, Ställe usw. Es würde zu weit führen, darauf näher einzugehen. Interessenten mögen die in der Plansammlung des Großh. Generallandesarchivs aufbewahrten Blätter einsehen.

so ist sie neben der Stiftskirche in Lahr ein neues und man kann wohl sagen bisher noch nicht gekanntes Beispiel für das Eindringen der Gotik am Oberrhein. Bestimmte Beziehungen mit irgendwelchen oberrheinischen Bauten, etwa nach Straßburg oder Wimpfen hin, sind nicht nachzuweisen. Höchstens ließe die eigenartige Querschnittbildung, aus welcher das Quadrat und das gleichseitige Dreieck sich ergeben (Fig. 152 u. 156), auf Verwandtschaft mit der Straßburger Bauhütte schließen. Gänzlich verfehlt aber ist der Versuch F. J. Schmitts,[1]) Allerheiligen in irgendwelche Beziehungen mit Notre Dame zu Laon zu bringen.[2]) Wie er das bei der unglaublichen Verschiedenheit in Grundriß und Aufbau fertigbringen konnte, ist unbegreiflich. Denn die Kreuzesform, der Zentralturm über der Vierung, der gerade Chorschluß und die Apside am südlichen Querschiff dürften gewiß hundert Kirchen gemeinsam sein. Dafür hat Notre Dame zu Laon einen dreischiffigen Chor fast von der Länge des Langhauses, mit Ausnahme der Vierung überall oblonge Gewölbejoche, auf ein oblonges Gewölbejoch im Langhaus ein quadratisches im Seitenschiff, also in allem der direkte Gegensatz von Allerheiligen, von dem Aufbau überhaupt zu schweigen! Auch mit dem Bausystem des Langhauses der Prämonstratenser-Abteikirche St. Martin zu Laon hat das Langhaus von Allerheiligen nicht das mindeste zu tun. Dagegen ist ein Blick auf die Prämonstratenserkirche in Rüti im Kanton Zürich in mancher Hinsicht interessant,[3]) deren Langhaussystem aber ebenfalls gerade das umgekehrte gewesen ist. Wichtig ist aber, daß dieser Bau (1214 bis 1219, beendigt?) unter denen der Nordschweiz einer der ersten war, in welchen der Spitzbogen zur praktischen Verwertung gelangte. Wir werden es daher leicht verstehen, wenn auch in Allerheiligen verhältnismäßig früh die Gotik eindrang. In jener Kirche zu Rüti aber legten sich den Seitenschiffen in westlicher Verlängerung zwei schmale, seitwärts abgeschlossene Räume vor und zwischen denselben eine große Vorhalle mit rundbogigem Tonnengewölbe, während wir in Allerheiligen eine einheitliche Vorhalle anzunehmen haben. — Die zweite kunstgeschichtliche Bedeutung unseres Baues liegt in dem Plane einer frühgotischen Hallenkirche, der allerdings nicht zur Ausführung kam. Er reiht sich damit den frühesten gotischen Hallenkirchen an, d. h. wenigstens in der kühnen Konzeption. Ausgeführt, wäre bei diesem klaren Grundriß, den im Verhältnis zu dem Grundriß weiten Bogenspannungen wohl ein sehr einheitlich wirkender Raum entstanden. So wenig allerdings als an den meisten frühen gotischen Hallenkirchen sind die konstruktiven Vorteile des Systems verstanden, nämlich die dadurch mögliche Überleitung des Schubs der Mittelschiffgewölbe auf die Seitenschiffgewölbe und ihre demgemäß entwickelten Strebepfeiler; gerade das ist hier sogar direkt verkannt worden. Möglich, daß während des Baues eben dieser Wölbungsschwierigkeiten halber von der Ausführung abgesehen wurde.

Die Prämonstratenser haben in der Geschichte der Baukunst nicht die Rolle gespielt, wie die Cluniazenser und die Cisterzienser; immerhin aber waren auch sie selbstverständlich Träger des französischen Einflusses und diejenigen, welche der Gotik den Weg freigemacht haben. Man kann auch nicht sagen, daß sie ein besonderes Kirchenschema ausgebildet haben; sie schlossen sich vielmehr eng an das der gleichstrebenden Orden an. Und so treffen wir denn bei ihnen den gerade abgeschlossenen Chor, der Kapellenumgang fehlt, östliche Kapellen am Querschiff kommen vor, die

[1]) Repertor. XVII, S. 440.

[2]) Viollet le Duc, Tafel 362.

[3]) Rahn, Die bild. Künste i. d. Schweiz, S. 385.

Grundrißgestaltung ist schlicht und klar, die Details sparsam und nüchtern behandelt: alles Eigenschaften, die wir auch in Allerheiligen wiederfinden, wie auch die in der ganzen Breite des Langhauses diesem vorgelegte Vorhalle. Gleich den Cisterziensern haben auch die Prämonstratenser sie bevorzugt. Wir treffen sie in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. u. a. in Enkenbach.[1] Wäre jener allerfrüheste, vermutliche Plan in Allerheiligen zur Ausführung gekommen (vor der Hallenkirche) mit je zwei quadratischen Jochen der Seitenschiffe auf eines des Mittelschiffs etc., so wäre die Ähnlichkeit des ganzen Grundrisses mit Enkenbach auffallend gewesen, woraus wir allerdings heute keine Schlüsse mehr ziehen können.

Neben der Anziehungskraft der malerischen Ruine in hochgelegenem, von tannenbewaldeten Bergen umschlossenem Gebirgstal kann Allerheiligen künftig noch den Anspruch erheben, bei der Einführung der neuen Kunstweise am Oberrhein eine vielleicht nicht unbedeutende Rolle gespielt zu haben und als eine der frühesten Hallenkirchen auf deutschem Boden wenigstens geplant gewesen zu sein.

MAISACH
(ANTOGAST)

Schreibweisen: zů Meisahe 14. Jh.; in der Meysach 1381; Meisen 1476. (Für älteres Meizahi, von ahd. meizo = Holzschlag.)

Der Ort, der nichts Bemerkenswertes enthält, gehörte bis 1803 zum weltlichen Gebiet des Hochstifts Straßburg, Herrschaft Oberkirch.

Im Meisachtal liegt, von Bergen eng umgeben:

BAD ANTOGAST

Schreibweisen: zů Antegast 1336; Antengast 1383. (Wohl entstellt aus Arbogast und nach dem Straßburger Bischof dieses Namens genannt.)

Literatur: Die Bäderliteratur und die Führer s. bei Kienitz und Wagner S. 237. Tabernae montanus (Jacob Theodor aus Bergzabern). New Wasserschatz, Frankfurt 1593. F. v. Weech, Zur Geschichte der Renchbäder Antogast etc., J. 28, S. 438—466. J. Zentner, Das Renchthal etc. (s oben), Freiburg 1827 und Karlsruhe 1839. R. Kraus, Zur Geschichte der Renchtalbäder, Z. NF. 21, S. 601.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Im 14. Jh., wie es scheint, zuerst genannt, hat Antogast jedenfalls schon im 16. Jh. sich Besucher seiner Quellen erfreut. Es gehörte zum weltlichen Besitz des Bistums Straßburg. Nach der Verpfändung des Amts Oberkirch durch den evangelischen Bischof von Straßburg, Markgraf Johann Georg von Brandenburg, an Herzog Friedrich von Württemberg nahm dieser sich der Renchtalbäder mit lebhaftem Interesse an. 1637 kamen sie wieder an Straßburg (in sicheren Besitz erst 1665), und nun erließ Bischof Leopold eine ausführliche Badeordnung für Griesbach, Peterstal und Antogast. Weiter hören wir nicht mehr viel von Antogast, das 1803 mit dem ganzen Gebiet badisch wurde.

Badhaus

In dem *Badhaus* einige Bilder des 17. und 18. Jhs.; die Gebäude selbst sind neueren Datums, aus dem Anfange des 19. Jhs., ohne architektonische Bedeutung.

[1] Dehio u. Bezold, Kirchl. Bauk. d. Abendlandes, Tafel 165.

NUSSBACH

Schreibweisen: Nuzbach 994; Nutzbach 1196; Nuzbach 1200; Nusbach 1239 etc. (ahd. Nuz = die Nuß).

Literatur: Ad. Wehrle, Geschichte der h. Wendelinuswallfahrt Nußbach, in Wehrles Wendelinusbüchlein, Ingenbohl 1878.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 994 schenkte Kaiser Otto III. seinen Hof Nußbach dem Stifte Waldkirch. 1024 kam der Ort durch Kaiser Heinrich II. an das Bistum Bamberg, von diesem an die Zähringer und an die Grafen von Freiburg, doch scheint die Herzogin Uta von Schauenburg auf das Patronat der Kirche Anspruch gemacht zu haben. Diese ist die Mutterkirche des gesamten Renchtales. Ihrer neuen Gründung Allerheiligen übergab die Herzogin das Patronat, wie wir aus dem Bestätigungsbrief von 1196 ersehen, und zwar »cum cunctis suis attinentibus«. 1225 hören wir von der »donatio iuris patronatus ecclesie in Nusbach et capellarum eidem ecclesie annexarum, videlicet Obirnkirchen et Noppenowe a ducissa de Scowenburc, Uta nomine, consentiente nobili viro Eberhardo de Eberstein eius herede preposito et conventui Omnium Sanctorum facta«. Da das Patronat und Zehnt aber zu dem Dinghof gehörten, so geriet das Kloster in einen langen Streit mit den Grafen von Freiburg. Diese verkauften 1239 ihren Hof an Allerheiligen; doch hören wir noch einmal 1327, daß Heinrich von Fürstenberg »curiam suam in villa Núszbach . . . . cum curia inferiori sita in dicta villa . . . spectante ad curiam predictam cum iure patronatus ecclesie parrochialis ipsius ville Núszbach et capellarum dependencium ab eadem« dem Propst und Konvent verkauft; damit also wird wohl erst der Streit beigelegt worden sein. Mit der Auflösung des Klosters kam das Patronat an Baden. — Außer Allerheiligen muß auch Gengenbach hier begütert gewesen sein, denn wir hören 1486 von dem »amptlehen, so Albrecht von Nuwenstein zu Nußbach« von dem Abt von Gengenbach hatte. Einige weitere Höfe mit verschiedenen Besitzern werden im 14. und 15. Jh. erwähnt.[1]) Der Ort gehörte zur Landvogtei Ortenau und wurde mit dieser 1805 badisch.

Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Sebastianum). Ihre frühe Bedeutung geht schon aus dem Obigen hervor. Ihr waren die Kapellen in Oberkirch und Oppenau eingepfarrt, ebenso Ebersweier. »Ecclesia parrochialis ville Nuspach cum omnibus suis capellis, videlicet capella in Oberkirche et in Oberndorf ac eciam in Noppenowe et in Ebers-wilre« heißt es 1365, in dem Kirchspel zu Nußbach 1400, matricis et parrochialis ecclesiae N. 1666. — Vom 13. Jh. an besetzte Allerheiligen die Pfarre mit einem seiner Konventualen. 1246 hören wir von einem decanus Hermanus, 1311 von einem viceplebanus, 1434 von Rulmannus dictus Tedinger perpetuus vicarius seu plebanus in N.; 1464 war Andreas Rohart von Neuenstein, der spätere Propst, Leutpriester hier.

Die heutige Kirche ist ein Bau des 19. Jhs., in diesem selbst mehrfach vergrößert, so besonders vor kurzem. 1828 hat der am ganzen Oberrhein tätige, tüchtige Dekorateur Wilhelm (aus dem Vorarlberg stammend) für 2000 fl. die ganze Innenausstattung der Kirche hergestellt, von der heute nichts mehr erhalten. Der jetzige Chor ist das ehemalige Langhaus der alten Kirche, an dem keine älteren Spuren mehr erhalten. Von ihm aus tritt man in den einstigen Chor, einen quadratischen Raum, der, wie so vielfach,

[1]) Krieger II, S. 362.

das Erdgeschoß des in drei Geschossen alten Turmes war. Er ist mit einem Kreuzrippengewölbe gedeckt, dessen Rippen als mächtige runde Wulste tief unten in den Ecken auf Halbsäulen aufsitzen, deren Kapitelle weggeschlagen sind, auch die Basen sind zerstört. Der alte Fußboden lag tiefer. Erleuchtet wird der Raum durch ein abgeschrägtes kleines Rundbogenfenster in der Ostwand; je eine Lichtluke an Nord- und Südwand ist jetzt zugemauert. Am Äußern der alte romanische Sockel mit Wulst und Abschrägungen. Gegen die Kirche zu öffnet sich der Chor in einem Spitzbogen auf



Fig. 163. Nußbach, Kirche.
Wandgemälde: zwei Evangelistensymbole.

Pfeilern mit einfachen Kämpfern und einer Art attischer Basis. Nach allem wird man diesen Rest der alten Kirche in die ersten Jahrzehnte des 13. Jhs. setzen müssen.

Wandgemälde

In den Kappen des Kreuzgewölbes Reste von *Wandgemälden.*

Im Jahre 1899 begann die Untersuchung dieser Bilder durch den Kunstmaler J. Mader, die i. J. 1902 ihren einstweiligen Abschluß fand. Es wurden mehrere Bemalungen übereinander konstatiert, eine aus dem Anfange des 13. Jhs. stammend, die Felder mit Sternen von roter und grünblauer Farbe, die Rippen des Gewölbes aus stumpfem Rot mit weißen Wellenlinien ornamentiert, im gleichen Rot auch die Laibungen des Fensters. — Für die zweite Bemalung wurde die erste hell übertüncht, darauf malte man in zwei Kappen je zwei der Evangelistensymbole, in deren Spruchbänder noch mehr oder minder die Namen der Evangelisten erhalten sind, und zwar zusammen: Adler und Ochse, bei

letzterem noch: ꝛ a · s̈; dann Löwe und Engel (s. Fig. 163): mar - cus̈ · · s̈ · · mathcu · ; in der dritten Kappe sehen wir S. Michael mit der Seelenwage und in der vierten die rituelle Feier des Abendmahles. Diese Bilder sind vorzügliche Werke aus dem Ende des 15. Jhs., die der ausgeprägten Schongauerschule — trotz manches Verwandten — nicht zuzuschreiben sind. Die Reste der dritten Bemalung bestehen nur noch in Farbenspuren, die auf einstige figurale Renaissancemalereien zu deuten scheinen. An der jetzigen südlichen Chorwand ein Wandgemälde des 18. Jhs., eine Kreuzigung.

In der Kirche noch ein spätgotischer Taufstein, das Becken polygonal, die Felder mit reichem Maßwerk verziert, in einem die gute, bewegte, kleine Gestalt des h. Sebastian an knorrigen Baum gebunden, in einem anderen in flatterndem Bande die Jahreszahl: anno + dm̄ + M cccclxxvi; außerdem noch ein Drache im Astgeschlinge der einen Fläche.

Ein Holzkruzifix, Durchschnittsarbeit vom Ende des 16. Jhs.

Am Äußern der Kirche ein jetzt eingemauerter Stein mit dem Wappen des Abtes Lorenz Schlecht, der nach der Inschrift die Kirche neu erbaute:

IN TE LAURUS
EN AEDES ISTA STRUXIT LAUREN
TIUS ABBAS
TEMPORE QUOBIS TER MENSES
PEREL · AVERATAE TER
CINGIMUS EX AURO PRO IN SUA
TEMPORA LAURO
HUNC AFFERT NOMEN QUEM
PERPETUABITET OMEN
1750

Kirchengeräte

In der Sakristei einige Paramente des 18. Jhs. An *Kirchengeräten* sind zu nennen: eine *Monstranz*, silbervergoldet, getrieben, mit Bandornamenten am Fuß, Engeln etc. oben. Anfang des 18. Jhs. Undeutliches Beschauzeichen und F T I; ein silbergetriebener, vergoldeter *Kelch* vom Anfange des 18. Jhs. Engelsköpfe, die Leidenswerkzeuge, Blumen und Früchte am Fuß, dasselbe in durchbrochener Arbeit aufgelegt an der Cuppa, sehr feine Arbeit, Augsburger Pinienzeichen, darunter A und IZ (Johann Zeckel?, Rosenberg Nr. 292); Kelch in gleicher Arbeit, mit Leidenswerkzeugen und h. Sebastian im Relief am Fuß, Bandornament vom Anfange des 18. Jhs., ohne Zeichen. Ein kleiner Empirekelch, kupfervergoldet, getrieben. Ein *Wettersegen*, silbervergoldet, getrieben, in einfachen, aber guten Formen vom Ende des 18. Jhs. Beschauzeichen: Schild mit Schräglinksbalken, darüber Krone (?) und I5. *Weihrauchfaß* mit getriebenen Engelsköpfchen, Silber, aus der Mitte des 18. Jhs.; ein einfacheres vom Ende desselben. Auf dem Altar vier silberne *Leuchter* vom Anfange des 18. Jhs.

Die Glocken nach der Angabe des Pfarrers alle aus dem 19. Jh.

Ölgemälde

Im Pfarrhaus: *Ölgemälde*, Portrait des Abtes Joachim Bahr von Allerheiligen.

Auf den Wegen zu den umliegenden Orten eine Anzahl von Bildstöcken und Kruzifixen des 18. Jhs.

OBERKIRCH

Schreibweisen: Oberkirch ca. 1229; Obernkirchen 1236; oppidum 1303; Obirkilke 1247; Oberkilch 1316; merketstat Oberkirchen in der gegene zuo Mortenowe gelegen 1303.

Literatur: J. Bader, Die ehemalige Straßburgische Herrschaft Oberkirch, Badenia II (1840), S. 219—237. K. Christ, Zu den Hausinschriften in Neuenheim und Oberkirch. Picks Monatsschrift VI, S. 582. Hartfelder, Ordnungen der Stadt Oberkirch, J. 58, S. 679. F. J. Mone, Der Schauertag zu Oberkirch im 16. Jh., J. 17, 1865. Fecht, Allerheiligen, S. 85 ff. Fr. Schaz, Stadt O. und die Burgen des vorderen Renchthales, Achern 1898. Die Bruderschaft zum h. Skapulier in Oberkirch, Freiburg 1865. (Dazu die allgemeineren, öfters zitierten Werke von Fritz, Zentner etc. — Näher, Ortenau, S. 25.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Oberkirch wird verhältnismäßig spät erst erwähnt und dürfte also wohl auch erst im Laufe des 11. und 12. Jhs. aus vereinzelten Ansiedelungen entstanden sein,[1] die von Nußbach aus pastoriert wurden und dann auch eine Kapelle erhielten, die dem Ort der oberen Kirchen den Namen gab. Diese Kapelle aber lag nicht an der Stelle der heutigen Pfarrkirche, sondern in dem heute sogenannten Oberndorf, und es ist möglich, daß wir ihre Überreste noch in dem auf dem Friedhof stehenden Bau besitzen. Der Ort gehörte zu zähringischem Besitz und kam als Erbe an die Grafen von Freiburg. 1246 aber wird Obirinkirchen als Stadt der Markgrafen Hermann und Rudolf von Baden genannt (Kopie des 16. Jhs.). Wie es an diese kam und ob das zusammenhängt mit der Verpfändung der damals schon bischöflich straßburgischen Territorialbesitzungen Ullemburg und Renchen,[2] vermag ich nicht recht zu sagen. Sollten die Grafen von Freiburg es schon einmal an Straßburg abgetreten haben? Bereits vor 1273 waren Renchen und Ullemburg von dem Bischof zurückgekauft. 1271 war Graf Heinrich von Fürstenberg mit der Hälfte der Herrschaft Oberndorf, unterhalb der Burg Fürsteneck, nebst dem kleinen Seitental des Walramesbaches Lehns- und Burgmann des Bischofs von Straßburg geworden. Die Besitzverhältnisse in der Gegend müssen wohl strittig gewesen sein, was ich daraus entnehme, daß König Rudolf Lehen in Fürsteneck und Oberkirch dem Markgrafen Rudolf von Baden verliehen hat (feoda in Furstenecke et Obirkirche, que Rudolfus senior marchio de Baden a Rudolfo Romanorum rege et imperio possedit 1286). Es handelte sich also dabei um Reichslehen. Im gleichen Jahre aber verzichtet der Markgraf darauf, und der König übergibt sie an Friedrich und Egeno von Fürstenberg als »perpetuo libere possidenda«,[3] also doch als Allodialbesitz. 1303 verkauften dann Üdelhildis, die Witwe Friedrichs, und ihr Sohn Heinrich Schloß und Stadt dem Bistum Straßburg, das schon in der Gegend reiche Besitzungen hatte. Als Pertinenzien zu Schloß und Stadt kamen damals dazu Güter in Ringelbach, Geldengrunt, Frowensberge; sodann im Noppenouwer Tal in Gerwinsberge, Nortwasser, Meisahe, Rotschier, Breitenberg, Dettlinsbach, Bestenbach, Eberlinsberge, in dem Springe, Löhern, in der Gassen, Ruprehtsbühele, Sigmannesgassen, an der Matten,

[1]) Die früheren Annahmen einer Entstehung des Namens aus Hypergraecia und eines lateinischen Ursprunges brauchen hier nicht mehr widerlegt zu werden.

[2]) Fritz a. a. O. S. 144.

[3]) Krieger I, S. 664.

an der niedern Matte, Ibach, Ramesbach, Richenbach.[1]) Bischof Johann I. von Straßburg umgab Oberkirch mit Mauern, wobei es sich meines Erachtens nur um den auf dem rechten Ufer der Rench gelegenen Ort gehandelt haben kann, das sogenannte Oberndorf blieb außerhalb. Möglich, daß damit erst die Anlage einer zweiten Kapelle zusammenhängt an Stelle der heutigen Pfarrkirche, denn zum erstenmal hören wir 1365 von zwei zu Nußbach eingepfarrten Kapellen, der »capella in Oberkirche et in Oberndorf«, während das »ecclesia de Oberkirchen 1275« sich noch gut auf die Kapelle in Oberndorf beziehen kann, da, wie mir scheint, ein genauer Unterschied im Gebrauch der Namen Oberndorf und Oberkirch erst im 14. Jh. eintritt. In der seit 1323 erwähnten alten Stadt sehe ich eben die ältere Ansiedelung in Oberndorf und glaube das aus der Art zu erkennen, wie sie bezeichnet wird: hinter der Altenstatt 1323, uf der alten stat apud Oberkirche 1347, zwo iuch veld gelegen uff der Altstatt by Oberkirch 1445, vor Oberkirch uff der alten statt 1452 (Kopie ca. 1500). Mit seiner Ummauerung erhielt 1326 Oberkirch das Offenburger Stadtrecht.[2]) Auf die allmähliche Abrundung der bischöflichen Herrschaft Oberkirch brauche ich nach der Einleitung nicht näher einzugehen. Der bischöfliche Vogt, der früher auf der Ullemburg gesessen hatte, residierte nun in Oberkirch, das später bei der weiteren Ausgestaltung der Herrschaft dieser den Namen gab und der Sitz eines ihrer sechs Gerichte war. Zu dem Gericht Oberkirch gehörten Oberndorf, Wolfshag, Winterbach, Lautenbach, Sendelbach, Butschbach, Diebersbach, Gydensbach, Ödsbach, Wälden, Hesselbach, Schlatten. Das Gericht setzte sich, wie üblich, zusammen aus dem vom Bischof ernannten Schultheißen und dem Stabhalter und zehn von dem Gericht vorgeschlagenen, von dem Bischof bestätigten Männern (Zwölfergericht). Ihm lag die niedere Gerichtsbarkeit ob. An der Spitze der Stadt stand der schon erwähnte Schultheiß. Als ersten finden wir einen Albert 1270 erwähnt, dann mehrere aus der Familie Rohart, Heinrich 1322, Heitzemann 1556 und andere,[3]) 1480 z. B. den auf einem Glasgemälde in Lautenbach abgebildeten Heinrich Distelzweig.

In den auf den Verkauf folgenden Jahrhunderten hatte, da das Bistum bei seinem Kampfe mit der aufstrebenden Macht der Stadt Straßburg häufig in pekuniäre Verlegenheiten geriet, die Gegend verschiedentliche Verpfändungen zu erleiden. 1399 mußte der Bischof Wilhelm von Diest einen Teil der Herrschaft mit Oberkirch der Stadt Straßburg verpfänden. 1428 wollte der Bischof das Städtlein wieder mit Gewalt an sich zurückbringen, wozu ihm die Hilfe des Markgrafen Bernhard von Baden wurde. Fast ein halbes Jahr dauerte die Belagerung, bis von Straßburg aus Ersatz nahte. Der Erzbischof von Mainz vermittelte, und so kam nach Rückzahlung der Pfandsumme die Herrschaft wieder an das Hochstift, das sie aber bereits 1443 unter Bischof Ruprecht wieder verpfändete, und zwar an Georg von Bach, 1449 an denselben nebst Propst Rütmann von Allerheiligen, Hans Erhart Bock von Staufenberg, Leonh. von Neuenstein und Becht. von Windeck. Der Nachfolger, Bischof Albrecht, löste sie wieder ein, verstand es auch, die allmählich drückend gewordenen Abgaben in richtiger Weise zu ordnen, und nun folgten für die Gegend anderthalb ruhige Jahrhunderte; auch der Bauernkrieg scheint nicht allzuviel hier verwüstet zu haben. Wohl hat der Oberkircher Haufen den Klosterhof und die Klosterkellerei Allerheiligen in

---

[1]) Fritz a. a. O. S. 149.

[2]) Großh. Baden, S. 912.

[3]) Krieger II, S. 380.

Oberkirch geplündert, auch in der Kirche wie in Lautenbach manchen Unfug verübt, doch wurde der Aufstand bald durch Verhandlungen beigelegt.

Bei den Streitigkeiten, die sich gegen Ende des Jahrhunderts im Straßburger Kapitel erhoben, als Johann von Manderscheid-Blankenheim zum Bischof gewählt worden, standen Oberkirch und Oppenau treu auf des letzteren, des Katholischen, Seite und hatten deshalb Manches durchzumachen, wofür sie Johann nach Kräften entschädigte. Eine Steininschrift, die an einem der ehemaligen Türme angebracht war und die man bei Kolb[1]) nachlesen mag, erinnerte an seine segensreiche Regierung. Nach seinem Tode wurde von den katholischen Mitgliedern des Kapitels Herzog Karl von Lothringen, von den protestantischen Markgraf Johann Georg von Brandenburg zum Bischof gewählt, worüber ein heftiger Kleinkrieg entstand. 1593 wurde eine einstweilige Abmachung getroffen, 1604 der Streit endgültig durch Herzog Friedrich von Württemberg beigelegt und der protestantische Bischof für seinen Verzicht durch eine Geldsumme und eine Rente entschädigt. Der Herzog streckte dem Bistum, das in bedrängter pekuniärer Lage war, die erforderlichen Gelder vor, wofür ihm als Pfand die Herrschaft Oberkirch übergeben wurde. Und nun brach das Elend des Dreißigjährigen Krieges über die Gegend herein. In dem Wechsel der Sieger war Oberkirch vorübergehend 1634 von Österreich dem Hochstift zurückgegeben worden, das es aber nach ein paar Jahren wieder verlor. 1638 wurde es mit seiner kaiserlichen Besatzung von den Schweden belagert und auch nach wenigen Tagen mit den üblichen Greueln erobert. Noch verschiedentlich wechselte das Kriegsglück und damit der Besitzer der Stadt, die 1643 eine neue schwere Plünderung durchzumachen hatte. Die Herrschaft blieb schließlich bei Württemberg, bis sie 1664 von Bischof Franz Egon von Fürstenberg gegen Zahlung der Pfandsumme eingelöst wurde. Sie mußte jedoch zunächst von diesem dem Herzog von Lothringen, der die Pfandsumme geliehen, als Pfand gegeben, bezw. dafür dem Prinzen Vaudémont eine jährliche Rente gewährt werden, und als der Bischof dieselbe nicht zahlen konnte, kam dieser eine Zeitlang in den Besitz der Herrschaft. Als Straßburg französisch geworden nicht ohne Beihilfe seines Bischofs, da entzog Kaiser Leopold diesem die Herrschaft und übergab sie 1683 zum Dank für seine Dienste dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, dem Türkenlouis. Das war der Anlaß für die französischen Truppen, in den Raubkriegen Ludwigs XIV. die Stadt anzugreifen; sie wurde 1688 belagert und geplündert, 1689 auf einige Zeit wieder von den Bayern eingenommen, noch im selben Jahre aber fiel sie den Flammen der Franzosen zum Opfer. 1697 endlich, nach dem Frieden von Ryswick, kam sie an das Bistum zurück, und nun folgten im allgemeinen ruhige Zeiten, die nur durch die ewigen Waldprozesse der Bewohner der Gegend mit der Herrschaft und die damit verbundenen Aufstände gestört wurden. In den Kriegen der ersten Republik sah das Renchtal hauptsächlich wegen des Kniebispasses in den Jahren 1796 bis 1800 verschiedentliche Kämpfe auf seinem Boden, doch scheint die Stadt Oberkirch wie die anderen Orte daraus ohne große Schäden hervorgegangen zu sein. 1803 wurde sie mit der Landschaft badisch.

Stadtanlage

Von der alten Anlage der Stadt ist nach den Verwüstungen vom Ende des 17. Jhs. nicht mehr allzuviel zu erkennen. Sie ist zweifellos entstanden aus Ansiedelungen zu beiden Seiten der Renchtalstraße, die noch heute die Hauptstraße des Ortes ist. Eben dieser Straße halber und des Schutzes durch die Rench hat man dann nicht die älteste

[1]) Kolb III, S. 8.

Ansiedelung, das Oberdorf, sondern diese Stelle befestigt und daselbst auch, wie ich oben ausgeführt habe, eine Kapelle erbaut. Nur wenige Reste (s. unten), ein Spitzbogen, Inschriften in der Kirche, ein Wappen und ein Brunnenrest sind aus dem Mittelalter und der Renaissance erhalten. Sonst wird der Charakter der Stadt bestimmt durch die zahlreichen und sehr malerischen Fachwerkhäuser, die gottlob noch zu großem Teil unverputzt sind, und durch ein paar größere Steinbauten mit Mansardendächern in den französischen Stilen des 18. Jhs. Von der ehemaligen Befestigung ist nichts mehr erhalten, dagegen ist der Mauerzug noch deutlich erkennbar, vor allem in der westlichen Promenade. Nach Kolb[1]) hatte die Stadt zu seiner Zeit größtenteils noch erkennbare doppelte Wassergräben und zwei Tore; der obere Torturm stand damals noch, während von dem unteren die schon oben erwähnte Inschrift auf den Bischof Johann herrührte. Vor dem oberen Tor, gegen das Tal zu, nur durch eine Brücke über den Graben von der Stadt getrennt, lag die eine Vorstadt, genannt »im Loo«, in ihr das heute noch bestehende Gasthaus »zur Linde«. Diese Vorstadt Loh wird schon früh erwähnt: »bona que dicuntur in dem Lohe« heißt es 1275, matten gelegen in dem Loͤhe 1419, das Lohe 1417. Auch hören wir von des Klosters zu Allerheiligen můl gelegen by der stat Oberkirch obnan in dem Loͤhe 1442. Vor dem unteren, westlichen Tor lag die Vorstadt Allment mit Fernach. Letzteres wird 1308 als Vernach erwähnt, Vernech 1347, in dem Fernich 1360, zu Hindervernech by Oberkirch 1397. (Der Name ahd. mhd. varn = Ort, wo viele Farnkräuter stehen.) Hier stand das ehemalige Kapuzinerkloster.

Von Familien in Oberkirch werden erwähnt: Burke de O. 13. Jh., dann verschiedentlich die Rohart von O., darunter 1387 Heuplin Rohart als Edelknecht, die Schönzeler von O. und die Schultheiße von O. im 14. Jh.

Pfarrkirche

Pfarrkirche (ad S. Cyriacum). Ecclesia 1275, sanctus Cyriacus der hußherre der Kirchen zů Oberkirch 1416, in der pfarrkirchen sannt Cyriacus zu Oberkirche 1479. Älter als 1275 wird sie kaum sein, etwa gleichzeitig erhielt auch Unzhurst eine Kirche ad S. Cyriacum. Ob die folgenden Erwähnungen sich auf diese Kirche oder auf die ältere in Oberdorf beziehen, vermag ich nicht zu entscheiden: capella Obirnkirchen ca. 1225, capella in Oberkirch, parrochialis filia ecclesie in Nußbach 1356. Erwähnt werden auch eine Anzahl Priester: archipresbiter[2]) de Oberchirche Argentinensis diocesis 1220, Bertholdus decanus in Oberchirche 1270, F. decanus in O. 1279, brůder Wolvelin der lutpriester fon Obernkirche 1289, frater Heinricus de Omnibus sanctis, viceplebanus in O. 1291. Die beiden Kapellen in Oberkirch waren nach Nußbach eingepfarrt. Schon im Stiftungsbrief des Klosters Allerheiligen hatte Uta diesem das ius patronatus in der Kirche zu Nußbach mit allem, was dazu gehört, übergeben; ausdrücklich werden darunter wenig später die Kapellen in Oberkirch und Oppenau genannt. Das Kloster hatte die Pfarrer zu ernennen, die aus der Zahl seiner Chorherren genommen wurden und vom Bischof bestätigt sein mußten. Es scheint eine Pfarrwohnung in Oberndorf bestanden zu haben. In der eigentlichen Stadt bezw. ihren Vorstädten besaß das Kloster einen Hof, das Propsteigebäude: »zů Oberkirche in der stat des closters hof zů Allenheyligen 1357«, eine Mühle: »der herren von A. mule by O. 1300«, eine Badstube: »die groß badstube mit der zugehoͤrde gelegen zů Oberkirch in der statt an dem Můlbach, die Eberlin Bader von

[1]) Kolb III, S. 8.

[2]) Danach war es schon dismembriert von Nußbach, immerhin ist es seltsam, daß noch 1365 nur eine Kapelle erwähnt wird.

Wolfach umb den convent zû Allenheiligen gelehenet hat« 1446, nach Fecht[1]) noch ein Pitanzhaus (Mönchsspeisehaus), einen Weinkeller und einen wohlbesetzten Klosterkeller (wohl in dem Klosterhof). Der Oberpfarrer von Oberkirch war Großkellerer des Klosters.

Der heutige Bau stammt aus dem J. 1863, doch scheinen mir bei dem Chor die alten Grundmauern des gotischen Chors benutzt zu sein. Nach Kolb[2]) wurde die Kirche erst nach dem Brand der Stadt in den Franzosenkriegen aus den Ruinen der alten Kapelle erweitert und i. J. 1761 bei der damaligen bischöflichen Visitation die Erlaubnis erteilt, »den Sonn- und Feyertäglich vormittägigen Gottesdienst darinn zu halten«. Da Kolb aber vorher (S. 8) von der in gotischem Geschmack gebauten Pfarrkirche spricht, so vermute ich, daß vor dem Brand schon eine größere Kirche hier gestanden, die nachher barock ausgebaut und in unserem Jahrhundert umgebaut wurde. Das Untergeschoß des Turmes blieb aber stehen bezw. wurde verwendet, und hier ist das Kreuzgrabgewölbe mit abgespitzten Konsolen und ein Spitzbogenfenster erhalten.

Epitaphien

Aus der alten Kirche sind noch einige Reste herübergenommen worden:

An der Südwand des Chores Sandsteinplatte mit der Inschrift

ANNO · DN̄I · MCCC ·
XXXVII · KL · MAII · FCA
E · hEC · CAPELLA · A · hEIN
RICO · SCVLTETO D CO RO
hART · DE · OBRKIRChE

An der Nordwand eine kleinere viereckige Platte, unten zwei Wappen, das eine mit Pflugschar, das andere mit Rad und Bohrer, darüber in schlechter Minuskel:

Uff donerſtag den xx3 iuny Anno · ·
Lxxvii ſtarb die erſam fraw · bar :
bara · ſeglein johañ deiſen · eheliche
hausfraw deren ſeelen gott genade
amen

An der Fassadenwand im Innern zwei Epitaphien, das nördliche zeigt ein Mittelfeld mit skulpiertem Vorhang in derbem, aber wirkungsvollem Rocaillerahmen mit Pilastern, flachrundem Giebel etc. mit dem Allianzwappen: ein Vogel auf einem Dreiberg und zwei Löwen. Auf dem Mittelfeld die übliche, langatmige Aufforderung an den Vorübergehenden, unten in Rocaillekartusche:

qVæ sVMVs
hInC nostros
pIe IesV faC IbI nIDos

also 1726.

Das südliche Epitaph zeigt auf ausbauchendem Sockel mit den Todeszeichen eine giebelbekrönte Platte, darauf eine lange Inschrift in Kapitale:

JOH. CHRISTOPHOR. FISCHER, FÜRSTBISCHÖFLICHER ADMINISTRATOR IN OBERKIRCH † 26. DEZ. 1725 etc.

[1]) Fecht a. a. O. S. 85.
[2]) Kolb III, S. 11.

An der Eingangswand hängt auch noch ein Gemälde des 17. Jhs.: die Heilung eines Kranken durch den h. Cyriacus.

Kirchengeräte

In der Sakristei eine Anzahl *Kirchengeräte* aus dem 18. Jh.:

eine Sonnenmonstranz, silbervergoldet, getrieben, mit einem Baumblattzeichen;

ein Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit Rocailleornamenten, hübsche Arbeit, Augsburger Beschauzeichen, darunter M und I T H;

ein weiterer Kelch, silbervergoldet, getrieben, vom Ende des 18. Jhs., mit Dekor im späten Louis XVI.-Stil, Zeichen: CAS und ?;

ein dritter ähnlicher der gleichen Zeit, Augsburger Zeichen, darunter H und weiter: I A · S ·;

ein Speisekelch, silbervergoldet, getrieben, im Empirestil, mit Aufschrift: 13 Netzel 13;

dazugehörig ein schweres goldgesticktes Tuch aus der gleichen Zeit;

ein kleinerer, schlichter Kelch, ebenfalls mit Decke in Hochstickerei;

ein Wettersegen, kupfervergoldet, mit aufgesetzten Ornamenten des 18. Jhs.;

getriebene Silberfigürchen des h. Cyriacus und der Frau, der er den Teufel austreibt, 40 und 25 cm hoch, nicht gerade feine, aber gefällige Arbeit vom Anfange des 18. Jhs.;

ein modernes Missale mit alten, silbernen Rocaillebeschlägen;

kupfervergoldete Wein- und Wasserkännchen mit Platte, getriebene reichere Rocaillearbeit, ohne Zeichen, in gepreßtem Lederetui;

eine Anzahl holzgeschnitzter Reliquiare aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs.;

zwölf Meßgewänder (Caseln) mit Zubehör, in den verschiedensten Arten der Stickerei, eines in Silber gestickt, andere gewebt, wie immer geschmackvolle Arbeiten des 18. Jhs.;

Holzfiguren

eine drittellebensgroße Holzfigur des Christus im Grab, aus dem 17. Jh.; ähnlich ein Auferstandener;

etwa 80 cm hohe Figur der Immaculata, hübsche, schwungvolle Arbeit vom Anfange des 18. Jhs.;

ein Ledersessel mit geschnitztem Fuß, angeblich aus Allerheiligen, 17. Jh.

Pfarrhaus

Das *Pfarrhaus*, in dem sich auch das Großh. Finanzamt befindet, ist das ehemalige Propsteigebäude, das, 1798 verbrannt, sogleich wieder aufgebaut wurde und über seinem Tor das Doppelwappen des Klosters und des letzten Abtes aufweist. Ein schlichter Bau im einfachen Klassizismus.

Kelch

In demselben wird ein aus Allerheiligen stammender *Kelch* aufbewahrt, silbervergoldet mit getriebenem Band- und frühem Rocailleornament und je drei Emailmedaillons am Fuß: darstellend Sebastian, Cyriacus und eine Heilige im Feuer, Augsburger Zeichen, darunter E und F R / L. Die Emails hervorragend feine Arbeiten.

Ebenda ein weiterer Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit Emailmedaillons und Ornament in gleichem Stile, Augsburger Zeichen, sehr gute Arbeit;

ein Kelch vom Ende des 18. Jhs. in schöner Einfachheit;

ein Speisekelch, kupfergetrieben, vergoldet, aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. und eine silberne, vergoldete Krone des 18. Jhs., die ihn krönte, sowie

Mitra

eine goldgestickte, weiße *Abtsmitra* aus Allerheiligen;

ein schlichter Abtsstab ebendaher vom Ende des 18. Jhs.

und auf dem Speicher eine Holzfigur des 18. Jhs.: der h. Markus mit dem Löwen; 1/2 Lebensgröße.

Südlich vor der Kirche ein Kruzifix von 1772 auf Rocaillepostament.

Oberdorf

Über der Rench, gegen die Fürsteneck zu, liegt der Zinken *Oberdorf*, wie schon erwähnt, wohl die älteste Ansiedelung, die, nachdem sich der Ort hauptsächlich auf das rechte Ufer der Rench hinübergezogen hatte, diesen Namen erhielt. Wir hören 1291 von villa Oberndorf, in dem obern dorf 1316 etc. 1271 verkauft Graf Heinrich von Fürstenberg »dimidietatem ville Oberndorf cum omnibus attinentiis infra bannum eiusdem ville situatis domino H. episcopo Argentinensi nomine ecclesie sue«.

Kapelle

Die auf dem Friedhof liegende *Kapelle* »ad S. Marcum« birgt noch die Reste eines Baues aus dem 12. Jh., also vielleicht der ältesten Kultstätte Oberkirchs. Erwähnt wird eine »ecclesia de Oberndorf iuxta Fúrstenecke 1299; als Patron 1452 S. Nicolaus Episcopus genannt. Neben dem patronus principalis S. Marcus sind patroni secundarii Nikolaus und Margaretha.[1]) Das Patronat erhielt mit dem über die Mutterkirche Nußbach Allerheiligen, und so hören wir denn 1355 (Kopie 17. Jhs.), »daß Eberhart der probst von Allenheyligen kürchherre uber daß Oberdorff« genannt wird. 1464 wird ein plebanus erwähnt.

Der Chor der Kapelle, wohl auch der Chor der alten Kirche, war zugleich das Erdgeschoß ihres Turmes (5,40 zu 5,40 m) und ist ähnlich dem in Nußbach von einem Kreuzrippengewölbe mit breiten flachen Gurten als Rippen überdeckt, die auf Säulen ruhen, deren primitive Würfelkapitelle einfach durch Abschrägung der unteren Kantenhälfte entstanden sind. Der Rundbogen zum Langhaus ruht auf Pilastern mit durch Wulst und Platte gebildetem Kämpfer. Basis, auch der Säulen, wohl unter jetzigem Boden. Nach Norden und Süden kleine Rundbogenfenster mit abgeschrägter Laibung, am äußeren noch der einfache abgeschrägte Sockel. Der Vorbau stammt aus dem 19. Jh.

Auch der Friedhof ist ohne ältere Monumente, nur ein Kruzifix auf Barocksockel von 1773.

Eingegangene Frauenklause

In der Nähe der Kirche lag die kleine *Frauenklause:* die gaischlichen vrowen in der closen, die closenerinnen in dem Oberndorfe bi Oberkirch in dem bistůme von Straßburg 1316, priorissa et sorores incluse inclusorii in Oberndorf prope Oberkirch 1381; die geistlichen frowen uff der close in dem Oberndorff by der statt Oberkirch gelegen 1482. Sie war dem Predigerkloster zu Straßburg unterstellt und diente meistens zur Unterbringung und Versorgung der Töchter des benachbarten Adels, die wir auch öfters als Priorinnen treffen.[2]) Am Ende des 15. Jhs. scheint eine gewaltige Sittenlosigkeit in der Klause eingerissen zu sein, und auf Antrag des Propstes Johann von Allerheiligen hob daher Bischof Albrecht von Straßburg die Klause auf und übergab ihre Güter, Einkünfte und alle Rechte der neugegründeten Kirche in Lautenbach, in der dafür — so wurde im nächsten Jahre bestimmt — täglich eine Messe zum Seelenheil der Stifter und Wohltäter und deren Nachkommen gelesen werden mußte. Desgleichen sollte viermal im Jahre in der Pfarrkirche zu Oberkirch ein feierliches Totenamt stattfinden.

[1]) FDA. NF. III, S. 314.

[2]) Ruppert, FDA. 24, S. 294 ff.

Von den Gebäuden dieser Klause ist heute nichts mehr erhalten.

Eingegangenes Kapuzinerkloster

Ebensowenig von dem *Kapuzinerkloster*, das nach Kolb[1]) in der Vorstadt Allment am unteren Tor lag und 1696 und 1697 erbaut wurde »mit einer schönen Kirche, wo sich unter der Kapelle des h. Fidelis die Totengruft befindet«.

Unter den Profangebäuden ist zunächst zu nennen:

Amtsgebäude

Das *Amtsgebäude* (Nr. 176), in dem Bezirksamt und Amtsgericht untergebracht sind. Es zeigt über dem Portal das Wappen der Herrschaft Oberkirch und des Joh. Ev. von Bodeck, Geh. Rat und Oberamtmann der Herrschaft Oberkirch, welcher dies Haus



Fig. 164. Oberkirch. Straße mit Riegelhäusern.

erbaute, nachdem das frühere, i. J. 1688 gebaute i. J. 1689 mit der ganzen Stadt abgebrannt war.[2]) Darunter die Jahreszahl 17-04.

Hof derer von Neuenstein

Das heutige Gasthaus »Zur Sonne« ist der (teils umgebaute) ehemalige *Hof derer von Neuenstein*, den sie, wie viele Geschlechter der Umgegend, in der Stadt besaßen. Im Hofe bemerkenswert die alte Wendeltreppe, in dem üblichen polygonalen Grundriß mit schräg ansteigenden Fenstern. Eine Tür führt zu ihr mit geradem unverzierten Sturz, auf Pfosten, die aus dreifach voreinander gelegten Pilastern bestehen, deren Fläche durch Medaillons und Rankenwerk ausgefüllt wird; ebenso entsprechend verdreifacht der Sockel mit einer ausgehauenen Raute als Verzierung. Über der Tür in

[1]) Kolb III, S. 8.

[2]) Zentner a. a. O. S. 227.



Gasthaus »Zur Linde« in Oberkirch.



großer Rollwerkkartusche das Allianzwappen Neuenstein - Zorn von Bulach mit der Umschrift:

JOHANN ADAM VON NEVENSTEIN ANNA MARIA ZÖRNIN VON BULACH ANNO J6Z9.

Gute, dekorative Arbeit der Renaissance. — Im Innern des Treppenhauses noch die fünf untersten steinernen Stufen und der Ansatz der Spindel. Am Torbogen des Hinterhauses die Jahreszahl 1609.

Am geradsturzigen Türchen an der Hauptstraße flache Hohlkehlen nebst Rundstab und das Zeichen: .

Ein stark umgebautes Haus aus den Zeiten der Renaissance findet sich noch, wenn man durch den Hundschen Torbogen hindurchgeht. Hier ist (später eingemauert) noch eine Tür mit geradem Sturz, die Seitenwände durch Rundstäbe und Hohlkehlen gegliedert, am Sturz vier Wappen und zwischen ihnen die Zahl 1579, am rechten Pfosten das Zeichen: . Gegen die Seitengasse sowie gegen den Kanal zu ist das Haus ein stattlicher Riegelbau, ohne besonders hervorzuhebendes Schnitzwerk. Im Erdgeschoß der Giebelfassade wieder eine Tür mit einfacher Abfasung und Hohlkehle am Gewände, am Sturz steht: 16 LH 62.

In dem gleichen Gäßchen wie die obenerwähnte Tür noch eine schlicht profilierte Tür mit der Jahreszahl 1727.

Das Gasthaus »Zur Linde« besteht aus zwei äußerst malerischen, stattlichen Riegelbauten (Tafel X), von denen der jetzt als Nebengebäude gebrauchte der ältere ist. Besondere Schnitzereien finden sich wenig, nur an den Eckpfosten. An einem derselben steht eingekratzt:

Soly Deo Gloria
Christian
Fischer
am
Wirdt und Gast
geber zur
Linden.

An diesem Haus auch schmiedeeiserner Wirtshausschild des 18. Jhs. An einer Kellertür noch zu lesen: J6 · HF H · 259. Hier noch steinerner Ofenfuß eingemauert mit Wappen der Fischer. Eine Holzbalustergalerie führt hinüber zu dem jetzigen Hauptgebäude mit ähnlichem Fachwerk. Einige Türen mit verwaschenen Hohlkehlen und Rundstäben, teilweise in Voluten endigend (s. Fig. 165), erinnern an das 17. Jh.

Die Apotheke ist ein schlichter Bau des 18. Jhs. mit einfachem schmiedeeisernen Gitter an den Fenstern und an dem Balkon, der von mächtigen Delphinen getragen wird. An der Apotheke angebaut tragen zwei Pfosten mit Maskerons (ehemaliger Brunnenausfluß) auf stark ausgebauchtem Sockel die Barockstatue des h. Nepomuk (Sandstein).

Hervorzuheben im Ort noch:

Brunnen

In der Hauptstraße, von einem ehemaligen *Brunnen* herrührend, auf sechseckigen Pfosten ein Löwe mit dem Wappen des Bischofs Johann von Manderscheid-Blankenheim.

Laut Aufschrift von diesem errichtet und 1895 renoviert. An der Bekrönung des Pfostens die alte Jahreszahl 1570.

Zwischen Haus Nr. 137 und Nr. 141 der Durchgang zur Kirche: ein Spitzbogen mit Hohlkehle und birnenförmigem Wulst, im Scheitel ein Schild (ehemals mit Wappen), darüber die Mauer emporgeführt und auf derselben eine kleine Ädicula mit kielbogenförmiger Nische, in der die Holzfigur einer Pietà, wohl aus dem 16. Jh., in dem nachklingenden spätgotischen Stil, aufgestellt ist. Der Bogen wohl 15. Jh. Eine neue Inschrift besagt allerdings: Erbaut 1337, renoviert 1896. Im Durchgang ein ehemaliges Kapitell eingemauert mit Rosette, drei Fischen und I7 · M F · 74.

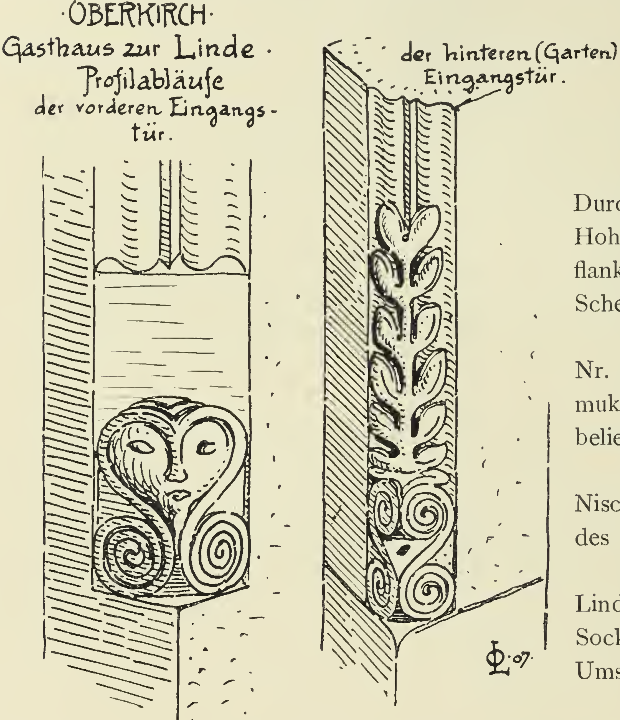


Fig. 165. Oberkirch. Türablauf am Gasthaus »Zur Linde«.

Gegenüber am Haus Nr. 140 Durchfahrtsrundbogen mit Wulst und Hohlkehle profiliert und mit von Voluten flankiertem, verwischtem Wappen am Scheitel sowie der Jahreszahl 15–82.

Gegenüber der Kirche am Haus Nr. 230 Sandsteinstatue des h. Nepomuk, Mitte des 18. Jhs., in der damals beliebten aufgeregten Stellung.

Am Haus Nr. 131 in schlichter Nische ansprechende Madonnenfigur des 18. Jhs.

In der Nähe des Gasthauses »Zur Linde« Kruzifix aus Sandstein, am Sockel Rollwerkschild mit verwischter Umschrift um 1700.

Gegenüber auf Rocaillepostament die zweidrittellebensgroße Sandsteinstatue des h. Wendel mit dem Datum 1711.

Wirtshausschild

Am Gasthaus »Zum (goldnen?) Adler« schmiedeeiserner *Wirtshausschild* des 18. Jhs.

Rathaus

Im *Rathaus* werden Zunftkannen, Hellebarden und andere Altertümer aufbewahrt.

Bildstöckle

Am Weg von Oberkirch nach Lautenbach ein *Bildstöckle* des 18. Jhs. sowie in

Kruzifix

einem Anwesen ein *Kruzifix*, fast lebensgroß, mit Maria, auf geschwungenem Rocaillesockel und Kartusche mit teilweise zerstörter Inschrift sowie (Schauenburgschem) Wappen.

Am Weg nach Ödsbach Bildstock des Ciriak Hallier und Kreuz aus dem 18. Jh.

ÖDSBACH

Schreibweisen: Otesbach 1347; Otenspach 1350; Ůtspach 1386; Ůdspach 1499 etc. (Bach des Otine.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Ödsbach bestand im Mittelalter aus freiburgischen und ebersteinischen Lehen der Schauenburger und Staufenberger. Doch gehörte es später zur

Herrschaft Oberkirch, zum weltlichen Besitz des Bistums Straßburg, und wurde 1803 badisch. — Die Waldgenossenschaft des Mooses hielt ihr ehemaliges Waldgericht zu Ödsbach unter der Linde. Neuordnung der Waldgerechtigkeiten 1527.

Kapelle

Kapelle ad S. Jacobum. Kleiner Bau des 18. Jhs. auf älterer Grundlage: gekuppelte Rundbogenfenster in der Altarwand. Holzfigur der Madonna, 18. Jh., gut bemalt.

Bildstöcke und Kruzifixe

An der den Ort durchziehenden Landstraße ein *Kreuz* von 1687 sowie verschiedene *Bildstöckle*. An dem Weg nach Lautenbach ebenfalls solche des 18. Jhs. und ein *Rokoko-Kruzifixus* von 1730.

Auf dem Weg von Giedernbach nach Lautenbach zweidrittellebensgroße, flotte Sandsteinstatue der Immaculata in der geschwungenen Haltung des 18. Jhs. auf üblichem Rocaillesockel von 1750.

OPPENAU

Schreibweisen: ad Noppenow in Martnowa ca. 1070 bis 1092; Openowe zweite Hälfte des 12. Jhs.; Noppenowe 1289; Oppinaue 1294; in valle Noppenowe 1316; Noppenower tal 1321 etc. (Au des Noppo.) 1347 hören wir von einer »villa in valle Noppenowe«; 1395 heißt es »zu Noppenowe in dem dorf«; 1381: »der farnd ob der stad zu Nopenouwe«.

Literatur: Das Oppenauer Hubrecht aus dem XV. Jh., Z. III, 484; außerdem Zentner, Das Renchtal, S. 221, und die allgemeinen Schriften.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Oppenau scheint ursprünglich Reichsgut gewesen zu sein. 1316 übertrug König Friedrich dem Straßburger Bischof Johann I. von Dirpheim alle Reichsleute, die in der Stadt Renchen, im Noppenouwer Tal etc. wohnten. Es war das ein großer Schritt weiter zu dem von den Bischöfen erstrebten Ziel der Landesherrschaft über das ganze Renchtal. In Frage gestellt wurde diese Erwerbung durch König Ludwig den Bayer, indes kam eine Vermittelung zu stande, die den Besitz tatsächlich dauernd machte, da die Pfandsumme von 4000 Mark, die dem Bischof als Ersatz für den in Benfeld durch Ludwigs Partei erlittenen Schaden zugesagt war, natürlich niemals gezahlt wurde.[1]) Zugleich waren die Bischöfe eifrig bestrebt, ihren Grundbesitz in der Gegend zu vermehren. So hören wir 1319 von dem Ankauf von Grundstücken in dem Noppenauer Tal. Auch gelang es ihnen, das stattliche Gut des Klosters Allerheiligen und die dazugehörige, über dem Ort liegende Burg Friedberg, von der heute keine Reste mehr vorhanden sind, durch Tausch von dem Kloster Allerheiligen zu erwerben. Oppenau, das bis zum J. 1803, wo es badisch wurde, nun zum weltlichen, rechtsrheinischen Gebiet des Bistums Straßburg gehörte, zur Herrschaft Oberkirch, machte deren schon mehrfach geschilderte Schicksale mit. Es war später eines der sechs Gerichte der Herrschaft, und zwar gehörten zu ihm[2]) Guckinsdorf, Bocksberg, Fohren, Ottersberg, Ebene, Ansätze und Nordwasser, Heimburgerturm, Ramsbach, Ibach, Löcherberg, Freiersbach, Rüstenbach, Döttelbach, Rench, Maisach und Lierbach. Bald nach der Erwerbung — nach Kolb[3]) noch von Johann I. — wurde es zur Stadt erhoben und befestigt. Es hatte zwei Tore,

---

[1]) Fritz a. a. O. S. 151 ff.

[2]) Fecht, Allerheiligen², S. 104.

[3]) Kolb III, S. 39.

das eine ins Lierbachtal zu, das andere dem Renchtal zugewandt. 1383 hören wir von »unter der linden upwendig der muren zu Noppenowe«. Unter seinen Bewohnern befanden sich im 15. Jh. eine Anzahl Zinsleute der Herren von Neuenstein. 1615 brannte die ganze Stadt und damit auch das Schloß Friedberg ab. 1689 wurde sie dann wiederum von den Franzosen verbrannt nach vorheriger Plünderung. 1701 erneuerte Kaiser Leopold der Stadt ihre Rechte und Gewohnheiten nach dem Vertrage von 1526; 1667 erhielt Oppenau den Johannismarkt, 1758 zwei weitere Jahrmärkte und einen Wochenmarkt. — Gegen das Renchtal zu lag vor dem Tor, sich hinauf bis in die Nähe der alten Pfarrkirche erstreckend, die Vorstadt Allmend und eine am oberen Tor, die noch heute sich abtrennt.

Befestigung Tor

Von der ehemaligen *Befestigung* steht nur noch das *Tor* gegen das Lierbachtal zu, das wohl nach dem Brande im 16. Jh. erneuert wurde; es öffnet sich in einfachem abgefasten Spitzbogen gegen das Tal zu, flacher Bogen gegen die Stadt, mit steinernen Halten für die Angeln. Außen am Scheitel in Stuck angeklebt in Rocaillekartusche das bischöflich Rohansche Wappen.

Kirchen

Kirchen: Oppenau war, wie Oberkirch, mit einer Kapelle Filiale von Nußbach. 1196 kam das Patronat von Nußbach mit seinen Kapellen im Stiftungsbrief von Allerheiligen an dieses Kloster. 1225 wird die Schenkung neu bestätigt und dabei die Kapelle in Oppenau, wie es scheint zum erstenmal, ausdrücklich genannt, auch 1226 als Kapelle erwähnt. 1275 aber hören wir von der ecclesia de Nopenowe, sie scheint also vorher schon vom Bischof von Straßburg zur Pfarrkirche erhoben worden zu sein. Die Rechte Allerheiligens wurden dabei aber anerkannt. »C. episcopus Argentinensis«, heißt es, »preposito et conventui fratrum celle Omnium sanctorum eiusdem dyocesis indulgemus, ut deinceps vobis ecclesiam de Noppenowe, in qua ius patronatus ad vos pertinere dinoscitur, per fratrem vestri monasterii vel professionis eiusdem loci regere et procurare liceat pleno iure« 1381. 1270 hören wir von einem Conradus plebanus, 1279 von A. archipresbiter, 1336 von dem kirspel zu Noppenowe, 1464 von einem rector ecclesie; 1289 wird ein bruder Henrich der Schiber von Noppenowe der lutpriester genannt. Die alte Kirche lag auf der Höhe, ihr Chor ist noch in der Friedhofkapelle erhalten. Patronus coeli war Johannes der Täufer. Zu ihr gehörten drei Kapellen: eine, ad S. Sebastianum, in der Stadt, von der jetzt keine Spur mehr erhalten ist, die zweite im Tal des Apostelfürsten Petrus und die dritte, neu errichtete Mariä Himmelfahrt in Griesbach, Filiale der letzteren. (Visitationsprotokoll von 1666.)[1]) 1668 kam eine Niederlassung der Kapuziner hinzu, wie es heißt vom Bischof gerufen, da im Bistum Mangel an Priestern, auch das Kloster Allerheiligen nur dürftig besetzt war, zur Rekatholisierung der Gegend. Sie versahen unter Aufsicht des Oppenauer Pfarrers, der bis 1803 ein Mönch von Allerheiligen war, die Seelsorge in Griesbach und Peterstal. Nach Aufhebung des Klosters wurde i. J. 1807 dessen Kirche zur Pfarrkirche gemacht und die unbequeme, alte auf dem Berge verlassen.

Kath. Pfarrkirche

Dieser *kath. Pfarrkirche*, natürlich mit gleichem Titel »ad. S. Johannem Baptistam«, scheinen aber auch die Räume der alten Kapuzinerkirche nicht genügt zu haben; es wurde sofort zu einem Neubau in dem Stil der Weinbrennerschen Richtung geschritten. Der Bau steht heute noch, wie immer schlicht, aber mit einer recht gefälligen Logen-

[1]) FDA. NF. III, S. 315.

anlage zu beiden Seiten des Chors. Auf dem Dachfirst ein etwas verwittertes Sandsteinkreuz hochgotischer Zeit aus Allerheiligen.

Innenausstattung

Altäre, Kanzel, Weihwassersteine etc. sind in dem gleichen klassizistischen Stil gehalten, ein Weihwasserbecken auf polygonalem Fuß trägt die Jahreszahl 1600.

Glasgemälde

In zwei Fenstern des Chors sind zehn *gemalte Scheiben* angebracht aus der Zeit von 1588 bis 1617, nach einer Angabe von drei Meistern: Caspar Rotgiesser, Daniel Lindtmayr oder Barth. Link (?) und von einem Schüler des letzteren. Acht von ihnen, ca. 40 × 30 cm groß, stellen je einen der damaligen Gerichtszwölfer dar mit seiner Ehefrau, in Renaissanceumrahmung von Säulen und Bogen, Unterschrift und einer Genrescene über ihnen, die neunte, sehr zerstörte zeigt nur noch ein Wappen, die zehnte das der Stadt Oppenau. Sie dürften wohl aus dem alten Rathaus (s. unten) hierher gebracht worden sein.[1])

Am südlichen Fenster beginnend, stellen sie dar:

1. Hanß Rößler gerichtßzwelffer
   und Eua sein — haußfraw 1617 (jeweils dazwischen das Wappen);

im oberen Bild die Erschaffung der Eva:

Gott nam ein Ripp auß Adamß Leib
Schuff Eūa drauß jm zů ein Weib GENE · II;

2. Hanß Braun — Gerichtßzwölffer
   ūd Apolonia sein — haußfraw 1617,

darüber der Sündenfall:

Die eūa hat der welt daß Glück verloren
In schmertzen ihre Kinder geboren;

3. Hanß Felder gricht — zwelffer zu
   Openaw margret — veglerin sein
   Hauffraw — Anno 1588,

darüber ein Genrebild;

4. Jacob ...r im saüpach
   und ..... eheliche Haußfraw
   Anno — ..17,

oben ein Genrebild mit Schweineherde;

5. Christniā Bech — lin grichtßzwölfer
   und Gerttraut sein — Haußfraw̄ 1617,

darüber die Arbeit der ersten Menschen dargestellt:

Adam fieng an Pflanzen und Baw̄en
Zů Gott stelt er all sein verthrauen;

6. H... Feger ge — richtßzwelfer ūd
   Ag.. sein ehelich — haußfraw 1617,

darüber die Ermordung Abels und:

Kain schlůg seinen Brůder zů Todt
Gott strafft ..n daß er lieff in not. GENE · III;

7. sehr zerstört, nur noch die rechte Hälfte teilweise erhalten, und verwischte Inschrift:

[1]) Sechs weitere von hier stammende Scheiben sind nach Schloß Staufenberg bei Durbach gelangt.



Fig. 166. Wappen der Stadt Oppenau.

. . Jacob Schmidt und mar .
gratzerin ſein eheliche hauß
fraw Bede Burger zu . . . . .
aw . jetzo Gaſtmeiſter uffm Kniebiß
. 610;

8. die Figur des Mannes arg zerstört:

De . aus ma . . . grichtszwelffer zû
Openaw̄ . . . . . Raneckerin sein
Eeliche . . . . . t . . . . Anno 1588;

9. nur ein Wappen, teilweise zusammengeflickt, mit verwischter Unterschrift, die ganz unleserlich ist;

10. das Wappen der Stadt Oppenau (s. Fig. 166), unter von Karyatiden getragenem Gesims, von einem Bär mit der Fahne gehalten. Die in zwei Abteilungen nebeneinander angebrachte, rechts etwas zerstörte Inschrift lautet:

Alls wardt gezalt nach geburt Christi
im Monad den dreysigsten Augusti
Ein tausend Sechshundert fünfzehn jar
da war Oppenau in höchster gefahr.
Durch ein entstanden Schröckliche Brunst
Eß war alles Löschen umbsonst
Daß gantze Stättlin . . verbronen ist
Nicht ein hauß uffrecht geblieben ist
Nachmalen dises Ratthauß
Allerdings von Ney . . .
durch nachgesetzte . .
Wider gebauwen un
Daher sich keiner N(?) . . . . .
. . wolle sich ferner vor B . . .
Ihnen nach diesem zu . . .
Auff absterben daß . . . .
Amen daß werde auch . . . .
Gott behüett weitter vor Feu . .

Diese Scheibe scheint also jedenfalls aus dem Rathaus zu stammen.

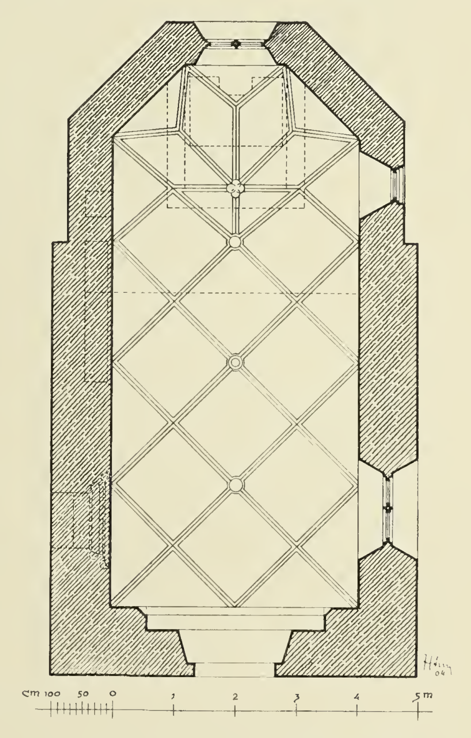


Fig. 167. Grundriß der Friedhofskapelle in Oppenau.

Kirchengeräte

In der Sakristei einige *Kirchengeräte:* große Monstranz, silbervergoldet, getrieben, am Fuß Engelsköpfchen und Kreuztragungsrelief. An den Strahlen Relieffiguren. Mitte des 18. Jhs., Augsburger Beschauzeichen und $\frac{F}{W}$. — Kelch, silbervergoldet, getrieben, in den Formen des beginnenden 18. Jhs. mit Bandgeschlinge am Fuß und einem Emailmedaillon mit der Darstellung der h. Familie. Zeichen ? und $\frac{V\ T}{L}$ (?). — Ein weiterer Kelch, silbervergoldet, getrieben, in spätem Zopfstil, Augsburger Zeichen und I A B. — Eine weiße Casel des 18. Jhs.

Friedhofskapelle

Die *Friedhofskapelle* ist der Chor der ehemaligen Pfarrkirche, der allein stehen geblieben ist (s. Fig. 167). Sie ist in drei Seiten des Achtecks geschlossen und öffnete sich in jetzt zugemauertem, großem gedrückten Spitzbogen gegen das Langhaus, jetzt in späterer Tür auf den Friedhof. Sie ist mit einem Netzgewölbe (s. Fig. 168) über-

deckt, dessen trocken profilierte Rippen ohne Konsolen an der Wand verlaufen. Im mittleren Schlußstein (s. Fig. 169) das Oppenauer Wappen und die Umschrift:

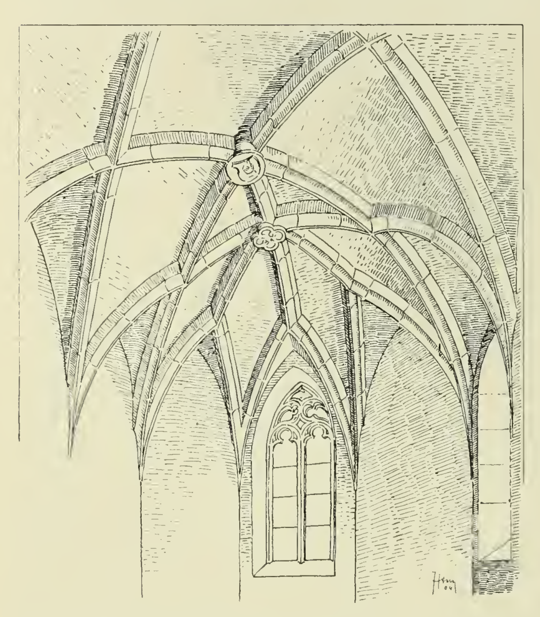


Fig. 168. Gewölbe der Friedhofskapelle in Oppenau.

S ꝛ der ꝛ gericht ꝛ zuo ꝛ noppnouv ꝛ 1X6X ꝛ

Daraus schloß Mone[1]) wohl mit Recht, daß die Kirche durch den Gerichtsstab erbaut wurde. In einem anderen Schlußstein neu gemalt (nach vorhandenen Resten?) das Wappen: drei Berge (?) mit Kreuz darauf, in einem weiteren die segnende Hand auf dem Kreuz.

Zwei einpfostige Spitzbogenfenster mit Fischblasenmaßwerk und ein geradsturziges Fenster erhellen den Raum. In der Nordwand eine Tür mit geradem Sturz, Hohlkehlen und sich kreuzendem Stabwerk; ebenda eine Sakramentsnische mit spitzem Kleeblattkielbogen. Gegenüber an der Südwand Nische im Eselsrücken geschlossen und an beiden Wänden noch zwei große, flachbogige Nischen. — Der Bau ist aus Bruchsteinmauerwerk errichtet, die Gewände etc. aus rotem Sandstein; kleiner späterer Dachreiter. Steinmetzzeichen unter der dicken Farbe unkenntlich.

Kruzifixus

Im Äußern an der Südwand überlebensgroßer holzgeschnitzter *Kruzifixus* von 1713.

Schmiedeeisernes Kreuz

Auf dem Friedhof reiches, *schmiedeeisernes Kreuz* mit Ranken und Stabwerk aus dem 18. Jh.

Sandsteinkruzifix

An der Straße zum Friedhof derbes *Sandsteinkruzifix* von 1701, laut Inschrift von verschiedenen Oppenauer Bürgern gestiftet.

Wappenstein

Pfarrhof. An der Innenseite der Gartenmauer ein *Wappenstein* des Abtes Anastasius von Allerheiligen eingemauert, mit der Unterschrift:

PRAESULE ANASTASIO
SURGENT QUAS CERNI
TIS AEDES
ANNIS TER DENIS RITE
GERENTE LOCUM
MDCLXXXVII

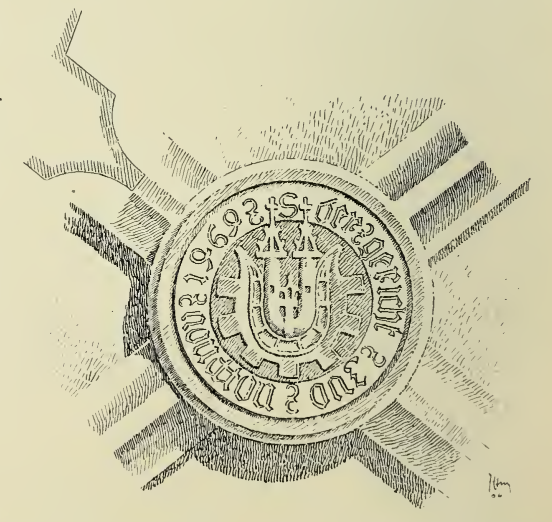


Fig. 169. Schlußstein in der Friedhofskapelle in Oppenau.

[1]) Z. VIII, S. 432.

Um das Wappen später eingemeißelt: Lapis hic in pristinae domus fronte erat 1836.

Privathäuser

Von *Privathäusern* ist das des Leop. Hodapp zu erwähnen mit einem Erker und der Jahreszahl 1681 und dem Gerberzeichen an der Türe, deren Gewände abgeschrägt und hohlgekehlt sind, sowie das Ökonomiegebäude des Gasthauses »Zur Sonne« mit der Jahreszahl 1682 an der ähnlich profilierten Tür. — Beim Apotheker Junghans befand sich früher ein Bronzemörser mit der Aufschrift Soli deo gloria 1628.

In der Hauptstraße, zwischen Kirche und oberem Tor, stehen eine stattliche Anzahl Riegelhäuser, leider jetzt verputzt. In ihrer alten Gestalt wiederhergestellt, würden sie der Straße ein sehr malerisches Aussehen geben.

An den von Oppenau ausgehenden Straßen einige Kruzifixe und Bildstöcke des 17. und 18. Jhs., so ein Kruzifix von 1775 auf dem Weg nach Lierbach, eines von 1796 auf dem Weg nach Antogast und ein solches von 1681 auf dem Weg nach Ramsbach.

PETERSTAL

Schreibweisen: zů sant Peter in Noppenowertal 1360; 1399; 1416; zu Bestembach in Noppenauwerthale ob sant Peter gelegen ein hofstatt; Petersthal 1660.

Literatur: Tabernae montanus = Theod. Jac. Neuw Wasserschatz. Das ist: Von Allen heylsamen Metallischen, Minerischen Badern und Wassern, Sonderlich aber von den neuwen erfundenen Sawerbrunnen zu Langenschwallbach . . . . . und im Schwartzwald in dem löblichen Stifft Strassburg in dem Petersthal . . — Vincentini Angeli Salae, tract. duo, in specie: de deux Fontaines dites de Greysbach et de S. Pierre etc., Straßburg 1590. Deutsch zur gleichen Zeit ebenda. — C. Graseccius, Fons salubris scatebra Petrina, Straßb. 1607. — C. Erhardt, Bad Petersthal im Großherzogthum Baden und seine Stahlsäuerlinge, Karlsruhe 1856. — Fr. von Weech, Zur Geschichte der Renchbäder Antogast, Freiersbach, Griesbach und Petersthal Ob. 28, 438—466. — P. (Pfaff), Die Renchthalbäder um 1644, Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins III (1900), Sp. 87—92. Kraus, Zur Geschichte der Renchtalbäder, Z. NF. 21, S. 60 f. Über die neuere Bäderliteratur s. Kienitz und Wagner.

Ansichten

Ansichten: Merian, Topographia Alsatiae 1644, S. 50. — Zwölf Ansichten von Petersthal mit Antogast, Freiersbach, Sulzbach und deren Umgebung, Karlsruhe, Müller, o. J.

Geschichtliches

Geschichtliches: Schon Ende des 13. Jhs. lag hier (s. unten) eine Kapelle, nach deren Titel das Tal genannt wurde. Der später noch erwähnte Bistrichhof wird schon 1196 genannt, also war damals das Tal schon besiedelt. 1476 hören wir von dem Bestenbachhof. Die Güter des Tales waren als Lehen von Freiburg, Eberstein und Straßburg in den Händen des Schauenburger und Staufenberger Adels. Der Ort gehörte zum Bistum Straßburg, Herrschaft Oberkirch. Erst im 16. Jh., wohl etwas später als der Griesbacher, scheint der Sauerbrunnen bekannt geworden zu sein. 1580 war er in einen viereckigen, hölzernen Kasten gefaßt. Nach der Verpfändung der Herrschaft an den Herzog Friedrich von Württemberg nahm dieser lebhaftes Interesse an den Bädern und erließ 1605 eine Badeordnung. 1637 erfolgte eine neue Ordnung durch Bischof Leopold. Im Anfang des 17. Jhs. war es in dem Besitz von verschiedenen Elsässern, von denen der erste, Odino, nach den Mitteilungen des Graseccius, die bei dem großen Andrang nicht mehr genügenden Herbergen etc. in einen geeigneten Stand setzte. So

präsentierte sich das Bad mit einer Anzahl offenbar ganz stattlicher Riegelbauten (s. Fig. 170). Auch genoß es den Ruf, daß vortrefflich für des Leibes Nahrung mit Leckerbissen aller Art gesorgt war[1]) und daß dort über die Maßen lustig gelebt wurde. In den folgenden Jahrhunderten wechselte das Bad verschiedentlich die Eigentümer, im 18. Jh. kam es in den Besitz des Klosters Schuttern, das ein neues großes Kurhaus erbaute, indes auch keine guten Geschäfte gemacht zu haben scheint und das Bad offenbar wie Griesbach weiterverkaufte. Als 1803 das Gebiet an Baden fiel, nahm sich die Regierung der Bäder an durch Unterstützung der Eigentümer. Die heutigen Bauten stehen noch an alter Stelle, entstammen aber alle (wenigstens im Umbau) dem 19. Jh.

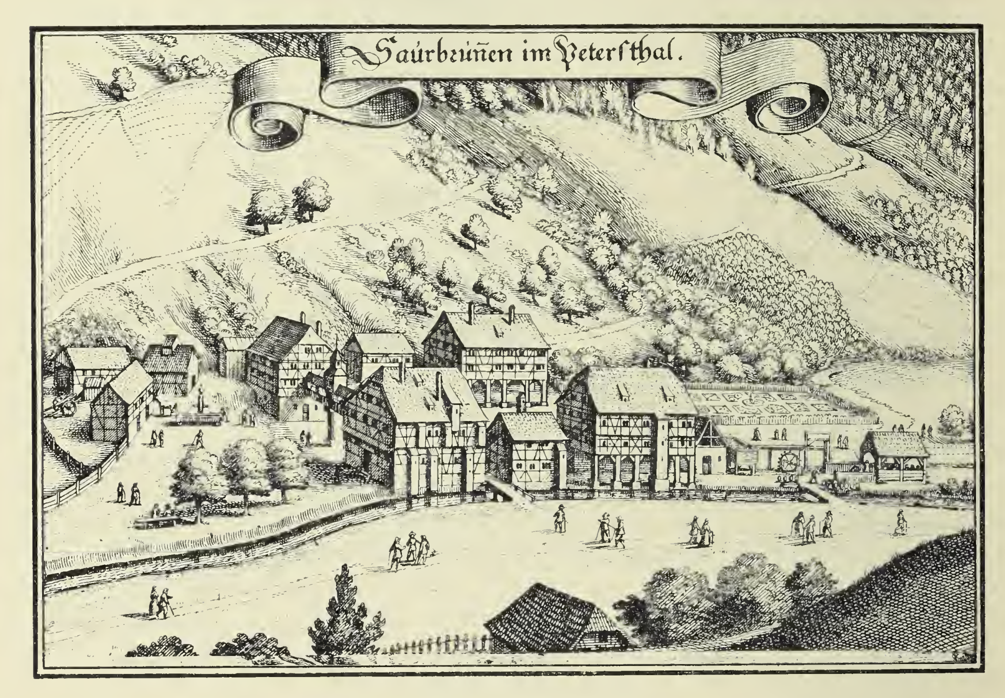


Fig. 170. Bad Peterstal im Jahre 1644.

Kath. Pfarrkirche

Die *kath. Pfarrkirche* (ad S. Petrum et Paulum). 1293 wird erwähnt die »capella sita in parrochia ecclesie de Noppenowe, que vocatur vulgariter die wůste capelle, filia ad ecclesiam predictam spectans K. Da das Patronat von Oppenau (mit Nußbach) Allerheiligen gehörte, so auch diese Kapelle. 1321 wird sie als »capella sancti Petri dicta die wůste capelle, ecclesie in Noppenowe attinens« genannt. Die Erklärung des Beiworts findet sich in folgender Erwähnung: »in dem thal zu Noppenauwe zů der wůsten Reynchen zů sant Peters capelle 1381«. Der Gottesdienst ist wohl durch einen Kaplan von Oppenau besorgt worden. 1619 hören wir von einem »pfleger sancti Petri im thal«. Nach der Niederlassung der Kapuziner in Oppenau 1668 besorgten diese unter Aufsicht des Oppenauer Pfarrers den Gottesdienst in Peterstal. 1801 aber »zwang der Bischof und Landesherr das Mediatkloster Allerheiligen zur Erbauung eines Lokalkaplaneihauses im

[1]) S. Weech a. a. O. S. 440 f., Zentner a. a. O. S. 26 ff. und Philander von Sittewalds Schilderung in den Visiones de Don Queredo etc., Straßburg 1642.

Peterstal«, und 1807 wurde unter badischer Herrschaft die Kapelle in eine »schöne, neue Kirche« umgewandelt.[1]) 1817 erhielt Peterstal eine eigene Pfarrei.

Der heutige Bau stammt aus dem Anfange des 19. Jhs. (auf Grundmauern des 18. Jhs.?) in üblicher, schlichter Erscheinung mit einem vorgelegten Turm.

Altäre

Altäre: Übliches Barocktabernakel mit hübschem Rocaillewerk auf dem Hochaltar, Putten und größere Engel in Stuck, darüber mächtiges Altargemälde Aller Heiligen, Werk des 18. Jhs., angeblich aus dem gleichnamigen Kloster stammend. Die zwei Seitenaltäre zeigen den üblichen Barocksäulenaufbau mit Gemälden, h. Magdalena und S. Petrus (?). — Kanzel im gleichen Stile. — Roter Taufstein mit kleinen, viereckigen Pfeilern am Fuß. — Vier überlebensgroße Holzfiguren von Heiligen, dekorative Arbeiten, 18. Jh., angeblich aus Allerheiligen.

In der Sakristei: zwei silbergetriebene Kelche, einer graviert, der andere mit aufgelegtem Silberornament am Fuß sowie Augsburger Beschauzeichen und F I / G. Kupferne Sonnenmonstranz, Rokoko, neu vergoldet.

Freiersbach

Zu Peterstal gehört noch *Freiersbach*, das als Bad erst später erkannt, die Geschicke der Gegend mitmachte und 1803 badisch wurde. Altes ist hier nicht erhalten.

RAMSBACH

Schreibweisen: Ramesbach 1196; Waltramesbach 1271; Ramspach 1336 etc.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 1196 schenkte Uta von Schauenburg dem Kloster Allerheiligen eine Hube in Ramsbach. Die Gegend gehörte wohl zu altem zähringischen Besitz und kam daher als Erbe an die Fürstenberg, von denen wir hören, daß sie dieselbe 1271 besitzen. Bei dem Verkauf der Fürsteneck durch Üdelhildis kamen auch diese Besitzungen an das Bistum Straßburg, Herrschaft Oberkirch, und machten der letzteren Schicksale mit, bis sie 1803 badisch wurden.

Bildstock

An der Landstraße *Bildstock* von 1752.

Zu Ramsbach gehört der Zinken

BÄRENBACH mit der BÄRENBURG

Geschichtliches

Geschichtliches: »Berenbach« wird 1293 erwähnt, 1351 etc.; nydern boerenbach im Noppenower tal 1386. Es gehörte offenbar aus der zähringischen Erbschaft den Fürstenbergern, die auch die Burg als Lehen zu vergeben hatten. — Verschiedene Geschlechter schrieben sich von Bärenbach,[2]) eines mit dem Staufenberger Wappen, das 1297 bis 1363 vorkommt; dann ein Zweig der Wolf von Renchen, der in Gengenbach saß, 1360 bis etwa 1448. Ein drittes Geschlecht nannte sich wohl nach dem Zinken Bärenbach im Bezirksamt Wolfach.

Burg

Die *Burg* wird im 14. Jh. erwähnt: »búrge zu Berembach«. »Wir grave Egen herre ze Friburg han verlúhen ze rechtem manlehen Johannese von Bernbach, Johannes von Sneite thoter sune, die burg ze Bernbach sinen teil 1312«. — 1321 aber verkaufen

[1]) Kolb III, S. 39.

[2]) Kindler von Knobloch a. a. O. I, S. 33.

»Burkart und Johannes zwene gebrůdere, hern Johanneses seligen eines ritters von Berembach sůne«, aus dem oben zuerst genannten Geschlecht, dem Bischof Johannes von Straßburg und seinem Stift »alles ir reht an der búrge Berembach und an allen den gůtern, die sie obewendig des gedőßes in dem tale zu Noppenowe mit der búrge von grave Cůnrat herre ze Friburg hattent zů lehenne«. 1455 hören wir noch einmal von dem »Schloß Berenbach«, das wohl nachher irgendwie zerstört wurde.

An der Stelle der Burg liegt nicht etwa, wie Kindler von Knobloch meint, heute der Bauernhof auf dem Ötschenfeld, sondern nur in der Nähe. Sie krönt eine etwas vorspringende Kuppe des Gebirges über dem Renchtal, 159 m über dem Meere, die nach drei Seiten einigermaßen schroff abfällt. Geringe Reste von Mauern aus Bruchsteinmauerwerk erheben sich noch über den Boden, andere sind noch in Spuren

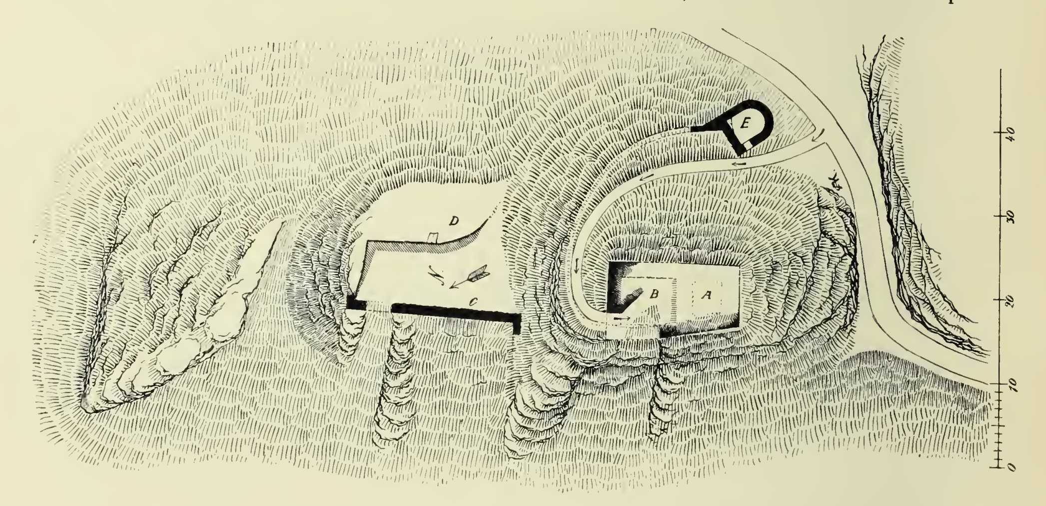


Fig. 171. Plan der Bärenburg bei Ramsbach.

nachweisbar, andere endlich nur noch an der Terraingestaltung (s. Fig. 171). Die größte Wehr mußte sich gegen die Südseite, die Bergseite, richten, von der aus man heute den Zugang zur Burg findet. Hier scheint ein künstlicher (?) Graben hergestellt worden zu sein, in dem heute die Straße läuft. Von dieser abbiegend, den Fußweg betretend, haben wir rechts die Reste eines 5×6 m großen, vorn halbrunden Baues *E*, einer Bastion (?), von der aus die Mauer nach Norden zog. Links vielleicht die Spuren eines Bergfriedes *A* mit etwa 4 m Weite im Innern und 2 m starken Mauern, und des Vorhofes *B*, wenn nicht *A* und *B* ein größeres turmartiges Wohngebäude bildeten. Weiter nach Norden ein Plateau mit dem Mauerzug *C*, wohl eine an den Zwinger sich anschließende Vorburg; in der Mauer eine noch heute erkenntliche Türöffnung, die wohl den unteren Haupteingang zur Burg bildete. Mehr ließ sich ohne Grabungen nicht feststellen.

RINGELBACH

Schreibweisen: in dem Ringelbach 1225 etc.; zů dem nydern Ringelbach 1386; zů obern Ringelbach 1386. (Bach des Ringilo oder auch von der schlängelnden, ringförmigen Gestalt des Baches.)

Ortsgeschichte: Die großen Besitzungen des Bistums Straßburg hier kamen wohl schon 1070 mit der Ullemburg an das Bistum. Auch waren die Geroldsecker hier begütert: »der hof ze Ringelbach, den Steinmar Schonzeler von der herschaft Geroltzecke zú lehen hatte« 1347. Diesen Hof gibt Heinrich von Geroldseck-Lahr 1359 dem Propst und Konvent zu Allerheiligen. Seit dem 14. Jh. gehört die ganze Gegend zum weltlichen Besitz des Bistums Straßburg und wird 1803 badisch.

Ortsgeschichte

Kirchliches: Ringelbach war teilweise nach Oberkirch eingepfarrt; 1351 hören wir von den homines Berth. episcopi Argentinensis in dem Ringelbach, parrochiani ecclesie parrochiali in Oberkirche. Später gehörte es zu drei Pfarreien (und drei Gerichten), Oberkirch, Ulm und Waldulm (Gericht Kappel).[1] Früher war nur eine kleine Kapelle (ad S. Wendelinum) gestanden; 1863 wurde die heutige Pfarrkirche mit dem gleichen Titel erbaut. Sie enthält noch einen *Barocksäulenaltar*, der wohl aus der Kapelle oder aus einer anderen alten Kirche stammt. In der Sakristei eine weiße *Casel* des 18. Jhs. mit prachtvoller bunter Seidenstickerei von Blumen etc. auf dem Balken und ein *Kelch* vom Anfange des 18. Jhs., silbervergoldet, getrieben, mit Bandgeschlingeornamenten und dem Augsburger Beschauzeichen; das andere verwischt.

Kirchliches

Barocksäulenaltar

Casel

Kelch

Auf der Höhe zwischen Ringelbach und Waldulm ein *Kruzifixus* auf Rocaillepostament von 1782.

Kruzifixus

STADELHOFEN

Schreibweisen: Stadelhoven 14. Jh.; Stadelhofen 1316; zů nidern Stadelhofen 14. Jh.; im obern Stadelhoven 14. Jh. etc.

Ortsgeschichte: Schon 961 hören wir von einer Schenkung Bischof Uthos III. von Straßburg an die Kirche zu Straßburg. Wie in Ringelbach hatte hier sicher schon seit 1070 der Bischof von Straßburg Besitztümer. Mit der ganzen Gegend gehörte es seit dem 14. Jh. zur bischöflichen Herrschaft Oberkirch. Die Schauenburger waren hier begütert. 1803 wurde Stadelhofen badisch.

Ortsgeschichte

Kirchliches: 1780 wurde hier eine Wendelinuskapelle erbaut (Filiale von Ulm), die 1783 zur Pfarrei erhoben wurde.[2] Diese wurde aber im 19. Jh. durch einen Neubau ersetzt.

Kirchliches

In demselben ein holzgeschnitzter *Kruzifixus* der Barockzeit, der Corpus alt, das Kreuz wohl von der Renovation 1907. Die Kanzel, eine Renaissanceschnitzerei aus dem 17. Jh., ist in die Großh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde gelangt.

Kruzifixus

Schmiedeeiserner Wirtshausschild am Gasthaus »Zum Ochsen«.

Schmiedeeisernre Wirtshausschild

An der Straße nach Tiergarten *Kruzifix* von 1775 auf Rocaillesockel.

Kruzifix

SULZBACH

Schreibweisen: Sulzebach 1233; Sulczebach 1336; Sulczbach 1342 etc. (Salzbach?)

Literatur: J. J. Mezius, Bericht etlicher New erfundenen Saurbrunnen zu Sultzbach etc., Fbg. 1616; Zentner a. a. O., S. 124. (Für die neuere Badliteratur s. Kienitz-Wagner.)

---

[1] Kolb III, S. 111.

[2] Freib. Kirchenbl. 38, 115. FDA. NF. II, 262.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort, der zur Gemeinde Lautenbach gehört und wohl bei seinen frühesten Erwähnungen aus kleinen Ansiedelungen bestand, verdankt seinen Namen den hier sprudelnden warmen Wasserquellen, die nicht, wie Zentner meint, erst Ende des 18. Jhs., sondern schon Ende des 15. Jhs., wenn auch nicht weithin, bekannt gewesen sein müssen, denn auf den Glasgemälden der Kirche in Lautenbach finden wir einen »bernhart uß dem sultzbad und Eva sin hußfrow«, also Bürger, während wir in der ebenfalls dort dargestellten Kathrin von Sultzbach, Ehefrau des Friedrich von Schowenburg, ein Mitglied eines sich so nennenden adeligen Geschlechtes sehen müssen; auch 1526 hören wir vom »Sultzbad« und 1558 von »hoffguet und bade gelegen im Sultzbach Oppenawer gerichts«. In den folgenden Zeiten scheint das Bad allmählich in Vergessenheit geraten zu sein. Die Gegend gehörte zum weltlichen Besitz des Bistums Straßburg, Herrschaft Oberkirch, und war nach Oberkirch, im 19. Jh. nach Lautenbach eingepfarrt.

Kapelle

Bei dem jetzigen Badgebäude steht eine schlichte *Kapelle*, laut Inschrift über der Türe von Lorentz Spener und Catharina seiner Hausfrau 1775 errichtet. Im Innern

Kirchengestühl

Kirchengestühl mit Barockschnitzereien, aus der alten Kirche in Oberkirch stammend, mit den Namen der Filialgemeinden von Oberkirch an den Wangen.

Kruzifix

An dem Weg nach Hubacker *Kruzifix* von 1761, im 19. Jh. renoviert.

TIERGARTEN

Schreibweisen: in dem Tiergarten 14. Jh.; in dem Thiergarten 1319; us dem Diergarten 1347. (Ursprünglich = Gehege für Rotwild, dann aber auch Pferch für das Weidevieh.)[1])

Archivalien: Reinfried, Archiv des Landeskapitels Ottersweier; Z. NF. 12, Mitt. 19; 20—31.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Tiergarten kam wohl 1070 mit der Ulmburg, zu der es wohl als Rotwildgehege gehörte (?), an Straßburg und gehörte bis 1803, wo es badisch wurde, zu dessen weltlichem Besitz zur Herrschaft Oberkirch. Schon 1227 wird der zwischen Tiergarten und Gaisbach gelegene Richenbacher Hof erwähnt. 1319 vertauschte Bischof Johann das seinem Stifte gehörige Gut Tanzberg »in dem tiergarten« mit Allerheiligen gegen das Schloß Friedberg bei Oppenau.

Kath. Pfarrkirche

Die heutige *kath. Pfarrkirche* ist ein Neubau des 19. Jhs. (ad S. Urbanum). Früher bestand hier nur eine Kapelle mit gleichem Titel. Aus dieser stammt wohl die *Barock-*

Kanzel

kanzel mit ausgebauchter Brüstung und lebhaft bewegtem Engel auf dem Schalldeckel.

In der Nähe auf einem der Rebhügel stand die

ULLENBURG (Ulmburg)

Schreibweisen: Ulmena 1070; Ulmeburc 1228; Ulmenburg 1271; Ullemburg 14. Jh. etc.

Die Burg wurde 1070 zusammen mit Ulm und größeren Besitzungen der Umgegend von einem fränkischen Ritter Siegfried dem Bistum Straßburg geschenkt: vir militaris

[1]) Alemannia VIII, 13.

Sigifridus magna Francorum ex stirpe predium dictum Ulmena eiusdemque nominis castellum in pago Mortenowa in comitatu Chinzihdorf et Otenheim situm Argentincensi ecclesiae tradit. Als nach dem Tode Bertholds IV. von Zähringen seine Brüder sich mit seinem Sohne Berthold V. über eine Teilung des Hausbesitzes einigten, scheint Hugo außer den Eigengütern das bischöflich straßburgische Lehen Ulmburg erhalten zu haben, das nach seinem Tode wohl eingezogen wurde. 1219 nennt sich aber Rudolf von Eberstein auch Herr von Ullenburg. 1228 wurde es an die Markgrafen von Baden verpfändet.[1]) Wann es ausgelöst worden, scheint nicht genau festzustehen. 1271 aber wird nach der Spaltung des Uracher Hauses Graf Berthold von Fürstenberg straßburgischer Burgmann zu Ulmburg. Die bischöflichen Vögte der Herrschaft Oberkirch saßen zunächst in der Burg; so hören wir 1270 von einem Peregrinus advocatus, 1310 von Stenolt der fout fon Ulmburc, 1316 von einem advocatus Johannis Argentinensis episcopi in Üllenburg 1316; später residierten sie in Oberkirch. Am Anfange des 14. Jhs. waren die Schauenburger mit der Burg belehnt, denen sie von Bischof Wilhelm von Diest auf Wiederlösung verkauft wurde. Schon Bischof Rotbert aber löste sie wieder ein, und die Burg kam nun im weiteren Verfolg als Lehen in verschiedene Hände, so 1478 an die Familie von Boozheim, bei den Streitigkeiten des 16. Jhs. an den Grafen Ernst von Mansfeld, 1605 als Pfand an den Herzog Fr. von Württemberg, der die Familie Küfer damit belehnte, die auch nach dem Rückfall an Straßburg noch dort blieb. Dann kam das Lehen an die Schweinhuber, deren letzter 1770 als Chorherr von Allerheiligen starb. 1785 ließ Kardinalbischof Rohan die Burg zerstören. Er verlegte die Pfründe der Schloßkapelle — 1464 hören wir von einem capellanus in Ulenburg, die Patrone waren S. Urbanus und S. Sebastian — nach Ulm (1790). Eine Anzahl von Familien nannten sich im 14. und 15. Jh. nach der Burg, hatten also offenbar dort ihren Sitz, die Gir, die Müller, die Stern, die Rohart und ein Rickaldeus.[2])

Erhalten ist heute von der Burg nichts mehr. Man sucht sie auf einem Rebberg über Tiergarten, welcher der Schloßberg genannt wird und dessen Stützmauern, wie es scheint, aus Steinen der Burg errichtet sind. Mir will derselbe als etwas zu klein erscheinen für den zu vermutenden Umfang der doch eine ziemliche Rolle spielenden Burg, und ich möchte mindestens die Hauptburg auf einem geeigneteren Hügel, der etwas nach Süden liegt, suchen.

ULM

Schreibweisen: Ulmena 1070; in banno ville Ulme 1285; Ulma 1347; Ulmen 1399; Ulm 1558. (Deutung ungewiß.)

Ortsgeschichte: Zugleich mit der Ulmburg kam 1070 Ulm an das Bistum Straßburg (s. oben); es teilte die Schicksale der Ulmburg. Mit Ringelbach, Erlach, Haslach, Mösbach, Stadelhofen und Tiergarten bildete es eines der vier Gerichte der Herrschaft Oberkirch. Im 14. Jh. muß es hier noch Reichsbesitz gegeben haben, wir hören 1343 von »die lute zu Ulme, die vom riche rürent und zu Offenburg bürger geworden«. Wie die ganze Herrschaft wurde Ulm 1803 badisch.

Ortsgeschichte

[1]) Heyck, Gesch. der Herzöge von Zähringen, S. 418 und 520.

[2]) Krieger II, 1239.

Eine Familie von Ulm erscheint 1270 in Heinricus de Ulmen und 1398 in Nesa de Ulma filia quondam Heinrici de Ulma de Offemburg domicella.

Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Mauritium): Eine der ältesten Pfarreien der Gegend, deren Filialen u. a. Renchen, Mösbach, Haslach, Tiergarten, Stadelhofen und Erlach waren. Doch scheinen wir erst 1332 zum erstenmal von der Kirche zu hören. Damals wurde die Pfarrei von Bischof Berthold dem Stifte Säckingen inkorporiert (nos Berhtoldus Argentinensis ecclesie episcopus ecclesiam parrochialem Ulme cum capella in Renicheim etc.). 1412 war hier ein Leutpriester Gilg: »Gilg lútpriester der Kirchen zů Ulm gelegen in Straßburger bystum, und schaffner frowe Clor Annen von der hohen Clingen, eptesin zů Seckingen«. 1483 heißt es: »als Ulme und Renichen die zwey Kirspel bißher eine lutpriesterey, die der eptissin zů Seckingen zů lihen gepurt, gewesen«. Später kam Kollatur und Zehent in den Besitz des Chorpräbendarienstifts in Straßburg. 1666: Ulm, huius ecclesie patronus coeli s. Mauritius; collatores sunt domini deputati summi chori Argentinensis.

Die heutige Kirche stammt aus den Anfangsjahrzehnten des 19. Jhs. mit Ausnahme des viereckigen Turmes aus Bruchsteinmauerwerk mit Quadern an den Ecken und oben gekuppelten Schallfenstern des 18. Jhs., sein Alter ist mangels sicherer Anhaltspunkte nicht zu bestimmen. Über den Schallöchern ist in Relief ein Rocaillewappen unter einer Krone angebracht: in viermaliger Wiederholung eine nach rechts gerichtete Taube (oder Hahn?).

Kanzel

Im Innern bemerken wir die *Kanzel* im Rocaillestil, an der die Brüstung tragenden Konsole in origineller Zusammenfassung die Evangelistensymbole, Putten auf dem Schalldeckel.

Holzfiguren

Zwei *Holzfiguren*, eine Madonna mit Kind und ein h. Sebastian, stammen wohl vom Ende des 16. Jhs. Ein Kruzifixus und ein h. Wendelin aus dem 18 Jh.

Ölgemälde

An den Langhauswänden eine Anzahl *Ölgemälde* verschiedener Schule und verschiedenen Wertes:

Vermehrung der Fische und Brote, deutsch, mit der Aufschrift: Johannes Müller pingsit 1733.

Beschneidung Christi, nicht untüchtiges Bild vom Anfange des 17. Jhs. unter dem Einfluß der Spätvenetianer, Tintorettos und Bassanos.

Beweinung Christi, deutsch, vom Ende des 18. Jhs.; flaches Akademiebild.

Marter des h. Sebastian, die Pfeile werden ihm herausgenommen, gute Modellierung und ziemlich virtuose Helldunkelbehandlung, wohl deutsch, aus der Mitte des 17. Jhs.

Ecce homo mit Kriegsknechten, deutsch, zweite Hälfte des 18. Jhs.

Marter des h. Andreas, wie das Sebastiansbild (wohl vom gleichen Künstler, recht tüchtige Leistung aus der Mitte des 17. Jhs.).

Anbetung der Hirten, gleich der Beschneidung unter venetianischem Einfluß, aus dem Anfange des 17. Jhs.

Kreuzabnahme Christi, auch durch die spätere Schule Venedigs beeinflußt, vom Anfange des 17. Jhs.

Einzug Christi in Jerusalem und Kreuzigung, etwas rohe Bilder wohl aus der ersten Hälfte des 18. Jhs., deutsch.

Glocken

Von den *Glocken* habe ich nur der großen Hauptglocke nahe kommen können. Die anderen scheinen, soweit von ferne zu urteilen, aus dem 18. Jh. Die große aber trägt in erhabener Schrift die Worte:

+ O + REX + GLORIE · X · VENI + CV + PACE + + S LVCAS +
MATHEVS + S · MARD (sic!) VS +

(Umgekehrtes C bei Marcus, E bei Rex und falsches E bei veni.)

Grabsteine

Auf dem Platz des ehemaligen Friedhofes um die Kirche *Grabsteine* des 18. Jhs., einer mit Voluten und Rundgiebel von 1775, einer mit ovalem Feld unter Giebel von 1794. Hier auch ein 1851 erneuertes Kruzifix auf Rocaillesockel.

Kirchengewänder

In der Sakristei eine Anzahl *Kirchengewänder* des 18. Jhs., unter anderem eine rote und eine weiße Casel, zwei Kelchtücher, zum Teil Hochstickerei in bunter Seide und Gold; das eine Kelchtuch zeigt die Kreuzigung Christi mit Ranken in Hochstickerei.

Kirchengeräte

Von *Kirchengeräten* ist zu erwähnen: eine Monstranz, silbervergoldet, getrieben, Empire, teilweise erneuert. Eine Anzahl Kelche: einer, silbervergoldet, mit getriebenen Bandornamenten am Fuß, ähnlichen eingravierten an der Cuppa, verwischtem Zeichen (Vogel?), Anfang 18. Jhs.; ein zweiter, silbervergoldet, getriebene Arbeit des Rocaillestils, Augsburger Beschauzeichen, darunter C und F · C / M, am Fuß eingraviert: *Memento mei ad Altare Dei Rogat P. Jvo Metsch;* ein dritter, silbervergoldet, getrieben, in gutem Zopfstil aus der Zweiten Hälfte des 18. Jhs., Augsburger Zeichen, darunter M und JNS; der vierte aus Kupfer, getrieben, vergoldet, ein schönes schlichtes Werk vom Ende des 18. Jhs., innen am Fuß steht: *Calix ecclesiae Erlacensis et Ulmensis rectoris.* Ein Wettersegen, silbervergoldet, getrieben, spätes Rocaille; zwei Rauchfässer, das eine vom Anfange des 18. Jhs. in späten Barockformen, das andere Rocaille; ein Schiffchen der gleichen Zeit in gebauchter Form.

Privathäuser

Privathäuser: In einem Holzbalken, von altem Riegelhaus stammend, jetzt an der Brauerei Walz, eingeschnitten:

I H S
M B
16
85.

Schmiedeeiserner Wirtshausschild

Schmiedeeiserner Wirtshausschild am Gasthaus »Zur Linde«.





AMT OFFENBURG



ALTENHEIM

Schreibweisen: villa Altheim 1289; das dorff zu Altheim 1482. (Kaum identisch mit dem schon 880 erwähnten Baldanheim, da die Zurückführung darauf sprachliche Schwierigkeiten bietet.)

Archivalien der Gemeinde und Pfarrei: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 5 (1885), S. 261—262.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: [1]) Der Ort gehörte zur Herrschaft Geroldseck und kam bei der Teilung derselben an die Linie Lahr-Mahlberg. Bei der Heirat der Susanne von Geroldseck-Lahr mit Hug von Geroldseck am Wasichin wurde deren Mitgift als Pfandsumme u. a. auf Altenheim gestellt, Hug aber verpfändete die Hälfte des Ortes an die Müllenheim. Außer diesen hatte um das J. 1400 noch ein Walter Wachsiger hier ein geroldseckisches Lehen. Um 1359 hören wir auch von einem Edelknecht Kuno von Hundsfeld, der seinem Lehensherrn Heinrich von Lichtenberg das Lehen, das er u. a. auch in Altenheim hatte, resigniert. Vom 12. bis 14. Jh. scheint das Kloster St. Georgen auf dem Schwarzwald Besitzungen hier gehabt zu haben; 1288 erwarb das Kloster Gengenbach den päpstlichen Schutz für einen Hof hier. Im gleichen Jahre verkauften Walter von Klingen und seine Frau Sophie ihren Besitz zu Altenheim an den Ritter Sigmund Hogmesser zu Straßburg, von dem diese Güter an den Ritter Diebold Schenke von Oberehnheim und dann 1306 an den Domherrn Gerhard von S. Stephan zu Straßburg übergingen. 1290 hören wir auch von einem Hugo von Altenheim, Bürger zu Offenburg.

Der Ort machte die Schicksale der Herrschaft Lahr-Mahlberg mit, er kam also 1427 an Mörs-Sarwerden, und als dies die Hälfte der Herrschaft an den Markgrafen von Baden verkaufte, zugleich unter dessen Herrschaft; bei der Teilung 1629 kam er zu Lahr, d. h. also an Nassau-Saarbrücken. Da dieses Haus aber die Herrschaft an Baden-Durlach verpfändete, so war auch Altenheim bis zum Rückfall der Pfandschaft baden-durlachisch, dann unter Nassau-Usingen, bis es i. J. 1803 badisch wurde.

Evang. Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche, ehemaliger Titel (?). 1300 hören wir von Wernherus rector ecclesie in Altheim, frater Heinrici armigeri de Schopfheim. Kirchensatz und Zehnt, die dem Hochstift Straßburg gehörten, waren als bischöfliches Lehen im Besitze derer von Schopfheim, von dem als letzte die drei Brüder Erkenbold, Heinrich und Werner damals lebten; eben dieser Werner war der Pfarrrektor. Nach dem Aussterben der Schopfheim kam das Lehen an das Stift zurück, das es in einzelnen Teilen an verschiedene Edle weitervergabte. — Wir hören dann 1336 von Heinrich Kalwe von Schauenburg Kirchher zu Altheim, 1419 von Götze Wilhelm lútpriester zů Altheim, 1428 von der ecclesia parrochialis in Altheim. Wie die ganze Herrschaft Lahr-Mahlberg, neigte sich bei der Kirchenspaltung Altenheim rasch der neuen Lehre zu, die 1567 endgültig eingeführt

[1]) Ruppert, Gesch. der Mortenau I, S. 237 ff.

wurde. 1602 wurde von der Schaffnei Lahr eine neue Kirche hier erbaut,[1]) der Turm der alten blieb aber stehen, wie auch bei dem zweiten Neubau von 1808 bis 1813.

Turm

Dieser *Turm* von quadratischem Grundriß weist in seinem Erdgeschoß ein spätgotisches Rippenkreuzgewölbe auf, er dürfte also dem 15. oder 16. Jh. entstammen. Hier sind auch unter der Tünche in den letzten Jahren Spuren von Wandgemälden, Rankenwerk etc. zutage getreten. Im übrigen ist der Turm gänzlich überarbeitet. Die Kirche in dem schlichten, klassizierenden Stil vom Anfange des 19. Jhs.

An den Außenwänden der Kirche eine Anzahl Grabsteine, und zwar:

des Philipp Ludwig Roeder von Diersburg, gest. 17. Hornung 1744, einfache Platte mit Wappen;

des weiland hochehrwürdigen und hochgelehrten Herrn Christian Samuel Lotzbeck, war geboren zu Weisenburg 1681, Pfarrherr zu Nimburg 1706 und zu Altenheim 1713, Specialvicarus zu Lahr 1750, und dessen Ehefrau etc., gest. 1751, er selbst gest. 1757, Platte mit reicher Rocailleumrahmung, Engelsköpfen und Wappen;

des Johannes Henricus Büttnerus, Pastor in Altenheim pie obiit anno Christi MDCLXIX—XXI Aug. Anno Aetat. LXXXI ministerii LVIII etc., auf der Platte Kreuz mit Kartuschenwerk;

des Philipp Reinhard Greiffenberg, Pfarrherrn zu Altenheim, gest. 26. Juni 1777, Platte mit reichem Rocaillerahmen, geschwungenem Giebel, Voluten, Vasen und Wappen.

Im Pfarrhaus werden einige ältere Kirchengeräte aufbewahrt: eine zinnerne Abendmahlskanne mit der Inschrift: Die schwedischen Dragoner verehren auff den Altar in der Kirchen zu Altenheim am Rhein diese Kandten zu immerwährenden gedächtnus, Martin Bohn Fenderich, Hans Georg Kratz Corporal, Hans Ohrdorff und Peter Schuhmann, anno 1649. Wohl eine Erinnerungsstiftung der hier stationierten Dragoner, die offenbar deutsche Landsleute waren, beim Friedensschluß, und ein Zeichen guten Einvernehmens mit den Bewohnern. Des weiteren wird hier aufbewahrt eine silberne, vergoldete Hostienbüchse von 1699 mit Gravierungen, gestiftet von Joh. Dan. Bruch und Johanna Margar. gebohrne Saxin Eheleute von Rohrburg.

Rathaus

Im *Rathaus* wird aufbewahrt: 12 cm hoher, silbervergoldeter Becher; der Rand der Cuppa mit getriebenen Blüten verziert, am Fuß in reicher Gravierung sechs Wappen: zwei Steinbockhörner, Löwe und Sterne, Steinbock, Schlüssel, aus Blumen hervorgehend, und Sterne, ein Bock, wieder die Steinbockhörner. Im Fuß eingelassen eine Silbermünze des Herzogs Friedrich I. Georg von Sachsen und seiner Gemahlin Johanna. Goldschmiedezeichen: N, ein Turm und BB, etwa aus der Zeit um 1600.

Turm

Im Ort ein viereckiger, niedriger *Turm,* etwa 8 m hoch, auf dem Pyramidendach eine Laterne, Bruchsteinbau. An ihm eine Inschrift: DRS, darunter die Umrißlinien eines Karpfen eingeritzt und darunter I 7 (|) 6+. (Altenheimer Wappen.) Der Turm soll angeblich von einer Wasserburg, der Rohrburg, stammen. Diese

ROHRBURG

stand aber an anderem Platze, nämlich zwischen der heutigen Mühle Rohrburg und dem Dorfe Müllen. Um das Schloß hatte sich ein Dorf bezw. ein Weiler angesiedelt.

[1]) Stocker a. a. O. S. 151.

Erwähnungen: curia Wilre apud Altheim 1300; Wilre prope Múlnheim 1343 etc.; Rorburg 1357; Roreburg 1432; in dem banne zů Rorburg 1373.

Von der Burg hören wir 1344: in villa Wiler der graben umbe den búhel, videlicet den Burgbúhel; 1373 in castro Rorburg; burgstal 1415; burgstadel 1481. (Burg im Röhricht.)

Literatur: Ruppert, Mortenau I, S. 408—415; Derselbe, Die Erlin von Rorburg, Straßb. Studien II, S. 68—77; Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I, S. 308 ff.

Ortsgeschichte: Schon 1275 hören wir von einem Heinricus miles de Wilre et Erkenboldus filius eius dictes Mulner. Sie gehörten wohl zu der Familie derer von Schopfheim, die, wie es scheint, Vasallen der Geroldsecker waren und am Ende des 13. Jhs. Rohrburg besaßen. Im 14. Jh. war es Eigentum der Klobeloch, 1427 bis 1599 im Besitze der Erlin von Rohrburg, einer Straßburger Familie, wechselte dann häufig die Besitzer und kam im 18. Jh. an die Freiherren von Türckheim. Es gehörte zum schwäbischen Ritterkreis (Bezirk Ortenau) und kam 1805 an Baden. Heute existiert nichts mehr von der Burg.

Ortsgeschichte

Wir hören 1317 von einigen Höfen in villa et banno Wilre, 1415 von der můle zů Rorburg. Noch heute steht eine Rohrburger Mühle. Der Ort hatte zu Kolbs Zeiten noch 23 Einwohner, die nach Altenheim eingepfarrt waren, ist aber jetzt gänzlich eingegangen.

APPENWEIER

Schreibweisen: Abbenwilare 1088; Appenwilre 1216; villa 1312; in dem dorfe zů Appenwilre 1399; Appenwir 1481; Appenweyr 1530. (Weiler des Appo.)

Archivalien: Mitteil. der histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 47.

Ortsgeschichte: Von vorgeschichtlicher Besiedelung spricht der unten berichtete Fund. Dann wird Abbunwilari 884 erstmals erwähnt. (?) 1088 schenkt Waltherus de Abbenwilare dem Kloster Hirsau ebendaselbst ein Gehöfte, das 1236 in den Besitz des Klosters Allerheiligen überging. Ein Sarnagal de Appinwilre 1148 erwähnt. 1328 verkauften Andreas »dictus de Rodecke miles« und seine Frau Petronella dem königlichen Vogt Andreas in Achern ihren Hof in A. mit Patronat und Zehnt: cum jure juris patronatus ecclesie parrochialis ipsius ville Appenwilre et capellarum ab eadem ecclesia dependencium. Nach dessen Tod aber schenkte seine Witwe Gisela de Hovevilre den ganzen Erwerb dem Kloster Allerheiligen. — Der Ort gehörte zur Landvogtei Ortenau und bildete mit Urloffen, Zusenhofen, Nußbach, Herztal, Meisenbühl und halb Nesselried eines der vier Landgerichte. »In dem geriht von Appenwilre« heißt es 1364. Im Jahre 1533 hatten »am grossen zehenden zu Appenwyr« die Markgrafschaft Baden ein Drittel und die Propstei Allerheiligen zwei Drittel. Mit den Gemeinern zu Staufenberg und den übrigen Angehörigen des Landgerichts bildete A. die Waldgenossenschaft im Staufenberger Hard; die Waldordnung stammte von 1447. Wie heute ein Knotenpunkt der Bahn, so war es schon im Mittelalter, ein Knotenpunkt der Kniebis- und der Rheintalstraße: die alte stroß gen Erlech 1347;[1]) uf der Hohenstraße zuschen Winsle

Ortsgeschichte

[1]) Mone, Urgeschichte I, S. 145.



Fig. 172. Kath. Pfarrkirche in Appenweier.

und Appenwilre 1381. 1805 wurde es (mit der vorderösterreichischen Landvogtei Ortenau) badisch.

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Bei Vergrößerung des Bahnhofs 1864 wurde ca. 120 m nördlich vom alten Gebäude und 30 m westlich von der Bahn eine etwa 1 m hohe Erhebung des Geländes durchgraben, die sich als alter Grabhügel erwies. Es fanden sich dabei, mit etwas Asche und Kohle vermischt, ein Halsring, zwei Armspangen und zwei Fußringe von Bronze, massiv und dick gearbeitet ohne Verzierung, und ein nicht mehr deutbares flaches Stück Eisen, also die Reste einer Bestattung oder vielleicht eines Leichenbrands; Genaueres war, da die Arbeiter ohne Aufsicht gegraben hatten, nicht mehr festzustellen. (Fundstücke in der Karlsruher Sammlung.) *(W.)*

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Michaelem). 1287 wird ein Wernherus rector ecclesie de Appenwilre, filius quondam H. militis de Stöffenberg dicti Schidelin erwähnt, 1291 ein Waltherus sacerdos de A. Wie oben erwähnt, kam durch Schenkung 1359 das Patronat an Allerheiligen, 1361 inkorporierte Bischof Johann von Straßburg demselben »parrochialem ecclesiam in A.«; [1]) demgemäß hören wir z. B. 1439 von Růlmann Tedinger ein conventherre des closters Allerheiligen zů der zit ein lůtpriester der kirchen zů A. 1692 war die Kirche so zerstört, daß sie kaum noch dem Gottesdienst dienen konnte, und auch die Innenausstattung hatte schwer durch den Krieg gelitten. [2])

Die heutige Kirche ist ein Bau aus der Mitte des 18. Jhs. (s. Fig. 172). Über dem Portal steht: »Anno 1750 hat die gemeindt Appenweyher diese Kirch zu größerer Ehr Gottes unter direction Hern Simon bruder des vogtens auferbauen lassen«. Eine einschiffige Kirche mit Chor, der in drei Seiten des Achtecks endigt. Einfache Lisenengliederung der Außenwände. Die Fassade ist mit stattlichem Barockgiebel gekrönt, neben dem Chor der Turm mit abgerundeten Ecken und originellem Zwiebeldach, an diesem die Jahreszahlen 1748, 1835, 1881, 1900. Im Innern hübsche Stuckornamente im Rocaillestil an den rundbogigen Fenstern wie an dem Spiegelgewölbe der Decke, wo sie die dortigen Gemälde einschließen. Diese stellen dar im Langhaus die Himmelfahrt Mariä, im Chor die Speisung der Zehntausend, in den Stichkappen die Evangelisten und die Symbole Mariä aus der Lauretanischen Litanei: den hortus conclusus, den fons signatus, pulchra ut luna, electa ut sol, quasi flos rosarum, sicut lilium inter spinos, außerdem Moses und David. Flotte Werke der rauschenden Dekorationskunst des 18. Jhs. Im Chor an den Wänden in schöner Stuckumrahmung je ein Wandgemälde, darstellend die Heiligen Norbert und Augustin. Auch die Sakramentsnische hat eine entsprechende Umrahmung.

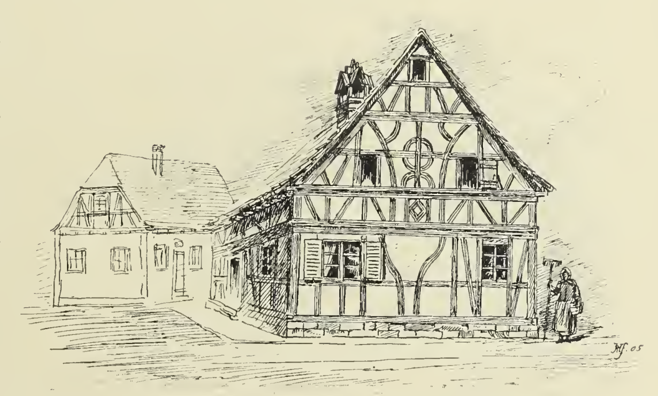


Fig. 173. Haus in Appenweier.

Wappen

Am Triumphbogen in Rocaillekartusche großes badisches *Wappen.*

[1]) Bestätigt durch die päpstl. Bulle 1407, FDA. XXI, S, 314 ff.

[2]) FDA. NF. III, S. 318.

Innenausstattung

Innenausstattung: Kanzel aus der Mitte des Jahrhunderts mit sehr origineller Rocailletreppenwange; Empore, später eingezogen, im Zopfstil.

Der Hauptaltar in dem barocken Aufbau von Säulen (Stuckmarmor) mit verkröpftem Gebälk umschließt ein Gemälde, darstellend den h. Michael, der den Drachen tötet; auf den ähnlich ausgestalteten beiden Seitenaltären ebenfalls Gemälde, rechts Kruzifixus, links eine Madonna rosarum.

Holzskulpturen

Auf jeder Seite des Langhauses je ein ca. 1 m hohes, gut gearbeitetes Rocaillesandsteinpostament. Auf dem einen die holzgeschnitzte Gruppe der h. Anna selbdritt aus dem Anfange des 16. Jhs., gute Arbeit (neu gefaßt), auf dem anderen eine Immaculata in der geschwungenen Haltung des 18. Jhs.

Neben der nördlichen Eingangstür schlichter Grabstein mit Kelch des »Thadaeus Jaeger der hochw. Abtey Allerheiligen regulierter Chorherr und Pfarrer allhier gestorben den VIII. Juni 1772 seines Alters 39 Jahr, seines Pfarramts im 4 Mohnat«. Dazu ein Vers:

Hier liegt ein Hirt der Geist und Leben
Voll Eyfer für sein Herd gegeben etc.



Fig. 174. Haus in Appenweier.

Kirchengeräte

In der Sakristei einige *Kirchengeräte:* ein Kelch, silbervergoldet, Anfang 18. Jh., mit getriebenen Mönchsinsignien; ein Speisekelch, silbervergoldet, im gleichen Stil mit aufgelegten silbernen Blumen an der Cuppa, Zeichen: Zirbelnuß und S R; eine große Monstranz in der Sonnenform mit gutem Rocailleornament, silbervergoldet, getrieben, Zeichen: Augsburg und P ?; eine kleinere ähnliche mit Augsburger Zeichen und EF, kleine Nische in der Wand mit Rocaillemadonna. — Einige *Kirchengewänder* des 18. Jhs.: eine weiße Casel mit Goldbrokat und gepreßter Samtverzierung und den Buchstaben $\frac{M\ T}{1776}$; ein einst vorhandener Rauchmantel von gleichem Stoff ist früher einmal zerschnitten worden.

Kirchengewänder

Glocken

Drei *Glocken,* alle wohl aus einer Zeit; nur einer konnte ich nahe kommen, sie ist von Matthaeus Edel 1751 gegossen.

Kruzifixus

Vor der Südseite der Kirche auf Rocaillepostament mit zwei Armen ein *Kruzifixus* mit Maria, Magdalena und Johannes, Sandstein, laut Aufschrift 1773 von Sebastian und Maria Anna Wiedemer gestiftet.

Ein diesem nachgebildetes Kruzifix, durchaus noch in Rocailleformen, steht auf dem Friedhof, laut Inschrift erst 1830 gesetzt.

Auf dem Friedhof noch einige stark zerstörte *Grabsteine* des 18. Jhs., u. a. der eines Bernard Göring von 1723, und noch ein zerstörtes Rocaillekruzifix. Grabsteine

Das *Rathaus* ist ein Bau des 18. Jhs. mit Mansardendach und der Jahreszahl 1765 am Eingang. Rathaus

Im Ort erfreulicherweise noch eine Anzahl schöner *Riegelhäuser*, von denen ich zwei (s. die Fig. 173 und 174) hervorhebe. Riegelhäuser

In der Hauptstraße an einem Haus mit Rocailleornamenten gezierte *Sandsteinbank*. Sandsteinbank

Einige steinerne *Kettenbrunnen*, so bei Haus Nr. 228 einer von 1794. Kettenbrunnen

Auf dem Weg nach Nußbach wieder ein *Kruzifix* von 1769 mit den Heiligen Wendelin und Anton auf geschmackvollen Rocaillesockeln; an der Straße nach Nesselried auf einem Sockel in schon sehr klassizierendem Louis XVI.-Stil eine Statue der Immaculata conceptio, von Lorentz Shilli 1789 errichtet. Kruzifix

BERGHAUPTEN

Schreibweisen: Berghaubten 1277; Bergehopten 1370; Berghoubten 1423; Berghůbten 1435; im Berghopterthal 1504. (Erklärung s. unten Schloß.)

Archivalien der Gemeinde und Pfarrei: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 5 (1885), S. 262.

Literatur: Ruppert, Mortenau I, S. 242; Untersuchung der Beschaffenheit des Fleckens Berghaupten und des Berges Bellenberg, in Ansehung der Familie von der Schleiß etc., Straßburg 1755; Gründliche Abhandlung deren Erzh. Östr. und Hochgräf. Leyischen Gerechtsamen auf Berghaupten, Wetzlar, o. J.

Ortsgeschichte: Zum erstenmal 1277 erwähnt, kam Berghaupten damals bei der geroldseckischen Familienteilung an Heinrich von Geroldseck-Veldenz, also an die sogen. Hohengeroldsecker Linie. Da der Name[1]) nach der Lage des Orts sicher ursprünglich derjenige der ehemals auf der benachbarten Höhe gelegenen Burg gewesen und von dieser erst später auf das in der Niederung liegende Tal übertragen worden, diese Übertragung aber damals schon stattgefunden hatte, so dürfen wir wohl ein beträchtliches Alter der Burg und des geroldseckischen Besitzes annehmen. Bei der Teilung zwischen den Brüdern Heinrich und Georg 1570 kam Berghaupten auf Georgs Teil. Da bisher nirgends von Straßburg die Rede war, nimmt Ruppert wohl mit Recht an, es sei Allod und nicht, wie man gemeint, bischöfliches Lehen gewesen. Im Anfange des 15. Jhs. erteilten die Geroldsecker verschiedene Lehen zu Berghaupten. 1436 aber verkaufte Diebold es an den Edelknecht Bernhard Böcklin zu Straßburg gegen Wiederlösung, 1530 wurde es aber — wohl infolge Geldmangels der Geroldsecker — von dem Bischof eingelöst und den alten Besitzern zu Lehen gegeben. Nach Erlöschen der Geroldsecker, nach langem Prozeß mit den Cronberg etc. darüber, ob es Allod oder Lehen gewesen, kam es als bischöfliches Lehen an Franz von Merci und seine Söhne, dann an die Freiherren von der Schleiß. Ortsgeschichte

Von der Burg sind keine Reste mehr zu sehen, auch ihr Standort ist unbestimmt. Außer ihr muß noch eine Tiefburg vorhanden gewesen sein, ein »Wasserhaus« oder »Schlößchen«, das von den Wartenbergs genannt von Wildenstein an den Domherrn

[1]) Krieger I, S. 152.

Heinrich von Werdenberg in Straßburg, von diesem 1488 an die Schauenburg und über andere Besitzer 1697 an die von der Schleiß gelangte. Auch von dieser Anlage ist nichts mehr zu sehen.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Georgium Mart.). Berghaupten war im Mittelalter eine Filiale von Zunsweier, daher gehörten Zehnt und Kollatur dem Kloster Schuttern. 1443 hören wir von einer Kapelle, 1512 heißt sie die kapel sant Jergen zu Berghoubten. Bald nachher müssen aber zwei Kapellen dagewesen sein, denn wir hören 1455 von unser lieben Frowen Kirche zu den vier stegen zu Berghoupten, 1555 und 1564 »gen Berckhaupten in beide Kirchen sanct Jergen, auch unser lieben frawen«. Welche von ihnen 1556 vom Blitze getroffen darniederbrannte,[1]) können wir nicht entscheiden. Seit 1536 war ein eigener Kaplan am Ort, über dessen Bestallung ein besonderes Abkommen i. J. 1539 getroffen wurde.[2]) In der Mitte des 18. Jhs. erhielt Berghaupten eine eigene Pfarrei, und damals wurde auch die jetzige Kirche erbaut (1752).

Innenausstattung

Es ist ein schlichter einschiffiger Bau mit geradlinig geschlossenem Chor. Auch die *Innenausstattung* ist aus der gleichen Zeit. Der Haupt- und die zwei Seitenaltäre mit dem üblichen Säulenaufbau; Kanzel mit wenigen Rocailleornamenten; entsprechende Beichtstühle; Holzstatuen der Madonna, der Heiligen Johannes, Nepomuk u. a., 18. Jh.; Taufstein mit Rankenornament und:

A · B · V · 1686 I · A · N ·

späterer Holzdeckel.

Kirchengeräte

Kirchengeräte: Monstranz, silbergetrieben, teilweise vergoldet, mit Rocailleornamenten und Wappen am Fuß; Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit Rocailleornamenten, Augsburger Zeichen und L K; kleinerer silberner Kelch mit Allianzwappen am Fuß; Wettersegen der gleichen Zeit.

Kruzifix

Vor der Kirche *Kruzifix* auf üblichem Barockpostament von 1753.

Ehem. Schloß

Ehemaliges Schloß, einfacher Barockbau des 18. Jhs. mit Mansardendach, am Giebel das Schleißsche Wappen.

Bildstock

Am Eingang in den Ort von Gengenbach her *Bildstock* von 1798; an der Straße von Berghaupten nach Zunsweier ein weiterer.

BIBERACH

Schreibweisen: Biberaha 1220; Biberach 1233; Biberahe 1240; Pibrach 1479 etc. (Zusammengesetzt aus biber und aha [Wasser].)

Archivalien: Mitteil. der histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 106 (Über Fischwasser), und Nr. 19 (1897), S. 51—53.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Erste urkundliche Erwähnung 787. (?)[3]) 1250 verzichtet Graf Heinrich von Fürstenberg zugunsten des Bischofs von Straßburg auf seine Ansprüche an Offenburg und Gengenbach und deren Zugehörden, ausgenommen Steinach, Haslach und Biberahe; Fürstenberg nimmt es von Straßburg zu Lehen, es müssen also früher hier Ansprüche des Zähringerhauses bestanden haben. Später gehörte Biberach zum Gebiet

[1]) Ruppert I, S. 247.

[2]) Hennig, Gesch. d. Landkapitels Lahr, S. 209.

[3]) Großh. Baden, S. 784. Wohl ein anderes Biberach.

der Reichsstadt Zell, bis es 1803 badisch wurde. Seine Bedeutung war klein, sie ist erst seit der Anlage der Bahn und der Station gewachsen.

1261 hören wir von Besitzungen des Klosters Gengenbach, von einer curia. 1484 erhält »Ludwig Rôder zu Tiersperg« das lehen, »das ist die vischentz und vischwasser zů Bibrach«, das schon seine Vorfahren hatten, vom Kloster.

Kath. Pfarrkirche (ad S. Blasium Mart). Ursprünglich Filiale von Zell, erhob Bischof Leopold von Straßburg 1618 mit Zustimmung des Abtes von Gengenbach, dem die Kollatur zustand, Biberach zur Pfarrkirche. Doch fand die Pastoration fast das ganze 17. Jh. von Zell aus statt, da der Pfarrer aus der geringen, vom Abt und Konvent in Gengenbach geleisteten Dotierung seinen Unterhalt nicht bestreiten konnte.[1]) Die heutige Kirche ist ein schlichter, einschiffiger Bau mit gerader Decke, in drei Seiten des Achtecks abschließendem Chor mit Kreuzgratgewölbe aus dem Ende des 18. Jhs. Von alter *Innenausstattung* eine Kanzel in Rocaille, ein einfacher Beichtstuhl des gleichen Stiles, eine Holzstatue des h. Blasius und eine der Maria mit dem Jesuskind aus dem 18. Jh.

Kath. Pfarrkirche

Innenausstattung

An der Außenwand der Kirche Rocaille*grabstein* mit der originellen Inschrift:

Grabstein

HIER LIEGT EIN GUTER HIRT IN MITE̅ SEINER SCHAFEN
DER SICH IN STAUB VERSCHLUPFT DA ER IN GOTT ENTSCHLAFEN
DER ALLE STUNT BEREIT SEIN LEIB SEIN BLUT UND LEBEN
FIR SEINER SCHAEFLEIN WOHL GROSMÜTHIG HERZUGEBEN
DER GLEICHSAM NACH DEM DOD NOCH FIR DIE LEM̅ER KRIGET
UND JETZ IN DISER KRUFT SICH BEI DER HERD VERGNIGET
DER FIR DIE BRUDERSCHAFT DER VIERZEHN HELFERN WACHTE
UND ENDLICH SELBSTEN SICH ZU EIM NOTHHELFER MACHTE
FRANZ JOSEPH SIBERT IST SEIN ANGEBOHRNER NAHME
DEN ER MIT SICH GEBRACHT DA ER ZU WELDE KAME
DIS IST DER MINSCHEN LOB HIERZU WOLST IHM NOCH GEBEN
O SCHEPFER ALER DING DAS IM̅ER WAEHREND LEBEN.

Der *Turm* stammt in seinem Unterbau, mit Quadern an den Ecken, aus dem Mittelalter.

Turm

Vor der Kirche *Sandsteinkruzifix* von 1781.

Sandsteinkruzifix

BOHLSBACH

Schreibweisen: Badelsbach in Mortenowa 961; villa Badelsbah 973; Balsbach 1273; Bolspach 1347, im Boltspacher banne 1469; Bolßbach 1475 etc. (Nach dem Personennamen Bodal.)

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 48, und Ruppert, Mortenau I, S. 471.

Ortsgeschichte: Schon sehr früh (961) erwähnt, gehörte der Ort zur Landvogtei Ortenau. Im 14. und 15. Jh. hatten die Geroldsecker hier Besitzungen, wir hören verschiedentlich von Lehen, die sie erteilten. 1805 ging Bohlsbach von Österreich an Baden über.

Ortsgeschichte

---

[1]) FDA. NF. III, S. 308.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Laurentium). Bohlsbach war nach Offenburg eingepfarrt: die gemeinde von Bolesbach die in daz kirchspel zů Offenburg hőrent 1351. 1788 erhielt



Fig. 175. Ehemaliger Altarflügel in der Kirche in Bohlsbach.

Gemälde

es eine eigene Pfarrei. Die heutige Kirche ist ein Bau des 19. Jhs. Älter, aber verändert, der Turm. Bemerkenswert in ihr einige *Gemälde.* Vor allem vier Tafeln im Chor, Flügel von einem einstigen größeren Altar, darstellend je zwei Heilige in



Ehemaliges Flügelgemälde eines Altars in der Kirche zu Bohlsbach.



$^2/_3$ Lebensgröße, und zwar (mit Aufschrift auf den Nimben) die Heiligen Eucharius und Nikolaus (Tafel XI), Christophorus und Johannes der Täufer, Maria Magdalena und Margareta (s. Fig. 175), Barbara und Katharina. Die Gestalten stehen vor ausgespannten Teppichen, darüber Goldgrund und eingepreßtes Rankenwerk. Kräftige, wirkungsvolle Gestalten, etwa aus dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jhs., die wieder einen Beweis ablegen für die Tüchtigkeit der oberrheinischen Malerei. Genaueres läßt sich bei dem noch gänzlich unerforschten Gebiet über sie nicht aussagen. (Holz: 1,5 m zu 1 m.) Die Bilder wurden 1867 gekauft aus Privatbesitz in Achern.



Fig. 176. Holzstatue des h. Laurentius in der Kirche in Bohlsbach.

Holzstatue

Auf dem rechten Seitenaltar steht jetzt die 80 cm hohe *Holzstatue* des h. Laurentius (s. Fig. 176), ein vorzügliches Werk vom Anfang des 16. Jhs.; Fassung neu.

An der Nordwand der Kirche eine Kopie nach dem h. Laurentius-Bild in der Münchener Pinakothek, dem Original ziemlich gleichzeitig; gegenüber ebenfalls ein Ölgemälde der gleichen Zeit: die Madonna mit dem Kind, dem h. Alfons, erscheinend. Wohl auch Kopie nach einem (spanischen?) Original, das mir unbekannt.

In der Kirche noch kleines Holzkruzifix des 18. Jhs.

Glocke

Eine *Glocke* ist von Matthäus Edel 1725 gegossen.

Kirchengeräte

Kirchengeräte: im Pfarrhaus aufbewahrt ein spätgotischer Kelch, silbervergoldet, mit sechsblätterigem Fuß, auf dem einen Blatt eingraviertes Kreuz, der Nodus getrieben, in Fischblasen ausgestaltet mit eingraviertem Ornament. Im Fuß die Jahreszahl 1519, am inneren Rand des Kelches steht: GEHORT BOLSPACHER KIRCH. Der Kelch ist 19 $^1/_2$ cm hoch (ohne Goldschmiedezeichen). Außer-

dem noch eine spätgotische Monstranz, silbervergoldet, mit Fialen, Fischblasenornament am Nodus aus Bleibach (Amt Waldkirch) stammend, ein einfacher Wettersegen und ein gesticktes Meßgewand zu erwähnen.

Privathaus

Haus des Josef Link: einfacher *Riegelbau* mit hübschem Ziehbrunnen nebst Trog von 1788.

Marienstatue

Vor dem Ort: die in Rokokoweise stark bewegte Gestalt der Immaculata conceptio auf dem üblichen Barocksockel mit Voluten und Rocaillekartusche mit der Inschrift, laut der »Lorentz Wirthle und dessen Ehe-Frau Elisabeth Dredterin in Bohlspach 1765« das Bild gestiftet haben. Die Figur könnte von dem gleichen Meister sein, der die Arbeiten im ehemals Bussièreschen Garten in Offenburg geliefert hat.

Bildstock

An einem Feldweg zwischen Bohlsbach und Offenburg noch ein *Bildstock* von 1717.

BÜHL

Schreibweisen: Buhele 1242; Búhel 15. Jh.; das dorfflin Puhl 1504; Bühl Grießheimer gerichts in der landvogtey Ortenau gelegen 1662.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Schon im 14. Jh. Pfarrdorf, gehörte es zur Landvogtei Ortenau, 1805 ging es von Österreich an Baden über. Im 14. Jh. hatten die Geroldsecker hier Besitzungen, Edelknecht Reinbolt Suse sowie Rudolf von Mutzer und Hans Adolf Sachs tragen Lehen von ihnen. — 1242 hören wir noch von einer tilia sita iuxta curiam Můselini in villa B. Kolb spricht noch von einem ehemals adeligen Geschlecht von Bank, dessen Nachkommen im Bauernstande leben; doch ist diese Notiz für mich unkontrollierbar.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Petrum et Paulum). Das Patronat hatten im 14. Jh. der Komthur (praeceptor) und die Brüder des Spitals Sancti Johannis Jherosolemitani zů dem Grůnenwerde in Straßburg, 1390 inkorporierte ihnen Bischof Bonifaz auch die Pfarrei.[1]) — Die heutige Kirche ist ein Bau vom Anfange (?) des 19. Jhs. — Auf dem ehemaligen Friedhof ein *Kruzifix* (Corpus Christi abgeschlagen) mit Maria auf Rocaillepostament von I·7·6·5· und ein schlichter *Grabstein* von 1765.

Kruzifix

Grabstein

Im *Privatbesitz* des Dekans Doos befanden sich bei meinem Besuch einige Altertümer: ein schön gearbeitetes Elfenbeinkruzifix des 18. Jhs.; zwei eingelegte Schränke der gleichen Zeit; eine Kommode mit Aufsatz, in dem eine Uhr angebracht ist, deren silbernes Zifferblatt getrieben die Evangelisten und die Taufe Christi zeigt, aus der Mitte des 18. Jhs.; ein eingelegter Sekretär im Stil Louis XVI.; entsprechender Tisch; Stühle; zwei Leuchter etc.

Fachwerkhäuser

Im Ort einige *Fachwerkhäuser*, u. a. eins von 1708, die ehemalige »Krone«.

Kruzifix

Am Weg von Bühl nach Griesheim ein *Kruzifix* mit Maria, Johannes und Magdalena auf dreigeteiltem Rocaillepostament, möglicherweise von dem in Offenburg tätigen Bildhauer Speckle, mit folgenden Inschriften in Kapitale:

[1]) Ende des 17. Jhs. befand sich die Kirche in sehr verwahrlostem Zustand; selbst Kelche, Missalien und Ciborium fehlten. Der riesenhafte, offenbar alte Taufstein (ingens moles fontis baptesimalis) sollte damals durch einen bequemeren ersetzt werden. FDA. NF. III, S. 323.



Bühl/Baden. Wiedigstraße

17. 9. 53

Mein lieber Carlebach!

Also ich werde Freitag morgen so um elfe herum Ihnen meine Aufwartung machen. Aber lassen Sie sich evtl. nicht stören.

Herzl. Gruss Ihr

[illegible]

50 Jahre Cramers Kunstanstalt K.G., Dortmund u. Friedrichshafen

Originalfoto

(17a)

DEUTSCHE BUNDESPOST 10

NOTOPFER BERLIN STEUERMARKE

OFFENBURG

Nr. ......

Eingegangen am

[illegible] 1953

zu ......

Herrn

Albert Carlebach

Heidelberg

Hauptstrasse 134

AUFGERICHT VON ZWEI EHELEUTEN ANNO MDCCLXXI
ZU GOTTES UND MARIA EHR
STELLEN SIE ES HIERHER
ES IST IHR GRÖST VERLANGEN
VON GOTT IM HIMMEL GNAD ZU EMPFANGEN.

Und:

MARIA THEILT MIT IHREM SOHN
DAS BITRE LEIDEN SPOT UND HOHN
CHRIST LIEBST DU IHREN SOHN VON HERZEN
NIMM WIE SIE ANTHEIL AN DEN SCHMERZEN.

Endlich:

JOHANNES HAT SICH NICHT GESCHEUT
BEI SEINES MEISTERS KREUZ ZU STEHEN
WEH DENNEN DIE VOM KREUZE WEIT
DEN ROSENWEEG DER SÜNDE GEHEN.

Darauf folgen an dem Weg auf hohen Sockeln, die in Voluten und Engelsköpfen endigen, sechs Stationen, die derben Reliefs in Rocaillekartuschen, und zwar (von Griesheim ausgegangen): Christus am Ölberg, Christus an der Säule, Verspottung und Geißelung, Christus vor Pilatus, Annagelung an das Kreuz.

DIERSBURG

(nebst BURG)

Schreibweisen: Tiersperc 1257; Diersberg 1259; Tiersberc 1266; Tiersberg 1291; sloß Diersberg ze Mortenaw 1390; Tyersbergk 1396; Diersperg 1453; Tierspergertal 1466; vogt und gemeinde des thals Thiersperg 1530.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 63—71, 80—84; Nr. 17 (1895), S. 47. — F. Röder von Diersburg: Mitteil. aus dem Freiherrn von Röderschen Archive über die Pfarreien Diersburg etc., FDA. XIV (1881), S. 225—236; Notizen zur Gesch. der Herrschaft Tiersperg (1392 bis 1463), Freib. Zeitschr. V, S. 327—343; Beiträge zur Gesch.: Hildebrands Vierteljahrsschrift für Heraldik XI (1883), S. 145—180.

Literatur: Näher, Die Ortenau, S. 18. F. Röder v. D., Der Stein zu D., Freib. Zeitschr. IV, S. 273—286. Ruppert, Mortenau I, S. 23—32 und S. 456—460. H. Schreiber, Hohenrod, Rodeck, Thiersberg, Sagen und Geschichte. Schönhut, Burgen II, S. 109—130.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Das Dorf ist wohl aus Ansiedelungen unter dem Schutze der Burg entstanden. Diese ist ein Bau des gleichnamigen Dynastengeschlechtes, das nach allem ein Zweig der Geroldsecker gewesen ist.[1]) Zum erstenmal hören wir von einem Waltherus de Tirsperg 1197, der als erster Zeuge einer Schenkung des Markgrafen von Baden an das Kloster Selz auftritt und 1207 noch lebt. Möglich, daß er ein Sohn Burkards und Bruder Wolfgangs, des vermutlichen Stifters der Geroldseck-Lahrer Linie,

[1]) Ruppert a. a. O. — Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I, S. 224—226.

gewesen ist. Dieser Walter I hatte zwei Söhne, die 1224 in einer Angelegenheit des Klosters Schwarzach als Zeugen auftraten, Heinrich (I) und Walter, welch letzterer kinderlos starb. Heinrich erhielt 1235 die Kastvogtei des Klosters Schuttern; er fiel zusammen mit seinem gleichnamigen Sohne (Heinrich II) 1262 in der Schlacht bei Hausbergen, die wie für den Hauptstamm so wohl auch für die Tiersberger das Ende ihrer gegen Ende des 12. und im Anfange des 13. Jhs. großen Machtstellung bedeutete. Vater und Sohn wurden zunächst in Dorlisheim bei Molsheim begraben, nach einiger Zeit aber wurden ihre Leichen in der Familiengruft der Tiersberger, im Kloster Schuttern, beigesetzt. Mit der Zerstörung des alten romanischen Kirchenbaues durch die Franzosen sind auch die Spuren dieses Begräbnisses verschwunden. Da die zwei anderen Söhne Heinrichs I, Berthold und Hermann, Geistliche waren, der Sohn Heinrichs II und der Heilika von Lichtenberg, Ludwig, aber, der 1278 einen Hof in Friesenheim an das Kloster Schuttern vergabte, kinderlos starb und mit ihm das Geschlecht zu Ende ging, so kamen die Allodialgüter an die Tochter Heinrichs II, Heilika, die mit einem Wilhelm von Schwarzenberg verheiratet war. Die Herrschaft, deren Mittelpunkt die Diersburg gewesen, zerfiel; einiges kam wohl wieder an den Hauptstamm der Geroldsecker zurück, doch wissen wir darüber ebensowenig Bestimmtes wie über die Ausdehnung der Herrschaft.

Unter den Allodialgütern, die an die Schwarzenberg kamen, waren Schloß und Dorf Tiersberg, Burgheim mit dem Kirchensatz und Güter zu Oberweier und Friesenheim, Regelhofen, Reichenbach, Gereut sowie der Zehnt zu Schutterwald und Hofweier.[1]) Aber das ehemals stolze Dynastengeschlecht war schon arg heruntergekommen und mußte immer mehr von seinen Gütern verkaufen. Durch Erbschaft besaß um 1390 Boemund von Ettendorf und Herr zu Hohenfels drei Viertel der Burg. In diesem Jahre verschrieb er dem Pfalzgrafen Rupprecht »sein sloß Diersberg ze Mortenaw« zu offenem Hause. Doch kann dies Verhältnis nicht lange gedauert haben, denn schon 1393 verpfändete Boemund einen Teil seiner Feste an den Markgrafen Bernhard von Baden und 1396 einen weiteren Teil an denselben. Immerhin müssen die Schwarzenberg noch einen Teil besessen haben, denn im gleichen Jahre verkaufte Ulrich von Schwarzenberg seinen Anteil ebenfalls an den Markgrafen, während Susa von Staufenberg geb. Schwarzenberg und ihr Gemahl Hans ihren Anteil den Brüdern Burkhard und Wilhelm Hummel von Staufenberg, ihren Mitbesitzern an der gleichnamigen Burg, verkauften. Der Markgraf von Baden übergab 1396 Georg von Bach amtsweise seinen Anteil und derselbe schließt im Namen des Markgrafen und mit Boemund einen Burgfrieden ab. 1397 aber verkaufte er seine Ansprüche an die Burg, mit Ausnahme des Burgfriedensbriefes, um dieselbe Summe, um die er sie von Boemund gekauft hatte (?), um 500 fl., an den Markgrafen. (1413 endlich übergab auch die Witwe Boemunds, Schanat von Ettendorf, diesem alle Briefe, die ihr verstorbener Gemahl besaß.) Die Hummel von Staufenberg aber waren noch im Mitbesitz, 1423 teilen die Vettern Hans und Burkhard Hummel ihren Anteil.[2]) Aus diesem Vertrag ergibt sich, wie eng ihre beiden Familien auf dem gemeinsamen Anteil zusammenwohnten. Der Markgraf belehnte 1428, aber nur auf Lebenszeit, die Edelknechte Heinrich Leimer, Hans von Mülnheim und Seifried Pfau von Ritpur mit je einem

[1]) Ruppert a. a. O. S. 28.

[2]) Vergl. zu obiger Darstellung Regesten der Markgrafen 1606, 1675, 1676, 1677, 1691, 1759 und 2786.

Viertel. Burkhard Hummel d. J. verkauft 1438, nachdem er sein Schloß zu Hofweiler gebaut hatte, seinen Anteil um 1200 fl. an den Markgrafen Jakob, der bald nachher auch den letzten Rest von Hans Hummel und seinen Kindern Adam und Else erwarb.[1]) Damit war die genannte Burg im Besitz des Markgrafen, und nachdem die 1428 belehnten Edelknechte offenbar gestorben waren, verpfändet Markgraf Karl 1455 dem Andres Röder, seinem Amtmann zu Lahr, das Schloß um 1600 fl. Dieser verpflichtet sich aber, daran 200 fl. zu verbauen. 1463 endlich belehnt Markgraf Karl Andres und Egenolff Röder mit dem ganzen Schloß nebst allem Zubehör (das Dorf etc.) und den Kirchensätzen zu Hofweier und Oberweier, 1476 wird das Lehen von Markgraf Christoph erneuert; die Röder blieben von nun an im Besitz und nannten sich danach, 1488 hören wir von Hans und Ludwig Rödere von Tiersperg. Ihr Geschlecht besteht noch heute und ihm gehört die Grundherrschaft, während das Dorf, bis 1806 zur Ortenauer Ritterschaft gehörig, badisch wurde.

Mit ihnen ist nicht identisch ein geroldseckisches Dienstmannengeschlecht, das sich ebenfalls nach der Burg de Tiersberg nannte. 1227 erscheint der erste als Heinrich von Tiersperg. Mit dem Aussterben der Dynasten verloren wohl auch sie ihren Sitz auf der Burg, hatten verschiedene andere geroldseckische und auch badische Lehen inne. Auch sollen sie im unteren Teile des Diersburger Tales, im sogen. Regelhöfle, noch ein kleines Wasserschloß besessen haben.[2]) Sie starben in verschiedenen Branchen im 15. und 16. Jh. aus, der letzte soll angeblich, gänzlich verarmt, im Wirtshause zu Oberschopfheim, wo er gewöhnlich wohnte, gestorben sein. In ihren besseren Zeiten waren sie mit den Röder, den Schauenburg, den Brandeck, den Besserer von Ravensburg verschwägert.

Kath.Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Carolum Borromaeum). Ursprünglich war Diersburg nach Oberschopfheim eingepfarrt. Den Burgbewohnern und den Dorfleuten aber wurde in der Burgkapelle die Messe gelesen, wozu 1471 Bischof Rupprecht von Straßburg die Erlaubnis erteilte. Seit dem 18. Jh. scheint eine eigene Pfarrei zu bestehen; die heutige Kirche aber stammt aus dem 19. Jh. und bewahrt auch keine älteren Gegenstände auf.

BURG

Aus der oben dargelegten Geschichte des Geschlechtes und der Herrschaft läßt sich für die Baugeschichte der Burg nur erkennen, daß die wahrscheinliche Erbauungszeit für dieselbe das 12. Jh. oder die erste Hälfte des 13. Jhs. ist, als die geroldseck-tierspergische Macht auf ihrem Höhepunkt stand. Von urkundlichem Material kommt für den Bau in Betracht der Teilungsbrief zwischen Hans und Burkard Hummel von 1423, aus dem wir manches über die damalige Anlage erfahren, dann die Nachricht von einer Schloßkapelle aus dem J. 1471, wonach dieselbe damals erst erbaut worden zu sein scheint, und endlich eine von dem Straßburger Notar und Bürger Michael Beringer am 22. April 1611 ausgestellte Urkunde betreffend die Inventur der Verlassenschaft des Nikolaus Röder von Tiersberg, welcher Stadtmeister zu Straßburg war und als Senior

[1]) Vergl. Regesten der Markgrafen 5714 und 6157.

[2]) Ruppert a. a. O. S. 460.

des Geschlechtes auf dem Diersburger Schlosse zu hausen pflegte, wo er am 9. Februar 1611 auch verstarb.[1])

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Grundriß (s. Fig. 177):

Die Wasserscheide zwischen dem Kinzig- und Schuttertal, in ihren höchsten Erhebungen der Schönberg, auf welchem die Hohengeroldseck liegt, der Rauhkasten und der Steinfirst genannt, umschließt in ihren Ausläufern nach Westen zu ein kleines, von einem munteren Bach durchströmtes Tal, das sich bei Niederschopfheim in die Rheinebene öffnet. In dem oberen Teile dieses Tales auf einem mäßigen Hügel, der von dem hinteren Berge durch einen künstlich zum Halsgraben vertieften Einschnitt geschieden ist, liegt die Ruine. Das Plateau des Hügels ist etwas über 50 m lang und ca. 20 m breit. Diese Form bestimmte die längliche Anlage. Die Hauptburg selbst, 48 m lang und durchschnittlich 15 m breit, ist, wie die Hohengeroldseck, von einer

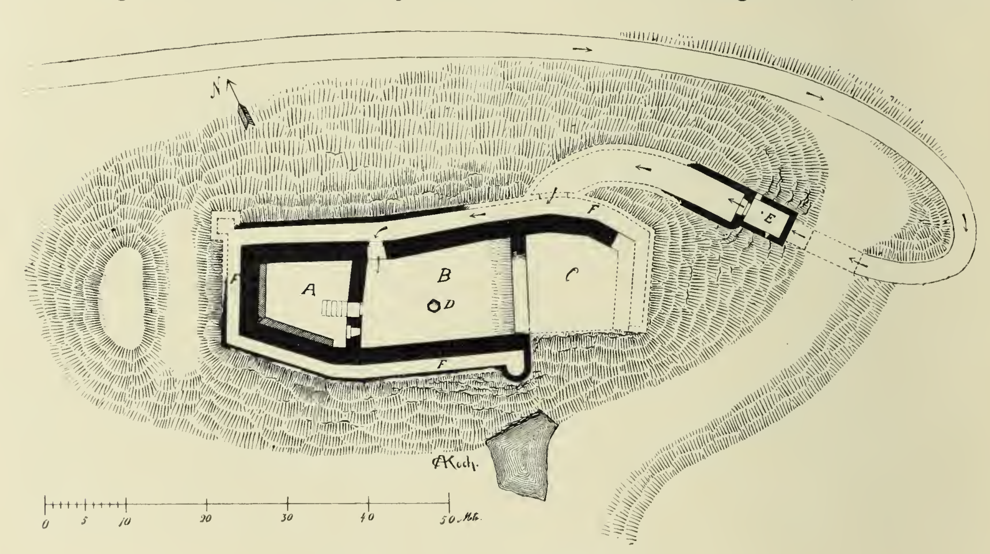


Fig. 177. Plan der Ruine Diersburg.

ziemlich gleichmäßig etwa 2,7 m starken Mauer umzogen, die zugleich als Außenmauer für die Gebäude benutzt ist. Im westlichen Teil des inneren Berings erhob sich der in den Urkunden »das alte Haus« genannte Palas *A*, im östlichen der sogen. Neubau des Palas *C*. Auch in diesen auf die Baugeschichte deutenden Namen ist die Ähnlichkeit mit der Hohengeroldseck evident, wie auch in dem Grundriß der Palase, einem unregelmäßigen Viereck, und dem dazwischenliegenden Hof *B*. Wir werden gewisse Analogien damit auch in der ebenfalls den Geroldseckern gehörigen Burg bei Schenkenzell wiederfinden. Die beiden Palase hatten einen an der Westseite von *A* noch in ca. 4 m Höhe erhaltenen, auch an der Nordseite von *C* in gleicher Höhe sichtbaren Sockel von Sandsteinbossenquadern (s. Fig. 178),[2]) die, vorzüglich behauen, mit sauberem Randschlag, wieder an die Hohengeroldseck erinnern. Ihre Behandlung ist aber an beiden Palasen eine verschiedene. Bei *C* sind die Steine bedeutend kleiner, die Bossen

[1]) F. Röder v. D., Freib. Zeitschr. IV, S. 11.

[2]) Die Sandsteine wohl aus den Lahrer Brüchen.

schwächer und der Saumschlag nicht von der sauberen Arbeit wie bei *A*. In der Mauer des Hofes *B* fehlen sie ganz; dieselben sind, wie auch die Hochmauern der Palase aus ziemlich regelmäßigen Bruchsteinen (teilweise Granit!) aufgeführt. Einen Bergfried und eine eigentliche Schildmauer besaß die Burg ebensowenig wie die Hohengeroldseck. Im Hofe *B* findet sich der Brunnen, dessen runder Schacht bei seiner Öffnung sechseckig ummauert ist. Ein schmaler Zwinger *F* umgibt die innere Burg an der Nord-, West- und Südseite; an der Ostseite sind die Mauern des Palases und des Zwingers zerstört, die Steine wurden nach der Angabe F. Röders von Diersburg bei dem Kirchenbaue in Hofweier 1761 bis 1764 verwendet. An seiner Nordostecke hat dieser Zwinger eine viereckige Erweiterung, welche auf einen Turm zu deuten und wieder an eine ähnliche Anlage auf der Schwesterburg zu erinnern scheint. Die größtenteils zerstörte äußere Zwingermauer führt um die Südseite herum bis zu den Resten, wie es scheint, eines halbrunden Turmes (Mauern nur 30 cm stark und schlecht). Nach Analogie der Hohengeroldseck möchte man geneigt sein, sich hier — durch den Turm — den Eingang in die Burg zu denken, der dann allerdings direkt in den Palas *C* geführt hätte, Näher hat auch hier eine Türe verzeichnet. Heute sind die Anhaltspunkte dafür, wenn sie je vorhanden waren, verschwunden. Der doppelte Eingang ließe sich, wie wir unten sehen werden, erklären.

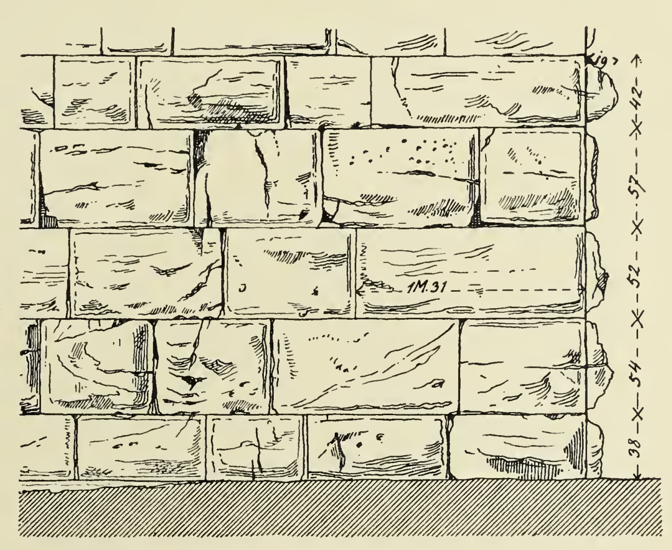


Fig. 178. Sockel von Bossenquadern an der Ruine Diersburg.

Da kein Raum war, diesen Zwinger zu einer unteren Burg auszugestalten und hier die Nebengebäude unterzubringen, so wurden diese auf dem östlichen niederen Hügel angelegt und natürlich auch durch Mauern geschützt, die sich möglicherweise bis zum heutigen von Röderschen Hof erstreckten. Es entstand somit eine Vorburg, durch welche der Burgweg hindurchging. Er führte dann auf einer Brücke — deren Pfeilerreste früher noch sichtbar gewesen sein sollen — über den Halsgraben in den Torturm bezw. Bau *E*. In den Mauerresten (Mauerdicke ca. 60 cm) desselben ist nach Süden zu eine Schießscharte, nach Norden eine Türöffnung erhalten. Eine Rundbogentür — ihre Bossenquaderumrahmung teilweise glatt gehauen — öffnet sich auf den von Mauern umschlossenen weiteren Weg, der endlich in einem Tor — Spuren im Terrain noch sichtbar — in den Zwinger führte.

Etwa in der Mitte der nördlichen Zwingermauer führte eine Mauer in das Tal hinunter, wo heute an der Straße noch Reste zu erkennen sind. Über der Straße drüben sollen die Reste eines Mauervierecks ehemals zu sehen gewesen sein, sodaß also die Straße gesperrt war.

Ob die westlich vor der Burg, etwas niederer gelegene, ovale Abplattung des Hügels künstlich ist und — wie man früher glaubte — eine Vorbefestigung trug, vermag ich nicht zu entscheiden.

Kehren wir zu den Bauten der Hauptburg zurück. Man betrat sie von Norden her durch ein 1,60 m breites und 2,30 m hohes Tor, dessen Gewände und Rundbogen von kräftigen, im Bogen keilförmigen Bossenquadern gebildet werden (s. Fig. 179). Die Schwelle des Tors liegt auch heute noch 1,90 m über dem Boden, der doch seit dem Mittelalter eher eine Erhöhung erfahren hat. Zu beiden Seiten in der Scheitelhöhe je eine Konsole. Ich glaube hier nicht an einen Gang, es scheint mir eher, als ob diese zum Auflager für ein Schutzdach gedient haben. Möglich, daß das Tor früher viel höher über dem Boden lag, daß vor ihm eine eben mit diesem Dach geschützte Altane oder besser Podest angebracht war, den man vom Zwinger aus auf einer Holztreppe oder Brettern erreichte. (Wie am Bernhardsbau in Baden.) Dieser ganze hölzerne Vorbau mag dann in Kriegszeiten abgebrochen worden sein und man hatte sich dann des vermuteten südlichen Tores bedient. — Im Burghof stehen wir vor der nur noch in wenige Meter hohen Resten erhaltenen Ostmauer des Palas *A*. Wir erkennen eine Tür, von der aus Stufen in das niederer gelegene Erdgeschoß des Palas, wohl den Keller, hinabführen. Daneben eine geradsturzige Fensteröffnung. Von den Mauern des Palas stehen die südliche und westliche noch in mehrerer Stockwerke-Höhe. Man erkennt die Absätze der Stockwerke: und zwar außer dem Kellergeschoß von dreien. Das zunächst unterste hat in der Westwand eine Schießscharte, der nicht näher beizukommen ist, das zweite Stockwerk ein geradsturziges Fenster, dessen Gewände aus glattbehauenen, nicht weiter profilierten Sandsteinquadern bestehen. Das dritte Geschoß endlich zeigt in der Mitte der Westmauer ein gekuppeltes Rundbogenfenster, nach der Südwestecke zu ein kleines, einfaches geradsturziges Fenster, in der Südwand die Nischenanfänge, die Sohlbank eines zweiten gekuppelten Rundbogenfensters und endlich ein noch aufrechtstehendes, durch Aufmauerung und Eisenstangen gehaltenes drittes (s. Fig. 180). Diese Fenster, von sauberster Steinmetzenarbeit, haben abgeschrägtes Gewände mit den Löchern für den Verschluß der Fensterläden. Der Rundbogen ist nur als Blendbogen in der Steinplatte ausgehauen. Es sei auch noch auf die kreisrunde Öffnung über den gekuppelten Fenstern aufmerksam gemacht. Hier auch zweimal das Steinmetzzeichen: . So sehr häufig nun diese Fensterform auch ist, so wird man es doch wohl kaum als einen Zufall bezeichnen, daß sie sich genau so an einem weiteren geroldseckischen Bau, an der Tiefburg in Lahr, wiederfindet. Dieses Geschoß hat also den großen Prunksaal enthalten. — An der West- und Südwand des Baues ist hier oben innen die Mauer um etwa 1 m

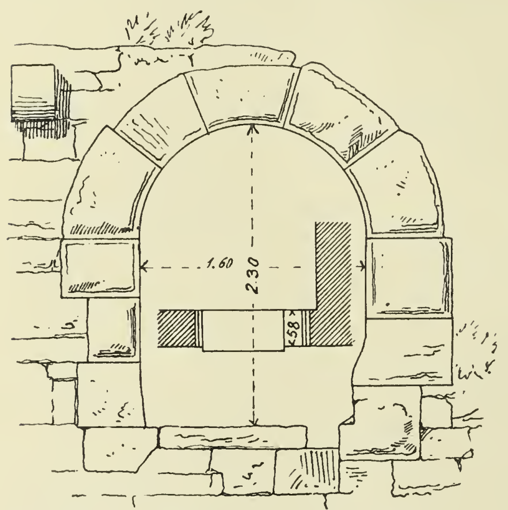


Fig. 179. Haupttor der Ruine Diersburg.

geschwächt; somit entsteht hier ein Gang, der sich nicht, wie Näher behauptet, auf der Mauer des Hofes fortsetzt. Über den sogen. Neubau läßt sich, da nur noch geringe Mauerreste erhalten sind, nur aus dem obengenannten Inventar etwas entnehmen, das auch über die Einteilung des alten Baues Anhaltspunkte gibt. Danach führte in dem Altbau eine Wendeltreppe *A* in die oberen Räume, welche in die dicke Mauer der westlichen Ecke eingebaut war. »Westlich« kann hier nur vom Hof aus genommen sein, wir werden uns danach einen Treppenturm in der Art der Hohengeroldseck vorzustellen haben, dessen Steine in das Mauergefüge eingriffen. Der Palas enthielt einen Balkenkeller (d. h. also nicht gewölbten) und die Gefängnisse, dann im unteren Stocke mehrere Räumlichkeiten, im zweiten Stocke eine große Stube mit einem »Kontörlein« und eine Stubenkammer, im dritten Stocke eine große Stube und eine Knechtskammer. Es ist dies das Stockwerk, dessen gekuppelte Rundbogenfenster noch zum Teil erhalten sind. Es umschloß, wie das dritte Stockwerk auf der Hohengeroldseck ebenfalls, offenbar den Prunksaal, für den, wenn wir 8—10 qm für die Knechtskammer u. a. abrechnen, ca. 80 qm übrigblieben. Im obersten oder vierten Stocke befanden sich wie auf der Schwesterburg wieder mehrere Stuben, nämlich die Jungfernkammer und noch sechs fernere Kammern für Gäste, Mägde und zu anderem Gebrauche. Im sogen. Neubau, also dem Palas *C*, »befanden sich im unteren Stocke wieder eine große Stube mit einem Kontörlein und einer Kammer, wie im zweiten Stocke eine kleine Stube und zwei Stubenkammern«; weiter ist hier nichts angegeben, doch dürfen wir wohl mehr Stockwerke annehmen. In der Nordwand sind die Spuren einer ca. 1,40 m breiten Fensternische erhalten. In beiden Hauptgebäuden war je eine Küche; auch ist in älteren Urkunden die Rede von einem »Speißgaden«, einer »Pisterie« und einer »Badstubenkemenat«.

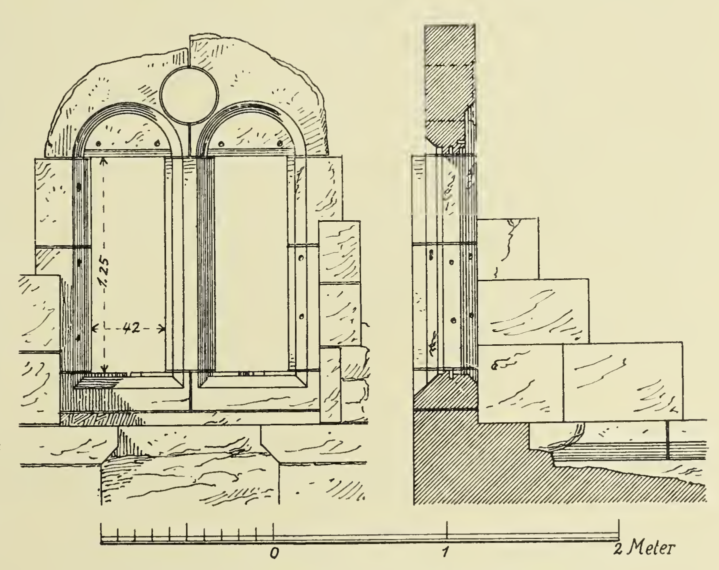


Fig. 180. Fenster von der Ruine Diersburg.

Im Torturm *E* befand sich unten ein Stübchen für den Turmwart, im oberen Stocke die Schloßkapelle, die, wie es scheint, erst 1471 gestiftet wurde. Unter der Südseite der Burg lag der Fischweiher.

Wenn nun auch im Laufe der Jahrhunderte manche innere Umbauten stattgefunden haben mögen, so ist die Einrichtung der beiden Palase in ihrer Entstehungszeit doch kaum eine viel andere gewesen, wie die noch aus derselben erhaltenen Mauern des Palas *A* beweisen. Nach der Gestaltung der Rundbogenfenster — die Quadertechnik beweist nichts — und ihrem Profil müßten wir den Bau in die Zeit des spätromanischen

oder Übergangsstiles setzen, sagen wir in die Jahre 1220 bis 1260. Der Neubau *C* ist doch wohl noch unter den Tiersbergern entstanden zu denken. Da nun der terminus ante quem die Burg wenigstens zum größten Teile entstanden sein muß, die Schlacht bei Hausbergen ist, in der 1262 die Macht der Geroldsecker gebrochen wurde — nachher wird höchstens Begonnenes vollendet worden sein —, und da nach 1279 der letzte Tiersberger nicht mehr genannt wird, so haben wir uns die Baugeschichte etwa so zu denken: Etwa zur gleichen Zeit wie die Tiefburg in Lahr, also zwischen 1230 und 1250, wurde der Umbau einer älteren Anlage (des 12. oder 11. Jhs.), von der keine Spur mehr erhalten, begonnen, die Mauer des gesamten inneren Berings und der Palas *A* hochgeführt. In rascher Folge schritt das mächtige, aufblühende Geschlecht auch zum Bau des Palas *C* und der unerläßlichen Zwingeranlage *F*. Diese Bauten wurden vielleicht durch die Schlacht unterbrochen und erst später fortgeführt. Ob der Torturm *E* mit dem Gange aus der gleichen Zeit stammt, können wir heute nicht mehr feststellen. Etwas Ähnliches aber muß dagewesen sein. Erst nach dieser Burg hat wohl derselbe Baumeister nach demselben Plan, mit Anpassung an den größeren Platz, den Neubau der Hohengeroldseck errichtet, der fortgeschrittenere Formen zeigt. — Mit Ausnahme des späteren Torturmes haben die späteren Jahrhunderte dem Bilde nichts zugefügt. Nicht zu vergleichen mit den größeren Residenzen der Hauptlinie, ist die Burg für die Nebenlinie doch ein geräumiger und stattlicher Sitz gewesen, der erst später, als mehrere Ganerben hier saßen, für das von ihm umschlossene Leben etwas eng geworden sein mag.

DURBACH

(Talgemeinde, bestehend aus den Stäben Heimburg, Bottenau und Gebirg, Durbach Tal mit Amtshof, Gral, Lindenplatz und Steingasse etc.)

Schreibweisen: Turbach 1289; in dem Durbach 1399; im Thurbach 1515; zů Turbach wiler 1328; zů Wiler in dem Turbach 1360; Wyler in dem Turbach 1482 etc.; der Grol 1381; das hüsz genant der Gräl, daz da lit im Tůrbach 1423; der Grale in Turbach 1434; zu der Lynden 1475; uff der mülen zue Durrenbach wiler 1328; uf der múl zů Turbach wiler 1378 etc.; der hof zu Stauffenberg der hinder Büchelberg im Turbach gelegen 1580. (Zu ahd. durri = dürr, bezeichnet einen Bach mit zeitweilig geringem Wasserstand.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Im Mittelalter offenbar nur aus zerstreuten Höfen bestehend, als Ort von keiner großen Bedeutung, gehörte Durbach zu der Landvogtei Ortenau; Besitzungen hatten hier die Grafen von Freiburg und von Eberstein, wohl aus der zähringischen Erbschaft, sowie die Herren von Geroldseck. Die Güter und Rebberge zu Türrenbach sind seit dem 13. Jh. Lehen der Staufenberg von diesen drei Geschlechtern. Sicher ist, daß um 1400 Durbach von den Ebersteinern an Baden kam; jedenfalls war es später als Teil der Herrschaft Staufenberg baden-badisch. Die Herrschaft trug zuletzt Freiherr von Orscelar zu Lehen, worauf sie an den Lehensherrn zurückfiel. Das Schlößchen Gral oder Grol war seit 1400 badisches Lehen der Zorn von Bulach. — Im 18. Jh. grub man in Durbach Eisenerz.

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Auf dem Stollenberg befinden sich zwei Ringwälle (in deren Mitte das ehemalige Schloß Stollenberg gestanden haben soll); sie sind in einem

Umkreis von ca. 450 m aufgeführt und bestehen aus mit Erde gedecktem, unbehauenem rohen Mörtelmauerwerk. Zeit ihrer Entstehung unbekannt, vielleicht frühes Mittelalter? *(W.)*

Kath. Pfarrkirche (ad S. Henricum Imper.). In früheren Zeiten ist nichts von einer Kirche bekannt. Dagegen ist die Schloßkapelle 1655 zur Pfarrkirche erhoben worden auf Betreiben des Barons von Orscelar; sie ist später nach Durbach verlegt worden. Die heutige Kirche ist ein Bau des ausgehenden 18. Jhs., einschiffig, mit gerader Decke, der Chor in drei Seiten des Achtecks geschlossen, in ganz schlichter Ausführung. Am Äußeren sind die Ecken durch Pilaster betont, eine große Freitreppe führt empor zu dem Eingang von außen auf die Empore, hier die Jahreszahl 1790.

Kath. Pfarrkirche

Innenausstattung: Hochaltar neu; Seitenaltäre im üblichen Barockaufbau; Kanzel in einfachem Louis XVI.-Stil.

Innenausstattung

Neben der Kanzel eingemauert *Grabstein* des Freiherrn Wilhelm Hermann von Orscelar (gest. 18. Juni 1666). Oben das Wappen (s. Einleitung), der Tod und ein Engel halten darunter ein Tuch mit der Aufschrift:

Grabstein

Stupes Viator mortuale schema:
Hoc saxo in anno si Stemmatis serie
Postremum me condit Libitina ·
Esse inter uiuos coepi A° MDC · XXVIII:
Desij Āno MDCLXVI · IIXX Junij
Nascenti Parentes Nomen dedēre ·
GVILIELMO HERMANNO:
Natales Liberū · Baronē ab Orscelar
de Stauffenberg insignierunt
Dignitas Ser^mi^ Principis ac Domini
Dnī GVILIELMO Marchionis Bades
Camerarium fecit
Ut Collo nascere caelebs uixi;
Mortalitatis uiuo crebras experto uices
Illustrī morte finitus Domum
Durbacēsī fundaui PAROCHIĀ
Huic ossa animā Coelo credidi
Cui pro Inferijs si miseris bene
precare et abi fors breui secu:
turus.

An den Wänden des Chors hängen zwei *Ölgemälde:* eine Kreuzigung (18. Jh.) und eine h. Familie, Elisabeth mit dem Kind auf dem Schoß, der kleine Johannes kommt hinzu, dahinter Maria; interessantes Werk unter venetianischem Einfluß vom Ende des 16. Jhs.

Ölgemälde

Kirchengeräte: Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit Rocailleornament, Augsburger Zeichen und I G S(?); ein zweiter ähnlicher mit dem gleichen Zeichen und S; eine einfache, im 19. Jh. erneuerte Sonnenmonstranz; Weihrauchschiffchen des 18. Jhs.; einige gewirkte und gestickte Kirchengewänder des 18. Jhs.

Kirchengeräte

Vor der Kirche nach früheren Angaben ein Kruzifix von 1780, heute nur ein solches von 1852.

Privathäuser

Bemerkenswerte *Privathäuser:* Haus des Münchner Kunstmalers Huber, Riegelbau; die Herrenmühle, gegenüber der Linde, ehemals Allerheiligen gehörig (s. oben). Über dem Kellertor steht:

17 F·I· (Kelch) V A 89

darüber an der Fassade eingemauert das Wappen von Staufenberg 1588 (dreifaches Wappen); die Jahreszahl 1771 an einem Haus gegen Staufenberg zu.

Kruzifix

Ein *Kruzifix* von 1759 bei Eyersbach, ein reicheres von 1789 mit dreigeteiltem Postament, mit Maria, Johannes und Magdalena. Überlange, verwitterte Gestalten.

BURG STAUFENBERG

Schreibweisen: Stouffenberg ca. 1070 bis 1092; Stoufenberc 1120 bis 1150; Stoufenberg ca. 1150; Stöffenberg 14. Jh.; Sthůffenberg 1308; Stophenberg 1318; Stauffenberg 1421; Stouffemberg 1441 etc.; die burg zů Stöffemberg 1330; zu Stauffenberg in der vesty 1435.

Literatur: K. Asbrand, Badenia NF. I (1859), S. 340—425. (Eckert), Temringer Peter oder die Sage vom Schloß Staufenberg 1863. Fickler, Schloß Staufenberg, in Schönhut, Burgen etc. I, S. 96—107. Th. Müller, Beiträge zur Geschichte der Ortenau: I. Graf Burkhard von Staufenberg und die Grafen der Ortenau, Z. NF. 8 (1893), S. 419—435. K. Schorbach, Jüngere Drucke des Ritters von Staufenberg, Ztschr. für deutsches Altertum, Band 40 (1895), S. 123—126. Edward Schröder, Zwei altdeutsche Rittermären: Moriz von Craon und Peter von Staufenberg, Berlin 1894, vgl. Z. NF. 9, S. 336. Revue critique 39, S. 452. Göttinger gelehrte Anzeigen Nr. 5 (Mai 1895), S. 405—416). Litter. Centralblatt Nr. 16.

Geschichtliches

Geschichtliches: Die Fabeln, die man, wie früher üblich, über den römischen Ursprung der Burg erfunden hat, brauche ich hier nicht zu widerlegen, noch weniger die Kombinationen über die Beziehungen derselben zu dem Ringwall auf dem Stollenberge. Man mag das Alles in dem sehr anmutenden Aufsatze Asbrands nachlesen.

Jedenfalls schon früh knüpfte sich an die Burg die schöne Sage von jener Fee, die in treuer Liebe mit einem Ritter Peter von Stauffenberg verbunden war: »Petermann der Diemringer, ein degen uzerkorn, von Stoufenberg was er geborn, daz liet in Mortenouwe«. Er hatte ihr geschworen, kein ander Weib zu nehmen, und er bleibt ihr treu, bis der König ihn überredet, seine Nichte, die Herzogin von Kärnten, zu heiraten. Beim Hochzeitsmahle erscheint, wie die Fee als Zeichen angekündigt, ihr weißer Fuß durch die Decke des Saales:

Ein Frauenfuß sich sehen ließ
Im Saale bloß bis an das Knie,
Und schöner ward auf Erden nie
Noch lieblicher ein Fuß gesehen

und drei Tage später war der Ritter tot. Der Dichter des Liedes war selbst ein Staufenberger, Egenolf, der 1273 schon vorkommt und 1324 stirbt und offenbar als Vorbild Konrad von Würzburg hatte. Die Dichtung ist früh gedruckt worden, in, wie es scheint, mehreren Inkunabeln, 1588 hat sogar Johannes Fischart sie auf Wunsch des Junkers Melchior Wiedergrün von Stauffenberg umgearbeitet, aus dem 19. Jh. existieren drei Ausgaben. Den Helden der Dichtung genauer zu bestimmen, ist bis jetzt nicht gelungen. Auch über den Zusammenhang der Familien Diemeringen (Elsaß) und St. konnte nichts festgestellt werden. Ein Peter von St. erscheint 1274; es scheint mir aber gänzlich ausgeschlossen, daß die Sage an einen Zeitgenossen des Dichters anknüpfte, wohl eher an einen weit älteren Vorfahr des gleichen Namens. — Später — schon im 15. oder 16. Jh. — scheint dann eine Verwechslung mit der Melusinensage eingetreten zu sein, und schließlich wurde Staufenberg und die angebliche Burg auf dem Stollenberg als die Heimat der Melusine bezeichnet.

Historisch erscheint zum erstenmal ein Burckardus comes de Stouffenberg 1070 bis 1092, der nach der Notitia fundationis Monasterii S. Georgii 1092 starb, dort »comes de castro Stoupha« genannt. Nur er hieß Graf, sein Bruder Bertholdus wird als »ingenuus homo« bezeichnet. Neben ihm erscheinen noch seine Brüder Anselm und Adalbert sowie der Sohn des Anselm Hermann und »quidam militaris homo, libertate nobilis, Heinricus nomine de Stouphenberg«, der 1132 Mönch von S. Georgen wird und dem Kloster stattliche Güter mitbringt. Des letzteren Zusammenhang mit den früher Genannten ist eben den Gütern nach höchst wahrscheinlich,[1]) ihr Sitz muß dieses Staufenberg gewesen sein. Es bildet so recht den Mittelpunkt der Besitzungen, die in der Ortenau, im Ufgau, im Breisgau und in der Baar lagen. Die Versuche, die Familie in eines der bekannten Grafengeschlechter einzureihen, sind bis jetzt mißlungen. Es scheint auch, daß die Mitglieder zwar zu den Edelfreien gehörten, daß aber nur jener eine Burckart durch zeitweilige Bekleidung eines Grafenamtes zu höherem Range emporgestiegen ist. Der Gau, in dem er die Grafschaft innehatte, kann kaum ein anderer gewesen sein als die Ortenau. Hier könnte er der Nachfolger der Grafen Wernhart und Lintfried gewesen sein, mit denen seine Familie möglicherweise verschwägert war. Als Graf der Ortenau stand er nun vielleicht in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Zähringern, auch Sonstiges weist darauf, daß dies edelfreie Geschlecht ihnen nahestand. Möglich, daß sie überhaupt die Burg nur als zähringisches Lehen besaßen und daß diese nach dem Eintritt des letzten der Familie, Heinrichs, in das Kloster eines ihrer Ministerialengeschlechter auf die an sie zurückgefallene Burg setzten.

Eine Verwandtschaft dieses jüngeren Geschlechtes von Staufenberg mit dem älteren scheint nicht unmöglich, aber auch nicht sicher nachzuweisen. Sollte sie bestanden haben, so wäre also das Geschlecht um die Mitte des 12. Jhs. aus dem Herrenstand in die Ministerialität übergetreten. (?) Zum erstenmal erscheint 1148 »de domo ducis (de Zaringen) Adalbertus et frater eius Cůnradus de Stoufinberc« und in ebensolcher Verbindung im gleichen Jahre Burckart. Das Geschlecht setzt sich dann fort bis in das 14. Jh. Ihm gehört auch der obengenannte Dichter an. Mit Wylhelm von Stauffenberg zwischen 1374 und 1376 scheint es auszusterben.

Die Burg mit Zubehör kam von den Zähringern über die Grafen von Freiburg an die Eberstein, 1366 an die Markgrafen von Baden, von denen sie die auf Staufenberg sitzenden Geschlechter zu Lehen hatten. Seit dem 13. Jh. treten immer neue Geschlechter in der Burg auf; so kurze Zeit die Röder: Albrecht Rőder von St. 1311. 1270 treten die Kolb von St. auf mit Ůlricus miles dictus Colbo, die Anfang des 15. Jhs. mit Ludewig Kolbe von Stőffenberg edel kneht (1417 und 1419) aussterben. Es folgen 1274 die Tarant mit her Brun dez Terandes sun, die aber schon mit seinem Sohn Heinrich (1322) endigen; die Stoll: Bruno, filius quondam domini Conradi nobilis dicti Stollen 1291, deren letzter Wolf Stoll von St. 1545 ist; die Schottkind oder Schott: Heinricus de Stoffenberg dictus Schotkindt nobilis 1301 und wohl sein Sohn Johannes, zuletzt 1372; die Wiedergrün mit Heinrich zu St. von Widergrin 1303, die am längsten auf der Burg hausten und erst mit Melchiors Sohn Philipp 1604 ausstarben; die Hummel mit Johannes dictus Humbel de Stofenberg 1330, armiger 1346, die 1504 mit Diether verschwinden; endlich 1370 die Bock mit Wersich Bock von

[1]) Müller a. a. O. S. 423. Doch sind alle diese Darlegungen fraglich.

St. ein edel knecht, als letzte genannt Elsbeth Bock von St., witwe junckers Dietbold Pfau von Riedbur 1516. Die Familie der Pfaue von Rüppur war gegen Ende des 14. Jhs. mit Sifrit von dem Markgrafen gegen den Widerspruch der meisten Burganteilhaber in eines der erledigten Burgteile eingesetzt worden.[1]) Die Wirtschaft auf dem Schloß war ziemlich verarmt, die beiden Belagerungen und teilweisen Zerstörungen 1329 und 1350 durch Straßburg — schuld an der letzten war ein Albrecht von Ow, welche Familie kurze Zeit ebenfalls einen wenn auch nicht vollberechtigten Burganteil hatte — mögen schuld daran sein; dann aber hatte das immer kapitalkräftige Kloster Allerheiligen, das den Zehnten besaß, auch sonst große Teile und Rechte der Herrschaft in seinen Besitz gebracht. Die Pfaue scheinen nun einen frischen Zug in die Familien gebracht zu haben, 1456 wird ein Burgfrieden geschlossen, 1489 erneuert. Bis zum Aussterben im 16. Jh. hatten die Pfaue 3 1/2 Burgteile an sich gebracht. Die Markgrafen haben in dieser Zeit bei dem Aussterben der verschiedenen Linien keine neuen Lehensträger eingesetzt, und so konnte 1604 nach dem Tode des letzten Wiedergrün Ernst Friedrich von Baden das Lehen wieder einziehen. Zwar war es kurz vorher mit großen Geldopfern in ein Kunkellehen verwandelt worden, der Ansprüche der Töchter aber wurde nicht geachtet. Als Markgraf Wilhelm von Baden-Baden durch kaiserliche Kommissare wieder in den Besitz der Herrschaft gekommen war gegen die Ansprüche Baden-Durlachs (1622), verlieh er die Herrschaft als Pfandlehen dem Freiherrn Karl von Orscelar von Oudenguth, dessen Sohn Wilhelm Karl sich sehr um das Aufblühen nach dem Dreißigjährigen Kriege bemühte. Durch Erbschaft kamen 1667 Franz Fortunat von Haindorf und Georg Wilhelm von Bettendorf in den Besitz, durch Kauf 1683 Christoph von Greifen. 1700 endlich löste Markgraf Ludwig Wilhelm die Herrschaft mit 50 000 fl. und erwarb 1719 die pfauischen Lehen um 11426 fl. von der Familie Küffer dazu. Die Herrschaft Staufenberg umfaßte das Schloß, Durbach mit Stöcken, Bühl, Hespengrund, Wiedergrün, Obernesselried, Illental, Bottenau, Spring, Heimbach, Stürzelbach, Ergersbach, Lautenbach, Neuweg, Vollmersbach, Halsbach, Sendelbach, Gebirg, Brandeck, Gral, Oberweiler und Unterweiler. 1832 kaufte Großherzog Leopold das Schloß vom Domänenfiskus, als Erbe erhielt es sein Sohn Prinz Wilhelm, und daher gehört es jetzt dem Prinzen Maximilian von Baden.

Die Anlage des Schlosses im Mittelalter, deren Reste heute noch zu erkennen, ergibt sich aus seinem Zweck als Sitz von etwa acht Ganerbenfamilien; außer diesen vollberechtigten Anteilen gab es noch zwei weitere. Aus den urkundlichen Nachrichten hören wir von einer »capelle zů Stőffenberg uf der Burge« 1360, die nach Nußbach eingepfarrt war. Die »phrůnde, die da horet zů sant Gergen capellen zů Stoffenberg«, gehörte schon 1578 dem Kloster Allerheiligen. Während noch 1545 sant Georgen caplanei uf dem hauß Stauffenberg genannt wird, heißt es 1666 von der 1655 zur Pfarrei erhobenen Kirche: »patronus coeli est s. Henricus; collator, decimator et dominus temporalis est Hermannus Wilhelmus baro ab Orsclar«. 1374 bis 1376 wird ein kirchherre Lemelin Lampreht genannt. Wir hören von den offenbar an der nördlichen Mauer gelegenen Wohnungen der Wiedergrün, der Kolb, der Bock, der Staufenberger, auf welche die Kapelle folgte, dann vom Stollenhaus, das später zum Amtshaus wurde, sowie von der an der südlichen Mauer dem Tor zu gelegenen Hofstatt der von Ow.

[1]) Regesten der Markgrafen 1843 und 1883.

Im 15. Jh. muß die Burg in zehn Teile geteilt gewesen sein. Bei einer Visitation durch den markgräflichen Beamten zu Zeiten des Bauernkrieges ergab sich, daß die Burg

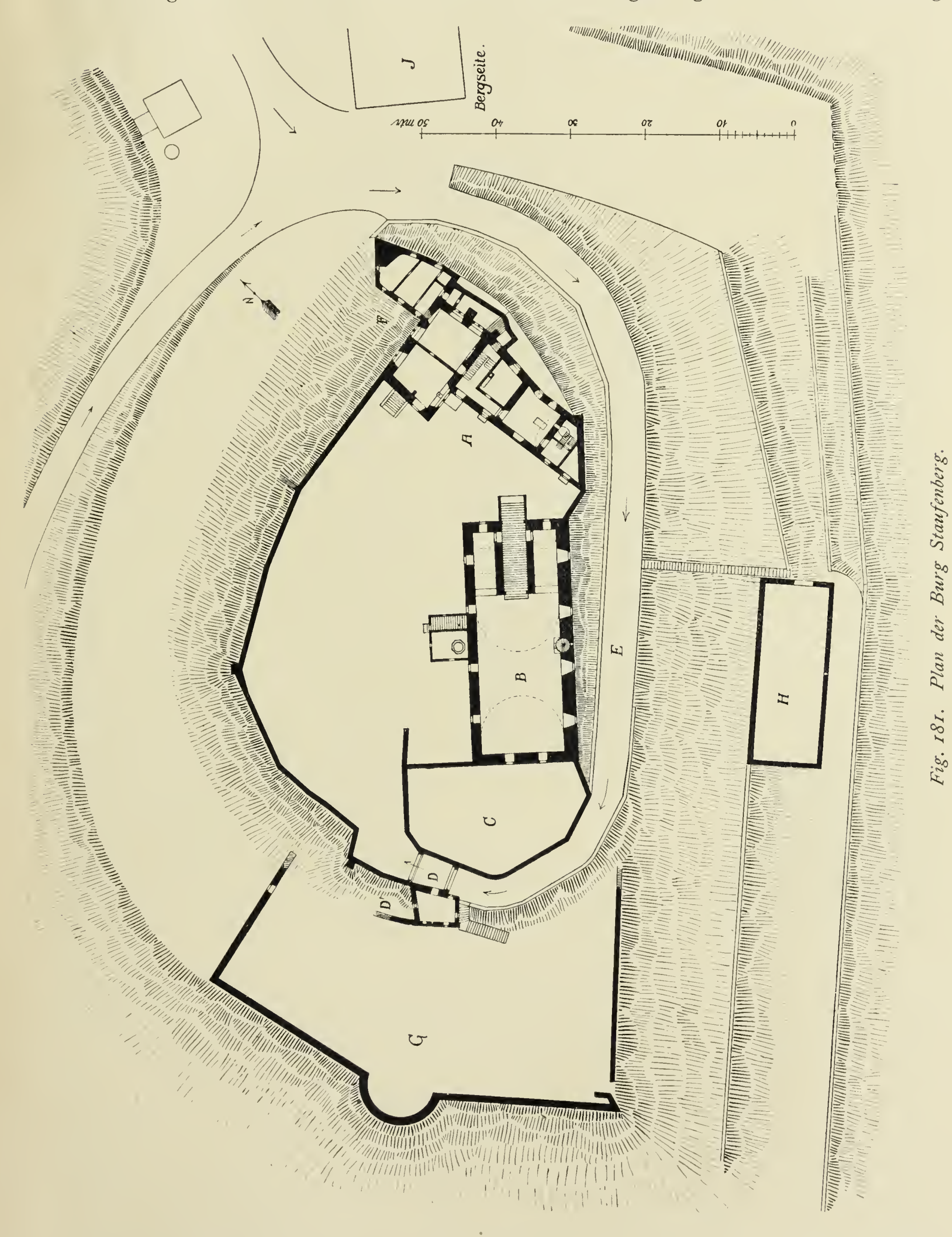


Fig. 181. Plan der Burg Staufenberg.

in ganz schlechtem Zustand war, die Geschlechter dort ließen ihre Häuser verfallen. 1537 lernen wir aus einem Inventar der Wiedergrün die offenbar nicht sehr glänzende

Innenausstattung ihrer Wohnung kennen. Unter der Occupation Baden-Durlachs wurde an der Stelle des jetzigen Kellergebäudes ein neuer Bau aufgeführt, der 1663 zusammenfiel und dabei Teile des Zwingers beschädigte. Im Jahre 1632 ist die Burg durch die Schweden verwüstet, 1689 durch die Franzosen teilweise beschädigt worden. Bei den Wiederherstellungsarbeiten nach 1832 mußten wegen Baufälligkeit die Kapelle und die ihr zunächst liegenden zwei Häuser beseitigt und der 1730 renovierte Torturm durch einen neuen ersetzt werden.

Baubeschreibung

Die Burg liegt, 383 m hoch, auf einer Kuppe, die nach Norden, Westen und Süden ziemlich steil, auch nach der Angriffsseite im Osten noch einigermaßen abfällt und einen weiten Ausblick in das Durbachtal und die Rheinebene gestattet. Unser Plan (s. Fig. 181) läßt uns den alten Burgweg *E* erkennen, der von Ost nach West an der zerstörten Zwingermauer empor zum Tore *D* führt, das in seiner heutigen Gestalt, wie gesagt, dem 19. Jh. entstammt. Doch gehört es in seinen Fundamenten noch dem ehemals hier vorhandenen alten Bau an. An seiner dem Burghof zugekehrten Seite ist ein aus dem Ende des 15. Jhs. stammendes Allianzwappen, der Pfaue von Rüppur und der Bock, eingemauert. Eine nur ca. 65 cm starke Mauer aus Bruchsteinmauerwerk umgibt den oberen Bering, der etwa als unregelmäßiges Vieleck zu charakterisieren wäre.



Fig. 182. Wappensteine im Burghof von Schloß Staufenberg.

Beim Eintritt in dasselbe finden wir rechts einen heute nur von niederen Mauern umgebenen Raum *C*, der nach Asbrand[1]) die Häuser der Wiedergrün enthalten haben soll. Daran stößt das heutige Kellergebäude *B* an, an Stelle des 1663 zusammengestürzten »neuen Baues«. Ihm ist das in Fachwerk errichtete Brunnengebäude vorgelagert mit dem alten, achteckig ummauerten Ziehbrunnen. An der Nordmauer folgten nacheinander vom Tore aus aufgezählt ein Stallgebäude, das Stollenhaus und die S. Georgskapelle, alle 1832 abgerissen. Aus der Kapelle, die nach Osten zu eine kleine Apsis hatte, sollen die zwei Wappensteine (s. Fig. 182) stammen, die jetzt in die Nordmauer von *C* eingemauert sind: das Wappen der Marsil und das von Staufenberg. Alt sind hier oben nur noch der Flankierungsturm *F* und das Gebäude *A*, auch sie mehrfach umgebaut. In dem unregelmäßigen Viereck des nur noch bis zu einer geringen Höhe stehenden Turmes möchte ich einen Rest der ältesten Anlage erkennen, da hier ein kräftiger Schutz gegen

[1]) Badenia a. a. O., s. auch den dortigen Plan.

die Angriffsseite nötig war. Der heute zu Wohnzwecken umgeänderte Bau enthält nach Norden und Westen noch einige Schießscharten. An seiner Nordostecke ist das Mauerwerk außerordentlich verstärkt. An ihn schloß sich wohl gegen Süden ziehend die Schildmauer an, von der wir hören, aber keine Spuren mehr vorfinden. Der Bau *A*, wohl auf älterer Grundlage, ist von Melchior Wiedergrün durchgreifend erneuert worden, worauf die Eingangstüre (s. Fig. 183) mit dem Wappen von Staufenberg und Blumeneck hindeutet. Sie ist mit einem Flachbogen abgeschlossen, ihr Gewände in Hohlkehlen und flachen Wulsten profiliert, die unten einerseits in einem Volutenablauf, andererseits in einem Maskeron endigen. Aus dem nördlichen Teil führte eine schlichte Spitzbogentür nach der Kapelle zu. Die Gewände, wie auch die abgefasten der Fenster des Hauses, bestehen aus rotem Sandstein, der Bau selbst ist aus Bruchsteinen errichtet, Bossenquader an seinen Ecken. Er hat, auch noch im 19. Jh., manchen Umbau im Innern erlitten, so daß dessen alte Gestalt schwer zu erkennen. Im Erdgeschoß im Empfangszimmer noch eine Spitzbogentür mit Hohlkehle und Rundstab, in Voluten endigend, erhalten, eine Tür mit ähnlicher Profilierung führt in die Turmräume. An einem Doppelfenster findet sich noch, die beiden Flachbogen tragend, eine gebauchte Renaissancesäule (s. Fig. 184), an ihrem Gebälk wieder das Staufenberger und Blumenecker Wappen. In dem gleichen Gemach an der anderen Wand eine große Doppelflachbogennische. In dem ganzen Gebäude zerstreut eine stattliche Anzahl von *Glasgemälden*, die angeblich, nur zum Teil wahrscheinlich aus der alten Georgskapelle, zum Teil aber wohl auch aus Sammlertätigkeit von anderen Orten stammen. Einige von ihnen sind stark restauriert, andere aus verschiedenen Scheiben zusammengeflickt. Ich lasse sie der Zimmerreihe nach folgen:

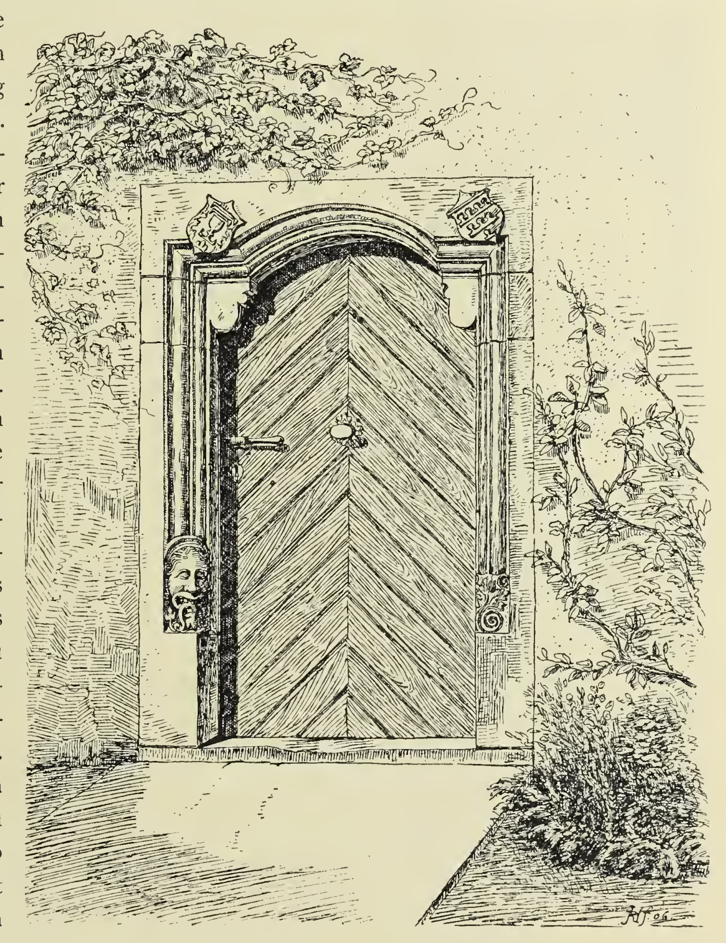


Fig. 183. Türe in den Wohnbau auf Schloß Staufenberg.

Glasgemälde

1. Bärtiger Mann in der puffigen Tracht der zweiten Hälfte des 16. Jhs., die Büchse über der Schulter und Patronenhalfter; ihm reicht seine gegenüberstehende Frau einen Pokal. Darüber die Mühle mit Rad, Mehlsäcken, eine arbeitende Magd und die zwei Töchter (im Brautschmuck ?). Unten die Hausmarken und die Schrift:

Jochem Ammen Müll ..
Zu Adorff Und And 2 . . .
Beter Sin Ege . . .
Anno Dom .. Schärer zu.



Fig. 184. Fenstersäule im Wohngebäude des Schlosses Staufenberg.

In einer eingeflickten Scheibe zwischen den Beinen des Mannes steht: Hege · o. (31 × 20 cm.)

2. In Rollwerkkartusche Wappen: eine Bram (Brehme) über Dreiberg, Helmkleinod, ein Mann mit Mütze, der zwei Bienen in der Hand hält, unten ein Trommler und ein Pfeifer und die Unterschrift:

Andares Bram diser
Zit Vogt der herschaft Knonau
Und Lüdtinandt der statt Feūd
15 93

(Etwas zusammengeflickt, sonst gut erhalten.) (29 × 20 cm.)

3. Von zwei Landsknechten gehalten das Wappen mit dem Reichsadler, darüber die Krone. Unten Wappen von Glarus, derselbe oben noch einmal, daneben Scenen aus seinem Leben. Unten steht:

Das Löbliche Land Glarus
1 6 6 3

(Die Scheibe ist stark geflickt, das Reichswappen scheint ganz neu eingefügt.) (30 × 20 cm.)

4. Ehepaar (wie 1.), Mann mit Büchse, die Frau mit Pokal, oben sein Abschied und seine Heimkehr. Unten das Wappen, nach links springender Fuchs (?), und die Unterschrift:

Wilhelm Lutzi offem Hirschberg Ordineri
Saut Galler Bot nach Genff und Cathari-
na Blaichin syn E . . liche hußfrouw. 1640.

(Sehr gut erhalten.) (29 × 20 cm.)

5. Von hübschen Tugendgestalten flankiert das Wappen: Schild, gespalten, rechte Seite schräg links rot und silbergestreift, auf der linken Seite eine Axt in Blau; Unterschrift in Rollwerkkartusche:

J Baltassar Zimermā deß Raths der
Statt Lūcern und der Zeit Fe s Ge Haūptmann. 1632.

Oben Anbetung der h. drei Könige, daneben der h. Franz und auf der anderen Seite ein Reiter in der Zeittracht. (Die Scheibe scheint ziemlich unberührt, doch würde man sie ihrem Stil nach gewiß 50 Jahre früher ansetzen.) (31 × 20 cm.)

6. Abrahams Opfer unter Frührenaissancearchitektur, unten links (vom Beschauer) hält eine Gerechtigkeit mit verschleierten Augen einen Schild mit dem Buchstaben R,

rechts ein Engel einen Schild mit schwarzem, linksschrägem Bach und Haken in gelbem Feld; dazwischen in Rollwerkkartusche die Inschrift:



Fig. 185. Glasgemälde auf Schloß Staufenberg bei Durbach.

Caspar Herer
diser Zytt Ampt
man zü den Augen
stymeren 1614.

Oben von Putten mit Vasen begleitet Kartusche mit der Inschrift;

Gott sieht Abrahams ...... und willen
Last in sym opffer nit e...llen
Isach das unschuld vorbild . st
Das Opffer unsers Heila..s Christ.

Das sehr schöne, noch auf Holbeinsche Tradition zurückgehende Hauptbild in seiner rechten Ecke leider stark geflickt; die Umrahmung und Bekrönung mit den Putten sind früher als die Jahreszahl; die Scheibe ist aus zwei verschiedenen zusammengefügt. (30 × 20 cm.)

7. Mann und Frau, er mit Büchse, sie mit Pokal, ein Töchterchen an der Hand führend. Oben das Ehepaar, Gäste bewirtend. Unten Wappen: Stern und Mond mit H D und die Unterschrift:

Hauß Dobler Ala Weibel züm Wasserz
Und freuen Metzeri sin ee. frouw. 1598.

Ziemlich intakt erhaltenes Stück. (31 × 20 cm.)

8. Allianzwappen in Architekturumrahmung: ein nach links wachsender schwarzer Widder in Gold, ebensolches Helmkleinod; quergeteiltes Schild, oben zwei weiße Lilien in Schwarz, unten schwarze Lilie in Silber. — Über der Architektur die kleinen Darstellungen einer Gerichtsscene und der h. Magdalena. Unten in Rollwerkkartusche die Inschrift:

Mary (cu) Schultha . . . fürstlich Dse (?)
Ertzhertzog Leopol . . reich Rath
und Verwaltter d . nschafft zuo
Costautz und Fr. . . Schūldthaißin
geborne Mūmp . Spiegelberg
sein Ehegema . . o 1630.

Die Inschrift, die in der Mitte jeder Zeile, wo die Verbleiung durchgeht, Worte und Buchstaben vermissen läßt, ist nach einer Beschädigung so zusammengeflickt worden. Auch am Oberstück der Scheibe ist verschiedenes geflickt; es erscheint nicht sicher, daß alles hier zugehörig war. (31 × 20 cm.)

9. Hauptdarstellung: das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Zwei jüngere Männer sprechen mit dem alten Besitzer. Im Kopfstück: ein Pflug von vier Pferden gezogen. Unten links Wappen, schräg links geteilt: oben Schaufel in Blau, unten Pflugschar in Silber. Unten rechts ebenfalls ein Wappen, ein Turm in Blau. Dazwischen Inschriften. In Rollwerkkartusche, deren oberer Teil allein erhalten ist:

Sadrach Tomān.

In einem eingeflickten Feld darunter, wohl nicht hierhergehörig:

Adriā Ziegler · des · Raths und
Barbara Būmanin und ·
Barbara Gartenhūserin sine
Ehegemahel ANNO 1607.

Die sonst nur wenig geflickte Scheibe ist hier unten offenbar stark verändert worden (s. Fig. 185.) (30 × 20 cm.)

10. Mann und Frau, er mit großem Zweihänder auf der Schulter, sie mit Pokal wie üblich. Im Kopfstück Stierbrennung und wie der Stier auf die Weide getrieben wird; unten in rotem Schild die Hausmarke und die verstümmelte Inschrift:

Heliaſ · kürtly · uff · Lutenwis · und
Elſbet · Wetzler . . . . sin . . ? . 1598 · · · (30 × 20 cm.)

11. Allianzwappen. In blauem Schild drei goldene Rauten, Helmkleinod, Oberteil eines Mannes mit Mütze und Rautenband; in goldenem Schild ein schwarzes Rad,

dasselbe zwischen zwei Hörnern als Kleinod; die Wappen von Renaissancearchitektur umrahmt; oben Kampf Davids und Goliaths, unten in Rollwerkkartusche (sicher dazugehörig) die Inschrift: [1])

Georg Payer unnd Ursula
Payerin Geborne Payerin Im=
hoff Sein Ehg . . ahel.
16 — 1(?)5 (30 × 20 cm.)

12. Hauptdarstellung: eine Sängerschule. Im Kopfstück Putten, Rollwerk, ein h. Bischof und h. Barbara (?); unten, von Engeln gehalten, ein Wappen, Rad mit drei Sternen in Grün, und eine Tafel mit Inschrift:

Hannß Hegner alt Rächenherz
Dißer Zyt Statt Fänderich. Und
Jonas Hegner Dißer Zyt Fänd-
erich Und Hannß Jörg
Sültzer · alle drey Burger der
Statt Winterthür · 1650 H̊V. iegli. [2])

In allen Stücken nicht zusammengehörend, ganz zusammengeflickte Scheibe. (29,5 × 20 cm.)

13. Der h. Georg, den Drachen tötend, von Säulen flankiert; darüber in Rocaillekartusche:

Der Ritter sanct Jörg gantz wohlgemût
Vom Trachen die Junckfraw erlösen duot.

Unten in Spätrenaissancekartusche die neue Inschrift:

Adam Hum= mel Gemeiner
zu Stauffenberg Anno 1470

und das Wappen: drei Kugeln in gelbem Feld. Dies eine ganz irrige Ergänzung aus dem 19. Jh. (30 × 20 cm. Sehr schönes Stück heute in einem Schreibtisch aufbewahrt.)

14. Unter Säulenarchitektur ein Mann mit Mantelkragen und seine Frau mit Pokal. Im Kopfstück Austreibung aus dem Paradies, worunter steht:

Gott ließ sy jagen uß dem Garten
Der Tod solt forthin ierer warte. GENE: 3.

Unten an der Scheibe Rollwerkkartusche, in der Mitte das Wappen: in blauem Feld Schlächterbeil auf Dreiberg und die Inschrift:

Jacob Füeger — Grichtszwelffer
er (sic!) und Christina — sein hausfraw 1617

Wohl von Oppenau stammende, in der Unterschrift erneuerte Scheibe. (33,5 × 21 cm.)

15. Unter von Säulen getragenem Gesims ein Wappen: ein Mann in Pluderhosen mit je einem Rebstock in der Hand, als Helmkleinod die Halbfigur des gleichen Mannes mit Trauben in den Händen; zu beiden Seiten die Gestalten der Justitia und Prudentia, oben neue Grotesken, unten Putten und die etwas geflickte Inschrift:

Jeremias Rebstock · der
Zeit . . Wür . enbergischer
Vogt zū Oppenau 1625.

Also ebenfalls zu den Oppenauer Scheiben gehörig. (33 × 20 cm.)

---

1) S. Kindler von Knobloch I, S. 73/74.

2) Das Wappen ist nicht das bekannte des Hegner; Unterschrift also wo andersher.

16. Mann mit Kragenmantel und Frau mit Pokal unter Säulenarchitektur. Oben Einzug in die Arche (33 × 20 cm):

Gott hieß inn Kasten Noe tretten
Mit sein geschlecht und was sy hetten
GENE ȝ VI · CA :

Unterschrift:

Hañß Spiñer ge — richtszweifer · ūd
Eua sein Eheliche — hausfraw. 1617.

Dazwischen ein Schild mit HS in silbernem Feld. Auch zu der Oppenauer Serie gehörend.

17. Mann und Frau in gleicher Stellung und Tracht. Oben der Sündenfall und:

Durch falschen list die gifftig Schlang
Die ersten Menschē lei_r zwang. GENE · III

Unterschrift in Rollwerkkartusche:

Melcher Koch — Gerichtszwelffer
ūd Ursula sein — hausfraw. 1617.

Dazwischen Hausmarke in silbernem Schild. Ebenfalls zur Oppenauer Serie gehörig. (33 × 20 cm.)

18. Ebenso Mann und Frau. Im Kopfstück die Arbeit der ersten Menschen und:

Das Feld baūt Adam kömmerlich
Und muß im Schweiß hie . nehren sich. GE · III.

Unten in Rollwerkkartusche:

Mary Hornner — Gerichtszwelffer
ūd Margreta sein — hausfraw 1617,

dazwischen Schild mit Brezel auf drei Hügeln in Violett. Aus Oppenau stammend. (33 × 21 cm.)

19. Mann und Frau in gleicher Stellung. Scham Noäh und der Regenbogen:

Der Regenbogen ward gotts būnd
Cham sein Vatter bloß ligen fūnd. GENE · IX.

Unten wieder in Rollwerk:

Martin Müller — Grichtszwölffer
und Ursula sein — hausfraw 1617.

Dazwischen in Blau die Hausmarke. (33 × 21 cm.)

20. Rundscheibe mit Wappen der Pfau von Rippur:

Burkhard Pfau von Rüppur 1470.

Neues Werk des 19. Jhs.

21. Von Löwen gehalten das Reichswappen mit der Krone darüber. Der eine Löwe hält Schwert, der andere Standarte mit Staufenberger Wappen (roter Kelch auf blauem Dreiberg); dieses Wappen kehrt unten zweimal wieder, dazwischen die Zahl 1579; Säulenarchitektur; im Kopfstück Simson mit dem Löwen und derselbe mit den Stadttoren. Teilweise geflickte Scheibe. (42 × 30 cm.)

22. Rundscheibe. Eine Frau in der Tracht des ausgehenden 15. Jhs. mit dem Wappen der Marsilius (oder Uttenheim). Neue Arbeit des 19. Jhs.

23. Mann und Frau in der Tracht aus der Mitte des 16. Jhs., zwischen ihnen das Staufenberger Wappen: eine Frauen-Halbfigur (von der Sage auf die Melusine bezogen), mit Hörnern statt Armen als Helmkleinod; über ihnen Rollwerkornamente und im Kopfstück

der Fang von Wasservögeln durch das Netz; unten die moderne und nicht hierhergehörige Inschrift:

Melchior Wiedergrün v. Stauf-
fenberg und Anna von Blumeneck
seine eheliche Hausfrau. 1470 (sic!) (39 × 33 cm.)

Auch das Staufenberger Wappen ist neu, die sogen. Melusinenfigur an dasselbe angeflickt.

24. Gepanzerter Krieger mit Hellebarde, zu beiden Seiten ein Trommler und ein Pfeifer. Über ihm in runder, von Rollwerk umrahmter Kartusche das Wappen der Urkantone und als Kopfstück der Empfang von Reitern durch Franziskaner; eingeflickt neben dem Mann das Wappen der Bock, ebenso neu die Unterschrift:

Georg Bock, Gemeiner
zu Stauffenberg. 1470.

Wie ersichtlich, sind diese wie die vorhergehende und noch einige weiter unten folgende ursprüngliche Schweizerscheiben durch neue Einflickungen und Unterschriften für die Geschichte des Schlosses hergerichtet worden, allerdings mit großen chronologischen Schnitzern. (33 × 25 cm.)

26. Schöne Frührenaissancescheibe. Der h. Petrus und der h. Benedikt halten den Wappenschild mit den Schlüsseln in silbernem Felde und je einem Goldgulden mit der Umschrift: MONETA NOVA AVREA 1544 in rotem Felde; Frührenaissancesäulen tragen den Flachbogen; im Kopfstück Bären- und Saujagd (s. Fig. 186); Unterschrift:

Adam abpt zū sannt peter uff dem
Shwarcz waldt · z · ANNO 1544.

Der Stil dieser vorzüglichen Scheibe weist auf Basel. Das Jahr 1544 ist das Todesjahr des genannten Abtes (Guldin) von S. Peter, woher die Scheibe wohl stammt. (43 × 31 cm.)

27. Mann mit Hellebarde, Frau mit Pokal. Tracht Ende 16. Jh.; Wappen: nach links steigender Löwe in Silber, ein Mohr als Helmkleinod. Im Kopfstück: Getreide wird zur Mühle geschafft, untere Landschaft neu; durch die neue Inschrift für Staufenberg adoptiert:

Hans Kolb von
Stauffenberg
1400 (!!) (35,5 × 28 cm.)

28. Schöne Frührenaissancesäulen tragen einen Flachbogen; im Kopfstück ein Scherzspiel zwischen Männern und Weibern; wieder an Baseler Vorwürfe erinnernd. In diese alten Reste ist ein Staufenberger Wappen hineingesetzt und die neue Inschrift:

Leo fryher zū stauffē: erbher zū kastelberg. (41 × 31 cm.)

29. Obergeschoß: Verkündigung, in Renaissancesaal; daneben S. Ottilie und S. Katharina; unten links eine betende Dominikanernonne, rechts: Schild mit Kreuz. In dieses geringe Stück, wohl vom Ende des 16. Jhs. und aus einem Dominikanerkloster stammend, ist unten noch der Rest der Unterschrift einer anderen Scheibe eingeflickt:

Hans Well aber . .
Zitt Vogtt zū . . (27 × 21 cm.)

30. Hübsche Frauengestalt (Oberkörper erneuert) im Kostüm der zweiten Hälfte des 16. Jhs. mit Barett hält zwei Wappen; das eine zeigt schwarzen Säulenstumpf in silbernem Felde, als Helmkleinod einen Mann mit demselben Säulenstumpf auf der Brust

(Rink); das andere: sogen. Judenhut und fünf roten Wecken in Gold, als Kleinod Mann mit demselben Hut. Im Kopfstück ein Turnier. Unterschrift in Rollwerkkartusche:

> Diedagen von Wisenberg genant
> Rinck der Sÿt Burger . eÿster zu schaff
> husen und Margrett Bi . in von Düs . ingē
> sin egmahl.

Das Wappen unter von Balustersäulchen getragener Architektur. (27 × 21 cm?)



Fig. 186. Glasgemälde im Wohngebäude des Schlosses Staufenberg.

31. Aus verschiedensten zusammengeflickte Scheibe: Kopf eines Johannes des Evangelisten; kleinerer Kopf eines Gottvaters; eine Hand; eine allegorische Frau mit Bienenkorb; Schlachtung eines Ochsen; Schild mit silbernem Horn und goldenem Stern in Blau sowie dem umgekehrten doppelten P.

32. Nische mit h. Papst und h. Bischof mit Kirchenmodell, dazwischen ein Wappen: Feld 1 und 4 schräglinks geteilt, jeweils oben Schlüssel, unten Fisch; Feld 2 und 3

h. Georg; im Herzschild Stierkopf; im Kopfstück: Kreuzigung des h. Andreas und h. Georg, den Drachen tötend; unten die nicht hierhergehörige alte Inschrift:

Da Land Schaffhuse

ANNO DOM · 605.

Auch im Wappen und oben Stück von anderer Scheibe eingesetzt. (39 × 31,5 cm.)

33. Rundscheibe (20 cm): Rest der Darstellung eines Mahles; zwei Wappen: ein Bär mit goldenem Baum in rotem Feld, derselbe wachsende Bär als Helmkleinod und ein roter Drudenfuß in Blau, derselbe Drudenfuß auf dem Flug. Auch sonst zusammengeflickt.

34. Aus vielen Stücken zusammengesetzt: Halbfigur eines Gewappneten; eine Burg; Greifen in einer Säulenarchitektur halten ein Wappen; eherne Schlange am Kreuz in Blau und gelbe Kugeln in Rot; darunter andere kleine Wappen; endlich auch noch die Jahreszahl 1586 von irgendwoher eingesetzt.

35. Runde Wappenscheibe: auf goldenem Feld blauer Balken, schräg rechts, darin drei goldene Lilien; Helmkleinod: wachsender Mann mit demselben Balken. Das Ganze auf damasziertem Grund; alt.

36. Stück einer Wappenscheibe: ein Mann mit Binsen in Händen in gelbem Feld, derselbe als Helmkleinod; zwei aufgerollte Bänder daneben, worauf steht:

· H · S · und MARIA. (13 × 10 cm.)

37. Grisaillebild vom Ende des 17. Jhs.; in Rankenumrahmung die Heiligen Bartholomäus und Andreas.

Ein Ölgemälde: Porträt des Markgrafen Karl Friedrich ca. 1780.

Kellergebäude

Am *Kellergebäude* findet sich die Jahreszahl 1698, der Speicher desselben stammt ebenfalls aus dieser Zeit.

Das Gebäude ist aus Bruchsteinen, mit Backsteinen untermischt, errichtet, wie auch das Gebäude *A*. An den Ecken finden sich Bossenquader mit größtenteils abgehauenen Bossen. Schlichte, geradsturzige Fenster. Erneuerte Treppengiebel. Der Keller von einem stattlichen Tonnengewölbe, wohl aus dem 18. Jh., überdeckt. Auf dem Speicher des Kellers wird die aus dem Berchfrit stammende *Glocke* aufbewahrt mit badischem Wappen und der Inschrift:

Glocke

CONFLATVM SVB LVDOVICO GEORGIO MARCHIONE BADENSE ET HOCHBERGENSE
RENOVATVM REGNANTE CAROLO FRIDERICO ELECTORE BADENSE PER MATHÆVM EDEL ARGENTORATI 1805
prInCIpIs ILLas gratIa restItVIt CVL pasqVe hoC vere reDonat faCtIo DIV faLLIt pLere sast.

Keller des Hauptbaues

Auch unter dem Hauptgebäude *A* eine stattliche *Kelleranlage* mit Balkendecke, die auf abgefasten Holzpfosten mit Unterzug ruhen.

Nach Südwesten war der Burg der Vorhof *G* vorgelegt, der jedenfalls für die Wirtschaftsgebäude, Stallungen etc. diente, für die auf der Burg selbst kein Platz mehr war. Er diente aber auch als schützendes Bollwerk und von ihm aus führte, wohl auf einer *Zugbrücke*, der Eingang älterer Zeit in die Burg. An dem dem heutigen *Tor* und ehemaligen Turm *D* vorgelagerten Turm (unregelmäßiges Viereck) sind in der Südwestwand, etwa 6—8 m über dem Niveau des Vorhofes, noch die Sandsteingewände des rundbogigen Tores sichtbar, sowie die Löcher für die Zug- oder Holzbrücke, über deren

Zugbrücke und Tor

Anlage indes keine Reste im Vorhof *G* mehr Auskunft geben. Der Turm zeigt in der Höhe des Erdgeschosses von *D* verschiedene Schießscharten. Eine Tür, die aber wohl jünger ist als die Zugbrückenanlage, führt heute nach *D*. Ob man in alter Zeit von dem Zugbrückenturm aus auf einer Treppe (das Zugbrückentor liegt niedriger als das Erdgeschoß von *D*) direkt in den Turm *D* gelangte, oder zunächst in einen kleinen Vorhof vor denselben, ist bei dem veränderten Zustand dieser Teile und ohne Nachgrabungen heute nicht mehr zu sagen. Ebensowenig läßt sich feststellen, ob der heutige Burgweg *E* schon im Mittelalter neben der Zugbrücke bestand als bequemerer Zugang für Friedenszeiten, oder ob er — was wahrscheinlicher — erst im 16. bis 18. Jh., wenn nicht gar erst im 19. Jh. angelegt war. Die Zugbrückenanlage scheint mir der älteste Rest der ganzen Burg zu sein, wohl noch aus dem 13. Jh. — Über die Zugänge zu dem Vorhof *G* (die heutigen sind neu) läßt sich nichts bestimmtes mehr feststellen.

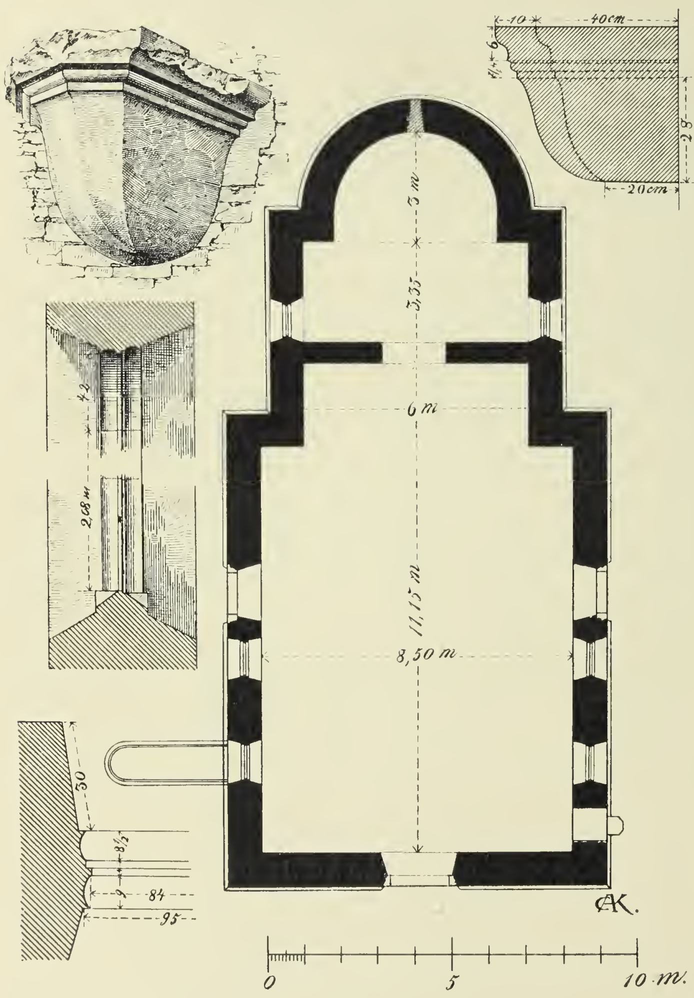


Fig. 187. S. Anton bei Durbach.

Wappen

Im Torweg von Durbach kleines badisches *Wappen* des 17. Jhs.

An der Westmauer der Oberburg ist noch ein Stein mit folgender Inschrift zu erwähnen:

R · E · U · D · W · R · V · K · M · S · D · 1728.

Die Gebäude *J* und *H* sind neue Wirtschaftsgebäude.

Auf der Anhöhe östlich von der Burg sollen früher noch Mauerreste zu sehen gewesen sein, die wohl von irgend einem Bollwerk herrührten.

Eine Inschriftplatte von Staufenberg wird unter C 105 in den Großh. Staatssammlungen aufbewahrt.

Auf dem Verlauf des Bergrückens gegen die Ebene zu liegt die

KIRCHENRUINE S. ANTON

Erwähnungen: sant Anthonien brůderhuß im hard by Stouffemberg gelegen 1482; capelle und brůderhůß sant Anthonien des heiligen bichtigers gelegen in dem wald genant der Stauffenberger hart 1528; sant Anthengen capelle 1549.

Die kleine Wallfahrtskapelle existiert heute nur noch in einer malerischen Ruine, die Mauern etwa noch in 2—3 m Höhe. In Fig. 187 ist der einfache Grundriß zu ersehen. Die im Chor eingezeichnete Querwand ist neueren Datums und wohl eingezogen, um wenigstens den Chorteil noch als kleine Kapelle benutzen zu können. Die rundbogigen Fenster sind hohlgekehlt und zeigen den Falz zum Einsetzen der Glasscheiben. An der Südwand kurz vor der Südwestecke des Baues der facettierte Konsolenstein (s. Fig. 187 oben), der die Außenkanzel trug. Das Gewände der zu ihr führenden rundbogigen Tür ist zum Teil zerstört. Das Material des Baues ist Granit, untermischt mit Sandstein und Backsteinen; die Mauern natürlich Bruchsteinwerk, nur die Gewände aus Hausteinen. Steinmetzzeichen infolge der Verwitterung keine zu bemerken. So wie der Bau heute dasteht, dürfte er erst dem 16. Jh. entstammen, und sind Reste aus der Zeit der ersten Erwähnung nicht mehr erhalten. Auch das genannte Bruderhaus ist gänzlich verschwunden.

WIEDERGRÜN

Schreibweisen: Widirgrin 1280; Widergrin 1347; Widergrien 1348; wiger und Burgstadel zu Widergrün 1405; zu Widergrin an den burgberg; Wydergrin 1437 etc. (grin, Grien = Sand, Kies; über Wider vgl. Förster, ON. S. 1591 ff.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Schon 1280 wird ein dominus de Widirgrin genannt. Es mag also damals schon hier eine kleine Burg oder ein befestigtes Haus gestanden haben, um das dann allmählich Ansiedelungen entstanden. 1348 verkauft Andreas von Wiedergrien, »ein edeler knecht«, »den halben byhel, gelegen in dem wyger zu Widergrien, und daß hauß, daß daruff staht, und den theil deß vorhofes, der Conrates von Wydergrien waß, und den bauw, der daruff stehet, Matheus Rohart, allen seinen brüedern, deß Schultheissen söhne von Oberkürch«.

Auch diese kleine Burg war also in mehrerer Besitz. Ein Zweig der Familie wurde zu Ganerben auf Burg Staufenberg (s. dort); die anderen blieben, wie es scheint, auf ihrem alten Sitz. Als die Familie am Anfang des 17. Jhs. erlosch, wurde Wiedergrün mit der Herrschaft Staufenberg vereinigt. Markgraf Wilhelm gab es 1677 tauschweise der Witwe seines Rates und Leibarztes Kiefer gegen ein Haus in Straßburg. 1681 aber kam Wiedergrün an Allerheiligen, das 1725 das Schlößchen herstellen ließ. Mit der Säkularisation wurde es badisch.

Das sogen. Schlößchen ist ein schlichter Riegelbau mit dem Wappen von Allerheiligen von 1725.

EBERSWEIER

Schreibweisen: bannum ville Eberswilre 1280; Ebersvilre 1365; Eberschwyr 1529; Eberßwir 1543. (Weiler eines Ebers.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Im 13. Jh. wird Ebersweier erstmals genannt. Ursprünglich wohl Zähringer Besitz,[1]) kam es durch Erbschaft an die Uracher, nach der Spaltung des Uracher Hauses hatten sowohl die Grafen von Freiburg als von Fürstenberg hier Besitzrechte, später auch die Markgrafen von Baden. 1336 hören wir von einem »hof zů Eberswilre«, den Konrad von Schauenburg vom Grafen Konrad von Freiburg zu Lehen hat. 1367 von einem Hof: »den man nennet des Rodders hofe, den marggrave Rudolf von Baden Arbogast Roddern ritter sinem diener geeignet und gefryet hat«. Seit dem 14. Jh. gehörte der Ort zur Landvogtei Ortenau (Gericht Griesheim), er war somit bis 1805 vorderösterreichisch und wurde dann badisch. Begütert war hier auch das Kloster Honau, das indessen seinen Hof »in villa Eberswilre dictam de Witterine hoff« dem Kloster Allerheiligen 1284 abtrat. Ein Geschlecht de E. kommt im 13. Jh. vor.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche: S. Crucis, ehemals auch patronus coelestis ss. Tiburtius et Valerianus mart. (noch 1666). Ursprünglich nur Kaplanei und Filiale von Nußbach, kam es mit dieser Pfarrei an Allerheiligen; im Laufe des 16./17. Jhs. scheint es zur Pfarrei geworden zu sein.

Altäre

Die heutige Kirche ist ein Neubau von 1827, sie birgt aber eine Anzahl Reste aus älteren Kirchen der Umgegend, so die drei *Altäre* aus dem ehemaligen Kapuzinerkloster in Oberkirch, übliche, wirksame Barockaufbauten aus Stuckmarmor und Holz mit eingelegten Ornamenten, mit Säulen und verkröpftem Gebälk, welche das Hauptbild, und oben Pilastern, welche das zweite Bild flankieren. Zu beiden Seiten laufen die Altäre in Rocailleschnitzwerk aus. Auf dem Hochaltar Gemälde: h. Dominicus und h. Franciscus in Anbetung des Christkindes, oben gekrönte Heilige mit Palme und Schwert; auf dem linken Seitenaltar die vierzehn Nothelfer, oben ein Bild des h. Wernher von Straßburg; auf dem rechten Altar: das Jesuskind erscheint dem h. Antonius. Alles Werke etwa aus dem zweiten Drittel des 18. Jhs. Auf den Altären einige Reliquiare in der Rokokoform. Einfache *Kanzel* des gleichen Stils; älterer, schlichter *Taufstein* von 1631.

Kanzel
Taufstein

Kruzifixus

An der südlichen Innenwand der Kirche holzgeschnitzter *Kruzifixus* mit Maria und Johannes, zweidrittellebensgroße Figuren in der geschwungenen Haltung der Mitte des 18. Jhs.

Kirchengeräte und -gewänder

In der Sakristei: eine weiße Casel mit reicher Hochstickerei, Blumenranken und Blüten in Seide und Gold; dazu Stola, Manipel, Kelchtuch und Palla, 18. Jh., den Angaben nach Geschenk von Schuttern; rote Casel, Hochstickerei in Gold und Silber, Rocailleornamente und Gitterwerk; dazugehöriges Kelchtuch; Kelch, silbervergoldet, getrieben, Rocaille, Cuppa neu, angeblich von Schuttern, ohne Zeichen; ohne solches auch das Versehkreuz im gleichen Stil, silbervergoldet, getrieben; ein gedrucktes Prämonstratensermissale (also wohl aus Allerheiligen) hat einen Samteinband mit schöner Silberstickerei.

Pfarrhaus

Das *Pfarrhaus* ist ein Bau aus dem Ende des 17. Jhs.; das Gewände der Tür, zu der eine Freitreppe hinaufführt, ist abgefast und endet in Schnecken.

Kruzifix

Vor der Kirche *Kruzifix*, Sandstein, übliche Rokokoarbeit von 1773.

Bildstock

Am Weg nach Unterweiler einfacher *Bildstock*.

[1]) Heyck a. a. O. S. 510.

ELGERSWEIER

Schreibweisen: Elgerswiler 1289; villa Ergerswilre 1342; villa Ellegerßwylere 1289; curia Ergerswiler erstes Viertel d. 15. Jhs.; Ergerßweyer 1504; Elgerschweier 1666.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 5 (1885), S. 263. — Name: Bader, Fahrten und Wanderungen II (1856), S. 227 f.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nach Großh. Baden[1]) 1265 Algeswilre genannt. Ritter Konrad von Elsaß verkaufte 1302 und 1310 dem Kloster Gengenbach einen Hof zu Elgersweier. Der Ort gehörte zur Landvogtei Ortenau, war also bis 1805 vorderösterreichisch. 1677 wurde das Dorf von den Franzosen verbrannt.

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Einfaches Steinbeil (Länge 8 cm), in der Nähe gefunden 1901, Offenburger Sammlung.

Römisches

Römisches: Westlich vom Ort, im Gewann »Läger«, an der in den Feldern als »Hohweg« noch deutlich erhaltenen römischen Straße von Offenburg nach Riegel, finden sich Reste ausgedehnten römischen Mauerwerks, Dachziegelstücke, Tongefäßscherben etc., die bis jetzt nicht weiter untersucht sind. (Mitteil. von Prof. Schumacher 1898.) *(W.)*

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (S. Marci Ev.). Schon 1423 hören wir von einer Kirche zu Ergerswiler. Doch war Elgersweier bis 1790 Filiale von Offenburg und wurde damals erst Pfarrei.

Der heutige Bau stammt von 1761, er wurde 1881 restauriert.

Vielleicht hat er im Chorgrundriß noch Spuren des mittelalterlichen Baues.

Altäre und Kanzel im üblichen Barockaufbau. In einer Ecke aufgestellt spätgotischer, schlichter Taufstein.

Sakristei

In der *Sakristei:* Kelch, silbervergoldet, am Fuß mit aufgelegten, silbergetriebenen Engeln verziert; Wettersegen, Empire, Sonnenmonstranz, silbergetrieben, Rocaille.

Schmiedeeisernes Grabkreuz

An der Südseite der Kirche *schmiedeeisernes Grabkreuz* auf gebauchtem Steinpostament. Vor der Fassade der Kirche Steinkruzifix von 1760.

Das Pfarrhaus ist i. J. 1790 erbaut worden.

Nach Kolb[2]) fand man zu Anfang des 18. Jhs. hier »aus dem Alterthum« einen Brunnen, den man wieder ausbesserte, und auch »etliche zinnene Brunnenteuchel«, von deren Verbleib mir nichts bekannt.

GENGENBACH

Schreibweisen: monasterium Genginbach Anf. 9. Jhs.; mon. Kenginbach 9. Jh.; Ghanginpach desgl.; Keginbach desgl.; Ghanginbach desgl.; Kenginbach; in monasterio Gengenbacensi 1117; monasterium Gengenbacense 1139 etc. — Stadt: Gengenbach 1232; Genginbach 1267; oppidum de Gengenbach 1231; oppidum de Gengenbach 1248; »in dem stab zů Gengenbach mit namen im Füsserspach, im Schweigbach, im Birmerspach, im Richenbach, im Pfaffenbach und waz im stab gelegen« 1483.

Die Erklärung des Namens wurde vielfach versucht, sie ist wohl: Bach des Gango.

Archivalien der Gemeinde: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 5 (1885), S. 263. Archiv der Röder von Diersburg, Mitteil. Nr. 16 (1894), S. 74, und FDA. 13 (1880), S. 273—281;

[1]) S. 812.

[2]) a. a. O. I, S. 263.

Z. 52, S. 671. Annales Gengenb. Monumenta Germ. hist. Script., 4^0, Hannover 1826 sq., V, S. 389. Schulte, Acta Geng. 1233 bis 1235, Z. NF. 4, S. 90—114.

Literatur:[1]) E. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes. J. Baumgarten, Aus dem G. Klosterleben, Z. NF. 8, S. 436—493, 658—702; 9, S. 240—260. Derselbe, Bilder aus G. Vergangenheit, Schauinsland 20, S. 11—33; 22, S. 1—43. Alb. Ebbecke, Ein Bild a. d. bad. ev. Diaspora, K. Reiff 1891. H. Ehrensberger, Beiträge zur Gesch. der Abtei G., FDA. 22, S. 257—275. W. Franck, Zur Gesch. der Benediktinerabtei und der Reichsstadt G. (1525—1539), FDA. 6, S. 1—26; Z. S. 81—105. W. Lübke, Kunstwerke und Künstler III, S. 349 f. Mayer und Ruppert, Beitr. zur Gesch. des Klosters G., FDA. 16, S. 157—215. Ruppert, Beiträge zur Gesch. d.



Fig. 188. Gengenbach. (Nach einem Aquarell von J. Näher.)

Klosters G., Z. 31, S. 315—331; 32, S. 309—320; 33, S. 128—159. Simmler, Das »Velletürlin« als Grenzbezeichnung der Gengenbacher Klostergrafschaft, Z. NF. 13, S. 165. P. Staudenmeier, Kriegsdrangsale des Stiftes und der Stadt G. im 17. Jh., Deutscher Hausschatz 7, S. 311. Beschreibung, geogr., der Landvogtey Ortenau, dann von den drey Reichsstädten G. etc., Karlsruhe 1795. Führer durch Offenburg, Gengenbach und Umgegend, herausg. von den beiden Schwarzwaldvereinssektionen O. und G. 1893. G. und die Kinzigtal-Diaspora, Flugblatt Nr. 13 des bad. Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung. Stadt-Recht zu G., 2. Band der neuen Bad. Gesetzes-Sammlung, Karlsruhe 1805, vgl. Bad. Bibliothek I, S. 7.

Ansichten: Kupferstich von Werner, ca. 1700, sowie ein Augsburger Kupferstich von 1750 von Johann Christian Leopold (gest. 1750).

[1]) Da alle allgemeinere Literatur auch für die Geschichte der Stadt in Betracht kommt, ist sie schon hier angeführt, nur die Nachrichten, welche sich rein auf das Kloster beziehen, bei diesem.

Stadtgeschichte

»Auf den wohlerhaltenen Grundmauern und in den Wällen eines römischen Standquartiers hatten die Benediktiner ihren Sitz genommen; der überragende Burghügel, den sie mit Rebenpflanzungen bedeckten und mit einer Kapelle schmückten, bewahrte durch seinen Namen »Kastelberg« die römische Erinnerung.«[1]) Schon 1289 wird er so genannt. Sein zweiter Name aber: sant Einbettenberg (1520), Castelberg sonsten sanct Einbethenberg (1682), scheint auf noch höheres Alter zu deuten. Diese Einbetha, eine heilige Jungfrau keltischen Ursprungs, finden wir vielfach am Ober- und Mittelrhein, überhaupt im südlichen Deutschland bis nach Tirol.[2]) Sie kommt gewöhnlich mit zwei anderen Jungfrauen, Warbethe und Wilbethe, vor und wird mit ihnen meist, wie hier, auf Bergeshöhen verehrt. Sie scheinen etwas ähnliches wie Schicksalsschwestern gewesen zu sein. In christlicher Zeit wurden sie in Nothelferinnen verwandelt, so finden wir sie im Kloster Adelhausen zu Freiburg und es erhält sich ihr Kult bis in späte Zeiten. In Gengenbach bekam Einbetha die Märtyrerinnen Felicitas und Perpetua beigesellt[3]) und man verband sie in der Legende mit den Jungfrauen der h. Ursula, wie aus einer Beschreibung ihres Lebens in den Klosterprotokollen vom J. 1682 hervorgeht.[4])

An offenbar uralter Siedelungsstätte haben also die Römer ihre Station gegründet.

Einer der wichtigsten Straßenzüge des Dekumatenlandes führte schon in der Zeit der Flavier über Gengenbach, die Kinzigtalstraße, deren erste Station von Straßburg aus nach Kehl Offenburg war.[5]) Selbstverständlich haben die Römer den so geeigneten Kastelberg nicht ohne Befestigung gelassen und wohl in der Ebene ein Lager errichtet (?), das eine der minder wichtigen Stationen dieser Straße war. Auf dem Kastelberg ist der untenverzeichnete römische Fund gemacht und außerdem eine Anzahl römischer Münzen entdeckt worden. Bei dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft fluteten die Scharen der Alemannen über das Gebiet und verdrängten die Reste römischer Bevölkerung in die Gebirgstäler. Dort hielten sie sich noch lange, und es scheint, daß eine besondere Kunstfertigkeit sie beliebt machte und ihnen ihre Freiheit sicherte, nämlich ihre Fertigkeit in der Gewinnung edler Metalle. Mit dem Bergwerksbau mag wohl das älteste Auftreten des Namens Gengenbach verbunden sein. Gothein hat darauf hingewiesen, daß tief im Gebirge, am Abhange des Mooswaldes, an den Quellen der Haigerach, noch jetzt ein Forstrevier den Namen »im alten Gengenbach« trägt und ihn schon trug, »als i. J. 1531 die Pfandherren der Landvogtei daselbst ein Silberbergwerk einrichteten. In ihrer Verleihungsurkunde berichteten sie, daß hier viele Mundlöcher alter Gruben vorhanden seien; sie müssen seit Jahrhunderten aufgelassen gewesen sein, denn keine frühere Urkunde erwähnt sie. Hingegen sind in der ältesten aller Regalverleihungen als die nördlichsten Bergwerke des Distriktes jene am »Mosebergk« aufgezählt, und wir werden in ihnen das alte Gengenbach erkennen«.[6]) Da der spätere Ort Gengenbach in fränkischer Zeit nicht an der Stelle der Stadt, sondern beim heutigen Friedhof gelegen haben muß,

---

[1]) Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes I, S. 209.

[2]) Baumgarten, Schauinsland 20, S. 12. Ihm folge ich in dieser Frage, da mir das einschlägige Werk: Panzer, Bayer. Sagen und Bräuche, leider nicht zur Verfügung steht.

[3]) Z. NF. 8, S. 662.

[4]) Ebenda S. 666.

[5]) Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer, Neujahrsblatt d. bad. hist. Komm. 1905, S. 39.

[6]) Gothein a. a. O. S. 210.

so werden wir, wenn wir eine Anknüpfung an die keltische Niederlassung annehmen, wohl auch die alemannische Ansiedelung hier suchen dürfen, und somit wäre die Kontinuität von keltischer bis fränkischer Zeit wahrscheinlich.

Als dann mit dem 6. Jh. die Franken unsere Gegenden in Besitz nahmen, da brachten sie auch ihren Nationalheiligen mit, den h. Martin, und nach ihm hieß künftig die Pfarrkirche des Orts[1]) an der Stelle der heutigen Leutkirche vor der späteren Stadt. Gegen die Mitte des 8. Jhs. wurde das Kloster gegründet und bald fanden auf dem großen Platze vor diesem die Märkte statt; Dienstleute des Klosters werden sich somit hier unter dem Schutze seiner Mauern angesiedelt haben, und so entstand vielleicht — wie Gothein meint — noch in den alten, zerrütteten, aber noch brauchbaren Befestigungen die Stadt. Auf dem Eigengut des Klosters war sie angelegt. Wann das Marktprivileg erteilt worden ist, wissen wir nicht. Als Bamberg in den Besitz des Klosters gelangte, ward die Stadt mit anderen Lehen in der Mortenau den Zähringern überlassen.[2]) Und so erscheinen diese im 11. Jh. als Herren. Nach ihrem Aussterben im 12. Jh. erhielt Kaiser Friedrich für 4000 Mark Silber diese Lehen.

In den großen kirchlichen Kämpfen Heinrichs IV. war das Kloster auf des Kaisers Seite gestanden. In den vielen damit verbundenen Zwistigkeiten scheint es immer mehr verfallen zu sein, und die Ministerialen erlaubten sich daher verschiedentlich Übergriffe auf das ihm vorbehaltene Eigen.

Im 13. Jh. endlich entbrannte dann ein Streit mit dem Kloster in Angelegenheiten der Leutkirche, worüber in der untenstehenden Geschichte des Klosters das Nähere nachzusehen ist. Hier interessiert nur, was wir gelegentlich dieses Streites über die Verfassung der Stadt hören.[3]) Der Kaiser und sein Sohn (Heinrich) verfügten über das Reichsgut in der Ortenau ebenso wie über die Bamberger Lehen. In der Ortenau waren damals zwei königliche Schultheißen, zu Mahlberg und Offenburg, welch letzterem auch die Burg Ortenberg offengestanden zu haben scheint. Sie sind nicht etwa die späteren Stadtschultheißen, wogegen das Benehmen des Schultheiß Konrad von Offenburg spricht, sondern sie erscheinen als Verwalter des gesamten Reichsgutes in der Nachbarschaft, also die Vorläufer der späteren Reichslandsvögte, aber noch mehr mit städtischen Verhältnissen verwachsen. Zu ihnen gehört, als gemeinsam mit der Verwaltung beauftragt, der Schultheiß Wölflin von Hagenau. Alle drei sollen den Abt in dem Streite schützen, Schultheiß Konrad von Offenburg aber steht offenbar auf der Seite der Gegenpartei. Neben ihnen erscheint noch ein Reichsvogt Reinbold auf Ortenberg, der jedoch offenbar nur ein militärischer Beamter war. Endlich findet sich noch ein Landrichter in der Ortenau, damals ein Herr von Bodmann, ein eigentlicher Beamter, der nur der Rechtsprechung vorsteht. Als später — im 14. Jh. — das Schultheißenamt in Offenburg zu einem ausschließlich städtischen Amt geworden war, hat dann der Landvogt auf Ortenberg die Kompetenzen jenes.

[1]) Woher Kolb zu der Annahme kommt, am Abhang des Kastelberges hätte sich jetzt ein fränkisches Dynastenschloß erhoben, in dem der Stifter des Klosters gewohnt, weiß ich nicht. Baumgarten hat sie übernommen.

[2]) Gothein a. a. O. S. 211, auf dem überhaupt der größte Teil der Darstellung, oft wörtlich, fußt.

[3]) Schulte, Acta Gengenbacensia 1233 bis 1235, Z. NF. 4, S. 90 ff., und Gothein a. a. O. S. 212 f.

Die Streitigkeiten Friedrichs mit dem Papste machte sich das nach Erweiterung seines Territoriums konsequent strebende Bistum Straßburg zunutze; 1247 eroberte Bischof Heinrich von Stahleck außer Ortenberg und Offenburg auch Gengenbach. Er war es, der des letzteren Befestigungen verbesserte, einen Wehrgang baute etc. Und während der ganzen Dauer des Interregnums blieben die Bischöfe im Besitze; so hören wir 1267 von der »universitas oppidi de Gengenbach, dilecti fideles episcopi Argentinensis«. Erst Rudolf von Habsburg brachte die Ortenau wieder dem Reiche zu. Er regelte auch die Verhältnisse des Klosters zu seinen Hintersassen und Zinsleuten. Und nun blieb die Landvogtei einige Zeit unmittelbar dem Reiche untergeben, Gengenbach stand mit den anderen Städten, mit Zell und Offenburg, mit denen es die gleichen Schicksale hatte und durch engste Interessenbande verknüpft war, deshalb auch zu König Adolf, der den Städten sehr günstig gesinnt war, ein Zeichen davon ist vielleicht der Vertrag, den Gengenbach 1308 mit dem Landvogt Otto von Ochsenstein abschloß: »wir Otte der Herre von Ohsenstein tůn kund, das wir über ein komen mit den burgern von Gengenbach, das siu uns han erwelt und genomen zu herren und zu pfleger und das och wir siu hant empfangen und genomen in unsern schirm und pflegenie bis an ihren rehten herren, und swenne siu den gewinnent, so sullent siu von uns und och wir von inen gůtliche und alles dinges lidig sein«. Es wurde bestimmt, daß die Stadt nie mehr als 40 Mark Silber zu Bet und Steuer geben sollte.

1309 sah sie dann königlichen Besuch in ihren Mauern, Heinrich VII. Nicht lange aber dauerte das vorteilhafte Verhältnis zum Reiche, sondern bald begannen die Könige, Reichsgut und Stadtsteuern nur als gute Versatzgegenstände zu betrachten. Und so ward denn die Landvogtei an die Markgrafen von Baden versetzt. Aber schon 1351 wurde den Bischöfen von Straßburg die Erlaubnis verliehen, sie von jenen zu lösen, das gleiche Recht 1356 auch dem Pfalzgrafen, der indes erst 1405 davon Gebrauch machte und die Hälfte der Berechtigungen einlöste. — In den Kriegen der Bischöfe von Straßburg mit ihrer Stadt hatte daher auch Gengenbach zu leiden; so wurde es am Ende des 14. Jhs. von den Straßburgern belagert, und wir hören 1395, »daz die statt zů Gengenbach von des Krieges wegen, alse die von Straßburg vor Gengenbach lagent und die vorstette brantent, in semelichen großen kosten gebresten und schulden gevallen sint«. Das ganze 15. Jh. blieben der Bischof und der Pfalzgraf »gemeinsame Pfandherren, erhoben ungeteilt die Einkünfte und nahmen beide ihre Untertanen in Eidespflicht, wie es bei solchen Kondominaten üblich war«.[1])

Über die Verfassung der Stadt wäre etwa folgendes zu sagen: Sie besaß im allgemeinen freie Selbstverwaltung. An der Spitze derselben standen noch bis zum Ende des 13. Jhs. der Schultheiß und die Geschworenen, die Zwölfer. Im 14. Jh. trat daneben der Bürgermeister und der Junge Rat oder auch der Neue Rat. So heißt es 1351 »die zwelfe, die dez alten rates sin«, und dagegen der »newe Rat« in einer Aufzählung seiner Mitglieder von 1360.[2]) Infolge dieser Entwickelung hat sich das Zwölferkollegium mit dem Schultheißen wesentlich auf die Rechtsprechung zurückgezogen. Diese Beschränkung zeigt sich z. B., als die Städte 1308 sich in Otto von Ochsenstein und 1313 in Ritter von Murhard einen Pfleger wählen, die Wahl geschieht offenbar von der

[1]) Gothein a. a. O. S. 214.

[2]) Krieger I, S. 690.

Gesamtheit der Reichsleute. Hingegen haben die Zwölfer darüber zu erkennen, was ihrer Stadt Freiheit sei, »und der Träger der öffentlichen Gewalt hat sich jeweils ihrem Weistum zu fügen«. Sie haben im öffentlichen und privaten Recht — in beiden ist ihr Ausspruch bindend — nicht neues Recht zu schaffen, sondern das alte zu wahren. Dieses wichtige Recht haben die Städte sich wiederholt von den Kaisern bestätigen lassen, es war die Grundlage und das Hauptstück ihrer Verfassung. »Lag die Vermutung vor, daß ein Recht der Stadt gekränkt sei, so wandte sich der Junge Rat im Namen der Gemeinde, als deren eigentlicher Vertreter er erscheint, an den Alten Rat um einen Rechtsspruch.« »Die Zwölfer erscheinen hier also immer in ihrer Eigenschaft als ein vom Kaiser gesetztes Gericht« und sie wahrten sich konsequent diesen Charakter. Nur einige Verwaltungsbefugnisse hatten sie auszuüben, bezüglich des Besitzes, der vom Reiche herrührte oder aus einer Zeit stammte, wo es nur das Zwölferkollegium gab. In allen anderen Verwaltungssachen war der Junge Rat zuständig.

Laut Privileg von 1331 stand dem Abt des Klosters die Ernennung des Schultheißen zu, zusammen mit Wassermeier, Bannwart, Zinsmeister und Mesner, welche alle Steuerfreiheit genießen. Später fällt der Bannwart weg und an die Stelle des Wassermeiers ist der Oberbote getreten. Schultheiß, Oberbote und Mesner haben den Ehrendienst beim Abt, wenn er ein feierliches Hochamt hält, sie tragen ihm den Stuhl und breiten den Teppich. Da diese Männer, »die Fünfschezzer«, zugleich die freien Zinsleute am Dinggericht vertraten, so war also die Besetzung der Ämter von Wichtigkeit; wir verstehen daher, warum die Gemeinde von Gengenbach am Ende des 13. Jhs. eben wegen Besetzung des Mesneramtes einen heftigen Streit mit dem Abte hatte.

Vor allem aber war natürlich die Besetzung des Schultheißenamtes, der auch Urteilfinder im Dinggericht war, ein Gegenstand des Streites. Die Frage, wer ihn einzusetzen habe, war lange im Ungewissen geblieben und dem Abte nur ein Einspruchsrecht bewahrt gewesen, bis — wie oben gesagt — Kaiser Ludwig das Recht dem Abte verlieh. Aber auch danach war es für diesen noch nicht leicht durchzusetzen. Lange Zeit waren die Herren von Swaibach im Besitz des Amtes gewesen und hatten davon sogar den Namen angenommen. Es sind wohl die im 13. und 14. Jh. erwähnten Reimboldus, Bertholdus, Johannes etc. Sie wollten von ihrem Erbrecht nicht weichen, und so kam es zur Fehde, da ein Teil der Geschlechter und des benachbarten Adels zu ihnen hielt. 1344 wurde durch Vermittelung Straßburgs und Offenburgs der Krieg beigelegt. Gegen eine bedeutende Abstandssumme verzichteten die Swaibachs auf ihr Recht wie auch darauf, ein Pförtchen in der Mauer zu haben, durch das sie Bewaffnete einlassen konnten. Doch sagte ihnen der Abt zu, daß er ihnen Gnade tun wolle am Schultheißenamt, jedoch ohne dauernde Verpflichtung, und so finden wir denn auch wieder 1361 »Johannes Sweipach« als Schultheiß, später aber auch andere Mitglieder des Gengenbacher Patriziates.

Was die Zwölfer betrifft, so haben sie das Recht, sich selber zu ergänzen, sei es aus dem Jungen Rat, sei es aus der Bürgerschaft. In letzterem Fall muß das neue Mitglied zugleich den Ratsherren- und den Zwölfereid schwören. »Gegen das Reich und die Pfandherren hatte das Kollegium nur die Verpflichtung, ihnen die Gerichtsfälle, soweit sie ihnen zustehen, einzusammeln. Als Pfleger von des Reichs wegen hatten sie in der Stadt einen freien Sitz; sie waren völlig steuerfrei« und als derartig bevorrechtete Korporation hielten sie nach außen hin streng zusammen.

In ihrer Selbstverwaltung waren also die Gemeinde und ihr Gericht nirgends beeinträchtigt; auch das Recht der Steuererhebung stand ihnen zu. Als Bürger der Stadt standen sie nur unter dem Reiche oder dem Pfandherrn. Da sie aber vom Kloster herrührende Allmende genossen, so mußten sie im allgemeinen Dinggericht erscheinen. Für Abänderung eines Rechtes war nur bei den Gotteshausleuten die Zustimmung des Abtes nötig, die freie Gemeinde stand nur unter dem Vertreter des Reiches.

Die Befugnisse des Reiches waren seit der Mitte des 14. Jhs. (s. oben) an Pfandherren übergegangen, diese übernahmen dieselben Verpflichtungen wie die einzelnen Vögte. Sie hatten die Zwölfersprüche anzuerkennen, die völlig unabhängige Gerichtsbarkeit der Städte zu gewährleisten, ebenso ihren Besitz an Wäldern und Wassern, sie mußten versprechen, nicht gegen den Willen der Bürgerschaft neue Gebäude aufzuführen, neue Bewohner anzunehmen sowie die Juden bei ihrem Rechte zu erhalten. Als Gegenleistung wird der Bezug der Reichssteuer, in Gengenbach 40 Mark Silber, bestimmt.

1351 schwor Bischof Bernhard von Straßburg, diese Verpflichtungen zu halten; trotzdem suchte das Bistum begreiflicherweise seine Gerechtsame auszudehnen. Und richtig erlangte es auch 1358 ein Privileg des Kaisers, daß alle Pfandstädte außer dem Reichshofgerichte nur dem Gerichte des Bischofs unterstehen sollten. Mit dieser Feststellung der richterlichen Autorität wären die Reichsstädte allmählich zu einfachen Landstädten herabgesunken. Damals aber war Abt des Klosters Lambert de Burn, eine hervorragende Persönlichkeit in Wollen und Taten. Wie er in den Beziehungen des Klosters zur Stadt in gerechter Weise für diese sorgte, so jetzt für ihre Selbständigkeit. Er wußte eine neue Entscheidung herbeizuführen, Karl IV. erteilte das große Privileg von 1366, das die alten Freiheiten sicherte: Die Städte sollen, so oft sie versetzt oder verpfändet sind, das Recht genießen, daß die Zwölf des Alten Rats sagen dürfen, was der Stadt Freiheit sei; außer dem Reichshofgericht sollen die Bürger nur dem Zwölfergericht unterstehen etc. In einer glänzenden Versammlung von Fürsten und Edlen bestätigte der Kaiser diese Urkunde, in der die Städte die Grundlage ihrer Reichsfreiheit sahen. Sie haben sich dieselbe in den kommenden Jahrhunderten trotz der damit verbundenen hohen Kosten immer wieder bestätigen lassen, Gengenbach allein im 15. Jh. zehnmal.

Vor allem aber vereinbarten sich die drei Städte zu einer gemeinsamen Auslegung ihrer Verpflichtungen, zu einem treuen Zusammenhalten im Schutz ihrer Rechte. Es existiert noch eine Aufzeichnung aus dem 14. Jh. darüber.

Unter gewissen Bedingungen stand bei Fehden des Pfandherrn seinen Truppen der Zutritt in die Städte offen, was natürlich nicht gerade angenehm empfunden wurde. Als nun die doppelte Pfandherrschaft eintrat, gelang es den Städten, völlige Neutralität zu erreichen. Überhaupt gestattete ihnen dies Doppelverhältnis die Politik, immer einen Pfandherrn gegen den anderen auszuspielen. Und auf der Hut waren sie vor Beeinträchtigung ihrer verbrieften Rechte und wußten insbesondere alle Eingriffe in ihre Gerichtsbarkeit abzulehnen.

In der geschilderten Richtung etwa bewegte sich die äußere Politik der Stadt während des Mittelalters; im Innern waren es die Kämpfe gegen den sozialen und wirtschaftlichen Druck des Klosters, die den Inhalt seiner Geschichte ausmachten. In dem Weistum von 1275 waren die Berechtigungen des Klosters, das ja der Grundherr war,

festgestellt. Sie waren groß genug. »Der Leibfall wird von jedem Freien oder Unfreien, der von des Gotteshauses Gut etwas innehat, unterschiedslos erhoben, auch der Fremde, der Jahr und Tag zwischen diesen Zielen bleibt, ohne nachfolgenden Vogt, wird zum Gotteshausmann, und wen auf der Durchreise der Tod ereilt, von dessen Habe wird der Fall oder, wenn sich kein Erbe meldet, diese selber für Abt und Kastvogt in Beschlag genommen.« Dazu war noch ein besonderer Güterfall eingerichtet worden, der besonders lästig wurde: von jedem Stücke Gut, ob es unter die alten oder die neuen Güter gezählt werde, ob es viel oder wenig sei, gebührt je ein Fall dem Kloster. Bei jedem Wechsel des Gutes wurde wieder das Obereigentum geltend gemacht; bei jeder neuen Leihe mußten die Erschätze entrichtet werden. Man kann sich vorstellen, wie erbitternd das wirkte, da man doch schließlich ja das ursprüngliche Klosterlehen als Eigenes betrachtete.

Gewaltig waren auch die Anrechte des Klosters als Grundherr an Wald und Wasser. Fischfang und Benutzung des Wassers in den Bächen in dem ganzen Gebiete (von Haslach etwa bis Staufenberg etc.) waren von dem Willen des Abtes abhängig, in der Kinzig waren ihm alle großen »bännigen« Fische zugesprochen. Ähnlich groß auch die Berechtigung des Klosters in den Forsten.[1]) Wie mußten sich Bürger und Bauern in ihrem wirtschaftlichen Vorwärtsdrang gehemmt fühlen!

Aber es sollte noch schlimmer werden! In den Kämpfen Ludwigs des Bayern wußte das Kloster von diesem, der die Anhängerschaft desselben belohnen und sich sichern wollte, neue Privilegien zu erhalten. Die Gebundenheit des Landvolkes, die Obrigkeit des Klosters wurde darin mit einer für die Folge verhängnisvollen Schärfe betont. Das alte, 1275 nicht erwähnte Anrecht auf zwei Drittel des Allmendgenusses erscheint jetzt wieder, und die Gemeinden werden in der Verwertung der Allmende von dem Willen des Klosters abhängig gemacht. Der Leibeigene, wo er sitzen mag, soll doch überall dem Kloster vom Leibe fallbar bleiben. »Wo Ungenossen einander freien, Mann oder Frau, da zieht das Kloster ohne weiteres zwei Drittel ihrer Habe ein.«[2]) Außerordentlich spitzfindig wurde die Fallpflichtigkeit ausgedeutet. Sollte doch der Bauer, wenn er in gefährliche Krankheit fiel, kein Vieh mehr verkaufen dürfen! Und hat er es doch getan, etwa gar das Besthaupt, so mußten die Erben es einlösen auf ihre Kosten. Auch wenn er nur Anteil an Vieh hatte, ein Drittel oder ein Viertel, so mußte auch hiervon der Fall gereicht werden. Haben die Erben aber nicht das Beste gegeben, dann ist das Gegebene verloren und das Besthaupt noch dazu. Man stelle sich die Erbitterung vor und denke sich den kleinen Umfang des Städtchens; mit welchem Haß mögen manche Bürger die nahen Klostermauern betrachtet haben.

Zunächst zwar ließen sich die Dinge noch günstiger an. Denn auf dem Abtsstuhle saß eben jener Lambert de Burn, der Gengenbach seine Kaiserprivilegien erwirkt hatte. Möglich, daß er selbst aus der Gegend stammte, aus dem Geschlecht der Burne, von denen gerade damals (1363) einer, Wilhelm, das Schultheißenamt bekleidete.[3]) Er hat auch hier nicht nur als rechtlicher, sondern auch als politisch weitdenkender Mann den Weg der Mäßigung eingeschlagen und mit dem Rat einen Vertrag geschlossen, »in dem das Kloster auf die zwei Drittel der Nutzung und des Geldes aus den Allmenden verzichtete

[1]) Gothein a. a. O. S. 236.

[2]) Gothein a. a. O. S. 237.

[3]) Gotheins Vermutung. Gewöhnlich nimmt man an, daß er aus dem elsäß. Geschlecht von Niederbronn stammt.

oder vielmehr den Anspruch in die jährliche Abgabe eines kleinen Florentiner Guldens und einen geringfügigen Erschatz umwandelte, sowie die Forsthoheit der Stadt, Wälder in Bann zu schlagen, anerkannte«. Noch im 18. Jh. hat der Prior Dornblüth ihm das nicht vergessen und eine bissige Notiz darüber in der Klosterchronik gemacht.

Wie wir es in Offenburg sehen werden, so begann nun auch Gengenbach eine aktive Ausbürgerpolitik, die aber hier unendlich stürmischer verlief, denn man versuchte es hier, hörige und freie Gemeinden ganz mit sich zu verschmelzen, d. h. also, man beschränkte sich nicht auf die Aufnahme als Ausbürger. So inkorporierten sich die Ohlspacher 1402 der Stadt; sie verbanden sich zu einer Zunft, wie das auch andere Vogteien schon getan hatten, gelobten Meister und Rat Gehorsam; ihr Dorfeigentum behielten sie als Zunfteigentum weiter. Die Zünfte nämlich waren — worauf diese Notiz weist — in Gengenbach zum Regiment gekommen, wie es scheint, nicht ohne Gewaltsamkeit. Dieser Zunftverfassung aber war keine lange Dauer beschieden. Der Schultheiß und der bisherige Rat wollten die Veränderung nicht anerkennen und wandten sich an den Inhaber der Reichsvogtei um Entscheidung. Und diese erfolgte in den Zünftlern ungünstigem Sinne, die alte aristokratische Verfassung der Zwölfer kam wieder in Geltung, der Junge Rat war daneben gänzlich unbedeutend. Sogar das Amt des Stättmeisters wurde abgeschafft.

Nach der Niederwerfung dieser populären Bewegung wurden die Beziehungen zum Kloster Gengenbach immer drückender. In diesem hatte zudem, wenige Jahre nach Lamberts Tode, die Tendenz gesiegt, nur noch Adelige aufzunehmen: es wurde so recht das Spital des Ortenauer Adels. Und so wurden die Rechte des Klosters nur als Bedrückungen des Adels empfunden. Das Dinggericht verschwand und an seine Stelle trat das Mannengericht. In diesem konnte noch der Gengenbacher Schultheiß die Rechte der Stadt und der Bürger vertreten. Als dem Abt das aber unbequem wurde, da berief er den Schultheiß nicht mehr zu diesem Gerichte ein; die Pfandherren entschieden, daß er ihn wohl berufen müsse, daß derselbe aber nur seine Stadt, nicht private Händel vertreten dürfe. Dazu kamen Waldstreitigkeiten ernster Art. Das Nutzungsrecht der Bürger war auf ein Minimum eingeschränkt, und noch eifersüchtiger hielt das Kloster bei den Gewässern sein Eigentum aufrecht,[1]) auch die neu entstandenen Wasserwege fielen dem Abte zu. Ungerecht vor allem aber war es, wie das Kloster die Fallpflicht ausdehnte. Es hatte i. J. 1424 von dem Landvogt Bernhard von Eberstein eine Bestimmung erwirkt, »wonach alle und jegliche Einwohner zu Gengenbach und in der Grafschaft als solche vom Leibe fallpflichtig seien, während bisher doch immer diese Verpflichtung vom Besitz der Güter abhängig war. Der Güterfall ward zugleich wiederum dahin bestimmt, daß so viel Güterstücke jemand vom Kloster besitze, er auch so viel Fälle zu entrichten habe«.[2]) Das führte denn zu den unleidlichsten Bedrückungen. Endlich forderte der Abt auch noch den Zinspfennig. Dagegen erreichten die Bürger wenigstens, daß er dem Abt nur von seinen Eigenleuten zugesprochen wurde, aber »es möchte sich dem Kloster zu eigen geben, wer nur immer wolle«. Und ganz besonders lästig war auch, daß der Abt seine Eigenleute den städtischen Verpflichtungen und Obrigkeiten entzog. Dazu kam noch die überaus drückende Weise, in der der Zehnte erhoben

[1]) Gothein a. a. O. S. 246.

[2]) Ebenda S. 247.

wurde, so daß der Zinsmeister des Klosters eine gefürchtete Person war. Ging man doch mit solch raffinierter Spitzfindigkeit vor, daß der Bauer sich mit seinem Viehstand und Mobiliar in äußerster Unsicherheit befand. Die Pachtzinse der meist dem Abt gehörigen Reben um Gengenbach wurden auf die unvernünftigste Weise in die Höhe getrieben.

Kurz, der Druck war unerträglich, und der offensichtliche Beweis für denselben lag in dem Rückgang der Bevölkerung. Viele Häuser standen in Gengenbach leer und verfielen. 1484 hören wir, daß »allein in den letzten Jahren zwölf Bauernhöfe durch Schuld der unerbittlichen Zinsmeister abgegangen seien und wüst ständen«. Der im Kloster vertretene Adel hatte begonnen, die Gegend auf das schamloseste auszusaugen.

Am Ende des 15. Jhs. wehte ein frischer Wind durch die deutschen Lande. Der vielversprechende Maximilian bestieg den Thron, und an ihn wanden sich denn auch sofort die Ortenauer Reichsstädte. Er ordnete zunächst an, daß alle, auf deren Hofstätten ehemals Häuser gestanden, diese wieder aufbauen müßten, welche Weisung sich vor allem gegen das Kloster kehrte. Ganz besonders scharf aber ging er 1495 auf dem Reichstag von Worms gegen dieses vor. Er befahl, den Bürgern sofort die Haupt- und Leibfälle zu erlassen, sie in den Gebrauch der Fischwasser einzusetzen, die öden Hofstätten binnen Monatsfrist aufzubauen; auch stellte er das Bürgermeisteramt wieder her. Es wurden nun wieder zwei Stättmeister gewählt, einer aus dem Alten und einer aus dem Neuen Rat, als Vertreter der Selbstverwaltung der Gemeinde.

Nun galt es, das Erreichte durchzusetzen; es kam zu Prozessen und zu Tagsatzungen 1496 unter dem Vorsitz der Pfandherren, die jetzt unter dem Einfluß des Kaisers den Städten geneigt waren. Die Leibfälle wurden aufgehoben, die Unrechtmäßigkeit des Zinspfennigs erklärt, die Güterfälle blieben, aber es wurde eine Norm für billiges Eintreiben, gerechten Anschlag, Erlaß je eines Viertels festgesetzt.

Der Kaiser hatte Gelegenheit, sich noch weiterhin mit den Angelegenheiten der Ortenau zu beschäftigen. Nach der Niederlage der Kurpfalz im Landshuter Erbfolgekriege und nachdem Maximilian selbst vor Ortenberg gezogen war, mußte Kurfürst Philipp die Reichspfandschaft Ortenau abtreten. Die Städte hatten den Kaiser kräftig unterstützt, und dankbar forderte er 1504 die Zwölferkollegien der drei Städte auf, alle Rechte durch Spruch festzustellen. Das geschah, und so wurde auch der Anspruch des Straßburger Bischofs als Pfandherrn auf seinen Anteil an der Reichssteuer eingeschränkt. Auch als nach der Verpfändung der Landvogtei an den Fürstenberg dieser gegen manche Rechte der Städte vorstellig wurde, hatte er bei dem Kaiser keinen Erfolg.

Bei diesen seinen Aufenthalten in der Ortenau hatte Maximilian verschiedentlich in Gengenbach gewohnt, und zwar im Kloster. Der hochgebildete Abt Philipp von Eselsberg erfreute sich seiner Gunst. Und so glaubte auch das Kloster manches erreichen zu können. Wieder griff Maximilian persönlich ein und ernannte 1507 zu Hagenau eine Kommission zur Schlichtung aller Streitpunkte. Diese entschied gegen eine Ablösungssumme von 1100 fl. an das Kloster für alle Bürger der Stadt und für alle, die in deren Kirchspiel, Gebiet oder Gerichtszwang wohnten, völlige Ablösung von der Leibeigenschaft, kein Leib- oder Todfall solle mehr gestattet werden. Die Erschätze wurden geregelt; der Güterfall wesentlich erleichtert, das Recht des Klosters auf Fischwasser wurde dagegen formell anerkannt. Nur die Städte, hier nur Gengenbach für seine Bürger und Bauern, hatten das aber erreicht. Für alle anderen, welche zwischen Schwigenstein

und Velletürlein wohnten, wurde bestimmt, daß sie Gotteshausleute seien; der Grundsatz, daß hier die Luft unfrei mache, wurde mit aller Strenge durchgeführt. Alle geschilderten Bedrückungen blieben auf den nicht zur Stadt Gehörigen liegen. Und so war denn der Zündstoff gegeben, der bald zu hellem Brand werden sollte. »Alles drängte,« wie Gothein sagt, »der großen Katastrophe des deutschen Bauernkrieges zu.«

Als die Stürme des Bauernkrieges über die oberrheinischen Lande dahinbrausten, da blieben die drei Reichsstädte von ihren schlimmen Wirkungen ziemlich verschont. Ihre Verfassung, in der Bürger und Bauern mit genügenden Berechtigungen zusammengefaßt waren, bot Gelegenheit zu friedlichen Auseinandersetzungen; bereits seit einem Jahrhundert war der Kampf um wirtschaftliche und soziale Erleichterungen hier auf gesetzlichem Wege geführt worden. Die Städte schlossen sich nicht den Aufständischen an, aber sie besaßen ihr Vertrauen wie das der Obrigkeiten, sie konnten deshalb in günstiger Weise vermitteln und so kam mit ihrer Beihilfe die Acherner Abrede zu stande und der Ortenauer Vertrag zu Renchen, womit der Aufstand glücklich beendigt wurde. Auch das Kloster blieb verschont, da es (s. unten), allerdings nur mit vorübergehender Wirkung, unterdes säkularisiert worden war und also kein Konvent mehr da war, gegen den sich der Zorn richten konnte. Sorgenvoll immerhin waren die Zeiten, und bei dem allgemeinen Kriegszustande sorgten Rat und Gemeinde dafür, daß jeder, vom obersten bis zum niedersten, zum Schutz der Stadt und zum Zusammenhalt bereit war.

Die Reformation hatte unterdes in Gengenbach Fortschritte gemacht und die Verteidigung der alten Richtung war ziemlich unterlegen, als die Landvogtei an Friedrich von Fürstenberg kam und damit die Rekatholisierung der Gegend begann. Zwar setzte man der Einführung des Interims zunächst Widerstand entgegen, aber auf die Dauer, zumal als die fürstenbergische Herrschaft aufhörte und die ungeteilte Pfandherrschaft an Österreich kam, war der Standpunkt nicht zu halten. In der kirchengeschichtlichen Darstellung ist des näheren auf diese Verhältnisse eingegangen wie auch auf die Geschicke des Klosters, worauf ich hier verweise.

In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. war Gengenbach wieder katholisch geworden, das Kloster als bürgerliches Kloster wiederhergestellt. Und nun begann, wenn auch lange nicht mit der Erbitterung und der Schärfe früherer Zeiten, der alte Streit um die Privilegien. Er füllte die folgenden Jahrhunderte aus, ohne aber zu wirklichem politischen Leben zu verhelfen. Dem allgemeinen Rückgang politischen und geistigen Lebens in Deutschland unterlagen natürlich vor allem auch die drei kleinen Städte, deren Reichsfreiheit übrigens noch nicht über allen Zweifel erhaben war. Der österreichische Landvogt versuchte Übergriffe, so kam es 1566 zu Zwistigkeiten und es weigerten sich 1572 die Städte, die Reichs- und Türkensteuern auszuzahlen. Damals schlossen sie zur Verteidigung ihrer Rechte einen geheimen Bund, der 1614 erneuert und öffentlich wurde. Die Differenzen mit Österreich waren schon 1590 beigelegt worden, aber nun verdüsterte sich der politische Horizont immer mehr, der Dreißigjährige Krieg brach aus: die Städte schlossen sich immer enger aneinander, um nicht auf das Niveau einer vorderösterreichischen Landstadt herabgedrückt zu werden. Offenburg wehrte sich zunächst noch mit Erfolg gegen die Einlegung einer Besatzung, Gengenbach hatte sich freilich eine solche gefallen lassen müssen und ward 1622 sogar zum Hauptquartier. Die Kaiserlichen hausten wie überall so auch hier übel, und die Stadt litt vielfach unter den verschiedenen herumziehenden Heereskörpern. Abt und Konvent waren über den Schwarz-

wald geflüchtet. Das größte Verderben aber brachte das Jahr 1643, als im Spätjahr die Armee Bernhard von Weimars die Stadt in Brand setzte. Der Konventuale Feinlin hat uns darüber folgenden anschaulichen Bericht hinterlassen: [1])

»Den 2. Sonntag in der Fasten, als den 1. Martii a. 1643, als man den Gottesdienst anfangen wollte, hat sich eine von der Weimarischen Armee reitende Partie vor der Stadt allhier sehen lassen. Weilen dann aber der Obrist-Lieutenant Byßinger mit 100 oder mehr Pferden allhier angelangt, also ist er auf sie losgegangen, dieselben bis nacher Haßlach in die Flucht gejagt, allwo schon über 500 Weimarische gelegen, welche plötzlich wider Hrn. Byßinger und Hrn. Jakob Großen, Rittmeistern von Offenburg, einen Ausfall gethan, etwelche ihrer Soldaten niedergehauen und gefangen bekommen und gleich morgens frühe, als beide Hrn. Obrist-Lieutenant und Rittmeister sich noch allhier, ist von den Weimarischen unversehens angekommen Hr. Obrist Roßwurm mit 1000 Kommandirten Reitern, welche das Städtlein umringt, also daß bemelte 2 kaiserliche Offizier sich kümmerlich mit der Flucht salvirt und der ihrigen etwelche in der Flucht verloren haben. Worauf dann Gengenbach aufgefordert worden, mit Versprechen hiesige Soldaten, deren 70 Mann sammt einem Lieutenant Michael Schöffel aus Offenburg, Schauenburgischen Regiments, allhier gewesen, solche frei und sicher nach Offenburg convoyren zu lassen. Weilen ihnen aber die Uebergabe des Orts abgeschlagen worden und man allhier der Hoffnung war, es sollte die ganze feindliche Armee nit anlangen, so ist doch wider Vermuthen Dienstag den 3. Martii Hr. General Comte de Guebriant mit der ganzen Armee angelangt und alsbald, weil der Kommandant nicht gleich auf Diskretion ergeben wollte, die Stadt mit Stucken beschießen lassen, doch auch inzwischen einen Serganten unter dem Namen eines Fähndrichs hereingeschickt, mit der Condition, das man den Fähndrich von hier hinausschicke, welches, nachdem es geschehen und kein Vergleich wegen Versicherung der Soldaten, Pardon und Convoyrung naher Offenburg hat können getroffen werden, als ließe der schwedische General seinen Serganten wiederum abfordern, welcher, nachdem er über den Schutzgatter hinausgekommen, ist unser Fähndrich (welcher gleichfalls hereingewollt) von ihnen wiederum zuruckgenommen worden, mit Bedrohung, wenn sich jetzt der Commandant nit ergeben wollte, solle alsbald dem Fähndrich das Leben genommen und nach Eroberung der Commandant aufgehenkt werden. Weil man bei solcher Gestalt der Sachen nicht wußte, was zu thun wäre, und die armen Pfarrkinder nit in die höchste Gefahr gerathen und mit sammt dem Fähndrich das Leben lassen müßten, bin ich P. Leonhard Feinlein und Hr. Martinus Pistorius des jüngeren Raths allhier hinausgegangen und mit einem gethanen Fußfall bei dem Hrn. General um Barmherzigkeit und Verschonung der armen Pfarrkinder, welche damalen alle in der Klosterkirch sich versammelt, gebeten. Dann nichts Gewißers zu erwarten war, als der äußerste Untergang, massen der Klosterthurm und die Mauren durch starkes schießen schon etliche Löcher bekommen. Worauf wir von Hrn. General die Antwort bekommen: Sofern der Lieutenant sich nit in einer Viertelstund ergeben werde, soll ein Exempel statuirt werden, dergleichen nit viel erhört worden, daß auch sogar dem Kind im Mutterleib nicht verschont werden solle. Darauf nach geschehener Relation hat Hr. Lieutenant sich zu ergeben anerboten, woferne ihm und allen bei ihm habenden Soldaten Versicherung des Lebens und daß sie nit ausgeplündert werden sollten, zugesagt würde. Welches dann Hr. General versprochen und man darauf die Porten ihnen eröffnet und die darin gewesenen Soldaten sich haben müssen unterhalten lassen, ist also der Accord schlecht gehalten worden. Darauf Hr. General Feldzeugmeister, ein geborner Herzog v. Württemberg, wie auch Hr. Obrist Lüzau, Hr. Gen. Schönbech das Quartier im Kloster genommen und alles Gute sich anerboten. Aber als des anderen Tages Mittwoch d. 4. Martii obige Herren abgereist, ist der Einfall von rohischen schottischen und fläschmarischen (?) Soldaten in das Kloster geschehen, alles ausgeplündert, zerschlagen und verderbt worden, auch in der Kirch Kelch, Alben, Altartücher u. s. w. genommen, doch von Hrn. Rittmeister Rattschein mir in die Kirche ein Kelch wieder restituirt worden und der Räuber von ihm hart bleßirt worden, andere Insolenzien zu geschweigen. Nach diesem Ruine sind obgemelte Regimenter allhier 3 Monat verblieben ohne weitere Beleidigung derer, so bei ihnen gebliben. Anno 1643 d. 29. Maii ist diese weimarische Armee hinweggezogen, an welchem Tag sie die 3 Stadtthor verbrennt, 2 Thürm, als den hinter unserem Chor und den in dem Eck unsres Conventgarten, unterminirt und in die Luft gesprengt und 2 andere,

[1]) FDA. XVI, S. 172.

als nämlich den Thurm auf dem oberen Thor und an der Stadtmauer, allwo das Wasser in das Kloster lauft, verbrannt. Was für Angst dermalen unter den Leuten gewesen, mag jeder errachten der in dergleichen Noth und Gefahr gewesen. Nach diesem Abzug seind die armen Pfarrkinder, so hin und wieder zerstreut waren, widerum naher Haus gekommen, sind aber nit länger als auf den Sonntag d. 26. Julii sicher gewesen, da dann abermal ein Geschrei erschollen, ob sollt die ganze weimarische Armee widerum anhero kommen, worauf dann Jedermann aus Furcht die Flucht genommen, das Kloster und die Stadt dergestalt verlassen, daß nit ein einziger Mensch darin verbliben. Daher Alles von dem Feind dermassen verderbt worden, daß es kaum zu beschreiben, sonderlich in dem Kloster, da alle Dächer verderbt, alle Fäßer in den Kelleren, alle Tisch, Bänk, Trög, Stühl, Bettladen, Thüren, alle Läden, Getäfer, Bretter, verbrennt, die Better ausgeschüttet und Oefen, Fenster zerschlagen, die Reliquien mit Füßen getreten, das Sacrarium spoliert, die Monstranz zerbrochen, sonderlich Alles, was zum Gottesdienste in der Pfarrkirch gehörig, ein groß silbernes Ciborium, ein vergoldte Paten, kurz Alles so leer ausgeraubt, daß zu Haltung des Gottesdienstes nit das Geringste übrig geblieben. Nach welchem gänzlichen Ruin sie den letzten Augst widerum hinweg über den Rhein in das Elsaß gezogen. Worauf dann die armen Pfarrkinder sich Jeder wiederum heim begeben, ein Jeder seine Wohnung so gut er konnte wieder zugericht und mit saurem Schweiß seine Nahrung zu suchen angefangen, der tröstlichen Hoffnung, es werde nunmehr dieses gottlose Volk an diesen Ort nit mehr kommen. Aber leider, da man wieder am sichersten zu sein vermeinte, sind gemelte Truppen, so einen starken Succurs aus Frankreich von dem Duc d'Anguin unter dem Kommando des Hrn. Generals Ranzau bekommen, den 1. Tag Nov. wiederum über den Rhein gekommen. Dahero dann zum 3. mal meine Pfarrkinder in das Elend sich begeben, außer etlich wenigen, so bei mir allhier geblieben, der Hoffnung, es werden diese Völker wegen des äußersten Ruins an diesem Ort nit mehr verlangen, sondern den Weg anderstwohin nehmen. Als derohalben unserer wenige zwischen Furcht und Hoffnung allhier verblieben, sind sie den 4. Nov. ohnversehener Weis hereingefallen, Alles was wiederum an Roß und Vieh vorhanden gewesen, mitgenommen, Geistliche und Weltliche ausgeplündert, ausgezogen, geschlagen, verwundet, und dermaßen mit uns umgegangen, daß es einen Türken hätte erbarmen sollen, auch der Kirchen nicht verschonet, sondern ärger als vormal gehauset, die Altär zerschmetteret, alle Stühle verbrennt, endlich auch die Stadt angezündt, das Rathhaus sammt 9 oder mehr anderen Häuseren verbrennt und noch in etlichen Feuer eingelegt, daß also, wann ich unwürdiger Pfarrer, Peter Hauser und Jakob Bruder mit etlichen Weibern, so gelöscht, nit so ernstlich gearbeitet hätten, die ganze Stadt sammt dem Kloster wäre eingeäschert worden.«

Und kaum hatte sich die Gegend von den Folgen dieses fürchterlichen Krieges zu erholen angefangen, als sie wieder zum Schauplatz schwerer Kämpfe wurde in den Verwüstungskriegen Ludwigs XIV. Am 9. September 1689 ist Offenburg zerstört worden, zwei Tage vorher schon traf das Schicksal die Schwesterstadt Gengenbach. Auch darüber wird in den Protokollen berichtet:

A. 1689, nachdem die französische Armee unter dem Kommando des Marschall de Duras unterhalb bei Offenburg gestanden und vom König vorher die Ordre eingelaufen, daß alle, die von der Pfalz am Rhein herauf bis gegen Straßburg auf 6 Stund weit gelegene Ort und Städt, so mit Mauren umgeben, sollen verbrannt werden, als ist von ermeldter Armee ein Detaschement den 7. Septbr. Morgen um 10 Uhr in 6 Esquadrons an der Kinzig und etliche Bataillon bei der Pfarrkirch zu stehen kommen. Da man nun solchen Anmarsch von dem Thurm gesehen, sind mehrentheils Herren, Frauen und Kinder zum oberen Thor hinausgeflohen. Darauf ein Trompeter zum Thor gekommen, begehrend man soll die Thore öffnen. Die Burgerschaft aber mit viel hereingeflüchteten Bauren schlugen es ab, gab bald darauf aus Doppelhacken Feuer auf den Feind. Das Fußvolk ließe sich auch vom Kirchhof heraussehen. Darauf die Bürger mit Flinten feuerten und etwelche todt schossen. Und weilen auf dem Bergle bei der Wallfahrt auch Bürger und Bauren aus Norderach und Hammersbach waren, darbei sich ein Lieutenant und 15 Musquetiers befunden, als haben die Franzosen von der Infanterie etliche 100 Mann über den Stollen beorderet, so durch den Schweiggraben bei der Mühle herauskommen und in die Häuser in Oberdorf sich begeben, oben

zu den Dächern hinaus gegen sie geschoßen, wodurch gleich ein Bauer aus dem Hammersbach bleßirt worden. Dargegen man auch hinunter gegen sie tapfer gefeuert, da hingegen die anderen an verschiedenen Orten angefangen den Berg hinauf zu kommen, auf welche unsere Leute gut Feuer gaben. Allein, als man die Gewalt gesehen, sind diese Leut, da sie keine Brustwehr vor sich hatten, zuruck in die Reben gesprungen und sich mit der Flucht auf den anderen Berg salvirt. Die in der Stadt hielten sich bis 7 Uhr Abends, in der Hoffnung der von Teutschen zu Wolfach vertröste Sukkurs. Als aber nichts erfolgt, hat man mit dem Capitain de Vilars, so vorigen Winter hier im Quartier lag, von den Mauren hinunter accordirt, daß den Einwohnern am Leben nichts geschehen soll, so auch sancte gehalten worden. Anbei war von dem Feind befohlen, daß männiglich sich in die Klosterkirch begebe. Worauf die Franzosen hereinmarschirt und genommen, was ihnen gefallen. Morgen darauf um 6 Uhr, als die Leut aus der Kirch und Stadt mit den Soldaten herausgezogen waren, haben sie alle Gebäu sammt dem Kloster und der Kirchen völlig abgebrannt, daß nit ein einziges Häusle in der Stadt stehen geblieben. Auch sogar die Pfarrkirch außer der Stadt ist zerstört worden. Die Häuser aber in den Vorstädten und Oberdorf sind stehen geblieben. Die Leut aus der Kirche haben sie mit sich nacher Offenburg geschleppt, endlich allda laufen lassen. In der Stadt haben einige Herren zuvor das Beste geflehnet, andere aber haben zu wohl getrawt und Alles verlohren. In dem Kloster sind die Scheuren mit Garben und die Keller, mit vielem Wein angefüllt, völlig zu Grund gegangen neben sehr vielen Mobilien, absonderlich die extraordinari schöne und kostbare große Orgel. Das Glück war noch, daß man die Glocken, die Kanzlei und Bibliothek salvirt hat. Der Schaden, so das Gotteshaus durch diesen Brand erlitten, wird, laut dem schwäbischen Kreis eingereichter Spezifikation, über 100 000 fl. geschätzt. Acht Tag darauf ist die Stadt Offenburg und Oberkirch auch so verbrennt worden. Ohnerachtet dieses grausamen Schadens, haben die Franzosen gleich Anfangs des 1690. Jahrs an das Gotteshaus wiederum die Ordinari Contribution per 2000 Livres angesetzt, so auch hat müssen nebst anderen furage praestandis geliefert werden.

Da in diesen Kriegen sich die Wichtigkeit der Ortenau klar herausgestellt hatte, so lag es im Interesse Österreichs, die Landvogtei nur in zuverlässige Hände gelangen zu lassen. So lehnte man daher den Vorschlag des Markgrafen Leopold Wilhelm, die Landvogtei gegen Güter in Böhmen einzutauschen, ab, ganz besonders aber mußte man den Bischof Franz Egon von Straßburg verhindern, hier Fuß zu fassen. Endlich erhielt Markgraf Ludwig Wilhelm die Landvogtei, der Türkenlouis, dem man die Fähigkeit zutraute, sie sicher zu schützen, und so blieb sie bei Baden-Baden, bis das Haus ausstarb. Dann zog Österreich die Ortenau wieder an sich. Die Städte dehnten darauf ihren Bund dahin aus, daß sie auch alle Zwistigkeiten zwischen Magistraten und Gemeinden untereinander schlichten wollten. Es kam darüber zu einem neuen Prozeß vor dem Reichskammergericht.

Dieses war ja auch für die geringfügigsten Streitigkeiten die oberste, in vielen Fällen überhaupt die erste Instanz. Bei der vielberufenen Langsamkeit seines Verfahrens wurde dieser ursprüngliche Vorteil ihrer Reichsunmittelbarkeit den Städten bald lästig, und oft wandten sich die Untertanen an die Gerichte der Landvogtei. Zwar erlangten die Obrigkeiten der Landstädte noch einmal 1778 auf die Klage ihrer Untertanen den Bescheid, daß sie keinem anderen Gerichte als dem Kammergerichte unterworfen seien, aber, wie Gothein bemerkt, schon die Tatsache des Prozesses bewies, daß die bevorrechtete Stellung der kleinen Reichsstädte nicht nur wertlos, sondern lästig geworden war.

Auch in den inneren Zuständen finden wir den gleichen Kräfteverfall. Der alte Zwist zwischen Patriziat und Zünften, die Streitigkeiten mit dem Kloster schleppten sich immer weiter fort, immer schwebte ein und der andere Prozeß zwischen dem Kloster und der Stadt bei dem Reichskammergericht. 1612 machte der energische Abt Georg nochmals Anstrengungen, die sämtlichen verlorenen Rechte, auch den Leibfall,

wieder zu erhalten, das Mannengericht wiederherzustellen, und in letzterer Hinsicht erhielt er einen günstigen Bescheid. Dann versuchten die Bürger dem Abt vorzustellen, da aller Adel ausgestorben oder fortgezogen, solle der Schultheiß künftig aus den Bürgergeschlechtern ernannt werden; der Abt aber ernannte statt dessen einen fremden Adeligen, einen Herrn von Scheidt, der neue Unruhe in die Stadt brachte und die Bürgerschaft gegen den Rat zu organisieren suchte, bis er von einer kaiserlichen Kommission abgesetzt und zu lebenslänglicher Haft nach Ortenberg abgeführt wurde. Und so ging es weiter. Einiges hatte die Stadt erlangt; so schon 1567 die Forsthoheit in den Allmenden; 1597 hatte der Rat bezüglich des Güterfalls verlangt, er müsse endlich genau wissen, welche Güter fallbar wären, und der Abt auch die Herstellung eines genauen Urbars versprochen. Über ein derartiges Hin und Her aber kam man nicht hinaus; der kleineren Zänkereien nicht zu gedenken. Aus den oftzitierten Protokollen wissen wir, wie manches räudige Schaf unter den Klosterinsassen war, und da mag es genug Grund zur Beschwerde gegeben haben. Aber wir dürfen die Mönche in dieser Zeit allgemeiner Verwilderung nicht mit zu großen Vorwürfen belasten, denn auch in der Stadt ging es, weiß Gott, derb genug her. Vergehen gegen das sechste Gebot, Prügeleien in der Trunkenheit, Stechereien — sie waren an der Tagesordnung und beschäftigten fortwährend den Rat. Wie überall in Deutschland, brachte auch erst das 18. Jh. eine allmähliche Milderung der Sitten und stellte einen friedlichen Zustand in der Stadt her.

1718 ging man daran, unter kaiserlicher Bewilligung die Zünfte neu zu errichten. Aber die Handwerker mußten zum Bauer gehen, um Aufträge zu erhalten. Joseph II. mußte dann in einer stattlichen Urkunde der Krämerzunft bestätigen, daß die Untertanen des Gebiets nur bei Gengenbacher Krämern kaufen dürfen, bei schwerer Ahndung. Das waren die letzten Angelegenheiten von großer Wichtigkeit.

So war es Zeit, daß dieser Zustand aufhörte, und es konnte als eine Erlösung gelten, als Gengenbach 1803 badisch wurde.

Römisches

Römisches: s. Corpus inscript. Rhen. Nr. 1681. Auf dem Castelberge stand noch 1751 eine römische Votivsäule, von wo sie der Reichsprälat 1811 in den Garten der Abtei bringen ließ. Bei der Aufhebung des Klosters kam sie nach Baden und von da 1858 in die Karlsruher Sammlung (C 42, Fröhner 43). Der Schaft ist mit Blättern des Pinienapfels verziert; er steht auf einer quadratischen Basis mit jetzt beschädigter Inschrift, die ungefähr lautete:

I(ovi) O(ptimo) M(aximo)
Bœbius Baebiique filii s. v. l. (?)

Was oben auf der Säule stand, läßt sich nicht mehr bestimmen. *(W.)*

Außerdem wurden eine Anzahl Münzen hier gefunden, s. K. Bissinger, Funde röm. Münzen im Großh. Baden, Karlsruhe 1889, S. 18.

Befestigung

Über die *Befestigung* der Stadt und des Klosters liegt ein Bericht von Placidus Künstle (1700 bis 1785) vor, der teils nach Augenschein, teils nach alten Nachrichten die angeblich römische Festung, in der Tat aber die mittelalterliche beschreibt:[1])

»Die römische Festung zu Gengenbach bestund aus der Area oder dem innern Hof, oder ebenen Platze, der vermuthlich der Waffenplatz für die römischen Soldaten war. Dieser ebene Platz war in der Runde mit einer sehr hohen Mauer umgeben, die an gehörigen Orten mit

[1]) In: Deductione Ruthardiana de Fundatore Monasteriorum Schwarzach et Gengenbach; zitiert bei Kolb a. a. O. I, S. 369.

Rondellen und Bastionen versehen war: außer dieser Mauer war gegen Morgen — ein breiter Graben oder der Bach Gengenbach mit einem Schleußen; über diesem Graben der untermauerte Wall, an dessen Spitze oder Ecken runde Thürme stunden, dieser Wall erstreckte sich mit dem äußersten Graben bis an den Berg: wo dieser Wall war, sind heut zu Tage ablehns gelegene Gärten, der Graben aber ist Mattfeld oder Wiesen. Gegen Mittag war über der innern hohen Mauer ein Zwinger, welcher mit einer etwas niedrigen Mauer und außerhalb mit einem von Quadersteinen gefüterten Wassergraben umgeben gewesen; außer diesem Graben war endlich der untermauerte Wall mit seinen Thürmen, der sich mit seiner Glaßie oder ablehnenden Verdachung bis an den Kinzig-Fluß ausdehnte; jetzt sind Gärten daselbst angepflanzt. Gegen Abend war die Befestigung des Platzes die nämliche wie gegen Mittag, nämlich die innere hohe Mauer, der Zwinger, die niedere Mauer mit ihrem Graben, und der Wall mit seinen Thürmen und der Glassie. Bey Erbauung der Stadt aber ist auf dieser Seite alles geändert worden: auf die innere hohe Mauer wurden Häuser erbauet, welche den Zwinger und die niedrige Mauer bis an den Graben einnahmen. Der Graben, welcher vor Zeiten mit Quadersteinen eingeschlossen war, ist erst dieses Jahr (beyläufig um das Jahr 1720 oder 1725), nach der französischen Zerstörung vom J. 1689 der Erde gleich gemacht worden, damit diese Häuser näher mit der um den Graben herum liegenden Stadt in Verbindung kommen möchten. Gegen Mitternacht war die Festung mit eben der innern hohen Mauer, dem Graben, oder dem besagten Bache (Gengenbach), der aber einen stärkern Strom machte, dem untermauerten Wall mit Thürmen, und dem äußersten Graben, der sich wieder bis an den Berg erstreckte, umgeben. Der Berg, welcher zum dritten Theil der Festung anlag, war flach, übrigens aber war er von einem auf 2 Seiten aufsteigenden Thal, und der Burg oder Schloß, auch unten her durch die Festung eingeschlossen oder umfangen, und erhebte sich lehnend in die Höhe bis zu seinem obersten Gipfel. Von dieser Höhe war eine hohe Mauer mit Rondellen, welche aber schon längstens ausgegraben worden, den Berg herunter geführt, bis zu einem Thurm, nahe am Fuß des Berges, und dem Festungsgraben. Dieser Thurm, um der Ausfälle wegen, und die Festung mit dem Schlosse zu verbinden, hatte in dem untersten Stockwerk rechter Seite eine Thür, und eine andere linker Seits. Oberhalb hatte er auch die dritte Thür, um die wandelbare Brücke (Zugbrücke) über den Graben von dem entgegengesetzten Thurm aufzunehmen: der letztere Thurm ist noch einseitig zu sehen; der erstere aber, welcher schon lange bis auf besagtes Stockwerk zerstört worden, ist vor wenigen Jahren auf Befehl des Stadtraths ausgegraben worden.

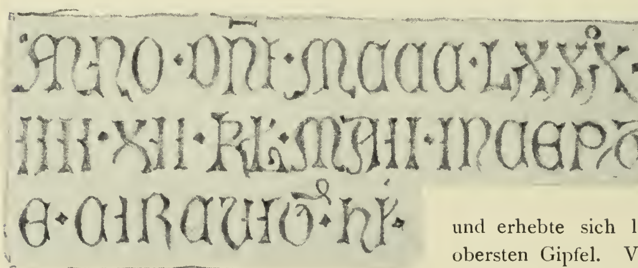


Fig. 189. Inschrift an der Mauer beim Prälatenturm in Gengenbach.

Das Castell (Schloß auf der Höhe des Berges), von welchem der Berg den Namen Castellberg hat, war ein römisches Standquartier, und mit einem Bergtempel des Jupiters geziert; nachdem aber dieses zerstört worden, so ist statt dessen eine christliche Kapelle denen heil. Jungfrauen Eimbetha und Cordula geweihet, nachgefolgt, welche noch heut zu Tage zu sehen ist.«

Von Wichtigkeit ist dann noch eine weitere Notiz Kolbs,[1]) die er wohl ebenfalls Placidus Künstle entnommen hat, daß nämlich der Bischof Heinrich von Stahleck »1240 zu Gengenbach innerhalb gegen die Häuser von dem innern Thor bis zum obern an der hohen Mauer Schwibbogen« baute »und obenher einen Gang, um das Sturmlaufen des Feindes durch die Schlitzlöcher der Mauer zu verhindern«. Letztere Begründung ist nicht recht klar; um Schießscharten kann es sich bei diesen Schlitzen kaum handeln, der Zweck war wohl überhaupt, ein Berennen der Mauer und Aufbrechen derselben

[1]) Kolb a. a. O. I, S. 368.

mit den derzeit neuesten Verteidigungsmitteln zu verhindern. Die Notiz ist wichtig, weil wir uns nach ihr wohl vorstellen dürfen, daß die Stadtbefestigung am Anfange des 13. Jhs. nicht sehr glänzend war, vielleicht nur aus einer Mauer bestand, und daß damals eine durchgreifende Verbesserung stattfand. Wir werden sehen, daß dieser einige der

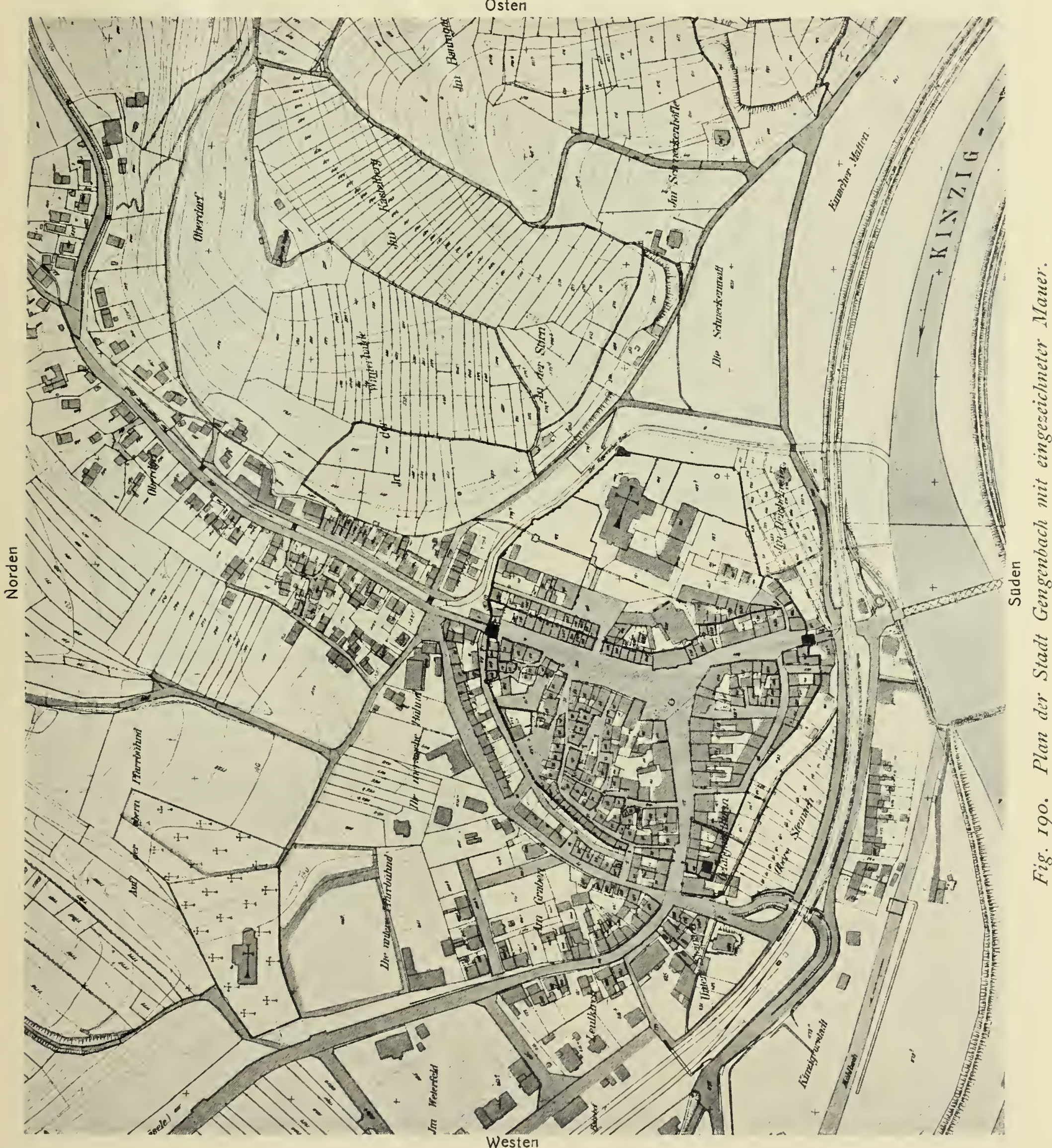


Fig. 190. Plan der Stadt Gengenbach mit eingezeichneter Mauer.

noch heute stehenden Türme wenigstens in ihren Grundmauern angehören. Anderthalb Jahrhunderte später haben aber auch diese Anlagen nicht mehr genügt, man erneuerte sie von Grund aus, so daß man glaubte von einem völligen Neubau reden zu können, wie es die in der Nähe des Prälatenturmes eingemauerte, in Fig. 189 im Faksimile wiedergegebene Inschrift beweist, die wir wohl richtig lesen dürfen: »Anno Domini 1384 XII calendas maij inceptus est circuitus huius civitatis.«

Dem Ende des 14. und dem 15. Jh. verdankte die Stadt wohl die in obiger Beschreibung Künstles wiedergegebene Anlage, welche auch heute noch in dem Plan der Stadt deutlich erkennbar ist (s. Fig. 190). Aus dem ersten Jahrtausend war gegeben das Klosterareal, der vor seinen Mauern liegende Marktplatz und die durch die Stadt durchführende Kinzigtalstraße. Die östliche Hälfte wurde von dem Kloster und seinen Gebäuden eingenommen, das durch eine einen Knick bildende Mauer, die genau an der Ostwand des heutigen Rathauses herführte, von der Stadt abgeschlossen war. Nach außen wurde es von der Fortführung der Stadtbefestigung umfaßt. Diese bestand hier nur aus einer Mauer mit einem Graben, durch den der Gengenbach strömte, dann folgte der untermauerte Wall, »an dessen Spitze oder Ecken runde Türme standen«, und dann nur im nördlichsten Teil noch ein äußerer Graben, auf den man im südöstlicheren Teil der Nähe des Berges halber verzichtete. Den Klosterbezirk durchfloß der Mühlbach von Norden nach Süden, am Ein- und Ausfluß dürfen wir besondere Schutzvorrichtungen vermuten.[1]) Eine Schleuße oder Stauvorrichtung,

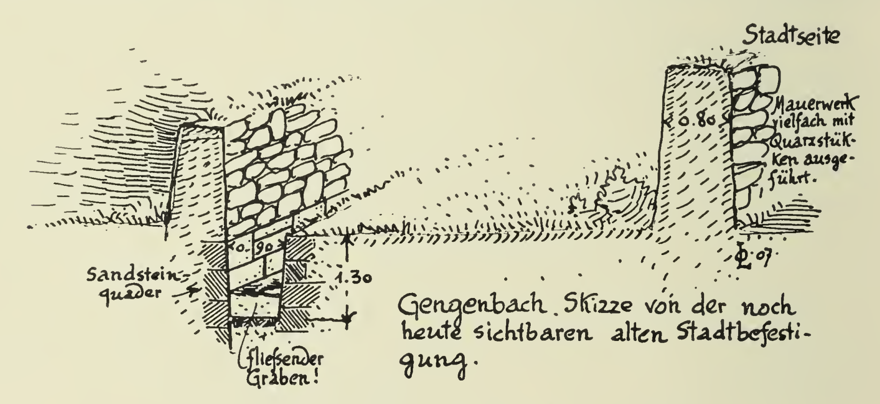


Fig. 191. Stadtbefestigung Gengenbachs im Südwesten.

da wo der Gengenbach den Graben verließ, diente dazu, denselben unter Wasser zu setzen. Gegen Süden, Westen und vermutlich auch im Norden (nur die nordöstliche Seite wird durch den Gengenbach geschützt und nur auf sie bezieht sich die Notiz Künstles über die Befestigung gegen Mitternacht) war die Stadt durch eine reichere Anlage geschützt, durch die eigentliche Mauer, den vor ihr liegenden Zwinger mit einem Rinnsal, dann folgte die Zwingermauer, welche mit einer vor ihr liegenden durch die aus Zwinger und Graben aufgehäufte Erde eine Verteidigungslinie bildete (die niedere Mauer), hierauf folgte ein Graben, der wohl aus der Kinzig gespeist wurde, und dann der Wall mit seinen Türmen und vorgelagertem Glacis. Noch heute ist im Südwesten diese Befestigung erkennbar (s. Fig. 191). — Nach Künstle scheint indes auch der über Gengenbach sich erhebende Berg mit der Einbethenkapelle befestigt und an die Stadt angegliedert gewesen zu sein, was allerdings für deren Sicherheit unerläßlich war. Und so dürfen wir ihm wohl Glauben schenken. Eine Mauer umzog ihn mit Rondellen, und unten vermittelte wohl in der Nordostecke der Zugbrückenturm über dem Einlauf des Mühlbachs die Verbindung mit der Stadt. Der Turm wurde 1643 (siehe Feinleins

[1]) Der Turm am südlichen Ausfluß ist wohl der, welcher nach Feinleins Bericht 1643 gesprengt wurde.

Bericht) verbrannt. Es scheint nach Künstle, daß man im 18. Jh. diese nun unnötig gewordene Anlage abtrug.

Von diesem geschilderten Befestigungskreis ist die ganze Anlage im Süden der Stadt in der Gestaltung des Terrains noch erhalten, auch die Reste der Zwingermauer noch zu sehen. Sie war aus Bruchsteinen mit Mörtelverband errichtet. Im Südosten und im Westen sind die Spuren verwischt, während im Norden die eigentliche Mauer selbst, vom Haigeracher Tor west- und ostwärts, noch ca. 3 m hoch gut erhalten und als Außenmauer für die hier stehenden Häuser benutzt ist. Sie besteht ebenfalls aus Bruchsteinmauerwerk, in ihrem westlichen Teil wird sie unterbrochen von einem halbrunden Turm, der nach innen offen ist, also einem Rondell, dem sogenannten Schwedenturm (s. Fig. 192). Sein oberes Stockwerk ist auf Holzbalken ein wenig vorgekragt und mit einem polygonalen Ziegeldach gedeckt. An den Resten der Mauern innen, soweit sie freistehen, sieht man noch Konsolen, die wohl für die Holzstützen des auch hier zweifellos vorhandenen Wehrgangs angebracht waren. Von den Schwibbogen, von denen die obige Notiz spricht, ist hier nichts mehr zu sehen. Etwa 2 m vor dieser Mauer finden sich die Reste einer zweiten, also wohl der Zwingermauer, in der Südseite des Hauses Nr. 17; ihre Ecke war mit Bossenquadern bekleidet. Auch die Reste einer dritten Mauer haben sich bei baulichen Arbeiten gezeigt. Die Grabenstraße, die sich in entsprechender Entfernung in der gleichen Richtung wie die Mauer herumzieht, wird, wie ihr Name sagt, dem ehemaligen Graben entsprechen. Die Mauerzüge lassen sich nach Westen verfolgen bis zum Hause Nr. 17 der Hauptstraße, das in seinem Holzwerk noch den alten Wehrgang besitzen dürfte.



Fig. 192. Stadtmauer mit Rondell, sogen. Schwedenturm in Gengenbach.

Im Südwesten, im Keller des Herrn Bühler, sind wieder Reste der früheren inneren Stadtmauer mit ihren Bossenquadern erkenntlich, 12 m westlich vor ihnen in den Westmauern des Bühlerschen Hauses die Reste der vorderen Mauer. In den hier gelegenen Gärten ist der alte Graben, die Stadtmauer und die Futtermauer des inneren Walles nachzuweisen. Am Ausfluß des Gewerbekanals wieder Spuren, hier auch — aber neu eingemauert — eine Jahreszahl 1657.

Am besten erhalten ist die östliche Mauer in dem Prälatengarten, mit einem ähnlichen Rondell wie der Schwedenturm, dem später zu einem Gartenhaus umgebauten Prälatenturm. In ihrem südlicheren Teil zeigt sie in 1,80—2 m Höhe einen Mauerabsatz, der als Wehrgang diente und 0,70 m breit ist. In 1,10 m Höhe darüber, also in normaler Brusthöhe, war die Mauer durch später zugemauerte, 1 m breite Öffnungen unterbrochen, die also bequemen Schuß gestatteten (s. Fig. 193, wo die spätere Füll-

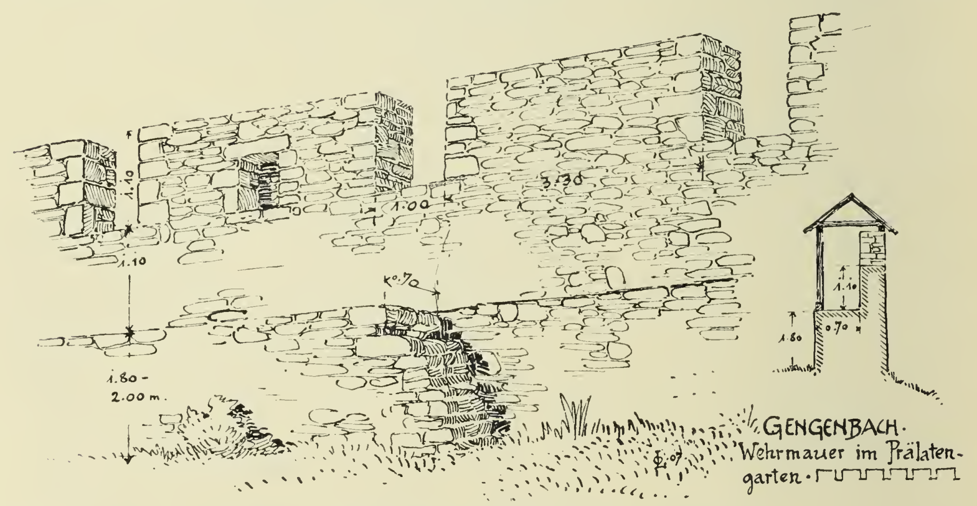


Fig. 193. Wehrmauer im Prälatengarten in Gengenbach.

mauer der Öffnungen weggelassen ist). Diesen Wehrgang haben wir uns durch ein Dach auf Holzstützen gedeckt zu denken. Anders die Vorrichtung zum gleichen Zwecke im nördlicheren Teil dieser Mauer. Hier sind ihr kräftige Pfeiler vorgelegt,[1] über denen wohl Bogen gewölbt waren, die den hölzernen Wehrgang trugen.

Prälatenturm

Der *Prälatenturm*, ein nach innen offenes Mauerrondell, aus dem gleichen Bruchsteinwerk wie die Mauer, mit einem Zeltdach gedeckt, ist im 18. Jh. durch das Einbrechen geradsturziger Fenster, durch Einziehen von Zwischendecken und einer Abschlußmauer nach innen zu einem Gartenhaus umgeändert worden. Er war 1643 unterminiert und ruiniert worden. In seinem Erdgeschoß noch drei viereckige Schießscharten aus den Zeiten seiner ursprünglichen Bestimmung. Hier ein grottenartiger Bewurf mit kleinen Steinchen, am Plafond in Stuck das Auge Gottes. Im nächsten Stockwerk eine Ausmalung mit Landschaften, das zweite Geschoß zeigt ebenfalls eine Kinziglandschaft, das dritte ist mit einem schmiedeeisernen Balkon versehen, dessen Monogramm auf Abt Benedikt Rischer (1743 bis 1763) als denjenigen hinweist, der aus dem

[1]) Ich vermag nicht, wie Baumgarten in Schauinsland XX, S. 28, bestimmt anzunehmen, daß obenzitierte Inschrift sich gerade auf diese Mauerverstärkung bezieht.

alten Festungswerk dies lauschige Plätzchen geschaffen. In einer Nische neben seinem Erdgeschoß, wo die obenzitierte Inschrift, Reste einer mittelalterlichen Wandbemalung mit Rankenwerk.

Während wir im Klosterbezirk kein Tor nach außen nachweisen können — der Zugang scheint durch die Stadt erfolgt zu sein —, öffnete sich der Stadtbezirk in dreien, wovon zwei noch erhalten: das Obertor oder Haigeracher Tor im Norden, das Kinzigtor im Süden und im Südwesten das heute nur noch in der Stadtanlage erkennbare Offenburger Tor. Etwas südlich von ihm der in einige Meter Entfernung von der Stadtmauer errichtete, stattliche *Niklasturm* (Fig. 194), der von einer früheren ausgedehnteren Toranlage, mit Vorhof etc., zeugt (Fig. 194a). Der Turm hat seine heutige Gestalt erst im Laufe der Zeiten erhalten. Wohl noch der Stadtbefestigung um 1400 gehört der untere Teil von quadratischem Grundriß an, der zwei Drittel der ganzen Höhe ausmacht. Es ist ein Bau von Bruchsteinen mit gut gearbeiteten Bossenquadern an den Ecken. In seinen drei Geschossen über dem Keller weist er Schießscharten auf, den üblichen geraden Schlitz von etwa 45 cm Breite[1]) und 1,10 m Höhe, und einige später eingebrochene geradsturzige Fenster mit hohlgekehltem Gewände. In das erste Stockwerk führt (jetzt aus dem Haus, an das der Turm angebaut ist) eine geradsturzige Tür mit Hohlkehlen und Volutenablauf, also ausgesprochen 16. Jh. Das Innere ist später verändert, Mauern sind eingezogen worden, auch Holzwände

Niklasturm

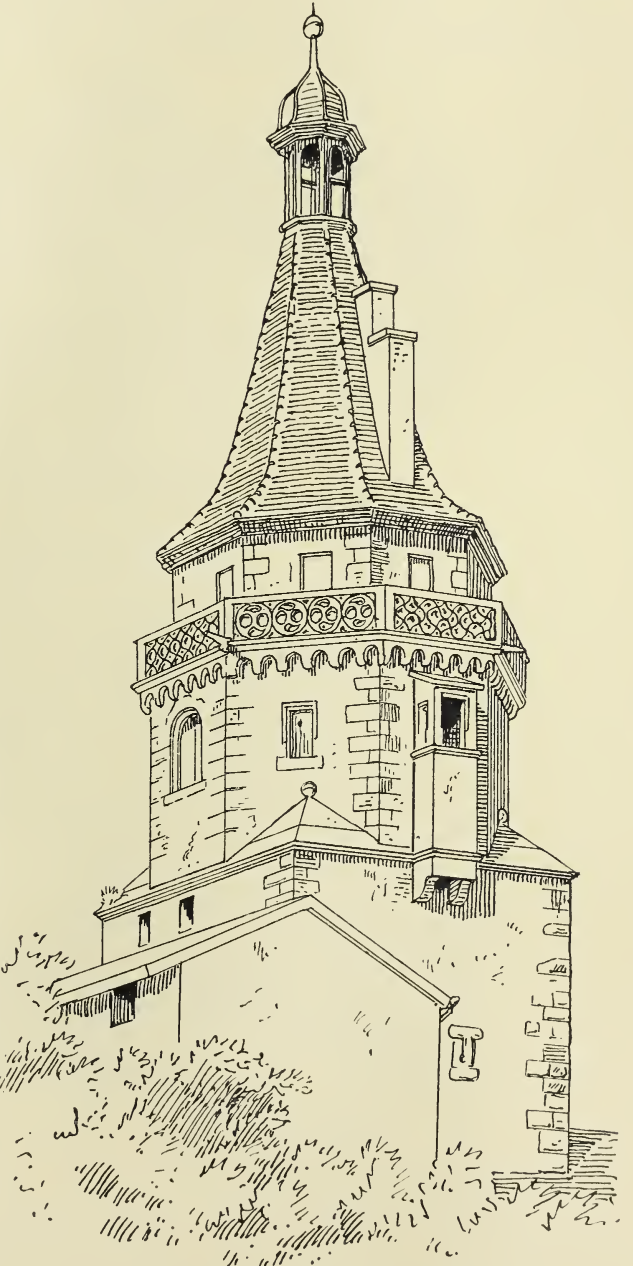


Fig. 194. Niklasturm in Gengenbach.

[1]) Kammer bis zu 90 cm sich erweiternd.

dienen zur Abscheidung verschiedener, ehemals als Gefängnis dienender Räume. Dann geht der Turm in der auf der Zeichnung ersichtlichen Weise zum Achteck über (s. Fig. 195). Im Innern vermitteln in den vier Ecken herübergespannte Flachbögen diesen Übergang und dienen als Stützbögen für die aufsetzenden Achteckseiten. In dem

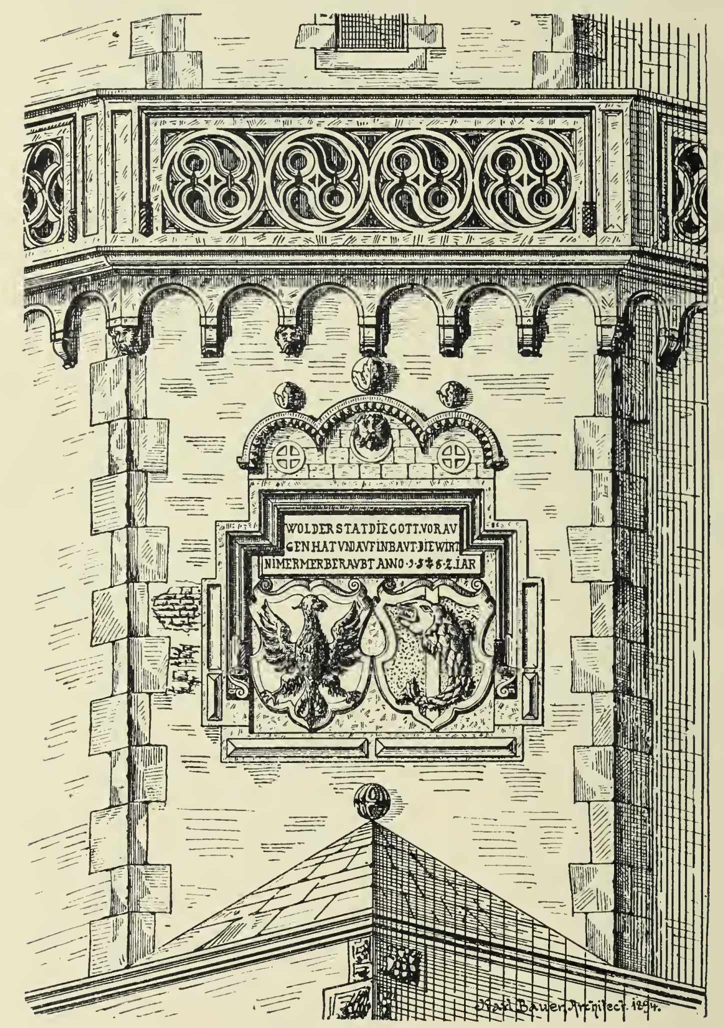


Fig. 195. Vom Niklasturm in Gengenbach.
(Aus Schauinsland XXII, *S. 27.)*

ersten Achteckgeschoß teils geradsturzige Fenster, teils große rundbogige Öffnungen. Auf der einen Seite unter dreifacher Bogenbekrönung, in der ein phantastischer Kopf und über der drei Kugeln angebracht sind, in vertieftem, umrahmtem Felde das Wappen der Stadt Gengenbach mit der Inschrift (Fig. 195):

WOL DER STAT DIE GOTT VOR AV
GEN HAT VND AVF IN BAVT DIE WIRT
NIMERMER BERAVBT ANNO · 1 · 5 · 4 · 8 · Z · IAR.



Fig. 196. Kinzigtorturm in Gengenbach.

An der entgegengesetzten Seite auf Steinplatten vorkragend ein Abort mit Fenstern. Darüber auf Konsolen, die an bedeutenden Stellen fratzenartig ausgebildet sind, ein

Rundbogenfries, der die Maßwerkbrüstung trägt, welche den durch Zurücktreten des obersten Stockwerkes entstandenen Umgang schützt. Geradsturzige Fenster erhellen es, deren abgetreppte Gewände in kleinen Voluten endigen, die, sichtlich nicht ursprüngliche Tür mit ähnlichem Volutenablauf und vorgelegten Pilastern. Am Sturz die Jahreszahl:

15 [Steinmetzzeichen] 82.

Das gleiche Steinmetzzeichen findet sich noch fünf- oder mehrmal (s. Fig. 217).

Der Bau ist aus Bruchsteinen, mit Bossenquadern (Sandstein) an den Ecken des viereckigen Teiles, glatt behauenen am Achteckaufbau. Seine Mauern sind im Keller ca. 2,40 m stark. Sie verringern sich durch jeweiliges Zurückspringen (von 20—9 cm) für das Auflagern der Balken in jedem Stockwerk bis oben. Im obersten Geschoß beträgt die lichte Weite, von Achteck- zu Achteckseite gemessen, ca. 6 m. Die Innenwände zeigen überall noch Reste ihres Bewurfes. Bedeckt wird der Turm von einem hohen, einmal geknickten, ziegelgedeckten Zeltdach, das von einem Kamin durchbrochen wird und in einer zwiebelförmigen Glockenlaterne endigt. Das Glöckchen ist leider unzugänglich, wie ich höre, stammt es aus dem 19. Jh.

Aus der ganzen Betrachtung ergibt sich, daß der Turm am Ende des 16. Jhs. eine durchgreifende Erneuerung erfahren hat; damals mag erst das Achteckgeschoß aufgesetzt worden sein, während das Dach und insbesondere die Glockenlaterne dem 18. Jh. entstammen. Eine Jahreszahl 1727 an dem (älteren) Abort gibt wohl das Datum der damaligen Renovation.

Kinzigtorturm

Auch der im Süden der Stadt gelegene *Kinzigtorturm* (s. Fig. 196) hat sein Dach erst in späteren Zeiten erhalten. Er ist, wie ja fast alle solche Bauten, aus Bruchsteinmauerwerk errichtet mit Sandsteinbossenquadern an den Ecken und dürfte in seinem Kerne noch dem 13. oder 14. Jh. angehören.[1]) Die Torhalle ist von einem Kreuzrippengewölbe mit Kreisschlußstein gedeckt, die Wände des Torwegs bestehen aus Sandsteinquadern. Nach der Kinzig zu ist die Toröffnung spitzbogig, auf einfach abgeschrägten Kämpfern, hinter dem vorderen Bogen der Schlitz für das Fallgitter. Nach der Stadtseite ist ein Vorbau vorgelegt (s. Fig. 197), der die Verbindung zu den beiderseitigen Wehrgängen bildete und zugleich den Zugang zum ersten Turmgeschoß; dieser Gang ist durch ein Pultdach auf Holzstützen gedeckt. Nach der Stadt zu öffnet sich das Tor in gedrücktem Rundbogen mit Kielbogenendigung ohne profilierte Kämpfer. An den Bögen und im Torweg die Steinmetzzeichen:

[Steinmetzzeichen]

Nach außen im Erdgeschoß zwei Schlüsselscharten, ebensolche weiter oben nach Süden, Osten und Westen; im dritten Turmgeschoß deuten zwei große Konsolen auf eine ehemalige Abortanlage oder eine Pechnase. Das oberste Geschoß des Turmes öffnet sich in großen Spitzbogenfenstern, nach der Stadtseite zu zwischen ihnen das Zifferblatt einer großen Uhr, natürlich nicht mehr dieselbe, von der wir 1385 hören. Darüber das steile Pyramidendach mit dem kleinen Glockentürmchen, dessen Glöckchen nach

[1]) Baumgartens Angabe (a. a. O. S. 25), daß der Turm hinter die Mauerflucht etwas zurückgezogen sei, ist irrig, er steht in derselben. Daß der Wehrgang nicht durch sein Inneres durchgeführt ist, wie beim Obertor, ist selbstverständlich, das Gegenteil wäre eine seltene Ausnahme.



Fig. 197. Kinzigtorturm in Gengenbach, Erdgeschoß.

unkontrollierbarer und unwahrscheinlicher Dachdeckeraussage die Jahreszahl 1221 tragen soll. Nach jeder Seite tritt ein mit einem Obelisken und Giebel bekrönter Erker aus Riegelwerk auf Konsolen vor das Dach vor. Hier oben befand sich die Türmerwohnung,



Fig. 198. Obertor oder Haigeracher Tor-Turm in Gengenbach.

von hier aus wurden die Stunden ausgerufen; noch wird hier das Wächterhorn aus Messing mit der Jahreszahl 1718 aufbewahrt. Die Höhe des Turmes (etwa 14 m bis zum Dachanfang) gestattete einen weiten Ausblick in das Tal. Nach allem ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Turm im 14. Jh. erbaut worden ist, um 1400 wurde ihm der Vorbau zur Verbindung mit dem Wehrgang vorgelegt, Ende des 17. Jhs. erhielt er sein heutiges Dach mit den Erkern.

Obertor- oder Haigeracher Tor-Turm

Bedeutend niedriger als er der *Obertor-* oder *Haigeracher Tor-Turm* am Nordausgang in das Oberdorf und weiterhin in das Haigeracher Tal. Auch er aus Bruchsteinen mit Mörtelbewurf, an den Ecken Sandsteinbossenquader (s. Fig. 198). An der Südseite und von da jeweils bis zur Hälfte der Ost- und Westseite zieht sich ein Vorbau herum, der eine Holzgalerie mit Pultdach trägt und auf den an der Südseite eine Rundbogentür hinausführt, der Eingang zum Turm; das Ganze die Verbindung mit dem Mauer-Wehrgang. Das Tor öffnet sich in gedrücktem Spitzbogen,[1]) nach außen der Mauervorbau und der Schlitz für das Fallgitter. Der flachgedeckte Torweg ist bis zu Manneshöhe aus guten Sandsteinquadern gebildet; an Steinmetzzeichen finden sich:

Nach Norden und Süden Schießscharten, der einfache Schlitz mit Kammer, also wohl für Armbrüste, ebenso nach Osten und Westen zur Beschießung der Mauer, außerdem spätere Schlüsselscharten. Mit Ausnahme letzterer dürfte der Turm noch dem 13. Jh. entstammen, das Obergeschoß mit den im Flachbogen geschlossenen großen Fenstern und das einmal geknickte, achtseitige, hohe, ziegelgedeckte Pyramidendach verdankt er wohl erst dem Ende des 17. Jhs., wenn nicht dem 18. Seit etwa einem Jahre ist die ehemalige Brüstung des Vorbaues durch die schöne Holzgalerie mit Balustersäulchen vom Pfaffschen Hause ersetzt worden. Das Innere ist durch Holzdecken in vier Stockwerke geteilt. Nach der Stadtseite zu finden wir neu gemalt in mächtiger Rocaillekartusche das Gengenbacher Wappen an Stelle eines früheren schlichteren. Im ersten Obergeschoß an der Scharte die Ausarbeitung für die Winde, mit der die Kette des Fallgitters bewegt wurde. Vor dem Tor eine Wachtstube des 17. oder 18. Jhs. Endlich sind bei Grabungen auf der Straße ins Oberdorf die Spuren des vorderen Tores, also die Ausdehnung der ganzen Toranlage zu Tage getreten.

Kirchliches

Kirchliches. (Kloster.)

Literatur: Nomina Fratrum de Kenginbach. Liber Confraternitatum. Mon. Germ., S. 75, 76, 214. Ruppert, Abt Friedrich von Keppenbach und der Versuch, das Kloster Gengenbach in die Hände der Grafen Anton von Salm zu bringen, FDA. XVI, S. 196—215. Franck, Zur Gesch. der Abtswahl des Friedrich von Keppenbach, FDA. VII, S. 83—105. Fr. Zell, Die Säkularisation der Reichsabtei Gengenbach, FDA. VI, S. 297—316.

Petrus, Suevia ecclesiastica, S. 346—348. Crusius, Annales Suevici I, S. 347. Grandidier, Hist. de l'église de Strasbourg et des évêques-princes I, S. 421—423. Oeuvres historiques inédites I (Colmar 1865), S. 174—178. Gerbert, Hist. Nigrae Silvae I, S. 62 ff., 133 ff., 297 ff.; II, S. 47, 145, 236 ff.; III, S. 236. Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands II, S. 84. Friedrich, Kirchengesch. Deutschlands II, S. 536 ff. Gothein, Wirtschaftsgesch. des Schwarzwaldes I (Straßb. 1892), S. 21, 141, 207—308. Georg Hager, Die romanische Kirchenbaukunst und Schwaben (München 1887), S. 29, 30. C. H. Baer, Die Hirsauer Bauschule (Freiburg 1897), S. 52—56. Kolb, Lexikon von dem Großherz. Baden I, S. 363—371. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großh. Baden I², S. 689—700 (hier auch eine zuverlässige Abtsliste).

[1]) Nach der Stadt im Rundbogen.

Alte Ansicht des Klosters samt der Einbethkapelle auf einem ehemaligen Altarblatt dieser Kapelle ca. 1690 (Abb. in Schauinsl. 20, S. 17) und auf einem Ölgemälde in Privatbesitz.

Geschichte des Klosters

Die in ihren Anfängen offenbar bedeutende und reich dotierte Abtei Gengenbach hat weder auf dem Gebiet der Wissenschaften noch auf dem der äußeren Geschichte Hervorragendes geleistet; um so bemerkenswerter ist ihre Rolle in wirtschafts- und verfassungsgeschichtlicher Hinsicht, in die uns verhältnismäßig reichhaltiges Aktenmaterial einen guten Einblick gestattet. Eine treffliche, zusammenfassende Darstellung nach dieser Seite hat Gothein geliefert; eine allgemein geschichtliche Würdigung fehlt hingegen noch vollständig. Nicht als ob die Vergangenheit dieser Abtei, die schließlich für den Ortenauer Adel ein geistiges und materielles Zentrum bildete und deren Schicksale während der Reformation von typischem Charakter sind, nicht bedeutsam genug wäre, auch fließen die Quellen reichhaltig genug, so daß die Entwickelung für jedes Jahrhundert vom 11. Jh. ab fast lückenlos daraus aufgebaut werden kann. Für die Zeit des Investiturstreites sind wichtig die aus dem 12. Jh. stammenden kaiserlich gefärbten Annales Gengenbacenses; einen Querschnitt der rechtsgeschichtlichen Entwickelung aus der ersten Hälfte des 13. Jhs. geben die Acta Gengenbacensia. Noch reichhaltiger wird das Material in den turbulenten Zeiten des 16. Jhs.; vom 17. Jh. ab bilden dann die von dem jeweiligen Prior zu führenden Protocolla[1]) eine schätzbare, wenn auch nicht ganz lückenlose Chronik, zu der vor allem Prior und späterer Abt Thalmann (1661 bis 1681), Hieronymus Ziegler, Prior von 1681 bis 1694 (mit Kürzungen benutzt von P. Gallus Mezler, FDA. XIV, S. 159—215), Prior Nazarius Pistorius (bis 1703), Prior Huber und besonders Prior Augustinus Dornblüth (von 1703 bis 1725) beigesteuert haben. An wertvolleren geschichtlichen Aufzeichnungen sind von diesen Klosterchronisten größtenteils wörlich aufgenommen die anschaulichen Berichte des Priors Leonhard Feinlein sowie die für den Stand der Klosterdisziplin besonders beachtenswerten Protokolle des Capitulum triennale der Straßburger Benediktinerkongregation.

Als Gründer des Klosters Gengenbach wird in dem ältesten Zeugnis, einer von Crusius und Grandidier[2]) publizierten, bezüglich ihrer Echtheit aber stark angezweifelten Urkunde Karls des Dicken (ca. 885), Ruthardus dux genannt. Nach den Gengenbacher Annalen starb dieser Herzog, dem auch die Gründung des Klosters von Schwarzach zugeschrieben wird, gegen 756 und fand wie seine Gemahlin Irmensinde und ein minderjähriges Söhnchen in dem von ihm ins Leben gerufenen Kloster seine letzte Ruhestätte; die Schutterner Chronik gibt ihm den Titel dux Alsatiae und comes a Zeringe. Dieser Rudhard scheint der fränkische Gaugraf gewesen zu sein, dessen Stellung zum fränkischen Reich nach Mone[3]) auch die Bezeichnung Herzog rechtfertigen kann, während der Umstand, daß die Zähringer gleichfalls eine Grafschaft in der Ortenau besaßen, es verständlich macht, daß die Überlieferung ihn zu einem Abkömmling dieses Dynastengeschlechtes machte. Eine weitere Tradition schreibt die Gründung auch noch dem h. Pirmin zu;[4]) die beiden Angaben widersprechen sich an und für sich keineswegs, da die Stiftung Rudhards bezüglich der Art ihrer Ausführung von Pirmin beeinflußt sein

[1]) Vgl. hierüber Fr. Baumgarten in Z. NF. VIII, S. 441 ff.

[2]) Grandidier, Hist. de l'égl. II, Nr. 152.

[3]) Mone, Quellensammlungen III, S. 57 ff. Vgl. über Rudhard noch weiter Gerbert, Hist. Nigr. Silv. I, S. 60 ff. Grandidier, Hist. de l'égl. I, S. 421 ff.

[4]) Vita Pirmini c. 5, Mon. Germ., S. 15, 26.

konnte, wenngleich gesagt werden muß, daß auf diesen Reformator des alemannischen Mönchtums schlechthin die Anfänge fast aller alten Klöster in dieser Gegend, nicht immer mit sehr viel Recht, zurückgeführt wurden. Da Pirmin 727 die Reichenau verließ und nach dem Elsaß sich wandte, alia instructurus coenobia, so setzt man die Gengenbacher Gründung nach diesem Zeitpunkt an. Damit fiele von selbst die spätere Annahme einer Bestätigung dieser Gründung durch Chilperich II. (715 bis 720). Ist durch sehr alte und zuverlässige Gengenbacher und Schutterner Quellen der nahe Zusammenhang Rudhards mit dem Kinzigkloster zur Genüge bezeugt, so kann es doch auffallen, daß das älteste Dokument, die Verbrüderungsliste im Reichenauer Liber Confraternitatum, den Namen Rudhardus nicht enthält, wie man erwarten sollte.

Patronin des Klosters war die Gottesmutter, wie bei der Mehrzahl der fränkischen Stifte des 8. und 9. Jhs. Auch die Klosterkirche ist in honorem S. Dei Genitricis geweiht; später begegnen uns aber noch als patroni secundarii die beiden gleichfalls in fränkischer Zeit sehr beliebten Apostelfürsten Petrus und Paulus. Älter wohl noch als die klösterliche Niederlassung ist die Leutkirche S. Martin, deren Patron gleichfalls auf frühfränkischen Ursprung hinweist. Sie war und blieb von Anfang an die Pfarrkirche des bürgerlichen, später städtischen Gemeinwesens, das, wie sich schon aus dieser kirchlichen Zuständigkeit ergibt, vor der Klostergründung sich bereits gebildet hatte und offenbar an eine römische Niederlassung anknüpfte. Der Kastelberg mit seinem sehr wahrscheinlich eine heidnische Kultstätte ersetzenden Einbeth- oder Jacobuskirchlein hält die Erinnerung an das römische Castrum noch heute fest; Kleinfunde wie Münzen und ein Jupitervotivstein, der lange Zeit als Fuß der hölzernen Stütze der Emporenbühne in der Klosterkirche diente, sind weitere untrügliche Zeugnisse für eine längere Anwesenheit der Römer. Schulte hat darauf hingewiesen, daß in den Nachbartälern die römische Bevölkerung überhaupt sich erhalten hat;[1]) daher erklärt sich wohl das Vorkommen einer größeren Zahl unverkennbar römischer Namen in der Verbrüderungsliste des Gengenbacher Klosters. Aber auch angelsächsische Namen sind darin nicht selten, wie auch in den Listen anderer Klöster aus dieser Zeit. Es ist wohl anzunehmen, daß an der ersten Besiedelung dieser Niederlassung und überhaupt in den ersten Jahrzehnten das iro-schottische Element hervorragend beteiligt war. Die Volksbezeichnung »Schotten« für die Mönche scheint wie anderwärts auch hier üblich gewesen zu sein und sich noch im Ortsnamen Schottenhöfe im Harmersbacher Tal erhalten zu haben.

Die ersten zwei Jahrhunderte der Klostergeschichte sind für uns nahezu ganz tot. Wir wissen nur aus den Annales Laureshamenses (S. 28), daß Chrodegang 761 aus der Musterabtei Gorze bei Metz Mönche nach Gengenbach (monasterium Hrodharti) sandte, augenscheinlich um die Chrodegangsche Observanz einzuführen. Wertvolle Anhaltspunkte, die Bedeutung des Ortenauer Klosters und die Zahl sowie die nationale Herkunft seiner Insassen kennen zu lernen, geben die Listen im Reichenauer Verbrüderungsbuch (die älteste ca. 830; eine spätere vor 949). Aus ihnen läßt sich auch mit einiger Sicherheit die Reihenfolge der Äbte während des 9. Jhs. feststellen. Es sind Germundus (ca. 815 bis 825),[2]) Alframnus (ca. 825 bis 828), Emilo, Adalhelm, Lando, Thomas (noch vor 925). Die traditionelle Liste beginnt mit Rustenus oder Rusterno, von dem aber außer dem

---

[1]) Schulte, Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau, Z. NF. IV, S. 300 ff.

[2]) Seine Mönche im Liber Confraternit., herausg. von Piper, S. 214, Sp. 1—197, 37.

Namen nichs weiter bekannt ist; sie enthält dann nach den Äbten des Verbrüderungsbuches noch 49 Namen, die teilweise in die Schutterner Liste übernommen worden sind, so daß die Annahme sich bilden konnte, daß im 10. Jh. die zwei Ortenauer Klöster zeitweilig die gleichen Äbte hatten. Erst vom J. 1027 ab bewegt sich die Abtsliste, auch bezüglich der zeitlichen Ansetzung der einzelnen Prälaten, auf festerem Boden.

Eine wichtige Veränderung in der hoheitsrechtlichen Stellung des Klosters vollzieht sich i. J. 1007, insofern aus der bisher kaiserlichen Abtei Gengenbach ein bischöflich bambergisches Kloster wurde. Heinrich II. vergabte Gengenbach mit noch anderen alemannischen Klöstern an das neugegründete Bistum (nostri quondam iuris abbatiam Genginbah dictam in pago Mortenova sitam in comitatu Hessini comitis),[1]) so daß von da ab jeder neugewählte Abt von dem Bamberger Bischof mit den Temporalia belehnt werden mußte. Später wird das Lehensverhältnis in die Zahlung von 500 fl. und Erfüllung einiger Formalitäten umgewandelt. Diese nahe Beziehung zum salischen Kaiserhaus und dessen Lieblingsgründung warf die Abtei Gengenbach mitten hinein in die unseligen Wirren des Investiturstreites und hatte zur Folge, daß wiederholt Äbte im Widerspruch gegen Rom und gegen einen Teil des Konventes von Heinrich IV. ernannt wurden. So kam nach Azelins Tod (gest. 1074) Ruotpertus, der als Abt der Reichenau von Gregor VII. abgesetzt und schließlich wegen hartnäckiger Renitenz exkommuniziert worden war, durch den Kaiser als Abt nach Gengenbach. Hier wurde er aber schon 1075, 12. Dezember, im Streit mit zwei Lehensherren in Andersbach (Entersbach), die gegen des Abtes Willen eine Mühle bauen und sonst noch die klösterlichen Rechte beeinträchtigen wollten, zusammen mit seinem Kaplan erschlagen.[2]) Das Urteil über ihn ist bei Freund und Feind ziemlich einmütig in die Anklagen wegen skrupelloser simonistischer Bestrebungen und wegen maßloser Habgier — nummularius nannten ihn die Annales Schutterani — zusammengefaßt. Als Nachfolger Ruotperts nennen die Annalen einen Willo, der als kaiserlicher Parteigänger ebenfalls exkommuniziert, wohl nach kurzer Zeit von der päpstlich gesinnten Kommunität vertrieben wurde und als Abt von S. Jakob in Mainz endete. Statt dieses Intrusus führt Mezlers Vorlage unmittelbar nach Ruotpert Poppo auf (gest. 4. November 1083).[3]) Die Wahl des nächstfolgenden Abtes fand nach den Annalen erst 1089 statt. Der Konvent war offenbar noch gespalten, denn der Propst und Kanonikus Berthold, dem die Wahl hauptsächlich zu verdanken war, entsetzte den gewählten Hugo seines Amtes und vertrieb ihn. Erst nach sieben Jahren brachte ihn Herzog Berthold (wohl von Zähringen), qui eundem locum illo tempore per violentiam obtinebat, wieder zurück zur Freude der ganzen Kommunität (1096).[4]) Ein zweites Mal vertrieben, soll er um 1100 gestorben sein.[5])

Wesentlich ruhigere Zeiten waren dem Kloster im 12. und einigen Jahrzehnten des 13. Jhs. beschieden. Das Hauptverdienst hieran kommt unstreitig der Hirsauer Reform

[1]) Monum. Germ., Dipl. reg. et imperat. Germ. III, S. 197. Bestätigt wurde diese Verfügung durch Kaiser Konrad 1024.

[2]) Vgl. Jaffé, Reg. Pontif., II. 412. Mezlers Monumenta, FDA. XIV, S. 161. Mone, Quellensammlungen III, S. 81, 82. Annal. Gengenb., MG. S. V u. 390. Annal. Bertholdi, MG. S. V u. 276. Lambert von Hersfeld, Annal. Scriptor. rer. German. in usum scholar., Hannov. 1894, S. 259.

[3]) Mone, Quellensammlungen III, S. 46.

[4]) Annal. Gengenb., MG. SSV. S. 390.

[5]) Nach Mabillon (Annal. ord. Bened. V, S. 363, 418) scheinen raschwechselnde kaiserliche Gunst und Ungnade ihm die Abtswürde von Lorsch gebracht und wieder genommen zu haben.

zu, die Abt Friedrich, ein Schüler Theogers, aus dem Hirsauer Kloster S. Georgen stammend (gest. 1120), in Gengenbach durchführte. Dagegen dürfen wir den »Abt Marquard«, von dem Trithemius[1]) und nach ihm Gerbert und Grandidier[2]) berichten, daß er, aus Hirsau selber mit zwölf Mönchen kommend, 1094 die Hirsauer Disziplin in dem arg verwahrlosten Kloster einführte, ins Reich unbeweisbarer Legende verweisen; sein Name fehlt sowohl im Protocollum Gengenbacense als auch in Mezlers Series abbatum. Noch heute verrät sich der von Hirsau ausgeübte Einfluß in der Bauweise und den Formen des Gotteshauses. Parallel mit der inneren Konsolidierung und strafferen Leitung der Kommunität geht ein mächtiger Aufschwung der materiellen Lage dank



Fig. 199. Gengenbach, Ansicht der Kirche von Osten.

einer rationellen Nutzbarmachung seiner wirtschaftlichen Kräfte. Ein Privileg Heinrichs VI. (1231) ermöglichte großartige Rodungen, z. B. im Mooswald;[3]) ebenso erfolgreich war die Inbetriebnahme des Bergbaues im Mooswald, in Prinzbach und Haslach. Leider gehen die Urkunden über den Besitz des Klosters über das 12. Jh. nicht hinunter. Die älteste, die Bestätigungsbulle Innocenz' II. vom J. 1139, nennt als geschlossenen Besitz Gengenbach, Zell, Steinach, Harmersbach, Reichenbach, den vierten Teil der Burg Geroldseck und Nordrach mit allem Zubehör, außerdem noch zerstreute Güter in der Mortenau, in Breisach, im Elsaß und in Schwaben. Für alle, die Klostergut bewohnen, wurden Immunitätsprivilegien gegeben. Hundert Jahre später (1234) werden als Grenzen des geschlossenen Besitzes von Gregor IX. Staufenberg und Fischerboden

[1]) Trithemius, Chronicon Hirsaug. I, S. 276.

[2]) Gerbert, Hist. Nig. Silv. I, S. 297. Grandidier, Oeuvres hist. inéd. I, S. 177.

[3]) Winkelmann, Acta Imp. II, S. 892.

angeführt, in einer Urkunde König Rudolfs I. der Swigenstein bei Haslach und Velletürlin an der Kinzig bei Staufenberg. Innerhalb dieses Territoriums besaß der Abt zwei Teile vom weltlichen Gericht und zwei an Holz wie am Zehnten vom Allmendwald, die Fischerei in allen Gewässern, die Fälle von Freien wie Knechten und von den auf Klostergut sterbenden Fremden den Todfall. Dreimal jährlich werden diese Einkünfte ihm gerichtlich zuerkannt, zweimal darf er Branntwein ausschenken.[1]) Man hat dieses Klostergebiet als eigentliche Grafschaft angesehen und letztere identifiziert mit der alten ortenauischen Grafschaft Kinzigdorf. Aber eine solche Grafschaft stand dem Abt doch nicht zu: er darf den Richter nicht selber setzen, sondern nur vorschlagen, und das Recht auf Fälle erstreckt sich nur so weit als der Besitz. Und wenn in dem Weistum von 1275[2]) von einem Gericht des Klosters die Rede ist, so ist es doch nur ein aus der Grundherrschaft fließendes Hofrecht, dem die Freien als Pächter oder Nießer der Allmende unterliegen, nicht ein aus dem Grafschaftsrecht sich ergebendes Gaugericht. Die Kast- und Schirmvogtei war von den Bamberger Bischöfen zuerst den Zähringern übertragen worden; nach deren Aussterben kaufte der Kaiser die Ortenauer Lehen wieder ans Reich zurück um 4000 Mark Silber[3]) (1225), so daß in Gengenbach, auf der Burg Ortenberg, in Offenburg und Mahlberg königliche Schultheiße saßen.

Mit dem zunehmenden Ansehen und Wohlstand des Klosters stellten sich auch alsbald wieder Wirrungen und Streitigkeiten ein. Sie kamen zum größten Teil von dem Nachbaradel, der oft genug die Rechte und Besitzverhältnisse des Klosters antastete. So waren die Einkünfte der vor der Stadt gelegenen Martinskirche, die für Arme und Reisende bestimmt waren, zu Anfang des 13. Jhs. wiederholt in unrechtmäßiger Weise Familienangehörigen der Äbte oder sonstigen Personen zugewendet worden, wie Mitte der zwanziger Jahre dem Scholaster von S. Thomas in Straßburg, 1233 dem Pfarrer von Harmersbach. Diesem Mißstand suchte Abt Gotfried mit größter Entschiedenheit entgegenzuarbeiten und die Kirche wieder ans Kloster zu bringen. Schon 1220, 11. März, sah sich Papst Honorius zum Einschreiten genötigt und beauftragte die Äbte von Schwarzach und Alpirsbach und den Erzpriester von Oberkirch mit der Untersuchung der vom Abt angestrengten Klage. In der Antwort dieser Kommission konnte gemeldet werden, daß die Kirche durch sie wieder ans Kloster gekommen sei. Aber schon 1225 verlieh der bekannte Konrad von Urach, Kardinal von Porto und Rufina, den man über die Rechtslage völlig getäuscht hatte, das Gotteshaus dem Scholaster Heinrich von S. Thomas in Straßburg. Ein Widerruf des Kardinals und die Bitte, der Bischof von Straßburg möge dafür sorgen, daß der Scholaster das Kloster nicht belästige, wurden einfach ignoriert und die Installation durch den Bischof mit Gewalt vorgenommen. 1226 sprach sich der Papst unumwunden zugunsten der Abtei aus und gab den Befehl zur Rückgabe der Kirche. Kritischer noch gestaltete sich der Streit, als wenige Jahre später die Martinskirche dem Pfarrer von Harmersbach wieder zugewendet wurde. Diesmal standen auch die Klöster Schuttern und Ettenheimmünster auf seiten des feindlichen Adels; ganz besonders taten sich auf dieser Seite der Erzpriester von Zunsweier und dessen Bruder, der Prior von Schuttern, hervor. Den letzteren wollte die Adelspartei im Einverständnis mit päpstlichen Kommissarien dem Kloster Gengen-

[1]) Vgl. Gothein, Wirtschaftsgesch. I, S. 222 ff.

[2]) Böhmer-Redlich, Reg. Imp. VI, Nr. 379; dazu von Weech in Z. NF. I, S. 74 ff.

[3]) Böhmer-Redlich V, Nr. 1576.

bach als Abt aufdrängen. Die Klosterinsassen zogen daraufhin in Prozession über Offenburg, Straßburg nach Hagenau zur Königin, um deren Hilfe zu erflehen. Der Gegenabt hatte inzwischen in das wehrlose Kloster seinen Einzug gehalten, mit seinem Gefolge dessen Vorräte und Habe geplündert und schlimmen Unfug besonders im Archiv angerichtet, wo Urkunden und Briefe der Siegel und Bullen beraubt oder ganz zerstört wurden. Als der Konvent wieder in Gengenbach erschien, mußte er sich durch den von der Königin mitgegebenen Röder den Eintritt erzwingen (1235). Es gelang ihm aber, den Pseudo-Abt zu entfernen und auch die Martinskirche wieder zurückzubekommen.[1]) Schon 1246 wurde das Recht des Klosters daran neuerdings angefochten. Damals wurde die Stadt im Kampfe von Bischof Berthold genommen. Der Abt aber fiel 1247 auf dem Wege nach der päpstlichen Kurie der staufischen Partei in die Hände.[2])

Standen in diesen Streitigkeiten die königlichen Beamten in Offenburg und Ortenberg, denen das Reichsgut unterstellt war, durchweg auf der Seite der Klostergegner, so war es auch nicht anders in den Kämpfen um die klösterlichen Gülten und Zehnten, von denen aus der zweiten Hälfte des 13. Jhs. berichtet wird. Es scheint, daß gerade auf solche Wirrungen die Entstehung des Weistums vom J. 1275 zurückzuführen ist und daß Rudolf von Habsburg dessen Fertigstellung anordnete, um die rechtlichen Verhältnisse des Klosters klar- und gegen alle fremden Ansprüche und Eingriffe sicherzustellen. Aber noch im gleichen Jahre muß sich der König gegen seine eigenen Beamten wenden und ihnen ernstlich jede Beeinträchtung der Abtei und jede Hinterziehung von Gülten und Einkünften untersagen.[3]) Ein weiterer Schutzbrief erging von Heinrich VII. ums J. 1302. Bedeutend erweitert wurden die Rechte der Abtei, soweit sie in dem erwähnten Weistum normiert sind, durch König Adolf, der die Steuerfreiheit der Pachthöfe aussprach, und durch die großen Privilegien König Ludwigs des Bayern, die sich besonders gegen die Städtefreiheiten (Offenburg) richteten und die grundherrliche Gewalt des Klosters in seinem Territorium sowie die Unabhängigkeit vom Kastvogt unbedingt aussprachen. Diese weitgehenden Konzessionen wurden eine Quelle unablässiger Fehden mit den umliegenden Städten, bis später Kaiser Maximilian sie auf das richtige Maß wieder einschränkte. Schon 1337 mußte König Ludwig an die Stadt Offenburg den Befehl richten, sich mit dem Kloster zu vertragen wegen der Fälle, und als das nichts fruchtete, wurde die Reichsacht verhängt. Das Kloster mußte aber doch schließlich nachgeben und auf die Fälle sowie alle damit zusammenhängenden Rechte in bezug auf die Stadtinsassen verzichten (1343).[4])

Andere Differenzen, die allerdings das Kloster weniger als die Stadt Gengenbach berührten, ergaben sich aus der Reichspfandschaft über die Ortenau. Einen erfolgreichen Sachwalter fanden die Reichsstädte an dem Gengenbacher Abt Lambert von Burn, der 1366 ein Privileg Karls IV. erwirkte, wonach die Reichsfreiheit ein für allemal wiederhergestellt war. Dieser Lambert von Burn, dessen politischem Weitblick dieser bedeutsame Erfolg zuzuschreiben ist, war einer der hervorragendsten Männer, die auf deutschem Boden im späteren Mittelalter den Krummstab getragen. Seiner bewundernswerten

[1]) Vgl. die vom Kloster Gengenbach ausgegangene eingehende Darstellung der Acta Gengenbacensia (in Wien, Kaiserl. Reichs- und Hofarchiv) in Z. NF. IV, S. 90—114.

[2]) Vgl. das Schreiben Innocenz' IV. in Mon. Germ. Ep. Pont. Roman. saec. XIII, II, S. 237.

[3]) Böhmer-Redlich, Regg. Imp. VI, Nr. 459.

[4]) Vgl. Gothein a. a. O. I, S. 238 ff.

politischen und wissenschaftlichen Begabung entsprach auch seine glanzvolle Laufbahn. Ursprünglich Novize im Kloster Neuweiler, kam er 1359 auf den Abtsstuhl in Gengenbach, wurde hernach Kanzler Karls IV., 1361 Bischof von Brixen, 1364 von Speyer, 1372 von Straßburg, 1373 von Bamberg; an letzterem Ort starb er 1398.[1]) In der Klostertradition steht sein Andenken weniger glänzend da, weil man ihm den Verzicht auf den Zweidrittelertrag der Allmendnießung nicht recht verzeihen konnte.[2])

Mit Ende des 14. Jhs. bildete sich die Sitte aus, nur Adelige zur Prälatur zuzulassen; 100 Jahre später war man dann so weit, überhaupt nur Adelige noch aufzunehmen. Von da an war die alte Abtei tatsächlich, worauf der Ortenauer Adel auch stets pochte, des »Adels Spital«. Damit waren wieder Folgen gegeben, die das Kloster in Gegensatz zu den Interessen der Reichsstadt brachten, und mehr noch zu den Interessen der Ordensdisziplin. An Stelle des Dinggerichts war das Mannengericht getreten; die Meierämter in den Tälern standen nicht mehr den Eigenleuten, sondern Adeligen oder Ritterbürtigen zu. Das Interesse des Ortenauer Adels mußte sich infolgedessen diesen Ämtern zuwenden, und die Rechtsprechung dieser Mannengerichte lief darauf hinaus, des Klosters Privilegien zu bestätigen. Eine andere bedenkliche Folge der Beschränkung der Abtswürde auf adelige Herkunft war die zwiespältige Wahl, die von jetzt ab eine ständig wiederkehrende Erscheinung bildet. So geschah es schon im zweiten Jahrzehnt des 15. Jhs. bei der Wahl eines Nachfolgers Konrads von Blumberg. 1456 übertrug der Papst die Abtei als Kommende dem Kardinal Wilhelm von Metz, indes der Konvent Volzo von Neueneck wählte, der mitsamt seinen Wählern exkommuniziert wurde und erst nach dem baldigen Tod des Kardinals die Bestätigung des Papstes fand (1456). Unter diesem Abt vollzog sich die tatsächliche Umwandlung des Klosters in ein hochadeliges Stift; 1461 wurde die exklusive Aufnahme von Adeligen zu einem eidlich von jedem Insassen zu bekräftigenden Statut. Eine schwache Reaktion gegen die immer weiter um sich greifende Verweltlichung und Disziplinlosigkeit bildete die Aufnahme in die Bursfelder Kongregation (1463); eine namhafte Besserung führte sie aber ebensowenig herbei wie die Reformordnung, die der Straßburger Bischof 1501 unter Gutheißung des Kardinals Raimund Peraudi dem Kloster Gengenbach gab. Völlig turbulente Zustände leitete der Abt Konrad von Müllheim ein, der Erbauer des prächtigen Frauenchörleins in der Klosterkirche und des h. Grabes darin. Ein prunkliebender, religiös wenig ernster Mann, ward er in bezug auf seine Verwaltungspraktiken wie auch auf seine sittliche Führung der gravierendsten Vergehen von seiner Kommunität beschuldigt und schließlich auch ohne Verhör gefangen und auf recht unsanfte Weise in ein Verlies geworfen (1506). Den wahren Grund zu diesem Vorgehen hat man wohl in dem Widerstand zu suchen, den Abt Konrad dem Plane des Haupträdelsführers Philipp von Eselsberg, das Kloster in ein weltliches Stift umzuwandeln, entgegensetzte. Denn es muß doch sehr auffallen, daß dieser Mann alsbald nach Konrads Tod (1508) zu dessen Nachfolger gewählt wurde, und zwar per formam compromissi, und daß er sofort seinen Lieblingsplan wieder aufnahm. Nach dreimaliger persönlicher Anwesenheit in Rom erreichte er auch sein Ziel 1523 wurde die Bulle ausgestellt, welche die Umwandlung des Klosters billigt. Karl V. aber legte ein Veto ein und

[1]) Vgl. FDA. XVI, S. 103. Z. NF. VIII, S. 446. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden XVI, S. 89 ff. Remling, Gesch. der Bischöfe von Speyer I, S. 630—642.

[2]) Vgl. das abfällige Urteil Dornblüths, Z. NF. VIII, S. 446.

so unterblieb zunächst das Vorhaben.[1]) Dafür sollte die Abtei 1525 tatsächlich säkularisiert werden auf eifriges Betreiben des lutherischen Grafen Wilhelm von Fürstenberg, des Ortenauer Landvogts und Kastvogts des Klosters. Das am 25. Februar jenes Jahres getroffene Abkommen sicherte dem Abt und seinem Konvent eine angemessene Jahresrente, wogegen sie auf alle Besitzungen und Rechte des Klosters verzichten, der Graf aber Aufrechthaltung des Gottesdienstes in guter beständiger Ordnung in Aussicht stellt. Wir erfahren aus einer Zusatzurkunde, daß der Graf und der Rat der Stadt dem Abt gestattet haben, verschiedenes Hausgeräte, wie zehn silberne Löffel, zehn Becher und »ein vergult, verdeckt Becherlin« sowie zwei Bettstätten, zu lebenslänglichem Gebrauch in seine Wohnung nach Offenburg mitzunehmen. Eine dritte Urkunde erklärt uns, wie sich der Abt zu solcher Abmachung herbeilassen konnte. Er stand unter nachdrücklichem Zwang, da der Graf ihn in Gewahrsam nahm, ihm die Zustimmung einfach abnötigte und ihn noch urkundlich versprechen ließ, sich später in keiner Weise zu rächen noch etwas gegen das Abkommen zu unternehmen. Da der Rat der Stadt nach solchen Verhandlungen die Abtei so gut wie ganz schon in Händen zu haben glaubte und wenigstens einen Teil der säkularisierten Güter zu erhalten hoffte, hatte er ein sehr begreifliches Interesse, das Kloster gegen die schon kurz hernach ausgebrochenen Bauernunruhen zu schützen, indem er es okkupieren ließ. Freilich mußten der Graf wie die Stadt bald darauf auf den fetten Bissen verzichten: das Reichsregiment erteilte der Abmachung die Bestätigung nicht, ordnete vielmehr an, daß der Abt und Konvent wieder in die Administration einzusetzen seien. Diese Verfügung mußte mehrmals wiederholt werden, da sie offenbar zunächst gar nicht oder nur ungenügend beachtet wurde. Noch 1527 beschwerte sich Abt Philipp, der Graf belästige das Kloster durch Einlegung von Mannschaften, durch Gebrauchnahme von Pferden und anderem dinglichen und leiblichen Besitz sowie durch Sperrung von Zehnten in unerträglichem Maße. Erst jetzt kam durch Vermittelung des Straßburger Bischofs und Gutheißung Karls V. ein Vertrag zustande, der die Leistungen des Klosters an den Kastvogt (1 Fuder Wein, 30 Viertel Hafer und einige andere Bezüge und Rechte) regulierte. Dagegen ließ der Graf den großen Zehnten frei, lieferte Brief und Siegel wieder aus und erklärte sich zu Vergleichsverhandlungen über den Kleinzehnten und die Leibgefälle auf einem demnächstigen Reichstag bereit. Inzwischen hatte auch die Stadt unter Hinweis auf die angestrebte Umwandelung des Klosters in ein weltliches Stift ihre Forderungen geltend gemacht, worüber ein langwieriger Austausch und gegenseitiges Verhör vor dem Grafen von Fürstenberg in den Jahren 1525/26 und 1529 stattfanden. Die Stadt wünschte abwechselnd mit dem Abt das Besetzungsrecht an den Vikarien, Verlegung der zu weit entfernten Pfarrkirche in die Klosterkirche. Der Pfarrer solle vom Kloster dotiert, aber vom Rat gesetzt, die Schule künftig besser besorgt und die Spitaleinkünfte zu ihrer tatsächlichen Bestimmung verwendet werden. Wasser, Weiden, Wälder und Allmenden sollen käuflich an die Stadt abgetreten werden, das Kloster außerhalb der Klostermauern keine Häuser in der Stadt besitzen dürfen, keine ewigen Zinsen mehr kaufen und die schon vorhandenen ablösen. Dagegen solle es die Erbgüter im Stab Gengenbach versteuern und bei weltlichen Angelegenheiten der städtischen Gerichtsbarkeit wie auch der Stadtpolizei unterstehen. Mit anderen Worten: die Stadt verlangte gänzliche oder teilweise Aufhebung der Exemtion,

[1]) Vgl. die langen Verhandlungen über diesen Konflikt bei Ruppert, Z. 31, S. 315 ff.; 32, S. 309 ff.

der Freiheiten und Einschränkung der Besitzrechte. Soweit sie prinzipiell bisherige Rechte anfaßten, lehnte das Kloster diese Zumutungen ab. Bezüglich des städtischen Pfarrers (Konrad Servitoris) erklärte der Abt, er hätte bislang »das Kloster vielfältig verfolgt und durächtet«, auch in seinen Ämtern und Predigten den Bestimmungen des Kaisers nicht entsprochen. Wie die langen, bis ins J. 1529 reichenden Verhandlungen ausgingen, ergibt sich aus den zum großen Teil erhaltenen Akten nicht.[1]) Wohl aber erfahren wir daraus, daß Abt Philipp auch im letztgenannten Jahre seinen unglückseligen Plan einer Umwandelung der Abtei nochmals aufgriff, daß er den Adel wohl dafür hatte, dagegen aber die Vertreter des Bischofs. Die ganze Aktion der Stadt lief, das geht mit wünschenswerter Deutlichkeit aus den gewechselten Schriftstücken hervor, nicht auf Klärung verworrener oder unhaltbarer Rechtsverhältnisse, auch nicht auf Abstellung einzelner Mißstände hinaus, sondern auf die Protestantisierung des Stiftes. Zu diesem Zwecke sollte die Pfarrei mit dem von der Stadt bestellten, dem Kloster so feindlich gesinnten Prädikanten in die Abteikirche verlegt und die Herrschaft des Rates über das Kloster ausgedehnt werden. Diesem von zwei Seiten, vom Grafen Fürstenberg und vom Rat der Stadt, unternommenen Versuch einer Säkularisierung und Entkatholisierung widerstand das Stift vorläufig noch. Man hat die Empfindung, daß das Verdienst hieran nur in beschränktem Maße dem Abt Philipp von Eselsberg zuerkannt werden kann. Eine Humanistennatur, deren Wissen und Klugheit gerühmt und auch von dem zweimal für längere Zeit in Gengenbach anwesenden Kaiser Maximilian geschätzt wurde, ein Grandseigneur von wenig sparsamem Sinn und vielleicht noch weniger Verwaltungstalent, entbehrte dieser Abt jeglicher Eigenschaften, die für die schwierigste Krisis seines Klosters notwendig gewesen wären. In noch weit bedauerlicherem Grade war das bei seinem Nachfolger Melchior von Horneck der Fall.[2]) Bei seiner Wahl (1532) bestand der Konvent nur noch aus drei Patres, so daß es dem Grafen Wilhelm ein leichtes war, seine Kreatur durchzubringen, deren Neigung zur Verschwendung und zu zügellosem Leben verbunden mit dem Mangel tieferen religiösen Sinnes ihn zu einem willenlosen Werkzeug in der Hand des Kastvogtes machte. Er wurde offenkundig Protestant und hielt sich Konkubinen; ob er vor seinem Tode, wie bei Kolb zu lesen ist, zur Kirche zurückkehrte, ist sehr zweifelhaft. Nach der Klostertradition starb er in apostasia. Unter ihm fand die Säkularisierungsidee wieder namhafte Förderung: 1532 wurde der Abt der Klosterverwaltung vom Grafen entsetzt, 1533 wieder zugelassen, aber unter Bedingungen, die jede Selbständigkeit aufhoben. 1539 wurde der Entwurf eines Pensionsabkommens aufgesetzt, das das Kloster schon ganz in den Händen des Fürstenbergers zeigt und den Abt mit einer Leibrente abfindet.[3]) Noch kurz vor seinem Tode genehmigte Melchior die schon früher geäußerten, auf die Protestantisierung des Stiftes hintreibenden Wünsche der Stadt. Der Kerbzettel[4]) für die Bestallung zweier aus den Klostereinkünften dotierten Prädikanten und für die Verlegung des Stadtgottesdienstes in die Klosterkirche trägt wenigstens noch den Namen Melchiors von Horneck, wenngleich er erst Wochen nach seinem Tode (12. März 1540) ausgestellt ist. Graf wie Stadt schienen um diese Zeit ihr Ziel erreicht zu haben; aber gerade jetzt setzte die Gegenreformation in Gengenbach

[1]) Mitgeteilt von Franck in FDA. VI, S. 1—26.

[2]) Vgl. Ruppert, Z. 33, S. 128—159.

[3]) Vgl. FDA. VI, S. 21, 22.

[4]) Ebenda S. 24.

ein mit dem entschiedenen Eingreifen der Bischöfe von Straßburg und Bamberg, das noch nachhaltiger gefördert wurde durch die Abwesenheit und spätere französische Gefangenschaft des Grafen Wilhelm und durch den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges bezw. die Einführung des Interims. Zum guten Teil ist die Gegenbewegung auch unterstützt worden durch die Kündigung der Reichspfandschaft (1551), wodurch dem Grafen die Schirmvogtei über das Kloster entzogen ward.

Die Stadt Gengenbach neigte, teils unter dem Einfluß des nahen Straßburg, teils infolge der langen wirtschaftlichen und verfassungsgeschichtlichen Fehden mit dem Kloster, mehr aber wohl noch infolge dessen sittlichen Tiefstandes, in den zwanziger Jahren schon der Reformation zu. 1529 nahm sie einen Teil der Rottweiler auf, die wegen der Zugehörigkeit zur neuen Lehre vertrieben worden waren. Auch im Stadtpfarrer, der das Kloster so heftig »verfolgte und durächtete«, hat man wohl einen Prädikanten zu erblicken. Der ungehinderte Abfall konnte sich aber erst unter Abt Melchior vollziehen. Unter ihm richtete die Stadt nach Straßburger Muster eine Schule ein, die sich der besonderen Fürsorge Caspar Hedios zu erfreuen hatte; durch diesen kam als äußerst rühriger Lehrer Hedios Freund und Landsmann Matthias Erb (gest. 1571) an die Neugründung (bis 1537).[1] 1537 führt Ambrosius Blarer Gengenbach unter den evangelischen Städten auf und in deren Reihen unterschreibt es auch 1541 das Protokoll des Regensburger Religionsgespräches. 1541 gewährte die Stadt dem wegen einer Epidemie fortgezogenen Straßburger Gymnasium gastliche Aufnahme. 1545 erschien ein evangelischer Katechismus mit dem Wappen der Reichsstadt, für Gengenbach und die Nachbartäler (Kurze und einfältige Form eines christl. Catechismi für die Kirche zu Gengenbach, 1545), herausgegeben und dem Stadtrat gewidmet von den drei damaligen Prädikanten Lucius Kyber, Thomas Lindner und Lorenz Montanus; 1546 hielt Hedio eine Visitation ab.[2]

Im Kloster war nach dem Tode Melchiors von Horneck nur noch ein einziger Pater, der Prior Friedrich von Keppenbach. Daß die Abtswahl nach dem Zusammenbruch der Selbständigkeit des Klosters und dem Aufhören des Katholizismus in der Stadt nur unter sehr erschwerenden Umständen vor sich gehen konnte, ist natürlich. Der Prior, ohnehin eine unentschiedene Natur, wurde vom Grafen noch obendrein in Gewahrsam nach Ortenberg gebracht, um ihn für die Forderungen des Schirmvogts gefügiger zu machen. So begreift es sich, daß der persönlich gut katholische Mann die letzte Abmachung seines Vorgängers über die Einführung von Prädikanten ins Stift nicht widerrief, ja sie nach seiner Wahl sogar anerkannte. Der letzteren gingen lange Verhandlungen mit dem Grafen, aber auch mit dem Bischof von Straßburg voraus. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Graf Wilhelm an diesem geringschätzig nur »das Priorle« genannten Vertreter des Klosters dasselbe gefügige Werkzeug zu haben glaubte wie an seinem Vorgänger. Das Unwürdige seiner Behandlung ergibt sich am besten aus den Zumutungen, die er schließlich nach langem Zögern auch annahm: den Statusquo der Säkularisation und die Prädikanten zu dulden, nicht in die Wahl eines fremden Abtes zu willigen und neben sich eine »Statthalterei« des erst siebenjährigen Grafen Otto von Eberstein, an dessen Stelle später der junge Graf Anton von Salm (1543) trat, zu dulden.[3] Dem letzteren sollte die Abtei in die Hände gespielt werden; bis zur Volljährigkeit des

[1]) Vgl. Baumgartner in Schauinsland 23, S. 12 ff.

[2]) Vgl. Vierordt, Gesch. der evang. Kirche in Baden I, S. 314—319.

[3]) Vgl. Franck, FDA. VII, S. 83—105. Ruppert, ebenda XVI, S. 196—215.

jungen Salm aber mußte Abt Keppenbach nach außen jeden Verdacht beseitigen. Zu seiner Überwachung wurde ihm ein unehelicher Sohn des alten Salm, Dominicus von Rheims, als Prior auf den Hals geladen, und in den letzten Jahren des Abtes Friedrich von Keppenbach wußte dieser den künftigen Klosterinhaber Grafen Salm auch tatsächlich ins Kloster zu schmuggeln (1554) als Koadjutor. Man kann sich unter solchen Umständen die peinliche Lage des Prälaten vorstellen; trotzdem wirkte er mit Entschiedenheit an der Restauration des Katholizismus, eröffnete die seit Jahrzehnten geschlossene Klosterschule und übertrug sie dem eigentlichen Träger der Gegenreformation in Gengenbach, dem gelehrten Cornelius Eselsberger.[1]) Nach dem Interim und dem Tod des Grafen Wilhelm mußten auch die drei Prädikanten von dannen ziehen, und mit ihnen wich langsam die neue Lehre aus der Reichsstadt. Friedrich von Keppenbach war wenn auch kein starker Charakter, so doch eine heiligmäßige, ascetische Natur. Er starb unerwartet rasch (1555), so daß man den »wälschen Prior« einer Vergiftung seines Abtes beschuldigte. Nach dem Tode Keppenbachs hauste dieser Prior eine Zeitlang allein im Kloster, da der aus gleichfalls zwiespältiger Wahl hervorgegangene neue Abt Gisbert Agricola (1556 bis 1586) erklärte, nicht eher das Kloster zu betreten, als bis die fremden Insassen dasselbe verlassen hätten. Erst jetzt war die fast ein halbes Jahrhundert lang drohende Gefahr, das Stift seiner ursprünglichen Bestimmung zu entfremden, beseitigt. 1548, 7. Juli, hatte schon ein kaiserlicher Befehl dem Rat der Stadt eingeschärft, »das Interim ohne weiteren Verzug in das Werk zu richten«. Aber noch 1560 befanden sich Protestanten in der Stadt, denn Cornelius Eselsberger, der Stadtpfarrer, mußte sich damals gegen Angriffe wenden, die gegen katholische Gebräuche und besonders das Meßopfer öffentlich angeschlagen worden waren.[2]) Agricola ließ sich, nachdem wieder einige Ruhe eingetreten, vor allem die Restauration der arg verwahrlosten Klosterbauten angelegen sein, wovon ein inschriftliches Chronostichon Kunde gab.

Einige Aufregung verursachte im Konvent die vom Straßburger Bischof Erzherzog Leopold angeordnete Losreißung (1618) des Klosters von der Bursfelder Kongregation und die Eingliederung in die Straßburger Kongregation; gleichzeitig wurde eine Visitation angeordnet, über welche die Acta commissionis odiosae de intrudendo inspectore sub pallio reformationis leidenschaftlich Bericht erstatten. Schlimmer waren für die Abtei die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges Der Abt war in den späteren Jahren meist abwesend in Villingen oder Rottweil, und auch der Konvent bestand oft nur aus drei Personen. Die Stadt hatte sich gegen hohes Lösegeld Schonung von den Schweden erkauft, und auch das Kloster ging lange Zeit heil aus. Die schwedische Einquartierung vom J. 1634 fiel entweder den Österreichern zum Opfer oder kam in Gefangenschaft; auch ein Angriff der Straßburger ward bald hernach vereitelt. Zu allem Elend kam in diesen Jahren noch ein Zwist mit der Stadt, die für die Stadtkirche einen Weltgeistlichen wollte an Stelle des Ordenspriesters, der zu schlecht katechisiere und keine Taufbücher führe. Als das Kloster diesem Verlangen nicht sofort entsprach, sperrte die Stadt ihm den Zehnten, erhielt aber vom Bischof von Straßburg den gemessenen Befehl, unter der Strafe der Exkommunikation die Sperre aufzuheben und noch 200 fl. Buße zu erlegen.

[1]) Vgl. Baumgartner in Schauinsland 23, S. 29 ff.

[2]) »Antwurt auf die geschrifft einer tabelenn, in welcher das Ampt der heyligen Mäß unbilliger weyß angetastet und verworfen«. Vierordt sah diese handschriftlich erhaltene Kontroversschrift seinerzeit beim Medizinalrat Dr. Schwörer in Freiburg (Gesch. der evang. Kirche in Baden V, S. 397).

Dafür konnte der Rat sich jetzt einen geeigneten Pfarrer in der Person des trefflichen Pater Leonhard Feinlein (gest. 1679) wählen (1640), von dem wir sehr anschauliche Berichte über die Gräuel des Dreißigjährigen Krieges haben, so über die dreimalige Plünderung der Stadt und des Klosters durch die Weimarer Truppe in dem einen Jahr 1643. Das erste Mal hatten der Klosterturm und die Mauern durch die Beschießung »etliche Löcher« bekommen. Die letzte gleich vandalische Plünderung und Verwüstung, teilsweise mit Brandlegung, ging den 4. November vor sich. Noch schlimmere Drangsalierung und Verheerung standen der Stadt wie dem Kloster 40 Jahre später bevor. Schon 1675 und 1678 sah Gengenbach die Kriegsgefahr wiederholt an seine Tore klopfen, und mehr noch in den folgenden Jahren die Greuel der Franzosen in der Rheinebene draußen auflodern. 1689 fiel es selbst nach dem Fall von Straßburg denselben zum Opfer.

Zu der Kriegsgefahr, Plünderungen und fast unerschwinglichen Kontributionen (1703 bis 1704) im Spanischen Erbfolgekrieg kam noch die gänzlich unfähige Regierung des Abtes Augustinus Müller (1696 bis 1726), unter dem die Disziplin in bedenklicher Weise gelockert und das Vermögen wie die Güter in unverantwortlichem Maße, besonders durch Nepotenwirtschaft einiger Patres, verschleudert wurden So stellte sich 1721 eine Schuldenlast von 25 000 fl. heraus. Der Konvent war noch teilweise in Nachbarklöstern zerstreut; der Abt wohnte anfangs in Zell. Es sind bittere Worte, mit denen Dornblüth sein Endurteil über den untauglichen Klosteroberen abgibt: Erat, si otium, gulam et crapulam excipias, sat bonus religiosus.[1]) Zwar gelang es, nicht den nächsten Nachfolgern Seeger und Rischer, wohl aber den beiden letzten Äbten, die Schuldenlast wieder vollständig zu tilgen. Rischer hatte sich sogar durch Errichtung einer Glashütte und Kobaltfabrik in Dörrenbach in finanzielle Schwierigkeiten gebracht, um so besser aber rentierten sich nach seiner Abdankung und Übersiedelung nach Dörrenbach die Anlagen. 1803 kam das Stift, das bis dahin reichsunmittelbar gewesen war, an Baden und wurde säkularisiert.[2])

Auf dem Gebiet der Geisteskultur hat das reiche und angesehene Stift kaum Nennenswertes aufzuweisen. Das Schulwesen zeigt sich, so oft im Laufe der vielen Jahrhunderte davon die Rede ist, in verwahrlostem Zustande. Erst in der Zeit der Gegenreformation nahm sich Cornelius Eselsberger des Bildungswesens hervorragend an. Das protestantische Gymnasium hielt sich nur unter Matthias Erb auf der Höhe; unter dessen Nachfolger Dionysius Reuchlin (1537 ff.) sank es merklich. Auch für die theologische Ausbildung des Nachwuchses leistete das Kloster nicht viel. Im J. 1670 wurde der Kongregationsbeschluß, daß wenigstens zwei begabte Brüder auf eine Akademie zum Studium der Theologie und des kanonischen Rechts zu schicken seien, angenommen. Im J. 1672 bezogen tatsächlich zwei Gengenbacher die Universität Freiburg; sie wurden aber schon nach einem Semester wieder zurückberufen, weil der Erfolg zu gering sei. Das gleiche geschah 1711, als zwei Patres für kurze Zeit nach St. Blasien gingen, um sich für das Professorat in Gengenbach vorzubereiten. Nicht weniger geringfügig sind auch die literarischen Leistungen des Gengenbacher Konvents. Sieht man von den Klosterchronisten ab, so hat sich nur Pater Augustin Dornblüth[3])

---

[1]) Vgl. Z. NF. 9, S. 254.

[2]) Vgl. die Aktenstücke darüber, FDA. VI, S. 297 ff.

[3]) Vgl. über ihn Z. NF. 8, S. 690 ff.

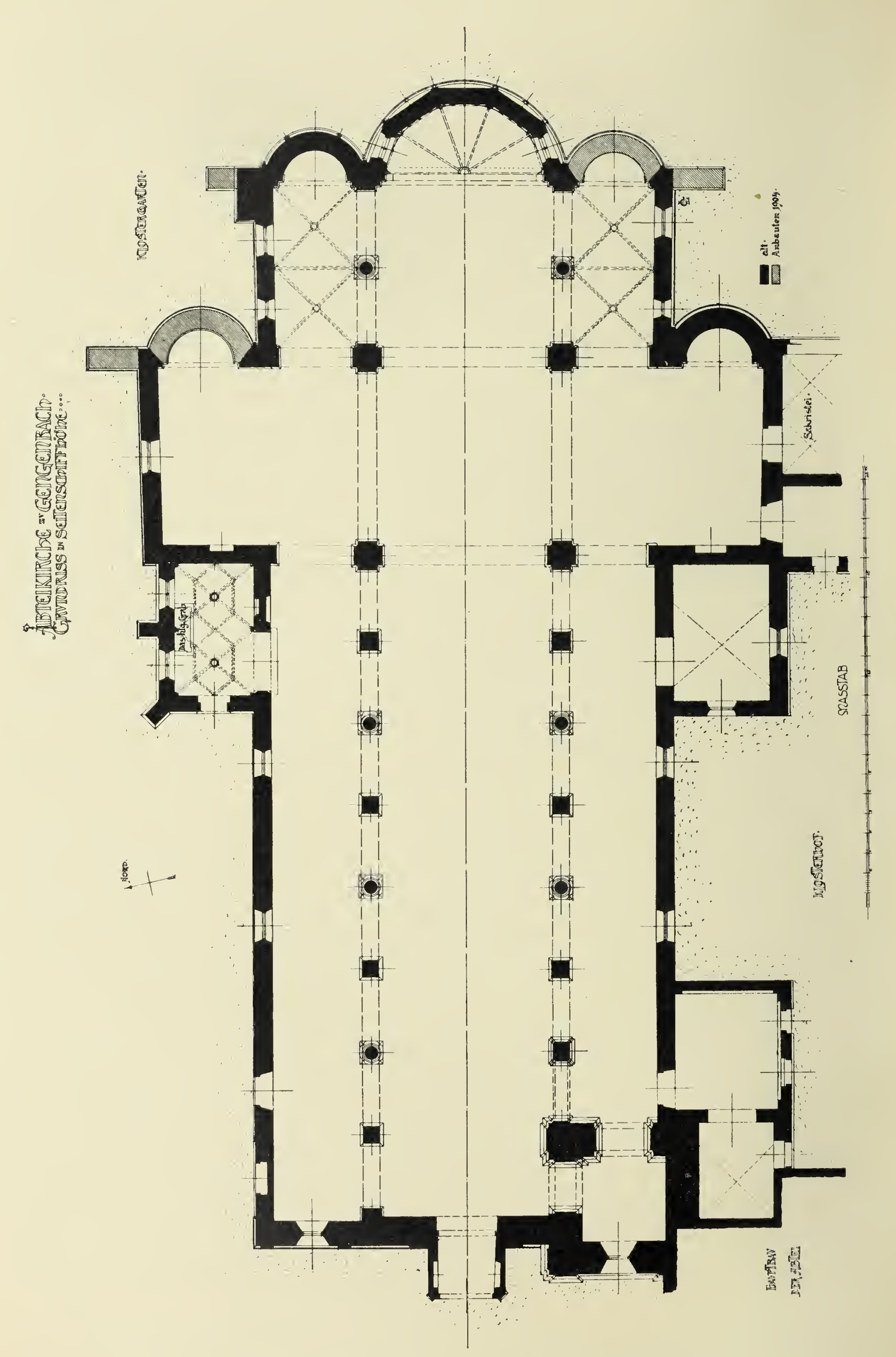


Fig. 200. Grundriß der Klosterkirche von Gengenbach.

(gest. nach 1750) durch eine lange Liste von Übersetzungen, pädagogischen und ascetischen Schriften[1]) einen Namen gemacht. Der Abt Placidus Thalmann schrieb ein ascetisches Buch Angelus confortans,[2]) der Humanist Philipp von Eselsberg ein handschriftlich erhaltenes Werk über die Reformation.[3]) Subprior Augustin Schillinger veröffentlichte in Rastatt 1792/93 in vier Bänden das Gebet- und Unterrichtsbuch »Der gutkatholische Christ, so wie er seyn soll in Worten und Thaten«.

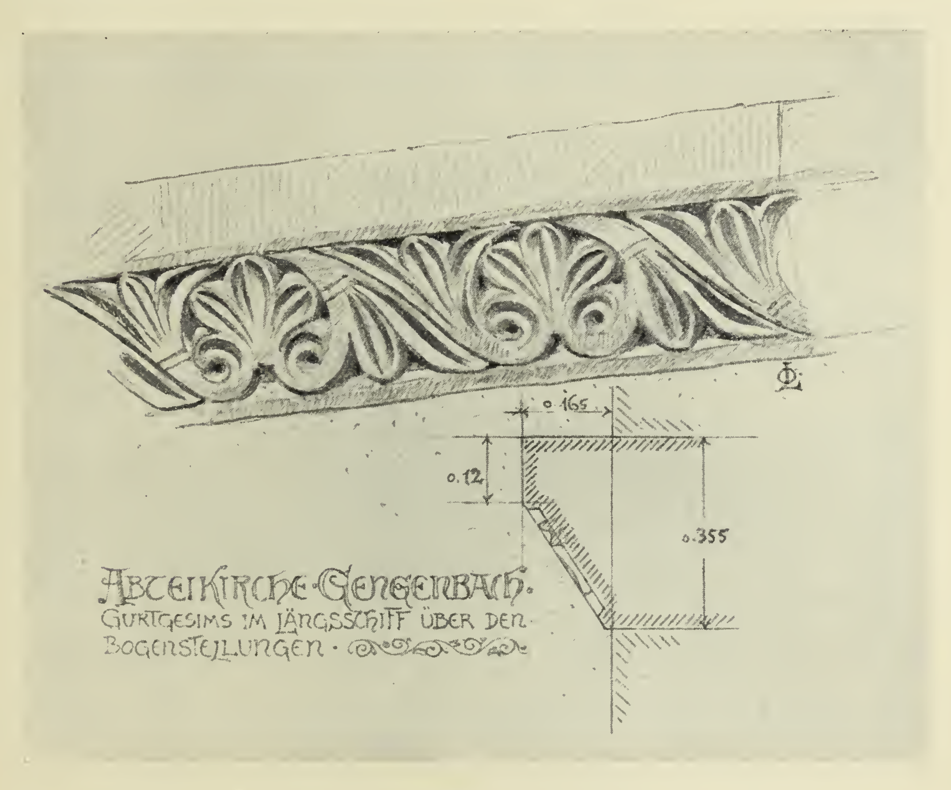


Fig. 202. Klosterkirche zu Gengenbach, Rankenornament des Gurtgesimses.

Außer der Klosterkirche hatte Gengenbach noch eine Stadtkirche vor den Toren (ad S. Martinum), von deren Schicksalen wiederholt schon die Rede war. Außerhalb des städtischen Schutzes, war sie feindlichen Verwüstungen ganz besonders ausgesetzt. Gleichfalls außerhalb der Stadtmauer gelegen war das kleine Klausnerinnenklösterchen neben der Martinskirche, das 1302 von Abt Dietrich IV. für drei Frauen gegründet wurde. Schon 1395 wurde es beim Überfall Gengenbachs durch die Straßburger zerstört, die Beghinen werden aber noch 1449 genannt.[4]) Sehr alten Ursprungs ist wohl die Kapelle auf dem Kastellberg, im Mittelalter (1289) Jakobs-, später Einbethkapelle genannt. Ein Spital, das eine Zeitlang während der Klosterherrlichkeit das Gymnasium beherbergte, lag in der Vorstadt auf dem Weg gegen Offenburg. *(Sauer.)*

[1]) Vgl. FDA. XX, S. 137 ff.

[2]) Vgl. Z. NF. 8, S. 463.

[3]) Mone, Quellens. I, S. 59 ff.

[4]) Vgl. Z. NF. 8, S. 663 ff.

Kloster

Von dem stattlichen *Kloster* stehen heute nur noch die Kirche, das Konventsgebäude aus zwei rechtwinkelig zueinander stehenden Flügeln, deren westlicher an die Fassade der Kirche anstößt, die östlichen Wehrmauern mit einem später zum Gartenhaus umgebauten Turm (s. oben) und die Türpfosten des Klostergartens. Die Ausdehnung des ehemaligen Bezirkes ist in unserem Plane ersichtlich. Von diesen Bauten aber stammt nur die Kirche aus dem Mittelalter, allenfalls noch Reste der Mauer, alles übrige gehört dem 17. bezw. 18. Jh. an.

Klosterkirche

Die ehemalige *Klosterkirche*, jetzige katholische Pfarrkirche, als deren Himmelspatronin schon 1140 »beata et sancta dei genitrix Maria« erwähnt wird, dürfte, wie sich aus der Geschichte und der Formenbehandlung ergibt, aus den Jahren der von S. Georgen vorgenommenen Reformation stammen.

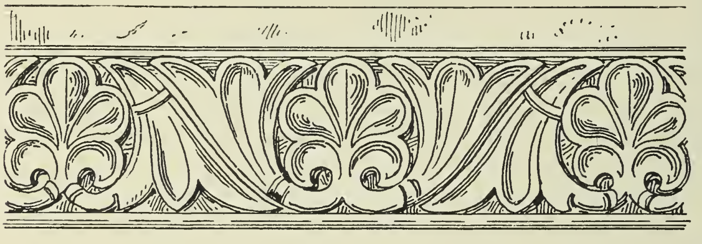




Fig. 203. Rankenornament an den Kämpfern der Säulen und Pfeiler in der Kirche zu Gengenbach.

Ein Blick auf den Grundriß (s. Fig. 200) läßt das Hirsauer Schema erkennen. Wir haben eine dreischiffige, flachgedeckte Basilika vor uns mit nur drei Stufen höher liegendem Chor, der in einer runden Apside schloß (später verändert) und sich in je zwei Arkaden auf einer Säule nach den ebenfalls in runden Apsiden geschlossenen Seitenchören öffnet, welche als die Fortsetzung der Seitenschiffe gedacht sind. (Tafel XII.) An den übrigbleibenden Ostwänden des Querhauses sind zwei weitere Apsiden angebracht. Pfeiler von kreuzförmigem Grundriß tragen die Vierung, auf der möglicherweise einmal ein Turm oder ein Dachreiter saß. Dafür spricht, daß bei sonstigem Wechsel von Pfeiler und Säule im Langhaus man es doch für nötig hielt, hier auf den Vierungspfeiler zunächst wieder einen Pfeiler folgen zu lassen. Darauf folgen auf jeder Seite untereinander abwechselnd drei Pfeiler und drei Säulen und am Innern der Fassadenwand Pilaster, auf der Südseite ist jedoch die dritte Säule des nahen Turmes halber in der Barockzeit in einen Pfeiler verwandelt worden und an die Stelle des dritten Pfeilers ist der mächtige Unterbau des Turmes getreten.[2]) Der Stützenwechsel ist hier nicht zu einer Gliederung des Hochbaues benutzt worden durch Zusammenfassung, wie vielfach in den sächsischen Kirchen. Ein horizontales Gurtgesims zieht sich etwa 1 m über den unprofilierten, rundbogigen Arkaden her.[3]) Dieses Gurtgesims, das auch an der Ostseite herumzieht, ist an dieser, an der Langhaussüdwand und an dem

[1]) a. a. O. S. 53.

[2]) Von dem Pfeiler, der nach Baer mit vier Halbsäulen geziert war, kann ich nichts entdecken.

[3]) Lübkes Angabe, daß wie in Maulbronn von dem Gesimsband sich Vertikalstreifen zu den Pfeilern herabziehen, ist irrig; er hat sich wohl durch die Wandpilaster des Barocks täuschen lassen.



Blick in den Chor der Klosterkirche in Gengenbach. (Nach der Restauration.)





Band VII. Zu

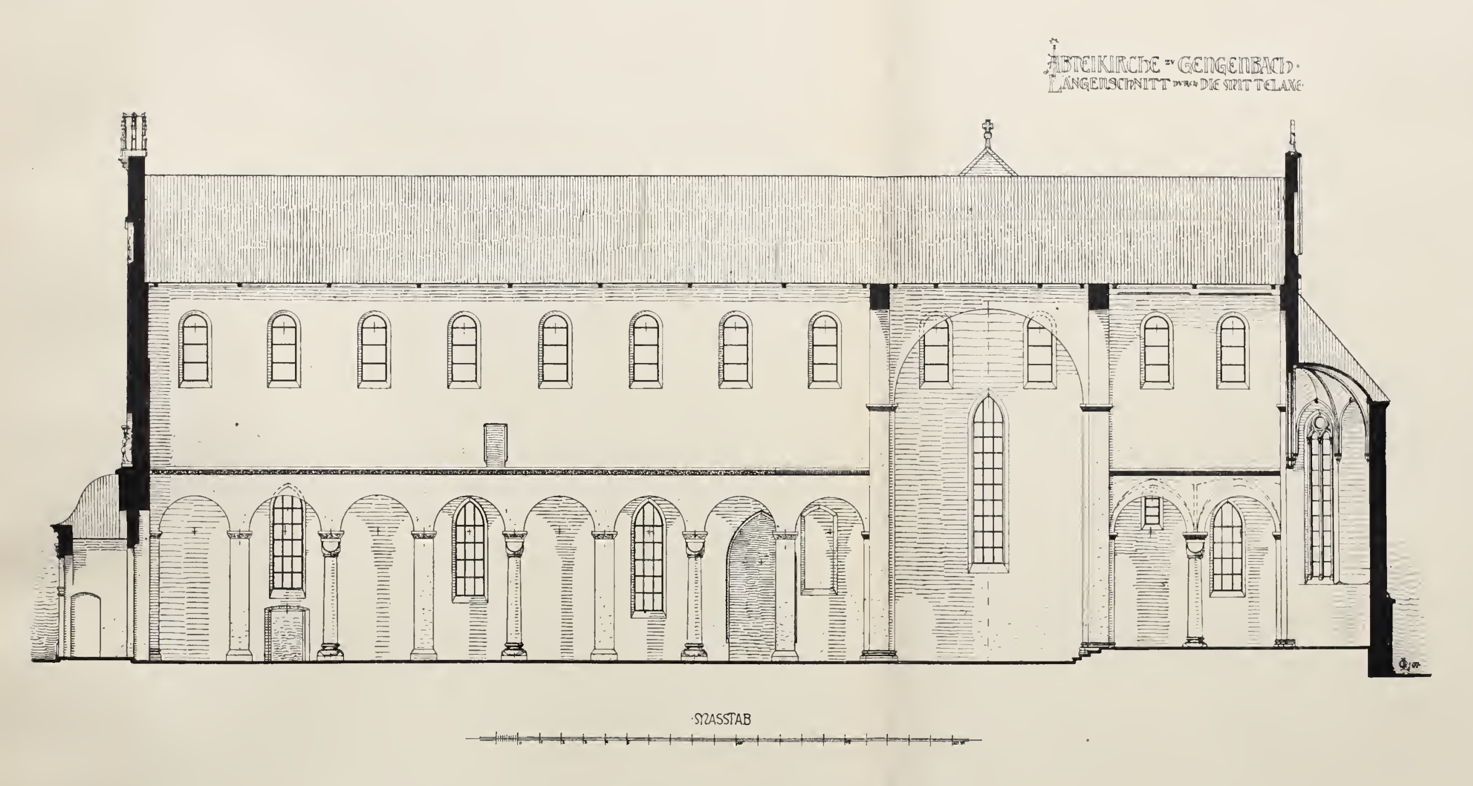


Fig. 201. Längsschnitt durch die Klosterkirche in Gengenbach.

östlichsten Teil der nördlichen Mittelschiffwand bis über den ersten Pfeiler nach dem Vierungspfeiler durch einen Schachbrettfries geziert, der dann auch an der Kämpferplatte der Säulen und der Pfeiler wiederkehrt. Über dem genannten Pfeiler bricht derselbe plötzlich ab und an seine Stelle tritt hier wie an Säulen und Pfeilern ein schwungvoll gezeichnetes und voll plastisch gearbeitetes, schönes Rankenornament (s. Fig. 203). Das deutet in seinem plötzlichen Auftreten doch auf einen Wechsel in der Bauführung hin, wofür auch die Mauerverbände sprechen. Baer hielt den nordwestlichen Teil mit diesem Rankenornament für den älteren, da man wohl, um die alte Kapelle möglichst lange zu erhalten und trotzdem den Altarplatz nicht verlegen zu müssen, im Westen zu arbeiten begann. Allerdings hält er auch die umgekehrte Hypo-

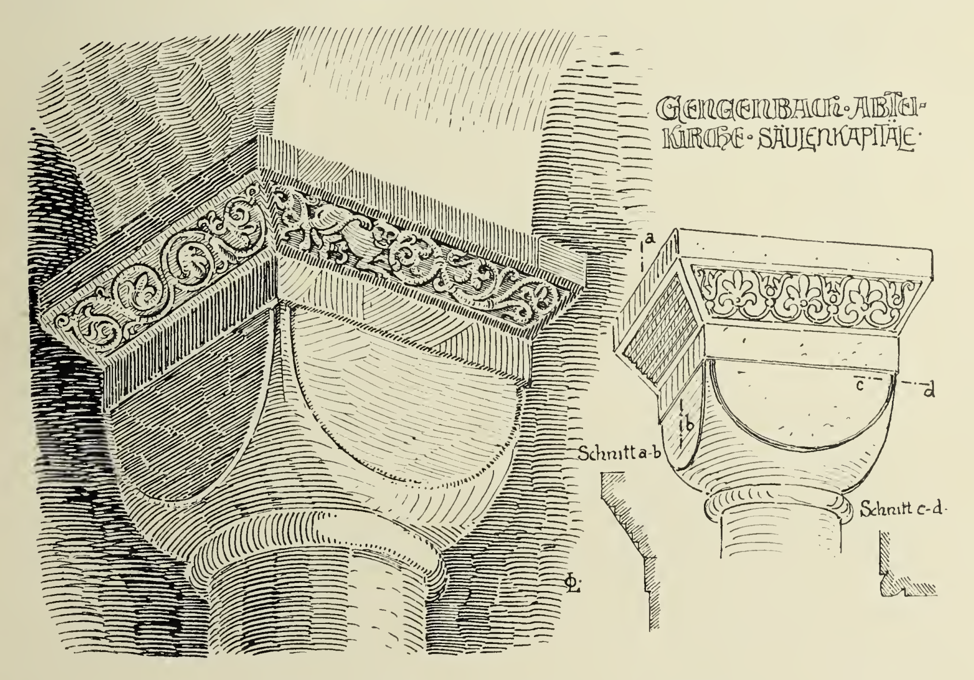


Fig. 204. Klosterkirche in Gengenbach, Säulenkapitelle.

these für gerade so wahrscheinlich, und in der Tat scheint es mir plausibler, daß man zunächst für den Altar das neue, würdige Haus schuf, also die Ostpartie, womit auch das primitivere Schachbrettornament älter wäre als das feinere Rankenornament. Von der legendären und ganz unwahrscheinlichen erstmaligen Reform direkt von Hirsau aus i. J. 1094, mit der auch Baer operiert, müssen wir nach Sauers Darlegungen absehen. Erst Abt Friedrich (gest. 1120), von S. Georgen stammend, reformierte das Kloster nach den Hirsauer Grundsätzen. In diese Zeit oder kurz nachher, also in die erste Hälfte des 12. Jhs., werden wir demnach unseren Bau zu setzen haben. Überall zeigt er den Anschluß an das schwäbische Vorbild. Die Säulen sind durchaus in hirsauischem Sinne gebildet, wie das Würfelkapitell mit dem halbkreisförmigen Schilde, dessen doppelter Umrahmung (s. Fig. 204) und der einfachen Schräge zeigt. Der Halsring, welcher den Übergang zum Schaft vermittelt, findet sich ebenfalls in der Peterskirche in Hirsau, auch die steile attische Basis, das Eckblatt aber erinnert an die ebenfalls der Hirsauer Bau-

schule angehörige Kirche in Alpirsbach. Die Säulen (s. Fig. 205) sind nicht so schlank wie diese, aber schlanker als diejenigen in Hirsau. Es darf zum Schluß nicht übersehen werden, wie das Rankenornament am Gesims als fortlaufend, an den Kämpfern mit einer geschickten leisen Abänderung als in sich geschlossenes Ornament behandelt ist. Auch möchte ich darauf hinweisen, daß in dies Ornament an der nordwestlichsten Säule und dem darauffolgenden Wandpfeiler Tierkörper hineinkomponiert sind.

Die Kirche war ursprünglich mit flacher Decke gedeckt, welche die große Restauration unter dem damaligen erzbischöflichen Baudirektor Meckel in den letzten Jahren des 19. Jhs. wider rekonstruiert hat. Die beiden verlängerten Seitenschiffe neben dem Chor haben ihr spätgotisches Rippengewölbe vom Ende des 16. Jhs. behalten; die Rippen zeigen die trockene Profilierung der Spätzeit, an dem einen Schlußstein das Wappen des Erbauers, des Abtes Joh. L. Sorg, und die Jahreszahl 1589. Dagegen wurde die gesamte Barockstuckdekoration der Decken etc. herausgerissen.

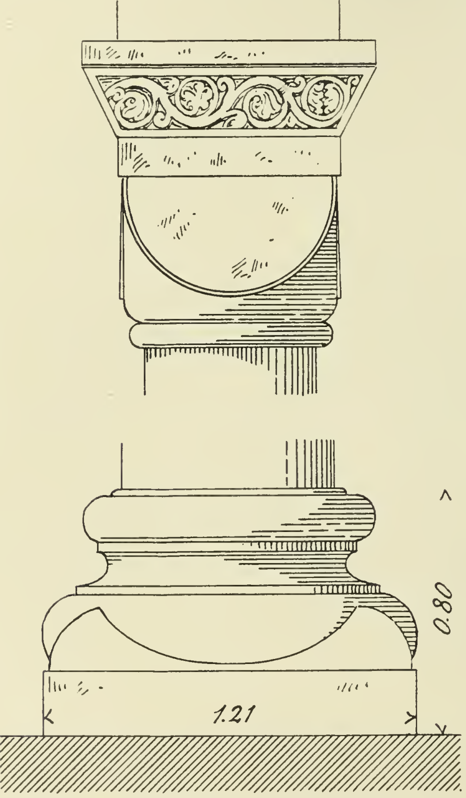


Fig. 205. Klosterkirche in Gengenbach, Säule im Langhaus.

Die spitzbogigen Fenster der Seitenschiffe verdanken dem Lichtbedürfnis des späteren Mittelalters ihre Entstehung, ebenso das Fenster an der nördlichen Westwand und das in der Chorapsis. In den Stürmen des 17. Jhs. waren Dach und Hochmauern des Mittelschiffs offenbar einem Brande zum Opfer gefallen, man baute sie wieder auf (noch ist die Ansatzlinie deutlich zu erkennen), natürlich mit zahlreicheren, rundbogigen Fenstern (Fig. 206). — In die Ecke der nördlichen Seitenschiff- und Querschiffmauer ist im 16. Jh. die Kapelle des heiligen Grabes eingefügt worden, deren Beschreibung unten folgt, gegenüber an der Südseite eine Kapelle der Barockzeit.

Die fünf Konchen sind zum Teil auf den alten Grundmauern errichtete Ergänzungen des 19. Jhs. Durchaus alt die Apsis des verlängerten nördlichen Seitenschiffs und die dem südlichen Querschiff vorgelagerte. Die Apsis des Hochchors selber scheint mir in gotischer Zeit verändert, aus ursprünglich rundem Grundriß polygonal gestaltet worden zu sein. Ihr Gewölbe erhielt sie bei der letzten Restauration, welcher auch die Apsis am nördlichen Querschiff und die des verlängerten südlichen Seitenschiffs angehören. Bei dieser Renovation ist auch der im 18. Jh. höher liegende Boden des Chors abgetragen worden.

Äußeres

Das Äußere der Kirche ist von großer Schlichtheit, schlichter noch, als es die Gewohnheit der Schule verlangte; darin der Alpirsbacher Kirche verwandt. Etwas reicher

ist die Ostpartie ausgebildet (s. Fig. 207). Unter den Fenstern zieht sich ein Gurtgesims hin, das an der Hauptapsis um sechs, an den beiden Nebenapsiden um zwei mehrkantige kleine Wandpfeiler kapitellartig verkröpft ist, welche Kapitelle entweder dreieckförmig

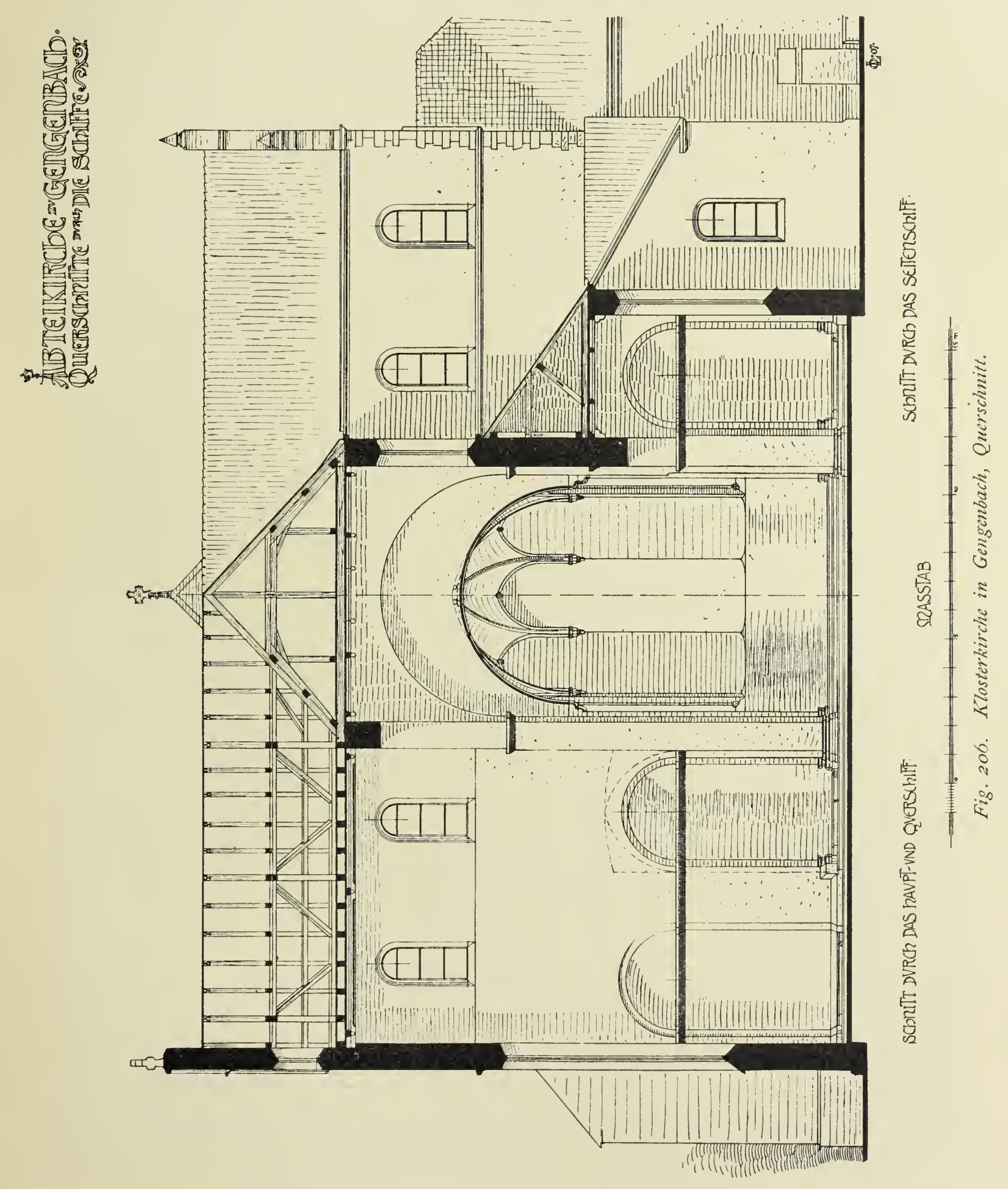


Fig. 206. Klosterkirche in Gengenbach, Querschnitt.

gestaltet und mit Rosetten u. a. verziert oder prismatisch gebrochen sind. An der Seitenapsis endigen sie in einem zapfenförmigen Aufsatz. Aus dem Sockel wachsen sie auf ziemlich hohen, polygonalen Basen auf, die merkwürdige Eckblätter an der Plinthe aufweisen. Baer und Baumgarten haben diese Dekoration als ursprünglich hingenommen,



Fig. 207. Ostteile der Klosterkirche in Gengenbach.

mir scheint sie um das J. 1100 unmöglich. In der Tat sind auch die Reste der alten Dekoration (s. Fig. 208) stehen geblieben, nämlich die runden Halbsäulen auf echt romanischen, attischen Basen, da, wo die Apsiden zusammenstoßen, die heute als

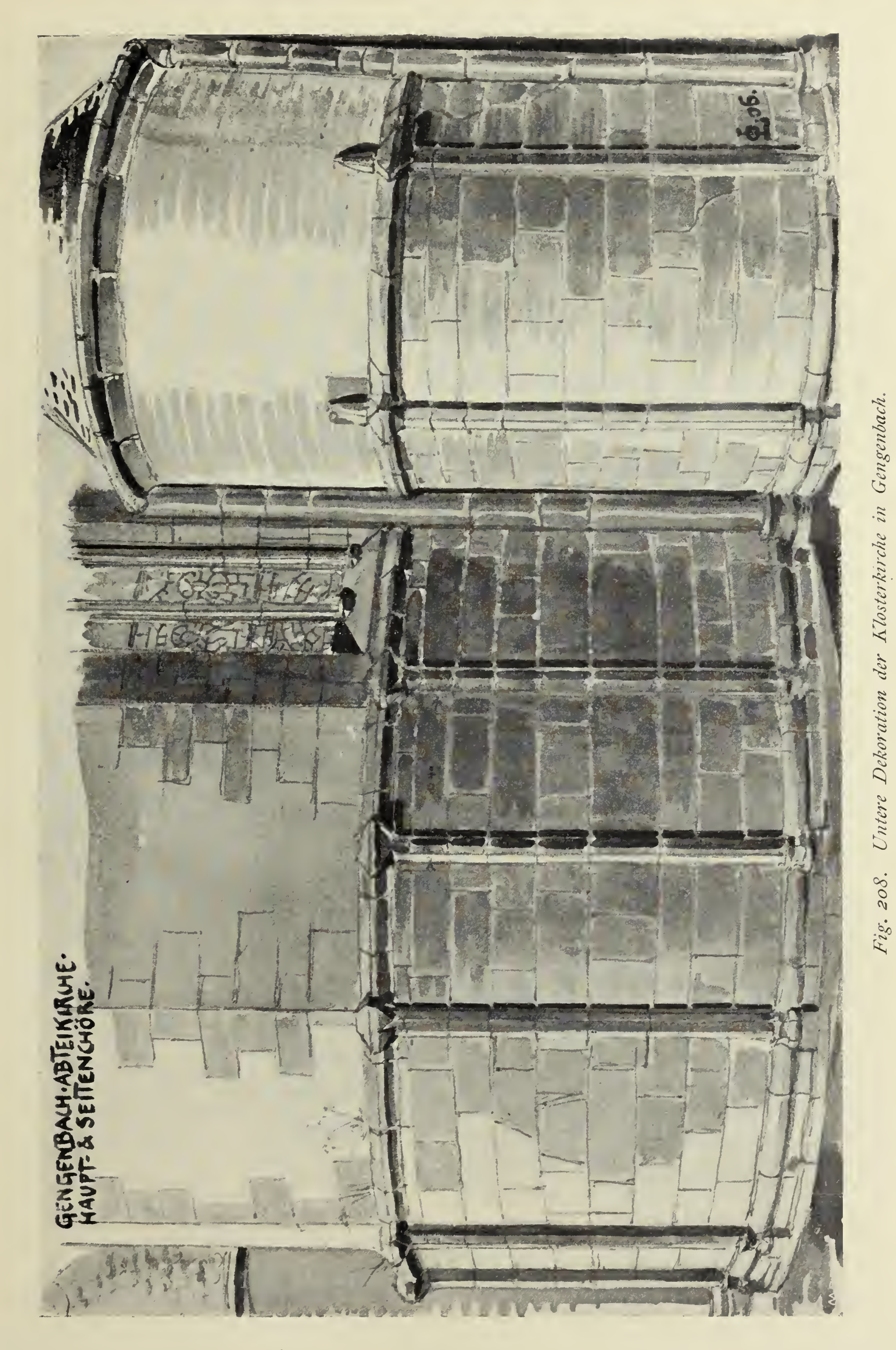


Fig. 208. Untere Dekoration der Klosterkirche in Gengenbach.

Stümpfe ohne Kapitell endigen. Ob diese Teile nicht fertiggestellt waren oder aus welchen Gründen hier eine Änderung stattfand, vermag ich nicht zu sagen. Auf der bis zu etwa 3 m Höhe stehen gebliebenen Mauer der Hauptapsis hat man in der gotischen

Scheu vor dem einfachen Rund den heutigen polygonalen Abschluß aufgeführt, wie auch in Alpirsbach. Da ich nun keinen vernünftigen Grund sehe, warum die Barockzeit gerade die heute auf zweifellos vorhandenen Grundmauern erneuerten zwei Apsiden hätte wegschlagen sollen, so glaube ich daraus entnehmen zu sollen, daß sie nie ausgeführt, daß die Ostteile also nicht fertiggestellt waren. Den Formen nach im 13. Jh. in früher Gotik hat man die drei angefangenen Apsiden vollendet.

Westfassade

Auch die *Westfassade* (s. Fig. 209) hat manche Eingriffe dulden müssen. Im Erdgeschoß ist sie durch Lisenen in fünf Bogenfelder geteilt, in deren mittlerem das Hauptportal, dessen romanische Formen durch die Vorhalle zerstört oder verdeckt sind. Die Lisenen gehen in rundem Wulst in die Wand über, die zwei das Hauptportal flankierenden tragen als Kämpferstück je einen liegenden Löwen (siehe Fig. 210), der anscheinend nicht hierher paßt, da der Blendarkade ein schmaleres Stück entsprechen würde und der eine Löwe ersichtlich später abgehauen ist. Der Sockel, aus Wulst und einem Plättchen bestehend, zieht sich um den ganzen Bau herum. An der Nordseite, sofort bis der Westecke, ist er von einem rundbogigen, typisch romanisch profiliertem Portal unterbrochen. Dessen Gestalt allein bewiese schon seine Ursprünglichkeit, dann aber auch die alte Abarbeitung des Sockels, der sich jenseits der Türe fortsetzt. Die Existenz dieses Portals deutet nicht notwendig darauf, daß der Zugang von Norden her zum westlichen Hauptportal durch eine Mauer gesperrt war, wie Baumgarten meint.

Fig. 209. Westfassade der Klosterkirche in Gengenbach.

In dem nördlichsten Bogenfeld der Fassade ist ein gotisches Fenster eingebrochen mit heute neuem Maßwerk, an dem südlichsten Felde eingeritzt die Vorzeichnung (s. Fig. 211) eines hochgotischen Fenstermaßwerkes, das in vergrößertem Maßstabe hier angebracht werden sollte. Das jetzige Barockportal ist durch einen Vorbau, eine Art Windfang, mit Kupferwalmdach und Kompositpfeilern an den Ecken geschützt.[1]) In dem Bogenfeld neben

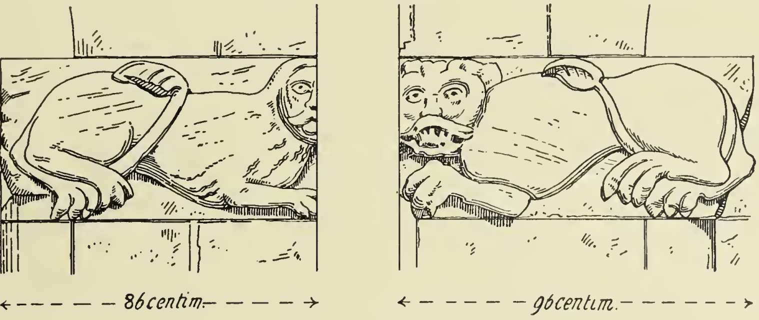


Fig. 210. Westfassade der Klosterkirche in Gengenbach, Kämpferstück am Hauptportal.

dieser Vorhalle ist das romanische Relief eines Adlers eingemauert (s. Fig. 212). Über diesem Erdgeschoß zieht sich eine gotische Wasserschräge hin, die zwischen den zwei romanischen Rundfenstern zur Sohlbank der Nische emporsteigt. Die Mittelsäulchen der gekuppelten Rundbogenfenster haben steile attische Basen und weit vorladende Kapitellstücke. Zwischen den Fenstern (s. Fig. 213) spannt sich ein Blendrundbogen über die flachbogige Nische, in der jetzt eine geringe Barockfigur der thronenden Madonna mit dem Kinde angebracht ist. Im Giebel der Kirche, hoch oben in einer rundbogigen Nische, die romanische Figur einer thronenden Maria mit dem bekleideten, segnenden Kinde auf einem Thron, der von romanischen Säulen gestützt ist (s. Fig. 214); eine etwas ungefüge Figur, die noch die Form des ursprünglichen Steinblocks verrät. Der auf der Wasserschräge über der mittleren Lisene der nördlichen Fassadenseite ansetzende, jetzt zwecklose Wandpfeiler scheint mir nicht, wie Baumgarten meint, auf die möglicherweise ja vorhandene Vorhalle zu deuten, vielmehr hatte er vor der späteren zweimaligen Erhöhung der Kirche, etwa in Bezug auf die niedriger ansetzenden Pultdächer der Seitenschiffe, eine andere heute nicht mehr erkennbare Funktion. Auf dem First eine spätgotische Laterne, deren Spitzgiebel jetzt leider abgebrochen ist. Wie aus der Beschreibung hervorgeht, ist die Fassade in gotischer Zeit erstmals verändert worden durch Einbrechen von Fenstern, Hinzufügung eines Gurtgesimses sowie der Laterne; die Barockzeit fand die Fassade in durch die Franzosen-

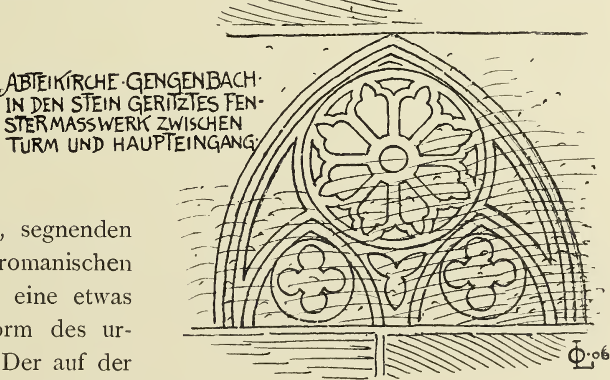


Fig. 211. Fenstervorzeichnung an der Klosterkirche in Gengenbach.

[1]) Eine Jahreszahl, von der Baumgarten spricht, konnte ich an ihm nicht entdecken. Die Kapitelle der Pfeiler sind aus Holz.

kriege sehr ruiniertem Zustand, sie hat dieselbe wieder geflickt, die wo anders herstammenden Reliefs hier verwendet und den Vorbau vorgelegt.

Paradies

Ob sie die romanische Vorhalle oder das *Paradies* erst beseitigt hat, oder schon die Gotik, können wir heute nicht mehr bestimmen. Daß ein solches vorhanden war, hat sich durch Grabungen bei der Restauration gezeigt. Bedauerlicherweise existieren davon keine Aufnahmen. Nach den Berichten fanden sich den Arkaden des Langhauses entsprechende Fundamentmauern, die auf eine Dreischiffigkeit desselben hindeuten. Es mag dieselbe Breite gehabt haben wie in Alpirsbach und flachgedeckt gewesen sein; der einzige Rest sind jetzt die Blendarkaden.

Das Material der Fassade besteht unten aus gut behauenen Sandsteinquadern; oben aus ebensolchen, untermischt mit geringeren Werkstücken, was auf eine einstmalige Ausbesserung hinweist.

Türme

Ein Bild des Klosters und der Kirche finden wir auf dem Altarblatt der Einbethenkapelle. Es entstammt der Zeit um 1690 und zeigt die Kirche mit zwei westlichen Fassadentürmen.[1]) Die Richtigkeit dieser Angabe ist bezweifelt worden; wie Baer behauptet, hätten Nachgrabungen nichts entdeckt. Ich kann letztere Angabe nicht nachkontrollieren. Weniger wichtig ist das Fehlen einer Notiz über schon existierende Türme in dem von Baumgarten publizierten Protokoll. Denn daß mindestens ein Turm wenigstens in Anfängen in gotischer Zeit bestanden hat, das beweist mir der heutige, der auf seinen Grundmauern emporgeführt ist; ich kann mir den heutigen Befund nicht anders deuten. Der Turm ist in die Südwestecke der Kirche hineingebaut, der westlichste Pfeiler der Mittelschiffarkaden wurde nach 1690 zu einem kräftigen Unterbau. Das Erdgeschoß öffnet sich im Rundbogen in die Kirche. Sein Licht erhält es durch ein spätgotisches Spitzbogenfenster. In drei Stockwerken steigt der Turm auf. Ein kräftiger Sockel der Barockzeit mit an den Ecken verkröpftem Wulst umgibt ihn. In den zwei unteren Stockwerken dorische, im dritten ionische Pilaster tragen das verkröpfte Gebälk. Darüber ein Achteckgeschoß mit bauchigen Vasen an den freibleibenden vier Ecken des Unterbaues; die langgestreckten Fenster sind von einem Wulst umzogen und durch Kompositpilaster getrennt, darüber ein Zwiebeldach mit Laterne. Im Innern finden sich nun über dem Erdgeschoß Konsolen der Renaissancezeit mit hier aber nicht Müllenheimischen Rose, einer Hausmarke und einem anderen undeutlichen Zeichen, eine Nische im flachen Eselsrückenbogen und die Spuren einer Tür. Alles deutet darauf hin, daß bereits im 16. Jh. ein Bau bestanden hat. Das Spitzbogenfenster erscheint mir nach 1669, wenn auch möglich, so doch nicht wahrscheinlich.

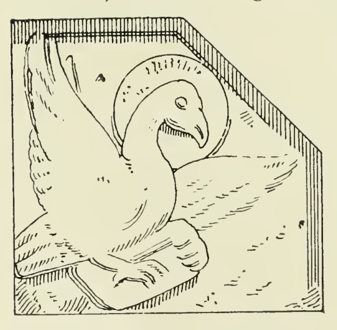


Fig. 212. Adler, Relief an der Klosterkirche in Gengenbach.

Die für den Turmbau wichtige Stelle in den Annalen[2]) lautet über das Jahr 1669: »Proposuit abbas, utrum consultum iudicarent, ut nova extrueretur turris pro campanis nostris, eo quod turris illa lignea supra chorum posita, ob vetustatem esset necessario deicienda? Conclusum et resolutum novam turrim aedificandam, si rev. sciat, adesse sufficientia media pro perficicudo tali opere. Turrim deinde abbas a dextro latere

[1]) Auch ein im Privatbesitz befindliches gleichzeitiges Gemälde zeigt die zwei Türme.

[2]) Z. NF. 8, S. 474.

maioris portae ecclesiae in ingressu coepit extruere, quam et perfecit, sed parum firmam, quia non ex fundamento, sed solum supra muros ipsius ecclesiae, alias debiles et non 3 pedes geometricos latos collocavit, dissuadente p. priore cum toto conventu; manifeste cuim videbatur res valde pericolosa et opus non diu duraturum.« Dazu bemerkt Ziegler (s. daselbst) später: »Turris ista post incendium a. 1689 toti monasterio et ecclesiae nostrae illatum, deiecta fuit totaliter, quia minabatur ruinam, quia columna illa lapidea, cui turris ex una parte inuitebatur, notabiliter ex incendii vehementia destructa et exusta fuit . . . . Hoc anno turris nova, ut supra dictum fuit, aedificari coepta est.«

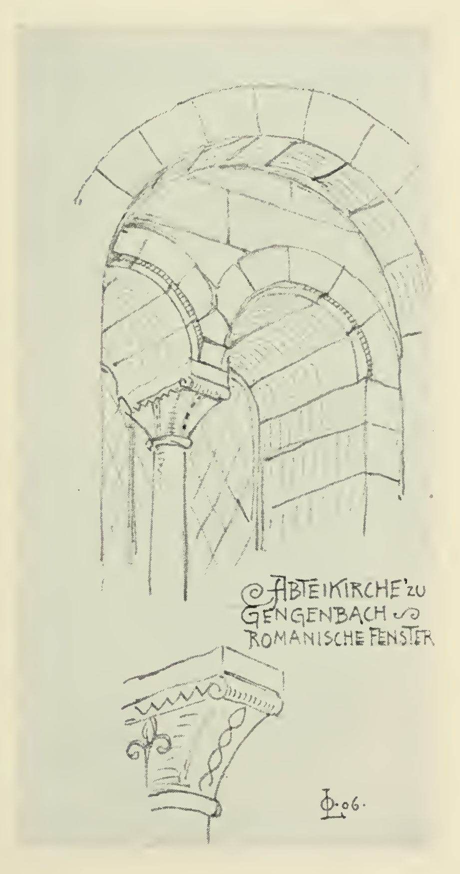


Fig. 213. Fenster von der Fassade der Abteikirche in Gengenbach.

Wir entnehmen daraus, daß ein hölzerner Dachreiter auf der Vierung saß, der aber wegen seines Alters nicht mehr genügend schien. Man schritt deshalb 1669 zu einem neuen Turmbau, wobei man wohl die Reste des schon vorhandenen Turmes benutzte. Auf besondere Fundamentierung verzichtete man, der Turm ruhte mit seiner Nordostecke also auf dem nicht verstärkten östlichsten Langhauspfeiler. Bei dem Brand von 1689 hat natürlich auch der Turm sehr gelitten. Die ungenügende Fundamentierung schien deshalb besonders gefährlich, hauptsächlich der Pfeiler hatte gelitten, und so ging man an seine Abtragung. Zunächst errichtete man über dem Chor wieder einen Dachreiter,[1]) am 23. Oktober wurde der Knauf mit dem Kreuz aufgesetzt. Auf den Stichen des 18. Jhs. wie einer kleinen Zeichnung von 1825, im Besitze des Freifräuleins von Löwenberg, ist er mit seinem Zwiebeldach noch zu sehen. Der Aufbau des großen Turmes stand wohl wegen Geldmangels noch einige Zeit an. 1711 verkaufte das Kloster das Dornblüthsche Erbe,[2]) ein großes Haus und viele Matten und Reben; die dafür erlösten 4000 fl. wurden für den Turm verwendet. Seine Errichtung wird wesentlich dem Klosterbruder Nazarius Pistorius verdankt, einem der Schriftsteller des oftzitierten Protokolls, der ihn bis zur Höhe des Klosterdaches aufführte. Sein schriftstellerischer Nachfolger Dornblüth, der dies berichtet, drückt seine Verwunderung darüber aus, daß der Turm so auf die Seite gestellt wurde und nicht in die Mitte, gleichsam als ob zwei Türme projektiert gewesen wären, was nicht ganz unwahrscheinlich erscheint. Das öfter erwähnte Altarbild gäbe dann eine Darstellung des Gewollten, nicht des Ausgeführten. Allerdings fügt Dornblüth als eigenliche Erklärung hinzu,

[1]) Z. NF. 8, S. 672.
[2]) Ebenda S. 694.

daß der Graf Prosper von Fürstenberg den Abt überredet hätte: »ut parvam istam turrim lapideam gothico constructam ceu insignem antiquitatem conservaret«. Darunter werden wir wohl die ehemals sicher sehr elegante gotische Laterne auf dem Westgiebel zu verstehen haben und können somit das kunsthistorische Verständnis des Grafen bewundern. Auf Betreiben des Anselm Bender wurde der Turm dann 1715 bis 1716 vollendet, wozu er allerhand Klostergut zu Schleuderpreisen verkaufte und das Kloster in Schulden stürzte. Der Architekt des Turmes war Jacobus Rischer aus Bregenz, damals kurpfälzischer Kirchenbaudirektor (architectus administrationis ecclesiasticae electoratus palatini). Wir werden sehen, daß auch bei Kirche und Kloster Bregenzer Künstler die Ausführung hatten, wieder ein Beitrag zu der künstlerischen Herrschaft dieser Algäuer Architektenschule über ganz Süddeutschland. Der Knauf des Turmes war aus vergoldetem Kupfer, das Kreuz hat der Laienbruder Jakob Heimb verfertigt. (Fig. 215.)



Fig. 214. Romanische Madonna im Giebel der Klosterkirche in Gengenbach.

Die Betrachtung des Turmbaues hat unserer sonstigen Darstellung etwas vorgegriffen. Wir kehren zu dem hohen Mittelalter zurück. Die frühe Gotik hat, wie wir sahen, nur am Chor einige Spuren hinterlassen. Im Laufe der kommenden Jahrhunderte mögen dann die Fenster der Westfassade und der Seitenschiffe gebrochen worden sein. Einen größeren Neubau bringt der Anfang des 16. Jhs. Der Abt Konrad von Müllheim, nicht gerade löblichen Angedenkens, den sein eigener Prior und Konvent in den Kerker warfen, errichtete 1505 die Kapelle am nördlichen Seitenschiff, »sacellum B. V. Mariae in latere majoris ecclesiae, vulgo das Frauen Cöhrlein, et in eo sepulchrum Christi«, wie Gallus Mezler berichtet. Bei den Beschwerden seines zuchtvergessenen Konventes gegen ihn spielte auch der Bau dieser Kapelle eine Rolle: er habe des Klosters Gut verschwendet, »indem er ime selbst ein solch cöstlich capellen und begrebnuß gemacht und uffgericht hett«, anderes aber an der Kirche hätte verwahrlosen lassen.[1]) Und in der Tat, Geschmack muß der Abt gehabt und sich die besten Meister, wohl von Straßburg, haben kommen lassen.

[1]) Ruppert, Z. NF. 8, S. 312.



Fig. 215. Turm der Klosterkirche zu Gengenbach.



Marienkapelle

Die Kapelle ist in die Ecke des nördlichen Seitenschiffes und des Querschiffes eingebaut. Sie ist von oblongem Grundriß, besteht aus zwei Gewölbejochen, denen entsprechend sie sich nach Norden in zwei hohen Spitzbogenfenstern öffnet. Diese Fenster sind an der Nordseite einpfostig, an der Westseite zweipfostig mit Fischblasenmaßwerk. Ein hoher gotischer Sockel und darüber ein Kaffgesims bezw. eine Wasserschräge umzieht die Kapelle mit ihren zwei Strebepfeilern, von deren origineller Eckausbildung die Fig. 216 ein Beispiel gibt. Hier auch die Steinmetzzeichen Fig. 217. Die Kapelle [1]) ist mit einem Netzgewölbe eingedeckt, dessen Rippen in üblich trockener Weise mit flacher Hohlkehle profiliert sind. Für die Diagonalrippen schießt jeweils ein runder, schlanker Dienst auf steiler Basis empor, der Übergang in die Rippen wird durch eindrittellebensgroße Halbfiguren der Propheten verdeckt, vorzügliche plastische Werke im Stil [2]) der späten Gotik, aber aus dem 19. Jh. aus der Simmlerschen Kunstwerkstatt. Sie halten Spruchbänder in den Händen, auf denen steht: Simeon Luc. 2. 35. Jesaias 53. 5. Jeremias 11. 1. Daniel 9. 26. Zacharias 12. 10. Ps. 21.

In den Schlußsteinen einmal das Müllheimsche Wappen, die vierblättrige Rose, im zweiten ein silberner Adler im weißen Feld. (Bemalung neu.)

Zwischen den beiden Nordfenstern das später zu besprechende h. Grab. Denken wir uns noch den ursprünglich vorhandenen geschnitzten Marienaltar dazu, so erhalten wir ein überaus reizvolles Ganzes, für das wir dem Müllenheimer dankbarer sind als seine Mönche — In einem großen Spitzbogen mit neuem Gitter öffnet sich die Kapelle gegen das Seitenschiff.

Fig. 216. Abteikirche zu Gengenbach, Eckausbildung.

Kapelle des h. Joseph

Gegenüber betritt man durch einen hohen Rundbogen die i. J. 1694 angebaute *Kapelle des h. Joseph*, die mit einem falschen Kreuzgratgewölbe eingedeckt ist. Der gleichen Zeit entstammen auch die Räume an der Südseite des südlichen Querschiffs, von denen einer in einem vierfachen Kreuzgratgewölbe auf Mittelsäule gedeckt ist, sowie die an den Turm und das südliche Seitenschiff sich anlegenden Räume.

Der alte Bau ist mit den erwähnten wenigen Veränderungen ziemlich unberührt geblieben bis 1689. Bei der Einäscherung der Stadt litt die Kirche ebenfalls großen Schaden und mußte gründlich repariert werden. In dem Mezlerschen Bericht heißt es, daß »alle Gebäu sammt dem Kloster und der Kirchen völlig abgebrannt«.[3]) Doch ist das nicht so wörtlich zu nehmen. Wie man aus den Berichten über die Wiederherstellungsarbeiten sieht, haben vor allem die Obermauern, der Chor in seinen oberen Teilen und

[1]) Die äußere Türe der Kapelle ist neueren Datums.

[2]) Wie mir Herr Simmler so liebenswürdig war, mitzuteilen, waren keine Konsolen vorhanden, d. h. also entweder abgeschlagen oder, was wahrscheinlicher, die Rippen gingen ohne weiteres in die Wand über. An der einen Stelle war im Geschmack des 18. Jhs. ein Engelskopf in Stuck vorgeklebt.

[3]) FDA. XVI, S. 190.

die innere Ausstattung gelitten. 1692 wurde, wie schon oben berichtet, das Türmlein auf dem Chor erneuert.[1]) Im Sommer 1693 wurde der Chor wiederhergestellt, die Mauer hinter dem Altar 20 Fuß höher geführt, damit sie die Höhe der Kirche hätte, d. h. also, für die neugeplante Höhe des Langhauses genügte der alte Chor nicht mehr. Sämtliche Fenster hier wurden vollkommen erneuert. Diese Arbeit, wie die der Renovation der ganzen Kirche, war einem der bedeutendsten Künstler der Vorarlberger Architektenschule übertragen worden, dem Meister Franz Beer.[2]) Wir verdanken diesem glänzenden Meister die Klostergebäude von Salem, die Kirche zu Irrsee bei Kaufbeuren, die Kirchen der Rheinau, Münsterlingen, S. Urban, S. Peter und Paul in Weißenau u. a. m. Die Gengenbacher wendeten sich also so ziemlich an den berühmtesten Künstler des Oberrheins.

Am 22. August 1693 wurde der »Hauptverdüng über dem newen Klosterbaw deß Gottshaus Gengenbach abgeschlossen, mit dem ehrevösten Herrn Frantz Behren, Maurer



Fig. 217. Steinmetzzeichen an spätgotischen Strebepfeilern und am Turmfenster der Klosterkirche, sowie am Niklausturm und der Einbethenkapelle zu Gengenbach.

und berüehmten Bawmeistern in dem Bregentz-Waldt, Feltkürcher Herrschafft«. Aus diesem Kontrakt[3]) erfahren wir über die Arbeiten an der Kirche, der Architekt solle »alle Mauern des gantzen verbrantten Gottshauß vollig niederwerfen und dem Boden gleich abbrechen«. Das ist nun wieder nicht buchstäblich aufzufassen; wie der Befund zeigt, ist nur der obere Teil der Mauern an Langhaus und Querschiff, dann wohl die ganze Mauer des südlichen Seitenschiffes erneuert worden. Des weiteren sollte er bauen eine »newe Capelle (wohl die S. Josephskapelle), welche den 4. Theyl des Kreützganges inne hat — der also vorhanden war, aber zweifellos gelitten hatte und wohl bei den damaligen Neubauten verschwand —, in der Länge 99½, in der Breütte 18½ schüch. Endtlichen den schadhaften Kürchengübell gegen den Convent abzubrechen, soweit es von nöthen sein würdt, undt selbigen wiederumb aufführen mit einem gehawenen Gübell,

[1]) Baumgarten, Z. NF. 8, S. 672.

[2]) S. B. Pfeiffer, Die Vorarlberger Bauschule, Württemb. Vierteljahrshefte NF. XIII, S. 31 ff.

[3]) Abgedruckt in Z. NF. 8, S. 674 f.

gleichwie in dem Abrüß zu ersehen«. Dies geschah, es ist der Giebel des südlichen Querschiffes, ein Volutengiebel mit Obelisken besetzt. Man sieht übrigens aus der Nachricht, daß — naturgemäß — der Brand, vom Kloster ausgehend, vor allem die Südseite der Kirche getroffen hat. 1694 am 24. April wurde für S. Josephi et Joan. Baptistae der Grundstein gelegt.[1]) Außer Franz war auch noch ein Peter Baer hier tätig. Er hatte 1694 mit Reparaturen an den Säulen der Kirche zu tun.

»Interea dum murarius,« heißt es,[2]) »inchoabat ponere fundamenta pro novo monasterio nostro, honestus vir Peter Beer quoque Brigantinus lapicida, aptabat et quadrabat lapides pro duabus rotundis columnis ecclesiae ad dextram maïoris portae ingressus, iam ante incendium ruinosis, per flammas vero magis laesis, simul etiam pro quadrata columna proximiore portae, eadem ex parte ecclesiae, quae in superiori parte notabiliter destructa per flammarum vehementiam fuit. Pro dictis columnis 2 rotundis et una quadrata reparandis dicto lapicidae dati fuere 25 fl.

Cum fornix, quem columna haec quadrata et ipsa ecclesiae paries sustentabant, necessario fuerit reparandus, et ad duorum pedum altitudinem coeterisque fornicibus altius drigendus, ut commodior esset ingressus ad ambonem supra portam ecclesiae maiorem positum, ubi ante incendium maius evectum stabat organum, opus sane magnificum, at barbaricis quoque flammis in cineres redactum, r. n. pro labore et reparatione huius fornicis praefato Petro Beer 18 fl. ex solvit.«

Wir erfahren hier also, daß die beiden westlichsten Säulen der südlichen Reihe vom Brand stark beschädigt waren. Sie wurden repariert. Es deutet zunächst noch nichts auf den vollkommenen Umbau der westlichsten in einen Barockpfeiler hin, wie wir ihn heute sehen. Auch der beschädigte Pfeiler, an dessen Stelle heute der mächtige Turmpfeiler steht, wurde, wie es scheint, nur geflickt, sein Bogen erhöht, um einen leichteren Zugang zu der hier vorhandenen Orgelempore zu gewinnen. Dabei ist noch nicht die Rede von der Rücksicht auf einen Turmbau. Die obencitierte Notiz, daß der Turm 1689 begonnen, ist also mißverständlich; erst im Verlauf der Wiederherstellungsarbeiten nach 1694 scheint man an diesen gegangen zu sein.

Derselbe Peter Beer hatte die Marienkapelle mit dem h. Grab zu reparieren: »ab ignibus foede fuerit deformatum ipsumque altare quoque in cineres abierit«. Er solle, heißt es in dem Vertrag, [3]) alle zersprungenen Steine und die Zieraten am Grab Christi mit Gips sauber ausbessern: »Zum andern solle Meister Peter in dieser Kapellen ein sauberen, zierlich wohlstehendten altar (darin 2 Altarblättlein kommen) dem gegeben Rüss gemäss von güpss oder Stuckhathurarbeit auf das zierlichste aussförttigen undt stellen. Ahn dem gedachten Altar sollen die Säullen undt was sonster leiden mag, aus rothe Marmorsarth ausgearbeitet werdten, alles nach des Meisters besten Vermögen. Für diesse seine Arbeit würdt ihme versprochen des Tags 7 ß 6 ₰, der Tüsch in dem Convent, umb jedes mahl ein halbmass Wein.« — 1715 wurde, wie oben erwähnt, das Kreuz und der Knauf auf den Turm aufgesetzt, der also wohl in den Jahren vorher vollendet worden. Auch sein Architekt stammte aus der Vorarlberger Bauschule, es war Jakob Rischer »Brigantinus«,[4]) und so erinnert denn auch der Turm in seinem geschilderten Schema an die Turmbauten dieser Meister in der Schweiz und Schwaben. Ich glaube, daß er mit dem Offenburger Kirchturm das Muster für die ganze Umgegend gab, ja,

[1]) Z. NF. 8, S. 677.

[2]) Ebenda S. 678/679.

[3]) Z. NF. 8, S. 679.

[4]) Wohl der in dem citierten Aufsatz Württemb. Vierteljahrshefte NF. XIII, 1904, unter Nr. 94 genannte Johann Jakob Rüscher.

ich möchte vermuten, daß die beiden Meister, Beer und Rischer, während ihrer Tätigkeit in Gengenbach vielfach von den umliegenden Orten bei ihren damaligen Neubauten um Rat gefragt wurden.

Ausstattung

Nach Vollendung der Bauten schritt man wohl an die *Ausstattung*. Die Säulen waren mit Backstein verkleidet und mit Stuck überzogen worden; dem Geschmack der Zeit entsprechend hat man sie uniform zu Pfeilern gestaltet. Ob das schon zu Zeiten Beers geschah, muß nach obiger Notiz über die Restaurierung der Säulen zweifelhaft erscheinen. Möglich also, daß die gesamte Innendekoration nicht mehr den Bregenzer Baumeistern zu verdanken war. Sie ist bei der letzten Restauration vollständig wieder zerstört worden, wogegen ich hier nichts sagen mag; bedauerlicherweise hat man sie vorher nicht aufgenommen, mindestens habe ich keine Aufnahmen auffindig machen können, außer ein paar zufälligen, aber verdienstvollen des Photographen Schöndienst in Gengenbach. Nach diesen versuche ich, eine Andeutung dieser Ausstattung zu geben. Den auf obige Weise hergestellten Pfeilern hatte man schlichte Kämpfer gegeben, über ihnen gingen Lisenen in die Höhe, die in einem verkröpften Gesims endigten, welches das romanische Gurtband zudeckte. Auf mit Eierstab verzierten Konsolen setzte das Rippengewölbe an, in der Tat ein Tonnengewölbe mit einschneidenden Kappen und angeklebten Rippen. Überall wurden in den erneuerten Mauern die Rundbogenfenster angebracht. Außerdem scheinen an verschiedenen Orten Statuen aufgestellt worden zu sein; näheres konnte ich darüber nicht mehr feststellen.

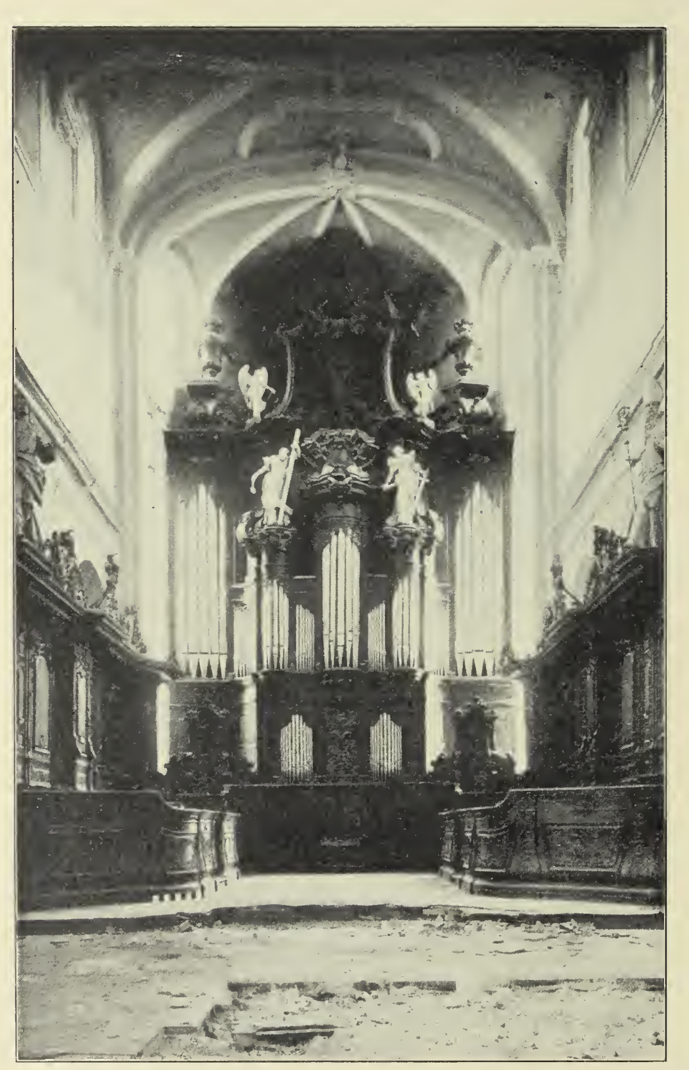


Fig. 218. Der Chor der Klosterkirche in Gengenbach vor der Restauration.

Altäre

Altäre besaß die Kirche in wechselnder Anzahl. 1656 wird die Errichtung eines Altars verlangt »mit dem Bildnis der Maria und einerseits des h. Dominicus, andererseits des h. Benedikt im großen Chor vor dem Fronaltar für die damals neu gegründete Rosenkranzbruderschaft«.[1]) Bei der Renovation 1669 wurden die Altäre teils erneuert, teils entfernt. So verschwanden bei der Abtragung des Lettners vier Altäre: »S. Catharinae, quod proxime sacellum b. M. virginis positum; altare Rosarii, quod antea venerabilis sacramenti dicebatur, in medio ecclesiae collocatum, adhaerens fastigio; altare apostolorum prope imaginem dolorosae matris in pariete, et baptisterium inter columnam et parietem; quartum, collocatum in fastigio, s. cruci sacrum.«[2]) Wir hören dann von der Errichtung zweier Altäre an der Stelle des alten Lettners »ad columnas choro proximas, tamen extra chorum, uti antea erectum stabat fastigium«. Nach der obenberichteten Erhöhung des Chors wurde der Hochaltar einen Schritt näher an die Mauer gerückt, damit er von den neu eingebrochenen Fenstern besser beleuchtet würde. Dasselbe Schicksal hatten die Altäre des h. Benedikt und der h. Scholastika. Am 8. September 1669 hat dann der Straßburger Generalvikar und Suffragan Gabriel Haug drei Altäre geweiht: »in mirum maius seu summum et sacri rosarii et s. Josephi«.[3]) Daraus geht doch hervor, daß auch der Hochaltar nicht zurückgerückt, sondern ganz neu hergestellt war, es heißt auch: »destructum seu amotum«. Seine alten Reliquien wurden wieder in ihm verschlossen. Am folgenden Tage wurden zwei weitere Altäre geweiht, der eine in sacello D. Benedicti, der andere in sacello S. Scholasticae.[4]) 1671 führte der Prior Thalmann die Bruderschaft zum kostbaren Blut ein; 1672 wurden in großartigem Aufzug die Reliquien des h. Nazarius und anderer Heiligen übergeführt, wobei bildliche und scenische Darstellungen das Ereignis verherrlichten. Nach der Einäscherung durch die Franzosen, bei der mit Ausnahme des Altars des h. Benedikt alle Altäre zerstört wurden, ging man an die Wiederaufrichtung. Um bei den schlechten Zeiten die Gebühren der Altarweihen dem Kloster zu sparen, bat der Abt Thalmann unter Darlegung der traurigen Verhältnisse beim Papst um die Erlaubnis, die Altäre selbst weihen zu dürfen, zumal da der Suffragan des nun französischen Bischofs es nicht wagte, kaiserliche Gebiete zu betreten. Er erhielt die Erlaubnis für diesmal, und nun wurden 1692 sechs Altäre errichtet »de novis lapidibus seu tabulis« und am 30. September geweiht: 1. Altare in medio navis ecclesiae extra chorum in honorem s. Fortunati. 2. A cornu evangelii extra chorum in honorem sacratissimi rosarii Patronae. 3. A cornu epistolae extra chorum antea s. Josephi consecratum in honorem s. crucis et dolorosae societatis. 4. In sacello s. Annae in honorem s. Joachim. 5. In sacello Beatae Virginis in latere maioris ecclesiae olim a. d. Conrado de Mülheim ca. a. 1505 erecto, in honorem s. Mariae virginis. 6. In sacello s. Scholasticae.[5]) Einige Reliquien dafür lieferte das befreundete Einsiedeln. Im J. 1693 wird der Hochaltar bezw. die Mensa desselben errichtet (erectus stipitique superimpositus fuit). Als Abt Thalmann stirbt, wird in der Notiz über ihn gesagt, daß er acht Altäre geweiht habe.

Der Aufbau über der Mensa des Hochaltars wurde i. J. 1723 errichtet: »Dieses Jahr ist auch der newe Hohe Chor-Altar von Gibbs-Marmor verfertigt und das zierliche

[1]) Z. NF. 8, S. 459.
[2]) a. a. O. S. 474.
[3]) a. a. O. S. 475.
[4]) a. a. O., auch über die Reliquien der Altäre.
[5]) a. a. O. S. 670.

Blatt nativitatis B. virginis, so anjetzo eingangs der Kirch auf der Seithen bei der Sakristey hangt, von d. r. Paulo Seeger, moderno (1726 bis 1743) r. d. abbate, zu Donaueschingen, woselbst er pro tempore sacellanus anticus were, gemahlt, der Tubernackhul aber, so nun annoch auf dem Altar stehet, von dem hiessigen Bildhauer auff abermahlige recommendation P. Joachimi seines Schwagers schlecht genug um 60 fl. gemacht worden. Das Fassen dieses Altars aber kame nebst der Kost drei Arbeitern, die sie über 10 Wochen protrahirten, in Verding auf 90 fl. Welchergestalten aber ersagter Newer Chor-Altar in anno 1730 um wegen der Commodität des Newen Chorgestühls und Orgel widerumb

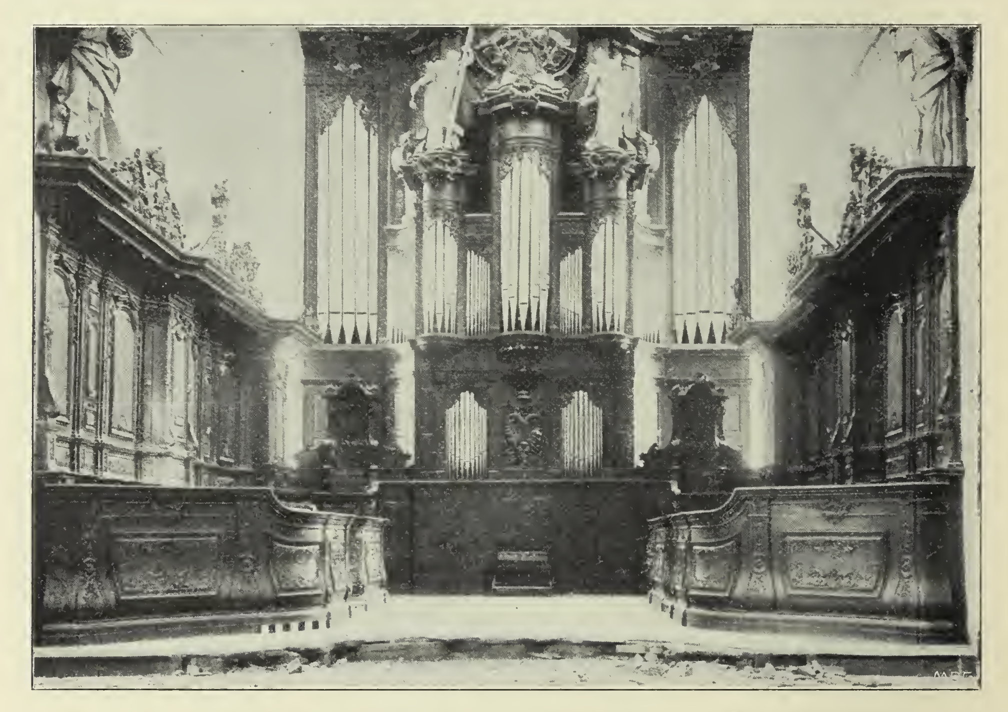


Fig. 219. Ehemaliges Chorgestühl und Orgel in der Klosterkirche zu Gengenbach.

cassirt, und wie derselbige zuvor dahier verdingt und verfertigt worden seye, ist in meo protocollo cancellariae de anno 1622 zu ersehen.«

Wie dieser Hochaltar in seiner letzten Form war, können wir nach einer Schöndienstschen Photographie ungefähr sagen. Es war ein leichter Aufbau von Säulen mit verkröpftem Gebälk, auf dem Putten saßen, zwischen ihnen eine tabernakelartige Nische, von geschwungenem Rundgiebel bekrönt. Er stand unter der Vierung, Türen führten neben ihm in den Chor. Der Aufbau war luftig und nicht zu hoch, um den Einblick in den Chor nicht zu hindern. Denn dieser Chor enthielt das prachtvolle Gestühl, das in Verbindung mit der schönen Orgel seine herrliche Zierde war (s. Fig. 218 u. 219). Wie sich aus obiger Notiz ergibt, wurde es ca. 1730 errichtet; es ist also eines der frühesten Werke, das den Rocaillestil über den Rhein brachte.

Das Gestühl wurde bei der Restauration unter Meckels Leitung herausgerissen und steht jetzt zum Teil in den beiden Seitenchören, zum Teil im Querschiff. Die Orgel aber wurde leider nicht wieder verwendet, sie lag lange Zeit in Trümmern in einem

Hause der Stadt und ist jetzt, wie ich höre, von der Städtischen Altertumssammlung in Freiburg i. Br. erworben und damit wohl vor dem Ruin gerettet worden.

Unsere Abbildungen[1]) geben einen Begriff von dem vorzüglichen Aufbau des Ganzen. Die Ostwand des Chores wurde durch die gewaltige Orgel verdeckt. In einem lebendigen Vor- und Zurücktreten der größeren und kleineren Pfeifen war der Bau gegliedert, geschwungene Gesimse und reichbewegte Rankenornamente schlossen diesen Teil ab; darauf die Kolossalfiguren der Heiligen Petrus und Paulus und in der Mitte das Abteiwappen. Über verkröpftem Gesimse der Abschluß: Engelsfiguren, auf kräftig profilierten Postamenten bauchige Urnen, die durch Girlanden mit dem abschließenden Giebel verbunden waren; dieser Giebelaufbau enthielt ein Ölgemälde der h. Jungfrau mit dem Kinde. Im unteren Teil der Orgel über dem Stuhl des Organisten war im Mittelteil eine geschnitzte Füllung zu sehen mit dem Reichsadler (s. Fig. 220). Zu beiden Seiten schloß sich das Gestühl an, und zwar zunächst je ein besonders ausgestatteter Thronsitz für Abt und Prior. Beide, zu einem Stück vereint, stehen jetzt im nördlichen Querschiff. Auf den beiden Seiten des Chors die Sitze für die Mönche in zwei Reihen übereinander, reich und doch nicht überreich mit Schnitzereien geschmückt, in den feinen Formen des »Style Régence«, Ranken, Netzwerk etc.; die Rückwand wird durch doppelt vorgelegte Pilaster gegliedert. Über dem verkröpften Gebälk im Gegensatz zu den unteren, ruhiger gehaltenen Teilen reicher, durchbrochener, geschnitzter Aufsatz in ausgesprochenen Rocailleformen, mit einer Urne



Fig. 220. Mittelfeld am unteren Teil der ehemaligen Orgel in Gengenbach.

[1]) Nach gütigst zur Verfügung gestellten Photographien des Herrn J. N. Schöndienst in Gengenbach.

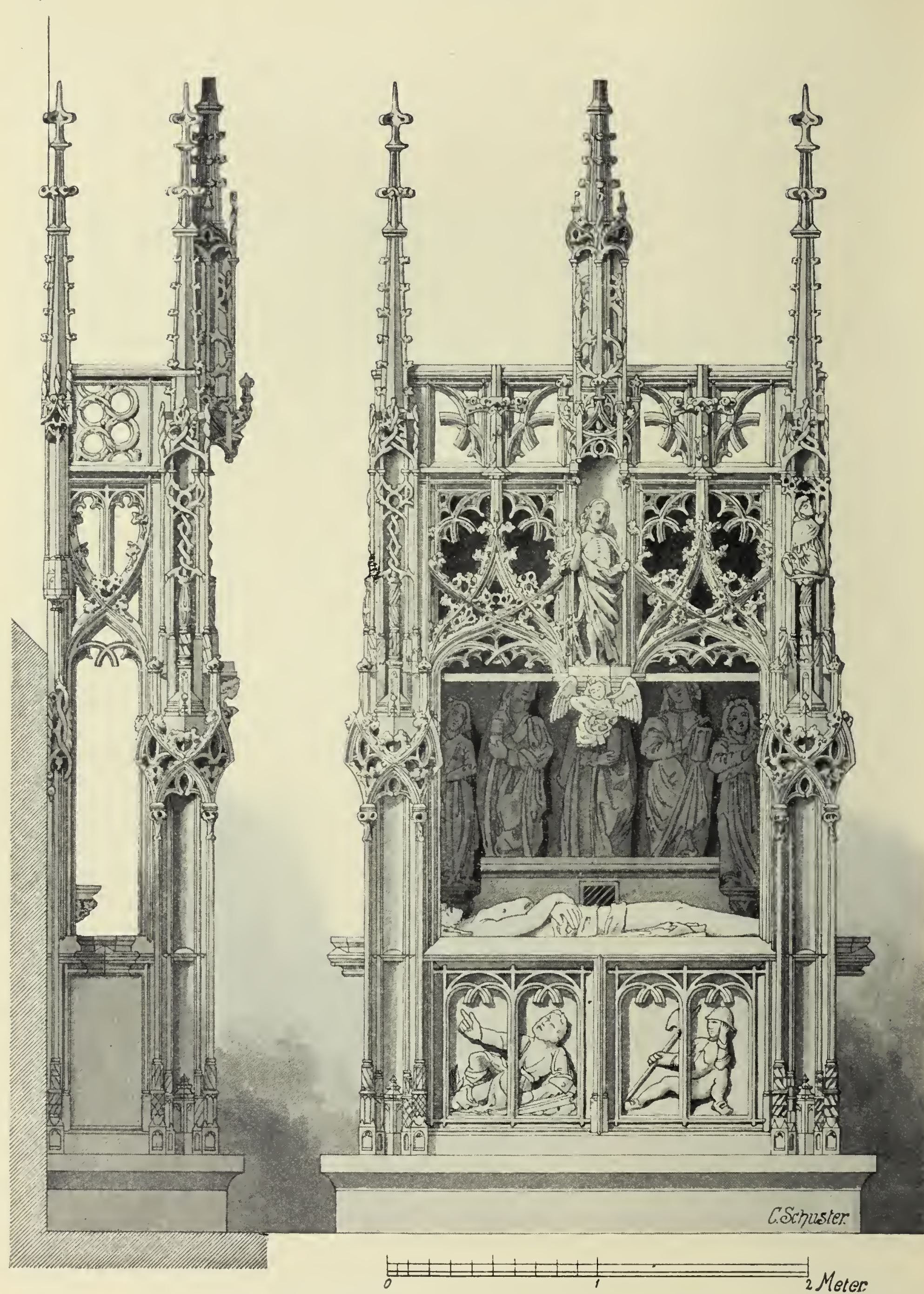


Fig. 222. Heiliges Grab in der Klosterkirche zu Gengenbach.

dazwischen. Zu äußerst standen hier noch die Figuren zweier Heiligen (s. Fig. 221). Die Schnitzereien, in Eichenholz, sind hervorragende Arbeit. Es bleibt unbegreiflich, daß man noch vor wenigen Jahren dies einzige Ganze zerstören konnte.



Fig. 221. Ein Stück des ehemaligen Chorgestühls der Klosterkirche in Gengenbach.



Kanzel

Auch die *Barockkanzel* mußte weichen. 1715 war sie durch den Schwager des P. Joachim Schneider, den dieser mannigfach begünstigte, errichtet worden. Der Chronist Dornblüth fügt der Notiz boshaft hinzu: »quippe parochi sub d. Augustinus abbate ad nullas redditiones rationum obligabantur et sic ut absoluti domini reddituum suorum eos pro lubitu vel consumabant vel fundatores rerum quarundam se faciebant«.[1]) Sie scheint ein wirkungsvolles Schnitzwerk gewesen zu sein, mit Figuren an der Brüstung und reichen Voluten auf dem Schalldeckel. Im entsprechenden Stil die zwei ebenfalls abgebrochenen Seitenaltäre mit Putten, Ölgemälden etc.

Von der Ausstattung der früheren Zeit ist dagegen noch der hübsche Taufstein in typischer krauser Rocailleform erhalten (Sandstein); der holzgeschnitzte Deckel zeigt die Taufe Christi.

Lettner

Seit dem 14. Jh. wurde der Chor der Kirche von dem Langhaus durch einen *Lettner* geschieden. Er war durch den Abt Konrad von Blumberg (um 1400) errichtet worden. Über ihm hing ein gewaltiger Holzkruzifixus herab, den nach Inschrift Lambert de Burne ca. 1385 zum erstenmal restaurieren ließ. Die zweite Reparatur erfuhr er 1600, eine dritte 1686. Drei Jahre nachher fiel das offenbar sehr alte Stück den Flammen der Franzosen zum Opfer. Der Lettner aber wurde als hinderlich 1669 abgebrochen.

Die Stelle in der zitierten Chronik lautet darüber:[2])

»Nam fastigium, quod navem ecclesiae et chorum intersecabat et impediebat populum, ne caeremonias videre posset in choro peragi, destructa et amota est . . . . . . Fastigium hoc constructum erat ab abbate huius monasterii, Conrado de Bluomberg. Supra fastigium et altare s. crucis crux lignea in alto pendebat, non modicae magnitudinis, supra cuius summitatem in transversa trabe affixa erat tabula cum sequenti scriptura: Reverendissimus in Christo pater ac. d. d. Lambertus de Burnen, ex Neovillensi monasterio postulatus abbas huius loci, qui ob raram doctrinam, prudentiam et rerum usum dei et apostolicae sedis gratia per Urbanum V et Carolum IV imperatorem ad episcopum Argentinensem, Spirensem et Bambergensem promotus hanc crucem cum impositis de ipsa s. cruce aliorumque sanctorum reliquiis primum renovari fecit.«

Dazu die Notiz des Chronisten Ziegler über die zwei weiteren Renovationen.

Heiliges Grab

Das interessanteste Stück, das die Kirche von ihrer früheren Ausstattung bewahrt, ist wohl das *heilige Grab* in der Marienkapelle, das Konrad von Mülheim zusammen mit dieser 1505 errichten ließ. Es befindet sich zwischen den beiden Nordfenstern derselben, ist etwa 5,45 m hoch, 2,6 m breit und 90 cm tief mit seinem Untersatz (s. Fig. 222). Pfeiler mit Flachnischen, denen Säulchen auf hohen steilen Basen vorgelegt sind, tragen den Baldachin, der in zwei Eselsrückenbogen sich nach vorne öffnet, zwischen denen ein neuer Pfeiler in die Höhe führt. Er ruht auf einer Konsole, an der ein flatterndes Engelfigürchen das Wappen der Mülheim hält. Überall schneiden sich die mit krausen Krabben besetzten Bögen und es entstehen so die kapriziösesten Formen, zumal das Maßwerk oben die naturalistischen Formen des Astwerks annimmt, bis endlich die Pfeiler über einer Maßwerkgalerie in Fialen mit teilweise herabgeschlagenem Abschluß endigen. Im Innern ein zweiteiliges Kreuzgewölbe. Am Sockel in Hochrelief die schlafenden Wächter. Der Leichnam Christi von guter Durcharbeitung mit stark hervortretenden Adern und edler Kopfbildung. An der Rückwand auf kleinen Konsolen zwei Engel mit Weihrauchfässern, zwischen ihnen die drei h. Frauen, vornehme Gestalten mit edlem vollem Gesichtsoval (s. Fig. 223). Auf der Konsole mit dem Stifterwappen in kleinerem Maßstab der Auf-

[1]) Z. NF. 8, S. 700.

[2]) Ebenda S. 474.

erstandene. An dem rechten Pfeiler unter Astwerk in nicht sehr hohem Relief der Stifter selbst, knieend einem im Astwerk fast versteckten Kruzifix und dem Altar der Kapelle zugewandt. Das Material ist gelber Sandstein. Überall, ganz besonders an den Marien am Grabe, sind noch die Farbenspuren deutlich erhalten.

Das Werk gehört in dem eleganten, reichen Aufbau zu den vorzüglichsten der Gattung, es ist mir vom ganzen Oberrhein nichts Besseres bekannt. Auch die künstlerische Qualität der Statuen ist eine erfreuliche. Ein ihnen im Stil so nahe verwandtes Werk zu bezeichnen, daß man auf den gleichen Urheber schließen könnte, ist mir nicht

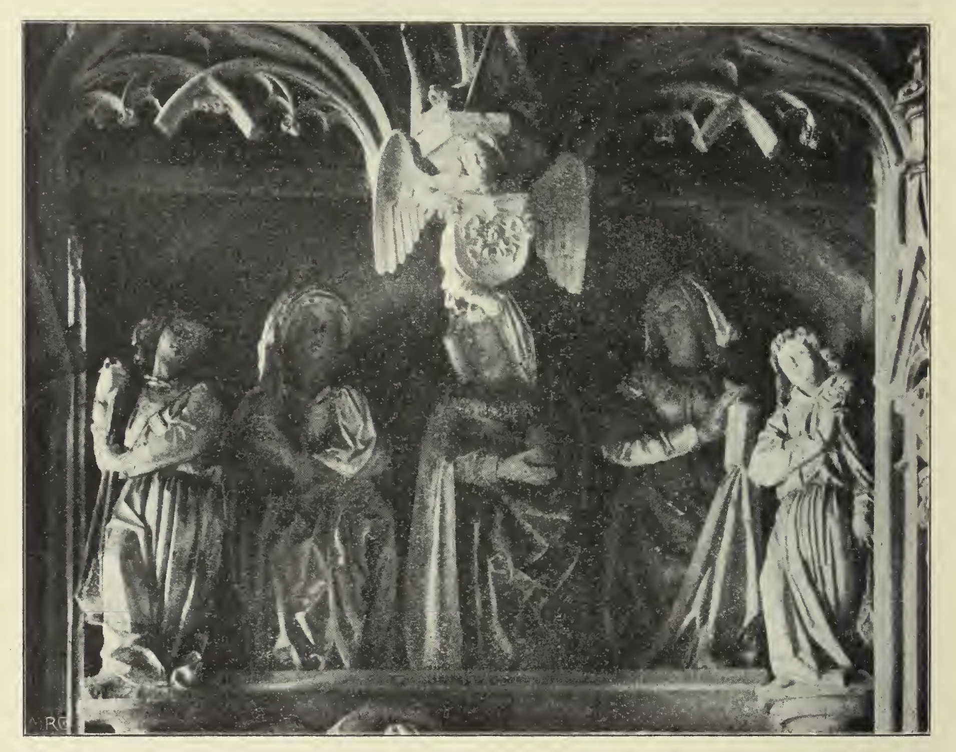


Fig. 223. Die Marien am Grabe, vom heiligen Grab in der Klosterkirche zu Gengenbach.

möglich. Die Vermutung liegt ja nahe, daß der Abt sich den Künstler aus dem nahen Straßburg kommen ließ.

Epitaphien

Nahe dem Eingang zu der Marienkapelle findet sich an der nördlichen Seitenschiffwand das wie mir scheint erneuerte *Epitaph* ihres Stifters, eine Sandsteinplatte, mit dem Wappen in Relief und der Inschrift:

ex nobili stirpe
de müllenheim oriundus
conrad
abbas gengenbachensis
1500 — 1507
fundator huius sacelli

Im nördlichen Seitenschiff *Epitaph*, oblonger Sandstein (138 × 70 cm). Oben unter einer Nische mit Blattverzierungen das Wappen in Rollwerkschild: auf einem Dreiberg nach rechts gerichtetes Schwert. In unterer Rollwerkkartusche die Inschrift:

ANO DNI · 1660
DIE · 3. FEBR. OBIIT IN
DNO R^MUS DNS D · CO=
LUMBANUS ABBAS HU
IUS MONRII MERITISSI
MUS: CUIUS AIA RE
QUIESCAT IN
PACE.

Weihwasserbecken Beichtstühle

Von der weiteren Ausstattung sind noch zu erwähnen: zwei steinerne *Weihwasserbecken* mit achteckiger Cuppa, wohl aus dem 16. Jh.; *Beichtstühle* von der geschwungenen Grundrißform des 18. Jhs., mit Schnitzereien in graziösem Rocailleranken-werk verziert. Auch die *Kirchenbänke* gehören dem gleichen Stil an.

Kirchenbänke

Türen

Die *Türen* des Hauptportales, mit dem Rankenornament ihres Mittelpfeilers, den schweren Füllungen in einem Rahmen mit Akanthusblättern, den Vorhangornamenten in den oberen Füllungen, gehören noch der Renovation durch die Vorarlberger am Ausgange des 17. Jhs. an.

Glocken

Die *Glocken* hatten den Brand von 1689 gut überstanden.[1]) Aber es waren nicht mehr die des Mittelalters, sondern Werke lothringischer Meister aus den J. 1686 und 1687.[2]) Man hatte sie zum Schutz in die Erde vergraben und holte sie nun wieder herauf;[3]) 1716 läuteten sie wieder zum erstenmal.

Von den heutigen stammen zwei von 1687, es sind also die geretteten, von den Lothringern gegossenen, auf der einen die Figuren S. Petri und S. Pauli, eine unter Jacopo Abbate gegossene von 1783, zwei weitere von 1841 und 1859. Näher beizukommen war mir nicht möglich.

Kirchengeräte

Sakristei: Kirchengeräte. In den Stürmen des 17. Jhs. müssen alle älteren Stücke geraubt oder eingeschmolzen worden sein, man mußte die Kirche am Ende desselben neu ausstatten. Aus den Protokollen erfahren wir, daß 1683 der alte Speisekelch nicht mehr genügte, daß man ihn daher mit anderen Silberstücken (Vasen etc.) »vulgo Bruchsilber, ad 68 Loth«[4]) einem Goldschmied gab und daß dieser, »Joannes Stadler aurifaber in Offenburg«, daraus ein neues Ciborium machte, mit dem Wappen des Abtes Placidus am Fuß. »Pro omni labore suo in conficiendo hoc vasculo aurifaber capiebat 16 fl., 8 ß., 8 ₰ pro eo deaurando dedit rer. noster 3 cum dimidio duggatos seu aureos nummos, fecit 10 fl., 6 ß., 8 ₰.« 1716 bietet ein reisender Schaffhausener Goldschmied einige Monstranzen zum Kauf an, es wird auch von ihm eine große gekauft für 1200 fl., die sich aber nur als die Hälfte wert herausstellte; man war auf einen Schwindler hineingefallen.[5]) Später wurde der Monstranz noch eine große Perle eingefügt. 1719 wurden

[1]) FDA. XVI, S. 190.
[2]) Z. NF. 8, S. 687.
[3]) a. a. O. S. 700.
[4]) a. a. O. S. 669.
[5]) a. a. O. S. 700.

sechs silberne Leuchter von Augsburg erworben.[1]) 1721 schenkte der »Goldstückher Aublé« zu Straßburg, dessen Sohn nach einem Duell im Kloster Asyl gefunden hatte, eine »eigenhändig von ihm verfertigte gestickhte silberne Infult so auf 200 fl. geschätzt worden«.[2]) Von all diesen Stücken ist indes nur noch die Monstranz (s. unten) vorhanden.

Dagegen erwähne ich:

Sonnenmonstranz, silbervergoldet, mit getriebenen Rocailleornamenten und Früchten, Augsburger Zeichen, darunter W und ICB;

eine weitere, im gleichen Material, mit getriebenen und aufgelegten Rankenornamenten, Putten mit Passionswerkzeugen, reich mit Steinen besetzt, dazwischen kleine Emails. Am Fuße Widderkopf und HL, also H. J. Läublin aus Schaffhausen (Rosenberg Nr. 2569); es ist dies demnach die obenerwähnte, überbezahlte Monstranz;

eine kleine Monstranz, kupfervergoldet, mit eingravierten Rocailleornamenten.

Kelche des 18. Jhs. sind in der großen Zahl von zehn erhalten, und zwar:

1. Silbervergoldet, getrieben, mit Bandornamenten sowie den Marterwerkzeugen Christi; ohne Zeichen. Anfang des 18. Jhs.
2. Silbervergoldet, getrieben. An den Buckeln des Fußes und der Cuppa in Relief getrieben Engel mit Marterwerkzeugen und Scenen aus der Passion, an einem Buckel die Inschrift: Sanguis Eius Super nos et Super filios nostros; Augsburger Beschauzeichen und $\overset{T}{M}$.
3. Silbergetrieben, vergoldet, mit drei doppelten Engelsköpfen und drei Reliefs der Passion an den sechs Buckeln des Fußes, ebenso an den sechs Buckeln der Cuppa, Engelsköpfe am Nodus, außerdem Bandornament; gute Arbeit vom Anfange des 18. Jhs.; Zeichen ? und 1.
4. Silbergetrieben, vergoldet. Rocailleornament, drei Emails am Fuße, die Heiligen Joseph, Agathe und Therese darstellend, drei an der Cuppa, Benedikt, Madonna mit Kind und Abendmahl in reicher Fassung von Amethysten, Beryllen, Rubinen; die Emails vorzügliche Arbeit; Augsburger Zeichen, darunter H (Rosenberg 89: ca. 1747 bis 1749) und $\overset{I}{F\,B}$ (Joh. Friedr. Bräuer ? † 1753, Rosenberg 355).
5. Silbergetrieben, vergoldet, am Fuß drei Putten mit Leidenswerkzeugen und in Amethystfassung drei Emailmedaillons, die Heiligen Joachim, Anna und Cölestin darstellend, an Cuppa ebenfalls drei Putten und drei Reliefs: Opfer Noahs, Gebet am Ölberg und Abendmahl. Hübsches Stück, leider stark lädiert; ohne Zeichen.
6. Silbergetrieben, vergoldet, mit reichen Rocaille- und Blumenornamenten, bewegte Form, sehr gute Arbeit; Augsburger Zeichen, darunter R (Rosenberg 104: 1765 bis 1767) und ITH (Jos. Tobias Hezebik ? † 1788, Rosenberg 377).
7. Silbergetrieben, vergoldet, mit Putten am Fuß und Medaillons mit Heiligen im Relief, an der Cuppa aufgelegt Putten mit Passionswerkzeugen in Ranken, ohne Zeichen, Anfang des 18. Jhs.
8. Silbervergoldet, schlichte Arbeit; Ende des 18. Jhs.
9. Kupfergetrieben, vergoldet mit Bandornamenten, zwei Schilde, in einem $\overset{A\,S}{C}$ und ein Mann mit Hammer als Helmkleinod.

[1]) Z. NF. 9, S. 240.

[2]) a. a. O. S. 243.



Gobelin in der Klosterkirche zu Gengenbach.



10. Kupfergetrieben, vergoldet, mit Girlandenverzierung, vom Ende des 18. Jhs.

Speisekelch, kupfergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten, ohne Zeichen.

Wettersegen, kupfergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten, besetzt mit Steinen.

Patene, kupfervergoldet; mit Namenszug Jesu und 1628.

Zwei Weihrauchfässer, silbergegossen und getrieben, mit Rankenwerk und Frauenköpfen, an denen die Ketten befestigt sind; Straßburger Feingehaltszeichen, wie Rosenberg 1504 etwa, und »Koenig«.

Weihrauchschiffchen, silbergetrieben, mit Akanthusblattverzierung; Straßburger Feingehaltszeichen, wie Rosenberg 1503 (?), und »Koenig«.

Wasser- und Weinkännchen mit Tablette, silbergetrieben, vergoldet, mit getriebenen Rocailleornamenten, den Emailmedaillons der Evangelisten und Steinbesatz; Augsburger Zeichen, darunter H und $\overset{\text{I}}{\text{F B}}$, also von demselben Meister wie Kelch Nr. 4.

Ovale Platte mit Wasser und Weinkännchen, silbergetrieben, vergoldet, mit Muschelornamenten; Augsburger Zeichen, darunter F und $\overset{\text{F T}}{\text{L}}$, Franz Thaddaeus Lanz (Rosenberg Nr. 358). Er wie Bräuer (s. oben) haben auch noch sonst viel für diese Gegenden gearbeitet. Auf der Platte steht außerdem: GWS.

Halskette aus Granatgehängen, abwechselnd mit feinen Ringen, sowie Amethysten; Anfang 18. Jhs. (Ehemaliger Miederschmuck.)

Sechs große vernickelte Messingleuchter mit Rocaille-, sechs andere mit eingravierten Akanthusornamenten.

Kruzifix, aus Bronze (hier oder in der Kirche aufgestellt), Corpus Christi etwa 30 cm hoch; vorzüglich durchgearbeitetes Stück vom Ende des 17. Jhs.

Kruzifix, aus Elfenbein geschnitzt, Corpus etwa 20 cm hoch; gute, leider etwas beschädigte Arbeit des 18. Jhs.

An Textilarbeiten ist zunächst zu erwähnen ein großer aus den Fährlichkeiten des 17. Jhs. geretteter Gobelin von 1608, dessen einen Teil Tafel XIII wiedergibt. Er ist 4,5 m lang, 1 m breit und zeigt fünf Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn mit Überschriften und verschiedenen Monogrammen.

1. Die Grablegung:

Joseph legt den Leib Christi in sein new grab
in ein felsen gehawen. Matthei xxvii. MR

Unten: P F 1606.

2. Kreuzaufrichtung:

Christus wurt am creutz auffgericht.
Johannis xix. 1608.

3. Kreuztragung:

Christus tregt sem creütz auß Jerusalem an berg
Caluarie Zů creutzigen außgefürt. Matth. xxvii.

4. Gefangennahme Christi:

HEV Christus Würt gefangenn am Ölberg Petrus
VG Hawt des Hohenpriesters Knecht ein ohr ab. Matth. xxvi.

5. Christi Abschied von seiner Mutter:

Christus scheidet zů Bethania von seiner Libenn
můter unnd anndernn Freündenn. Matth. xxi.

Die einzelnen Scenen sind durch Säulen mit Kompositkapitellen voneinander getrennt.

Außerdem eine Anzahl von Gewändern: Pluviale, Goldbrokat mit reicher Seidenstickerei von violetten und blauen Blumen, Klatschrosen an der Kapuze, messingvergoldete Schließe. Dabei die dazugehörige Casel, Levitenkleider, Palla, Schoßtuch etc., letztere Silberbrokat; Mitte des 18. Jhs, hervorragende Arbeit.

Rotes Pluviale mit eingewirkten Rosen, Seide; später einmal gefärbt.

Hellblaues Pluviale mit eingewirkten Blumen, Federn etc, im echten Rokokogeschmack, Hellblau und Hellgelb dominierend; dazu passende Casel, Levitengewänder, Stola, Palla etc.

Pluviale von weißer Ripsseide mit bunter Blumenstickerei; Mitte 18. Jh.

Des weiteren eine rote Casel mit Rankenstickerei in Silberfäden, eine violette mit eingewirkten Blumen in Gold und bunter Seide, nebst allem Zubehör; weißseidene Casel mit buntseidener Blumenstickerei; Predigtstolen auf Goldstoff gestickt; alles aus dem 18. Jh.

Ein in der Farbe außerordentlich schönes salmrotseidenes Velum mit Silberfransen, mit Silber- und Goldplättchen bestickt, typisches Empirestück, sowie ein weißes Velum mit Applikationsarbeit. Ferner zahllose Reste ehemaliger Kirchengewänder, gestickter und gewebter.

Ein großes hölzernes Vortragskreuz des 18. Jhs., vergoldet; ein zweites bemaltes mit gut gearbeiteter Figur Christi. Dazu noch zwei weitere eindrittel- und einhalblebensgroße Holzkruzifixe im Barockstil.

Ein guter Bücherbeschlag mit eingraviertem Renaissanceornament an einem neuen Missale, ca. 1600.

Drei Rosenkränze mit verschiedenen Medaillen des 16. und 17. Jhs., die einzelnen Glieder silbergetrieben oder aus Steinen.

Aus den Protokollen erfahren wir noch von der großen Uhr im Turm, die der Schlossermeister Johannes Thalmann, Neffe des Abts gleichen Namens, zum Dank für seine Erziehung 1721 stiftete. Sie hatte einen Wert von 50 fl., der Stifter garantierte zugleich, solange er lebte, alle Reparaturen.[1])

Epitaphien

Epitaphien am Äußern der Kirche. An der Nordseite in der erwähnten zugemauerten rundbogigen Tür Renaissanceepitaph ohne Inschrift, gelber Sandstein: unten Auferstehung Christi in kleinen Figuren, oben die Krönung Mariä, hier knieender Mann und Frau in der Tracht des späteren 16. Jhs., zwischen ihnen ihr Wappen, von denen nur noch das zweite: ein Mann mit Keule auf der Schulter, kenntlich ist. Das Ganze umrahmt von Pilastern mit Beschlagornament, nach außen in Voluten, Putten und Köpfen endigend. Der obere Teil ist leider behufs Einfügung in die Nische weggeschlagen; jetzt etwa 2 m hoch.

An der Südseite der Kirche, an der Kapelle des h. Joseph, Epitaph in rotem Sandstein. Übereinander aufgebaute Voluten tragen den Rocaillegiebel, darauf zwei Putten mit den Abtsinsignien, über ihnen in Rocaillekartusche das Wappen. Das Ganze ein überaus bewegtes und wirkungsvolles Werk des Rocaillestils. Die langatmige Inschrift lautet:

[1]) Z. NF. 9, S. 243.

STA VIATOR
LEGE ET LUGE
HIC MORTALES IMMORTALES
SPIRITÛS EXUVIAS DEPOSUIT REVERENDISSIM
AC AETERNA MEMORIA DIGNISSIMUS DOMINUS · D ·
BENEDICTUS
ABBAS GENGENBACENSIS
VIR MAGNAE NOMINIS EXACTAE PROBITATIS AC PRAETER DIVERSA
SCIENTIARUM LINGUARUMQUE PERITIAM TANTAE INPRIMIS
AGENDIS DEXTERITATIS; UT INCERTUM
NUM ANTECESSORUM QUISQUAM
VEL MAIOR VEL MELIOR VEL PRUDENTIOR
PATERNA IN FILIOS CHARITATE
PROFUSA IN PAUPERES LIBERALITATE
SINCERITATE IN AMICOS, IN HOSPITES HUMANITATE,
CERTUM NULLI SECUNDUS
DIGNUS QUEM OB PRAECELLENTES ANIMI,
INGENIIQUE DOTES SUMMI ETIAM GERMANIAE, GALLIAE
ITALIAE AC PURPURATI ADEO PRINCIPËS
CUM VIVERET AMORE ET OBSEQUIO
DUM VIXIT: DOLORE ET DESIDERIO
PROSEQUERENTUR
TANTUS, TALISQUE CUM FUERIT
NON POTUIT NON MALEVOLORUM TELIS APPETI
QUAE SOLO TAMEN MANSUETUDINIS SCUTO
ET EXCEPIT ET RETUDIT
OMNE HAUD FALSO PROSPICIENS
MURES OLIM PROBATUROS AC LAPIDES
QUOD HOMINES REPROBARENT
OBIIT LABORE POTIUS QUAM AETATE CONIECTUS
DIE XXVIII DECEMBR: ANNO MDCC · LXIII
AETAT · LVII · REGIMIN: XX ·
POSTQUAM ANNO ANTE OBITUM NONDUM EXPLETO
ABBATIALEM ULTRO INFULAM DIMISIT
UT ITA EXPEDITUS FACILIUS CONSEQUERETUR
QUAE IUSTIS IN COELO REMANET
MERITORUM CORONAM
· · · · VIATOR, SI ES GRANDI CHARITATE
PIIS MANIBUS PIA PRECARE
MEMORIAE IPSIUS POSUIT
JACOBUS MARIA
ABBAS SUCCESSOR ·

An der Nordseite noch ein schönes Epitaph in Rollwerkkartusche: Wappen, unten ein halbes Rad, oben OM, dann die Inschriftfläche, mit Früchten und Bändern verziert, und die Inschrift:

AŌ 1611 · DEN · 28 · APRILIS
IST IN GOTT SELIG VER
SCHIDEN DER EHRHAFFT
OTTO MÖLLER GEWE
SNER ORGANIST DES GO=
TTSHAVS ÆHIE DEM GO·
GNEDIG SEŸ AMEN.

An den Chormauern weiter zwei Schriftplatten, eine:

HIC IACET PATER GEORG
VS · HERLN · ANO

und:

M · MORIA INS GEORGII
RI QV OBIT ANO
M · D · LXX.

KLOSTERGEBÄUDE

Baunachrichten

Baunachrichten: Das heute stehende Gebäude ist ein Werk des auch die Renovation der Kirche am Ende des 17. Jhs. leitenden Meisters Franz Beer aus der Vorarlberger Bauschule. Über das mittelalterliche Aussehen des Klosters fehlen uns alle Anhaltspunkte. Es hatte im Dreißigjährigen Krieg eine arge Verwüstung erfahren durch die weimarische Armee, bei der vor allem die Dächer und die innere Einrichtung sehr litten.[1]) Von einem kleinen Klosterbrand, dessen weitere Ausdehnung noch verhütet wurde, erfahren wir 1661.[2]) Den Zustand vor den Franzosenkriegen gibt uns — allerdings in sehr unzuverlässiger Weise — das schon genannte Bild. 1689 wurden dann von den Franzosen »alle Gebäu samt dem Kloster« etc. völlig abgebrannt.[3]) Im J. 1693 konnte man an den Wiederaufbau denken; am 22. August wurde mit Beer der Kontrakt abgeschlossen.

1) Soll Behr bei seinem gegebenen Abrüss verbleiben, welcher wegen seiner sauberen Stellung genehm gehalten wordten.

2) Soll er dem gegebenen Rüss gemäss erbauen auss dem Fundament die Abtey, welche zum theyll 3-, zum theyll 3½-stöckhig, in der Lenge 160½ Schüch undt in der Breütte 43 Nierenberger schüch (der Nierenberger schuch solle durchauss beobachtet werden). Dass Convent, welcher Baw in der lenge 244 undt in der Breütte 48 schuch haltet, durchauss 3 undt ein halben Werkhstockh hoch. Mehr: einen Baw von dem Convent ahn biss ahn den Creützgübell der grossen Kürchen, welcher in der Lenge 90 undt in der Breütte 36 schüch haltet.

In gleichem ein Baw von jetzgemeldtem Kürchgübell ahn biss ahn die Stattmauren undt hat diesser Bau in seiner Lenge gegen die 110, undt dan in der Breütte 36 schüch. Diesse zwey Gebäw sollen nuhr zweystöckhig sein. Über diesses eine newe Capelle[4]), welche den 4. Theyl des Kreütz-ganges inhat, in der Lenge 99½, in der Breütte 18½ schüch. Endtlichen den schadhaften Kürchengübell gegen den Convent abzubrechen, soweit es von nöthen sein würdt, undt selbigen wiederumb aufführen mit einem gehawenen Gübell[5]), gleich wie in dem Abrüss zu ersehen.

3) Soll er alle Mauern dess gantzen verbrantten Gottshauss völlig niederwerffen und dem Boden gleich abbrechen.

---

1) FDA. XVI, S. 173.

2) Z. NF. 8, S. 661.

3) FDA. XVI, S. 190.

4) Josephskapelle.

5) Dem jetzigen Staffelgiebel über dem südlichen Querhaus.

4) Soll der Baumeister alle Fundamenter dess gantzen Baws tüeff genug biss auf einen harten Booden aussgraben; ingleichen auch alle Keller, alss von der grossen portten der Abbtey herab biss in jetzigen Cantzelley-Keller. Dan von der Küchin ahn biss undter die Kellerey graben undt aussfüehren, insonderheit unter der Studierstube einen sauberen Keller sambt einem auf 6 Seüllen stehendten Gewölb zu verförttigen.

5) Solle er alle Fundamente teüff, dick und breütt genug gantz fleissig aufmauern, und dan alle Mauren mit Füess undt Haubtgesümbs aufführen.

6) Alle Gewölber in den Kellern, Küchin, Kreützgäng, in der Cappellen, Under- und Obercustorj, die Stüegen in dem unteren Stockh, dass Capitelhauss sambt dem nebensstüblein, Studierstube, Bibliothek, Cancellarj, Archiva (gleich wie in dem Rüss angezeigt) setzen undt mauren.

7) Alle Zügellwändt alss Stuben, Kammern, Gängen, wie auch alle Camin undt Däcken zu mauren, zu deckhen schuldig sein.

8) Alle Mauern und Zügellwändt soll er auss- undt inwendig bestecken undt aussbutzen, auch die Östrich in allen Zümmern etc. legen.



Fig. 224. Gengenbach, Giebel des Abteigebäudes und des südlichen Querschiffs.

9) Neben dem sauberen Bestück soll er noch tünchen: die newe Kapellen, dass Kapitelhauss, beede Custorien, dass Archive und seiner Hochwürden Gnaden Wohnzümmer.

10) Aus Stein soll er hauen lassen: dass Portal in der Abbtey, welches solle sauber undt zierlich gehawen sein, die Keller undt andere Bögen, alle Fenster undt Thürgestöll, alle Säyllen, Staffeln in die Keller, Stüegen in dem ersten Stockh, zu den Thüren. In gleichem die Stein zu den 4 aussgeschweüfften Gybell, alle Quaderstein, Offengeställ, Kellerlöcher etc.

Dafür soll er »neben dem Tüsch vor ihnen und seinen Meistergesellen oder Ballierer alleinig 11 000 fl. in landtläufigen Geltsorten« erhalten. Alle Materialien wird das Kloster liefern, es wird auch nach ihrer Gewohnheit den Maurergesellen bei Ankunft und Abreise, bei Legung des ersten Steines eines jeglichen Baues, so oft als ein Stockwerk vollendet ist etc., ein besonderes Essen und Trinken geben etc.

Wir ersehen daraus, daß Beer mit Benutzung einiger unteren Gebäudereste tatsächlich das Ganze neu aufzuführen hatte, und zwar die Abtei, den westlichen Trakt, daran anstoßend einen südlichen, den Konvent, von diesem aus bis zum Querschiff einen nördlichen Trakt und von da aus nach Osten zu einen weiteren Bau; die beiden letzteren

nur zweistöckig. Am 24. April 1694 konnte der Abt die Grundsteine zu der Josephskapelle und zu dem Kloster legen, letzteren beim Eingang zur Kirche und zum Dreikönigschor. Die mit diesem Stein eingemauerte Urkunde nennt ihn »angularem lapidem monasterii beatae Mariae virginis e fundamento totaliter reaedificandi«.[1]) Am Ende des Jahres aber scheint der Abt an der Lage des Klosters verzweifelt zu sein, denn er fragt in der Konventsitzung am 16. Oktober 1694, ob mit dem Bau fortzufahren sei oder ob man bis zu Friedenszeiten warten solle. Man beschloß die Fortführung. Beer scheint jeweils über Winter verreist zu sein. So erfahren wir, daß er im Frühjahr 1695 zurückkehrte mit seinen Arbeitern, um Teile zu vollenden und neu zu bauen. Am 16. Mai legt der Abt von Schuttern für den kranken Thalmann[2]) »lapidem angularem principalis aedificii claustralis in angulo qui arte se tendit versus huobam vulgo die Schneckhenmatt, a dextro vero versus Kintzingam«, also den Schlußstein zum Südflügel, dem Konvent, das westliche Abteigebäude war vermutlich schon fertig. 1697 ist der größte Teil des Klosters fertig, enthaltend: »refectorium, culinam, musaeum et hypocaustum aulicum«. Als man bei dem Ausgraben der Fundamente dazu »ad partem anteriorem huius aedeficii, hortum versus, ubi nunc stat refectorium medium inter musaeum et culinam« kam, stieß man auf viel Grundwasser, einen förmlichen Sumpf, und mußte nun 200 Eichenpfähle einrammen, auf denen das Gebäude errichtet wurde, welch letzteres aber in der schnellen Zeit von vier Monaten geschah. Vernali huius anni tempore konnte das Kloster endlich in richtiger Weise bewohnt werden »et domus capitularis per biennium refectorium fuit«. Der Kapitelsaal hatte also zwei Jahre lang als Refektorium genügt. — 1699 wurde der vordere Teil des Klosters »ab abbatia usque ad turrim ecclesiae« errichtet, also wohl der nördliche Teil des Westtraktes. Immerhin brauchte man 1703 für die Vollendung der Gebäude noch Geld.

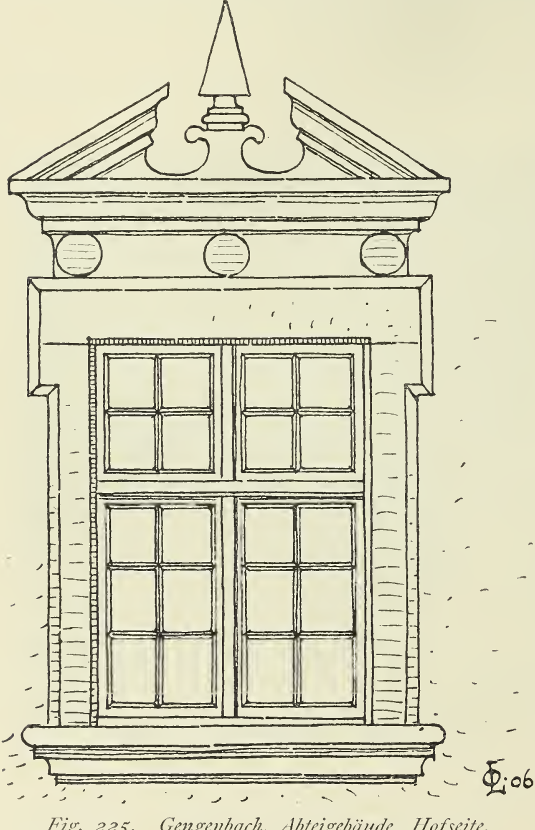


Fig. 225. Gengenbach, Abteigebäude, Hofseite. Fensterummalung.

Von den Klostergebäuden wurde der östliche Flügel aus irgendwelchen Gründen abgerissen. Dagegen steht noch das westliche Abtei- und das südliche Konventgebäude, wirkungsvolle, einfache Bauten, aus verputztem Bruchstein aufgeführt, mit roten Sandsteingewänden. Die Fenster haben einfach abgetrepptes

[1]) Z. NF. 8, S. 678.
[2]) a. a. O. S. 684.

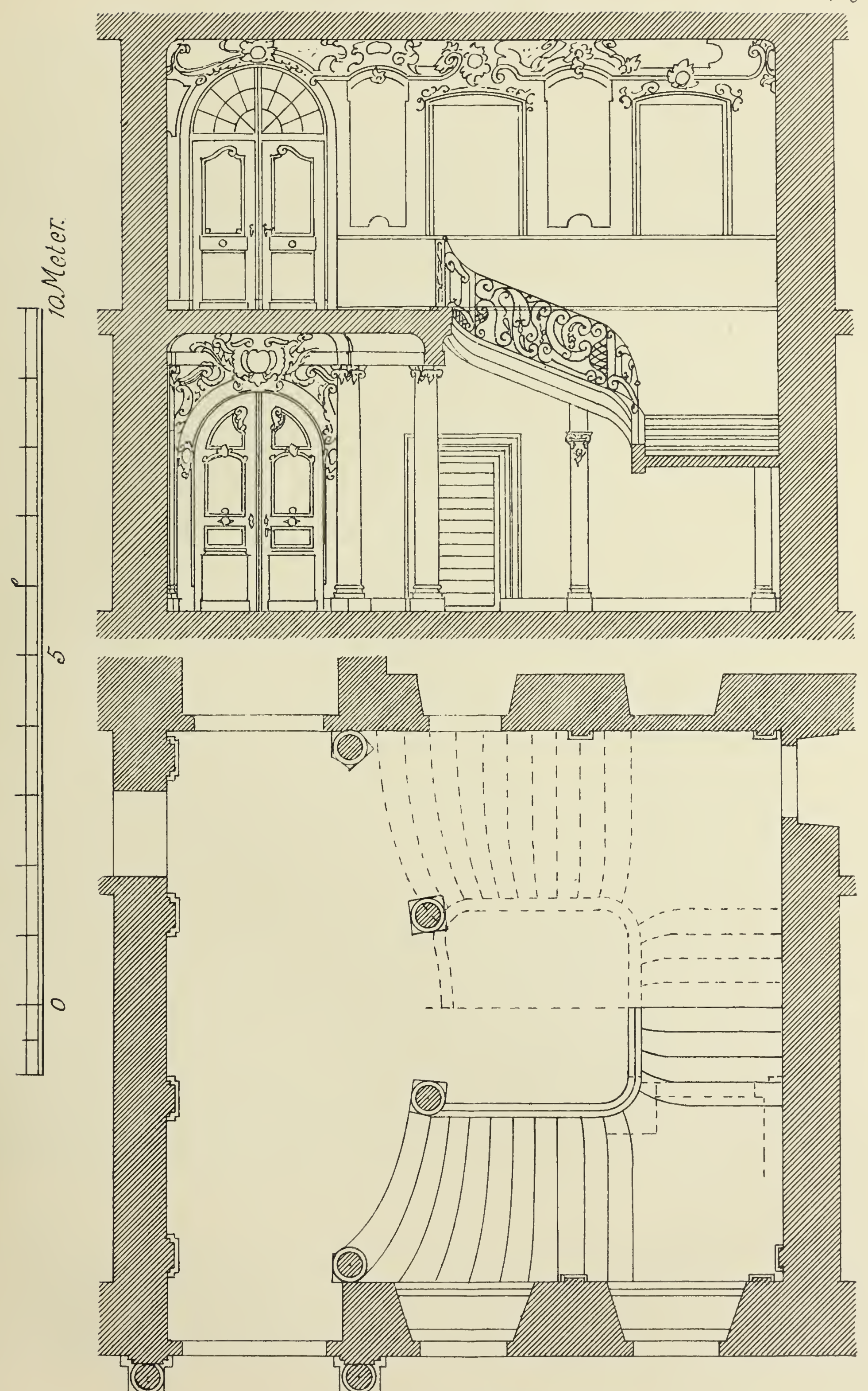


Fig. 226. Gengenbach, Klostergebäude, Treppenhaus.

Gewände, teilweise mit Ohrenbildung in den oberen Ecken. Da, wo diese ausgebildeteren Gewände fehlen, an der Innenseite, dem Hofe zu, waren die Fenster von aufgemalten Gewänden mit gebrochenen Giebeln umgeben, wie es Fig. 225 zeigt. Auch sonst haben



Fig. 227. Gengenbach, Klostergebäude, Tordurchgang, Tür nach dem Hof.

wir uns das Gebäude mit Architekturmalerei ausgeschmückt zu denken. Den wesentlichsten Schmuck des Gebäudes bilden die mächtigen, in drei Abteilungen aufsteigenden Volutengiebel (s. Fig. 225) mit Obelisken auf den äußeren Enden der teilenden Quergurte. Zwei Giebel flankieren das Westgebäude, einer schaut am Südgebäude nach Osten und

einer wurde, wie wir schon sahen, über der südlichen Querschiffendigung errichtet (s. Fig. 224). An diesem ist auch der Ansatz des alten Ostgebäudes erhalten, bergend Sakristei und Kustodie, dem Vertrag gemäß nur zweistöckig; dementsprechend ist das

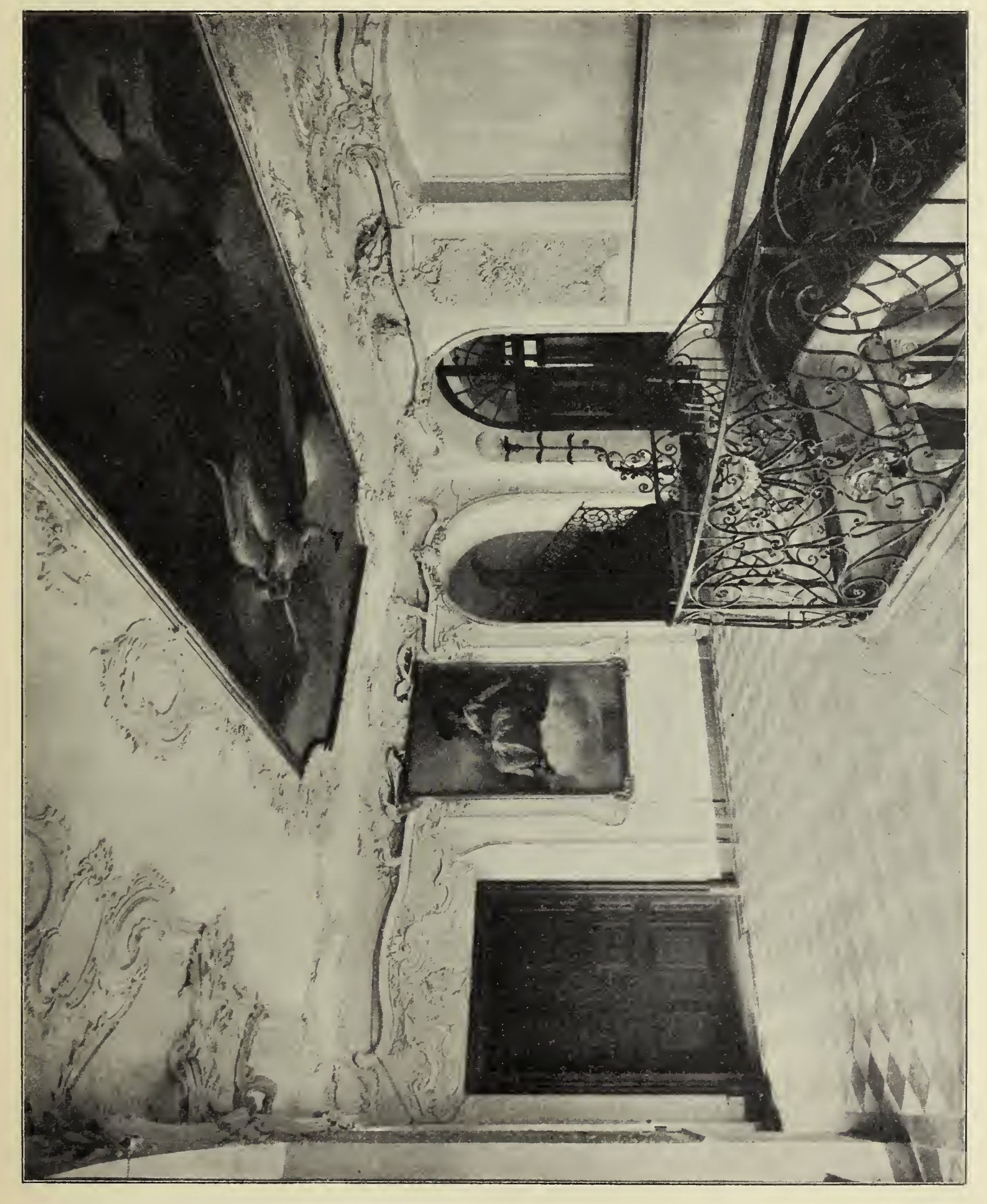


Fig. 228. Gengenbach, Klostergebäude, Blick in das Treppenhaus im ersten Stock.

Westgebäude ein Stück um die Ecke nach Norden zu geführt. Am Ostbau ein Abtswappen (s. unten).

So weit entstammt das Äußere dem Plane des Vorarlberger Meisters. Aber wie das Innere, so genügte auch das Portal einer späteren, wieder reicher gewordenen Zeit nicht, und so ließ der Abt Benedikt Rischer (1743 bis 1763), derselbe, dessen Grabstein

wir kennen gelernt haben und der überhaupt eine größere Bautätigkeit entfaltete, das Innere und das Portal vollständig erneuern. Der Rundbogen des Portals wird von korinthischen Pilastern mit vorgelegten Säulen flankiert, die ein weit vorgekragtes, verkröpftes Gesims tragen, an der Mittelkonsole das Wappen des Abtes Benedikt. Auf dem Gesims das außerordentlich reizende schmiedeeiserne Gitter des Balkons, in ihm das Monogramm B. A. E. J. G. angebracht. Über der Balkontür von Putten gehaltenes großes Wappen (Ende 17. Jh.) in Rollwerkkartusche des Abtes Augustin Müller (1696 bis 1726), unter dem der Beersche Bau fertiggestellt wurde. Durch das Portal betreten wir den sehr interessanten Tordurchgang nebst Treppenhaus (Fig. 226). Wie der raffinierte Grundriß zeigt, entsprechen den Pilastern der Wand links vom Eintretenden in einem flachen Bogen aufgestellte Säulen (ionischer Ordnung), die den oberen Treppenpodest stützen. Die flache Decke ist an ihrem Ansatz mit leichten Rocaillestuckornamenten verziert, während die ganze Pracht dieser Dekorationsweise an dem Ausgangstor nach dem Hof entwickelt ist (s. Fig. 227). Zwischen dem ersten Säulenpaar rechts vom Eintritt führt die mit feinem, schmiedeeisernem Rocaillegitter versehene breite Treppe in die Höhe. Von dem oberen Teile des Treppenhauses gibt Fig. 228 ein Bild. Die Wände sind durch Stuckgesimse in verschiedene Felder geteilt, die zum Teil mit reicher Stuckornamentfüllung, zum Teil mit Ölbildern geschmückt sind. Ein vielfach verkröpftes und geschwungenes Gesims zieht sich unter der Decke über den Durchgängen und den Türen hin. Über letzteren in reicher Stuckumrahmung Kaiserköpfe. Außerordentlich reizvolle Stuckdekorationen (Rocaillewerk, Vogel etc.) schmücken die große Hohlkehle und verbreiten sich an der flachen Decke. Sie ist mit einem großen Ölgemälde in reicher Stuckumrahmung geschmückt. Dasselbe, wie die Bilder der Seitenwände, ist neuesten

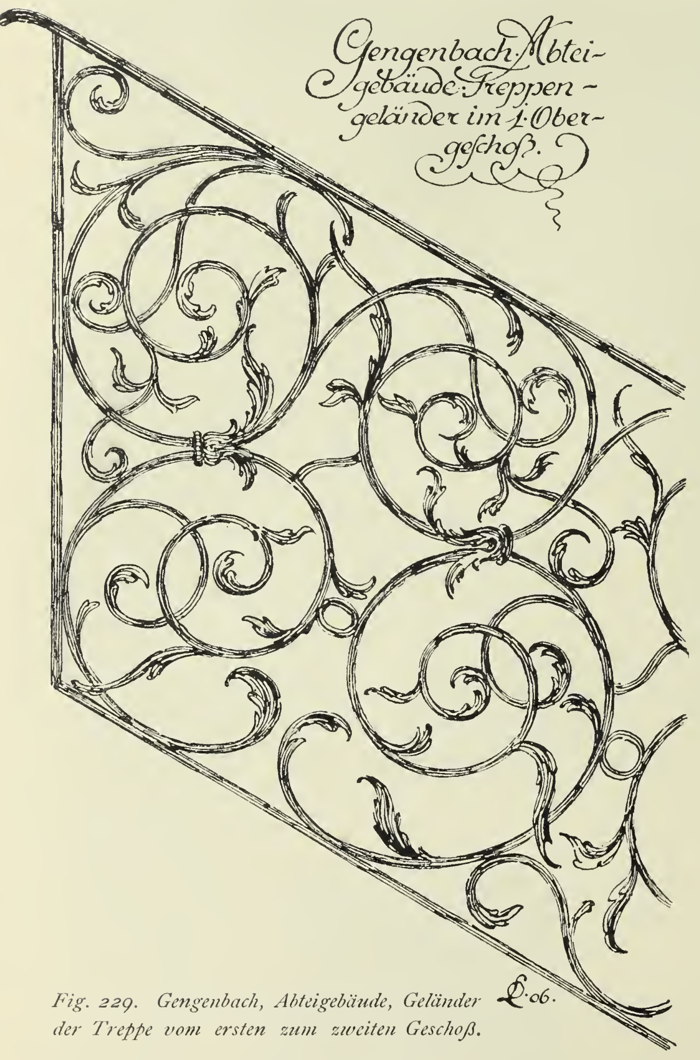


Fig. 229. Gengenbach, Abteigebäude, Geländer der Treppe vom ersten zum zweiten Geschoß.

Datums vom Ende des 19. Jhs., während die alten Bilder, von denen das Deckengemälde sehr ruiniert war, 1878 abgenommen und in die Karlsruher Altertumssammlung verbracht wurden. Das Deckenbild stellte dar den Engelsturz (dort C. 284), die zwei Seitenbilder (C. 285 und 286) Dädalus und Ikarus bei der Flügelanmessung und der Flügelanlegung. In den an das Treppenhaus beiderseits anstoßenden Räumen teilweise Stuckdecken des 18. Jhs.

Eine Treppe mit schmiedeeisernem Geländer führt von einem der Durchgänge aus zum zweiten Geschoß. Ihre Anlage entstammt noch dem Bau des Hauses am Ende des 17. Jhs., der gleichen Zeit auch das schöne Gitter (s. Fig. 229). Auch hier einige alte Stuckdecken, u. a. eine ziemlich reiche, mit einem Relief der Maria und Kind auf Wolken. Eine Anzahl Decken sind bei der Restauration vor elf Jahren heruntergeschlagen worden.

Im Südbau in den Gängen einfache Kreuzgratgewölbe. Hier auch das ehemalige Refektorium, dessen reiche Stuckdecke noch erhalten ist, aber jetzt sich auf mehrere Räume verteilt. Über der alten Eingangstür zu demselben reiche Rocaillestuckverzierung.

In den Gängen des Südbaues, der heute als Pfarrhaus dient, werden eine Anzahl *Ölgemälde* aufbewahrt, vor allem zu nennen das alte Altarbild der Einbethenkapelle, darstellend die Heiligen Perpetua und Felicitas, darunter die obenerwähnte Ansicht des Klosters, ein nicht sehr bedeutendes Werk des 17. Jhs., vor der Zerstörung gemalt. Die Klosteransicht erweckt, mit Ausnahme der zweifelhaften Doppeltürme, durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit. Der daraus zu entnehmende Grundriß des Klosters mit den Bauten um den viereckigen Hof, dem sich nach Osten erstreckenden Anbau mit dem Dachreiter, dem nördlichen Verbindungsgang über dem ehemaligen Kreuzgang, stimmt mit dem, was sich bei neueren Umbauten ergeben hat. Auch der Aufbau mit den Rundtürmen an der Südseite, dem Giebelbau dazwischen, der Umfassungsmauer mit den Gängen, dürfte — natürlich nur im großen ganzen — richtig sein. — Des weiteren fünf Bilder von den alten Altären der Klosterkirche, eine Anbetung der Könige nach dem gleichen Vorbild aus der Rubensschen Werkstatt wie das Bild in Lautenbach, der Gekreuzigte mit Maria und Magdalena, ein Rosenkranzbild und h. Benediktiner, Werke vom Anfange des 18. Jhs., eine h. Scholastika aus der Mitte desselben, eine andere Heilige, bezeichnet F · I Stoter pinxit 1771; ovale Medaillons von Altaraufsätzen, darunter ein guter Kopf eines alten Heiligen, weiter ein etwas rohes Gemälde der Brotvermehrung (18. Jh.) und zwei Abtporträts, das eine den Gisbert Agricola darstellend, aus dem Ende des 16. Jhs., das andere aus dem 18. Jh.

Ölgemälde

An dem Rest des an die Kirche ehemals angebauten Flügels an der Südseite ein älterer *Wappenstein* eingemauert mit der Zahl 1562 und den Abtsabzeichen, also wohl das Wappen des Abts Gisbert.

Wappenstein

Der Hof ist leider durch einen Abortbau verunstaltet.

Der *Klostergarten* ist noch zum Teil von seiner alten Mauer umgeben. Er öffnet sich nach dem Klosterhof zu in einem Tor mit rustizierten Pilastern, auf denen Vasen stehen; hübsches schmiedeeisernes Gitter daneben wie an dem Tor. Zwei ähnlich rustizierte Pilaster mit bauchigen Rocaillevasen führen an der Nordseite der Kirche in den Kirchengarten. Auch diese Gartenanlagen verdanken ihre Entstehung wohl dem Abt Benedikt Rischer.

Klostergarten

Das Rinnsal, das vor Kirche und Kloster durchführt, wird auf einem alten, noch mittelalterlichen (?) Steinpfeiler mit abgefasten Ecken zu der ehemaligen *Klostermühle* weitergeleitet, die noch zum Teil aus dem 18. Jh. stammt.

Klostermühle

Wappen

An dem Torvorbau des unter dem Schulhaus gelegenen Kellers ein Stein mit dem *Wappen* des Abts Placidus eingemauert, laut Aufschrift:

P · A · Z · G
16 90.

Das gleiche Wappen von 1691 findet sich an einem wieder nach seinem alten Zwecke verwendeten Schlußstein in der Durchfahrt des Schulhauses. Wir befinden uns eben im alten *Klosterbezirk*, dessen Westmauer, durch die Häuser durchgehend an der Rückseite des Rathauses vorbei, noch deutlich nachzuweisen ist.

Friedhofkirche

Die ehemalige Pfarrkirche S. Martin, jetzige *Friedhofkirche*, ist, wie oben auseinandergesetzt worden, wohl die älteste kirchliche Gründung auf diesem Boden. Doch sind vom frühen Mittelalter keine Reste mehr erhalten, die heutige Kirche ist in der Hauptsache ein Bau von 1452, der im 17. Jh. viel gelitten und deshalb manche Renovationen und Veränderungen erfahren hat.

Baunachrichten

Die *Baunachrichten* darüber besagen:

1443 hören wir von einem Vergleich zwischen dem damaligen Abt und der Stadt Gengenbach:[1]) »die in rechten angehengt waren als von des Thurnes und Bawes wegen, deßselben, der ober dem Chore der Lůtkirchen usswendig der Stadt G. gelegen, gebuwen ist und stet«. Die Stadt wollte dem Kloster als Kirchherrn und Einnehmer des Zehnten die Baupflicht zuschieben, der Abt aber der Stadt: »dieweil vormals derselbe Thurn und Inebůw durch Schultheiss, rot und Statt zu G. und nit durch einen apt gebuwen und in gebuw erhalten war, dieweil auch der Statt Glockhen, die sy mit Iren Coste gemacht hätte, in demselben Thurn hingen«. Der Entscheid des bischöflichen Richters Joh. von Steynborn zu Straßburg lautete: 1. jede Partei solle einen Baumeister bestellen, »die auf Globen und zu den Heyligen schwören sollen, den Thurn zu besehen; was die dan erkennen, das der egenant Thurn von dem Fulment und Fundament biss ahn das gewelbe des Ingeschlossen Buwes nottürftig syg, den soll der Abbt und Convent uff Iren Kosten und schaden thuen, was uber Buwes und Inbuwes derselbe Thurn von dem gewelbe ahn bis ahn das dach gewelbe und dach ussgeschlossen, nottürftig syg nach erkenntnus der 2 Buwmeister, den soll Schultheiss und rot mit Irem Costen und schaden thun. 2. wan derselbe Thurn eines Helmes oder Dachs nottürftig ist, so ist bedingt, weil dasselbe Dach beyden Partheyen (dem Convent zu dem Gewelbe und Chor, dem Rot zu den Glocken) dienend ist, das es durch beyde Partheyen glicher Kosten gemacht werde. Ist auch beret, das ein schlecht redlich ziemlich Dach gemacht soll werden«.

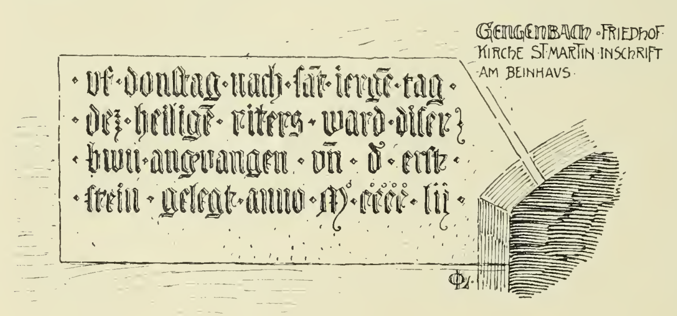


Fig. 230. Inschrift an der Martinskirche in Gengenbach.

Daraus geht hervor, daß der Turm über dem Chor errichtet und daß diese ganzen Ostteile äußerst schadhaft geworden waren. Hält man damit zusammen, was die jetzt

[1]) Z. NF. 8, S. 454.

(nicht ursprünglich) am Nordanbau der Kirche eingemauerte Inschrift angibt (s. Fig. 230), daß nämlich der Bau anno 1452 begonnen und damals der erste Stein gelegt wurde, so möchte ich aus allem schließen, der bauliche Befund habe sich nach jenem Vergleich von 1443 als so schlecht herausgestellt, daß man sich zu einem gänzlichen Neubau der Kirche entschloß. Dafür spricht ihre heutige Beschaffenheit.

Zweihundert Jahre später, 1641, hören wir dann, daß der Turm gänzlich einstürzte und den Chor in seinem Fall zerstörte.

»A. 1641 die 30 Jan. turris parochialis ecclesiae Gengenbac. ex fundamento totaliter corruit et chorum cum tribus altaribus in ecclesia subvertit. Causa fuit nimia altitudo, adhuc enim fuerat una contignatio,«[1]) was weiterhin so erklärt wird: »causam eius ruinae esse affirmabant, quod turris haec altius fuerit erecta, dum adhuc una contignatio ei fuit superposita et turris scabris lapidibus tecta; tantam enim imponebant molem, cui ferendo fundamentum ipsum sufficiens non erat etc.«.[2])

Wir werden die Nachricht vom »totalen« Zusammensturz wohl nicht allzu wörtlich nehmen dürfen, doch scheinen mindestens die drei oberen Stockwerke zusammengestürzt zu sein, sie werden das Gewölbe des Chors kaput geschlagen und dessen Hochmauern dabei gelitten haben. — Zwei Jahre nachher hausten besonders hier in der Pfarrkirche die weimarischen Soldaten und raubten sie gänzlich aus. 1671 ging man an die Restauration, 1672 konnte das Kreuz dem fertigen Turm aufgesetzt werden, 1679 konnte der Chor geweiht werden, sieben Jahre nach seiner baulichen Fertigstellung, der Hochaltar dem h. Martin, die beiden Seitenaltäre der Kirche, der eine als Kreuz-, der andere als Marienaltar. Am 18. September des gleichen Jahres wurden vom Abt Placidus die drei großen Glocken geweiht, die von Mathaeus Grüninger in Villingen gegossen waren.

Der Bericht lautet: »Ab initio septembris huius anni (1671) reaedificari coepta est turris cum choro ecclesiae parochialis Gengenbacensis, quae anno 1640 in mense Januario corruit; turris ista cum choro ad suam pervenit perfectionem 1. die Octobris a. 1672, quo die crux cum deaurato globo turris huius vertici imposita fuit. 1679: Hoc anno, nimirum 19 Sept. dedicatus est chorus parochialis ecclesiae s. Martini episcopi in Gengenbach, noviter a. 1672 erectus una cum summo altari et duobus altaribus extra praedictum chorum in navi ecclesiae abs rev. d. Gabriele Haug p. p. summum altare dedicatum est in honorem s. Martini; secundum altare ad dextrum introitus chori, in honorem s. crucis; tertium altare a sinistris ingressus chori, in honorem Mariae. Anniversaria dedicationis dies ecclesiae huius parochialis singulis annis celebratur dominica in albis seu octava paschalis domini . . . 18. Sept. Tres maiores campanae in ecclesia parochiali Gengenbacensi fuere benedictae et consecratae a praelato Placido. Dictae campanae pridie Villinga adductae fuerant, ubi et fusae fuerunt a Mathaeo Grueninger, cive Villingano. Post benedictionem hac campanae in novam turrim suspensae sunt.«[3])

In den folgenden Franzosenkriegen scheint die Martinskirche nicht besonders gelitten zu haben, wohl weil sie außerhalb der Mauern war; auch bei der großen Zerstörung 1689 wird von ihr nichts berichtet. Sie stand wohl so bis in die Mitte des 19. Jhs. mit ihrem abgewalmten Kupferdach nebst Laterne, sichtbar auf der schon

[1]) FDA. XVI, S. 172.
[2]) Z. NF. 8, S. 454.
[3]) a. a. O. S. 455.

citierten Zeichnung im Besitze des Freifräulein von Loewenberg und dem genannten Kupferstich. Wenn diese darin Zutrauen verdienen, so doch kaum in der anscheinenden Achteckgestalt des Turmes, denn die heutigen viereckigen Obergeschosse stammen sicher noch aus dem 17. Jh. Sein Dach aber verlor der Turm ca. 1840 ohne triftigen Grund und erhielt das heutige stumpfe Pyramidendach.

Baubeschreibung

Die Kirche ist ein schlichter Bau aus Bruchsteinmauerwerk mit Mörtelbewurf. Auf das einschiffige, flachgedeckte Langhaus folgt zunächst, bedeutend erhöht, über sechs Stufen zugänglich, das erste Chorquadrat, über dem sich der Turm erhebt, dann, wieder einige Stufen erhöht, das zweite, beide mit eingezogenem Kreuzgratgewölbe, und dann der ebenfalls mit Gratgewölben eingedeckte und nochmals um drei Stufen erhöhte Achteckabschluß. Wandpfeiler mit abgefasten Kanten und Kämpfer mit Profil aus Plättchen und Wulst tragen die Gurtbögen zwischen den beiden Chorquadraten und dem Langhaus.[1]) Alle die erwähnten Stufen sind nicht zusammenhängend gemauert mit den Chorwänden, sie stammen also erst von der Renovation des 17. Jhs., wie auch die Rundbogenfenster des Chors. Dagegen sind die spitzbogigen Fenster mit Fischblasenmaßwerk des Langhauses, fünf an der Südseite, zwei davon, eines zugemauert, an der Nordseite, und endlich eines an der Fassade noch aus der Zeit des spätmittelalterlichen Baues. Unter ihnen bezw. ihre Sohlbank bildend zieht sich um den ganzen Bau das übliche gotische Kaffgesims herum. Einige Rundfenster auf beiden Seiten darunter sind im 17. Jh. gebrochen worden. Das Hauptportal, flachbogig, zeigt sich durchschneidende Rundstäbe auf, gewundenen und gestreiften hohen steilen Basen, hier auch die weiter oben wiedergegebenen Steinmetzzeichen. Alle Gewände an dem Bau wie gewöhnlich aus rotem Sandstein, im übrigen zeigen sich an ihnen vielfach Reste alter Quaderbemalung. Zwei kleinere Türen an der Fassade haben gerade Sturze auf hohlgekehltem Gewände; daneben ein Weihwasserbecken des 15. Jhs., an ihm skulpiert ein Schild, in dem eine Kanne. — Das Sockelgesims der Kirche ist das einfache gotische mit einer Hohlkehle, entsprechend die Dachschräge. — An der Südseite führt eine Barocktür, mit der Jahreszahl 1778 versehen, in die Kirche.

Der Turm, auf quadratischem Grundriß, ragt in drei Stockwerken aus dem Dach empor. In diesen Stockwerken geradsturzige, im oberen Rundbogen-Fenster des 17. Jhs. Überall aber noch die gotische Wasserschräge. An der Südseite ist die Sakristei angebaut, noch aus dem 15. Jh., mit kleinen Spitzbogenfenstern, von denen eines noch flamboyantes Maßwerk besitzt. Der flachgedeckte Raum öffnet sich nach dem Chor in einer Tür, deren Gewände Abfasung mit Volutenablauf zeigt, also 17. Jh.

An der Nordseite der Kirche, da, wo bei einer Querschiffanlage das nördliche Querschiff wäre, ist genau in der Ausdehnung eines solchen und mit einem Satteldach eingedeckt, das das Langhausdach schneidet, ein Anbau vorhanden, der unten in flachen Rundbogenfenstern und einer Rundbogentür nach dem Friedhof sich öffnend, ein Beinhaus enthält. Das Geschoß darüber ist als Empore ausgestattet und öffnet sich nach der Kirche zu in zwei Flachbogen, die auf einem kleinen Säulchen ruhen mit weit auskragendem plumpen Kämpfer. In den Öffnungen unten Balusterabschluß. Nach Norden zu öffnet sich der Raum in zwei Rundbogenfenstern. An seiner Nordwestecke ein-

[1]) Nirgends ein Anhaltspunkt dafür, daß, wie Lübke meint, der Unterteil des Turmes noch romanischen Ursprungs ist, so wahrscheinlich das nach dem Alter der Kirche auch wäre.

gemauert die obencitierte Bauinschrift. Ich möchte vermuten, daß der beim Turmeinsturz stehen gebliebene Rest eines Querschiffes im 17. Jh. derartig benutzt wurde. In der Südwestecke des Baues legt sich ein rundes Wendeltreppentürmchen an, vor dessen erster Stufe eine Platte eingelassen ist mit einem Schild, worauf Pflugschar und Rebmesser und eine zerstörte Inschrift.

Ausstattung

Von der *Ausstattung* der Kirche ist zu bemerken zunächst in der Nordostecke des Langhauses eine spätgotische Nische mit Vorhangbogen, dann der Hochaltar und die zwei Seitenaltäre in dem wirksamen barocken Säulenaufbau, etwa Mitte 18. Jhs. In demselben am Hochaltar Gemälde des h. Martin, an dem einen Seitenaltar die Anbetung der Hirten, am anderen ein h. Sebastian, aus der gleichen Zeit. An der Nordwand die vorzügliche Rocaillekanzel mit Stadtwappen, Holz, marmorartig bemalt, in origineller Verbindung mit der unter ihr befindlichen, ebenfalls holzumkleideten Türe. Das vordere westliche Drittel des Langhauses wird durch eine Empore in dem beliebten bauchigen Grundriß eingenommen, auf Holzstützen, in blauer Marmorierung bemalt.[1]) Auf der Empore die Orgel mit reicher Rocailleschnitzerei, mit musizierenden Engeln, jetzt in Holzfarbe übertüncht. Die Stuckdecke des Langhauses ist in einfacher Weise in Felder geteilt.

Wappen
Kruzifix

Über dem Triumphbogen ist in großem Rollwerkschild, von zwei Engeln gehalten, das *Stadtwappen* in Stuck angebracht. Vom Bogen hängt ein *Holzkruzifix* des 18. Jhs. herunter. Ein vorzügliches Werk des 17. Jhs. (1693) ist das Kruzifix in Lebensgröße an der Nordwand, wie ich höre, aus der abgebrochenen Kapelle an der Kinzigbrücke stammend.

Geschnitzte Türen

Die im Rocaillegenre *geschnitzten Türen* des Hauptportals weisen die Inschrift auf (1748):

gLorIfICetVr   et eXaLtetVr
DoMVs tVa   VnVs et trInVS.

In der Sakristei auf den Schränken Holzkruzifix des 18. Jhs.

Glocken

Von den *Glocken* stammt eine mit dem Gengenbacher Wappen von 1718, von Algeyer, eine zweite ebenfalls mit dem Wappen aus Villingen, eine dritte von 1802. Näher war nicht beizukommen, und dem vierten, höher aufgehängten kleinen Glöckchen überhaupt nicht.

Am Äußern der Kirche eine Anzahl Epitaphien eingemauert, und zwar an der Westfassade:

1. Weißer Sandstein, ca. 1,40 m hoch (s. Fig. 231). Pilaster, an denen die Hochrelieffiguren der Heiligen Petrus und Paulus, flankieren eine Nische mit dem Relief der Auferstehung Christi. Die Pilaster tragen gebrochenen Giebel, an dem originell sich der Linie des Giebels anschmiegende Köpfe, dazwischen das Wappen. Am Sockel der Apostelfiguren Schilde mit der Hausmarke des Toten und dem Meisterzeichen (?) des Steinmetzen. Unter dem Geschilderten, von Beschlägornament umrahmt, die ovale Tafel mit der Inschrift:

[1]) Sollte jemals aus praktischen Gründen eine Renovation der Kirche nicht zu umgehen sein, so wäre dringend zu wünschen, daß im Innern der Rocaillecharakter im Anschluß an die vorhandenen Farbenspuren beibehalten wird.



Fig. 231. Grabmal des Peter Jüngel an der Friedhofskirche in Gengenbach.

SAMBSTAG
DEN · 17 · OCTOBRIS · ANNO
1609 IST IN GOTT SELIGLICH
VERSIDEN · DER EHRNVEST VND
WEISE · HERR · PETER · IVNGEL · ZW=
ÖLFER · VND STETMEISTER · DES AL=
TEN RATS · ZV GENGENBACH
DEM GOTT · GNEDIG · SEIN
WELLE · AMEN.

Tüchtige und charakteristische Handwerksarbeit der Renaissance.

2. Heller Sandstein. Ovale Inschriftplatte, ca. 1,20 m hoch, in Rocaillekartusche, umrahmt von weinenden Putten, mit den Todesemblemen, dem Rienecker und Jüngelschen Wappen, der Barbara Rienecker, letzter der Familie Jüngel, und der Inschrift:

STa Viator et Lege
Terra haec recōdit ossa dilectae Conjugis et Matris optimae
Desiderata terris, Coelo matura obiit 25ten Febru: 1764 · · aetat · ão 46 ·
Religiosa in Deum, in Pauperes munifica, grata Populo,
a suis amata, bonis omnibus fuit Charrissima
Ex his nosce Praenob:em genere et nomine Dominam Margaritam
Barbaram Rienecker, Vltimam Jünglingianae Stirpis Progeniem et
Virtutis avitae haeredem felicissimam · Si Plura tamen Scire cupio
Lege Salomonem : Mulierem forteminea miraberis · Requiescat in Pace .
VoLente Deo Con IVgeM seCVtVs est
Vir multum amabilis Praenob · D · F · Carol · Rienecker Praetor et XII vir
Imp . Civit · Gengenb: aet: 59 · qui vita ex virtutis lege Peracta ad beatam
imortalitatem aspirans laetus ipse sibi sequens composuit
Epitaphium · Credidi speravi dilexi Deum
Si autem totam non adimplevi legem quam sanctam agnovi
Misericordiam Dei ter optimi implorans infinitis meritis
Iesu Christi spero Resurrectionem et vitam aeternam ·
Dic viator: amen.

Auf einem Spruchband darunter steht:

Unser Leben ist gleich dem vorbeÿgehenden schatten.

An der Nordseite der Kirche:

3. Epitaph des Joh. Georg Heitzmann, gest. 1707, und seines Sohnes Josef Heitzmann, gest. 1752. Sandstein. Inschriftplatte mit Dreieckgiebel, von Voluten umrahmt.

An dem Beinhaus die oben besprochene und abgebildete Bauinschrift.

4. Über dem Tor des Beinhauses eingemauert Sandsteinrelief des Gekreuzigten, etwa 95 cm hoch, gute Arbeit.

An der Südseite der Kirche:

5. Oblonge, 1,60 m breite Nische, der untere Abschluß als Wasserschräge gebildet, darauf setzt der Rundstab an auf hoher gewundener Basis; aus diesem Rundstab und einer Hohlkehle ist der weitere Rahmen der Nische gebildet; in derselben geringes Gemälde, Ende 16. Jhs.: ein Kruzifixus, vor dem eine Frau kniet.

6. Unter dieser Nische ein roter Sandstein eingemauert mit der Inschrift:

Siehe Leser! das Schickſal
Des Edlvösten Hern Johann Michael Hosel welcher als Zwölfer des alten Raths dahier den 2t. Dezembris 1734 Seines alters 65. gestorben und deme die viel Ehr- und
Tugendsame Frau Anna Maria Jäggin Seine eheliche Hausfrau den 30t. aprilis 1737 · ihres alters 62 nachgefolget. Was ſeynd nun ſie beede? Was du wirst werden
Requiescant in Pace
amen.

7. In reichem Rocaillerahmen (s. Fig. 232) mit Voluten, Todesemblemen etc., oben, hübsch in den geschwungenen Giebel hineinkomponiert, der Gekreuzigte mit Maria am Fuße des Kreuzes. In dem unteren Felde die Inschrift:

Allhier Ruhen
die gebein
deß Edlveſten und wohlweiſen
Herrn MATHEI Arnoldt Statt-
meiſter und zwölffern deß alten-
Rathß dahier welcher den 19 mertz
1767 ſeelig in dem Herrn entſchlafen
ſeineß alterß 61 jahr

Und der Ehr und tugendſamen
Maria Magdalena Zieglerin
deßen ehegattin welche gebohren
den 16 AVGST 1693 und geſtorben
den 17 SEPTEMBER 1776 iſt
alſo 83 jahr 1 Monath und
1 tag alt worden.

In kleiner Kartusche:

REQVIESCANT IN PACE.

Die Frau hat also ihren 13 Jahre jüngeren Mann noch um 9 Jahre überlebt. (Roter Sandstein 1,60 m hoch.)

8. Oblonges Epitaph, roter Sandstein 65 × 81 cm. In dem vertieften Felde das Allianzwappen des Toten, die Umschrift lautet:

ANO · 90 · DE 26 IVLŸ / STARB IOHĀ / ERIDERICH (sic!) HETINGER / DE GTT GENĀD /

9. Aufrechtes Rechteck, 1,95 × 0,89 m, gelber Sandstein, in zwei quadratische Felder geteilt, im oberen, in Relief, der Gekreuzigte, rechts (heraldisch) eine anbetende knieende Matrone, links das Wappen: zwei aufrechte Fische. Derbe Arbeit. Unterschrift:

IHESV FILI DEI MISERERE ME.

In der unteren Abteilung steht:

VERENÆ MATRIS SUA DILECTISS · MONUMET · HOC REVERENTIAE ET AMORIS · ERGO POSUIT MOSST? FILI? MICHAEL BUECHNER: HUIS ECCLAE · PASTOR · VIXIT POST MONOGAMIAM ANNIS XXX ET OBIYT ANO DÑI · MDLXXX IN FESTO S · MARTINI EPI · AETATIS · SUAE : LXIII.

10. Reiches Renaissanceepitaph (s. Fig. 233) in rotem Sandstein, 2,20 m hoch. Eine flachbogige Nische, von Hermen flankiert, an deren einem die Halbfigur eines Jacobspilgers, an dem anderen die Halbfigur einer Frau mit zwei Kindern (h. Anna selbdritt? Caritas?). Diese Hermen tragen das verkröpfte Gebälk, auf dem sich der Aufsatz erhebt. Pilaster mit Löwenköpfen, von Voluten flankiert, tragen den gebrochenen Giebel mit Zahnschnitt. In dem Aufsatz Relief der Himmelfahrt Mariä, in der Mittelnische der Gekreuzigte, links (vom Beschauer aus) knieender Mann mit Frau, rechts desgleichen mit Rosenkränzen in den Händen, die Frauenfigur ist später weggemeißelt. Darunter leere Platte in Rollwerkumrahmung, dann das Wappen mit I K · (Johann Kun) und endlich die Platte mit der Inschrift:

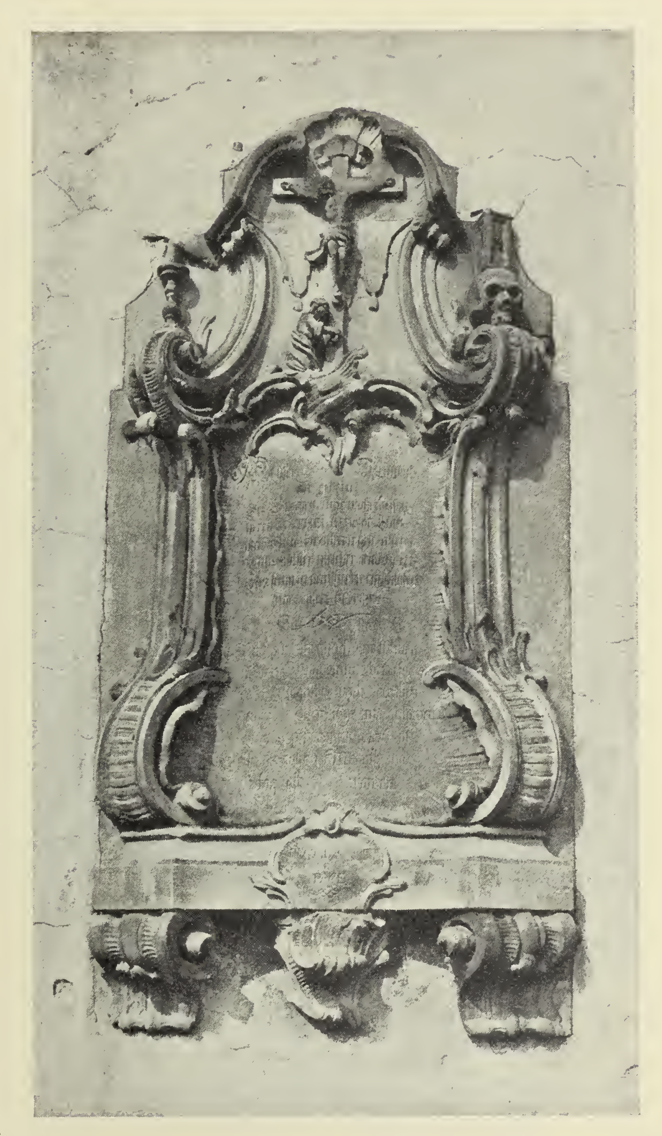


Fig. 232. Epitaph des Stattmeisters Math. Arnoldt und seiner Frau an der Leutkirche in Gengenbach.

IACOB GNTR · GNTX . HC · ANA QESCT
PACIFICO CLÆRI TEPORA MLA Tiot
AMBO PII FVERAT ÆBO VrTVE DECORI
AMBO PIE MATRE PERCOLVEBE DEI
FILI ABOB PASTOR MOMET IOANES

HÆC L^O^CAT HOSPŒB L^E^CT~O~R ĀE VNA
PIE Ꝋ HIC 24 NOVĒB : ĀNO 1604
ÆT̄IS 64 · ILLA · 8 APR A° 1606 ÆTIS 65 =
REQVIESCANT IN PACE.



Fig. 233. Epitaph an der Leutkirche in Gengenbach.

Die äußerst schlechten Abkürzungen und dazu noch Fehler des Steinmetzen lassen nicht einmal den Namen deutlich erkennen.

Zu den Treppenstufen der jetzt folgenden Tür sind zwei Grabsteine mit jetzt unleserlichen Inschriften verwandt.

11. Grabstein mit ovaler Inschriftplatte, von Kranz umgeben, darüber fünfzackige Krone, von zwei Engelputten gehalten. (100 × 72 cm.) Die Inschrift lautet:

HIER IST DIE
RUEHSTATT DES WOLEHRW:
IN GOTT GEISTLICHEN HERREN JOSEPH
SCHNEIDERS · WELCHER ANFAENGLICH IN MÜLLĒ
NACHGEHENDS · BEY DIE 20 JAHR · IN PRINTZBACH
EUFERIGSTER SEELSORGER UND DES · HOCHWÜR ·
LAHRISCH*en* RURAL: CAPITULS CAM̄ERER GEWESEN
LETZTENS · ABER · ALS CAPELLANUS · DER CAPPLONEY
DES HEIL: ERHARTI · IN GENGENBACH · IN · GOTT SELIG
ENTSCHLAFEN IST DEN 20t AUG: ANNO
MDCCXXXII SEINES ALTERS IM L · V · JAHR

zu dessen Ewigen gedächtnūs CAROLVS SCHNEIDER
V̄ND CATHARINA · WINTERHALTERIN · deſ obgedacht
Verstorbenen · hinter · lassene · geschwisterige · disen
grabstein hierher haben setzen lassen
der barmherzige Gott · gebe · Ihm
und allen Christgläubigen
ſeelen · die Ewige Rūeh
Amen.

An der nun folgenden Tür sind wieder zwei Grabsteine verwendet.

Friedhof

Auf dem *Friedhof* zu bemerken: großer Rocaillegrabstein (s. Fig. 234). (Roter Sandstein.) Reiche, krause Voluten umrahmen das Inschriftoval. An ihnen Todesembleme, Leuchter etc., oben Kronos mit der Uhr, zu beiden Seiten zwei Tugenden, unter dem Oval das Allianzwappen der Verstorbenen. Originell im Aufbau und gut in der Ausführung. Am Sockel Rocaillekartusche. Oben steht:

In
hoC tVMVLo
ConDIta fVIt (1768)
PRÆNOBILIS IOANNA FRANCISCA RIENECKER
VXOR PRENOB · DOM · CONRADI · RAIM
CÆSAR REG · LEGIONIS DE FVRSTEMBERG
SVPREMI VIGILIARVM PRÆFECTI
ÆTATIS XXI
IesV saLVator
ConCeDe eI reqVIeM (1768).

Am Sockel die Verse:

HUNC LAPIDEM POSUIT CONSTANTIS CURA MARITI
QUI COLUIT VIVAM QUI COLIT ET CINERES
NI LAPIS ES REDIENS REQUIEM PACEMQUE VIATOR
DIC ANIMAE CUIUS CONDIT HIC OSSA LAPIS.



Fig. 234. Grabstein auf dem Friedhof in Gengenbach.

Kapellen auf dem Friedhof

Von hier aus gegen die Mauer zu kleine Kapelle, Rundbogennische, in deren Hintergrund in äußerst roher Malerei (aufgefrischt) die Verspottung des Herrn gemalt ist, die Figur des Herrn selber in Steinplastik davorstehend auf einer Konsole, dreiviertellebensgroß, mit stark hervorgehobenen Muskeln. An der Konsole steht:

Von Gottes Gnaden Georg Abbt zu Gengenbach.
1609.

Also Abt Georg Breuning hat die Kapelle gestiftet.

Östlich von der Kirche eine weitere Kapelle, mit ähnlicher Nische, flankiert von dorischen Pilastern, die das Gesims tragen. An der Wand etwa zweidrittellebensgroßer Kruzifixus, Steinskulptur, hinter der sich gemalt die Gegend von Jerusalem erstreckt. An der linken Seitenwand großes ausgehauenes Wappen, heraldisch rechts goldener Hammer, Krone und Stern in blauem Feld, links drei Kleeblätter in Gelb, darunter die Inschrift:

Viator lege ac luge
hic jacet
Patriae culmen & columen
Virtutibꝰ Decorꝰ suorum decꝰ
Tam Omnibꝰ Charꝰ, Quam reipubꝰ proficuꝰ quis?
D · Joannes Bender Imper · Civit:
Gengenb: Praetor Dignissꝰ de Consultuꝰ
cum Dilecta sua coniuge D. ANNA MARIA HILLERIN
Quam Diu? Ille aetatis · 59 · A · 30 Juliy 1704
Haec aetatis 66 · & · 10: Aprilis 1715 Parentes.
Liberorum quorum prior dignitate fulget Abbatia
Blasius Abbas Sanꝰ Blasianus posterior
Parentans D. Joachimus Praetoratus
Quibus hi et singuli
Voce dicunt luna nimi
Lux perennis luceat iis
Domine.

An der anderen Seitenwand dasselbe Wappen und die Inschrift:

Pietati ac posteritati
Hac in gentilitia sibi suisqꝰ haereditaria quiesunt (sic!) *sepultura*
Duo germani
Virtute, sanguine, pietate pari, vere fratres
nempe
Joan̄es Caspar & Joachimus de Bender
Sac · Rom · Imp · equites ille pie in Dn̄o
obiit 15 Octob · 1721 An̄os natus 44
Iste 5 Maii 1761 Annorum 77
Benedicente Dn̄o
Primus decem libros obtinuit ex dulcissima
Conjuge dn̄a Maria Ludgarde nata
Jüngling, denata
Martii 1757 aetatis 75

Disponente Deo
tertissima coniux dña Maria
Aña jüngling cum 7 liberis praecessit
24 Julii 1752 aetatis 69
Perfuncti itaq9 dignitate consulari
& praetoriali fide, prudentia & inte=
gritate summa · de patria
Imperio optime mariti
Ita sunt defuncti, ut eorum obitus ad
Vitam im̄ortalem pie credatur introi=
tus, hac ne et tu transicus, eis apprecare
quibus hoc monumentum ponere
M*aest*I *f*ILII *grat*I *par*I*ter*
*haere*D*es s*VCC*essores.*

Neben der Nische eine Platte, Grabmal des Feldmarschalls Joh. Joachim Freiherrn von Bender, mit der Inschrift:

* 12 Februar 1741
† 26 July 1818

Ein Blitz dem Freund
Ein Fels dem Feind
Nie Todes scheu
Der Tugend treu

Ihn, den zu kühnen Mutes Lohne
des Lorbeers ewig Grün umkränzt,
dem auch die zarte Bürgerkrone
mild in dem Silberhaare glänzt,

In dessen kühn nnd gütgem Herze
der Held und Mensch verbrüdert war,
Ihm weiht der Sohn mit heißem Schmerze
den kalten Stein zum Dank-Altar.

Er war! Sein Nahme aber schwebet
in manchem Nacht-Gebet empor,
doch wenn sich einst der Vorhang hebet,
dann strahhlt er rein durchs Dunkel vor.

Wie der Vers sagt, hat der Sohn, Franz von Frosch-Bender, den Stein setzen lassen.

Grabstein

In der Nähe der *Grabstein* des Erbauers des Rathauses, Victor Kretz, gest. 1786.

Auf dem Friedhof noch zwei Dornblüthsche Grabsteine mit Palmenumrahmung, Wappen und langatmiger Inschrift, des Georg Friedrich, der Maria Cleopha Schmelzer geb. Dornblüth und eines zweiten Georg Friedrich.

An der Mauer liegt ein Rocaillepostament, das ehemals ein jetzt abgehauenes Kruzifix trug; die rührende Inschrift lautet:

HIER UNDEN IN DEM GRAB
DA LIGT WAS ICH GELIEBET HAB
MEIN HOFNUNG TROST UND LEBEN
WO GOTT MIR HAT ZUR HILF GEGEBEN
LIGT JEZUND IN DER ERDEN
KANN MEINER AUCH NICHT MEHR WERDEN
ZUM ZEICHEN MEINER TREŸ
SETZ ICH DAS CREIZ HERBEI

GOTT WOLLE DIE RUHE IM GEBEN UND AUCH DAS EWIG LEBEN
AMMEN
DEN 27 BRACHMONATH IST GOTTSELIG ENTSCHLAFEN DER
EHRSAME JOHANNES RITTER
GWESTER SCHARFRICHTER IN GENGENBACH
1767.

Die Eingänge des Friedhofes sind von Barockpfeilern flankiert, die bauchige Vasen tragen.

Kruzifix

An der Westmauer, außen auf hohem viereckigen Sockel mit Engelsköpfen und Fruchtgehängen ein halblebensgroßer *Kruzifixus* von 1704.

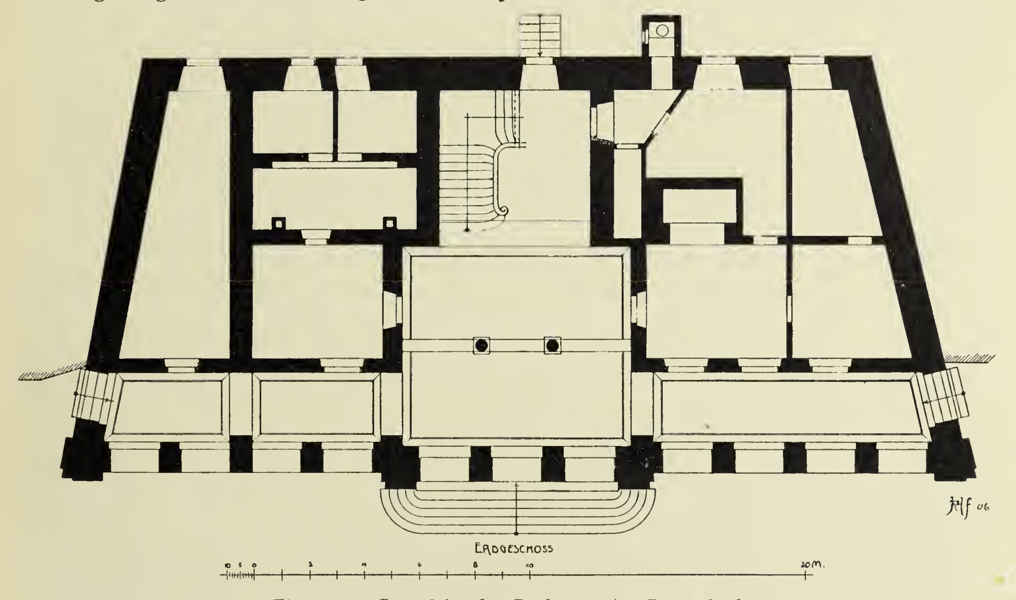


Fig. 235. Grundriß des Rathauses in Gengenbach.

Östlich von dem Friedhof, am Wege zum Haigeracher Tor, eine Kapelle,[1]) Rundbogennische mit jetzt ganz neuem Gemälde und ebenfalls neuem Porträt des Cornelius Eselsperger, an der Stelle von dessen angeblichem wundertätigen Sterben errichtet, sichtlich eine Erneuerung des 18. Jhs., bei der man am Sockel Reste des früheren Renaissancebaues verwendet hat, nämlich einen Stein mit reichem Beschlägornament und einen mit dem Wappen (Hand mit brennender Lampe und drei Sternen) sowie der Inschrift:

IN PASSIONIS DO
MINI Æ MEMORIA
ERIGEBAT D · IOA KVN
PASTOR IN GENGEB ·
SIC LVCEAT LVX VESTRA
neben dem Wappen:
16 — 09.

In der Nähe Sandsteinkruzifix von 1734.

[1]) Abb. s. Schauinsland 22, S. 29.

Brückenkapelle

Noch eine abgebrochene *Brückenkapelle* ist zu verzeichnen, die einst die alte, jetzt durch eine eiserne ersetzte Kinzigtalbrücke zierte. Sie ist in ihren Steinen noch vollständig erhalten und wird hoffentlich wieder irgendwo aufgerichtet. Es war ein schlichter, aber malerischer Bau; am Rundbogen der Nische das Stadtwappen; dieser Bogen flankiert von ionischen Pilastern, die das verkröpfte Gebälk trugen, an dem die Jahreszahl 1703 sich befand.

Einbethenkapelle

Auf dem Bergle die schon erwähnte, in ihrer Gründung uralte *Einbethenkapelle*. So, wie sie heute ist, verdankt sie im wesentlichen der Erneuerung unter Abt Placidus Thalmann 1681 bis 1682 ihre Erscheinung.



Fig. 236. Rathaus in Gengenbach.

Baugeschichte

Aus den Protokollen wissen wir darüber,[1]) daß 1681 »statim post festa paschalia, incoeptum est renovari sacellum s. s. Einbethae virginis et Perpetuae, Felicitatis, Martyrum in monte extra oppidum Gengenbacense, dicto S. Einbethae vel Jacobi- oder Castellberg«. Das alte muß sehr zerstört gewesen sein, und der Abt erbittet sich und erhält vom Generalvikar die Erlaubnis: »partem dimidiam cum duobus altaribus amovere et cum angustia loci frequentiam occurentium non capiat et ab ingressu prohibeat, spatiosius reaedificare«. Denn es wird beschrieben als sehr dunkel im Langhaus, wegen der ganz kleinen Fenster, die unregelmäßig darin angebracht seien; man möchte danach an einen überarbeiteten romanischen Bau denken. Der Chor sei heller gewesen, weil er drei moderne Fenster gehabt hätte. Ein Altar im Chor und einer vorn unter dem Triumphbogen werden erwähnt. Einen Eingang habe die Kapelle gehabt, außerdem »loco fastigii seu, ut vocant, der Bohrküchen« ein »hypocaustum seu culinam quod sustentabatur a lignea columna, cuius pes erat lapideus, 3 autem plurium pedum altus, in quo lapide olim a gentilitate collocatum statione simulachrum Jovis etc.« Man wird wohl an einen heizbaren Raum denken müssen, etwa zur Erwärmung der

[1]) Z. NF. 8, S. 662f.

Wallfahrer; loco fastigii läßt sich wohl nur als Empore denken, unter der diese Vorrichtung angebracht war. Hier war also der alte Jupiterstein verwendet. Der Prior Ziegler war die Seele des Neubaues, seine Brüder und Eltern mit unter den hauptsächlichsten Stiftern. Der Grundstein wurde am 10. April 1681 gelegt. Schon nach dem Fest der h. Dreifaltigkeit konnte der Bau unter Dach gebracht, seinen Dachreiter erhalten und mit drei Glocken ausgestattet werden. Den



Fig. 237. Amtsschild der Bürgermeisterkette von Gengenbach.

6. September 1682 wurde er eingeweiht. Es war ein fast gänzlicher Neubau »praeter murum illum ab altari b. Mariae virg. a cornu evangelii seu ad sinistram ingressus usque ad usque ad maiorem portam huius sacelli«, aber auch diese Nordwand erhielt neue Fenster.

»Das Kapellein außerhalb des Kürchleinss hat in allem 15 fl. gekostet. Notandum quoque, dass weyllen alle Fuohren undt Handtarbeit gratis undt in Frondienst geschehen, also hat man den Fuohrleuten und Handarbeitern jedesmahl neben Brodt einen Trunckh gegeben; in allem beiläuffig

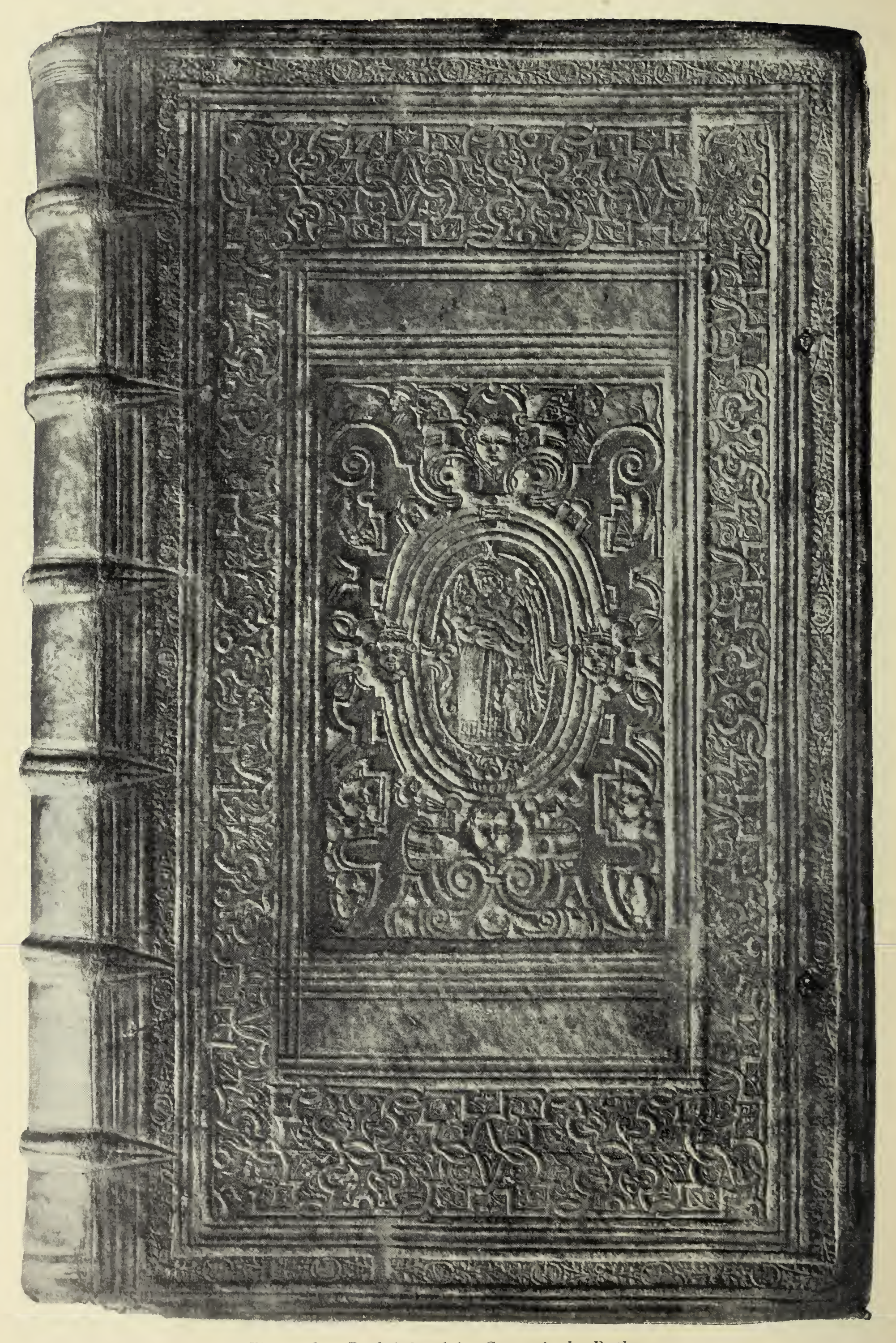


Fig. 238. Bucheinband in Gengenbach, Rathaus.

30 Ohm, der Ohm per 1 fl. 5 kr. gerechnet.« Auch die einzelnen Ausgaben für die große Kapelle sind sorgfältig angegeben. »Summa summarum 1356 fl.« mit der ganzen Ausstattung.

Auch in der kleinen Kapelle durfte celebriert werden auf einem Tragaltar.

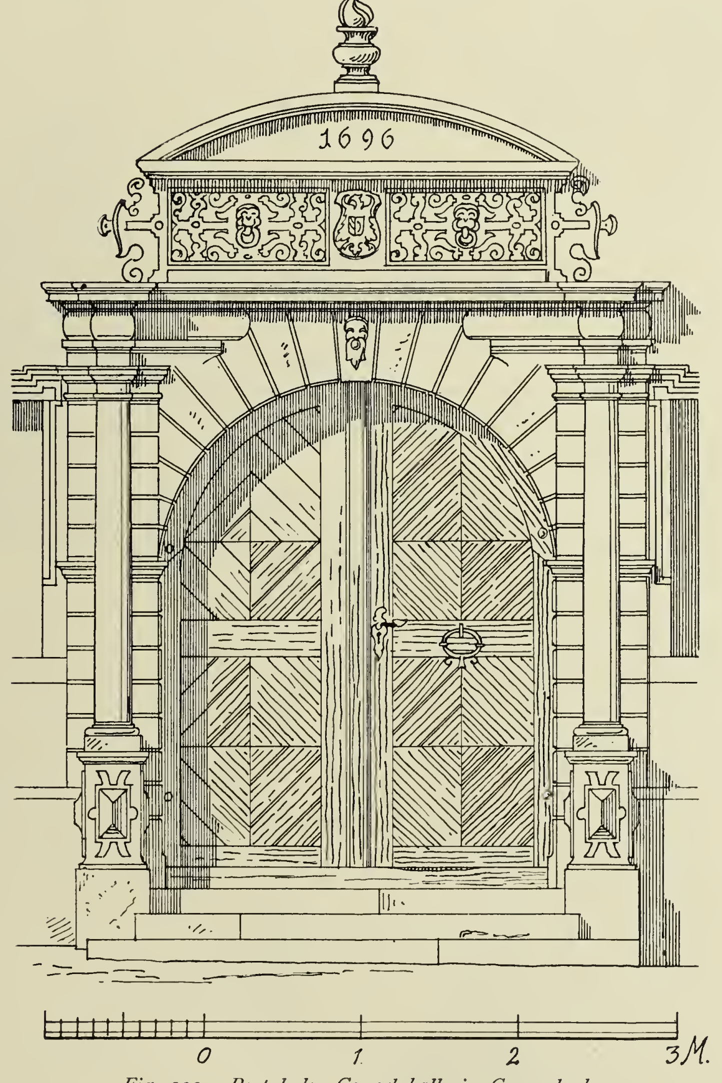


Fig. 239. Portal der Gewerbehalle in Gengenbach.

Nötig war nun noch ein Haus »pro aedituo« für den Mesner, und man kaufte dafür den Jüngelschen Erben ein Häuschen vor Einach ab, das man auf das Bergle transportierte. Es ist wohl das heute östlich der Kapelle stehende kleine, schlichte Haus.

Die Verwaltung der Kapelle blieb beim Prior des Klosters.[1]) 1717 ging der damalige Inhaber dieses Amtes, Cölestin Weippert, den Dornblüth als recht guten Kerl, aber sehr einfachen Geistes und wenig gebildet charakterisiert, daran, sieben kleine Stationskapellen auf dem Weg zur Einbethen-kapelle zu erbauen, in der Hoffnung, daraus eine bedeutende Wallfahrt, wie in Harmersbach, zu machen. Er baute auch eine Sakristei, stellte die Orgel auf »auf einem porticus«, schaffte ein Tabernakel

[1]) Z. NF. 8, S. 701.



Fig. 240. Marktplatz in Gengenbach mit dem Brunnen.

an und ein silbernes Ciborium. Die Hoffnung scheint aber nicht in Erfüllung gegangen zu sein, und so waren die Kapellen dem Kloster eine ewige Last. Immerhin scheint Dornblüth in seinem Bericht den Plan zu geringschätzig zu behandeln, denn daß man 1747 offenbar noch die Außenkanzel errichtete, beweist doch, daß die Wallfahrer nicht ganz fehlten. Von den zuletzt erwähnten Kapellen stehen noch zwei.



Fig. 241. Brunnenfigur vom Marktbrunnen in Gengenbach.

Bau-beschreibung

Der heutige Bau ist ein einschiffiges Langhaus, an das in der gleichen Breite der achteckig geschlossene Chor stößt, um einige Stufen erhöht und durch einen Rundbogen von jenem getrennt. Überall die Rundbogenfenster des 18. Jhs. Von dem Chor aus an der Nordwand der Zugang zu der *Außenkanzel*. Diese, in der beliebten bauchigen Form des 18. Jhs., zeigt an ihrer in das Kirchen-innere führenden Tür neben dem Monogramm Christi die Jahreszahl 1747. — An der Nordwand ist ein Stein eingemauert (nicht aber die Reste einer ganzen Tür) mit der Jahreszahl

Außenkanzel

J ꝛ 5 ꝛ ꝫ 9 ꝛ,

die also auf eine Renovation des alten Baues im 16. Jh. hinweist. Das Portal der Westfassade, rundbogig, ist profiliert in eckigen Stäben und Hohlkehlen, es läuft unten in kleinen Voluten aus. Es weist dasselbe Steinmetzzeichen auf wie der Niklasturm und stammt jedenfalls aus einer Bauzeit vor 1681, wurde also damals hier wieder verwendet.

Ausstattung

An älterer *Ausstattung* finden sich zu beiden Seiten des neuen Hochaltarbildes die Holzstatuen des h. Rochus und eines h. Bischofs in neuer Fassung, stark bewegte Figuren vom Ende des 17. Jhs. Am Triumphbogen holzgeschnitztes Abtswappen in Rollwerkschild von 1681 mit der Umschrift: Placidus abbas hoc erexit sacellum. Darunter hängt ein holzgeschnitztes Kruzifix des 18. Jhs. — In der Sakristei einige Meßgewänder mit eingewirkten Blumen der gleichen Zeit. Die Glocken nicht zugänglich. — Die Kirche ist am Ende des 19. Jhs. renoviert worden, besonders die Westfassade.

Kapelle

Nördlich der Kirche die erwähnte kleine, im Rundbogen sich öffnende *Kapelle,* an der ältere Steine, vielleicht von der alten Einbethenkapelle, verwendet wurden. So am linken Eingangspfosten zu unterst ein Stein mit einer jetzt auf dem Kopfe stehenden und nur teilweise erhaltenen deutschen Inschrift des 16. Jhs., zu entziffern etwa:

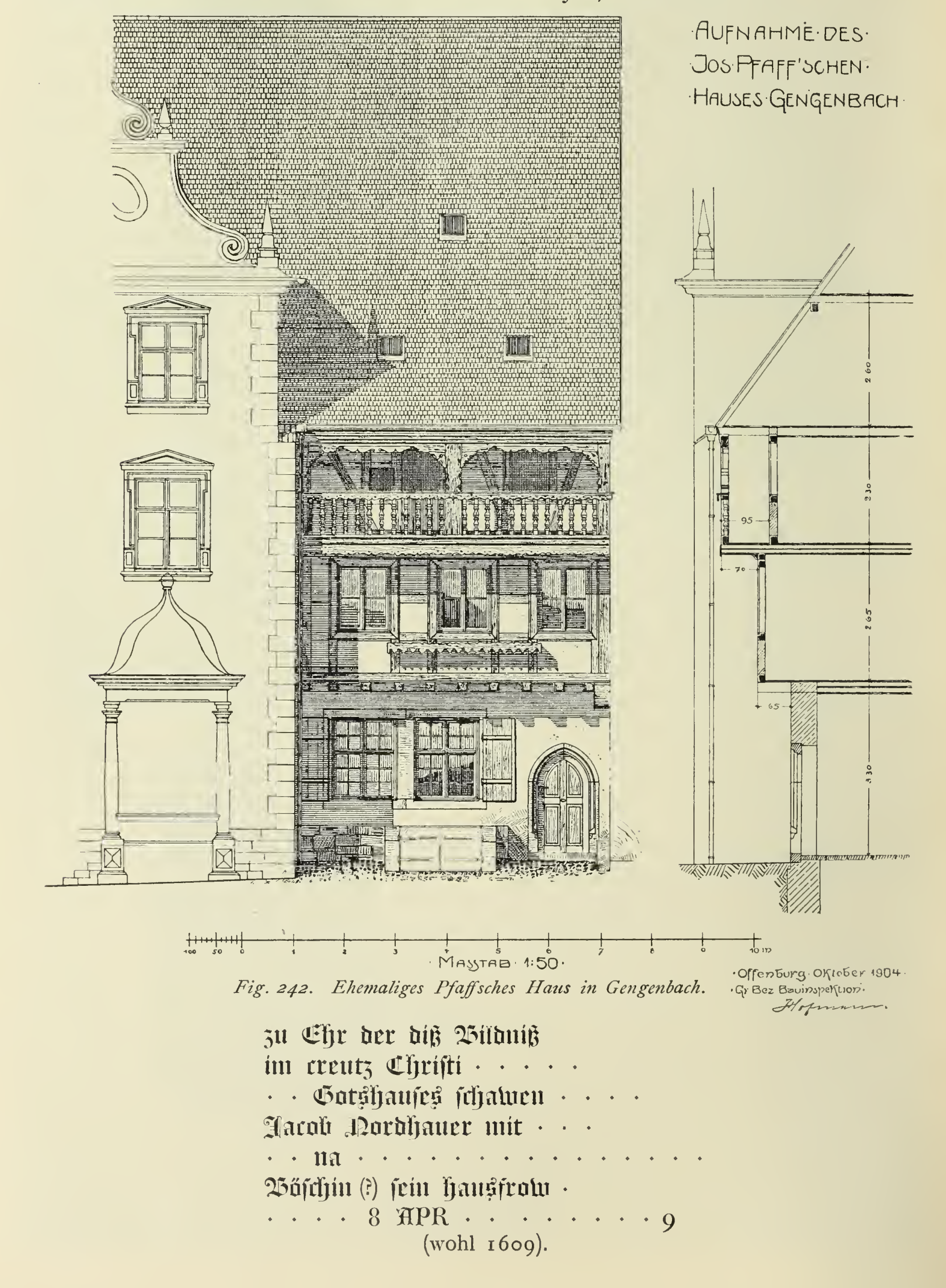


Fig. 242. Ehemaliges Pfaffsches Haus in Gengenbach.

zu Ehr der diß Bildniß
im creutz Christi · · · · ·
· · Gotshauses schawen · · · ·
Jacob Nordhauer mit · · ·
· · na · · · · · · · · · · · · · · ·
Böschin (?) sein hausfrow ·
· · · · 8 APR · · · · · · · · 9
(wohl 1609).

Darüber ein zweiter Stein verwendet mit reichem Beschlägornament etwa aus der Zeit um 1600.



Fig. 243. Türvorbau an dem Pfaffschen Hause in Gengenbach.

An der Hinterwand der Kapelle ein geringes Gemälde der Kreuzigung Christi. Angebaut eine h. Grabkapelle, wie immer mit dem liegenden Leichnam Christi, holzgeschnitzt.[1])

Etwas weiter unten am Berge eine der kleinen Kapellen, die Prior Weippert errichtete; einfaches Bauwerk des 18. Jhs.

[1]) Baumgarten meint in Schauinsland 22, S. 39, daß auf diese Figur die übliche Redensart zurückgeht: der liegt do wie der Gengenbacher Heiland.

Rathaus

Das bedeutendste Profangebäude der Stadt ist sinngemäß das *Rathaus*. Es ist nicht mehr das alte, in dem sich alle die geschilderten Kämpfe abspielten, sondern es stammt aus den letzten Zeiten der Reichsunmittelbarkeit, von 1784, laut der Inschrift

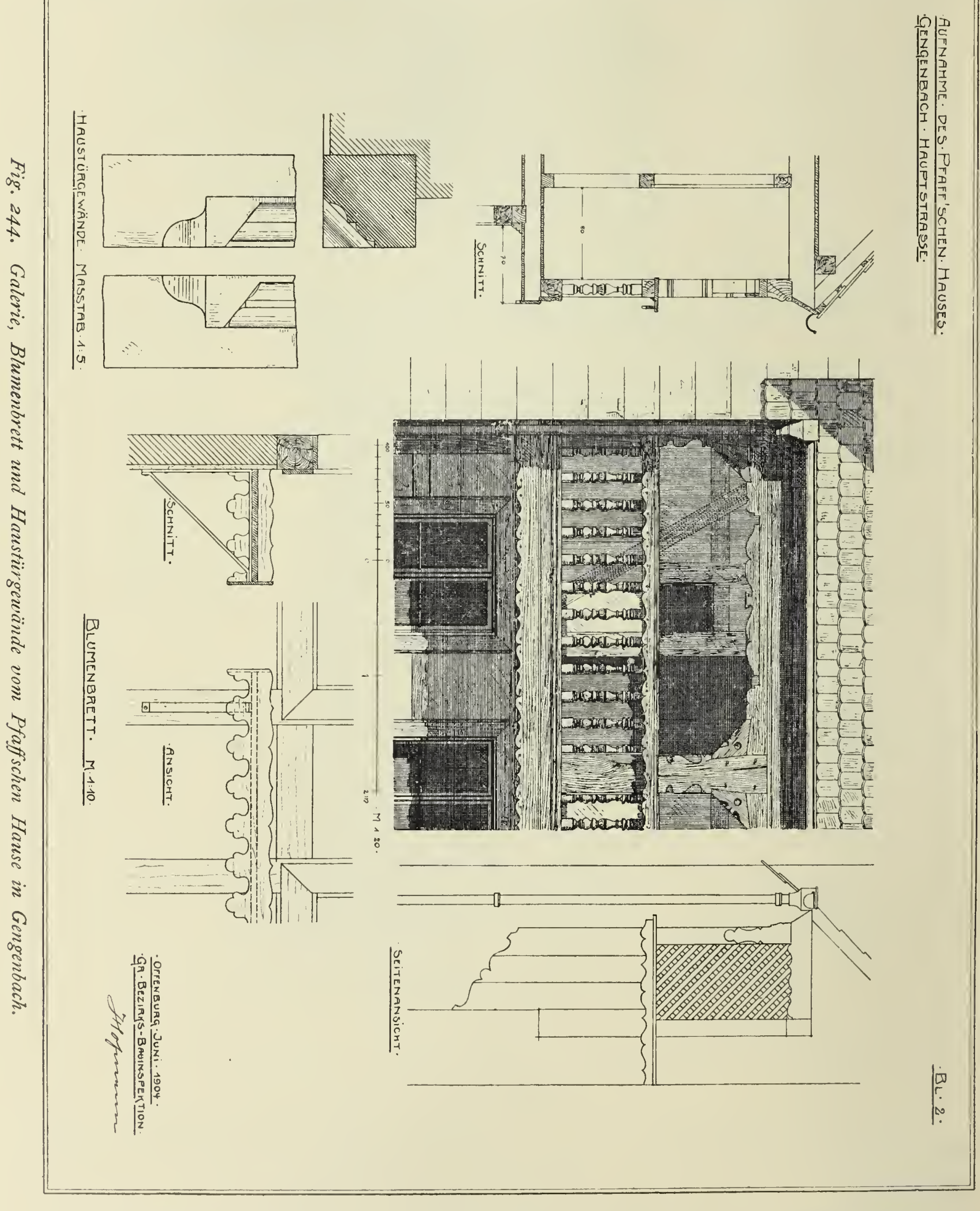


Fig. 244. Galerie, Blumenbrett und Haustürgewände vom Pfaffschen Hause in Gengenbach.

auf dem Giebel, und ist von dem auf dem Friedhof bei der Leutkirche ruhenden Mitgliede des Jungen Rats und Baumeister Victor Kraetz errichtet. Eine besondere Schwierigkeit lag darin, daß nur etwa 17 m hinter dem Marktplatz, der wohl nicht verengert werden durfte, sich die Klostermauer herzog, und daß es also galt, auf diesem engen Platz ein

in Grundriß wie Aufbau genügendes Gebäude zu errichten. Aus dem Grundriß in Fig. 235 sehen wir, wie der Baumeister sich geholfen hat. Da die Nachbarhäuser direkt anschlossen und das Terrain von der Seite aus verengerten, insbesondere nach der Klostermauer zu, so bequemte er sich in glücklicher Weise der zu seiner Rückmauer und Fassade schrägen Grenzlinie dieser Besitztümer an und gewann dadurch eine imposantere Ausdehnung der Fassade, als bei gerader Führung möglich gewesen wäre. Das Erdgeschoß behandelte er als Sockel in Quadermanier und öffnete es in einer Halle mit Rundbogen auf Pfeilern, die den Wartenden Schutz bot, dem Markte zu. Durch das in drei Bogen sich öffnende Mittelrisalit betritt man das Vestibul, dessen gerade Decke zwei Säulen tragen, und hat von da einen hübschen Blick auf das im Hintergrund in die Höhe führende Treppenhaus. Zu beiden Seiten gruppieren sich dann die Geschäftsräume. Die elffenstrige zweistöckige Fassade wird von verdoppelten ionischen Pilastern flankiert, die das verkröpfte Gebälk und die Attika mit ovalen Fensterchen tragen; die drei mittleren Fenster sind durch zwei ionische Pilaster zusammengefaßt und treten als Risalit vor, über demselben ein Dreieckgiebel, auf demselben die Gestalten der Justitia und Prudentia, auf dem First ein kräftig bewegter Adler mit dem Fischwappen. Die Fenster sind mit einfachem flachbogigen Giebel überspannt, im Mittelrisalit in denen des ersten Geschosses als Schlußsteine Köpfe in Rocaillekartuschen, im zweiten Geschoß ähnliche Kartuschen als Girlanden. Zu erwähnen sind noch die schmiedeeisernen Gitterbrustwehren in den unteren Hallenöffnungen, das Gitter der Treppe, sowie der Balkon, der dem ersten Stock des Mittelrisalits vorgelegt ist, mit gutem schmiedeeisernen Rocaillegitter auf der Bodenplatte, die von vier größeren mit Menschengesichtern und drei kleineren mit Blattwerk verzierten Konsolen getragen wird.

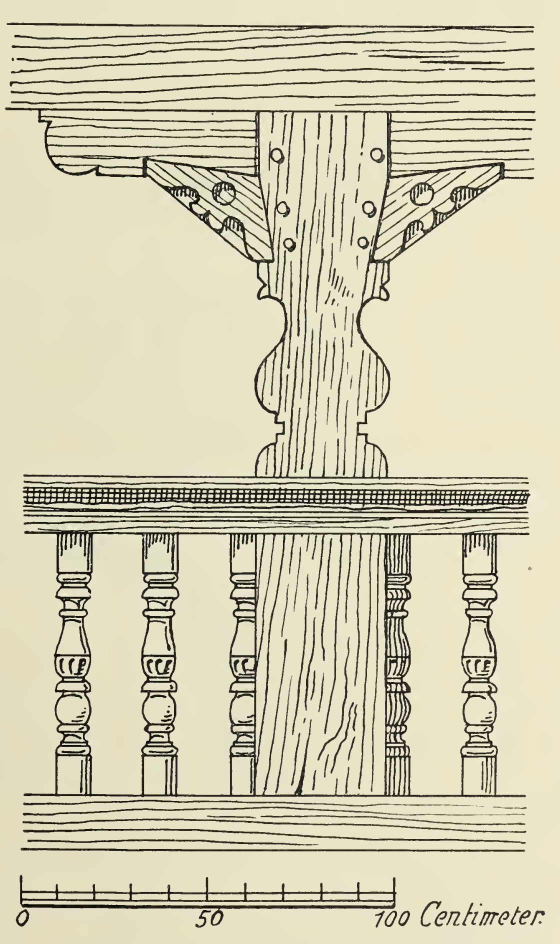


Fig. 245. Detail von dem Pfaffschen Hause in Gengenbach.

Der Bau, aus verputztem Bruchsteinmauerwerk, Arkaden, Gewände etc. aus rotem Sandstein, ist außerordentlich geschickt gestellt und wirkt als Ruhepunkt schon von ferne im Straßenbild. Die geschickte Ausnutzung des schwierigen Platzes, die maßvolle Ver-

teilung und Steigerung der architektonischen Motive, die guten Verhältnisse zeugen von der bedeutenden künstlerischen Veranlagung seines Urhebers.

Im Rathaus wird aufbewahrt:

Amtsschild

Der Brustschmuck der ehemaligen Bürgermeisterkette, *Amtsschild* (s. Fig. 237). Das große schildförmige Stück, silbervergoldet, mit eingravierten Blumen geschmückt, trägt in der Mitte, umgeben von zwei Engeln, Puttenkopf und Löwenkopf (getrieben), das Wappen der Stadt, in silbernem Grunde eingraviert und emailliert den einköpfigen Adler, Brustschild mit silbernem springenden Salmen in rotem Feld. Maskarons und Rollwerk,

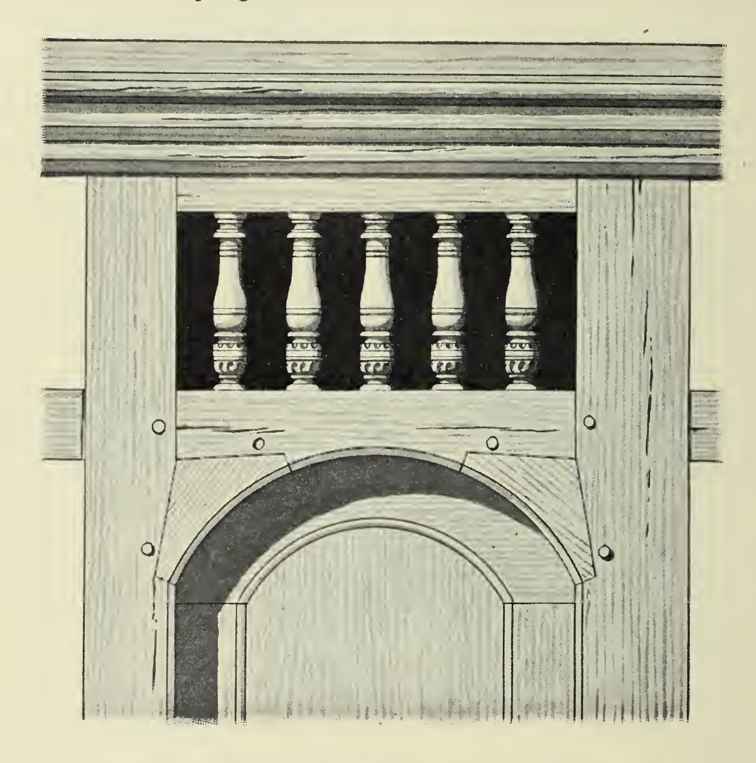


Fig. 246. Holztür mit Oberlicht in Gengenbach.

sphinxartige Figuren endigend, in freier, gegossener Arbeit zieren das Hauptstück, über in dem eine getriebene Kaiserkrone angebracht ist und das an schöner geriefelter und punktierter Kette hängt, die in einem Anhängsel mit Puttenkopf endigt. Das Stück ist Gengenbacher Arbeit, das Goldschmiedezeichen ein springender Salm (Rosenberg 712), zeigt im Wappen sowie auf der Rückseite die Jahreszahl 1618 und hat damals offenbar einem der Stettmeister bei feierlichen Anlässen gedient.[1])

Bleitafel

Hier auch eine *Bleitafel*, die beim Bau der neuen Kinzigbrücke bezw. beim bedauerlichen Abbruch der alten gefunden wurde und Bauzeit wie Baumeister angibt:

---

[1]) Ausstellung Karlsruhe 1881, Katalog Nr. 1118. Abgebildet in Ältere kunstgewerbliche Arbeiten auf der Ausstellung Karlsruhe 1881.

ANNO M · DCC · LXXVI · den IZ[t] *Augusti*
IST DER ERSTE STEIN ZV DISEN PFEILER
VNTER AVFSICHT HEREN LORENTZ ZIMERMAN
ZWELFFERS VND LOHNERS UND HEREN
UICTOR KRÆTZ DES IVNGEN RATHS UND
BAVMEISTERS DAHER, GELEGT WORDEN
VORSITZENDE IM ALTEN RATH WAREN
HER IOSEPH ANTON SEGER REICHS
SCHULTHEIS
HERR IOHANN GEORG KREMPP
STETTMEISTER,
IN IUNGEN RATH
HERR IOHANN GEORG LEHMANN
STÆTTMEISTER.

Richtschwert, mit einfachem Horngriff, messingener Parierstange, breiter Klinge mit undeutlicher Marke. In den oberen Teil der Klinge hübsches Rankenwerk eingeätzt, dann folgt die Blutrinne, um die die Umschrift: *Die hersen steüren Dem vnheil = Ich exequire Ihr endts vrtheil Ao 1698.* Auf der Rückseite: *Wan Ich Daß Schwert thue Aufheben Wünsche Ich Dem Sünder Das ewige leben.* Dann noch in Spuren eine Hinrichtung eingraviert. Dazu erhalten die einfache lederne Scheide.

Richtschwert

In der Registratur eiserne Truhen: eine mit spärlichem Rankenornament des 17. Jhs., die andere reich am Deckel und an den Seiten mit schmiedeeisernem Rankenwerk, an den Henkeln mit Maskarons geschmückt.

Ölgemälde auf Leinwand: Porträt des Cornelius Eselsperger, Ende 16. Jhs., sowie drei Kaiserbilder des 18. Jhs.

Ölgemälde

Eine Anzahl guter *Bucheinbände* des 16. Jhs. in gepreßtem Schweinsleder; hervorzuheben:

Bucheinbände

1. ein Protokollbuch mit den Ratsprotokollen, ciselierten Messingbeschlägen, in der Zierleiste Grotesken und in Medaillons die Köpfe des Erasmus, Hus, Luther und Melanchthon; ein früher Einband also sorglos in der wieder katholisch gewordenen Stadt verwendet; [1])
2. eines mit dem eingepreßten Bild der Caritas und reichem Bandgeschlinge sowie wieder Medaillons in der Zierleiste (s. Fig. 238);
3. mit Wappen, Putten und Halbfiguren von Heiligen;
4. mit David auf der einen, Anbetung des Kindes auf der anderen Seite und den Helden des Alten Testamentes;
5. von 1565 mit den Figuren der Tugenden, im einen Mittelstück das Jüngste Gericht, im anderen Scene aus der Apokalypse;
6. mit Verkündigung, Anbetung der Könige, Schmerzensmann, barmherzigem Samariter und Medaillons mit Köpfen in den Zierleisten;
7. mit dem segnenden Jesuskind, Halbfiguren von Propheten in den Zierleisten, elegantem Rankenornament mit Wappen auf der Rückseite, von 1575;

[1]) Mittelstück abgebildet in Schauinsland 22, S. 36.

8. mit großen Halbfiguren der David, Paulus u. a. und Medaillons mit Gelehrtenköpfen;
9. mit den Bildern der Fortuna und Justitia sowie Rankenwerk, von 1579.

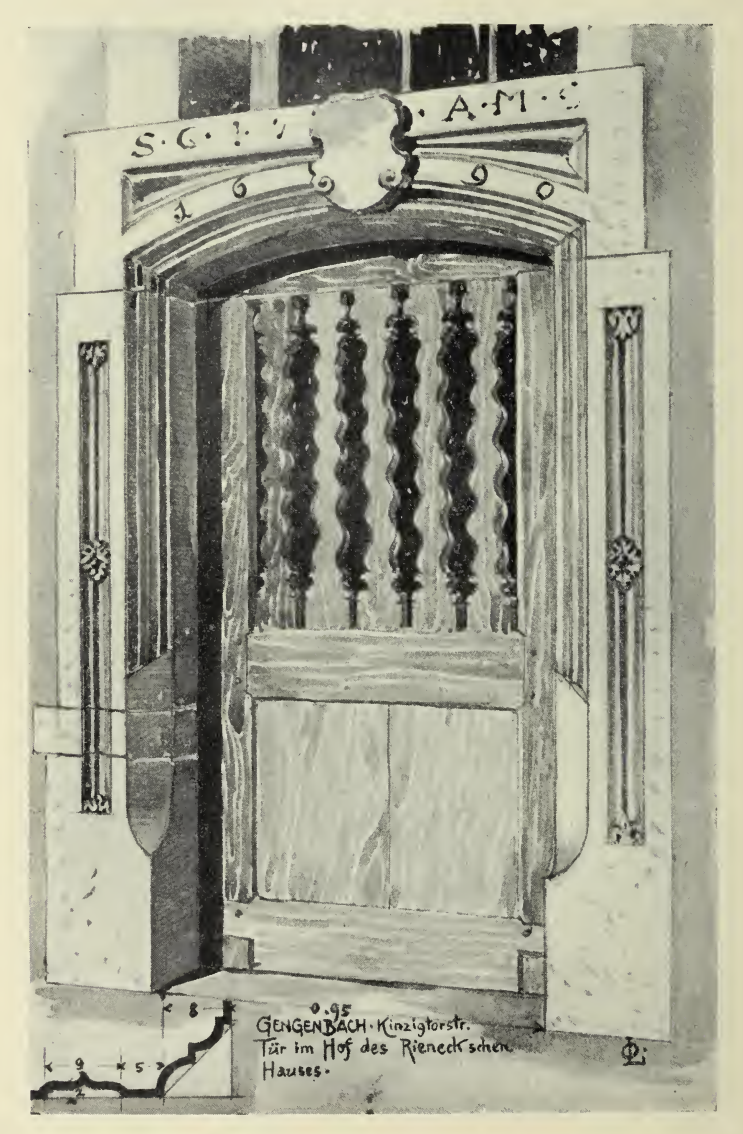


Fig. 247. Tür am ehemals Rineckschen Hause.

Nur noch die Nummern 1, 2 und 8 sind vorhanden, die übrigen schon vor vielen Jahren verloren gegangenen sind mir nur aus Photographien bekannt.

Im Rathaussaal zwei hübsche Louis XVI.-Konsolen mit Spiegeln.

Auf dem Speicher zwei zerrissene Gengenbacher Fahnen des 18. Jhs. Im Hof am Hinterbau der Rest eines Steines eingemauert, an dem noch die Zahl 522 ? und unten ein Abtswappen zu erkennen ist.

Gewerbehalle

Am Marktplatz noch die sogen. *Gewerbehalle,* Mansardenhaus mit einfachen Fenstern des 18. Jhs.; in dieser Zeit ist das Haus offenbar, so wie es jetzt ist, hergestellt worden, auf älterer Grundlage, von der noch das *Renaissanceportal* (s. Fig. 239) herrührt. Dorische Säulen auf hohen Basen vor quaderartig behandelten Pilastern tragen das verkröpfte Gesims. Darüber der Aufsatz mit Beschlägornament, Löwenköpfen, dem Stadtwappen und endlich der flache Giebel mit der Jahreszahl 1696, die mir etwas spät für die Formen des Tores vorkommt. Das Innere des Hauses ohne Bedeutung.

Renaissance-portal

Hier auf dem Marktplatz dann auch der Brunnen (s. Fig. 240). Ein achteckiges Bassin mit eckigen Voluten an den Ecken und der Jahreszahl 1718 in der einen Füllung,



Fig. 248. Straße in Gengenbach (nach einer Federzeichnung K. Weyßers).

daraus wächst der Brunnenstock hervor, zunächst auf einem achteckigen Postament der gleichen Zeit, dann folgt die mehrfach geteilte und geschwellte Renaissancebalustersäule, unten mit Akanthusblättern verziert, am Mittelstück mit Früchten, zwischen denen die vier Maskarons, aus deren Rund die Röhren hervorgehen, darauf dann das Kompositkapitell und endlich der Ritter mit dem Panzer über der spanischen Tracht und dem Schild mit dem Gengenbacher Wappen, einen ergänzten Speer in der Hand (nach älteren Angaben eine Rolle), und an der Fußplatte die Jahreszahl 1582 (s. Fig. 241). — Der Brunnen ist offenbar in der Franzosenzeit zerstört worden, 1718 hat man ihn wieder aufgerichtet, fand aber nur die Balustersäule und den Ritter verwendbar, während man das Bassin ganz erneuerte. Auch die Röhren mit ihren schön geformten Stützen stammen wohl aus dieser Zeit.

Über die Bedeutung derartiger, oft auf Marktbrunnen wiederkehrender Figuren ist vielfach gestritten worden.[1]) Irgendwie sollen sie offenbar die Marktgerechtigkeit der betreffenden Stadt andeuten; die Gengenbacher Figur — selbstverständlich nicht



Fig. 249. Fachwerkhaus auf dem Gänsebühl Nr. 1 in Gengenbach.

Karl V. vorstellend — scheint ziemlich deutlich auf die Reichsunmittelbarkeit der Stadt und, wenn die Ergänzung mit der Rolle richtig ist, auf ihre Privilegien anzuspielen.

[1]) Siehe E. Wagner, Die Statue des Markgrafen Karl II. in Durlach. Z. NF. 17, S. 123.

Aus diesem Sinne versteht es sich auch, daß man die alte Figur sorgfältig wieder aufrichtete. (Das Ganze aus rotem Sandstein gefertigt.)

Privathäuser

Von *Privathäusern* sind zu erwähnen:

Das Pfaffsche Haus (Nr. 97), das leider in den letzten Jahren einem Umbau unterzogen werden mußte. Es bestand aus zwei Teilen (s. Fig. 242). Der vortretende, aus Bruchsteinmauerwerk — Gewände und Quaderbekleidung der Ecken Sandstein —, war mit

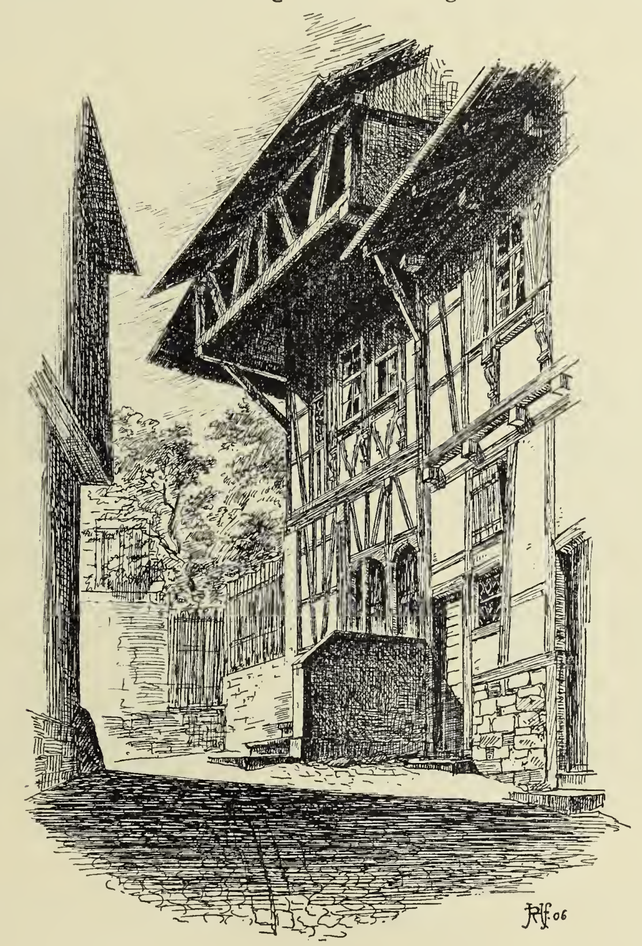


Fig. 249 a. Fachwerkhaus auf dem Gänsebühl Nr. 1 in Gengenbach.

einem wirkungsvollen Volutengiebel des 17. Jhs. abgeschlossen, an dessen Ecken Obelisken aufgesetzt waren. Die Fenstergewände der beiden oberen Geschosse waren und sind mit flachen Dreieckgiebeln gedeckt. Im Erdgeschoß ein Türvorbau (s. Fig. 243), dorische Säulen auf hohen diamantierten Postamenten tragen ein weit vorkragendes Gesims mit der Jahreszahl 1699, auf ihm das kupferne Walmdach. Entsprechende Säulen flankieren das Portal, über ihrem Gesims schmiedeeisernes Oberlicht. Treppen führen von beiden Seiten zu dem Vorbau in die Höhe. Die Türe ist unten mit rautenförmigen Gebilden, oben in zwei Feldern geschnitzt. Der Giebel und die Fensterbehandlung legen den

Gedanken nahe, daß ein Plan des Vorarlberger Meisters Beer, der damals gerade an dem Klosterbau arbeitete, vorlag. Dieser Teil ist ziemlich intakt erhalten.

Dieser Giebel legte sich dem Satteldach des ganzen Hauses vor, das mit der Traufrinne nach der Straße stand und vielleicht etwas älter als der vorspringende Teil ist. Der zurücktretende Teil war ein außerordentlich reizender Fachwerkbau, das erste vorkragende Stockwerk hatte ein wirkungsvoll in runden Zacken geschnitztes Blumenbrett (s. Fig. 244). Darüber sprang im zweiten Stock eine Galerie vor mit Balustersäulchen und originell ausgebildeter Stütze mit Unterzugshölzern, welche das Dach trugen (s. Fig. 245). In das Erdgeschoß führte eine spitzbogige Tür, Sandstein, das Gewände abgetreppt, mit

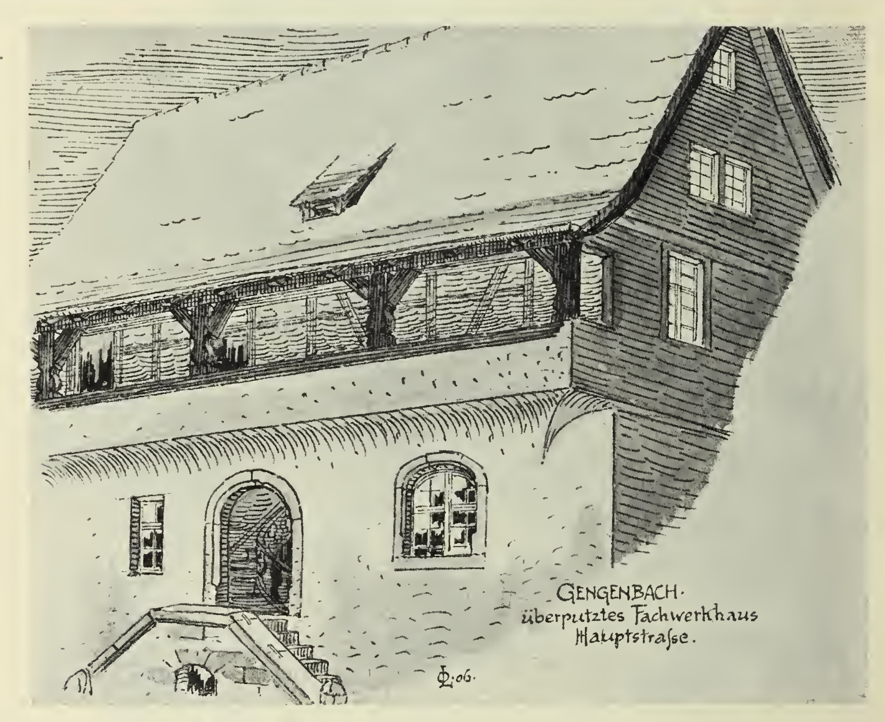


Fig. 251. Überputztes Fachwerkhaus an der Hauptstraße Nr. 34 in Gengenbach.

Hohlkehlen und Wulsten und interessantem Ablauf. Von diesem Haus konnten ziemliche Reste am Neubau, die Balustergalerie am Haigeracher Tor-Turm verwendet werden.

Ähnliche Behandlung des Holzwerkes wie an diesem Haus zeigt die Tür von Höllgasse Nr. 6 mit Balustersäulchen im Oberlicht (s. Fig. 246).

Das Löwenbergsche Haus Nr. 16 der Hauptstraße, noch heute der Familie gehörig, ein Bau des 18. Jhs. mit Mansardendach, weist ein Löwenbergsches Wappen auf mit fünfzackiger Krone, geviertetem Schild.

Das Wappen ist von steigenden Löwen mit Schwertern und von Trophäen umgeben.

Am Haus Nr. 6 (ehemals Rinecksches Haus) in der Hauptstraße die Jahreszahl 1770 in Rocaillekartusche, darüber Wappen, zwei Lilien in Rot, Adler in Gold. Am Hintergebäude teilweise zerstörtes Türgewände mit abgefaster Kante, Hohlkehle, Rosetten, am

flachbogigen Sturz ein Schild und 1690; dazu die in originellem Gitterwerk geschnitzte Holztür (s. Fig. 247).

Hauptstraße Nr. 35, gut wirkendes Haus des späten 18. Jhs., Sandstein, vierfenstrig, zweistöckig, mit Mansardendach, rustizierten Eckpilastern, Fenstergewände mit Girlanden, Triglyphen etc.

Gasthaus und Brauerei »Zum Salmen«: 18. Jh., zweigestuftes Mansardendach, Tür mit Pilastern, verkröpftem Gebälk und eckigem Volutengiebel.

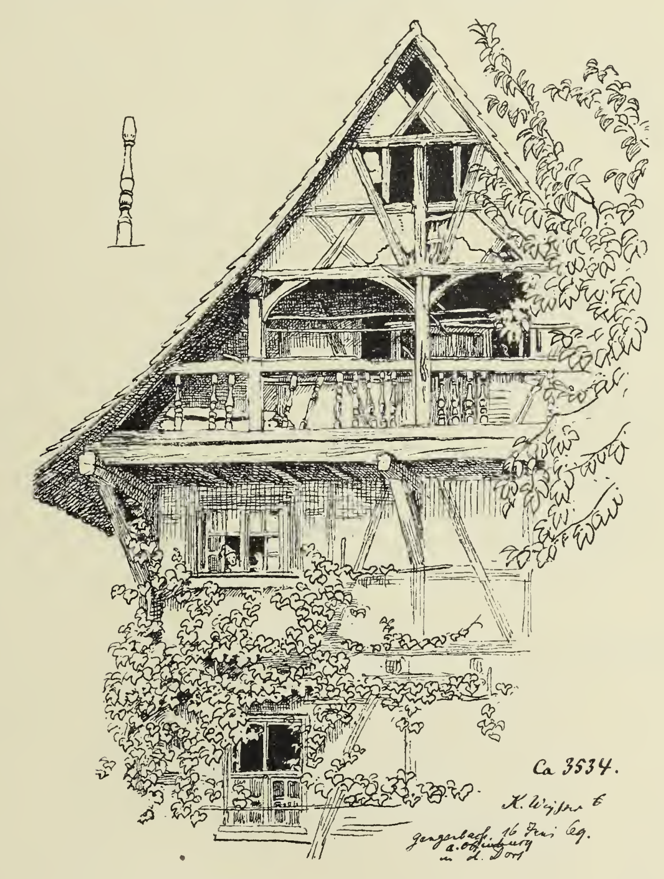


Fig. 252. Giebel eines Fachwerkhauses im Oberdorf (Nr. 12) zu Gengenbach. (Nach einer Federzeichnung K. Weyßers.)

Am Hause Nr. 100 (Herm. Wölffle) ein Sandstein eingemauert mit der Zahl

M ▵ cccc ▵ LXXVJ.

In einer Seitenstraße das Stammhaus Scheffels mit barockem steinernen Treppenaufgang.

Vor allem aber besitzt Gengenbach noch eine große Fülle höchst malerischer und in einzelnen Motiven sehr interessanter älterer Fachwerkhäuser mit Holzgalerien, vorgekragten Stockwerken, Fenstererkern mit Schutzdächern über den Fenstern, glücklicherweise nur zum Teil bis jetzt verputzt. Hervorgehoben sei u. a. das Haus auf dem Gänsebühl (s. Fig. 249 u. 249a) mit der Jahreszahl 1747 und A M an seiner Holztüre;

ferner das leider sehr verwahrloste, ganz hervorragende Haus Nr. 6 der Höllgasse mit dem obenerwähnten Oberlicht. Des weiteren zu nennen die Häuser Engelgasse Nr. 1, 6, 7, 8, 9 von 1691, Nr. 23, 24, 28, sowie die leider verputzten Nr. 4, 12 und 13.

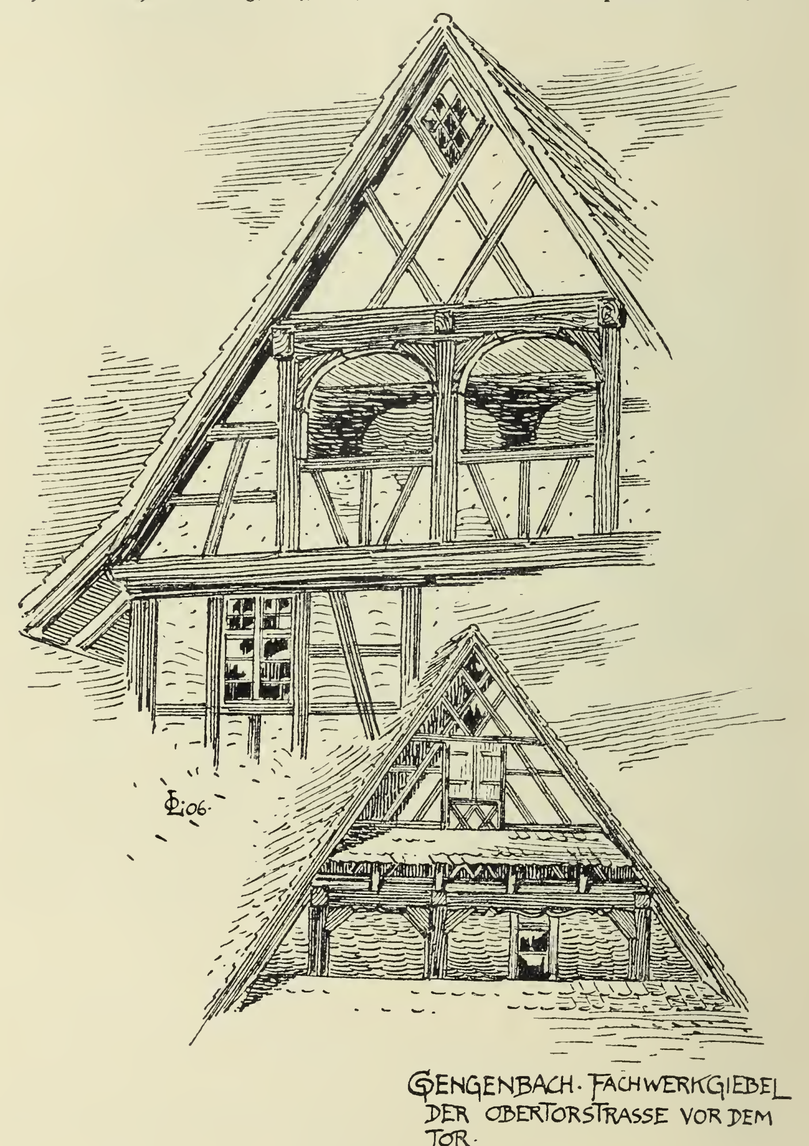


Fig. 253. Fachwerkgiebel von den Häusern Nr. 15 und Nr. 14 im Oberdorf zu Gengenbach.

Ganz besonders reich an solchen Häusern ist die Engelgasse, von der Fig. 250 nach einem Aquarell eine Vorstellung gibt. Ein zum Teil leider überputztes Fachwerkhaus mit vorkragender Galerie und guten Stützhölzern des Daches steht an der Hauptstraße Nr. 34 (s. Fig. 251), leider hat es wieder in neuester Zeit eine eingreifende bauliche Veränderung erfahren.



Fig. 250. Ansicht der Engelgasse in Gengenbach.



Auch das vor dem Haigeracher Tor sich erstreckende Oberdorf — schon 1397 wird eine »muly gelegen in dem dorffe« erwähnt, 1571 Oberndorff — birgt noch eine Fülle des Interessanten. Ich führe die Häuser Nr. 3, 10 (leider verputzt), 14, 15, 21, 24, 25 (verputzt), 26, 28, 35, 36, 38 (verputzt) und 39, 41, 43, 46, 47, 68 (verputzt), Nr. 71 von 1794, Nr. 77, 78, 79, 173 an sowie Nr. 12 mit vorkragender Balustergalerie. Letzteres benötigte dringend einer Wiederherstellung in seiner alten Form. Ganz besonders sind hier die Giebel bemerkenswert (s. Fig. 252 u. 253).

Schmiedeeiserne Wirtshausschilde

Zu erwähnen sind noch eine Anzahl *schmiedeeiserne Wirtshausschilde* des 18. Jhs., so am »Schwarzen Adler« (erneuert), ehemals am Gasthaus »Zur Sonne«, am ehemaligen Gasthaus »Zur Blume«, ein reicheres am Gasthaus »Zum Engel«, an der Hauptstraße Nr. 155 ein Schild mit Schlüssel als Zeichen eines Schlossers?

Spital

Am Ausgange der Stadt und der Vorstadt Leutkirch das *Spital*, ein guter, einfacher Bau des 18. Jhs., zweistöckig, die Türe, zu der eine siebenstufige Treppe führt, von Pilastern flankiert, die mit Bandornament geziert sind und gebrochenen, runden Giebel tragen, in dem das Wappen der Reichsstadt und die Umschrift:

BenIgnItas gengebaCensIs
PaVperIbVs
XenoDoChIVM eXstrVXIt
(also 1756).

In der Nähe ein *Bildstock:* die übliche Ädicula auf achteckigem Sockel mit Volutenendigung, auf dem steht (in Kapitale):

Gott mit unß
Was die Ur-Ur Elteren
errichtet der Ur groß
Vatter Georg den 12 Manij 18
erneuert ist von dem Ur
enkel Blasio Columbano
freuherrn von Bender
kayße: königl: General
Feldmareschall Lieut.
Obersten eines Infanterie
Regmts und Comendanten
der haubt festung
Ollmütz den 15 Sept: 1784
als erin. seiner geliebten
Vatterstadt ware
wiederum renovieret
worden.

Unten an der Seite des Sockels steht: 1618 den 12 maÿ Gott zu ehrn ward ernewret durch Georg Bender. — Der hier sich nennende Blasius Columban ist nicht nur dem Lokalruhm nach, sondern auch in Wirklichkeit ein in seiner Zeit berühmter Offizier gewesen. 1713 geboren, machte er 1733 unter dem Prinzen Eugen den Türkenkrieg mit, überall durch Bravour hervorragend, wurde in weiteren Feldzügen bei Moll-

witz, Prag etc. schwer verwundet. 1785 zum Kommandant von Luxemburg ernannt, wußte er dasselbe bei dem Aufstande der Niederlande infolge der Josefinischen Politik in Ruhe zu halten, mit der Heeresführung betraut, unterwarf er die Niederlande und hielt 1790 seinen Einzug in Brüssel. 1798 starb er.

Ein weiteres Bildstöckchen in ähnlicher Form trägt die Jahreszahl 1618.[1])

Löwenbergscher Park und Pavillon

Weiterhin an der Offenburger Straße der Park der Freiherren von Löwenberg, ein Rest jener entzückenden Parkanlagen des 18. (und 19.) Jhs., die in ihrer Verlassenheit und träumerischen Einsamkeit alle Poesie desselben aufleben lassen. Der heutige Garten ist

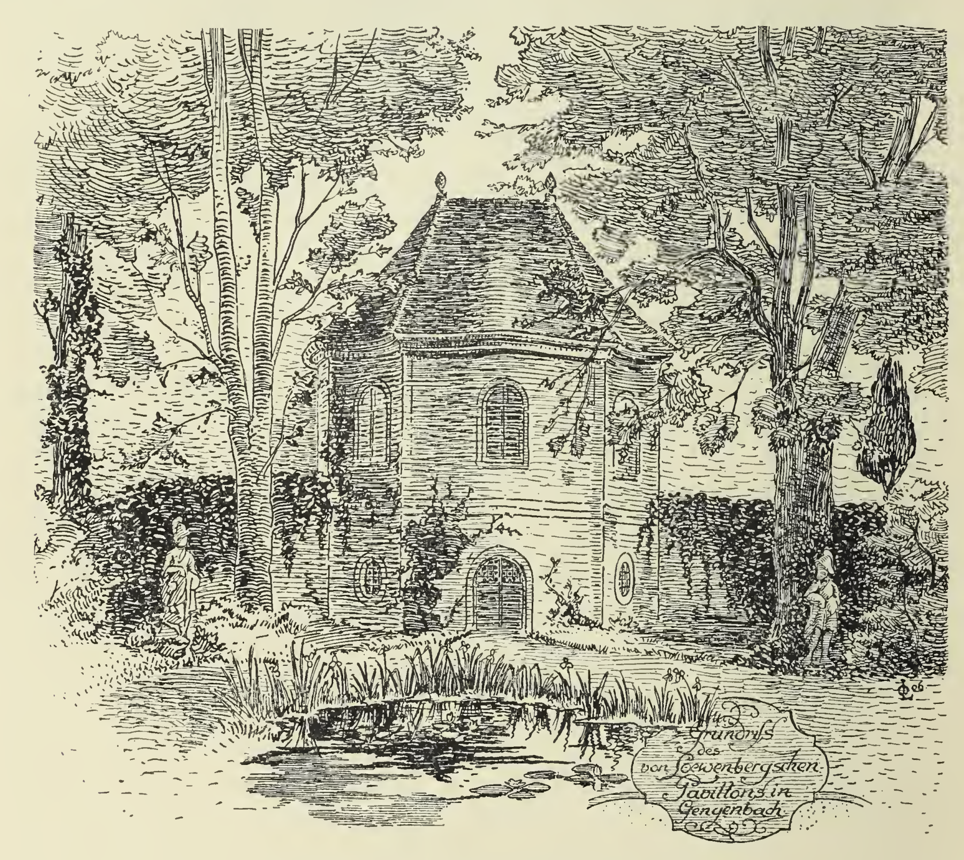


Fig. 254. Löwenbergscher Pavillon in Gengenbach.

ziemlich frei angelegt, in demselben vier Statuen der Götter Mars, Venus, Neptun und Minerva, ein großes Bassin mit Schilfrosen und dahinter ein Pavillon (s. Fig. 254), dessen Grundriß sich in konkaven und konvexen Linien bewegt (Bruchsteinmauerwerk mit Hausteingewänden). Mit diesem anmutenden Bilde schließt die ältere Baugeschichte Gengenbachs.

Statuen und Bildstöcke

An der Straße nach Fußbach-Biberach ein Kruzifix auf Volutensockel von 1753; weiterhin auf ähnlichem Sockel mit Rocailleornamenten eine Statue der Immakulata, noch teilweise in alter Bemalung, am Sockel steht:

[1]) Abgebildet in Schauinsland 22, S. 38.

aVe
VIrgo Mater DeI
sIne Labe ConCepta (1763).

Weiterhin Bildstöcke von 1742, 1778 und 1798.

Grenzsteine aus Gengenbach in der Karlsruher Sammlung unter Nr. 6402 und 6403. Grenzsteine

GRIESHEIM

Schreibweisen: villa Creuhesheim 828; Griesheim 1242; Griesheim 1284; Grießheim 14. Jh. etc. (Heim im Gries = Niederwald.)

Ortsgeschichte: Der Ort, schon früh genannt, ja, wie es scheinen möchte, schon in vorgeschichtlicher Zeit eine Ansiedelung, gehörte zur Landvogtei Ortenau und bildete mit Windschläg, Ebersweier, Rammersweier, Bohlsbach, Bühl, Waltersweier, Weier und dem ausgegangenen Schweighausen eines der vier Landgerichte der Ortenau. Allerheiligen erwarb 1284 den Zehnt von Schidelin von Staufenberg.[1]) Ursprünglich gehörte die Griesheimer Mark zur Markgenossenschaft Offenburg und war somit auch berechtigt im großen Gotteshauswalde des Klosters Gengenbach; später wurde die Griesheimer Mark abgesondert. 1621 erhielt Griesheim zu dem Jahrmarkt noch einen Wochenmarkt. Nachdem es die wechselnden Schicksale der Landvogtei Ortenau mitgemacht hatte, wurde es 1805 badisch. *(Wth.)* Ortsgeschichte

Vorgeschichtliches: Die städtische Sammlung in Offenburg besitzt einen im dortigen Gemeindewald (westlich vom Ort) in einer Lehmgrube entdeckten Bronzedepotfund, bestehend aus acht Bronzebeilen der frühen Bronzezeit mit aufgeworfenen seitlichen Rändern (Länge der Stücke 14—15 cm). *(W.)* Vorgeschichtliches

Kirche (ad S. Nicolaum Ep.). Vor 1481 scheinen wir nichts von ihr zu hören. Damals aber schenken Anna von Ramstein, »relicta quondam Wilhelmi Landegk schulteti, dum vixit, opidi Gengenbach«, und ihr Bruder Bernhard dem Abt und Kloster Gengenbach das Patronatsrecht der Pfarrkirche »ecclesie parrochialis ville Grießheym«. Noch 1666 hören wir daher, daß collator et decimator der abbas Gengenbacensis sei, auch hier der ecclesiae parrochialis. Nach anderen Nachrichten soll Griesheim keine Pfarrei, sondern Filiale von Offenburg gewesen und erst 1670 zur Pfarrei erhoben worden sein. Auch Kolb redet davon, daß erst neuerdings ein Pfarrer gesetzt worden sei. — 1347 lernen wir einen »Nicolaus Dunre rector« kennen, 1527 einen Johannes Hoffmeister »sancti Thome Argentinensis canonicus atque perpetuus vicarius ecclesie parrochialis in Grießheim dicte diocesis«. Kirche

Die heutige Kirche birgt in Chor und Sakristei ältere Reste, auch die Fenster des Langhauses verraten ursprünglich gotische Form, die Kirche wird also in den Franzosenkriegen zerstört worden sein, wobei das Langhaus besonders litt, von ihm blieben wohl nur die Mauern in etwa 3—4 m Höhe mit den Fensteranfängen stehen. Das heutige, einschiffige, flachgedeckte Langhaus mit Westempore und rundbogigen Fenstern stammt aus der Mitte des 18. Jhs. An der Decke, den Türen und den Fenstern zeigt es reiche *Stuckarbeiten* im Rokokostil. An der Decke großes *Gemälde* der Himmelfahrt Mariä. Stuckdekoration Gemälde

[1]) Großh. Baden S. 834.

Der quadratische Chor, der zugleich Erdgeschoß des Turmes ist, dürfte unter der Rocaillestuckdekoration noch sein gotisches Kreuzrippengewölbe besitzen (?). Sein Ostfenster ist spitzbogig mit Fischblasenmaßwerk. In der Nordwand des Chors führt eine Tür in flachem Rundbogen, das Gewände mit Hohlkehlen und sich schneidendem Stabwerk, in die Sakristei. Weiter an der Nordwand eine kleine, im Kielbogen geschlossene Nische zum Abstellen der Geräte. Die an der Nordseite angebaute Sakristei besitzt im Erdgeschoß ein doppeltes Kreuzgewölbe mit Rippen in der trockenen Profilierung der Spätzeit. Ihr Obergeschoß ist erst später gebaut, wie die durchgehende Wasserschräge des Turmes beweist.

Äußeres

Das *Äußere* — errichtet ist die Kirche aus Bruchsteinmauerwerk, Gewände etc. aus rotem Sandstein — ist ganz schlicht. Am Westportal die Jahreszahl 1749, also die Zeit der Erneuerung. Der *Turm*, zugleich Chor, steigt in drei Geschossen auf, die durch eine Wasserschräge voneinander getrennt sind. In seinem Erdgeschoß das erwähnte Fenster, im obersten Stock nach allen vier Seiten je ein Spitzbogenfenster mit Maßwerk.

Turm

Innenausstattung

Innenausstattung: Stattlicher Hochaltar in dem üblichen barocken Aufbau von Säulen, gebrochenen Giebeln mit den Stuckfiguren der Heiligen Rochus und Sebastian. Er umschließt ein Gemälde der Himmelfahrt des h. Nikolaus. Im gleichen Stil, einfacher, an den Seiten der Marien- und der Wendelinsaltar. Kanzel wohl aus den ersten Jahren des 19. Jhs., ebenso der Taufstein. Ein Beichtstuhl in der geschweiften Grundform des 18. Jhs. An dem Triumphbogen das baden-badische Wappen (infolge der Verpfändung der Landvogtei) in großer Rocaillestuckkartusche.

Kirchengeräte

In der Sakristei: Kelch, silbergetrieben, vergoldet, mit Bandornamenten, Engelsköpfen am Fuß und je drei Emailmedaillons am Fuß und an der Cuppa, in einem ein mir unbekanntes Allianzwappen: Pfeil mit Schlange in Blau (Merkurstab?); Zeichen, etwa drei schwarze zusammenstoßende Kreuze in Gelb; Augsburger Zeichen und I / D B.

Sonnenmonstranz, silbervergoldet, getrieben, 18. Jh.; sechs einfache Messingleuchter in den schweren Formen der Renaissance.

Gestickter Rauchmantel des 18. Jhs.; weißes und blaues Velum mit Hochstickerei der gleichen Zeit.

Glocken

Vier *Glocken;* an der einen steht:

1. ANNO 1766 HAT DIE GEMEINDT GRIESHEIM DIE GLOCK GIESSEN LASSEN
   MATTHAEUS EDEL ZU STRASSBURG GOS MICH,
   aufgelötet ein Kruzifix mit Maria und Johannes sowie ein h. Nikolaus;
2. dieselbe Inschrift;
3. DOMINE IESU CHRISTE A FULGURE LIBERA NOS,
   Bild des h. Nikolaus mit Umschrift: DIVO NICOLAS HUIUS TEMPLI PATRONO
   und
   MATTHAEUS EDEL ZU STRASSBURG GOS MICH 1719;
4. MATTHAEUS EDEL ZU STRASSBURG GOS MICH 1732
   und Kruzifix mit Maria und Johannes.

Um die Kirche alte *Friedhofsmauer*, am Westeingang der Kirche Sandsteinstatue: halblebensgroßer Ecce-Homo auf Rocaillepostament, renoviert 1830; an der Ostseite Kruzifix mit Maria, etwa von 1760; an der Friedhofsmauer einige Grabmäler des 18. Jhs.

Friedhof

Im Ort bemerkenswert außer einigen Riegelhäusern ein *Ziehbrunnen* mit der Jahreszahl 1776 in Rocaillekartusche; der Querbalken reich mit Ranken und Sternen verziert.

Ziehbrunnen

HOFWEIER

Schreibweisen: Hovewilr 1123; bann 1395; Hovewilre 1207; dorf 1312; Hofwilr 1300; Hofweyr 1504 etc.

Archivalien: der Röder von Diersburg, Mitteil. d. hist. Komm. Nr. 16 (1894), S. 84.

Literatur: Ruppert, Mortenau I, S. 289—297.

Ortsgeschichte: Hofweier war offenbar eine ziemlich alte Ansiedelung, wie es scheinen möchte, bereits in römischen Zeiten (s. unten). Im hohen Mittelalter gehörte es in die Herrschaft Tiersperg. Mit dem Aussterben der Tiersberger ging es in fremde Hände über; die Güter kamen durch Heirat der letzten Erbtochter an Wilhelm von Schwarzenberg und auf dem weiteren Erbweg (s. Diersburg) an Boemund von Ettendorf und Hans Hummel von Staufenberg. Dessen Frau, eben eine geborene Schwarzenberg, verkaufte an die Verwandten ihres Mannes Burkard und Wilhelm Hummel u. a. auch ihre hiesigen Güter. Als Burkard mit seines Bruders Sohn Hans den Anteil an der Diersburg und den Besitzungen teilte, wurde es ihm, scheint's, auf der Burg zu eng und er erbaute sich einen Wohnsitz in Hofweier, wohl eine Tiefburg; 1438 bewidmete er seine Frau Else: »uff sine burg, burgstall, wassergraben etc. zu Hofewiler«. Schon 1441 aber verkauften die beiden ihren Anteil am Schloß an die Pfalz, nach den damaligen Angaben lag es wahrscheinlich an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht. Kolb spricht noch von einer zweiten Burg, der »Bintzburg«, die aber Ruppert mit dieser für identisch hält. 1461 verkaufte Pfalzgraf Friedrich den pfälzischen Anteil an Albrecht Wolf von Offenburg, der sich von da an nach Hofweiler nannte. Die andere Hälfte wurde an Bernhard von Bach verkauft, und infolgedessen kam es dann zu einem Prozeß zwischen den Bachs und den Erben des Albrecht Wolf, den Schauenburgs; endlich besaß es Jörg von Bach und nach ihm seine Erben, die Dalberg und Cronenburg. Nach dem Schlößchen hieß die Besitzung im 17. Jh. die »Freiherrlich von Dalbergische Herrschaft Bintzburg«. In weiterem Verfolg kam es an die Frankenstein, deren ritterschaftliche Besitzung es bis 1806 blieb, wo es badisch wurde.

Ortsgeschichte

Eine Familie von Hofweier kommt schon im Anfang des 12. Jhs. vor; ca. 1101 hören wir von Sigeboto de Hoviwilar; die Mitglieder des Geschlechts waren Lehensmannen und erloschen um 1400.

Verschiedene Klöster und Geschlechter waren hier begütert. Wir hören 1323 von der curia prepositi et conventus ac monasterii in kniebůhs sita zů Hofewiler, »daneben erscheint im 15. und 16. Jh. ein Hof der von Neuenstein, der von Brombach, der von Schauenburg und des Nonnenklosters S. Marx zu Straßburg«.[1])

[1]) Ruppert a. a. O. S. 297.

Römische Funde: Münze des Severus Alexander. Mauerwerk in den Wiesen in der Nähe des Bahnhäuschens gegen Höfen; es soll dort ein Schloß gestanden haben; in der Nähe führt die römische Straße Höfen-Hofweier vorbei.[1])

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Gallum). Die »Kilche« erwähnt 1312, parrochialis ecclesia 1385. Das Patronat gehörte zu dem Schlosse Tiersberg, ging daher nach dem Aussterben der Dynasten an ihre Erben, die Schwarzenberg, über, dann an die Hummel von Staufenberg, von diesen durch Kauf an Baden und endlich durch Pfandlehnschaft an die Röder von Diersburg. Der heutige Bau, sehr malerisch in der Höhe gelegen, stammt aus dem J. 1763, er ist aus Bruchsteinen mit Verputz und Sandsteingewänden errichtet. Der Grundriß zeigt (s. Fig. 255) einen originellen Anschluß des quadratischen, in seinen Grundmauern wohl älteren Turmes an den Chorachteckschluß, ebenfalls originell die Angliederung der Sakristei.

Langhaus und Chor haben Rundbogenfenster, sie sind am Äußern durch Lisenen gegliedert, ebenso die Fassade mit verkröpftem Gebälk. Das Portal wird von einem

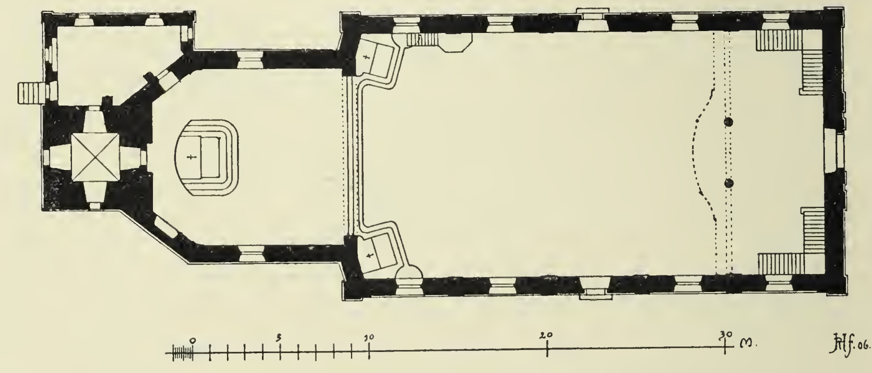


Fig. 255. Grundriß der kath. Kirche in Hofweier.

gebrochenen Volutengiebel bekrönt, über ihm in Nische die Figur des h. Gallus; hier auch die Jahreszahl 1763.

Im Chor der Kirche noch ein Überrest des älteren Baues, ein Sakramentshäuschen, in spitzem Kleeblattbogen geschlossen, mit gotischem Durchsteckgitter; eingehauen die Jahreszahl: mccccviiii, und weiter oben: »Renov. 1763«.

Innenausstattung

Im Chor der stattliche barocke Säulenaltar, zwei entsprechende Seitenaltäre, alle aus Stucco lustrato; durch die in geschwungenem Grundriß angelegte Treppe, an welche die Kanzeltreppe anschließt, mit der Kanzel zu einem Ganzen verbunden. An dieser geschnitzte Rocailleornamente und das Wappen der Patronatsherren, der Röder von Diersburg.

Ein Taufstein mit Beschlägornament, teilweise noch erhaltener Bemalung von 1671. Orgel in dem gleichen Stil wie die Kanzel geschnitzt.

An der Nordwand schmerzhafte Mutter Gottes, Holzfigur vom Ende des 16. Jhs.

Deckengemälde

An dem Spiegelgewölbe des Langhauses großes *Deckengemälde* der Verleihung der Schlüsselgewalt, gestiftet von Josef Schmautz Rector, ... ? fecit 1764. Am Ende des 19. Jhs. restauriert. In den Kappen die Heiligen Amatus und Justina sowie acht

[1]) Krieger I, S. 1008.

auf das Vaterunser bezügliche Bilder. Im Chor Pauli Bekehrung, gestiftet von Franz und Georg Neff, in den Kappen sechs auf die großen Feste bezügliche Bilder. Alles tüchtige Durchschnittsleistungen um 1764.

Statuen

Bei der Kirche Kruzifix, am Stamm halten zwei Engel den siebenquastigen Hut, das Zeichen der Würde des Stifters, des »Philippus Jacobus Schmautz Sacro sanctae Theologiae Doctor Protonotarius Apost. Rector hic«, der dies Kreuz sich und seinen Eltern zum Andenken stiftete. Er war geboren 1683 und ist 1752 Archipresbiter geworden, seine Mutter Anna Maria Gustenhofferin, geb. 1647, starb 1723, sein Vater Johannes »Tribunus plebis ex Offenburg«, geb. 1653, starb 1742. Am Aufgang zur Kirche überlebensgroße Statue der Immaculata Conceptio, gestiftet von Michael Rottenecker und Magdalena geb. Holzenthaler, Durchschnittsarbeit aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. — Im Ort h. Nepomuk von 1777.

MARLEN

(mit GOLDSCHEUER und KITTERSBURG)

Schreibweisen: Marheim 1282; Marnheim 1424; Marle 1446. (Heim des Maro.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nach der Sage, die den Namen als »maris legio« erklärt, wäre der Ort in römischer Zeit gegründet worden. Römische Münzen von Vespasian bis Constans sind hier gefunden worden, was vielleicht Anlaß zu der Sage gab. Im Zusammenhang damit bei Kolb die durchaus unkontrollierbare Angabe von einem herrschaftlichen Schloß aus ältesten Zeiten, das entweder römischen oder fränkischen Ursprunges war. Offenbar stand aber schon zu seiner Zeit nichts mehr davon. Die erste geschichtliche Erwähnung (s. oben) 1282. Der Ort gehörte zur Landvogtei Ortenau, in den Franzosenkriegen wurde er 1677 abgebrannt. 1805 wurde er badisch. Auch die drei Straßburger Höfe, von denen der Spitalhof dem Deutschen Haus, der Roggenhof der Münsterfabrik und der Margaretenhof dem Margaretenkloster gehörte, kamen an Baden. — Aus dem 13. Jh. hören wir noch, daß Walter von Klingen und seine Frau Sophie hier begütert waren und 1283 ihren Besitz zu Hundsfeld, »Marheim und Küttersburg«, an den Ritter Sigmund Hogmesser (Haumesser) verkauften. 1387 verkauften Claus Nope und seine Ehefrau Metze von Kungesheim die Dörfer Marnheim und Küttersburg, also wohl ihre Güter dort, an Klaus Bock und Peter Museler um 1500 Pfund.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Arbogastum). 1666 hören wir von der parrochia in Marlen, cujus patronus s. Udalricus. Hier liegt aber eine Verwechslung mit Müllen vor.[1])

Der heutige Bau stammt aus dem 18. Jh. Der Turm ist später erneuert worden. Einschiffiges Langhaus mit Empore und aus dem Achteck geschlossener Chor. Hochaltar und zwei Seitenaltäre in dem üblichen Barockaufbau, ebensolche Kanzel. Im Chor noch zwei Gemälde, der h. Ignaz einen Mohren taufend und der h. Aloisius Gonzaga, Durchschnittsarbeiten des 18. Jhs. in Goldrahmen. Am Triumphbogen Kruzifix mit Maria und Johannes auf den Seiten, bemalter Stuck, 18. Jh.

An der Südwand außen Sonnenuhr von 1769. Auf dem Kirchenspeicher geschnitztes Kruzifix.

[1]) FDA. NF. IV, S. 312.

Statue

Vor der Kirche *Statue* des h. Joh. Nepomuk auf geschwungenem Sockel, worauf steht: Dive Joannes Nepomucene turbae ex assetuae ferventia respice vota.

Friedhof Kruzifixe

Auf dem alten *Friedhof* ein *Kruzifix* von 1722; Grabsteine, auf einem hält der Tod die Tafel mit der verwischten Schrift.

An der Straße nach Kehl Kruzifix (Sandstein), auf üblichem Rocaillesockel, von 1773.

GOLDSCHEUER

Schreibweisen: Goldscheuren 16. Jh., etc.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort gehörte wie Marlen zur Landvogtei Ortenau, hatte mit demselben die gleichen Schicksale und wurde 1805 badisch. 1457 verkauft »Nicolaus de Berse civis Argentinensis« dem Pfalzgrafen Friedrich »ein ahtenteyl an Marnheim, Kúterspurg und Goldschúre mit twingen, bennen und aller zůgehoͤrde«.

Kruzifix

Auf der Straße nach Marlen *Sandsteinkruzifix* von 1773.

KITTERSBURG

Schreibweisen: Kütersburg 1282; Kúterschburg 1283; Kůtersburg parrochie Marnheim 1452.

Der Ort hatte dieselben Schicksale wie Marlen, er gehörte zur Landvogtei Ortenau und wurde 1805 badisch.

Kapelle

Kapelle (ad S. Mariam Magdalenam), Filiale von Marlen.[1]) Riegelbau mit schlichter Holzdecke, aus dem Achteck geschlossen. Ölgemälde der Heiligen Petrus und Magdalena.

Kelch

— *Kelch*, silbergetrieben, vergoldet, im Stil Louis XVI., Ende 18. Jhs.

Kruzifixe

Vor der Kapelle *Kruzifix* auf Rocaillesockel, ca. 1760.

Am Ausgang nach Offenburg Kruzifix mit Maria am Kreuzesstamm, von 1774.

MÜLLEN

Schreibweisen: Mulnheim 1139; Múlnheim 1356; Millenheim 1368; dorf Múlheim 1550.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Einstmals zur Herrschaft Geroldseck gehörig, kam es im 14. Jh. an einige Bürger in Straßburg, im 15. Jh. durch Kauf an die Pfalz. Als Wolfgang I. von Fürstenberg die Landvogtei Ortenau in Pfandschaft bekam, kaufte er das Dorf als besonderes Gut 1505 von Ulrich Putsch, dem Kammerdiener Maximilians I., dem es dieser geschenkt hatte; bei der Auslösung der Landvogtei zog es Ferdinand I. als österreichisches Gut an sich. 1586 kam es als Pfandschaft an den ortenbergischen Amtmann Beer, dann an die Schauenburg, endlich an Freiherrn Thomas von der Schleiß, 1713 löste es die Markgräfin Franziska Sibylla wieder ein und vereinigte es mit der Landvogtei; mit dieser wurde es 1805 badisch. — Begütert waren hier im 14. Jh. die von Windeck, die aber 1346 »advocacias, hospitalitates, herbergas, mortuaria, stúras, bettas atque jura« dem Kloster S. Georgen auf dem Schwarzwald verkauften. — 1373 hören wir von einem Roderigus Molitor de Múlnheim.

[1]) FDA. XXXI, S. 313.

Kath. Pfarrkirche (ad S. Udalricum). Schon 1179 hören wir von Mulnheim cum ecclesia; 1373 von der capella sancti Ůdalrici; 1419 von Heinrich Hiltbolt, lútpriester zů Múlnheim. Das Patronat gehörte zur Landvogtei. Kath. Pfarrkirche

Der heutige Bau stammt von 1741. In demselben noch ein Sakramentshäuschen aus spätgotischer Zeit (s. Nachtrag).

Außerdem berichtet Kolb noch von einer Kapelle des h. Ulrich mit heilbringendem Brunnen in der Nähe des Dorfes, bei den Rohrburger Höfen.[1])

NESSELRIED

(Gemeinde, bestehend aus den Dörfern Ober- und Unternesselried)

Schreibweisen: Nescilriet ca. 1120; Nesselriet 1316; zu Nesselriete 1431; Niesselriet 1464; Nessenriet 1511. (Ried mit Nesseln.)

Ortsgeschichte: Obernesselried gehörte zur Herrschaft Staufenberg, war also baden-badisch, Unternesselried zur Landvogtei Ortenau, Landgericht Appenweier, und wurde 1805 badisch. Ca. 1120 bis 1150 hören wir von einem Adelbertus miles de Nescilrit, der dem Kloster Reichenbach zu Urloffen einen Acker schenkt. Ortsgeschichte

Kath. Pfarrkirche (ad Assumptionem Virginis). Der heutige Bau von 1875. Die alte Kapelle, die auf dem gleichen Platze stand, gehörte zu Obernesselried; wir hören von »unser lieben Frauwen capell zu Nesselrieth 1662«. In der Kirche aus früheren Zeiten noch eine *Holzstatue* der Madonna mit dem Christuskind aus dem 17. Jh. (Wallfahrtsbild). Auf dem linken Seitenaltar neu gefaßte und zum h. Wendelin gemachte Barockstatue des h. Rochus. Kath. Pfarrkirche Holzstatue

Ölgemälde der h. Sippe auf Holz, 63×124 cm, wohl ehemals ein Antependium. Die h. Anna selbdritt mit den übrigen Frauen und den spielenden Kindern vor einer Balustrade, auf der stehend eine Säule zwei Flachbogen trägt, hinter der Balustrade die h. Männer. Werk eines Baldung-Schülers um 1520 (nach Mone von Friedr. Krämer?). Ölgemälde

Von den *Glocken* sind drei neu, eine dagegen aus dem 17. Jh.: Matthäus Edel von Straßburg goß mich 1683. Ein ehemaliges Georgsglöcklein mit der Aufschrift: Zacharias Rohr goß mich 1713 in Straßburg, soll nach Illental von hier gelangt sein. Glocken

Im *Pfarrhaus* einige *Gemälde:* h. Ursula, auf der Rückseite der Erzengel Gabriel aus dem dritten oder vierten Jahrzehnt des 16. Jhs., eine h. Barbara, auf der Rückseite Mutter Gottes, 97×55 cm, Holz, vom Flügelaltar der alten Kapelle. Wohl von einem Baldung-Schüler, sehr ungeschickt restauriert. — Drittellebensgroße Barockstatue des h. Norbert sowie ein Engel mit teilweise alter Bemalung, 18. Jh.; auf dem Speicher die Figuren Christi und des h. Sebastian aus der gleichen Zeit. Pfarrhaus Gemälde

NIEDERSCHOPFHEIM

Schreibweisen: in Mordunowa in Scopfheim 763 (Fälschung); in Morthenauia Scofhaim 777; Schopfheim 1050; Scopheim vor 1066; Scopfheim 1139; Scoppheim 1179; Schophen 1275; Schopffheym 1464 (s. Oberschopfheim, Amt Lahr).

[1]) Mone, Die bild. Künste im Großh. Baden 14, S. 67.

Niederschopfheim: villa que Niderenschopfhein nuncupatur 1289; in inferiori Schopffen 1291; Schopfheim inferior 1464; Niderschopfheim 1359 etc.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte (s. Oberschopfheim): Ein uralter Ort, schon in römischen Zeiten besiedelt. Ursprünglich nur ein Dorf, scheint dasselbe sich im 13. Jh. in Ober- und Niederschopfheim getrennt zu haben. Das Kloster Ettenheimmünster besaß hier stattliche Güter. Niederschopfheim war wohl pfandschaftsweise aus geroldseckischem Besitz an das Hochstift Straßburg gekommen und mit der Burg (castrum dictum Schopfheim, villa ibidem 14. Jh.) ein bischöflich straßburgisches Lehen derer von Windeck. Hans Reinhard von Windeck, der keine männlichen Nachkommen besaß, erreichte es, daß das Lehen 1436 seinem Schwiegersohn Georg von Bach übertragen wurde. Nach dem Tode des letzten von Bach verlangten gegenüber seiner Schwester die Windecker wieder die Belehnung, doch entschied das Schiedsgericht, daß die Schwiegersöhne des letzten Bach, Hartmann von Kronburg und Friedrich von Fleckenstein, die Lehen erhielten. Von ihnen gelangte es an die Dalberg, Bettendorf, Brandenstein und schließlich die Freiherren von Frankenstein.[1]) Schon im 15. Jh. aber — fußend auf dem alten geroldseckischen Besitz — beanspruchten die pfälzischen Amtleute auf Ortenberg auch Gerechtigkeiten in Niederschopfheim, da der Ort in die Landvogtei gehöre, und so erfolgte 1470 ein Überfall auf das Dorf. Infolge des so entstandenen Streites ließ Diebolt von Hohengeroldseck 1476 seine Rechte in bezug auf Geleit, Zug, Wasser, Wunn und Weid aufstellen. Er besaß danach keine eigentümlichen Güter außer einigen Joch Feld. Später gehörte Niederschopfheim zum ritterschaftlichen Bezirk Ortenau; 1806 wurde es badisch. Die Klöster Gengenbach und Schuttern hatten hier Fronhöfe.

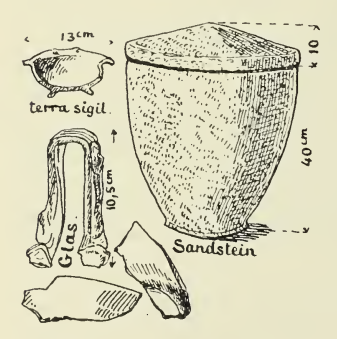


Fig. 256. Römische Funde aus Niederschopfheim.

Das Schloß ging wohl im Bauernkriege zugrunde, Kolb sucht es auf dem sogen. Spielberg, im Norden des Dorfes. Dort haben sich romanische Reste gefunden (siehe unten). Das Dorf erlitt, wie Oberschopfheim und die ganze Gegend, in den französischen Kriegen des 17. Jhs. eine vollständige Zerstörung, der auch die Kirche zum Opfer fiel. (Ministerialengeschlecht s. Oberschopfheim.) *(Wth.)*

Römisches

Römisches: Chr. Ludw. Fecht schreibt in seiner »Geschichte der Badischen Landschaften 1813«: »Auf dem Felde zwischen Nieder- und Oberschopfheim ackerte 1805 ein Bauer einen Totenaltar hervor. Eine große steinerne Urne ruhte auf ihm. Unter ihrem schweren Steindeckel im Schoße der Urne lagen Glasscherben mit Asche und wenigem Gebein, außerhalb auf dem Altar eine zerbrochene Totenlampe.« Die Urne (s. Fig. 256), 40 cm hoch, mit 10 cm hohem Deckel, unzweifelhaft römisch, kam in die Antiquitätenhalle nach Baden und von da in die Karlsruher Sammlung. Sie ist aus rotem Sandstein gehauen, nicht geglättet, auf einer Seite etwas zerbrochen; ihr Postament wird am Fundort liegen geblieben sein. Die Scherben von schönem, blaugrünem Glas, darunter ein 10,5 cm hoher aufrechter Henkel, gehörten zu einer gläsernen Aschenurne und sind noch erhalten, ebenso ein Bruchstück eines kleinen verzierten Napfs von roter Terra sigillata, den der Bauer vielleicht für eine Totenlampe gehalten

[1]) Ruppert a. a. O. S. 418 und für das folgende S. 420 ff.

hat. (Fröhner, Die Großh. Sammlung vaterländischer Altertümer 1860, führt die Urne irrtümlich [Nr. 86] als für das warme Wasser in Baden bestimmt auf.)



Fig. 257. Kirche in Niederschopfheim.

Am unteren Eingang des Orts finden sich Spuren von römischem Mauerwerk, und da in der Nähe eine Anzahl römischer Münzen gefunden wurde (u. a. eine Goldmünze des Vespasian), so darf hier eine römische Niederlassung angenommen

werden. Man glaubte sie auf einer benachbarten Anhöhe entdeckt zu haben. Es stand dort aber wohl eine mittelalterliche Burg; wenigstens heißt eine Rebsorte von der Lage heute noch »der Burggraben«, und, was schwerer ins Gewicht fällt, man stieß dort 1886 auf ein romanisches, zwischen zwei Fensterbögen gehöriges, verziertes Sandsteinkapitell (jetzt in der Karlsruher Sammlung) und auf ein ebenfalls romanisches Schmuckstück aus Bein mit der reliefierten Figur eines Drachen. *(W.)*

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Brigidam virginem). 1419 hören wir von Heinrich Cudis, kirherre zů Nidernschopfheim, 1464 von einem rector ecclesie in Schopfheim inferior; 1666: Niederschopffen, huius parrochialis patrona coeli S. Brigida virgo, collatores et decimator sunt comes a Gerolzeck et baro a Dahlberg; animas regendes habet ca. 1200. Der heutige Bau ist 1754 bis 1756 errichtet worden. Er steht wirkungsvoll auf einer Anhöhe, zu der eine Treppe hinaufführt, die von Vasen auf Pilastern flankiert wird. In der Mitte der Fassade der Turm, in seinem Kern wohl älter. Seine Stockwerke sind an den Ecken mit Pilastern versehen, die ein verkröpftes Gesims tragen. Oben geht er ins Achteck über mit Walmdach (s. Fig. 257). In seinem unteren Stockwerk das mit Volutengiebeln etc. geschmückte Portal, an dem die Jahreszahl 1756. Über ihm in einer Nische die Figur der h. Brigitta. Mächtige Voluten flankieren den Turm und vermitteln den Übergang zu den niederen Teilen der Fassade.

Die Seitenwände der Kirche sind nur durch Lisenen gegliedert. — Der Bau aus Bruchsteinmauerwerk, die Gewände aus rotem Sandstein. Das einschiffige Langhaus ist in seinen östlichen Ecken abgerundet, ebenso der Chor, beide sind durch ein Spiegelgewölbe mit einschneidenden Kappen gedeckt, welches auf Wandpilastern mit verkröpftem Gebälk beginnt. Dieses so einfache Innere ist von bester Raumwirkung. In seinem Westteil eine Empore von geschwungenem Grundriß und elegantem Aufbau.

Innenausstattung

Innenausstattung: Hochaltar, großer wirkungsvoller Barocksäulenbaldachinaufbau, aus Stuckmarmor, der in geschickter Weise das Rundfenster der Chorostwand sich eingliedert. Datiert 1764. In ihm Gemälde: Vision der h. Brigitta, und auf ihm zwei Statuen der Heiligen Petrus und Paulus. Entsprechende flotte Barocksäulenaltäre, Marien- und Sebastiansaltar. Einfachere Barockkanzel. Orgel im Stil Louis XVI., ebenso auf beiden Seiten des Chors die Dreisitze. Drei Beichtstühle, wovon zwei mit sparsamen vergoldeten Rocailleschnitzereien versehen, aus der gleichen Zeit noch das Kirchengestühl.

Taufstein

Älterer *Taufstein* mit Beschlägornament und der Aufschrift:

sancta trinitas unus deus miserere nobis I ? 6 ? 6 ···

Holzgruppe

In einer Nische des Langhauses *Holzgruppe* der Pietà, neu gefaßt, aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs.

In der Kirche aufgemalte Inschrift, laut welcher sie durch die Gemeinde in den J. 1784 bis 1756 erbaut, eingeweiht durch den hochwürdigsten Herrn Generalvikar Dorensius von Straßburg unter dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Heinrich Dorschel und Vogt Sebastian Ehrhardt. — Renoviert 1861.

Kruzifixus

Vor der Kirche *Kruzifixus* mit Maria und Johannes, von 1735.

Brunnenschale

Unten vor der Treppe *Brunnenschale* von 1681 mit bauchiger, dicker Renaissancebalustersäule, darauf eine Madonna mit Kind des 18. Jhs.

Ziehbrunnen

Beim Haus Nr. 238 der *Ziehbrunnen* von 1782 zu bemerken, im Ort eine Anzahl hübscher Riegelhäuser, leider zum Teil verputzt.

NORDRACH

Schreibweisen: Norderaha 1139; vallis Norderahe 1289; Nordrach 1373; Norderach 1426; die gemeinde des tales zů Nordrach 1372. (Nordwasser.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nordrach ist eine Talgemeinde, bestehend aus Dorf Nordrach mit Schanzbach und den Zinken Flacken, Hintertal, Schottenhöfen und Untertal. Das Tal gehörte bis 1803 zum Gebiet der Reichsstadt Zell und machte also deren Geschicke mit, weshalb Eingehenderes in dem Artikel über Zell nachzulesen wäre. Indes bestand neben dem reichsstädtischen Gebiet noch das freie Mönchsgut Schottenhöfen und Lindach und die heute Fabrik Nordrach genannte Gegend (s. unten) als Eigentum des Klosters Gengenbach. Im Nordracher Tal amtierte ein Zwölfergericht mit zwölf Räten, welche u. a. auch die Befugnis hatten, Todesurteile fällen und vollstrecken zu dürfen; außerdem besaß Nordrach einen eigenen Vogt. Da aber die Leute des Tales nicht als Bürger, sondern nur als Untertanen der Stadt Zell galten, konnten sie nicht in den Rat gewählt werden. Der Selbständigkeitstrieb, der die Bauern des Harmersbachtales beseelte, war aber auch hier lebendig. Die Talbewohner erklärten sich i. J. 1655 auf eigene Hand als unabhängiges Reichstal, und es wäre fast zu offenen Kämpfen gekommen. 13 Jahre dauerte der Prozeß beim Kammergericht, bis dieses den Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit abwies; das Tal sollte dem Rat von Zell als seiner Obrigkeit in Civil- und Kriminalsachen gehorsam sein. Der Nordracher Rat aber blieb bestehen.[1] — Schon im Mittelalter wurde hier Erzbau getrieben, und noch 1838 bestanden einige Stollen. Eine »relicta quondam Wernheri de Nordera 1299, ein Johannes Sneiter von Nordrach 1356« erwähnt.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Udalricum). Schon 1289 hören wir von ecclesia vallis Norderahe, in der ersten Hälfte des 15. Jhs. von Nordreich ob der Kirchen, im Anfange des 16. Jhs. von »sant Ulrich in der Norderach«; doch scheint die Seelsorge von Zell aus besorgt worden zu sein; erst 1608 wurde eine eigene Pfarrei errichtet und Jakob Khuon zum Pfarrer gemacht; in der Folge wechselten Weltpriester und Mönche von Gengenbach ab.[2] 1666 wird von der parrochialis ecclesia berichtet. Patronat und Zehnt besaß das Kloster Gengenbach (schon 1289).

Der heutige Bau stammt aus dem 18. Jh., das Langhaus laut Inschrift an der Ecke von 1725. Es ist durchaus schlicht und zeigt ein rundbogiges Portal (älter?) mit Hohlkehle und Ansatz zu einem kleinen Volutenablauf. Der Turm ist 1747 errichtet.

Innenausstattung

Innenausstattung: Hochaltar im üblichen Säulen- und Volutenaufbau mit den Statuen der Heiligen Ulrich und Sebastian sowie einem Gemälde, die h. Jungfrau darstellend, etwa aus der Mitte des 18. Jhs. Entsprechend und aus der gleichen Zeit die zwei Seitenaltäre und die Kanzel. Am Triumphbogen Kruzifix des 18. Jhs.; an einer der Langhauswände lebensgroße Holzstatue der Madonna mit Kind auf einer Stuckkonsole, gute Durchschnittsarbeit aus der Mitte des 18. Jhs.

Kirchengeräte

Kirchengeräte: Sonnenmonstranz, zur Zeit meines Besuches nicht zu sehen; Kelch, silbervergoldet, mit eingraviertem Wappen am Fuß und $\overset{P}{I\ A}$.

---

[1]) Gothein a. a. O. S. 304/305.

[2]) Kolb II, S. 334.

Glocken

Glocken: Große Glocke mit den Namen der Evangelisten, auf dem Leib Muttergottesbild, laut Aufschrift 1595 von Hans Jakob Müller in Straßburg gegossen; 90 cm weit. Mittlere: gegossen 1728 von Math. Edel in Straßburg; kleine: gegossen 1794 von Meinrad Grieninger. Der Glockenstuhl von 1786.[3])

Grabsteine

An der Außenseite der Kirche *Grabsteine:*

1.

HIER LIGT
BEGRABEN DER
EHRSAME HER
JOHANS SIGW=
ART · GEWESTE
GLASMEISTER
GESTORBEN
DEN 22 AUGUST
AÑO 1724 GOT
GEBE IHM DIE
EWIGE RUOH
PACE

einfacher Sandstein;

2. hübscher Rocaillegrabstein mit Voluten, Leuchter, Sanduhr, Kruzifix, wohl von demselben Meister, der das Epitaph des Abtes Benedikt in Gengenbach gearbeitet hat; nach der Inschrift Epitaph des Joh. Georg Spitzmüller »des Nordrachischen Gerichts«, gest. 29. April 1772, seines Alters 66 Jahr;

3. Grabstein ohne Inschrift vom Ende des 18. Jhs.;

4. Grabstein, schlicht, mit schmiedeeisernem Kreuz.

Kruzifix

An der Südwand der Kirche großes *Kruzifix*, sowohl in Auffassung wie Durchführung gute Arbeit, gestiftet von Johannes Käshammer, Bürger in Straßburg, gebürtig im Schwarzen Grund, Auf dem Buchenwald genannt, Sohn des Clemens Käshammer, ehemaliger Vorgesetzter im Holzhack-Reichsgotteshaus gengenbachischer Jurisdiktion, 25. September 1784.

Bildstöcke

Verschiedene hölzerne und steinerne *Bildstöcke* des 18. Jhs. im Ort und Tal.

FABRIK NORDRACH

Ehemals Holzhack genannt, im oberen Tal, zur Abtei Gengenbach gehörig. Abt Benedikt Rischer hatte hier mit viel Geschick und Energie eine Kobalt- und Fayencefabrik gegründet, im sogen. Dörrenbach, die zunächst seine finanziellen Bedrängnisse vermehrt hatte. Als er aber abgedankt hatte und sich hierher zurückzog, fing das Unternehmen an zu blühen und die Anlagen des 19. Jhs. knüpften daran an.

Kapelle

Hier eine *Kapelle* des h. Joh. Nepomuk, ein schlichter, einschiffiger Bau mit der Jahreszahl 1776 am Portal.

Kirchengeräte

Kirchengeräte: Sonnenmonstranz, silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten, verwischte Zeichen; Kelch, silbergetrieben, mit Engelsköpfchen am Fuß und

[3]) Ich verdanke diese Notizen der freundlichen Auskunft des Pfarramtes, da mir der Zugang zu den Glocken nicht möglich war.

aufgelegten silbernem Blattornament an der Cuppa, Augsburger Zeichen, zweite Hälfte des 18. Jh.; aus der gleichen Zeit vier silberne Leuchter auf dem Altar sowie vier seidengewirkte Caseln. *Holzstatue* der Immaculata, Zweidrittellebensgröße, hübsche Arbeit des 18. Jhs.

Holzstatue

OBERENTERSBACH

(siehe UNTERENTERSBACH).

OBERHARMERSBACH

(siehe UNTERHARMERSBACH).

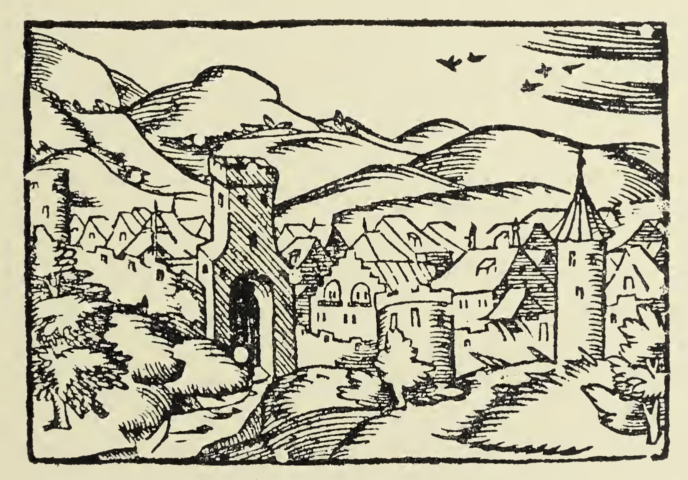


Fig. 258. Ansicht von Offenburg, Holzschnitt vom Ende des 15. Jhs.

OFFENBURG

Schreibweisen: Offinburc ca. 1101; castrum Offinburc 1148; Offenburc 1182; Uffunburg 1237 bis 1254; Offenburg 1248; opidum 1246; oppidum Argentinensis diocesis 1367; Offenbůrg 1330; Offimburg 1365; Offinborg 1388.

Literatur. Römisches: C. L. Wielandt, Beiträge zur ältesten Gesch. des Landstrichs am rechten Rheinufer von Basel bis Carlsruhe, Carlsr. 1811, S. 145 ff. Zangemeister, Westd. Zeitschr. III, S. 246 u. 257. Römische Straße von Offenburg nach Achern, Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschr. VI, S. 58. Schädel, Lanze, Bronzearmband aus einer Grabstätte der Römerzeit, gef. bei Offenburg, Anzeiger des German. National-Museums 1894, S. 71. G. Kaibel, Über den bei O. gefundenen Stein mit einer angeblich griech. Inschrift, Inscript. Graecae Sicil. et Ital., add. graecis Galliae Hisp. Brit. Germ. inscriptionibus, Berlin, Reimer 1890, S. 676. Fr. Weißgerber, Erklär. der Inschrift einer in der Gegend von O. aufgefundenen röm. Meilensäule, Gymn.-Progr., O. 1841. E. Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer, Neujahrsblatt der bad. histor. Kommission 1905.

Zur Geschichte der Stadt: Histor.-topogr. Beschreibung von O., mit Ill., Offenb. Adreßkalender 1834. J. Bader, Chronik der ehemal. Reichsstadt O., Badenia II (1840), S. 1—18. Geograph. Beschreibung der Landvogtey Ortenau, dann von den drey Reichsstädten O., Gengenbach und Zell am Harmerspach, Karlsruhe 1795. J. Dewerth, Einleitung zur Gesch. der Stadt O. und das älteste Siegel, im Adreßkalender für 1863. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, S. 207 ff. F. Mone, Die bild. Künste im Großh. Baden, Bd. XIV, Heft 1 u. 2. J. Näher, Ortenau, S. 55. K. Walter, Beiträge zu einer Gesch. der Stadt O., 1. Heft, O. 1880. Ders., Gesch. der Stadt O., Ächter Hebels Rheinländ. Hausfreund 1882, S. 97. Ders., Kurzer Abriß der Gesch. der Reichsstadt O., 1896. D'r alt Offeburger, Zeitung, herausg. von Geck seit 1899.

Kirchliches (siehe unten).

Einzelnes: A. Birlinger, Mitteilungen aus H. Sanders Reisetagebuch. Wetterläuten in O., Alemannia XIII, S. 176. L. Dacheux, Eine Steuerrolle der Diöcese Straßburg für das Jahr 1464, Str. 1897; dazu FDA. XXVI, S. 329. Einnahme von O. am 27. Juni 1796 und der Rückzug ins Kinzigtal, Bad. Militär-Almanach VII, S. 74—81. Kleinbrodt, Ein Bericht über die Vorgänge in O. vom 11. bis 15. März 1804, mitget. von K. Obser, Adreßbuch 1899 und Mitteil. der hist. Komm. XXI (1899), S. 57—65. J. May, Paul Volz von O. und die Annalen von Schuttern, 1898. F. J. Mone, Karl IV. bestätigt die Rechte und Gewohnheiten der Stadt O., Z. 12, S. 333/34. Ders., Zur Gesch. des Bettels, Z. 19, S. 159—163. Ders., Die Fastnacht zu O. 1483, Z. 16, S. 264—267. A. Schulte, Ein Skizzenbuch aus dem Unglücksjahr 1689, Z. NF. 4, S. 384—400. Stadtrecht zu O., 2. Bd. d. neuen bad. Gesetzessamml. 1805, S. 1—30; vgl. Bad. Bibliothek I, S. 7. P. Staudenmaier, Die ehemal. Reichsstadt O. bei ihrem Übergange an Kurbaden anno 1802, Ortenauer Bote 1880, S. 216—220. K. Walter, Rathaus, Pfalz, Pfalzrecht und die Laube der Stadt O., 1894. Ders., Zum 200. Gedenktag der Zerstörung der Reichsstadt O. am 9. Sept. 1689, 1889. Ders., Die Wahl des letzten Reichsschultheißen und die letzte Ämterbesetzung zu O., 1891. Ders., Vor vierhundert Jahren, histor. Beitrag zum Adreßbuch der Stadt O., 1881.

Hexenprozesse: Christl. Einfältiger Bericht von den Exorcismis und Teufelsbeschwörungen, so dieses verschiedene 1603 Jahr zu O. fürgenommen worden, 1603. A. Birlinger, Eine Beschwerung zu Offenburg, 1603, Alemannia IX, S. 252/53. H. Schreiber, Die Hexenprozeß zu Freiburg, O. und Bräunlingen, Frbg. Adreßkalender 1836. Fr. Volk, Die Hexen in der Ortenau und O., 1882.

Kunstdenkmäler: F. J. Mone, Die bild. Künste etc., Bd. XIV. W. Lübke, Kunstwerke und Künstler, S. 237—349. Badische Wanderungen I, Offenburg. Fr. Baumgarten, Die Denkmäler des Offenburger Kirchplatzes, 1891. Das Kruzifix bei der ehemal. Zuckerfabrik in O., Frbg. Kath. Kirchenblatt 1883, Nr. 50. K. Walter, Die Erbauung des Bezirksamtes zu O., früher Königshof genannt, Separatabdr. eines Feuilletons des Volksfreundes. Ders., Das Judenbad zu O., o. J. Ders., Bildhauer Joh. Nepomuk Speckert in O., Separatabdruck a. d. Volksfreund. Ders., Die Bierbrauerei zum Kopf, Separatabdruck a. d. Volksfreund. Ders., Das Gasthaus zur Sonne in O.. Separatabdruck a. d. Volksfreund.

Pläne und Ansichten

Pläne und Ansichten: Ansicht der Stadt, Holzschnitt, dessen Herkunft ich nicht feststellen konnte. Münster, Cosmographia S. ccclxxx. Ansicht, Kupferstich von Merian, Topographia Sueviae, Frankfurt 1643 (s. Fig. 259). Ders.,

Plan der Stadt, Kupferstich, Frankf. 1650 (nach Kienitz-Wagner wohl identisch mit citierter Ansicht, von denselben Maßen). Plan der Befestigungen und Schanzen der Reichsstadt O. zur Zeit des 30jähr. Krieges, 1645. Federzeichnung, publiziert von K. Walter. Ansicht der Stadt, Kupferstich von Werner, ca. 1700. Ansicht von O., gezeichn. von Follenweider, geätzt von Nilson in Sepia (1835). Ansicht, Stahlstich von E. Wagner nach Zeichnung von K. Corradi.

Stadtgeschichte

Als die römische Politik unter Vespasian von der bis dahin geübten ängstlichen Zurückhaltung an der Grenze des Reichs gegen die Germanen zu einem energischen Vorwärtsstreben übergegangen war, dokumentierte sich dies sofort in einem Feldzug, den Rom in dem rechtsrheinischen Gebiet unternahm. Noch während des Krieges ließ der damalige Befehlshaber des römischen Heeres, Cn. Pinarius Cornelius Clemens, »eine Militärstraße von Straßburg aus über den Rhein, durch das Kinzigtal und über den Schwarzwald hinweg bis nach der Donau erbauen. Ein Meilenstein dieser Straße, auf dem neben den Namen Vespasians und seiner Söhne Cornelius Clemens selber sich nennt, ist bei Offenburg gefunden worden am Ausgang der Stadt gegen Gengenbach«.[1]) Des weiteren fand sich hier der Grabstein eines während seiner Dienstzeit gestorbenen Centurionen der I. Thrakischen Kohorte in der Kinzig (s. unten), außerdem ein großes korinthisches Kapitell in der Mitte der heutigen Stadt bei Blechnermeister Pfitzmaier, der Sandsteintorso eines Soldaten in der Stadtmauer, 25 römische Tonscherben in der Mitte der Kornstraße vom Rathaus zum Vincentiushaus etc. Unter Trajan wurde dann mit dem Ausbau des inneren Straßennetzes begonnen und etwa um 100 n. Chr. die Bergstraße Mainz–Bühl bis Augusta Raurica angelegt, die sich bei Offenburg mit der Kinzigtalstraße kreuzte. Es ist nun wichtig, daß alle die genannten Funde in der Mitte der Stadt oder mehr in ihren südlichen Teilen gemacht wurden, denn es scheint danach, daß die römische Niederlassung — man nimmt mit Sicherheit hier ein Kastell an — an der Stelle des heutigen Offenburg lag und nicht etwa da, wo wir das früher in der Geschichte erscheinende Kinzigdorf zu suchen haben. Auch in alemannischer Zeit war die Stelle besiedelt, worauf die untenverzeichneten Funde deuten.

Dann aber hören wir bis in das 12. Jh. nichts mehr von der Stadt, dagegen von dem mit ihr in der späteren Geschichte nicht identischen Kinzigdorf. 926 wird dasselbe genannt: in oppido quod dicitur Chincihdorf; 1070 comitatus Chinzihdorff et Otenheim; in Mortunagia Kinsdorf 1139; villa Kinzedorf 1289; extra oppidum zů Kintzichdorf 1436; in der stat Offemburg pau zu Kyntzigdorff nahent bey der stat porthen 1504; Kintzdorff und Uffhoven 1551. Dieser Ort lag da, wo jetzt außerhalb der Stadt das städtische Krankenhaus sich befindet, und dehnte sich bis gegen die sogen. Judenbrücke, rückwärts auf dem Besitztume des Herrn Pfähler sen. und gegen die jetzige Stadt aus,[2]) also etwa beim heutigen Bahnhof und dem großen Pfählerschen Garten. Nach ihm und Ottenheim wird, wie wir gesehen haben, im 11. Jh. eine Grafschaft genannt, deren alte Dingstätte er war. Mit dem daneben liegenden Uffhoven bildete er den Mittelpunkt der ältesten Markgenossenschaft, in der die Stadt entstanden ist. — Das Kloster Gengenbach war hier begütert, 1242 hören wir von einem Hof desselben, im 16. Jh. (1563 und 1564) von dem Freyhof »des gotzhauses Gengenpach«. Auch das Hochstift Straßburg besaß einen Teil des Orts, wohl infolge seiner Pfandschaft Ortenau. Denn das ganze Mittelalter

[1]) Fabricius a. a. O. S. 37.

[2]) Adreßkalender 1883, S. 4.

hindurch gehörte Kinzigdorf zu dieser, trotz engster Wirtschaftsgemeinschaft mit Offenburg. Erst im 16. Jh. erkaufte dieses die Obrigkeit darüber stückweise, und erst seitdem ist das Dorf mit der Stadt allmählich verschmolzen.[1])

Von dem daneben gelegenen Flecken Uffhoven hören wir erst 1289; es lag vor dem Kinziger Tor und bestand 1588 nur noch aus einem Schlößchen und fünf Häusern; auch es wurde um diese Zeit von der Stadt käuflich erworben.

»Das erste Mal, daß die genannte Grafschaft erwähnt wird, erscheint sie im Besitz der Zähringer Herzöge; und es ist kaum zweifelhaft, daß sie bis zum Aussterben der Linie bei ihnen geblieben sei. Als ihre Burg wird zuerst im Rotulus S. Petrinus das Castrum Offenburg genannt, das in unmittelbarer Nähe der alten Dingstätte Kinzigdorf gelegen war. Aus dieser Burg ist alsdann — wir können nicht zweifeln, in gleicher Weise wie die anderen zähringischen Gründungen am Oberrhein und der Schweiz — die gleichbenannte Stadt erwachsen, welche in Freiburg ihren Oberhof sah.«[2]) Die Beweggründe für die Anlage der Burg gerade hier sind klar. Sahen wir doch, daß die Stelle zu Römerzeiten der Kreuzungspunkt der wichtigen Kinzigtalstraße Straßburg-Rottweil und der Bergstraße Mainz-Bühl-Badenweiler etc. war und das auch jedenfalls im Mittelalter, wo die Straßen weiter benutzt wurden, geblieben ist. Da war denn die Anlage einer Befestigung ganz selbstverständlich — möglicherweise mit Benutzung stehengebliebener Mauern des römischen Castrums. Wie sich dann allmählich der Ort an der so geschützten Hauptstraße entlang anbaute, ist noch heute aus dem Plan der Stadt ersichtlich. Man wird annehmen dürfen, daß dieses Schloß und dieser Ort als ältere Gründung auf freiem Reichsterritorium lagen, und daher auch die spätere Zugehörigkeit der Stadt zum Reich erklären können.

Sehr bald werden die Zähringer dem sich wohl rasch entwickelnden Orte Marktrecht verliehen haben, und bei der günstigen Lage mag darauf ein neuer Aufschwung gefolgt sein. Wann er das Münzrecht erhielt, das der König verlieh, vermögen wir nicht bestimmt zu sagen, vielleicht erst unter Kaiser Friedrich II.

Nach dem Aussterben der Herzogslinie nämlich zog der Kaiser das erledigte Lehen an sich und es erhob sich darüber ein Streit zwischen ihm und dem Bistum Straßburg, der damit endete, daß der Bischof 1223 und 1236 auf die Stadt verzichtete und nur Patronat und Zehnt behielt. Die folgenden Streitigkeiten aber zwischen dem Kaiser und dem Papst benutzte der Bischof, damals Heinrich von Stahleck, die Ortenau wieder an sich zu bringen: er eroberte 1247 außer Ortenberg und Gengenbach auch Offenburg, das nun während des ganzen Interregnums bei Straßburg blieb. Zwar erhoben auch die Erben der Zähringer, die Grafen von Freiburg, Anspruch auf Offenburg mit der ganzen Ortenau, dieselben wurden ihnen auch von Heinrich VII. zugestanden und von Innocenz IV. 1248 bestätigt, doch verzichtet 1250 Graf Heinrich von Fürstenberg auf diese sehr zweifelhaften Erbansprüche zugunsten des Bistums.

Offenburg, das nach dem Ende der Zähringer unbestritten Reichsstadt geworden war, blieb bis auf König Rudolf I. bei dem Bistum; dieser brachte es endlich wieder an das Reich. Schon er verpfändete aber 1289 4 Mark aus der Reichssteuer an Götze und Hugo Sturm von Straßburg, welche Verpfändung durch die nachfolgenden Kaiser

---

[1]) Gothein a. a. O. S. 216.

[2]) Gothein a. a. O. S. 208 u. 209.

Adolf, Albrecht, Heinrich VII. 1326, Ludwig den Bayern 1331 und Karl IV. bestätigt wurde. Doch ging es dabei nicht ohne Streit her, und so ergingen in der Angelegenheit 1313 und 1314 verschiedene Schiedssprüche, erst 1326 vermittelten definitiv Bischof Johann von Straßburg, Markgraf Rudolf von Baden als Landgraf in der Ortenau und Otto von Ochsenstein als Landgraf im Elsaß auf die Berufung König Friedrichs des Schönen die Sühne der Städte Straßburg und Offenburg über diese und verschiedene andere Streitigkeiten.[1])

Abgesehen von diesem verpfändeten Teil der Reichssteuer aber blieb die Landvogtei zunächst beim Reiche, eine für die Entwickelung der Privilegien und Gerechtsame der Städte Offenburg, Gengenbach und Zell höchst günstige Zeit; sie standen deshalb auch zu König Adolf, der verschiedentlich in der Gegend weilte, so 1293 in Ortenberg und vom 8. bis 15. Dezember in Offenburg, und der die schweren Kämpfe mit der Gegenpartei zum Teil auf diesem Boden auszufechten hatte; so stand er 1298 bei Kenzingen Albrecht von Habsburg gegenüber, mußte sich aber bis Offenburg und weiter bis Steinbach zurückziehen. — In den folgenden wirren Zeiten bewährte sich die Freiheit der Städte. Zweimal, als der Thron leer stand, wählten sie sich auf eigene Hand einen Pfleger, 1308 in Otto von Ochsenstein und 1313 in dem Ritter von Murhard; alle Fürsten und Herren im Umkreis verbürgten sich für die Sicherheit des Vertrages, den diese mit den Städten eingingen. 1331 erkannte Ludwig der Bayer ausdrücklich das Recht der Städte an, sich selber einen Vogt zu wählen, wenn der Thron leer stände. Die schöne Zeit des unmittelbaren Verhältnisses zum Reiche war aber bald vorüber, mit dem 14. Jh. begannen die großen und andauernden Verpfändungen. Friedrich der Schöne versetzte die Landvogtei mit ihren Einkünften 1321 dem Markgrafen Rudolf von Baden, 1351 erhielt das Bistum Straßburg von Karl IV. die Erlaubnis, sie von jenem zu lösen, 1356 das gleiche Anrecht auch der Pfalzgraf; aber erst 1405 löste Kaiser Ruprecht die Hälfte der Berechtigungen für die Kurpfalz ein; er weilte damals auch in der Stadt, die nun, wie die ganze Landvogtei und ihre Schwesterstädte, zwei Pfandherren besaß.

Sie muß im 13. und 14. Jh. ein immerhin stattliches Wachstum zu verzeichnen gehabt haben. 1282 hören wir von dem ersten Priester, 1223 von der Kirche, die wohl damals schon in Stein erbaut war. Es war aber kaum der Bau, der bis zur französischen Zerstörung stand, denn wir hören von einem gerühmten gotischen Turm, es hat also im späteren Mittelalter ein Neubau stattgefunden. 1280 luden der Schultheiß und die Gemeinde die Franziskaner der Mainzer Provinz zur Niederlassung ein, denen man hauptsächlich den höheren Unterricht anvertraute, ihr Klosterbau wird sich damals erhoben haben. Früher schon, 1246, hatten Dominikanerinnen hier ein Kloster gegründet. Der Anfang des 14. Jhs. brachte dann die wohltätige Errichtung des Spitals, das 1306 aus den Mitteln der Bürgerschaft erbaut wurde. Auch Beghinen hatten ihre Niederlassung hier schon seit 1307, und sie müssen ein stattliches Gebäude errichtet haben, denn 1401 hören wir von dem »großen gotzhus zů Offenburg«. Die Schule wurde teils von den Franziskanern, teils von Laienlehrern besorgt. Ein Rathaus stand sicher längst, wenn auch erst 1426 von einem Bau, also einem Neubau, berichtet wird, und die Befestigungen werden wir uns ungefähr in der Ausdehnung des inneren Ringes in der

---

[1]) Walter, Kurzer Abriß, S. 6.

Zeit des Dreißjährigen Krieges zu denken haben. Noch standen die Häuser nicht gedrängt aneinander, wie in allen Städten erstreckten sich hinter ihnen Gärten und Felder. Von der Burg hören wir um diese Zeit nichts mehr, und keine Spur weist darauf hin, wo sie einst gestanden.

Das 13. und 14. Jh. sah aber auch die Ausbildung der Verfassung der Stadt. Seit dem Übergange der Stadt Offenburg an das Reich stand an der Spitze des Stadtgerichtes der Reichsschultheiß. 1233 erscheint schon ein scultetus de Offenburg. Er ward von den Vertretern der Reichsgewalt ernannt; seitdem der Zwölferrat bestand, auf dessen Vorschlag hin aus den Zwölfern des Alten Rates.[1]) Die Ausbildung des letzteren muß in das Ende des 13. Jhs. fallen; »1280 werden die Franziskaner nur von Rat und Gemeinde berufen, 1293 dagegen geben Schultheiß, Rat und Bürgergemeine gemeinsam die Waldordnung. Die Mitglieder des Rates werden in dieser Urkunde weiterhin als die Zwölfer bezeichnet, für die Gemeinde unterzeichnen 13 benannte Bürger, offenbar dieselben, welche schon wenige Jahre später als Junger Rat erscheinen. Die dauernde Einsetzung eines solchen erweiterten Rates hat in Offenburg im ersten Jahrzehnt des 14. Jhs. stattgefunden, zugleich trat neben den Schultheißen als Vorsitzender des Rates in Verwaltungsangelegenheiten der Bürgermeister.« Die Folge dieser Ratsentwickelung war, daß der Alte Rat sich immer mehr auf die Rechtsprechung zurückzog; vor allem hatte er in Streitigkeiten zu erkennen, was der Stadt Freiheit sei, und der Träger der öffentlichen Gewalt hat sich jeweils seinem Weistum zu fügen. »Sein Ausspruch über öffentliches Recht ist also bindend, wie es im privaten Recht der Fall ist, und hier wie dort ist es seine Aufgabe, nicht sowohl neues Recht zu schaffen, als vielmehr altes, aber streitiges und verletztes zu weisen.« 1347 bestätigte Karl IV. dem Rat und den Bürgern zu Offenburg ausdrücklich dieses Recht, und »alle seine Nachfolger haben sämtlichen drei Städten dies Vorrecht bestätigt, das ihnen andere geschriebene Privilegien nahezu unnötig machte«.

Solcher Zwölfersprüche sind zahlreiche, insbesondere aus Offenburg, überliefert. Glaubte man das Recht der Stadt gekränkt, so wandte sich der Junge Rat an den Alten um einen Rechtsspruch, der dann zur Beachtung dem, der den Eingriff begangen, mitgeteilt wurde. Das Verhältnis der beiden Räte zueinander dürfte in Offenburg ähnlich gewesen sein wie in Gengenbach, wonach die Zwölfer das Recht hatten, sich selber zu ergänzen, sei es aus dem Jungen Rat, sei es aus der Bürgerschaft. Gegen das Reich und die Pfandherren hatten sie nur die Verpflichtung, ihnen die Gerichtsfälle einzusammeln. Sie hatten in der Stadt freien Sitz, waren völlig steuerfrei und bildeten so eine geschlossene bevorrechtete Korporation, die fest zusammenhielt.

So waren bis zum Anfange des 14. Jhs. die Grundlagen der Verfassung der drei Reichsstädte gelegt, und als die Verpfändungen eintraten, da übernahmen die Pfandherren die gleichen Verpflichtungen wie die Vögte, die Anerkennung der Zwölfersprüche, die Wahrung der völlig unabhängigen Gerichtsbarkeit der Städte, die Beschirmung des Leibes und des Gutes der Bürger u. a. m. Als einzige Gegenleistung beziehen sie die Reichssteuern, auch setzen sie den Schultheiß ein. Einen entsprechenden Eid leistete z. B. 1351 der Bischof Bernhard von Straßburg. Trotzdem versuchte das Bistum begreiflicherweise seine Macht auszudehnen, es erlangte 1358 ein Privileg des Kaisers, daß alle Pfandstädte außer dem Reichshofgericht nur dem Gericht des Bischofs unter-

[1]) Gothein a. a. O. S. 217, wie auch, teilweise wörtlich, für das Folgende.

stehen sollten; ich habe in der Geschichte der Stadt Gengenbach gezeigt, wie nur mit Hilfe des Abtes Lambert de Burn diese gefährliche Bestimmung beseitigt und das Verhältnis zwischen Pfandherren und Städten endgültig festgestellt, das alte Recht der Zwölfer, zu sagen, was der Stadt Freiheit, anerkannt, die freie Gerichtsbarkeit festgelegt wurde, nur dem Reichshofgericht sollen sie außerdem Rede stehen. Niemand durfte sie auch für Forderungen an die Pfandherren haftbar machen.

In dieser hochwichtigen Urkunde sahen die Bürger mit Recht die Grundlage ihrer Reichsfreiheit, und sie vereinigten sich zusammen über die Auslegung ihrer Verpflichtungen, vor allem zu Kriegszeiten. In Fehden ihrer Pfandherrn waren sie zu keiner Hilfeleistung verpflichtet, wohl aber dazu, gegen Barzahlung seinen Truppen den Zutritt zu gestatten, und so nahm Offenburg noch 1428 eine Besatzung des Bischofs auf. Bald jedoch gelang es, auf Grund des doppelten Pfandschaftsverhältnisses, völlige Neutralität zu erreichen.

Außerordentlich rege wehrten sich die Zwölferkollegien gegen Eingriffe der Pfandherren, und zwar mit gutem Erfolg, in Offenburg insbesondere gegen Eingriffe in die Allmende oder eine Beschränkung der städtischen Rechte in Kinzigdorf.

Und so wurden während der kommenden Jahrhunderte die erworbenen Rechte im allgemeinen gewahrt. Dagegen bedurfte es noch gründlicher Auseinandersetzung mit dem Abte von Gengenbach, um das Verhältnis erträglich zu machen. Zwar waren diese Kämpfe naturgemäß in Offenburg nicht so heftig wie in Gengenbach, da die Rechte des Abtes geringer waren, aber da überall in der nächsten Umgegend der Stadt die Leute des Abtes saßen und Offenburg um diese Zeit in kleinem Maße, wie Straßburg im großen, eine lebhafte Ausbürgerpolitik verfolgte, Leibeigene in seinen Mauern aufnahm und die Nutzungsrechte des Klosters am Gotteshauswalde ebenso wie den Anspruch, auch hier Weinbänne zu legen und zollfrei zu handeln, bestritt, so mußte es zum Konflikte kommen. In den Privilegien, die Ludwig der Bayer 1331 dem Kloster erteilte, ward demgegenüber die Gebundenheit des Landvolkes, die Obrigkeit des Klosters mit aller Schärfe betont, die unbedingte grundherrliche Gewalt des Klosters in seinem Bezirk anerkannt. Verschärft wurden insbesondere die Bestimmungen über die Leibeigenschaft: »Wo der Leibeigene auch sitzen mag, namentlich aber in der Stadt Offenburg, soll er doch dem Kloster vom Leibe fallbar bleiben. Dazu wird diesem auch das Recht der schlechteren Hand jetzt erst ausdrücklich eingeräumt. Wo Ungenossen einander freien, Mann oder Frau, da zieht der Abt ohne weiteres zwei Drittel ihrer gesamten Habe ein.«[1]) Die Fallpflichtigkeit derer, die auf Klostergut sitzen, aber ward mit der Spitzfindigkeit ausgelegt, wie wir es in der Geschichte von Gengenbach geschildert haben. Diese ohne irgendwelche Prüfung auf Vorlage des Abtes hin ausgefertigte Urkunde war also ausdrücklich gegen die Städte gerichtet, über ihre Gewohnheiten sollten die Rechte des Abtes gehen, Königsprivileg und Volksweistum gingen auseinander. Es war klar, daß eine gerade damals so kräftig vorwärtsstrebende Stadt wie Offenburg sich derartiges nicht gefallen lassen konnte. Schon vor jener Privilegienverschärfung hatte der Kaiser 1330 die Markgrafen von Baden als derzeitige Landvögte angewiesen, das Kloster gegen seine Bedränger, namentlich gegen Offenburg, zu schützen; i. J. 1337 richtete er noch einmal den Befehl an Offenburg, sich wegen der Fälle etc. mit dem Kloster

[1]) Gothein a. a. O. S. 237.

auseinanderzusetzen. Die Stadt gehorchte nicht und gab ebensowenig nach, als der dann eröffnete Prozeß auf dem Gerichtstag zu Hagenau zu ihren Ungunsten entschieden war. Und sie erreichte ihr Ziel. 1343 mußte sich das Kloster unter Vermittelung des Bischofs von Straßburg zu einem Vergleich bequemen, »wonach es auf alle Leibfälle und alle Rechte, die zu den Fällen gehören, der Bürger und aller, die in der Stadt und Ringmauer seßhaft seien und Heimweise dort haben oder noch gewinnen, für ewige Zeiten verzichtet. Auch wenn ein Einwohner, der Gotteshausmann ist, um der Stadt Besserung wegen ausgeboten würde und draußen stürbe, solle es gelten, als ob er in der Stadt gestorben sei. Dagegen verzichtete auch die Stadt auf die Fallfreiheit ihrer Ausbürger. Diese selber behielt sie aber ungekränkt«.[1]) Zugleich vertrug man sich auch mit dem Bischof über die Ausbürger der Stadt, die unter seiner Vogtei standen.

Mit diesen Erfolgen nach außen ging zusammen eine starke demokratische Strömung im Innern. Diese wuchs immer mehr und erreichte schließlich eine entprechende Stadtverfassung, welche die Markgrafen Rudolf und Friedrich als derzeitige Landvögte der Stadt erteilten.[2]) »Diese hießen und geboten, dem Schultheißen und den Bürgern einen Bürgermeister zu setzen und 24 Gekieste, auch haben sie der Stadt und der Bürgerschaft die Gnade getan, daß sie die Meisterschaft, den Neuen Rat und auch die Zunft, die sie gesetzt haben wollen, bleibend anerkennen von S. Martins-Tag über fünf Jahre.

Die Zünfte wählen die 24 des Rats, der sich teilt in die Zwölfer des Alten Rats und die Zwölfer des Neuen Rats; die Zwölfer des Neuen Rats werden aus den zehn Zünften auf deren Vorschlag vom ganzen Rate gewählt; der Schultheiß wird von den Zwölfern des Alten Rats gewählt, vom Jungen Rat bestätigt und vom Kaiser konfirmiert. Diese Konfirmation mußte innerhalb einer Monatsfrist nach der Insinuation geschehen. Kommt diese Konfirmation in dieser Zeit nicht ein, so gilt der Gewählte als bestätigt. Schultheiß und Rat sind auf Lebensdauer gewählt.

Das Meisterschaftsrecht besteht in Setzung der Stettmeister, deren es vier waren, zwei des Alten und zwei des Jungen Rats; sie werden alljährlich auf ein Jahr gewählt.« Ob der Zünfte, die damit die Herrschaft erlangten, schon damals zehn waren, vermag ich nicht zu sagen. Ihre Einteilung wird wohl einigermaßen der späteren ähnlich gewesen sein, in der die erste Zunft, die »Konstaffler oder adelige Gesellschaft«, den Stadtrat, die Gelehrten, Künstler und die Bürger von Rang, welche keine Profession treiben, in sich begriff, dann folgten die Schmiede-, Schuster-, Bäcker-, Kärrcher-, Fischer-, Reb-, Schneider-, Weber- und Metzgerzunft. Nach einer Chronik des 18. Jhs. hatte jede derselben einen Ratsherrn zum Obmann (eben das von ihnen gewählte Mitglied des Jungen Rats) und einen Zunftmeister, »welcher von den zunftgenossenen Bürgern erwählt wird. Jeder Zunftmeister bleibt ein Jahr im Amte und richtet mit seinem Zunftrat, die Acht genannt, alle Schwierigkeiten der Zunft«.[3]) Auch das dürfen wir uns wohl einigermaßen in den früheren Zeiten ähnlich denken.

Der Stadtschultheiß handhabte mit den Zwölfern das Gericht und verwaltete mit ihnen die Forsten, was wohl damit zusammenhing, daß sie von alters her als Verwalter des Reichsgutes galten; die übrige Verwaltung lag in den Händen des Jungen Rats, während die vier Stettmeister die laufenden Geschäfte besorgten.

[1]) Gothein a. a. O. S. 239.

[2]) Walter, Kurzer Abriß, S. 8.

[3]) Badenia II (1840), S. 17.

Nicht so ohne weiteres glatt und ohne schwere Erschütterungen aber hat sich diese Verfassung durchgesetzt, und es scheint erst in den letzten Jahrzehnten des 14. Jhs. einigermaßen Ruhe eingetreten zu sein, etwa mit dem großen Schwörbrief vom Freitag nach der großen Fastnacht 1384. »In diesem tut die Gemeinde kund, daß sie zu der Stadt Ehre, Nutz und Frieden geschworen habe, gehorsam zu sein Schultheiß, Meister und Rat und allen ihren gegenwärtigen und zukünftigen einhelligen oder Mehrheitsbeschlüssen — so wollte sie auch auf Ratsschluß zu jedem Auszug zu der Stadt Besserung, für wen er auch geschehe, bereit sein. Dagegen darf kein Einwohner oder Dienstknecht zu Offenburg, der unter der Obrigkeit des Rates steht, ohne Erlaubnis des Schultheißen oder Stettmeisters in fremde Kriegsdienste treten. Eine Sturmordnung für die Bürger wird dahin lautend erlassen, daß jeder auf das Glockenzeichen sofort in Harnisch und Wehr vor das Rathaus kommen, die, welche auf die Mauern und Türme geordnet, dorthin eilen sollen. Werden sie aber von Schultheiß und Stettmeister entlassen, so geht jeder zunächst nach seiner Zunftstube, um sich dort den Zunftmeistern zu erzeigen. Wer das 16. Jahr überschritten hat, muß auch diesen Eid schwören, von dem nur das Aufgeben des Bürgerrechts entbindet, und alljährlich wird der Schwur wiederholt.« [1])

Dieser Schwur, der nur notwendig sein konnte, wenn die alten Verfassungsbestimmungen durch neue, erst nach Kämpfen anerkannte ersetzt waren, zeigt uns zugleich, wie alles mehr oder minder auf die Einteilung der Zünfte gegründet war. Nachdem die Stadt in den zwei Jahrhunderten ihre Reichsfreiheit, ihre selbständige Gerichtsbarkeit, ihre Rechte gegenüber dem Kloster Gengenbach, eine populäre Verfassung sich errungen hatte, suchte sie durch diesen Schwörbrief noch die innere Einigkeit und die Schlagfertigkeit nach außen hin festzustellen. Als Wahrzeichen dieser Entwickelung mochte i. J. 1426 der Neubau des Rathauses erfolgen.

Ein gewaltiger, mit menschlichen Mitteln nicht zu bekämpfender Feind hatte sie während dem Jahrhundert fürchterlich heimgesucht, die überall in Europa wütende Pest von 1348. Und wie überall, so schloß sich auch hier die Verfolgung der Juden daran, die man beschuldigte, die Brunnen vergiftet zu haben. Zwei von ihnen hatten dies auf der Folter bekannt, und nun wurden alle aus der Stadt verwiesen. Die unglücklichen Leute sahen sich damit allen Schrecknissen ausgesetzt, beschlossen, sich lieber gemeinsam zu verbrennen, und baten den Rat um die Erlaubnis dazu. Dieser ließ ihnen sagen, »wer von ihnen wegziehen wollę, denn wolle er geleiten eine halbe Meile und wolle ihn sein Gut mit sich tragen oder führen lassen; wollten sie das aber nicht, so würde man sie gern heißen ein Feuer machen, aber man wollte sie nicht heißen hineinzugehen. Wollten sie darein, so sollen sie es tun«. Sie taten es, gingen in die Flammen, ohne vorher mit Ausnahme obiger zwei noch irgend etwas ausgesagt zu haben, und als man den Brunnen, von dem die Vergiftung behauptet wurde, ausschöpfte, da »vande man niut inne«.[2])
Als Denkmal ihrer einstigen Anwesenheit ist noch das Judenbad erhalten.

Der Stadt war es in den kommenden Jahrhunderten nicht gegeben, auf den gewonnenen Freiheiten auszuruhen. Die Landvögte, die auf Ortenberg saßen als Vertreter der Pfandherren, ließen ihr keine Ruhe, sie suchten ihre Rechte stets weiter auszudehnen und benutzten dazu die Streitigkeiten der in der Nähe gelegenen Orte der

---

[1]) Gothein a. a. O. S. 239 u. 240.

[2]) Strobel, Vaterländ. Geschichte des Elsasses II, S. 262.

Landvogtei mit der Stadt. Eine dieser komplizierten Streitigkeiten kam 1481 auf einem Rechtstag zur Verhandlung, die damit zusammenhängende Streitigkeit mit Elgersweier, Hofweier, Schutterwald aber gestaltete sich zu einem Monstreprozeß, der vom 14. Jh. bis 1835 dauerte. — Im allgemeinen waren die Beziehungen zu den Pfandherren erträgliche, und manch einer von ihnen besuchte die Stadt, so 1483 mit einem glänzenden Gefolge an der Herrenfastnacht der prachtliebende Kurfürst Philipp I. von der Pfalz. Drei Tage dauerte das Fest, viele Fürsten und Grafen waren dazu geladen sowie der ganze Adel der Umgegend. Die Stadt mag damals ihren größten Wohlstand erreicht und im 16. Jh. bewahrt haben, wie das ganze Deutschland. Er wird hauptsächlich auf ihre Lage als Verkehrsknotenpunkt zurückzuführen sein, denn sie besaß keinen besonders hervorragenden Handel. Ihre Bedeutung war also keine große, und somit dürfen wir in ihr auch keine besondere Kunstentwickelung suchen: sie hat wohl meistens die Künstler für bedeutendere Aufgaben von auswärts bezogen. Indes wird doch 1518 ein Goldschmied Augustin Stos erwähnt, der auch nach auswärts lieferte,[1] und von der Höhe des Goldschmiedehandwerks zeugt das Vortragskreuz der Pfarrkirche.

Der Anfang des 16. Jhs. brachte sie auf kurze Zeit aus der Pfandherrschaft wieder zurück an das Reich. Kurfürst Philipp mußte, nach seiner Niederlage im Landshuter Erbfolgekriege in die Acht erklärt, die Reichspfandschaft Ortenau abtreten. Kaiser Max zog selbst vor Ortenberg und belagerte es, wobei ihn die drei Städte lebhaft unterstützten. Um sie ihrem bisherigen Pfandherrn abtrünnig zu machen, wurde ihnen feierlich versprochen und zugesagt, daß der halbe Teil der Pfandschaft, den er dem Pfalzgrafen entzogen hatte, wie auch die andere Hälfte, wenn sie vom Stifte Straßburg eingelöst würde, fürderhin beim Reiche bleiben und die Städte nicht mehr ohne ihr Wissen und ihre Einwilligung verpfändet werden sollten. Aber schon der schwache Kaiser selbst vermochte das nicht zu halten und versetzte schon 1507 die eben frei gewordene Hälfte dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg, worüber die Städte nicht wenig ungehalten waren, denn »ohne solche Zusage wären sie nit bald von der Pfalz abgefallen«, wie es häufig in den Akten heißt.[2] Indes sorgte der Kaiser doch für die Feststellung aller alten Rechte und ließ diese auch durch die Fürstenberger nicht schmälern; ja, 1510 wurde sogar festgestellt, daß der Landvogt vom Zwölfergericht nicht einmal an das Reichskammergericht appellieren könne, sondern unbedingt an dessen Spruch gebunden sei. Die Städte aber erneuerten ihr Bündnis und widerstanden unberechtigten Ansprüchen der Landvögte, so schon dem Grafen Wolfgang und bei der Übergabe der Pfandschaft an Wilhelm und Friedrich von Fürstenberg, wo die Städte die Huldigung verweigerten, bevor diese die Privilegien beschworen hatten. Der Streit wurde in für die Städte günstigem Sinne am 17. Oktober 1510 durch den kaiserlichen Kommissär, Herrn zu Limburg, beigelegt.

Die Stürme des Bauernkrieges gingen, wie in diesem Teil der Ortenau überhaupt, so auch in Offenburg leicht vorüber. Die drei Reichsstädte, in deren Verfassung Bürger und Bauern, beide mit genügenden Berechtigungen, vertreten waren, konnten vermitteln. Sie brauchten sich nicht den Aufständischen anzuschließen und genossen doch ihr Vertrauen, und Offenburg war so der neutrale Ort, wo die beiden Parteien in voller Sicherheit zusammen verhandeln konnten. Unter wesentlicher Mitwirkung der Städte — den Stadt-

---

[1]) Kunstdenkmäler VI_1, S. 533.

[2]) Badenia II (1840), S. 11.

schreiber von Offenburg hatten die Bauern beauftragt, »ihnen ihr Wort und ihren Vortrag zu tun«, — kam so die Acherner Abrede und endlich der Renchener Vertrag zu stande, der den Aufstand glücklich beendete.

Die große geistige Bewegung aber, die über ganz Deutschland ging, ergriff damals auch Offenburg, nach den Bauernkriegen wandte sich die Stadt entschieden der Reformation zu. 1525 stellte der Rat einen »Prädikanten eines ehrbaren, priesterlichen und unstrafbaren Lebens zur Verkündigung des Gotteswortes an«, ohne ihn dem Pfarrer unterzuordnen; als 1531 die letzte Nonne im Frauenkloster starb, wollte der Rat dasselbe sofort säkularisieren. 1531 jedoch vollzog sich ein gänzlicher Umschwung; noch auf dem Augsburger Reichstag war Offenburg an der Seite Straßburgs erschienen,[1]) jetzt aber stellte es sich, je mehr Straßburg sich zur Reformation bekannte, zur altgläubigen Partei zurück. Ein Teil des Straßburger Domkapitels wandte sich hierher, und so mochte die Stadt hoffen, als Mittelpunkt der katholischen Partei eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen. Damit war es nun allerdings nichts, aber die Stadt blieb der alten Lehre treu, und der Rat schloß Sonntags die Tore, damit die Bürger nicht dem von Wilhelm von Fürstenberg in Weingarten eingesetzten Prediger der neuen Lehre zuliefen.

Endlich 1551 und 1556 wurden die beiden Pfandschaften wieder abgelöst und Österreich erwarb die Landvogtei vom Reiche für sich. Sein Landvogt erhielt von den Städten die Reichssteuer, von Offenburg 276 fl., mußte aber ihre Privilegien achten. Darüber kam es nun schon 1566 zum Streite. Der Landvogt behauptete, den Schultheiß setzen zu dürfen, wogegen die Offenburger auf ihrem Recht bestanden, ihn selber aus den Zwölfern des Alten Rates zu wählen. Schließlich verglich man sich dahin, daß dem Vogte aus dem Alten Rate zwei Bewerber präsentiert wurden. Die Streitigkeiten hatten damit kein Ende. Die Städte bestanden darauf, daß vor ihrer Huldigung der Landvogt den Eid auf die Wahrung und Achtung ihrer Privilegien leistete, während dieser zuerst die Huldigung verlangte. Das wohl nur zu berechtigte Mißtrauen gegen Österreich, es wolle das Reichsland sich selber zu eigen machen, wachte auf, 1572 verweigerten die drei Städte die Reichs- und Türkensteuer, ihre Zwölfer erklärten die Forderungen des Landvogtes für ungesetzlich, und 1575 schlossen die drei Städte einen engen Bund zusammen, den sie zunächst vorsichtig geheimhielten. 1590 wurden zwar die Zwistigkeiten vermittelt, aber sie lebten immer von neuem auf, 1598 bis 1604 wurden wieder keine Steuern gezahlt, 1606 vermittelte Nürnberg, 1614 glaubten die Städte aber doch ihren Bund noch erneuern zu müssen, und in der Tat bestand die Gefahr, daß sie zu österreichischen Landstädten herabgedrückt würden, immer weiter. Ganz besonders, als jetzt die Zeiten immer kriegerischer wurden und die Reichsvögte das alte Recht forderten, eine Besatzung in die Städte zu legen. Offenburg hat sich noch in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges dagegen gesträubt. Bald aber wurden die Zeiten so schlimm, daß auch Offenburg sich dazu bequemen mußte, den Obersten von Ossa aufzunehmen (1628). Aber die Kaiserlichen hausten so übel, daß sie die Bürgerschaft beinahe ruinierten. Der Landvogt, ein Herr von Neuenstein, betrachtete die Stadt wie eine eroberte, und nur schwer verschaffte sich diese am kaiserlichen Hofe ihr Recht. Ihre Finanzen aber waren so zerrüttet, daß sie jetzt nicht mehr im stande war, die Zinsen ihrer Schulden zu zahlen.

---

[1]) Gothein a. a. O. S. 270.

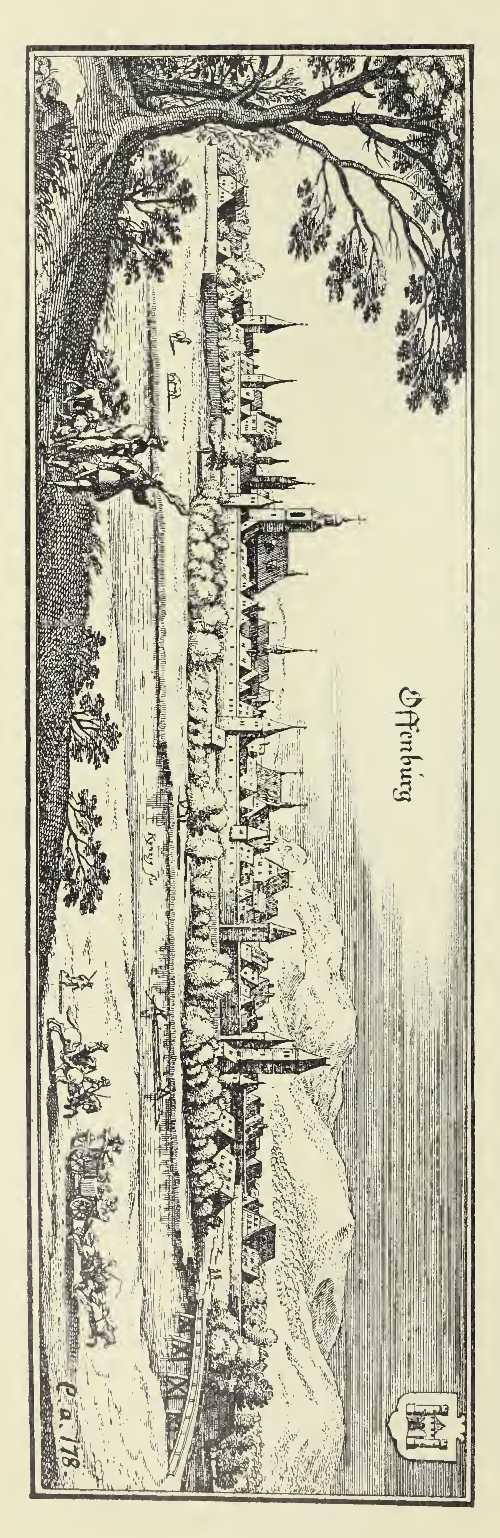


Fig. 259. Ansicht der Stadt Offenburg im Jahre 1644 (nach Merian).

Und nun folgten Stürme über Stürme. 1632 wurde die Stadt von den Schweden und Württembergern unter General Horn eingeschlossen und ergab sich am 12. September, bis 1635 blieb sie in ihrem Besitz, dann war sie vom französischen Heere besetzt, 1638 erging sie nur knapp einer Besetzung durch die Armee Bernhard von Weimars; wie die Sage meldet, erschienen damals auf ihren Stadtmauern ihre Schutzheiligen Ursula, Aper und Gangolf. Ein größerer Neubau war in dieser Zeit zu verzeichnen, der allerdings kümmerliche des Klosters der Kapuziner, die, nachdem sie lange vergeblich gebeten, endlich 1641 in die Stadt aufgenommen wurden. Damals wurden unter dem Kommandanten Reinhard von Schauenburg die Befestigungen ausgebessert; eine erhaltene Federzeichnung ihres damaligen Zustandes läßt erkennen, daß ein stattlicher, dreifacher Mauergürtel etc. die Stadt von alters her umgab, der damals noch durch eine Anzahl neue Verschanzungen verstärkt wurde (s. unten Befestigung). In der Stadt war die Not aufs höchste gestiegen, eine Hungersnot stand vor der Tür, bis der Friede 1648 eine Erleichterung brachte.

Auch die inneren Zustände waren düster genug geworden. Gerade während des Dreißigjährigen Krieges wütete der Hexenglaube in der Stadt und forderte seit 1597 seine Opfer. Die Verfolgungen steigerten sich bis 1628. Von einem unglücklichen Opfer hören wir aus Offenburg, daß sie standhaft bis zuletzt ihre Unschuld beteuerte, bis sie auf dem Hexenstuhl ihren Qualen erlag. Vielleicht mag das tatsächlich, wie man gemeint hat, dazu beigetragen haben, Zweifel zu erwecken, jedenfalls fand nach 1631 nur noch 1642 in Offenburg eine Hinrichtung statt.[1]) Zugleich aber war die Bürgerschaft von innerem Zwist zerrissen,

[1]) Walter, Kurzer Abriß, S. 15.

der charakteristischerweise, wie wir sehen werden, gerade an diesem Wahne sich entzündete.

Auf 1648 folgten einige Jahrzehnte des Friedens. Trotz aller Leiden waren die Städte noch im stande, mit Hilfe von Anlehen ihren Anteil an den schwedischen Satisfaktionsgeldern etc. regelmäßig zu bezahlen; aber die Stadt Offenburg konnte die Zinsen für ihre vor dem Kriege aufgenommenen Kapitalien nur noch zum Teil zahlen, an eine Schuldentilgung jedoch von ferne nicht denken. Wie die Stadt damals aussah, davon gibt uns der Meriansche Stich einen Begriff (s. Fig. 259). Wir sehen die Stadtmauer mit ihren Türmen und im Innern eine Anzahl stattlicher Gebäude emporragen.

Bald aber nahte neues Unheil in den Kriegen Ludwigs XIV. 1778 wurde die Stadt zum erstenmal durch Crequi belagert, von den Österreichern indes entsetzt. Zehn Jahre darauf bezogen französische Truppen unter Marquis de Chamilly Winterquartiere in Offenburg. Mit der Aufforderung, die Tore zu öffnen, wurden die beruhigendsten Zusicherungen gegeben und in einer gütlichen Vereinbarung am 4. Oktober festgelegt.[1] Einmal im Besitze der Stadt, kümmerte sich Chamilly nicht mehr um diese Versprechungen. Noch im Oktober wurde eine Kontribution von 4500 fl. erhoben, den Soldaten mußte täglich Quartiergeld gezahlt werden. Als im Anfang des Jahres 1689 sich die Franzosen genötigt sahen, vor den herannahenden Reichstruppen zurückzugehen, da suchten sie vor ihrem Abrücken — begreiflicherweise — die Stadt als Festung unschädlich zu machen, die Bürgerschaft mußte »zu ihrem größten Entsetzen die zur Befestigung dienenden, viele hundert Jahre konservierten Türme und Mauern demolieren helfen«; eine weitere Kontribution wurde der Stadt auferlegt. Zur Bestreitung all dieser Lasten in der Höhe von etwa 50 000 fl. mußte sie Anlehen aufnehmen, in steter Hoffnung, dadurch wenigstens die leeren Häuser zu retten. Aber vergebens! Zwar rückte die kaiserliche Armee an und Offenburg wurde mit einer Garnison besetzt, die Mauern repariert, Palissaden errichtet. Aber schon am 13. August mußten die Reichstruppen wieder abziehen. Ein ungeheurer Schrecken ergriff die Einwohner, die das Kommende ahnten. Ein Teil der besseren Habe wurde in das Franziskaner- und Kapuzinerkloster, in die Täler nach Zell, Wolfach, Kloster Wittichen geflüchtet. Schon am 18. August nahmen zehn Kompagnien französischer Truppen von der Stadt Besitz, und nach Verzehrung aller Vorräte fing die Plünderung an. Glocken, Uhren, Altarbilder, Wein, was am Hausrat wertvoll erschien, Kupfer, Zinn, Leingetüch, Bettgewand, Musketen etc., alles wurde auf Wagen geladen und nach Straßburg gesandt. Dann schritt man zur Zerstörung. »Die schöne Rundel, Mauern und zierlichsten Kirchentürme, die stärksten Gewölbe von Stein, bei den Toren befindliche Schwibbögen und andere kostbarste Gebäude wurden unterminiert, die Häuser mit Stroh und Brennstoffen angefüllt; die Armee zog hinaus, die Stadt umringend; auf inständiges Flehen der Kapuziner durften die Einwohner die Stadt verlassen. Still und öd lagen die Straßen da. Nachdem alles so vorbereitet war, drangen Samstag den 9. September, abends 4 Uhr, die Mordbrenner, eine hierzu besonders abgerichtete Bande, in die Stadt und zündeten an allen Ecken. Welch schauerliche Nacht! In das nahe Gebirge geflüchtet, mußten die armen geängsteten Einwohner den Ruin ihrer Habe, ihrer alten,

[1]) Walter, Zum zweihundertsten Gedenktag etc., S. 15 ff.

geliebten, oft behüteten Vaterstadt mit ansehen. Weithin in die Nacht leuchtete der Feuerschein der brennenden Stadt, die schauerliche Stille unterbrochen von dem donnernden Geprassel der niederstürzenden Türme und Mauern.« [1])

Wir können so ungefähr feststellen, was von dem Brande verschont blieb. Das Kapuzinerkloster wurde, infolge der Vorliebe Ludwigs XIV. für diesen Orden, sorgfältig geschont. Infolgedessen blieben auch ein oder zwei Häuser in der Nähe, in der Kesselstraße, stehen, so das sogen. Burgerhaus, das Schweizer Knappenhaus genannt, das 1888 abgerissen worden ist. Alles andere widerstand nur zufällig dem Feuer: so blieben die Untermauern des Langhauses der Pfarrkirche in 3—4 m Höhe, der Chor nebst der Sakristei in Mauer-Höhe erhalten, die Denkmäler des Friedhofs sowie die heute noch erhaltenen Reste der Stadtmauern hier, am Vincentiusgarten an der Südseite etc., auch einige Turmreste, die wieder aufgebaut im 19. Jh. niedergerissen wurden. Ein Westwind mag das Feuer in den östlichen Teil der Stadt getrieben haben. Vom Rathaus blieben ebenfalls die Mauern in einer gewissen Höhe erhalten, die Wendeltreppe der Pfalz, zwei Gewölbe des Erdgeschosses im Seitenbau, vom Andreasspital kaum etwas, vom Franziskanerkloster eine Kapelle (s. unten) und der Rest einer Tür, außerdem die Umfassungsmauern der Kirche in einige Meter Höhe und der Chor (?), von dem Gebäude der Ortenauer Ritterschaft eine Treppe und ein daranstoßender Gebäuderest. Kurz, man kann mit Gothein sagen, daß in Offenburg kein Haus das Jahr 1689 überdauert hat. In einer Relation über den Schaden sind die zerstörten Gebäude einzeln aufgeführt; ich nenne daraus »das schön und überaus kostbare Rathaus und Kanzley, das Kaufhaus, die Pfalz, der Bürgerhof, das Zeughaus, beide Prädicaturhäuser, die schöne, kunstreiche Kirche des Andreasspitals etc.«.[2]) Als am 12. Oktober einige Mitglieder des Magistrats sich zusammenfanden, konstatierten sie, daß »die Herren und Bürger allenthalben dispergiert und in den Tälern sich aufhalten« und daß, da die Franzosen noch in der Gegend, nicht die geringste Aussicht sei, in der Stadt zu bauen. Endlich nach 1690 fing man allmählich wieder an, gestört in dem letzten Jahrzehnt des 17. Jhs. durch einige weitere französische Überfälle. 1696 dachte man an den Spitalbau, 1701 wurde die Kirche des Spitals wieder aufgebaut, 1700 der Grundstein zur neuen Pfarrkirche gelegt. Neue Opfer verlangte der spanische Erbfolgekrieg, es wurden von Neuem Geldsummen aus der ganz erschöpften Stadt ausgepreßt, die ganze Ernte i. J. 1703 fouragiert, die französischen Truppen sogen bei ihren verschiedenen Aufenthalten unter Villars, Villeroy etc. die Stadt aus. Endlich brachte das Jahr 1714 den Rastatter Frieden. Aber lange noch, bis in die Mitte des Jahrhunderts, wohnten manche Einwohner in Kellern und Baracken.

Die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts brachten den Bau der öffentlichen Gebäude, der Kirche, des Rathauses, des Amtshofes, in den fünfziger und sechziger Jahren erstehen eine große Anzahl stattlicher Privathäuser; aber es dauerte immerhin das ganze Jahrhundert, bis die Stadt einigermaßen sich erholt hatte.

1701 hatte der Markgraf Ludwig Wilhelm, der Türkenlouis, die Landvogtei als Mannlehen erhalten, 1702 präsentierte ihm die Stadt 6 Ohm roten und 6 Ohm weißen Wein sowie zehn Säcke Haber. Aber auch mit der badischen Herrschaft ging es nicht ohne Mißhelligkeiten ab. So gab es 1760 einen Streit mit dem

[1]) Walter, Zum zweihundertsten Gedenktag etc., S. 17.

[2]) Walter a. a. O. S. 21.

ortenauischen Sekretär, der gegen Recht und Gewohnheit seinen Sitz in der Stadt nehmen wollte, die ihm die Tore versperrte. Darauf bot er 1400 bis 1500 (?) Bauern aus Griesheim und Ortenberg auf, diese erbrachen die Tore, und der Sekretär zog im Wagen ein. Die Einwohner aber verhielten sich ruhig in ihren Häusern, die Bauern mußten sich allmählich verlaufen, und die Streitsache wurde im Rechtswege beigelegt. 1771 kam die Landvogtei wieder an das Erzhaus Österreich, und von Neuem suchte dies die Rechte der Städte zu schmälern, sie zu österreichischen Landstädten herabzudrücken. Sofort erneuerten die Städte ihren Bund; aber die Reichsunmittelbarkeit war trotzdem eine lästige, überlebte Sache geworden. Gerade die Gerichtsbarkeitsrechte wurden langweilig bei der bekannten Langsamkeit des Reichskammergerichtes, und die Einwohner der Städte wandten sich von selbst an die nahen Gerichte der Landvogtei, wogegen allerdings die Magistrate noch einmal mit Erfolg protestierten.

Auch in den inneren politischen Zuständen zeigte sich in diesen Jahrhunderten ein fruchtloses Streiten und Prozessieren um die alten Fragen mit den umwohnenden Gemeinden, mit dem Kloster Gengenbach etc. Von irgendwelchem Fortschritt ist nichts zu verzeichnen. Innerhalb der Stadtmauern kämpften Geschlechter und Zünfte den alten Kampf; trotz des eigentlichen Zunftregimentes hatten die Vornehmen, vereinigt in der »Konstaffler«-Zunft, wieder erneute Bedeutung erlangt, und sie suchten das zu benutzen, um sich möglichste Befreiung von bürgerlichen Lasten zu verschaffen, wogegen aber der Rat einschritt. Der Rat selber aber bestand allmählich nur noch aus wenigen und denselben Geschlechtern, es hatte sich eine richtige Oligarchie ausgebildet. 1608 kam es darüber zu heftigen Auseinandersetzungen, zu Streitigkeiten zwischen den sechs unierten Zünften und dem Alten und dem Neuen Rat über die Wahl des Alten Rates; eine kaiserliche Kommission regelte die Angelegenheit wesentlich im Sinne der Gemeinde. Der Alte Rat sollte nur die Gerichtsbarkeit und die Forstverwaltung, allerdings das wichtigste Stück der Verwaltung, beibehalten, »in allem übrigen solle er mit dem Jungen Rat eine Körperschaft bilden; die vier regierenden Stettmeister sollten ausschließlich aus dem Jungen Rat, der Schultheiß dagegen, wie in den Privilegien vorgesehen, aus dem Alten erwählt werden, doch mußte er vorher dem Jungen genannt werden«.[1]) Der merkwürdige Anlaß zu dem Streit aber war, daß nach Zeiten üppigsten Hexenwahnes der Alte Rat offenbar etwas vernünftig geworden war und zwei »Hexen« hatte entlaufen lassen, was ihm von der Bürgerschaft sehr verübelt worden.

Trotz jener günstigen Verfassungsbestimmungen stellte sich doch die Oligarchie wieder her, es bildete sich die richtige Vetterleswirtschaft heraus, die über eine Schar dumpf hinbrütender Kleinhandwerker herrschte. Eine derartige Entwickelung können wir ja in allen unseren Städten konstatieren, sie hängt mit dem Wesen einer Bürgerstadt eng zusammen und muß überall zutage treten, sowie der erfrischende Kampf um die politische Existenz nicht mehr tägliche Anforderungen stellt. Wer aber die Borniertheit in den großen Reichsstädten kennt, die in manchen jetzt noch nachwirkt, kann sich die herrlichen Zustände in dem kleinen Offenburg einigermaßen vorstellen. Und so mußte es denn wieder einmal zum Prozeß kommen, was 1744 geschah. Zwölf Jahre lang dauerten die Fehden. Der Reichshofrat suchte in seinem Entscheid die Oligarchie etwas zu mildern, die Befehle wurden verschärft, daß Verwandte nicht gleichzeitig im Rat sitzen

[1]) Gothein a. a. O. S. 286.

dürften, nur zwei Stettmeister sollten aus dem Alten, zwei aus dem Jungen Rat gewählt werden; letzterer selber aber war zu einer Oligarchie geworden, die Zünfte längst nicht mehr durch ihre tatsächlichen Zunftvorsteher in ihm vertreten. Die lächerlichen Ceremonien und kleinlichen Streitigkeiten, das ganze Unsinnige ehemals sinnvoller Bestimmungen tritt in den Berichten über die Wahl des letzten Reichsschultheißen klar zutage.

Um hier Luft zu schaffen, bedurfte es größerer Stürme, die auch endlich am Ende des 18. Jhs. wohltätig dieses entsetzliche alte morsche Gerümpel über den Haufen warfen. Es bedeutete eine wahre Befreiung, als infolge der bekannten Vorgänge unter Napoleon I. mit der Ortenau auch die Reichsstadt Offenburg an Baden kam. Am 23. September 1802 erfolgte die militärische Besetzung, am 29. November 1802 wurde die Civilbesitznahme vollzogen und am Mittwoch, 1. Dezember, begann die badische Renteiverwaltung der Stadt und für diese ein neues Leben.

Kirchliches

Kirchliches.

Literatur: Z. 9, S. 300 (Ölberg); 14, S. 300 (Kirchenbau). Regesten der kath. Pfarrei Offenburg, Mitteil. der bad. histor. Komm. Nr. 5, S. 264 ff. P. Staudenmaier, Die Pfarrei Offenburg nebst ihren Filialen in früheren Zeiten, Freib. Kath. Kirchenbl. 1880, Nr. 4—7 (nach Rapps Bericht). K. Walter, Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp über die Pfarrei zu Offenburg vom 26. Oktober 1616, Karlsruhe und Offenburg 1892. Visitationsberichte über die Pfarrei Offenburg, FDA. NF. III, S. 299 ff. Christlicher Einfältiger Bericht von den Exorcismis u. Teufelsbeschwörungen, so dieses verschienene 1603. Jahr zu Offenb. fürgenommen worden, o. O. 1603. A. Birlinger, Eine Beschwörung zu Offenb. 1603, Alemannia IX (1881), S. 252 ff. H. Schreiber, Die Hexenprozesse zu Freib., Offenb. u. Bräunlingen, Freib. Adreßkal. 1836. Fr. Volk, Hexen in der Ortenau u. Offenburg, Lahr 1882. Bader, Bestätigungsbrief über die Ordnung der Bruderschaft od. Schützengilde von S. Sebastian zu Offenb. 1451, Z. 5, S. 484 ff. Auszug aus dem Ratsprotokoll der Stadt Offenb. vom 3. September 1632 über das Fest der h. Ursula, Offenb. Volkszeitung 1891, Nr. 72. Statuta venerabilis capituli ruralis Offenburg., Argentor. 1747 u. 1767. Einrede u. Widerlegung der vom Domkapitel zu Straßb. gegen das Pfarr-Rektorat zu Offenb. wegen prätend. Heimfall der Rektoratseinkünfte in den Österreich. Ortschaften Weingarten, Ortenberg etc. eingereichten Klagschrift, 1795.

Haid, S. Andreas-Hospital zu O., FDA. II, S. 288—341. K. Walter, Die Urkunden des S. Andreas-Spitals, Mitteil. d. bad. histor. Komm. Nr. 7, S. 53—66, und »Der Alt Offeburger« 1905 ff. Fr. Mone, Urkunden über das Dominikanerinnenkl. zu Offenb., u. Mone, Quellensammlungen IV, S. 48 ff. Bader, Zwei Urkunden über die Berufung und Begebung des Ordens der mindern Brüder zu Offenb., Z. 5, S. 243 ff.

F. J. Müller, Beschreibung der Feierlichkeiten bei Legung des Grundsteins zur evang.-prot. Kirche in Offenb. am 9. Juli 1857, Offenb. 1857. Vier Reden bei Einweihung der evang. Kirche zu Offenb. 1864, ebd. 1865. Die evang.-prot. Gemeinde zu Offenb., Flugbl. 2 des bad. Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, Karlsr. 1869. Woher die neue Offenburger Opposition? u. wohin? Ein Wort von freigesinnter, kath. Seite, Freiburg 1869.

Wilh. Weiß, Gesch. des Dekanates u. der Dekane des Rural- u. Landkapitels Offenb., Offenb. 1893, H. 2, S. 77 ff.; H. 4, S. 4 ff. Krieger, Topograph. Wörterbuch II, S. 410 ff.

Das älteste Dokument, das uns über die kirchlichen Verhältnisse von Offenburg aufklärt, stammt aus dem J. 1223. Danach gehört das Patronatsrecht über diese Kirche »von alterher« den Kanonikern des Straßburger Münsters.[1]) Vorher schon im 12. Jh. (1182) wird eines Priesters Friedrich von Offenburg gedacht. Die Ausdehnung des Pfarrsprengels war entsprechend der Bedeutung des Gemeinwesens am Ausgang des Kinzigtales, auf einer uralten Kulturstätte, außerordentlich groß. Eine Zirkumskription vom J. 1242 nennt die Grenzpunkte, die heute allerdings zum Teil gegenstandslos sind.[2]) Danach umfaßte die Pfarrei Offenburg noch Weingarten (hier 1396 eine Kapelle konsekriert; im 16. Jh. Pfarrei und dem Hohen Stift in Straßburg wie der Offenburger Pfarrei zehntpflichtig), Bohlsbach, dessen Kapelle nach den an verschiedenen Orten angebrachten Daten aus der zweiten Hälfte des 15. Jhs. stammt, Elgersweier, woselbst nach Rapps obengenanntem Bericht »eine gar alte, ungezierte Kapelle mit ganz beschädigtem violiertem Altar sich befand«, die 1677 abbrannte, Ortenberg und Waltersweier, Rammersweier und der ausgegangene Ort Tutwyhler. Bis 1266 wurde dieser weitausgedehnte Sprengel nur von einem Pfarrektor und zwei Helfern pastoriert; damals kam noch als dritter Helfer ein Frühmesser hinzu. 1280 wurden die Franziskaner, in erster Linie allerdings für den Unterricht, berufen. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte kamen eine große Anzahl Altarpfründen[3]) hinzu, deren Besetzungsrecht 1484 der Rat der Stadt in den päpstlichen Monaten erhielt. Da diese Altaristen aber meist nicht Residenz hielten und halten konnten, so zog der Rat von Offenburg um 1520 alle diese Altarpfründen an sich, erbaute aus den Gefällen eine Kaplanei und dotierte die ca. 1601 in der Achtzahl vertretenen Lehrer, und vor allem errichtete er an Stelle der Altarpfründen eine Kaplaneipfründe, deren Inhaber außer mit der Seelsorge mit der Verkündigung des Wortes Gottes betraut war (Predigerpfründe). 1563 wurde noch eine zweite Kaplaneistelle errichtet.

Kollator und Zehntnießer war von Anfang an das Hohe Stift von Straßburg, und der Pfarrektor entstammte meist dessen Gremium; häufig war es im späteren Mittelalter der Archidiakon der rechtsrheinischen Kapitel,[4]) so schon 1242 C. canonicus Argentinensis archidiaconus dictus de Wolau, rector ecclesiae. Titulus der Kirche ist Kreuzerhöhung; Nebenpatrone sind S. Ursula mit ihren Gefährtinnen; außerdem noch S. Gangolf und S. Aper. Von einem Kirchenbau hören wir aus dem J. 1387; es ist der gleiche, der bis auf den Chor 1689 der Brandschatzung der Franzosen zum Opfer fiel. Ein Frater Markus vom Minoritenorden, Suffraganbischof von Straßburg, konsekrierte 1415 den neuerbauten Chor samt Hoch- und Seitenaltären.

Mehr noch als die benachbarten Reichsstädte sah Offenburg an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit ein blühendes geistiges Leben. Schon 1496 wurde hier eine Druckerei errichtet. Mehrere bedeutende Humanisten, wie Paul Volz, der Historiograph von Schuttern, Freund des Erasmus, der später als Abt von Hugshofen apostasierte, oder wie der Straßburger Rechtsgelehrte Dr. Wendelin Büttelbronn, der sich gleichfalls der neuen Lehre zuwandte, der Straßburger Stättemeister Sturm von Sturmeck, stammten

[1]) Straßb. Urk.-Buch I, S. 152.

[2]) Vgl. Krieger a. a. O. II, S. 412.

[3]) Vgl. Grandidier, État ecclésiast., eine Steuerrolle aus dem J. 1464, S. 80.

[4]) Vgl. Baumgartner, Gesch. und Recht des Archidiakonats der oberrhein. Bistümer von Mainz und Würzburg, Stuttgart 1907, S. 74.

von Offenburg. Der Lehrer an der Lateinschule, Gervas Sopher, förderte offenbar in hohem Grade diese literarisch-wissenschaftliche Bedeutung Offenburgs, arbeitete aber auch stark der neuen Lehre vor, für die teilweise der Boden schon durch Waldenser, hier Winkler genannt, gelockert war. Im J. 1400 hatte man aus einem hochnotpeinlichen Verhör von 32 Straßburger Waldensern Kenntnis bekommen »von den Hüsern und Herbergen, die die Winkeler hand zu Offenburg, zu Lore und anderswo«.[1]) Die Nähe von Straßburg, das energische Vorgehen des Grafen Wilhelm von Fürstenberg in der Landvogtei Ortenau, der Übertritt benachbarter Adeliger, wie der Herren von Geroldseck, von Röder und Böcklin zum Protestantismus, trugen das Ihrige dazu bei, auch in der Stadtbevölkerung der evangelischen Lehre manche Anhänger zu gewinnen. Doch stellte sich die Stadt nach dem entscheidenden Reichstag zu Augsburg (1530) in Gegensatz zu dem befreundeten Straßburg und erklärte sich für den Kaiser und den alten Glauben. Und um den Zulauf der städtischen Bevölkerung zu den Prädikanten in Weingarten und Gengenbach zu unterbinden, ließ der Stadtrat während der Zeit des sonntäglichen Gottesdienstes die drei Stadttore schließen. Auch ein Versuch, den die Franziskaner 1531 machten, auf einem vom Provinzial nach Offenburg berufenen Kapitel eine Reformierung im Sinne des Zeitgeistes herbeizuführen, wurde vereitelt, indem der Einladung keine Folge gegeben ward.[2]) Eine starke moralische Stütze erhielt der Katholizismus in der Stadt durch die Übersiedelung eines großen Teils des Straßburger Domkapitels, dem Offenburg nach der Protestantisierung Straßburgs gastliches Obdach gewährte.

Wenn sich im allgemeinen das 16. Jh. für die kirchlichen Verhältnisse in Offenburg ruhig gestaltete, so brachte das 17. durch den Dreißigjährigen Krieg und die nachfolgenden französischen Kriege um so mehr Unheil über die Reichsstadt. Abgesehen von häufigen Plünderungen wurde die ganze Stadt am 9. September 1689 völlig niedergebrannt. Von der Kirche blieb nur der Chor stehen, der, notdürftig repariert, auch noch 1699 allein für den Gottesdienst verwendbar war.[3]) 1692 war die Sakristei für den Notgottesdienst hergerichtet worden. Sonst fanden die gottesdienstlichen Verrichtungen in der allein der Katastrophe entgangenen Kapuzinerkirche oder in der Weingartener Kirche statt.[4]) Eine Begleiterscheinung dieser traurigen Zeiten bildet das Hexenunwesen, das besonders in Offenburg und in der Ortenau zahlreiche Opfer gefordert hat.[5])

In den Kriegszeiten hatte sich die weite Ausdehnung des Pfarrsprengels sehr unangenehm fühlbar gemacht. Die Unsicherheit der Wege machte oft genug eine regelrechte Ausübung der Seelsorge unmöglich. Aber schon früher, seit dem 15. Jh., hatte sich in den verschiedenen Filialen, infolge der größeren Seelenzahl, das Bestreben gezeigt, eigenen Gottesdienst und womöglich eigene Cura zu erhalten; selbst die rechtlichen Verpflichtungen zu Zehntabgaben, die sich aus dem Filiationsverhältnis ergaben, wurden allmählich bestritten. Im J. 1616 war die Erhebung von Bohlsbach, Bühlweg und Weingarten ernstlich im Gange. Lazarus Rapp hat aber damals durch seinen Bericht über die rechtlichen Verhältnisse der Pfarrei Offenburg die Schmälerung ihres

[1]) Vgl. Röhrich in Illgens Zeitschr. f. hist. Theologie 1840, I, S. 141. Vierordt I, S. 43.

[2]) Vgl. FDA. X, S. 108 ff. Gothein, Wirtschaftsgesch. des Schwarzwalds I, S. 270 ff.

[3]) FDA. NF. III, S. 302.

[4]) Visitationsprotokoll von 1692, ebenda S. 301.

[5]) Vgl. Volk, Hexen in der Ortenau und in Offenburg, Lahr 1882.

Sprengels noch etwas hintangehalten. Denn das Visitationsprotokoll von 1666 führt unter den sieben Kapellen der Pfarrei noch die von Weingarten (divae Virgini sacra, miraculis clara), von Bühlweg bei Ortenberg (zur Schmerzhaften Mutter Gottes, 1497 mit Einwilligung der Kurpfalz gebaut), von Bohlsbach (zum h. Laurentius) und von Elgersweier an. Erst 1787 bekamen Weingarten und Ortenberg (mit Bühlweg), 1790 Bohlsbach und Elgersweier Pfarrecht.

Von wohltätigster Wirkung für Offenburg war das um 1300 gegründete Hospital zum h. Andreas, das 1301 erstmals erwähnt, 1306 als von der Bürgerschaft gestiftet bezeichnet wird.[1]) 1310 erhält es eine feste Rechtsordnung, die sich im allgemeinen nach derjenigen des älteren Freiburger Spitals richtet. Es werden ihm die gleichen Freiheiten und Rechte wie den anderen Gotteshäusern, seinen Insassen Anteil an allen Gerichten und Allmenden, Freiheit von Steuern, Kriegslasten und anderen öffentlichen Leistungen zugewiesen. 1316 wurde die Errichtung eines Oratoriums, unbeschadet der Rechte der Offenburger Pfarrkirche, vom Straßburger Bischof genehmigt. Es scheint aber, daß sich die Fertigstellung längere Zeit hinausgeschoben hat, denn es wird erst aus dem J. 1341 die Konsekration zu Ehren des h. Andreas, des h. Erhardt und der h. Maria Magdalena berichtet. 1359 stiftete der Pfarrer Nicolaus Sigelin eine Spitalseelsorgepfründe mit Altar zu Ehren der Heiligen Antonius, Leonhard, Nicolaus und Katharina, 1374 zwei weitere zu Ehren der h. Katharina und der zehntausend Jungfrauen. Die Zuwendungen und der käufliche Erwerb von Gütern und Gilten mehrten sich rasch und in großem Umfang; so war es noch vor dem J. 1500 in Fautenbach, Mösbach, Önsbach, in Achern und Oberachern, Sasbach, Obersasbach, Waldulm, Kappelrodeck, Erlach, Ottersweier, Bühl, Nesselried, Fessenbach und Willstett begütert. 1441 wurde ihm auf Anordnung des Kardinals Louis d'Allemand die Fautenbacher Kirche inkorporiert, über die das Spital kurz zuvor das Patronatsrecht erworben hatte. In der Folge wurde es in das arme Spital (für Kranke) und in das reiche oder Andreasspital (für Pfründner) zerlegt. Außerdem bestand noch ein Leprosen- oder Gutleuthaus mit einer Kapelle zu Ehren der Heiligen Jakobus, Nicolaus, Magdalena, Barbara, Elisabeth in Offenburg, das die Steuerrolle von 1446 offenbar mit dem Hospitale junior (sic!) meint im Gegensatz zum Hospitale senior.

Unter den Klöstern war das älteste das der Franziskaner, die der Rat der Stadt 1280 vom Provinzialkapitel in Mainz erbat (fratres industrios, quorum regamur et gubernamur consilio).[2]) Man wird bei dieser Berufung ebensosehr die Pflege der Seelsorge wie des Unterrichts im Auge gehabt haben. Zwar werden früher schon Lehrer und auch nachher noch solche aus dem Laienstand erwähnt (1275: Hermannus, rector puerorum; 1279: relicta quondam Kanczellarii alius rectoris puerorum). Den Barfüßern scheint man aber hauptsächlich die höhere Schule anvertraut zu haben, die sie auch innehatten bis ins 19. Jh. herauf. Unter den Zöglingen dieser Schule ragen im 18. Jh. besonders der aus Offenburg gebürtige, 1789 als Professor der Pastoralwissenschaft in Luzern verstorbene literarisch fruchtbare Pater Joachim Braunstein und der aus Bohlsbach gebürtige Naturforscher Oken hervor. In ihrer Kirche fand die selige Gertrudis ihre letzte Ruhestätte (Gertrudis uxor Rippoldi omnium opinione beata, cuius

---

[1]) FDA. II, S 291 ff.

[2]) Vgl. Mone, Z. 5, S. 243. Ortenauer Bote von Offenb. 1858, Nr. 88.

tumulus contegitur lapide maiori humo altius prominente).[1] 1816 wurde das Kloster aufgehoben und 1823 dem von Ottersweier hierher verlegten weiblichen Lehrinstitut angewiesen.

Wenig nur ist über ein Kloster der Dominikanerinnen bekannt, dem 1246, 11. Juli, Papst Innocenz IV. auf Bitten eines Walther von Jouvignac einen Freibrief ausstellt.[2] Aber schon in der Ordensstatistik von 1303 (Quétif, Script. Ord. Praed. I, 10) fehlt es, wie auch jede weitere Kunde für eine spätere Zeit.

Neben den Franziskanern wurden 1640 auch die Kapuziner, allerdings erst nach längeren Verhandlungen, zugelassen. Ihnen ist vor allem die Missionierung des Volkes im Dienste der Gegenreformation zu danken. Rückhaltlose Anerkennung haben sie hier wie anderswo gefunden für ihr mutiges Ausharren auf ihrem Posten während des Dreißigjährigen und der folgenden Kriege, wodurch sie manches Unheil abgewehrt und viel Gutes gestiftet haben. 1808 wurde ihr Kloster nominell aufgehoben, doch bestand es noch kurze Zeit weiter, so daß noch 1819 ein Guardian und ein Definitor genannt werden.[3] In die Gebäulichkeiten wurde das Gymnasium eingewiesen.

Kaum mehr als die Namen ist von den häufiger erwähnten Beghinen in Offenburg bekannt, deren frühest vorkommende Lutgardis dicta Môchin, begina de Offenburg, dicta de Saßbach (1307), ist. Später begegnen die Schwestern »in der von Schuttertal gotzhus«, oder im großen gotzhus oder im Richkalden gotzhus.[4] Die Friedhofkapelle führt als Patron den h. Michael. *(Sauer.)*

Römisches

Römisches: Im Bereich der Stadt wurden einige römische Steindenkmale gefunden:

1. Bei Blechnermeister Pfitzmaier wurde 1860 ein großes römisch-korinthisches Säulenkapitell aus Sandstein, 90 cm hoch, oben 60 cm breit, ausgegraben, »an dessen Stelle ein anderer Abweiser gesetzt und wieder zugepflästert«. Seitdem in der Karlsruher Sammlung.

2. C. L. Wielandt in seinen »Beyträgen zur ältesten Geschichte des Landstrichs am rechten Rheinufer von Basel bis Bruchsal, Karlsruhe 1811« berichtet, es sei in Offenburg vor etwa 20 Jahren (also ca. 1790) in der Kinzig ein Grabstein gefunden worden mit dem Reliefbild eines römischen Kriegers, der eine über die Knie gehende Tunika trägt, in der linken Hand einen Dolch, rechts ein Schwert mit dickem Knauf haltend, im unteren Teil mit einer Inschrift, die »ein Dritteil der Steinplatte einnimmt; die sehr großen, auf der linken Seite durchaus deutlichen schönen römischen Buchstaben sind auf der rechten Seite nicht ganz so schön erhalten«. Die Steinplatte, 1,72 m hoch, 0,68 m breit, kam 1812 in den sogen. Bürgerhof, befand sich 1854 im Garten des Kaufmanns Guerra und ging 1869 durch Kauf in die Karlsruher Sammlung über. (Tafel XIV.)

Die Inschrift lautet:

L· VALERIO · ALB INO · DOM////IIISI/// ///CHO · I · THRACVM ANN LXV STI XXIII H(ic) S(itus)	Dem Lucius Valerius Albinus Dom.... Centurio der I. Kohorte der Thracier, im 65. Lebens- und 23. Dienstjahr. Er ist hier beigesetzt.

[1] Mone, Quellens. III, S. 365.
[2] Ebenda IV, S. 48 ff.
[3] FDA. XVIII, S. 205.
[4] Krieger II, S. 415.



Römischer Grabstein aus Offenburg,
jetzt in den Großh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde zu Karlsruhe.



Das Denkmal ist, als dem Centurio (Hauptmann) einer Kohorte zugehörig, selten und von Wert für die Geschichte der Besetzungen des Rheinlands. Es ist, nach seinem altertümlichen Eindruck zu schließen, nicht später zu setzen als zur Zeit Vespasians. Wielandt bemerkt: »Noch sollen ähnliche Steine im Bett der Kinzig liegen, die bei kleinem Wasser sichtbar werden.« Seiner Aufforderung, danach zu trachten, sie zu erheben, ist bis jetzt noch keine Folge gegeben worden.

3. Zugleich mit dem Valeriusstein kam 1869 ebenfalls aus dem Garten des Kaufmanns Guerra ein leider stark beschädigter römischer Meilenstein in die Karlsruher Sammlung, der im Sommer 1840 gefunden wurde, als der Bezirksingenieur Föhrenbach bei Offenburg nächst dem sogen. Schwabentore die Straße, die nach Gengenbach führt, eine Strecke lang erweitern ließ, wozu einige tiefe Ausgrabungen nötig waren (s. Fr. Weißgerber im Progr. d. Gymnasiums für 1840/41). Das Genauere über ihn gibt Zangemeister in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Trier 1884, Jahrg. III, S. 246 ff. Die cylindrische Sandsteinsäule ist noch 1,24 m hoch bei 0,44 m Durchmesser; vorn herunter ist sie geradegeschlagen worden, so daß außer oberen Linien auch ganz durch der mittlere Teil der Inschrift fehlt. Nach Zangemeisters Ergänzung derselben lehrt sie, daß unter Vespasian um das Jahr 74 von Straßburg (Argentorate) aus nach Osten von dem kaiserlichen Legaten Cnejus Cornelius Clemens eine mit Meilensteinen besetzte Straße angelegt worden ist, die badische Ebene also damals bereits als römisches Gebiet betrachtet wurde; es ist die älteste datierbare Steininschrift zwischen Rhein, Main und Donau.

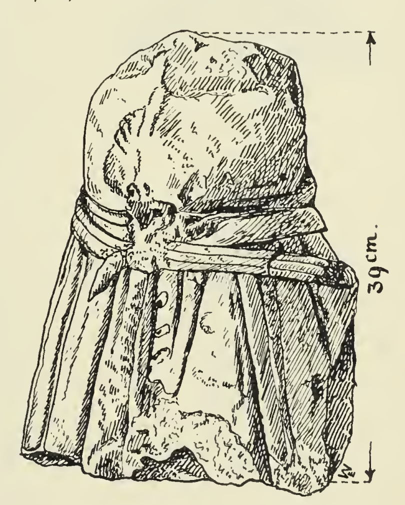


Fig. 260. Sandsteintorso eines römischen Soldaten.
(Gefunden in Offenburg, jetzt in der Staatssammlung.)

4. Anläßlich der Korrektion der Hauptstraße bei der S. Johannis-Brücke wurde 1880 ein Teil der alten Stadtmauer abgebrochen, in welche eingemauert der Torso eines römischen Soldaten aus Sandstein sich fand. Derselbe, noch 39 m hoch, ist stark beschädigt, läßt aber noch zwei Gürtel für Schwert und Dolch erkennen; die Waffen selbst sind abgeschlagen. Seit Dezember 1880 in der Karlsruher Sammlung (s. Fig. 260).

In der Stadt brachte weiter die Kanalisation von 1890 in der Mitte der Kornstraße vom Rathaus zum Vincentiushaus in 1 m Tiefe 25 römische Tonscherben, einige von roter Terra sigillata und verziert. Dabei ein Silberdenar des Trajan. Auch sonst römische Münzen (s. Bissinger, Röm. Münzfunde in Baden 1889, N. 112a).

Dazu fand man 1885 im nahen Stadtwald, Distrikt »Unterbündle«, zwei dicke, nach beiden Seiten spitzig zulaufende Eisenluppen in der Form, wie das Eisen in römischer Zeit in den Handel kam (jetzt Karlsruher Sammlung).

Alle diese Funde beweisen die Bedeutung des städtischen Bodens in der Zeit römischer Kultur. Der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß sich dort auch noch die Spuren eines römischen Kastells auffinden lassen könnten.

Alemannisches

Alemannisches: In dem spitzigen Winkel zwischen der Rheintalbahn und der Schwarzwaldbahn entdeckte man 1894 einen alemannischen Reihengräber-

friedhof, dessen Spuren übrigens schon beim Bau der letzteren Eisenbahn zutage getreten waren. Seitherige Ausgrabungen ergaben nicht unbedeutende Fundstücke: Eisenschwerter, Schildbuckel, Schnallen, Kämme, Ohrringe, farbige Perlen, Bernsteinstücke u. dergl. Besonders bemerkenswert ist ein zweischneidiges Schwert (Spatha) mit silbertauschiertem Griffknopf und vergoldetem Zwischenblech; Länge 91 cm (s. Fig. 261). Die Funde befinden sich in der städtischen Altertümersammlung in Offenburg. *(W.)*

Stadtanlage und Befestigung

Die Anlage der Stadt läßt sich noch heute, trotz der vielfachen Veränderungen, erkennen, zumal wenn man den Plan der Befestigungen von 1645 (s. Fig. 262), den K. Walter publiziert hat, zu Rate zieht.[1]) Außerdem liegt mir ein älterer Gemarkungsplan vor, in dem noch Reste der alten Befestigungen angegeben sind, und zudem konnten bei zufälligen Grabungen für Neubauten, insbesondere aber bei den Vorarbeiten zu dem neuen Bahnhof, eine Anzahl der Mauerzüge klargestellt werden. Die letzteren Beobachtungen, zusammen mit den Angaben des Gemarkungsplanes, sind auf der in Fig. 263 wiedergegebenen Katasterkarte eingetragen.

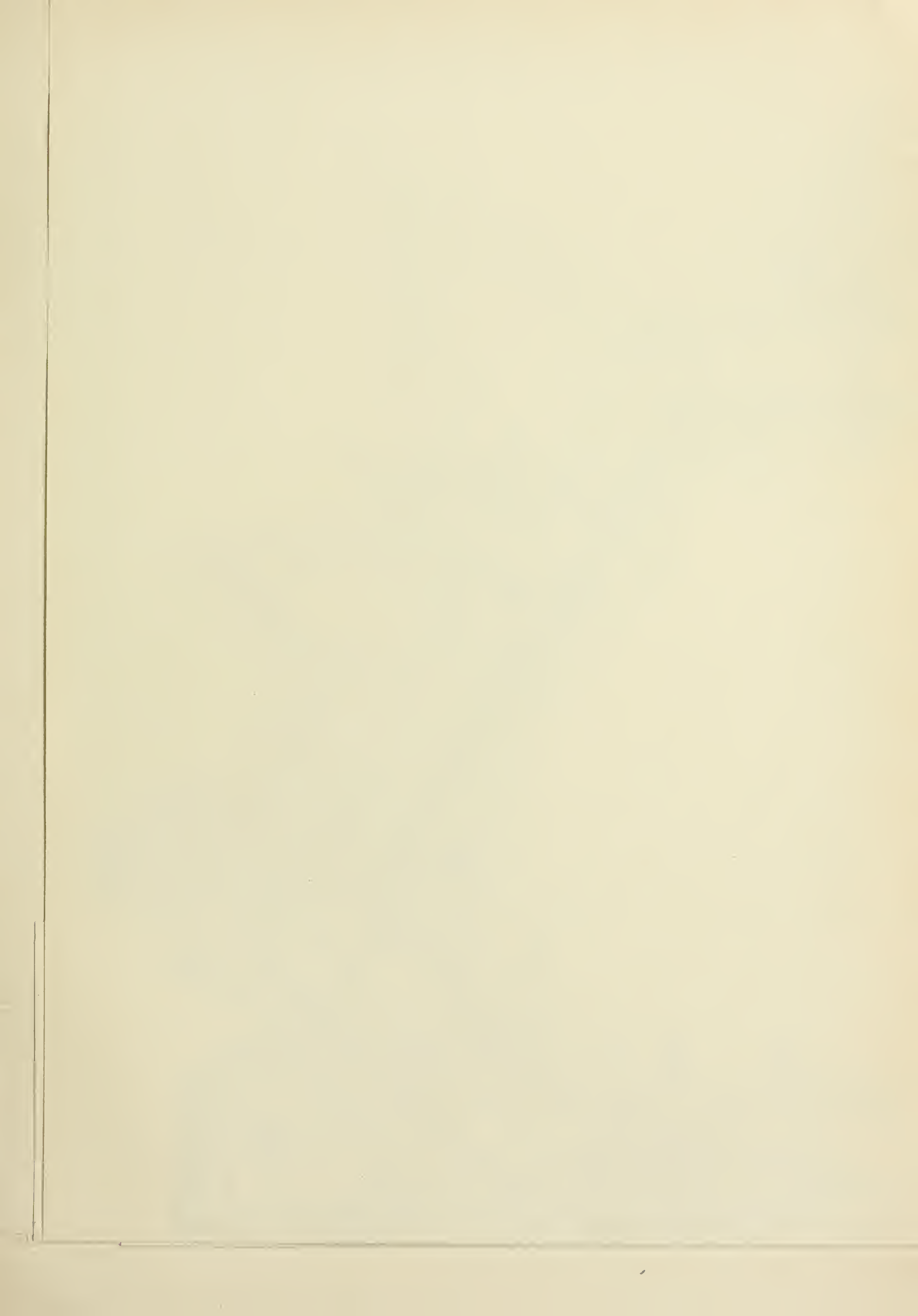


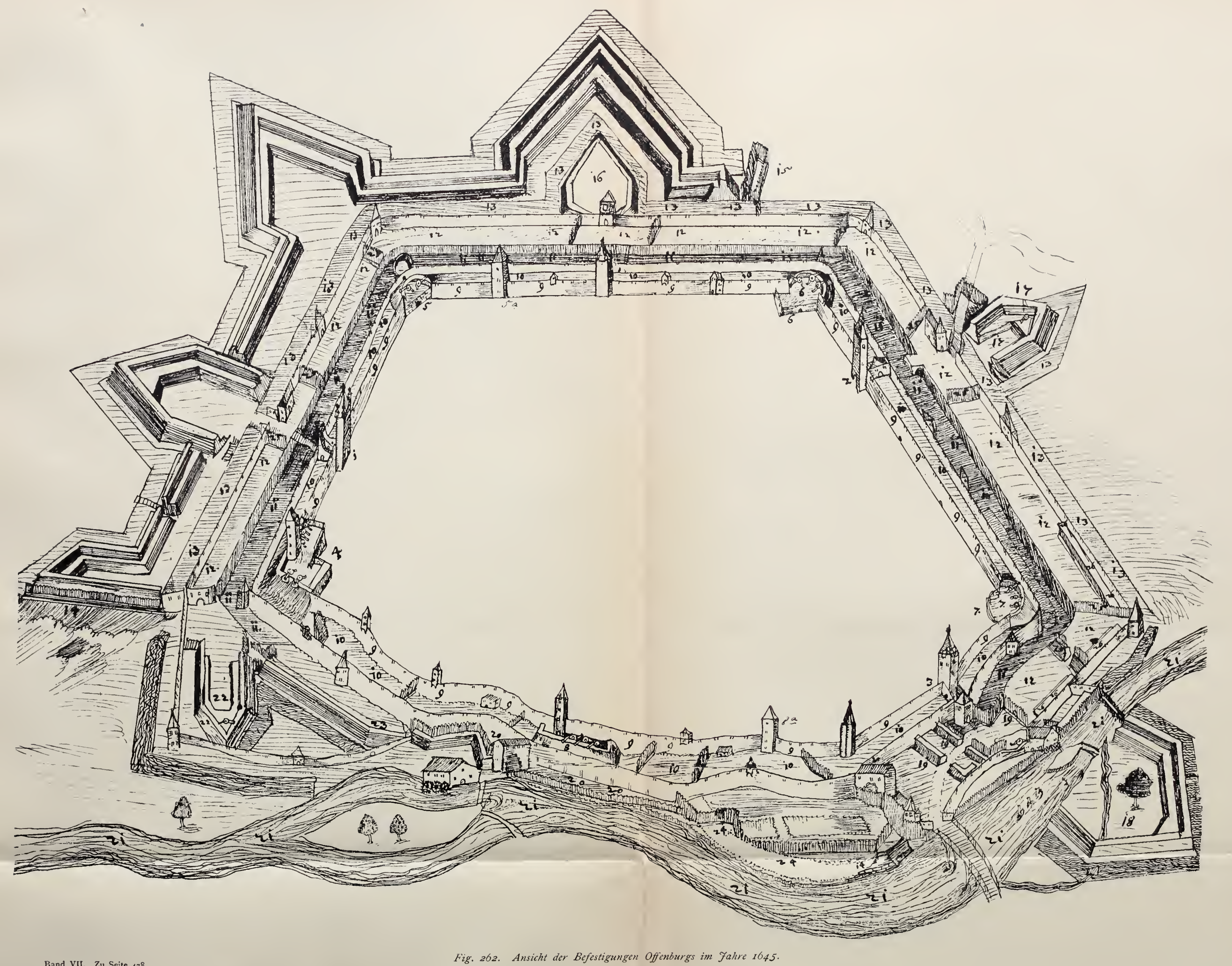
Fig. 261. Zweischneidiges Schwert (Griff).
(Gefunden in Offenburg, jetzt in der städtischen Altertümersammlung.)

Ein Blick auf den Plan (s. Fig. 263) lehrt uns die zwei wichtigsten Straßen kennen, die Hauptstraße und die Lange Straße. Ich möchte glauben, daß sie den beiden römischen Straßen, von denen wir wissen, entsprechen. Und zwar die Hauptstraße der Rheintalstraße, die von Mainz nach Badenweiler führte. Noch heute verläßt an ihrem südwestlichen Ausgang bei Plan *1* die Straße nach Freiburg die Stadt, nördlich die Straße nach Achern, Baden, Rastatt, die aber zwischen Offenburg und Appenweier durch die Bahnanlagen verändert ist. An der südöstlichen Ecke betrat die aus dem Kinzigtal kommende die Stadt, bei Plan *2*, am Beginn der Langen Straße; am nördlichen Ausgang traf sie sich mit der anderen, um wenige Minuten vor der Stadt in der Richtung nach Straßburg abzubiegen. Wer vom Kinzigtal direkt in der Richtung nach Freiburg weiter wollte, kam durch die Gerberstraße an den südwestlichen Ausgang. Unter den Zähringern hat sich dann an der Rheintalstraße zunächst die Bewohnerschaft angesiedelt, aber wohl auch an der aus dem Kinzigtal herkommenden Straße, und charakteristischerweise entstanden an beiden Plätze, an der Hauptstraße der eigentliche Marktplatz, und an der Langen Straße der Lindenplatz. Mit der Zeit wurde zwischen beiden eine Parallelstraße gebaut, die Kloster- und Spitalstraße, und eine Anzahl kreuzender Straßen; auf dem westlichen, auch heute noch weniger stark besiedelten Terrain, das natürlich geschützt war durch einen ziemlich steilen Abfall und die Kinzig mit ihren Abzweigungen, legte man die Kirche an.

Über die Befestigung wird in der Relation über den von 1688 bis 1696 erlittenen Schaden geschrieben: »die gesammte Fortifikation so in drei mit Mauern gefütterten Graben,

[1]) Wo die Federzeichnung sich befindet, ist leider nicht angegeben und mir unbekannt.





Band VII. Zu Seite 478.

Fig. 262. Ansicht der Befestigungen Offenburgs im Jahre 1645.

(Nach einer von K. Walter publizierten Federzeichnung.)

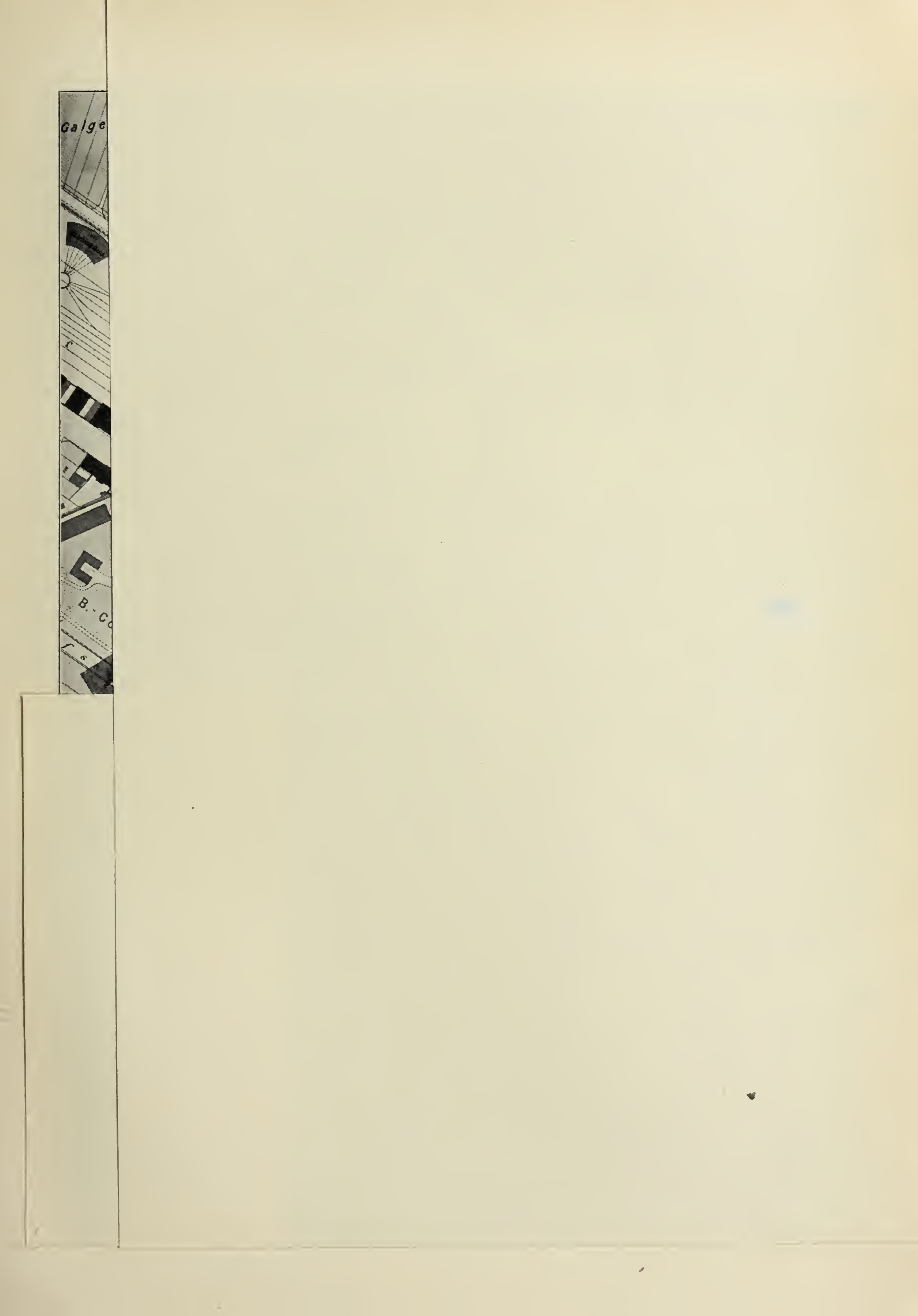




Fig. 263. Plan der Stadt Offenburg, mit eingezeichneten Befestigungslinien.

Zwingern und 3 Mauern, 9 hohen wohlerbauten Türmen von 6 Contignationen, jeder wenigstens 10 000 fl. werth, und 18 Rondelen und vielen Aus- und Innen-Werken, Wällen und Contreskarpen« besteht. Genau dem entspricht auch die Federzeichnung von 1645; wir sehen die drei Türme, wovon drei Tortürme, die innere Mauer *(9)* mit dem davorliegenden, durch Palissaden abgeteilten inneren Zwinger *(10)*, eine zweite Mauer und den inneren Graben *(11)*, der an der Westseite des Mühlbaches wegen nicht herumgeführt war, dann den äußeren Zwinger, und nach einer dritten, mit kleinen Türmen versehenen Mauer den äußeren Graben, der wieder des Mühlbaches wegen an der Westseite fehlt, der die Gräben mit Wasser versieht. Im Westen haben wir vor dem inneren Zwinger ohne Graben den zweiten, und die Bemerkung dazu lautet ausdrücklich:

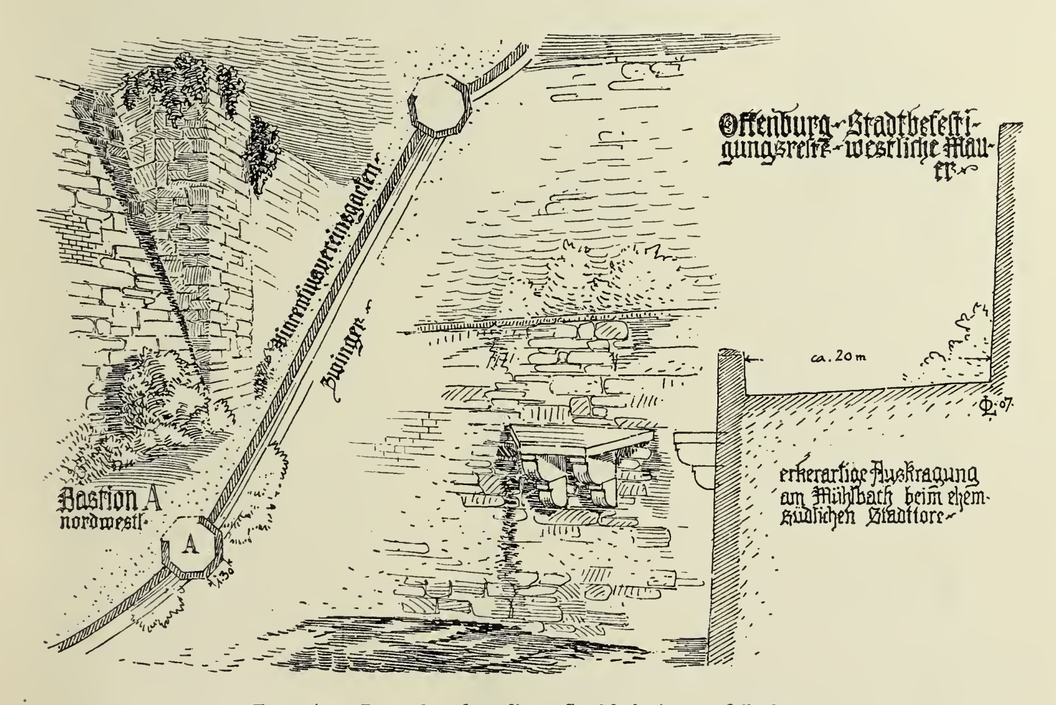


Fig. 264. Reste der ehemaligen Stadtbefestigung Offenburgs.

»der Zwinger gegen dem Wasser, wo kein Graben, der Zwinger und die Mauern aber ziemlich hoch liegen«. Wo heute der Vincentiusgarten liegt, da war in dem Zwinger noch ein besonderes Werk vorgebaut — der schwarze Hund mit dem Milterturm, darauf drei Geschütze. Überall an der inneren Mauer treffen wir die nicht als Türme gezählten Rondelle (wie in Gengenbach) und Maueraufsätze. Von den Toren hieß das nordöstliche, dem Kinzigtal zu, das Schwabhauser Tor, das südwestliche, nach der Freiburger Straße zu, die über die Kinzig führte, das Kinziger Tor, das nördliche, nach Straßburg–Appenweier das Neutor. Wir erkennen deutlich, wie vor diesen Türmen die übliche Vortoranlage den Zwinger durchbrach. Die dreifachen Mauerzüge sind im Nordosten und Osten durch Grabungen festgestellt (s. den Plan), im Westen und Süden wenigstens der eine Zug. Das so Geschilderte dürfte die schon aus dem Mittelalter stammende, herkömmliche Befestigung der Stadt darstellen.

Im 17. Jh. erhielten diese Werke eine weitere Verstärkung, die nach den Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges der damalige Kommandant, Johann Reinhard von Schauenburg, aufführen ließ. Und zwar umgab er vor allem die Nord- und die Ostseite mit Schanzen *(14—15)*, von denen ein Teil auch auf unserem Plan sichtbar ist. Dagegen passen die im Norden angegebenen, tatsächlich also vorhandenen Mauerzüge nicht zu den in der Federzeichnung sichtbaren, die nicht so weit von der Stadt entfernt waren. Vielleicht haben wir es hier mit einer weiteren, späteren Verstärkung zu tun. Im Süden legte Johann Reinhard von Schauenburg nur die kleine Schwabhauser Schanze an, zum Schutz des dortigen Tores, und ebenso im Südwesten vor dem Mühlbach die obere Mühlschanz *(18)* zum Schutz des Kinziger Tores. Die Westseite schien durch das Wasser geschützt, doch wurde auch hier, wo dieses einen freien Platz zwischen sich und den Mauern ließ, eine Brustwehr in halber Mannshöhe hergestellt, die bei der Aufnahme der Federzeichnung noch nicht fertig war (bei *24*), ebenso an der Nordwestecke eine Brustwehr *(23)* und eine neue Schanze, die Seeschanz, vor denen sich noch eine vierte Mauer mit Türmen hinzog. Vielleicht schon im 15. und 16. Jh., mit dem Aufkommen der Feuerwaffen, oder auch erst jetzt, wurden die Ecken der inneren Mauer zu Bollwerken ausgestaltet, so nordwestlich das Bollwerk beim Bad *(4)*

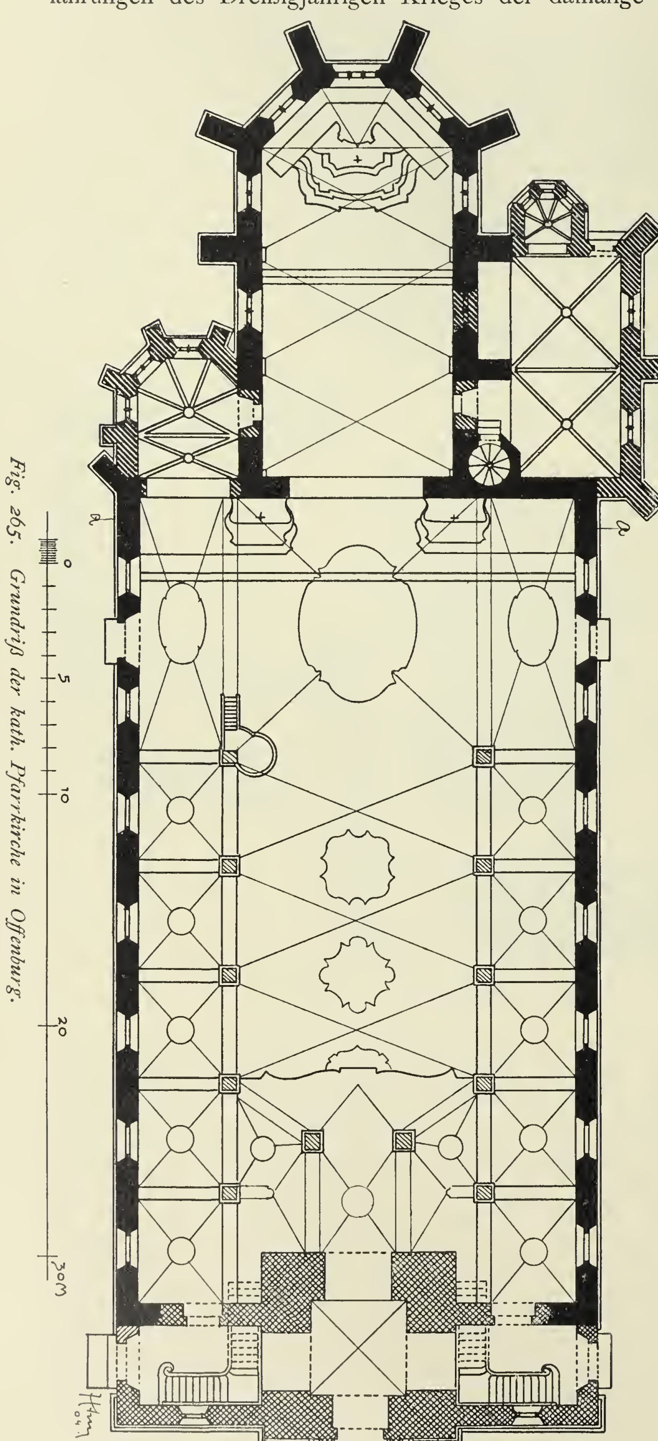


Fig. 265. Grundriß der kath. Pfarrkirche in Offenburg.

mit dem Badstubenturm, nordöstlich bei dem Franziskanerkloster das Klosterbollwerk *(5)*, an der Ostseite die innere Schanz *(16)* beim Lindenplatz mit dem Krähnerturm, südöstlich das Schwabhauser Bollwerk, südwestlich *(7)* das Kinziger Bollwerk. Die Gräben konnten aus dem Mühlbach, also aus der Kinzig, sofort mit Wasser gefüllt werden.

Heute sind noch im Süden an den städtischen Anlagen Reste der Stadtmauer zu sehen, teilweise im Norden, in größerem Maße aber nur im Westen, etwa vom Kirchplatz an bis in die Nähe des ehemaligen Kinziger Tores. Beim Vincentiusgarten sehen wir noch zwei Rondells, achteckige Bastionen (s. Fig. 264); nicht weit von dem Kinziger Tor sind die innere Stadtmauer, der 20 m breite Zwinger, die Mauer zwischen diesem und dem Graben sowie eine erkerartige Auskragung auf zwei Konsolen sichtbar, die wohl einen der turmartigen Erker trugen, mit denen die Mauer besetzt war.

Die Befestigung der Stadt macht einen recht stattlichen Eindruck, wenn sie auch 1689 nicht mehr auf der Höhe der damaligen Befestigungsweise stand. Ein paar Monate hätte sie wohl, bei einiger Voraussicht — und die war ja vorhanden — und Reparatur, allerdings auch Energie der Bürgerschaft, stand halten können, aber hier wie in den meisten Fällen am Oberrhein zeigte es sich, daß vermutlich durch den demoralisierenden Dreißigjährigen Krieg mit seinen Folgen und durch die inneren Zustände keinerlei Spannkraft und Mut vorhanden war, daß außer der Impotenz des Habsburger Hauses und der Schwerfälligkeit der Heere die Stumpfheit der Bevölkerung ihr schreckliches Schicksal verdient hat.

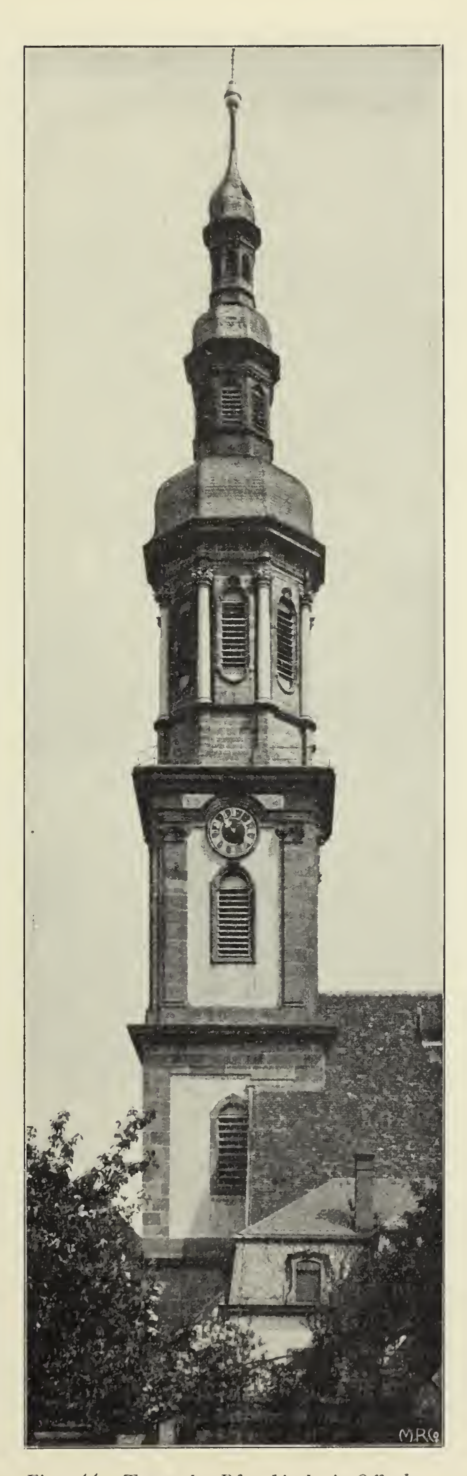


Fig. 266. Turm der Pfarrkirche in Offenburg.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad Exaltationem S. Crucis) (s. oben). Der ursprüngliche Bau war am Ende des 14. Jhs. errichtet worden, er brannte 1689 bis auf wenige Mauerreste ab. Vom Chor scheinen die rohen Mauern bis zum Dachansatz stehen geblieben zu sein, er konnte deshalb verhältnismäßig rasch wiederhergestellt

sein; für ihn war das Straßburger Domkapitel baupflichtig, das diese Arbeit offenbar schon vor 1700 hatte erledigen lassen. Der Chor, aus Bruchsteinen(?) erbaut, jetzt abscheulich backsteinimitierend gestrichen, in drei Seiten des Achtecks geschlossen, zeigt noch die hohen schlanken Spitzbogenfenster mit dem Maßwerk (spitze Kleeblattbögen des 14. Jhs.). Einmal abgetreppte Strebepfeiler und gotische Wasserschräge am Äußern. Nördlich an ihn angebaut eine Kapelle, aus dem Achteck geschlossen, mit ähnlichen Strebepfeilern, einpfostigen Spitzbogenfenstern mit Maßwerk, doppeltem Kreuzrippengewölbe. Sie muß etwas später erbaut sein, wie der nicht geschickte Ansatz an den offenbar schon vorhandenen, einzig stehen gebliebenen nördlichsten Strebepfeiler des Langhauses zeigt.

Ebenfalls später an den Chor angebaut, wie die originelle Benutzung der Strebepfeiler zeigt (s. Fig. 265), die Sakristei mit zwei quadratischen Jochen mit Kreuzrippengewölbe, den Spitzbogennischen zwischen den Strebepfeilern des Chors und einem kleinen Chörlein mit Achteckschluß und entsprechendem Gewölbe, das sich im Kielbogen öffnet. Auch hier einpfostige Spitzbogenfenster mit ähnlichem Maßwerk und einmal abgetreppte Strebepfeiler.

Die Langhausmauern waren offenbar bis auf wenige Meter über dem Erdboden zerstört. Nachdem der Chor im Rohbau fertig, ließ die Stadt im April 1700 sich den Plan zum Langhaus und Turm durch den Straßburger Baumeister Joh. Wilh. Zäpfle vorlegen, von dem man danach wohl vermuten darf, daß er den Chor im Auftrage des Domkapitels hergestellt hatte. Im Juni wurde dann mit den Maurermeistern Franz Beer und Konrad Albrecht aus Bregenz akkordiert. Den ersteren haben wir schon in Gengenbach beschäftigt gefunden, wo er die Restauration der Kirche und den Neubau des Klosters leitete. Von diesen vorzüglichen Leistungen mag man in Offenburg gehört haben. Beer ist einer der bedeutendsten Meister der damals am ganzen Oberrhein so tätigen Vorarlberger Bauschule, einer der tüchtigsten Architekten seiner Zeit überhaupt.[1]) In dem citierten Aufsatz Pfeiffers, der zum ersten Male die Vorarlberger in genügender Darstellung in die Kunstgeschichte einführte, wird ausdrücklich hervorgehoben, daß er vom einfachen Maurer zum Architekten von hohem Ruf geworden. So verstehen wir die obige ausdrückliche Bezeichnung als Maurermeister. Er stand damals auf der Höhe seines Schaffens und war ein vielbegehrter Meister, wie seine Beschäftigung gerade zu dieser Zeit in Gengenbach, Zwiefalten, Salem, Ehingen u. a. m. beweist. Über seines Mitarbeiters Konrad Albrecht Tätigkeit ist in der Pfeifferschen Darstellung nichts zu finden. Wohl aber ersehen wir, daß er und seine Familie in mit ihm fünf Mitgliedern unter den Vorarlbergern vertreten war. Es berührt danach merkwürdig, daß beide nur als Maurermeister nach dem Plan eines Straßburgers gearbeitet haben sollen. Da auch der Bau durchaus mit dem Stil der Vorarlberger übereinstimmt, dürfen wir ihn vollständig für sie in Anspruch nehmen, wie auch die Innengestaltung des Chores; die Stadtgemeinde hat sich nur vorher mit dem architektonischen Vertrauten des Domkapitels über den ungefähren Plan geäußert. — Beer hatte die stehen gebliebenen Reste des Langhauses zu benutzen, noch erkennen wir den gotischen Sockel und die abgeschrägten Fensterbänke, doch legte er demselben einen zu einem Drittel noch in die alte Fassadenlinie hineinragenden Turm vor, neben diesem zwei einstöckige Räume mit Pultdach, welche

[1]) B. Pfeiffer, Die Vorarlberger Bauschule in Württemberg, Vierteljahrshefte NF. XIII, S. 11 ff.

Fig. 267. Kath. Pfarrkirche in Offenburg. Blick von dem Chor in das Langhaus.



die Treppen zu den Emporen enthielten. Das *Äußere des Langhauses* ist von größter Schlichtheit, nur die flachbogigen Fenster mit einfach profiliertem Gewände gliedern es. In den Treppenvorhallen schlichte Rundbogentüren, über denselben ovale Barockfenster, Ovalfenster auch am Fassadengiebel. Elegant steigt aus der Fassade der schlanke *Turm* auf. Im Erdgeschoß das Portal mit den Halbsäulen, dem verkröpften Gebälk und dem gebrochenen Rundgiebel, im nächsten Geschoß einfache Lisenen und Rundbogenfenster, das letzte Viereckgeschoß mit ionischen Pilastern geziert, über ihnen verkröpftes Gebälk und dann der reiche Achteckabschluß wie in Gengenbach, mit korinthischen Säulen, langgestreckten ovalen Fenstern, darüber das dreifache Zwiebeldach. Vermutlich projektierte den Übergang vermittelnde Urnen auf den Ecken des Turmes sind über der Ausführung weggeblieben.

Äußeres des Langhauses

Turm

Die Grundrißgestaltung des Innern darf man wohl in gutem Sinne originell nennen. Es ist eine jener echten Barockleistungen, bei denen alle alten Bezeichnungen des Schemas versagen. So könnte man die Kirche sowohl als einschiffige mit Emporen wie als dreischiffige mit nicht ausladendem Querschiff bezeichnen. Zwei Drittel des Langhauses sind durch kreuzförmige Pilaster in drei Schiffe geteilt. Diese Pilaster tragen ein architravartig behandeltes, dreifach geteiltes Gebälkstück und darüber ein großes, mächtig ausladendes Gebälk, auf dem die halbrunden Archivolten ansetzen. Zwischen den Kapitellen und dem ersten Gebälk ist die Emporenbrüstung eingezogen, auf der das große Gebälkstück gewissermaßen sich als zweite Pfeilerreihe darstellt. In zweidrittel Höhe der Pfeiler setzen auf Gesimsen die flachen Bögen auf, die sich in die Seitenschiffe öffnen, entsprechende Pilaster an den Langhauswänden tragen mit jenen Gesimsen die flachen Gurtbögen. Die Empore zieht sich auch an der Westwand herum und ruht hier auf entsprechenden Pfeilern mit hohem Sockel, kragt aber in mehrfach gebrochener Linie weit über diese vor. Das freibleibende östliche Drittel des Langhauses wird durch halbrunde, von den östlichen Pfeilern zu den Wandpilastern an der Chorstirnwand sich herüberspannende Gurtbögen in drei Teile geteilt, die von Kreuzgratgewölben mit mittlerem ovalen Spiegel gedeckt sind. Das Mittelschiff ist mit einem scheinbaren Kreuzgratgewölbe eingewölbt ohne Quergurten, in der Tat ein Tonnengewölbe mit einschneidenden Kappen und eingezeichneten Spiegeln mit vielfach bewegtem Umriß; die Seitenschiffe zeigen flache Kreuzgratgewölbe mit kleinem runden Spiegel, ebensolche die Emporen. In die großen durchgehenden Langhausfenster schneiden die Emporen unvermittelt ein. Der Chor ist mit einem entsprechenden Kreuzgrat- bezw. Tonnengewölbe überdeckt, er öffnet sich in hohem Rundbogen nach dem Langhaus.

Die *Innendekoration* dürfte in ihrer Hauptsache ebenfalls noch auf die Vorarlberger zurückgehen. Wände und Decke sind in weißem Stuck gehalten, die Stuckverzierungen noch sparsam und in dem ruhigen Geschmack vom Anfange des 18. Jhs. Die Pfeiler mit den eleganten weißen, leicht vergoldeten Kapitellen waren wohl farbig gedacht entsprechend bemalt die Laibungsflächen der Bögen und die Brüstung der Empore. Nicht alles aber stammt aus dieser ersten Zeit, denn an der Kirche ist während des ganzen Jahrhunderts weitergearbeitet worden, und es zeugen die Stuckumrahmungen der Seitentüren mit ihrem Spalierwerk etc. schon von der Hand eines im Geschmack der Régence bezw. des beginnenden Rokoko gebildeten Künstlers.

Innendekoration

Aus den verschiedensten Zeiten auch die *Innenausstattung*. Zu ihren frühesten Teilen gehören die zwei an der Westwand unter der Empore aufgestellten *Kirchenbänke*,

Innenausstattung

Kirchenbänke

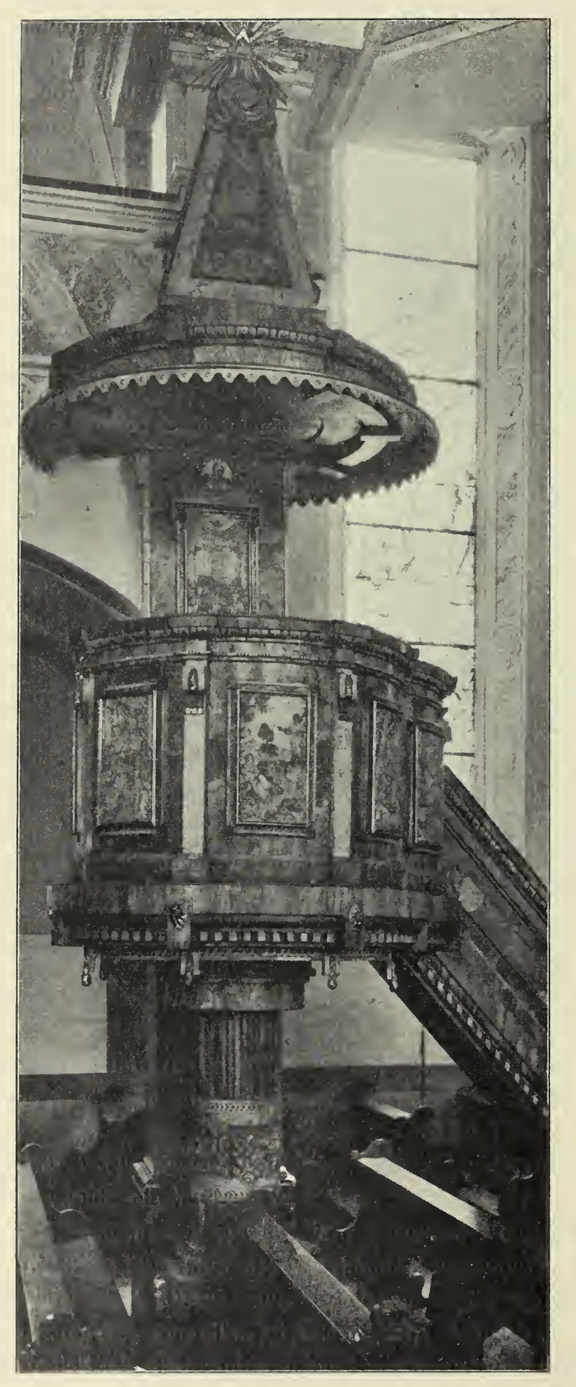


Fig. 268. Kanzel der Pfarrkirche in Offenburg.

deren Rückwände reiche, schwere Schnitzerei in noch der Renaissance nahestehendem Barock aufweisen.

Altäre

1740 wurden die *Altäre* errichtet durch Franz Lichtenauer. Der Hochaltar ist ein mächtiger Aufbau aus marmorartig bemaltem Holz mit Säulen, gebrochenen Giebeln, Volutenbaldachin mit Krone. Größere Engel und eine Menge von Putten schweben oben und umgeben unten das Tabernakel. Der Altar umschließt ein Gemälde der Kreuzerhöhung, dekorativ wirksam, aber stark nachgedunkelt. Daneben zwischen den Säulen die überlebensgroßen, überschlanken Holzfiguren der Heiligen Helena, Ursula, Gangolf und Aper. Die beiden Seitenaltäre sind ähnlich gehalten, wenn auch natürlich einfacher, der nördliche mit der Statue der Madonna (18. Jh.), der südliche mit einem Gemälde der Madonna des Rosenkranzes.

Chorgestühl

Ungefähr um die gleiche Zeit muß das schöne *Chorgestühl* entstanden sein mit zwei Sitzreihen, in guter, geschmackvoller Rocailleschnitzerei;

Kirchengestühl

nicht viel später auch das derbere *Kirchengestühl* mit in stark bewegtem Rocaillestil geschnitzten Wangen.

Orgel

1760 wurde die *Orgel* geliefert von dem Offenburger Bürger und Orgelmacher Ignatius Seuffert, Sohn des Hoforgelmachers Philipp Seuffert in Würzburg, 1784 mußte sie in Rastatt renoviert werden. Sie ist jetzt durch eine neue ersetzt, doch hat man das alte Gehäus beibehalten, das mit reicher Rocailleschnitzerei verziert ist und oben die Gestalten zweier musizierenden Engel trägt. In äußerst reichen, bewegten Rocailleformen ist auch das Gitter der Orgelbrüstung geschnitzt. 1784 lieferte der Bildhauer Joh. Nep. Speckert, von dessen bewegtem, prozeß- und strafenreichen Leben uns Walter ein Bild gegeben, für 95 fl.



Vortragskreuz in der kath. Pfarrkirche zu Offenburg (Vorderseite).





Vortragskreuz in der kath. Pfarrkirche zu Offenburg (Rückseite).



die beiden *Presbyterien* links und rechts vom Hochaltar in steifem Louis XVI., dekoriert mit geschnitzten Kirchengeräten in der Nische; 1792/93 arbeitete er die *Kanzel* (s. Fig. 268) in gleichem Stil, aber schon stark dem Empire sich nähernd, aus verschiedenfarbigem Marmor sowie Stuckmarmor, der Schalldeckel aus marmorartig bemaltem Holz. Ein schön skulpierter Früchtekranz umgibt ihren kannellierten Fuß. Fünf größere Reliefs: Geburt Christi, Jesus im Tempel, Bergpredigt, Speisung der Fünftausend, Himmelfahrt Christi, und zwei kleinere: der Gute Hirt und der Sämann, in Alabaster schmücken sie. Zwölf Engel, die er noch anbringen wollte, blieben der Sparsamkeit halber unausgeführt. Der Bildhauer starb über seinem Werk, es fehlten aber nur noch Kleinigkeiten, die der Bildhauer Michael Pfaff von Hagenau ausführte. In gleichem Stil wie die Kanzel, aber in Sandstein, ist der *Taufstein* gearbeitet, jedenfalls von demselben Meister. Von ihm dürfte auch der holzgeschnitzte *Kruzifixus* herrühren, der im Langhaus hängt und der auf einen tüchtigen Bildhauer deutet.

Presbyterien

Kanzel

Taufstein

Kruzifixus

Über den beiden (neuen) Seitentüren Wandgemälde des Todes Mariä und einer Scene der Legende des h. Augustinus, dekorative Durchschnittsarbeiten der zweiten Hälfte des 18. Jhs.

Glasgemälde

Von den einstigen, zu vermutenden *Glasgemälden* haben sich nur Reste in der Sakristei gefunden, und zwar im Chörlein ein stark ausgeflicktes Stück: der Kruzifixus zwischen Maria und Johannes, eine Arbeit vom Ende des 14. Jhs.; zwei andere, ebenfalls stark restaurierte und zum Teil aus nicht zugehörigen Stücken zusammengestellte, in dem einen der h. Maternus mit zwei Stiftern, in dem anderen zwei heilige gekrönte Frauen, wohl vom Anfange des 15. Jhs.

Glocken

Die alten *Glocken*, »weit und breit der schönsten Resonanz halben hoch berühmt gewesen«, 22 an der Zahl, sind 1689 von den Franzosen weggeführt worden. Als sie bei Breisach über den Rhein geführt werden sollten, gelang es den dortigen Einwohnern, die zwei größten zu kaufen, was Aufzeichnungen nach schon vor 1697 geschehen ist. Sie hängen im dortigen Münster, die eine, größere stammt laut Inschrift von 1491, die andere aus der Zeit um 1662.[1])

Von den heutigen *Glocken* stammen drei vom Jahre 1728, eine davon wurde jedoch 1849 umgegossen. Alle tragen (bezw. trugen) am oberen Rande die Inschrift:

JESUS NAZ. REX IUDAEORUM DEFENDIT NOS AB OMNIBUS MALIS,

die mittlere Kreuzglocke des weiteren in der Mitte:

IN HONOREM SANCTAE CRUCIS EXALTATAE ME FUNDI CURAVIT VEN · COMMUNITAS CIVITATIS OFFENBURGENSIS EX ELEMOSINIS CHRISTI FIDELIUM ANNO 1728,

und am unteren Rand:

JOHANN BAPTIST ALLGAIER HAT GOSSEN MICH.

Die nördliche zeigt die wohl getreu erneuerte Inschrift:

IN HONOREM JOSEPHI ET ALIORUM SANCTORUM FUNDI ME FECIT VENERAB. COMMUNITAS OFFENBURGENSIS EX ELEMOSINIS CHRISTI FIDELIUM 1728,

und am unteren Rand:

DENUO FUSA 1849 PER CAROL. ROSENLAECHER CONSTANZ.

[1]) Kunstdenkmäler VI, S. 68, und Walter a. a. O. Des letzteren Angaben, der eine ältere Glocke des Münsters für die aus Offenburg stammende hält, sind danach zu korrigieren. Abbild. bei Walter.

Die Inschrift der südlichen Glocke lautet:

IN HONOREM SANCTAE MARIAE VIRGINIS ASSUMPTAE ME FUNDI CURAVIT VEN. COMMUNITAS CIVITATIS OFFENBURGENSIS EX ELEMOSINIS CHRISTI FIDELIUM ANNO 1728, und am unteren Rand:

JOHANN BAPTIST ALLGAIER HAT GOSSEN MICH.

Über ihnen hängt noch ein kleines sogen. Silberglöckchen mit der Inschrift:

MATTEUS EDEL ZU STRASSBURG GOS MICH 1763.

Die größte Glocke stammt aus dem 19. Jh.

An der Chorwand der Kirche ein Epitaph, rechteckige rote Sandsteintafel, mit der Inschrift: Memoria generosi domini Heinrici, comitis in Werdenberg canonici ecclesie · argen. collatoris huius ecclesiae obiit anno quingentesimo quinto.

Darunter das werdenbergische Wappen.

Kirchengeräte

In der Sakristei (bezw. in der Kirche) an *Kirchengeräten:*

Speisekelch, silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten und Bandgeschlinge.

Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit Engeln, Bandornamenten und Girlanden, gestiftet von Archipresbyter Laurentius Schlecht 1727.

Zwei silbergetriebene und vergoldete Rocaillekelche mit Augsburger Beschauzeichen, der eine (mit den Leidenswerkzeugen) mit $\overset{I}{F\ B}$, der andere mit $\overset{I}{K\ M}$.

Silbergetriebene Monstranz, in dem gotischen Aufbau mit Fialen, Strebepfeilern, Krabben etc., auf sechspaßförmigem Fuß mit Fischblasenornament, merkwürdigerweise — man denkt an die Straßburger Münsterarkaden — ein Werk des 18. Jhs. und ein Geschenk des Domstiftes, überreicht in dessen Namen am 10. August 1791 von Fürst von Hohenlohe.

Große Sonnenmonstranz, silbergetrieben, vergoldet, mit Emailmedaillons der vier Evangelisten am Fuß, oben einem solchen mit der Darstellung Gott-Vaters und des heiligen Geistes, in falschen Brillanten gefaßt.

Eine messingene Kanne mit Drache am Henkel und Adler als Ausguß, in spätromanischen Formen (im Pfarrhaus aufbewahrt), die Tiere aus dem 13. Jh., die Kanne wohl im 15. Jh. erneuert.

Weihrauchschiffchen, silbergetrieben, mit Rocailleornament.

Weihrauchfaß in den gleichen Formen.

Im gleichen Stil silbergetriebene, vergoldete Meßkännchen vom Ende des 18. Jhs mit Girlanden.

Zwei ewige Lampen, Silber, teils getrieben, teils gegossen (in der Kirche aufgehängt), die eine trägt die Inschrift: »H · Z · Jacob Dallmann. — H · Z · Jacob Friesinger«. Zeichen: in Lorbeer ein Drache, daneben »S · Z ·« (Schmiedezunft), dann: »H · Z · Balthasar Kokell. — H · Z · Michael Gering. 1732«. Wohl die Namen der Zunftvorsteher.

Auf dem Hochaltar zwölf Leuchter, silbergetrieben, aus der ersten Hälfte des 18. Jhs.

In der Sakristei auch das berühmte Vortragskreuz von 1515, weißsilbergetrieben und gegossen, leicht vergoldet. Auf der Vorderseite (Tafel XV) an einem naturalistischen Holzstamm die Figur Christi mit flatterndem Lendentuch. Edle Gestalt mit der üblichen starken Betonung des Brustkastens und eingezogenen Weichteilen. In den Vierpässen die Evangelistensymbole in Relief, von krausem Blattwerk umrahmt. Der achteckige Knauf, an den Kanten mit sich kreuzendem Astwerk verziert, trägt die Jahreszahl 1515



Fig. 269. Eingravierte Madonna am Vortragskreuz der Pfarrkirche in Offenburg.



und das Offenburger Zeichen. Bedeutender noch die Rückseite des Kreuzes (Tafel XVI): in den Vierpässen und im Mittelrund in krausem Rankenwerk Amethysten und geschliffene Rheinkiesel, am Stamm aber eingraviertes Rankenwerk, in dem Putten musizieren bezw. Kronen darbringen, und die überaus liebliche Gestalt der Maria mit dem Kinde, etwa um ein Drittel verkleinerte Kopie von Dürers Kupferstich Maria mit dem langen Haar und Stirnband (B. 30)[1]) (s. Fig. 269). Das Ganze ein hervorragendes Meisterwerk der Goldschmiedekunst.

Madonnenstatuette

Madonnenstatuette, 15 cm hoch, silbergetrieben, auf Mond und Wolken in vergoldeter Strahlenmandorla, von einem Prozessionsstab; 18. Jh.

Madonnenstatue

Madonnenstatue, kupfergetrieben und versilbert, etwa 1 m hoch (Immaculata Conceptio), auf kupfernem Weltenball mit versilbertem Mond und Schlange. Äußerst charakteristische Empirearbeit, die h. Jungfrau streng antikisierend, junoartig aufgefaßt.

Kirchengewänder

An *Kirchengewändern* zu nennen ein silber- und golddurchwirktes Pluviale mit in Seide eingewobenen Blumen, sowie eine silberdurchwirkte Casel mit eingestickten Blumen, beide aus dem 18. Jh.

Grabdenkmäler am Äußern der Pfarrkirche

Am Äußern der Pfarrkirche sind eine Anzahl *Grabdenkmäler* und *Epitaphien* erhalten:

1. Grabmal des Jörg von Bach (s. Fig. 270), der Zeit nach das älteste und wohl auch das künstlerisch bedeutendste. (Weißer Sandstein, etwa 3,2 m hoch und 2 m breit.) Balustersäulchen mit frei behandelten korinthischen Kapitellen, welche durch eine Fruchtgirlande verbunden sind, flankieren eine flache Nische und tragen den abschließenden Rundbogen, in dessen Feld in flachem Relief Rankenornament angebracht ist. Die Archivolte ebenfalls von Blattkranz umgeben. Vor der Nische die lebensgroße Gestalt des barhäuptigen Ritters im sogen. Maximiliansharnisch mit leicht geneigtem Kopf und ausgebogener Hüfte, die Rechte auf das Schwert, die Linke auf das Helmkleinod (die Meerschnecke) seines Wappens gestützt. Zu seinen Füßen der mit Federn geschmückte Turnierhelm. Zu beiden Seiten der Nische eine schmalere Abteilung von Balustersäulchen begrenzt, die, aus vielfachen Teilen bestehend, mit dem ganzen Reichtum einer üppigen Phantasie überhäuft sind: fabelhaften Gestalten, Blattwerk, Schuppenwerk etc., und in einer Halbkugel enden. In diesen Abteilungen je zwei Wappen (einmal das Bachsche), wohl der Eltern, Großeltern und Urgroßeltern des Verstorbenen. Der Sockel, auf dem der Ritter steht, wird von einem in leichten Falten fallenden Tuch bedeckt, das von einem zeitgenössisch gekleideten Meerweibchen und Meermännchen gehalten wird. Auf diesem Tuch steht:

**Anno domini 1538 den 19 decembris nach
mittag nach S. olverii ist verschaid~ der Edel
und Ernvest Jorig von Bach der letzte des
Mannes Stames von Bach dem Gott der
Allmechtig Gnedig und Barmherzig sy ꝛ**

Unter den Seitenteilen auf Täfelchen steht:

PER ME CRISTOFF · VR.

(Renoviert von A. Kayser 1895.)

---

[1]) Siehe auch »Alte kunstgewerbliche Arbeiten auf der Badischen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung zu Karlsruhe 1881«.



Fig. 270. Grabmal des Jörg von Bach an der kath. Pfarrkirche in Offenburg.

Das schöne Grabmal, ein Werk des Christoph von Urach, den wir aus mehreren Arbeiten — Taufstein in der Kirche zu Urach, Grabmal des Markgrafen Philipp II. in der Kirche zu Baden-Baden, dann des Grafen Michael in der Kirche zu Wertheim — kennen,



Fig. 271. Grabmal des Schultheißen Philipp Berger.

ist, wie Lübke mit Recht sagt,[1]) »eine der vorzüglichsten Leistungen unserer Frührenaissance«. Es zeigt die ganze üppige Phantasie dieses Stils, die Verachtung der

[1]) Lübke, Kunstwerke u. Künstler, S. 344.

strengeren, architektonischen Form. Keine allzu feine, aber sehr tüchtige Arbeit; der Kopf, obschon etwas trocken behandelt, in seinem leis melancholischen Ausdruck von packender Lebenswahrheit.

2. An der Nordseite des Langhauses schlichtes Epitaph des Rudolf Blumenstein und seiner Mutter; er war offenbar wegen dem Sieg der neuen Lehre in Straßburg nach Offenburg übergesiedelt. Laut Umschrift:

GEDECTNUS DES WIRDIGEN HERREN RUDOLF BLUMENSTEIN ..... ZUM JUNCEN S. PETER ZU STROSBURG UND CATHARINE SEINER GELIEBTE MUOTER DENEN GOT GENEDIG SEY. STARB IM JAR 1573 DEN 28 DAG HORNUNG.

3. An der Chornordseite: Grabmal des Schultheißen Philipp Berger (s. Fig. 271). Auf einem Postament mit schmaler Rollwerkkartusche erheben sich zwei reich mit Beschlägornament verzierte ionische Pilaster und flankieren das Hauptfeld, auf dem in Hochrelief der auferstandene Christus dargestellt ist, mit der Kreuzesfahne, die Rechte segnend erhoben. Das Grab ist von Gras mit Molchen und Totenköpfen umgeben. Das Ganze abschließend ein Architrav, an dessen Fries ebenfalls Beschlägornament und darüber, von Rollwerk, Voluten, Fruchtgewinden flankiert und von einem Maskaron bekrönt, die Tafel mit der Inschrift:

Gedechtnuſſ Des Ehrnveſten Vnd
Weiſen Herren · Philippſ Bergerſ
Schultheiſ Alhie Geweſen · Auch Herr
Jerg Bergerſ und Sabina Mach=
tholffin Beider Seiner Eltteren ·
Starb Den · x · tag Februarii
Anno · MDL · xxxiiiii.

An dem sonst schmucklosen Postament des Ganzen ein Wasserkessel mit einem Schild, worin ein sitzender Hund und des weiteren die Inschrift: Dieses Epitaph hat renovieren lassen Maria Theresia Witmaierin geborene Bergerin in Offenburg den ? ? ?.

4. Grabmal des Caspar Wydt (s. Fig. 272), aus dem gleichen gelben Sandstein gefertigt wie das vorherige. Auf einem Sockel mit großer Rollwerkkartusche, worin die Inschrift, eine flache rundbogige Nische, in der in Flachrelief eine Strahlenmandorla, vor ihr ein kleiner Rundsockel, auf dem wohl eine Statue der Madonna gestanden hat. Zu beiden Seiten der Nische Hermen, die das kräftig vorladende Gesims tragen, an dessen Fries ein Engelsköpfchen und Beschlägornament skulpiert ist. Die Bekrönung des Ganzen bildet, von Voluten und Früchten umgeben, eine Rollwerkkartusche mit dem Wappen. Die Inschrift unten lautet:

HOC QUIS SUB TUMULO LATITET SCIVISSE VIATOR
EXPETIS: EN CASPAR NOĪE WYD A SUO
ISTE PROCURABAT MAGNO NEGOTIA SUMMI
ARGENTINENSIS CUNCTA LABORE CHORI

SED CUM IAM PROCERUM LATE DISCORDIA FRŪM
IRREPSIT NIMIUM (HEU) PERNITIOSA LUES
ECCE SOLUM PATRIUM MOX SEDE OPIBUSQUE RELICTIS
REPPEDIT HAC PLACIDE NUNC REQUIESCIT HUMO

G · W · F · F · I · 5 · 9 · 6 ·

Also ein Mitglied des Straßburger Domkapitels, ein gebürtiger Offenburger, der ebenfalls vor der neuen Lehre nach Offenburg sich zurückgezogen. Das Grabmal ein etwas derbes, aber flottes Spätrenaissancewerk.

Dieses sowie das vorhergehende Grabmal hatten offenbar bei dem Brande 1689 stark gelitten, mußten geflickt und vielleicht in die erneuerte Mauer eingefügt werden.

5. An dem Chor die überlebensgroße Statue des Erzengels Michael auf barockem Sockel. Roter Sandstein. Charakteristisches, derbes Barockstück. Laut der langatmigen Inschrift am Sockel 1732 von dem Zinsmeister des Andreasspitals F. A. Witsch gestiftet.



Fig. 272. Grabmal des Caspar Wydt an der kath. Pfarrkirche in Offenburg.

Friedhof

Kruzifixus

Auf dem *alten Friedhof*, der jetzt in eine Anlage umgewandelt ist und an die Stadtmauer anstößt, der große *Kruzifixus* (s. Fig. 273) aus rotem Sandstein auf erneuertem Sockel. Der edle Kopf ist leicht geneigt, der Körper, »in der scharfen und mageren Behandlung seiner Formen und der bestimmten Darlegung des Knochengerüstes, verrät ein tüchtiges Verständnis des menschlichen Organismus«.[1]) Mit dem flatternden, knittrigen Schurz, der übertriebenen Einziehung der Weichteile unter den Rippen, der scharfen Behandlung der Muskeln ist dies Werk ein echtes Beispiel der naturalistischen Spätgotik und doch vornehmer als die meisten gleichzeitigen Produktionen. Leider geht der weiche Sandstein trotz des schützenden

[1]) Lübke a. a. O. S. 342.



Fig. 273. Kruzifix auf dem alten Friedhof in Offenburg.

Daches unrettbar der Zerstörung entgegen. — Oben ein angeschlagenes Blechschild imitierend das Täfelchen mit der Inschrift: Jesus Nazarenus Rex Judeorum in lateinischer,



Offenburg, Ölberg.



griechischer und hebräischer Sprache, ein merkwürdiges Beispiel des Humanismus in Deutschland. Am Fuß die Jahreszahl 1521 und das Zeichen: X̅X̅, welch letzteres man als Andreas Uracensis gelesen hat, in Gedanken an den Christoph von Urach, und das Werk also einem Verwandten desselben zugeschrieben hat. Solange aber dieser Andreas nicht nachgewiesen ist, besteht nicht der geringste Grund einer solchen Auflösung des Zeichens, das ich ungedeutet lassen muß. Es kehrt übrigens am Ölberg wieder.



Fig. 274. Rest eines Portals, an der Rückseite des Ölbergs in Offenburg eingemauert.

Ölberg

Der *Ölberg* (Tafel XVII): Großer Nischenbau, der sich in einem mit Hohlkehlen und Rundstäben profilierten Rundbogen öffnet, mit einem Netzrippengewölbe. Im Vordergrund, der durch faschinenartiges Flechtwerk gehalten wird, die drei Jünger, von denen Petrus erwacht ist und in beginnendem Zorn mit der Rechten am Boden nach dem Schwert tastet. Hinter ihnen, durch eine Futtermauer von Steinen gestützt, an der Farrenkräuter, Disteln, Wegerich, der betende Heiland, den edeln Kopf nach oben erhoben, wo über den mit Efeu bekleideten, etwas zu regelmäßig geschichteten Felsen der Engel mit dem Kelch erscheint; lebhaft flattert vom Fliegen sein Gewand. Der Garten ist abgeschlossen durch einen Bretterzaun, der sich zu äußerst links vom Beschauer in einer Tür öffnet. Zaun und Türe sind mit solcher Virtuosität in der Holzmaserung skulpiert, daß man sie auf den ersten Blick für echtes Holz halten mag. Durch die geöffnete Tür dringen die Häscher ein, ein Teil naht hinter dem Zaun, voran Judas mit dem Geldbeutel. Die Häscher, wie es üblich war, in der damaligen Zeittracht

gekleidet und, wie es die deutsche Kunst bei dieser Scene liebte, in ihrer abschreckenden Häßlichkeit und Gewöhnlichkeit scharf charakterisierte Gestalten. Der eine trägt einen Pechkranz, einer naht mit einer Muskete, der dreht die Kurbel seiner Armbrust, jener nimmt rasch einen Schluck aus der Feldflasche, ein anderer hält seine Laterne über den Zaun zur Beleuchtung. Hinter ihnen in Flachrelief Berge, besetzt mit steifen Bäumen und Steinbänken, im Hintergrund nahen noch zwei verspätete Häscher aus den Toren Jerusalems, das naturgemäß einer deutschen Stadt ähnelt. Hier geht das Relief in Malerei über, weiterhin in ein Landschaftsgemälde mit Berg und Fluß. Dementsprechend war der ganze Ölberg bemalt, die Spuren noch an den Pflanzen deutlich erkennbar, an den Eisenteilen der Tür, an den Augen der Persönlichkeiten etc. Allerdings ist das wohl aufgefrischt durch einen Restaurator des 18. Jhs. Aber eine vollständige einstige Bemalung müssen wir zweifellos annehmen. In den Schlußsteinen des Netzgewölbes ein Auferstandener und ein Schildchen mit dem Zeichen [Zeichen], an dem Täfelchen unten rechts die Jahreszahl M · D · XXIIII und darunter das Zeichen XX, an dem linken Täfelchen steht das Renovationsdatum 1820. (Roter Sandstein.)[1]

Dem Zeichen nach wäre das Werk von derselben Hand wie das Kruzifix, doch hält eigentlich nur der Christus mit seinem ausdrucksvollen Kopfe und den feingegliederten Händen den Vergleich aus. Die Jünger sind zwar im Ausdruck recht gut getroffen, ihre Stellung ist aber noch etwas ungeschickt, die Durcharbeitung der Hände, der Gewänder etwas roh. Das gleiche gilt von den Häschern. Ich vermute, daß der Meister selbst nur den Erlöser gearbeitet hat und vielleicht den graziösen Engel, alles andere in seiner Werkstatt seine Gehilfen, um so mehr, als das Offenburger Werk nichts anderes ist als eine umgekehrte und verkleinerte Kopie des Ölberges im Straßburger Münster, denn von Ähnlichkeit und Übereinstimmung, Arbeit nach denselben Typen ist hier nicht mehr zu reden, sondern es ist das eine Werk eben schlechterdings eine Kopie bezw. eine direkte Wiederholung des anderen von dem gleichen Meister bezw. der gleichen Werkstatt. War der Meister des Kruzifixes vielleicht ein Straßburger Künstler? Wir können darüber heute nichts Bestimmtes aussagen.

Portal

Auf der Rückseite des Ölbergs ist der Rest eines spitzbogigen *Portals* (s. Fig. 274) eingemauert, das in sehr origineller Weise jene Mischung von Renaissance und Gotik zeigt, wie sie unserer sogen. Frührenaissance eigen ist. Auf Konsolen, die auf der einen Seite durch den Oberkörper eines Löwen, auf der anderen den eines Mannes gebildet sind, welche Wappen halten, setzt das sich kreuzende Rundstabwerk der großen Hohlkehle an, alles in der saftigen Behandlung der Renaissance und das Ganze von schlanken Renaissancesäulen mit phantastischen korinthischen Kapitellen flankiert. Der Bogen ist mit derben Blättern besetzt und endigt in einem Kielbogen. Unten zu beiden Seiten vorspringende Postamente mit Säulchen und Kielbögen. Das Stück, aus rotem Sandstein gearbeitet, könnte von der Pfarrkirche oder vielleicht noch eher von einem stattlichen Profanbau stammen. Daneben eingemauert zwei *Grabplatten*, auf denen in Rocailleumrahmung unter fünfzackiger Krone das Wappen, darunter die Inschrift:

Grabplatten

[1] Die Behauptung, daß in dem Felsen, über dem der Engel schwebt, ein unterirdischer Gang bis unter die Stadtmauer beginne, halte ich nicht für glaubhaft. Das erwähnte Zeichen bei der Jahreszahl ist jetzt verwittert.

Rechts:

IOANN : FRANC : PETZELT
SER : MI D : MARCH : BADENS
CONSATRAPA & SECRET :
ORTENAVIAE
OBIIT XVIII · FEBRVARII ·
MDCCLVIII
ANN · ÆTAT LXV
R · I · P.

Links:

MAR : THERES : NATA UNTZ
D · IOANN : FRANC · PETZELT
CONSATR : & SECRET · ORTEN :
CONIVX · OBIIT XXIV APRILIS
MDCCXLVII
ANN · ÆTAT · XLVI
R · I · P.

Des weiteren auf dem alten Friedhof noch einige Grabsteine, so an der Pfarrhofmauer in Rollwerkkartusche der des David Hoffmann mit der Inschrift:

Clariss. et ornatiss dno Davidi Hoffmanno illustriss. principis Philippi secundi marchionis Badensis sum̄o quaestori et consiliario fundatori salutationis deiparae virginis (quam salve regina vocant) et anniversarii sui ac principis supra citati devotissimo ac zelosiss. pie atque memoriae ergo grati haeredes parentarunt anno MDCVI.

Weiterhin:

Epitaph des Chr. Schintzius. Schmucklose Sandsteinplatte mit der Inschrift:

Venerabili ac perudito domino Christophoro Schintzio A. A. L. B. ac philosophiae magistro S. S. Theologiae candidato ad S. M. Andream Wormatiae canonico ecclesiae huius Offenburgensis S. M. in annum coadjutori XXI Maii MDCXXXIV feliciter expiranti et indigno eiusdem rectori tum quidem adhuc spiranti simile autem judicium in dies expectanti hocce curanti aeviternam caritivus opta viator quietem.

Epitaph, Sandsteinplatte mit großem Kreuz, Wappen, Putten und Vorhang, worauf die langatmige Inschrift, nach der hier liegt: vir nobilis ac strenuus Dominus Simon Bruder Serenissimi Marchionis B. B. consiliarius camerae aulicae et praefectus iudicii Appenw. in Ortenavia qui die 11 Febb. 1768 vivere desiit.; daneben und darum lange Sprüche.

Eine Anzahl anderer Grabsteine mit Rocailleverzierung lassen die Inschrift nicht mehr lesen, ebenda auch noch einige schmiedeeiserne Kreuze des 18. Jhs.

Stationsrelief

Zwei Reste von *Stationsreliefs*, der eine fast ganz unter der Erde versunken, der andere mit der Kreuztragung; drei weitere: Christus nimmt das Kreuz, begegnet seiner Mutter, bricht unter der Kreuzeslast zusammen, am Haus Kirchstraße Nr. 19 eingemauert. Sehr derbe Werke des Joh. Nep. Speckert, welche derselbe 1779 angefertigt hat; sie waren ehemals am Weg nach Weingarten angebracht.

Zwischen dem Schulhaus und Pfarrhaus war ein schönes, schmiedeeisernes Gitter des 16. Jhs. aufgestellt (s. Fig. 275), angeblich ein Rest des ehemaligen Chorgitters. Das Oberlicht desselben (mit dem Doppeladler) ist jetzt in die städtischen Sammlungen

verbracht. In der Mauer daneben große Toreinfahrt, im Spitzbogen mit der Jahreszahl: ..7 2 o 2 4.

Franziskanerkloster

Das ehemalige *Franziskanerkloster*, jetzt Kloster und Erziehungsinstitut der Schwestern des sacré cœur, ist wohl nach dem Stadtbrande auf den alten Fundamenten wieder aufgebaut worden. 1702 wurde der Neubau begonnen, 1705 das Mesnerhaus erbaut, 1717 war das Rektorat im Bau begriffen. Die stattliche Anlage besteht aus der Kirche, mit dem an die Nordseite des Chors sich anschließenden Kreuzgang, vielleicht ein ehemaliger zweiter, während der erste an der Nordseite des Langhauses lag. Um die Klausur gruppieren sich die teilweise veränderten schlichten Baulichkeiten des 18. Jhs.

Kirche

Die *Kirche* betritt man durch ein erhaltenes spätgotisches, rundbogiges Portal, dessen Gewände mit Hohlkehlen und Rundstäben profiliert sind. Die *Türflügel* sind gute Holzschnitzerarbeit mit Rankenwerk etc. des beginnenden 18. Jhs. Zu beiden Seiten des Portals überschlanke barocke *Sandsteinstatuen* des 18. Jhs. der Madonna und des h. Nepomuk, am Sockel des letzteren das Offenburger Wappen und die Inschrift: Johannes Baptista Burck Pfarrer . . Grisheim, wonach die Statuen also wohl aus letzterem Ort stammen.

Türflügel

Sandsteinstatuen

Inneres

Das *Innere* ist einschiffig, mit rundbogigen Nischen zwischen den mächtigen korinthischen Seitenpfeilern, Durchgänge in diesen verbinden die Nischen, über ihnen Emporen, die sich wie in der Pfarrkirche zwischen dem starken verkröpften Gebälk der Pfeiler öffnen. Ohne Querschiff schließt sich daran der lange Chor mit Achteckschluß, der noch die hohen, spitzbogigen Fenster mit frühem Maßwerk zeigt. An der Ecke von Chor und Langhaus runder Treppenturm, auf dem Dach kleiner Dachreiter. Aus der Beschreibung geht klar hervor, daß im ganzen die Erscheinung der alten Franziskanerkirche

0 50 100 Centim.

Fig. 275. Schmiedeeisernes Gitter, ehemals zwischen Schul- und Pfarrhaus in Offenburg aufgestellt.

Fig. 276. Hochaltar der Franziskanerkirche in Offenburg.



gewahrt geblieben ist, der Predigtkirche: das weite Langhaus, das wohl flach gedeckt war, mit dem anschließenden großen und hohen Chor. Wie weit auch im Langhaus noch der alte Kern steckt, läßt sich natürlich ohne besondere Untersuchung nicht sagen, einige Meter hoch vom Boden sind sicher alt, wie ein später zu erwähnendes Wandgemälde beweist. Chor und Langhaus sind jetzt mit (Schein-)Tonnengewölbe mit einschneidenden Kappen, die Nischen mit Tonnen-, die Emporen mit Kreuzgratgewölben überdeckt. An den Decken geschmackvolle Rocaillestuckornamente. An der Westwand zieht sich die Orgelempore herum. — Ich möchte nach allem vermuten, daß wir auch hier den Bau eines Vorarlberger Meisters vor uns haben.

Innenausstattung
Hochaltar

Von der *Innenausstattung* ist der *Hochaltar* (s. Fig. 276) hervorzuheben, ein bis zur Höhe der Gewölbe emporragender, mächtiger Aufbau von gewundenen Säulen, verkröpftem Gebälk, gebrochenen Giebeln, aus Holz, mit Rocailleschnitzereien und einem guten Gemälde der Himmelfahrt Mariä, sowie Heiligenstatuen, ein dekorativ sehr wirkungsvolles Werk aus dem Anfange des 18. Jhs. In dem ähnlichen Säulenaufbau mit Statuen etc. zwei größere und zwei kleinere *Seitenaltäre*, Doppelaltäre mit den Statuen von je drei Heiligen. Aus der gleichen Zeit die ebenfalls sehr kräftig wirkende *Kanzel* und entsprechende Beichtstühle mit Schnitzereien an den Giebeln. Auch die *Orgel* in dem bekannten geschwungenen Aufbau und Grundriß ist mit guten Rocailleschnitzereien verziert, in gleichem Stil das trefflich geschnitzte *Holzgitter* an der Orgelbühne.

Seitenaltäre
Kanzel
Orgel
Holzgitter

An einem Pfeiler angebracht in einer holzgeschnitzten Nische mit Rocailleverzierung die zweidrittellebensgroße Holzstatue des Ecce Homo. An einem anderen Pfeiler Holzkruzifix, weniger bedeutend (18. Jh.).

In der zweiten Seitennische befand sich ein als Kredenztisch benutzter ehemaliger Altar mit gewundenen Säulen, gebrochenem Giebel, Ölgemälde des Gekreuzigten, 1783 für den ursprünglichen Sitz der Schwestern in Ottersweier gearbeitet, 1823 hierher gebracht.

Im Langhaus eine Sandsteinplatte eingemauert, in der in Rocaillekartusche zwei Breves Benedikts XIV. eingehauen sind.

Wandgemälde

In einer Nische der Südwand wurde i. J. 1901 ein *Wandgemälde* vom Ende des 15. Jhs. aufgedeckt, den Tod Mariä darstellend, leider ganz besonders in den unteren Teilen stark zerstört.

Sakristei

Die *Sakristei* der Kirche mit sechs Kreuzgratgewölben (Stuck) auf zwei Pfeilern enthält trefflich mit verschiedenfarbigen Hölzern eingelegte Sckränke des 18. Jhs., ein Beichtstuhl ist geschickt in die Schränke eingefügt.

Grabplatte

Grabplatte aus Sandstein mit Allianzwappen:

ANNO I638 DEN 23 MÆRZ
IST · DIE WOHL · EDEL
GEBORNE · F · · FRAUW · AG
ATHA ÄSCHERIN · VON BÜN
NGEN · WEYLANDT DES WOHL
ETLE GEBORENE UND GEST
RENGEN HERN · GEORGEN
VOM STEIN · VON REICHSTE ·
EGEMAHL · N GOTT SELI
ENTSCHLAFFN · DERN
GOTT · GNADT · AMEN.

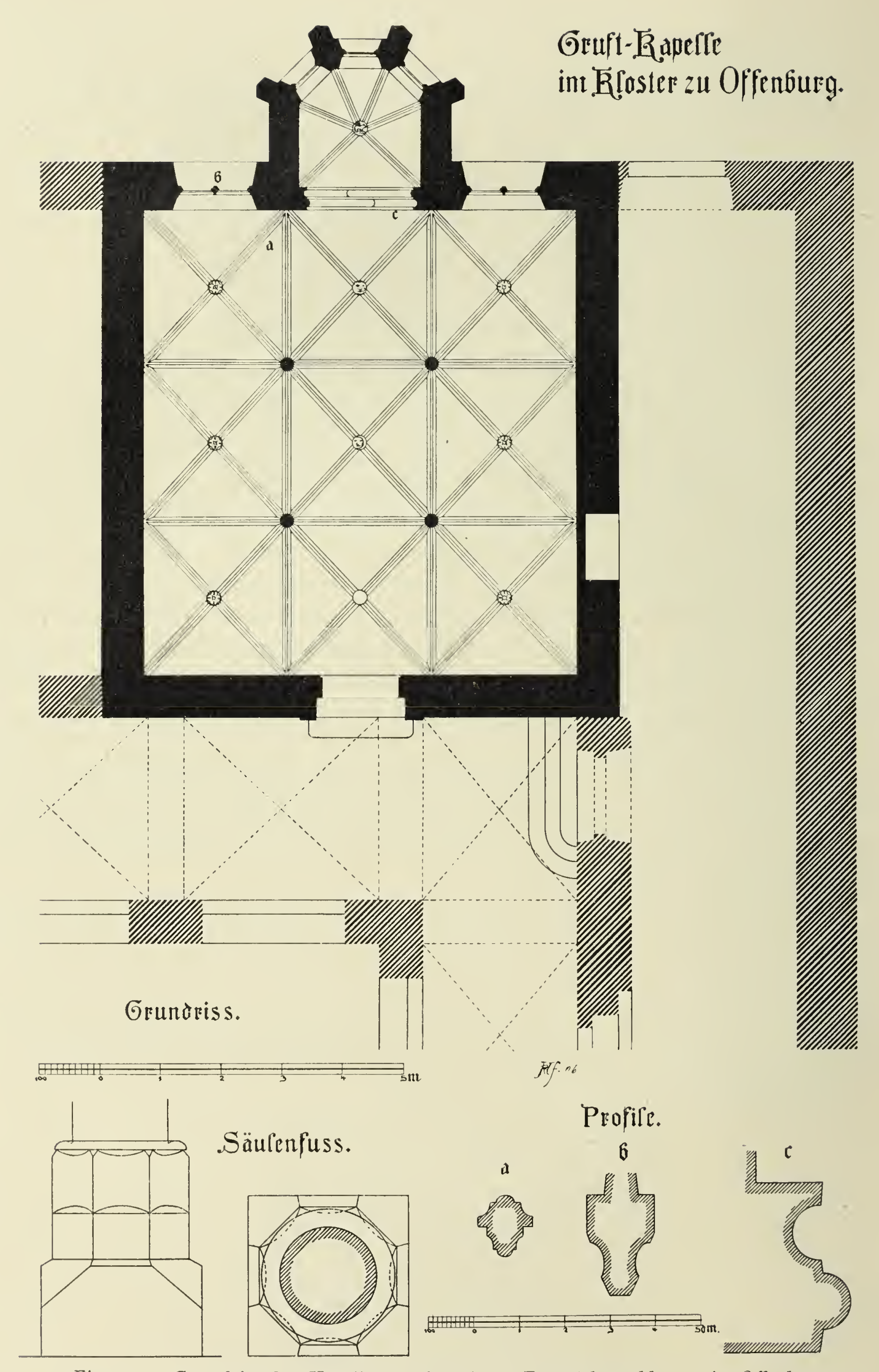


Fig. 277. Grundriß der Kapelle des ehemaligen Franziskanerklosters in Offenburg.

In der Sakristei und in dem anstoßenden Konvent schlichte spitzbogige Tür.

Grabplatte

Ebenda eine *Grabplatte* mit der Umschrift:

Añō dni mccclxxxu · o · Doīcc̄lla · deʒ Egenolf
Humel · de Stoffebūrge · ea · b · ān · eccl · omi · Scola ·

An Kirchengeräten eine *Sonnenmonstranz,* silbergetrieben, vergoldet, mit Rocaille-ornamenten, Engeln und Halbfiguren, Augsburger Zeichen, darunter G, sowie A C / M. Das Äußere der Kirche ist durchaus schlicht, das Langhaus nur durch die Rundbogenfenster des 18. Jhs. gegliedert, am Chor neben den Spitzbogenfenstern nicht sehr starke Strebepfeiler.

Monstranz

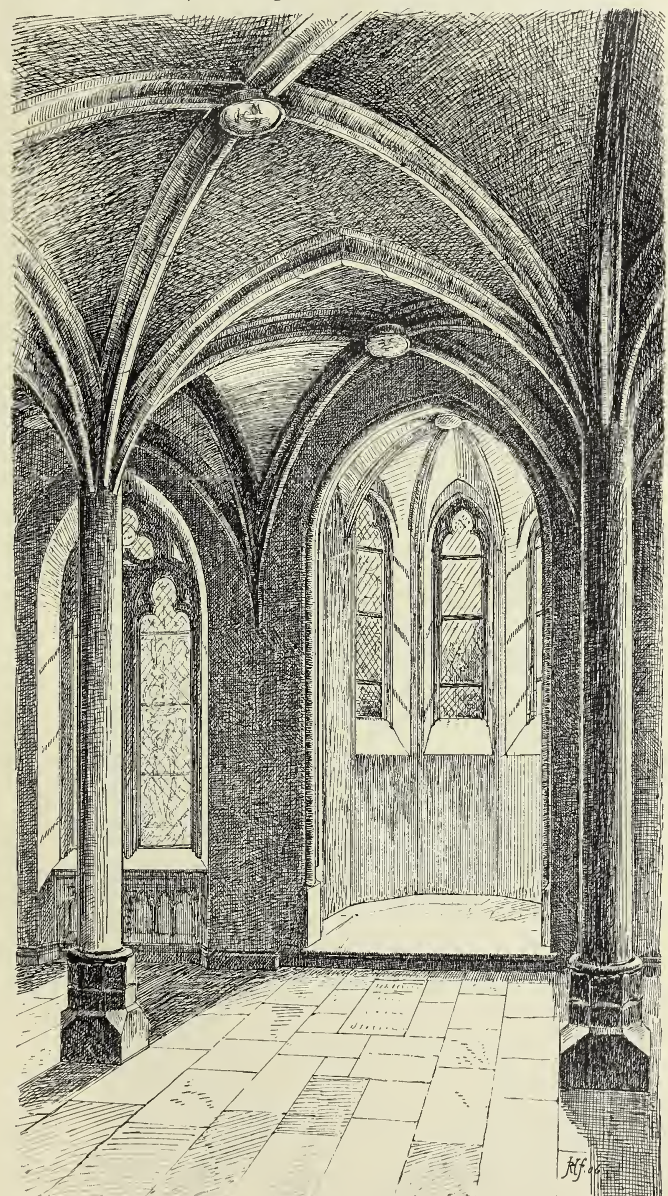


Fig. 278. Blick auf das Chörlein der Kapelle im ehemaligen Franziskanerkloster in Offenburg.

Von den Räumen der Klausur ist das *Refektorium* seiner Stuckdekoration wegen interessant. An dem Plafond fünf Medaillons mit Reliefdarstellungen aus der Legende des h. Franz, an der Südwand ein großes Relief des heiligen Abendmahles, darüber zwei Wappen, von Blumengirlanden und Ranken umgeben.

Refektorium

An den Kreuzgang stößt der einzige intakt erhaltene Raum der Bauten vor dem Brand an, eine *Kapelle* (Fig. 277), laut Angabe einer jetzt zerfallenen Urkunde von 1717. Ein dreischiffiger, kleiner Hallenbau aus rotem Sandstein, aus dreimal drei Kreuzrippengewölben bestehend. Die vier stützenden schlanken Säulen auf hohen, polygonalen und in dem oberen Teil durch konkave Einziehungen gegliederten Sockeln gehen ohne Kapitelle in die trocken, nur mit einer Hohlkehle profilierten Rippen über. An den Wänden endigen diese Rippen spitz auslaufend. Die runden Schlußsteine sind teils mit

Kapelle



Fig. 279. Holzstatue der Madonna mit dem Kind in der Kapelle des ehemaligen Franziskanerklosters in Offenburg.

Rosetten, teils mit Fratzen, im Chörlein mit dem Lamm Gottes geziert. Das aus dem Achteck geschlossene Chörlein, das sich in hohem Spitzbogen — Profil des Gewändes s. Fig. 278 — gegen das Mittelschiff öffnet, hat drei schlanke, spitzbogige Fenster mit Kleeblattbogenmaßwerk. Dem entsprechend sind die einpfostigen Spitzbogenfenster der beiden Seitenschiffe gestaltet, deren Pfostenprofil ebenfalls aus Fig. 278 ersichtlich ist. Unter der Fensterbank eine kleine Blendarkatur aus Kleeblattbögen. Das Ganze ein sehr anmutiger Bau in der etwas nüchternen, zarten Art der Spätgotik.

In den Gewölbekappen waren die Spuren der alten Bemalung: Engel mit dem Gloriatext, erhalten, die restauriert, d. h. durchaus neu gemalt wurden (vor 1900), so daß leider von dem Alten nichts mehr sichtbar ist.

Holzstatue

In dem Chor die neu gefaßte *Holzstatue* der Madonna mit dem Kind (s. Fig. 279), 1,5 m hoch, in der freien Haltung und den individuell vornehmen Zügen — ich stehe nicht an, es zu sagen — eine der bedeutendsten Skulpturen aus dem Anfange des 16. Jhs., selbst in der knittrigen Überfülle des Gewandes noch geschmackvoll wirkend.

Bei dem Brand von 1689 soll als angeblich einziger Rest des Klosters (nämlich der Innenausstattung) nur eine Tür übriggeblieben sein, an der später zur Erinnerung das Chronostichon angebracht wurde:

Marte Dente CLaVstro perVsto Vna VetVsta serVata fVi fortIs perstItI.[1]) Die Türe wird im Korridor aufbewahrt.

In dem Empfangssaal des Klosters sind eine Reihe von Porträts aufgehängt, Ölgemälde, u. a. der Maria Theresia, zweier Töchter derselben, Franz I., Josef II., der Kaiserin Luise mit ihren Kindern, eines Herzogs und einer Herzogin von Sachsen-Teschen, sowie ein Gekreuzigter in gutem Rocaillerahmen.

Im Vorraum ein Kruzifix, Holz, gute Durchschnittsarbeit des 18. Jhs, von einem Haus der Langen Straße stammend.

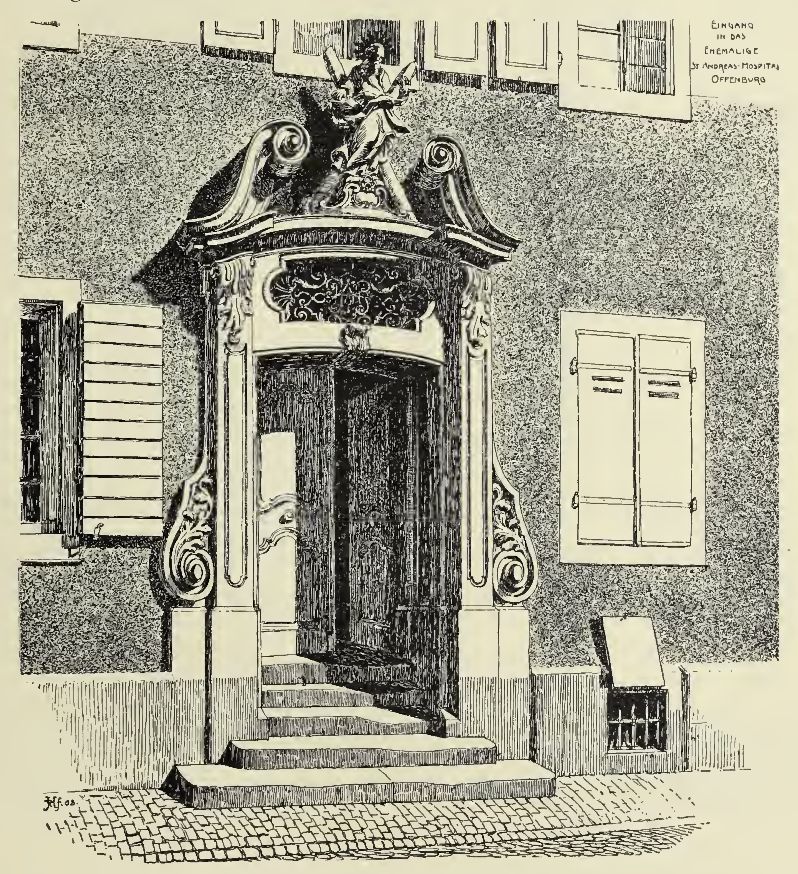


Fig. 280. Portal des ehemaligen Andreasspitals in Offenburg.

Im Klostergarten wurde seinerzeit ein Vortragskreuz gefunden, aus Messing (?), auf großem Knauf mit Fischblasenornament der naturalistische Kreuzesstamm, daran Christus mit flatterndem Lendentuch, trotz durchaus spätgotischer Behandlung, wie auch aus der Schrifttafel hervorgeht, erst aus der Mitte des 16. Jhs. Über den heutigen Aufbewahrungsort ist mir nichts bekannt.

Kapuzinerkloster

Das ehemalige *Kapuzinerkloster* dient jetzt als Gymnasium. Über die Berufung der Kapuziner, die sich dann in den Heimsuchungen der Franzosenkriege so überaus hilfreich bewährt haben, ist oben berichtet worden. 1641 bis 1647 erbauten sie ihr

[1]) Walter, Zum zweihundertsten Gedenktag etc., S. 29.

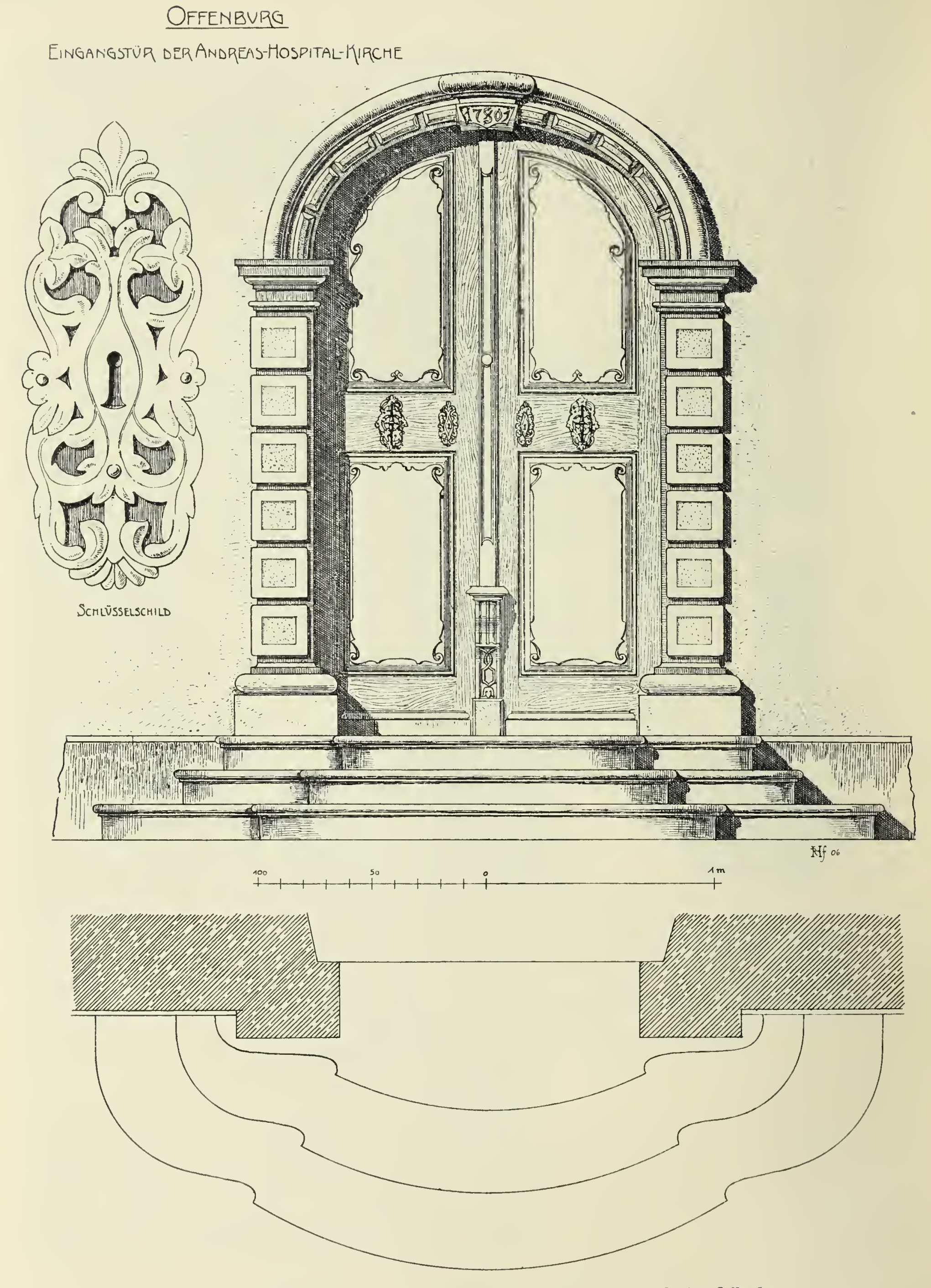


Fig. 281. Portal zur Kirche des ehemaligen Andreasspitals in Offenburg.

Kloster, das bei dem Brand wegen der Vorliebe Ludwigs XIV. für den Orden verschont wurde. Ein höchst einfacher, schlichter Bau, mit offenbar sehr beschränkten Mitteln

errichtet. Die *Kirche* ist einschiffig, flachgedeckt, mit gerade abschließendem Chor, der Kreuzgratgewölbe aufweist. Die *Altäre*, der Hoch- und die zwei Seitenaltäre, dekorativ gute Stücke im üblichen Barocksäulenaufbau, mit eingelegter Arbeit verziert, leider durch braunen Anstrich entstellt. Sie sind heute mit ursprünglich für einen anderen Ort bestimmten *Ölgemälden* geziert, sehr nachgedunkelter, flotter Mittelware des 17. Jhs. in italienisierendem Stil.

Kirche

Altäre

Ölgemälde

Kanzel im Empirestil, aus verschiedenfarbigen Hölzern zusammengesetzt, teilweise vergoldet; gefällige Arbeit.

Kanzel

In der ehemaligen Sakristei bemaltes Holzkruzifix des 18. Jhs.

An die Kirche stößt der kleine Kreuzgang an mit schlichten, hölzernen Rundsäulen, die gerades Gebälk tragen; das darüber liegende Geschoß ein Riegelbau, in seiner jetzt wieder hergestellten alten Gestalt ein überaus malerischer Anblick.

Das *Andreasspital* wurde um 1300 gegründet (s. oben) und sofort 1306 die nötigen Bauten errichtet. Bei dem Brande 1689 ist es offenbar vollständig zerstört worden. Das reiche Spital, das weithin in der Umgegend Besitztümer und Reben besaß, muß nach der Schadensberechnung der Stadt Offenburg ein stattlicher Gebäudekomplex mit zahlreichen Scheuern etc. gewesen sein. Es wird erwähnt die schöne, kunstreiche Kirche samt drei Altären, Orgel, Turm, Glocken, große Gebäude, Stallung, Scheuern, Backhaus, große Fruchtspeicher von fünf Kontignationen etc. 1700 konnte wieder an den Aufbau der Kirche und der anderen Gebäude gedacht werden, nachdem schon seit 1696 Nebenräume hergestellt waren. Der Maurermeister Leonhard begann am 17. April 1700, am 7. Juni wurde das erste, am 20. Juni das andere, am 27. Juni das obere Gebälk gelegt und am 31. Juli konnten die Maurer, deren es 20 waren, entlassen werden. Doch kann es sich dabei nur um die Rückseite oder einen provisorischen Bau gehandelt haben. Der heutige Bau stammt wohl aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jhs., nach seinem Baumeister müßte erst in den Urkunden geforscht werden. Es ist ein stattlicher Bau aus Bruchsteinmauerwerk, die Gewände etc. in rotem Sandstein, von polygonalem Grundriß; die Fassade gegen den Markt zu von ionischen Pilastern flankiert. An der Rückseite führt ein *Barockportal*, von Voluten flankiert, mit gebrochenem Volutengiebel, worin die Figur des h. Andreas, in den Bau (s. Fig. 280), von der Hauptstraße aus ein ganz schlichtes Portal. Die Kirche, einschiffig, mit Rundbogenfenstern, Stuckspiegelgewölbe im Langhaus, trocken profiliertem Rippengewölbe im Chor, einer Empore an der Westwand, enthält außer hübsch geschnitzten Türflügeln des 18. Jhs. nichts Erwähnenswertes. Sie ist in den Bau eingezogen und tritt nur gegen die Spitalstraße zu in dem achteckig abgeschlossenen Chor aus demselben hervor. Ihr Portal, aus rustizierten Pilastern mit flachem Rundbogen bestehend, noch in Spätrenaissanceformen durchgeführt, trägt die Jahreszahl 1701 (s. Fig. 281). An den einfach, aber gut geschnitzten Türflügeln gutes schmiedeeisernes Beschläg, Schloß und Griff. Im Hof des Spitals aufbewahrt ein Rest eines gotischen, abgefasten Brunnenstockes mit dem Rest der Inschrift:

Andreasspital

Portal

MENS
E · IVL
II · ANN
ODNIM
CCCC
XI · ·

Archäologische und ethnographische Sammlung

Die Gebäude sind zum Teil vermietet. Im ersten und zweiten Stock enthalten sie die *archäologische und ethnographische Sammlung* der Stadt Offenburg,[1]) welche i. J. 1900 eröffnet wurde. Sie enthält vor allem die prähistorischen, römischen und alemannischen Funde, die oben bereits erwähnt sind. Außerdem befinden sich hier eine Anzahl Skulpturen, kunstgewerbliche Arbeiten und auf die Geschichte der Stadt bezügliche Altertümer, aus denen ich hervorhebe:

Holzstatuen der zwölf Apostel, drittellebensgroß, auf Rokokokonsolen, bemalt.

Ein Kapitell- oder sonstiger Steinrest (angeblicher Hoheitsstein, also vielleicht von einem Brunnen, wie in Gengenbach), auf der Vorderseite das Offenburger Wappen, darunter 1540, auf der anderen Seite der Reichsadler.

Schlußstein mit einem Kopf in Rollwerk, Sandsteinarbeit aus der Mitte des 16. Jhs.

Halblebensgroße Statue der Pietà im gleichen Material aus der zweiten Hälfte des 17. Jhs.

Ein Sandstein, auf beiden Seiten mit Wappen. Die eine, etwa um 1600 bearbeitet, zeigt längsgeteilten Schild, links drei Balken schräglinks; auf der anderen Seite, um die Mitte des 18. Jhs. bearbeitet, erblickt man in flotter Rocaillekartusche ein Allianzwappen. Ein weiterer Stein mit dem Offenburger Wappen und ein Fragment mit nacktem Putto, Rest eines reichen Renaissancetürgewändes.

Eine Anzahl gußeiserner Ofenplatten des 16. und 17. Jhs. mit religiösen und kriegerischen Scenen sowie Wappen.

Ein weißglasierter Ofen mit Landschaftsmalereien in Blau, 18. Jh., sowie ein grünglasierter älterer.

Ofenkacheln, darunter zwei mit Brustbildern in der Zeittracht, von Hans Kraut, andere in der Art der Schweizer Maler bemalt; 16. bis 17. Jh.

Trümmer von einzelnen Ofenkacheln.

Sechs steinerne Ofenfüße aus dem 16. bis 18. Jh., einige mit Delphinen geschmückt, eine mit Karyatiden und Rocailleblumen, wirkungsvolles Stück.

Ein Stein vom Brückenpfeiler von Gengenbach mit Inschrift.

Schmiedeeiserne Kreuze des 18. Jhs. vom alten Friedhof.

Porträt, Ölgemälde, eines Abtes von Schuttern, 18. Jh.

Eine Hakenbüchse aus der ersten Zeit des 16. Jhs.

Einige Zinnsachen, darunter Abendmahlskannen mit dem Wappen derer von Rüdt, gestiftet 1767 in die Kirche von Sindolzheim.

Hier auch der schmiedeeiserne Balkon des unten erwähnten, jetzt abgebrochenen Gottwaldschen Hauses (S. 514), sowie das Oberteil des Gitters am Schulhause (s. Fig. 275) und ein in Sandstein gut gearbeiteter Frauenkopf des 18. Jhs., ebenfalls von einem abgebrochenen Hause.

PROFANGEBÄUDE

Rathaus Baugeschichte

Rathaus. Ein solches muß natürlich schon im 13. Jh. vorhanden gewesen sein, i. J. 1426 aber hören wir erst von einem Bau, auf einem verkehrt eingemauerten Stein im Hofe des heutigen Rathauses findet sich diese Zahl. Offenbar fand damals ein Neubau statt. Von diesem aber ist heute nichts mehr erhalten, dagegen noch einige

[1]) Sie verdankt ihr Bestehen wesentlich dem rastlosen Bemühen und Sammeleifer ihres Vorstandes, des Herrn Kreissekretärs C. F. Mayer.

Reste von jenem Bau, auf den die Jahreszahl 1521 in einem Raum an der Kornstraße hinweist. Zu Anfang des 17. Jhs. wurde die an der Hauptstraße gelegene Kanzlei abgebrochen und ein Neubau beschlossen, 1604 bis 1605 auch, also ziemlich rasch, aufgeführt, und zwar von »Meister Wendling Götzen dem Bildhauer« wie es scheint, da außer ihm kein Baumeister genannt wird. Zeitgemäß war der Bau im Stile der deutschen Spätrenaissance aufgeführt, es hat sich davon ein einziger Stein erhalten, mit Beschlägornament.[1]) 1607 werden die Maler Friedrich Brändel und Hans Martin gemahnt, sich in der Ausmalung zu beeilen. Nach dem Brand von 1689 konnten zunächst nur einige Reparaturen an dem stehen gebliebenen Hintergebäude vorgenommen, unter anderem zur Verhütung größeren Unglücks der Giebel abgebrochen werden, wir finden diesbezüg-

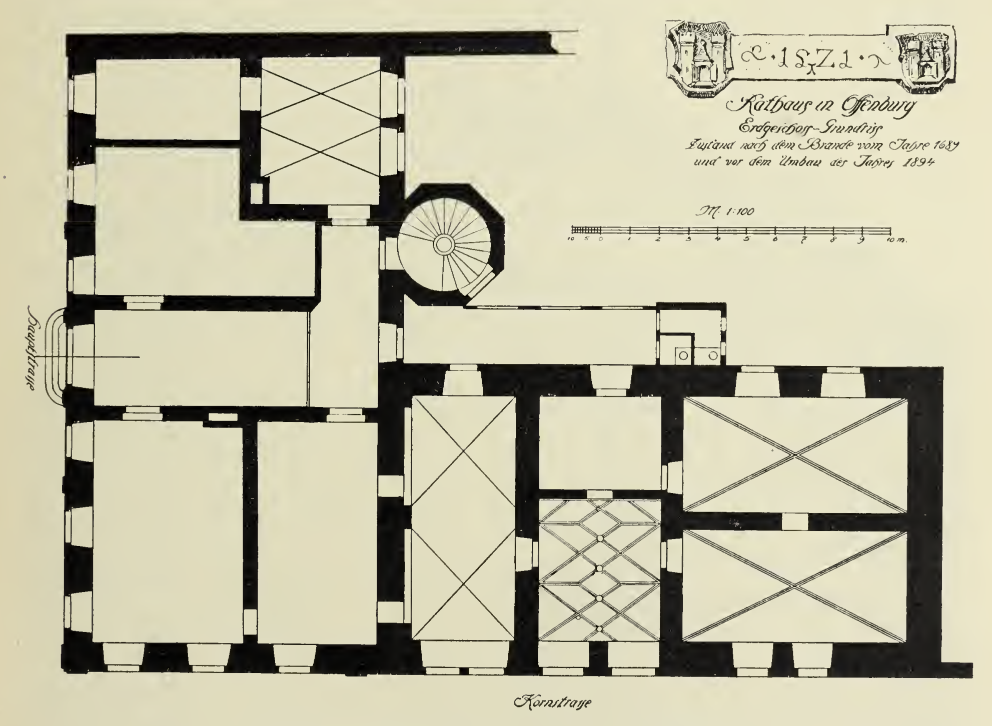


Fig. 282. Grundriß des Rathauses in Offenburg.

liche Notizen von 1691 bis 1700; die Stuben werden hergestellt, 1699 wird eine Uhr bestellt, 1700 ein »Türmle zu einer Glocken auf das Rathaus« errichtet. Als die Stadt dann anfing, sich wieder zu erholen, wurde erst der Ausbau des Vorderhauses in Angriff genommen und am 7. April 1741 der Kontrakt darüber mit »Maister Mathias Fux Burger und Maurer allhier« abgeschlossen, der es übernimmt, »den völligen Cantzley Bau, soviel die Maurer Arbeit betrifft, nach dem vorhandenen Riß auf seine eigene Kosten zu verfertigen und herzustellen, mithin das alte Dachwerk und Gemauer bis auf die Fundamenta, wo es nöthig abzubrechen, die Kellerlöcher zu verändern, sodann sowohl die Hauptmauern, als die innern Scheidewände der untern und mittlern Contignation aufzuführen, die Riegelwände im dritten und obern Stockwerk zu mauren, das Archiv

[1]) Abgebildet bei Walter, Das Rathaus etc., S. 6.

und Küche zu gewölben, auch beede samt denen Gängen in allen dreien Contignationen mit Platten oder Ziegelsteinen zu belegen, die Feuerwände, Feuerherd und Kaminer zu verfertigen, das ganze Gebäu außen und innen zu bestechen und auszustreichen, auch in allen Zimmern und Gemächern, wo man es verlangt, Wickelböden und Decken mit Hohl-



Fig. 283. Rathaus zu Offenburg.

kehlen zu machen« etc.[1]) Woher der Riß kam, ist nicht angegeben; die Vermutung Walters, daß er in Augsburg gefertigt sei, weil sich über den Fenstern des Erdgeschosses ein etwa einem Pinienzapfen verwandtes Gebilde findet, ist nicht stichhaltig, da das hier lediglich ein auch anderswo vorkommendes Ornament ist. Der Maurermeister muß der

[1]) Walter a. a. O. S. 10.

ganzen Ausführung nach übrigens ein so tüchtiger Künstler gewesen sein, daß wir ihm selbst die Konzeption zutrauen könnten; vielleicht hat es sich bei dem Riß nur um den Grundriß gehandelt. Der Bau scheint ziemlich lange sich hinausgezogen zu haben, wenn wir daraus etwas schließen dürfen, daß erst 1784 die Schreinerarbeit für den Rathaussaal vergeben wurde. Er stand dann bis 1894, in welchem Jahre ein Umbau stattfand, der leider die Wendeltreppe zerstörte.

Unser Grundriß (s. Fig. 282) zeigt den Zustand vor diesem Umbau. Das Gebäude des 18. Jhs. ist ein regelmäßiges Rechteck, das seine Hauptfront mit je sieben Fensterachsen der Hauptstraße bezw. dem Markt zukehrt, während die eine Schmalseite an das Gasthaus »Zur Sonne« angebaut ist, die andere mit je drei Fensterachsen in die Kornstraße schaut. An die Rückseite stößt rechtwinklig, der Kornstraße entlang, das erhaltene Hintergebäude aus dem 16. Jh. an, sowie an den davon frei bleibenden Teil die Wendeltreppe, die den Zugang zu den verschiedenen Stockwerken des Hauptbaues vermittelte. Die innere Einteilung des Hauptbaues geht aus dem Grundriß klar hervor.

Fassade

Die *Fassade* gegen die Hauptstraße zu ist von sehr wirkungsvollem Aufbau (s. Fig. 283). Die drei mittleren Fenster sind von gequaderten Pilastern mit ionischen Kapitellen zusammengefaßt, über denen sich ein runder Giebel erhebt. Er ist dem Satteldach des ganzen Baues vorgesetzt. Die im ganzen Bau flachbogig geschlossenen Fenster sind in den zwei unteren Stockwerken mit einer an zwei Ecken konkav eingezogenen Gesimslinie überdeckt. Die jeweils drei Fenster zu beiden Seiten des Portals und das Balkons sind dadurch wieder zu einer Einheit zusammengefaßt, daß jeweils das mittelste von ihnen mit einem flachrunden Giebel gekrönt ist, auf dem unten das erwähnte pinienzapfenähnliche Gebilde, oben eine Blumenvase sitzt, während die Fenster auf den beiden Seiten flache Volutengiebel aufweisen mit Palmetten dazwischen. Auch die Keilsteine der Fenster sind verschieden behandelt, an den mittleren konsolenartig, unten mit Ranken- und Vorhangornament, oben mit Fratzen, während die Keilsteine der anderen Fenster ganz schlicht gelassen sind. Das rundbogige Portal ist von Pilastern flankiert, deren Füllungen mit Bandgeschlingornament verziert sind. Auf den frei behandelten Kapitellen sowie auf dem mit Löwenkopf versehenen Keilstein des Portals sitzen die in Karyatiden endigenden Konsolen auf, die den Balkon tragen mit seinem geschmackvollen, schmiedeeisernen Gitter. Über der Balkontür in Relief von zwei Löwen gehalten das Wappen der Reichsstadt unter flachrundem Giebel (s. Fig. 284). Die Fenster des obersten Stockwerkes sind nur von einer Gesimslinie umzogen; entsprechend der unteren Rhythmisierung sind ihre Keilsteine entweder mit Palmetten verziert oder glatt gelassen. Im Giebel zwei blinde Rundfenster und das Mittelrund mit der Uhr. Auf ihm die Figur der Justitia.

Die Behandlung der drei Fensterachsen der Seitenfassade gegen die Kornstraße ist die gleiche wie bei den vorderen Fenstergruppen, über ihnen erhebt sich in mehrfacher Einbiegung und Ausbiegung, mit großen Voluten auflagernd, der große Giebel des Daches. Auf seiner einmaligen, scharfen Knickung je eine Blumenvase, auf der Spitze die Büste des sagenhaften Offo.

Nach dem Hof zu erhebt sich aus dem Satteldach ein kleines, mit einem Zwiebeldach gedecktes Glockentürmchen.

Die Türflügel des Hauptportals Schnitzerei des 18. Jhs. mit schmiedeeiserner Füllung.

Rathaussaal

Im Hauptgeschoß der *Rathaussaal* mit Durchzugsbalken und sparsamen Stuckornamenten an den Decken, hier eine Standuhr in geschnitztem Holzkasten, das Uhrgehäuse selbst in Messing geschnitten und bezeichnet: Michael Guß 1776, während der



Fig. 284. Mittelstück der Fassade des Rathauses zu Offenburg.

Uhrenkasten laut Akten 1779 von Bildhauer Speckert gefertigt worden; das Uhrwerk stammt von Anton Höhrmann. Auf dem Korridor und in den Zimmern einige Ölgemälde, Porträts der Maria Theresia, Franz I. u. a.

Material

Das *Material* sind Bruchsteine, an den Gewänden und skulpierten Teilen roter Sandstein, im Innern teilweise Riegelwände.

Das anstoßende Hintergebäude zeigt im Erdgeschoß und ersten Geschoß noch die geradsturzigen, teilweise noch mit einem Mittelpfosten versehenen Fenster mit abgefasten Sandsteingewänden aus dem 16. Jh., im Erdgeschoß auch noch die alte Einteilung (dient als Polizeiwachtstube). Über dem mittleren Doppelfenster desselben im Sturz ein Stein eingemauert, der nach Walter ehemals am Sturz des hier vorhandenen, abgebrochenen Portals sich befand, zwischen dem zweimal wiederholten Stadtwappen die Jahreszahl 1521 und das Zeichen Fig. 282. Heute tritt man zunächst in einen von einem Kreuzrippengewölbe überspannten Raum, hinter dem ein zweiter, ähnlicher liegt. Aus dem ersteren gelangt man durch eine Tür mit abgefastem Gewände in die einstige Torhalle, die — etwa 1,75 m breit und 5,75 m lang — mit einem Netzrippengewölbe überdeckt ist, dessen schlicht mit einer Hohlkehle profilierte Rippen ohne Konsolen in der Wand verlaufen. Sie haben vier (der fünfte ist weggelassen) Schlußsteine, an denen das Stadtwappen, ein Christuskopf, ein Stern und eine sechsblättrige Rose skulpiert sind. Aus einer Rippenkreuzung schaut der Kopf des Künstlers hervor — anders wird er wohl nicht zu deuten sein —, der den Bau errichtet, und daneben an der Rippe das Meisterzeichen[1]) (s. Fig. 285).



Fig. 285. Kopf des Baumeisters, im älteren Teil des Rathauses in Offenburg.

Wendeltreppe

Im Hof, an der Rückseite des Neubaues, befand sich in achteckigem Türmchen die *Wendeltreppe*, der Schneck, die nach Walters Behauptung auf Grund älterer Aussagen aus dem zerstörten Pfalzgebäude hierher transferiert wurde.[2]) Nach den über den »steinenen Schnecken an der Pfalz« erhaltenen Urkunden ist derselbe in den Jahren 1614 und 1615 von »Meister Wendling Götzen dem Bildhauer und Steinmetzen« errichtet worden, also dem Meister des Renaissancerathausbaues. Nach Walter fanden sich an ihm folgende Steinmetzzeichen:

(?)

Renaissance-türbeschläg

Aus dem Rathaus stammte ein gutes schmiedeeisernes *Renaissancetürbeschläg* mit Knauf, das sich ehemals im Besitze des Kaufmanns Albrecht Fischer befand.

Pfalz und Laube

Pfalz und *Laube* standen noch seit dem Brand in Mauerresten, die mit dem Einsturz drohten. Endlich 1784 beschloß man daher ihren Abbruch. Interessant ist dabei der Umstand, daß sich dafür u. a. ein Maurer aus dem Bregenzer Wald Anton Hirschspiel anbietet, daß also damals noch diese Bauschule bis hierher tätig war. Doch erhielten die ortsansässigen Meister den Auftrag. Damals erschienen Pfalz und Laube als zwei

---

[1]) Von Walter nicht richtig wiedergegeben.

[2]) Walter, Das Rathaus etc., S. 12.

Gebäude, doch dürfte Walter mit der Ansicht recht haben, daß sie ursprünglich nur eines bildeten, in dem zu ebener Erde die Brotbänke und Gaden, im oberen Stock die Pfalzwirtschaft war. Es war ein gewaltiges Gebäude, das nach allem da stand, wo jetzt das Kriegerdenkmal steht, offenbar in der ersten Hälfte des 16. Jhs. erbaut, denn seit 1565 hören wir in den Protokollen von der »neuen Pfalz«.[1]) Nach dem Brande erbaute man, da ein städtisches Wirtshaus Bedürfnis schien, vor diesem zerstörten Bau an der Stelle des heutigen Drakedenkmals ein neues Gebäude (1727), das jetzt auch verschwunden ist.

Salzhaus

Das sogen. *Salzhaus*, das nach 1786 neu aufgeführt wurde, ist das schlichte Haus Nr. 65 an der Hauptstraße.

Bezirksamtsgebäude

Das heutige *Bezirksamtsgebäude*, früher der Königshof genannt, wurde als Amtshof für die Landvogtei unter der Markgräfin Sibylle in dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jhs. begonnen.

1712 wurde von dem Amtmann (damals Wilh. Wenger) die Bauung eines herrschaftlichen Kellers auf dem Amtshof beantragt, »wobei aber die Fundamente dergestalt gelegt werden müssen, daß mit der Zeit nach Ir. hochfürstl. dchlt. gnädigsten Fürstin und Frau Intention ein Gebäu darauf gesetzt werden kann«, und er habe »vor nöthig und gut angesehen, daß etwa der hochfürstl. Baumeister zu Rastatt heraufgeschickt und durch ihn ein Grundriß und Überschlag gemacht werden könne«.[2]) 1714 war alles soweit bereit, daß man hoffen konnte, den Bau fortzuführen und noch im Sommer unter Dach zu bringen. Am 29. April 1714 berichtet der Amtmann Brée, daß der Bau zwar zu Anfang gebracht und nach Ankunft des Baumeisters Herrn Rohrer mit dem hiesigen Maurermeister Dominik Ellmerich der Akkord der Maurer- und Steinhauerarbeit getroffen worden, doch ergab sich noch eine Schwierigkeit wegen anzukaufender Plätze, die Rohrer notwendig hielt zum »Embellissement und Commodität des herrschaftl. Baues«. Das Haus auf dem Nebenplatz nämlich hatte zwei Fenster gegen das Amtshaus, dies sollte aber vorgerückt werden. Endlich konnte man sich mit dem Besitzer darüber einigen. Auch eine Steingrube glaubte man eine halbe Stunde entfernt entdeckt zu haben, »wo große Steine, auch Quader und Platten genugsam überkommen sein. Die Untertanen seien auch zur Frohn ganz willig und bereit, begehren aber nach alter Gerechtigkeit täglich 2 Pfund Brod und 1 kr. Geld — Fuhrfrohn aber 4 Pfund Brod und 2 kr. Geld«. Zugleich schickte man einen Maurermeister nach Schloß Staufenberg, um zu sehen, ob die allda gehauenen Tür- und Fenstergestelle zum Bau gebraucht werden können. Man fand auch 100 Stück an der Zahl brauchbar, die man hertransportieren ließ. Am 25. Juli 1715 berichtet der Amtmann dann schon wegen der Zimmerarbeit, daß der Zimmermann, um deswillen, daß es ein französisches Dach sei, also eine ihm etwas unbekannte Arbeit etc., sich nicht auf einen Akkord einlassen wollte. Der Amtmann schlägt darauf vor, daß der Holzbau im Taglohn befördert werde, und hofft dann, eventuell noch mit Ersparnis, denselben bei einem Meister und elf Gesellen in 40 Tagen zu perfektionieren; doch müßte man von seiten der Hofkammer den herrschaftlichen Zimmermeister Josef Bildstein dazu geben, was geschieht. Am 26. November 1715 überreichte »Michael Ludwig Rohrer Architectus« einen Bericht über das Fertiggestellte:

1. sind die Circumferenzmauern durch alle zwei Stockwerke bis an das Hauptgesims, wie auch im unteren und oberen Stock alle steinernen Fenstergestelle verfertigt und versetzt, bis auf die zwei mittleren Fenster, welche erst mit dem Portal verfertigt werden können, und die Frontaspitze wird künftig mit dem Hauptgesims fertig;
2. sind die inwendigen Scheide- und Zwerchmauern durch beide Stockwerke gegen die Hälfte aufgeführt, wie auch die Hauptstiege im unteren Stock;
3. sind die zwei Stiegen in den großen Hauptkeller und in den Amtskeller fertig bis auf das Bestechen; das große Kellergewölbe müsse noch gewölbt und hierzu aparte Gewölbesteine gebrochen werden;

[1]) Walter a. a. O. S. 21.

[2]) Walter, Die Erbauung des Bezirksamtsgebäudes etc., wo alle diesbezüglichen Akten im Auszug wiedergegeben sind.

4. ist der Hof gegen die anstoßenden Häuser und Höfe auf einer Seite mit einer 176 Werkschuh langen Mauer abgeschlossen und die Mauer auf zwei Drittel der Höhe aufgeführt;
5. sind zu den Nebengebäuden die Fundamente fast über die Hälfte gelegt;
6. ist der Dachstuhl in der Zimmerarbeit fertig und aufgeschlagen, so daß er innerhalb 14 Tagen eingelattet und bedeckt sein kann; die Dachfenster können aber erst, wenn das Gemäuer, Kamine und Hauptgesimse fertig sind, verfertigt werden;
7. das große Portal mitten im Bau ist noch nicht angefangen; da das Gebäude einen so schönen Prospekt bekommt, wird um Verordnung gebeten, ob nicht dieses Portal etwas schöner als das projektierte hergestellt werden solle, damit die Steine dazu gebrochen und gehauen werden können.

Am 2. März 1717 berichtet endlich Amtmann Brée an die Hofkammer, daß die rauhe Mauerarbeit am Amtshofbau alle fertig sei und der Maurermeister Dominik Ellmerich auf Bezahlung dringe nach Abmessung und Liquidierung durch Rohrer und einen beigezogenen unparteiischen Meister. Dem wird stattgegeben. Von da an hören wir nur mehr von kleinen Reparaturen im Dachwerk etc. Erst 1756 wird vorgeschlagen, 2500 fl. von vorhandenen Geldern zum vollständigen Ausbau und Herstellung des fürstlichen Amtshauses zu verwilligen, und es wird denn auch bestimmt, »daß solche zum Portal des Amthauses und aus ihrem Rest das sonst Höchstnötige verwendet werden möge, und beantragt, den fürstl. Architekten Krohmer zu beordern, um den Augenschein zu nehmen und Überschlag zu machen. Riß und Bauprojekt sowie Überschlag wurden vorgelegt und genehmigt, nur wurden zwei projektierte Figuren, welche nicht gar wohl herauskommen, ausgelassen«. Im April 1758 wurde dann berichtet, daß man mit den 2500 fl. nicht auskäme und noch weiter ca. 750 fl. erforderlich wären. In diesem Jahr dürfte dann der Bau fertiggestellt worden sein. 1763 sollte er zu zwei Wohnungen hergerichtet werden, was aber dann der großen Kosten halber unterblieb.

Aus diesen Nachrichten scheint mir hervorzugehen, daß 1717 der Bau mit Ausnahme des Portals, der Tür darüber und des Fensters im Giebelbau fertig war, daß 1756 bis 1758 nur dieses schmale Mittelstück noch hergestellt werden mußte, da die Fenster seitlich der Türe sich deutlich als Produkte der ersten Bauzeit erweisen. Aber wie das Portal zu dem Ganzen paßt, möchte man doch glauben, daß ein alter, damals noch erhaltener Entwurf Rohrers der Krohmerschen Hinzufügung zugrunde gelegt wurde.

Unser Grundriß zeigt die Einteilung des Gebäudes (s. Fig. 286) im Erdgeschoß, der die obere entspricht. Durch das Portal betritt man den stattlichen Vorplatz, der die ganze Breite des Mittelrisalits einnimmt und von den zwei Fenstern zu den Seiten des Portals gutes Licht erhält. Zu seinen beiden Seiten je zwei zweifenstrige Zimmer, nach rückwärts eine Anzahl gewölbter Räume. Vom rückwärtigen Tordurchgang aus führt die Treppe in das Hauptgeschoß. An die Rückseite schließt sich nördlich in etwas stumpfem Winkel ein Flügel an. Das Innere des Baues bietet nichts Bemerkenswertes, abgesehen von einigen Türen mit Gewänden in einfacherem Barock.

Desto interessanter die Fassade (Tafel XVIII), ein treffliches Werk des ausklingenden Louis XIV.-Stils, dessen gründliche Kenntnis wir bei dem Architekten vermuten dürfen. Die elf Fensterachsen breite Fassade wird durch zwei schwach hervortretende Eckrisalite mit je einem Fenster und das große Mittelrisalit mit drei Fenstern gegliedert. Durchgehende glatte Pilaster auf vorhangförmig in die Höhe gezogenen Sockeln mit flachen, steifen Blattkapitellen nebst ebenfalls vorhangförmig in die Höhe gezogener Deckplatte tragen das Gesims. Dieses, mit Triglyphen, Mutuli und doppeltem Zahnschnitt versehen,

zieht sich über das Ganze hin, über den Risaliten verkröpft. Dreieckgiebel krönen die Seitenrisalite, während sich über dem mittleren ein weiteres Stockwerk erhebt, darüber erst der große Dreieckgiebel, ebenfalls mit Zahnschnitt. Die Fenster mit geradem Sturz sind von ohrenartig ausladendem Rahmenwerk umgeben, das im Erdgeschoß nach unten in Platte und Tröpfchen, im Hauptgeschoß in stilisierten Blattkonsolen endigt, oben einmal abgetreppt ist. Unten ein dreigeschnitzter Keilstein und darüber ein gerades Gesims, oben an dem höheren Fenster ein solcher mit Maskaron und Blättern, darüber an den Risaliten ein flachrunder, an den Zwischenteilen vorhangmäßig in die Höhe

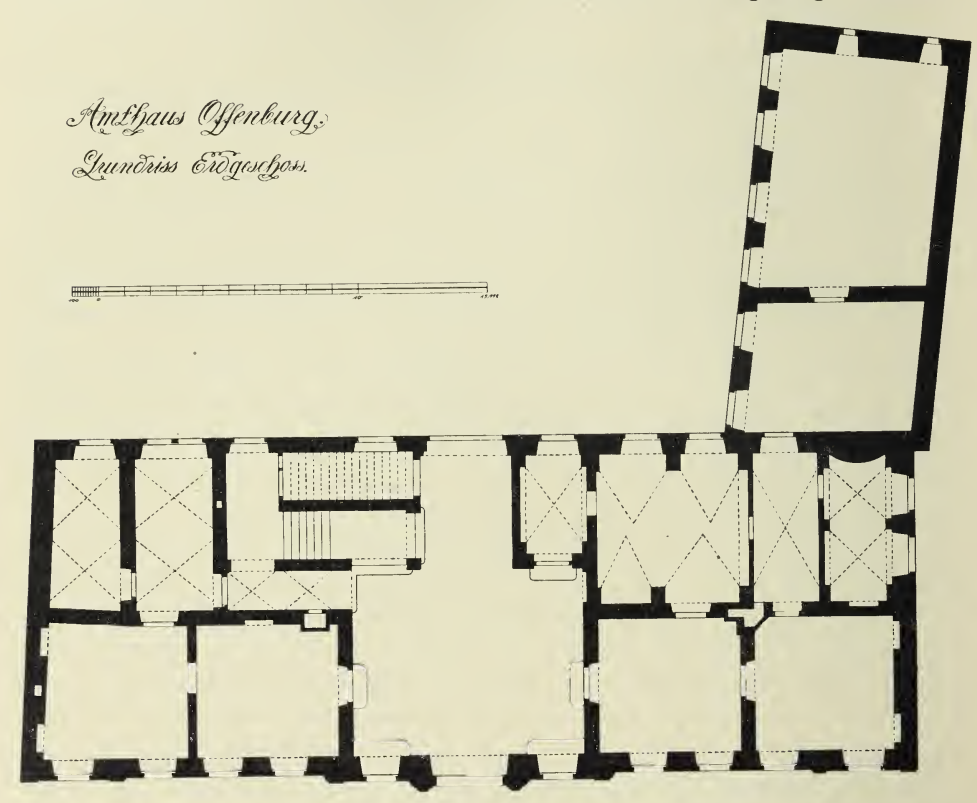


Fig. 286. Grundriß des Amtshauses in Offenburg.

gezogener Giebel. Das im Korbbogen geschlossene Portal wird von verkröpften Pilastern flankiert, darüber der Balkon, von drei Konsolen getragen, deren beide äußere aus Netzen herausschauende Hirschköpfe, die mittlere (der Keilstein des Portals) ein Maskaron aufweisen. Über dem mit schmiedeeisernem Geländer in Rocailleformen versehenen Balkon die Türe, von Voluten flankiert, über dem verkröpften Gebälk in kräftigem gebrochenen Halbkreisgiebel und bewegter Rocaillekartusche das Wappen von Baden-Baden. Das Geschoß darüber, von flachen Pilastern gegliedert, hat drei Fenster von einfachem Profil mit Ohrenausladung umzogen. In den Mansarden des Daches, die, von Voluten flankiert, ebenfalls kleine Giebel im Vorhangbogen aufweisen, klingt der Stil des Ganzen aus. Überall die typische, steife Barockisierung der Renaissanceformen, wie sie uns auch in Rastatt und der Favorite begegnet. Bei letzterer finden wir genau

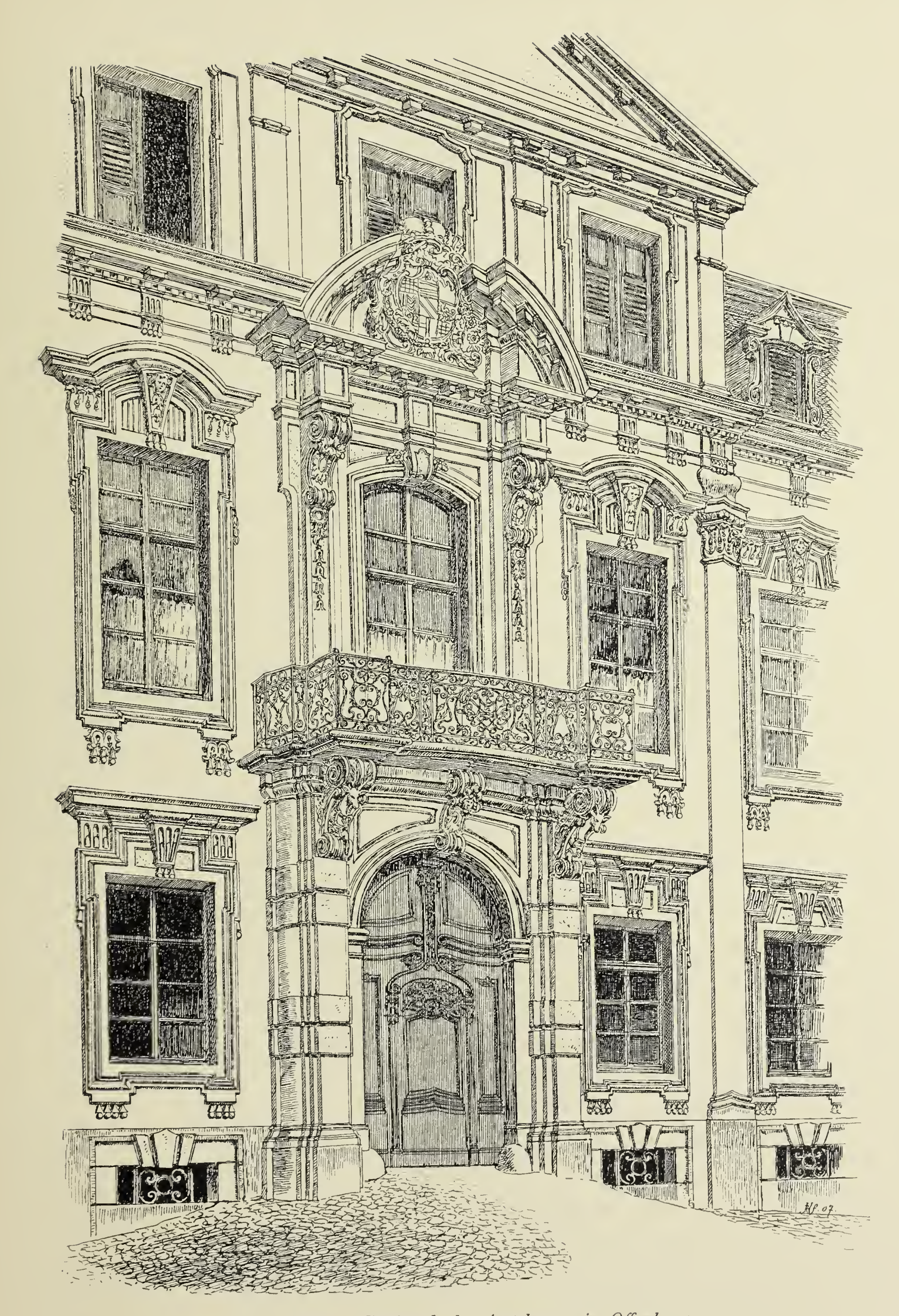


Fig. 286a. Mittelstück des Amtshauses in Offenburg.





Offenburg, jetziges Bezirksamt.



die gleiche Behandlung der Einzelformen, der Pilaster, Gesimse, Fenster etc., auch die Behandlung des Giebelstockwerkes verrät den gleichen Baumeister, den bisher in der Kunstgeschichte kaum bekannten Michael Ludwig Rohrer.

Das geschnitzte Tor ist ein Werk aus der letzten Bauzeit um 1758.

Das Material des Baues ist verputztes Bruchsteinmauerwerk, roter Sandstein an den Gewänden. Wo die von Staufenberg hertransportierten Fenstersteine verwendet worden sind, ist an dem ganzen Bau nicht zu entdecken. Überall aber ersichtlich die Spuren der alten Bemalung, auf die hier ebensowenig wie in Rastatt verzichtet ist. Alles Verputzte war rot angestrichen, der Haustein, wie es scheint, in natürlicher Farbe gelassen, aber an Kapitellen etc. zweifellos vergoldet.



Fig. 287. Einhornapotheke in Offenburg.

Landgerichtsgebäude

Das *Landgerichtsgebäude*, früher Ritterhaus genannt, weil es 1804 die ortenauische Reichsritterschaft erwarb, ist nach Walters ansprechender Vermutung von Matthias Fuchs erbaut in der zweiten Hälfte des 18. Jhs., als noch Franz Georg Freiherr von Rienecker Eigentümer war, jedenfalls an der Stelle eines älteren, abgebrannten Hauses. Ein großer, zweistöckiger Bau mit 17 Fensterachsen, in der Mitte in drei Fenstern mit einem weiteren Stockwerk versehen, darüber ein Dreieckgiebel. Die Fenster mit ohrenartig ausbiegendem Gesims umzogen. Im Torflur, zu den Räumen des linken Erdgeschosses führend, ein etwas reicheres Barockportal. In die eine Hofecke des Komplexes eingebaut ein runder Treppenturm mit schöner *Wendeltreppe* aus rotem Sandstein, die ohne Spindel in schöner Schwingung hinaufführt. Der Anfangspfosten wie die Eingangstür mit Akanthusornament verziert. Die Treppe stammt aus den Zeiten der Spätrenaissance, etwa dem Anfange des 17. Jhs.

Wendeltreppe

Privathäuser

An *Privathäusern* sind hervorzuheben:

Die Einhornapotheke an der Hauptstraße Nr. 82, mit ihrem mächtigen, mehrfach abgeteilten Volutengiebel (s. Fig. 287), der in verschiedenen, konkaven Einziehungen aufwärtsstrebt, auf seinen Absätzen Vasen und oben ein Einhorn trägt. Er wirkt besonders durch die gute Schlichtheit der unteren Geschosse, an denen noch ein trefflicher, schmiedeeiserner Balkon aus der Mitte des 18. Jhs. auffällt.

Hauptstraße Nr. 72, J. Bechler. Schmiedeeiserner Balkon mit dem Doppeladler, Mitte 18. Jhs.

Ebenda Nr. 64, E. Geiger. Altes Patrizierhaus aus dem Ende des 18. Jhs. An den Ecken rustizierte Pilaster, in steifem Volutenkapitell endigend, darauf Vasen mit Sternen, jetzt stark erneuert. Zur Zeit meines Besuches befand sich hier das von Walter als im Besitz des Herrn Alb. Fischer erwähnte große Lihlsche Familienbild, über das 1882 in der Zeitschrift für bildende Kunst [1]) folgendermaßen berichtet wurde:

„Es befand sich auch ein großes Porträtgruppenbild, 3,46 m hoch und 1,65 m breit, in dem Atelier des Gemälderestaurators A. Sesar in Augsburg, das vermöge seiner vollendeten Technik, der feinen Individualisirung der Dargestellten, sowie der liebevollen Durchführung bis aufs nebensächlichste eine beachtenswerthe künstlerische Kraft verräth; und doch ist über den Meister, dessen Name Lihl, 1751, am Bilde unten rechts steht, in unseren Nachschlagebüchern nichts zu finden. Der Besitzer, Herr Albrecht Fischer in Offenburg, der das Bild durch Sesars gewissenhafte und bewährte Hand in einen gesicherten Zustand mit voller Schonung des Originals bringen läßt, hat glücklicherweise von einer noch lebenden Großnichte des Malers folgende erläuternde Notizen erlangt: »Das Bild stellt lauter Glieder der Familie Lihl vor, welche aus Schlackenwald in Böhmen gebürtig waren. Der Herr rechts in der oberen Ecke ist mein Großvater Joh. Nep. Lihl, und die Matrone meine Großmutter, des ersteren zweite Frau. Derselbe war Sekretär Ihrer kais. Hoheit der Prinzessin Maria Viktoria von Oesterreich. Der Verfertiger des Gemäldes, Joh. Lihl, Hofmaler in Wien, mein Großonkel, befindet sich ebenfalls darauf und steht hinter dem Bilde seiner Frau. Um 1760 siedelte derselbe nach Rastatt über. Die im dortigen Schlosse, Rathhause etc. befindlichen Oelgemälde sollen Werke seiner Hand sein. Der Knabe mit der Lilie und das Mädchen mit dem Obstteller in der Hand sind seine Kinder. Der dritte Herr in unmittelbarer Nähe des Hofmalers ist dessen Bruder Jos. Lihl. Derselbe lebte als Pastellmaler in Florenz und Prag. Die Klosterfrau, welche auch als Bild im Bilde dargestellt ist, war meine Großtante im Lichtenthaler Kloster bei Baden-Baden.« etc. etc. Kork, den 17. Februar 1879. Sophie Huttenberger, geborene Lihl."

Der Name des Malers dürfte indes falsch angegeben sein, er hieß Heinrich Lihl, wir finden ihn als Hofmaler von Rastatt erwähnt in den Offenburger Stadtakten von 1757. Schon 1723, 1737, dann wieder 1747 und 1750 war er für das Franziskanerkloster in Rastatt tätig.[2])

Ebenda Nr. 59, stattliches Gebäude von 1760. In einer Nische halblebensgroße, gute Steinfigur der Immaculata Conceptio in dem dekorativ bewegten Barockstil.

Ebenda Nr. 100, Gasthaus »Zum Kopf«.[3]) Eigentümer des Hauses war um 1720 Martin Dominik Wernikau, Stettmeister und Obervogt, 1755 kam es an den Stettmeister Franz Anton Lihl, der es ausbaute. Aus dieser Zeit stammt an der Ecke des Hauses in einer Nische eindrittellebensgroße Madonna mit Kind, darunter das Wappen der Familie Lihl: im Schild eine Lilie. Im Eckzimmer des Hauptgeschosses geschmackvolle Rocaillestuckdecke, in der Mitte, von einer Blumengirlande umrahmt, eingelassen ein Ölgemälde, darstellend Maria Theresia, umgeben von allegorischen Frauen und Putten mit Blumen. Der Urheber des Bildes ist vermutlich ein Verwandter des Stettmeisters, Joh. Lihl, später

[1]) 1882, 18. Jahrg., S. 26.

[2]) Staudemaier im Belletrist. Unterhaltungsbl. zum Badischen Beobachter 1880, Nr. 40—45.

[3]) Walter, Die Bierbrauerei »Zum Kopf« (»Volksfreund«).

Hofmaler in Rastatt und wie es scheint in Wien, von dem ich oben gelegentlich eines anderen Bildes (s. unten) ausführlicher berichtet habe. — Das Haus wurde im letzten Jahrzehnt des 19. Jhs. umgebaut, das Eckzimmer und die Statuen dabei aber erhalten.

Ebenda Nr. 94, Gasthaus »Zur Sonne«. Als solches schon seit 1556 bestehend, zweieckiger Bau mit zwei Aufsätzen und Giebeln, zwischen Rathaus und Bezirksamt, der hoffentlich nicht zum Schaden der Wirkung dieser Bauten wesentlich verändert wird.



Fig. 288. Schmiedeeisernes Torgitter am Vincentiusgarten in Offenburg.

Ebenda Nr. 69, J. V. Battiany Sohn. Fassade von sechs Achsen, durch Lisenen gegliedert, aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Im ersten Stock großes, dreifenstriges Zimmer mit Parkett, charakteristischer alter Tapete in steifem Muster, Umrahmung der Spiegel mit sehr feinen, in Holz geschnitzten Ranken, darüber auf den Handel bezügliche Reliefs, Stuckdecke mit teilweise alter Bemalung, treffliche Umrahmung der Ofennische mit ionischen Holzsäulen, Vasen und Girlanden. Im ganzen Haus insbesondere die Umrahmung der Spiegel mit Reliefs bemerkenswert.

Ebenda Nr. 109. Stattliches Haus mit elf Fensterachsen, an den beiden Ecken große Pilaster mit ionischen Kapitellen, aus dem Ende des Louis XVI.-Stils und des 18. Jhs.

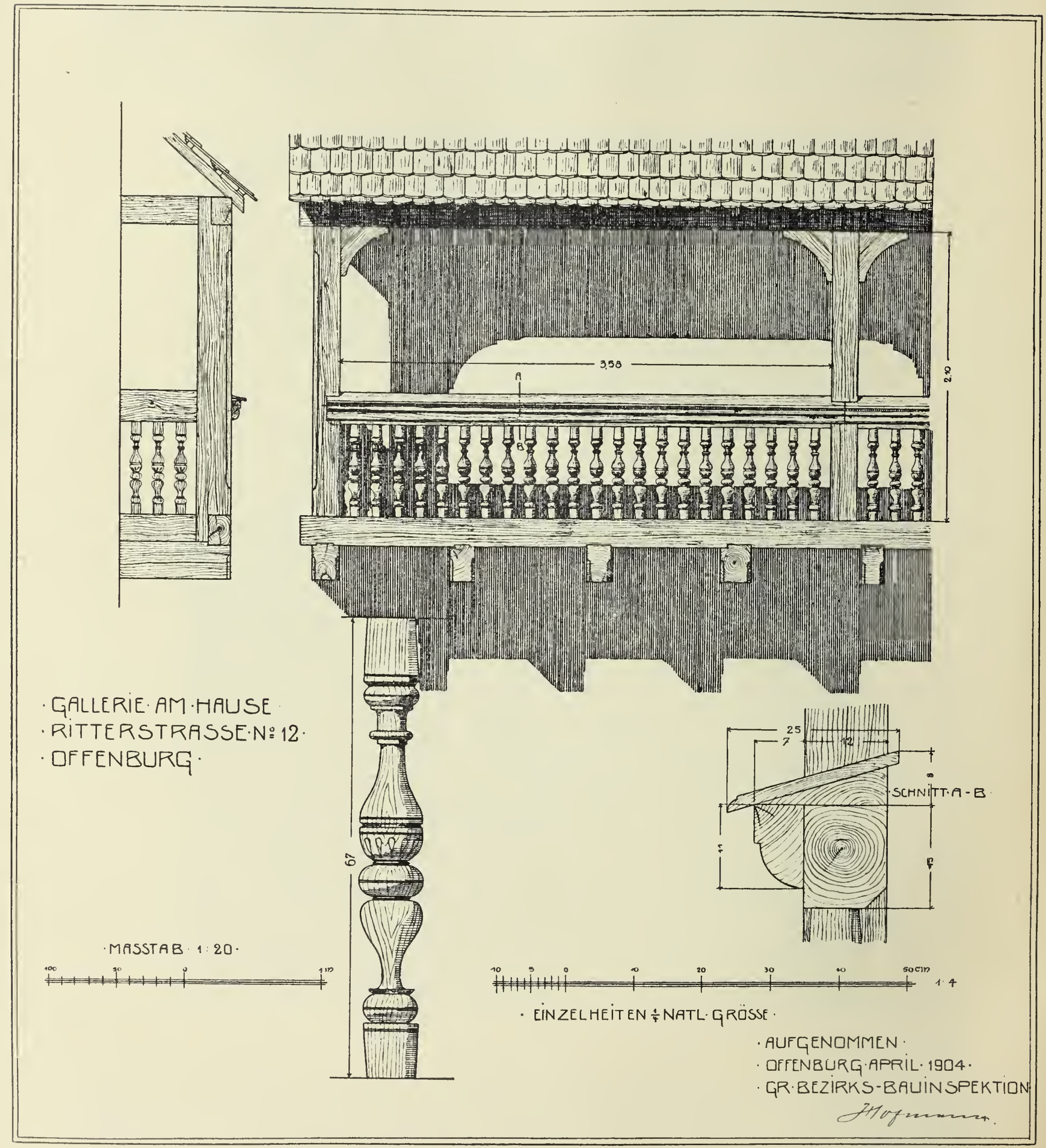


Fig. 289. Galerie am Hause Ritterstraße Nr. 12 in Offenburg.

Kesselstraße Nr. 7, 9, 11, 13, 15 jetzt leider verputzte Fachwerkhäuser.

Kirchstraße Nr. 1. Tor mit mächtigen Voluten, Wappen und gebrochenem Dreieckgiebel.

An der Klosterstraße Haus Nr. ? Über der Türe skulpierter Ochsenkopf, 18. Jh., als Metzigzeichen. (Jetzt verschwunden?)

Ebenda Nr. 17, Besitzer Dominik Staudinger (am Fischmarkt). Zwischen zwei Fenstern des ersten Stockes, in einer Nische, eine Madonna mit Kind, unter ihr Seelen im Fegfeuer; an der Konsole steht: Trösterin der bedryebten. Mit zum Teil noch alter Bemalung. Datiert 1721.

Langestraße Nr. 18, Ferdinand Hauger. 1743 für den markgräflich baden-badischen Amtmann Anton Egg erbaut, vermutlich von dem obengenannten Maurermeister Matthias Fuchs. Gewundene Treppe mit noch gotisch profilierten Zügen.

Ebenda Nr. 25. Relief der heiligen Familie, vom Ende des 18. Jhs.

Kornstraße Nr. 12, jetzt Vincentiushaus. 1764 von Generalfeldmarschall-Leutnant Josef Freiherrn von Ried erbaut, später in Bussièreschem Besitz. Stattliches Haus, das Portal von dorischen Säulen flankiert mit gebrochenem Rundgiebel, dazwischen in einer Nische die neue Statue des h. Vincentius. Die Fenster des Hauses mit gebrochenem Rundgiebel gekrönt, dazwischen unten Obelisken, im Obergeschoß Kugeln. Im Innern hervorzuheben die hintere Holzstiege mit in gutem Rocaille ornamentierten Anfangspfosten. Im Obergeschoß ein Schrank, in den Füllungen mit Vasen und Blumen bemalt.

Dazugehörig der Garten, den man durch ein Portal mit schmiedeeisernem Gitter im Rocaillestil (s. Fig. 288) und dem Riedschen Wappen betritt. Der Garten erstreckt sich bis zur Stadtmauer, die hier die zwei kleinen aus dem Achteck gebildeten Bastionen hat. An dem Zugang zu diesen ist je eine liegende Sphinx (roter Sandstein) angebracht, auf der Mauer zwischen denselben stehen alternierend acht Vasen in besten Rocailleformen und sieben je 1 m hohe Statuen, die verschiedenen Arten des Land- und Gartenbaues repräsentierend, Winzer, Bauernmädel mit Korb, Gärtner, auch ein Flötenbläser, alles recht erfreuliche Genrefiguren in Zeittracht. Fünf Stufen, von zwei Vasen flankiert, führen in den tieferen Teil des Gartens. Das ganze anspruchslose Arrangement von wohlberechnetem Reize.

Metzgergasse Nr. 19, Louis Burg. Schmiedeeisernes Gitter des 18. Jhs. mit großen Kreuzblumen, neuem Schild.

Ringelgasse. Auf Konsole ein Löwenvorderteil, wohl aus der ersten Hälfte des 18. Jhs. Ebenda einige Fachwerkhäuser.

Ritterstraße Nr. 12. An dem nach der Straße zu leider verputzten Hause findet sich desto wirksamer nach der Hofseite zu eine reizvolle Holzgalerie, vorkragend (s. Fig. 289) mit hübsch geschnitzten Balustersäulchen.

Ebenda Nr. 14. Stattliches Riegelhaus (s. Fig. 290 u. 291) mit gut geschnitzten Fenstererkern; über dem ersten Geschoß das in dieser Gegend übliche, aus dem Giebel vorspringende Fensterschutzdach. (Leider sind davon heute nur noch die Spuren zu sehen, da bei einer Renovation vor einigen Jahren die Gesimse abgeschlagen und die Holzteile verputzt wurden.)

Rosenstraße Nr. 2. Tür mit rotem Sandsteingewände, in Hohlkehlen und Rundstäben profiliert, welch letztere auf steilen Basen aufsitzen, mit Verzierung in Kannelierung und Sternen. Am Türsturz zwei leere Schilde, um das Ganze abgetreppte Umrahmung, in der das Oberlicht; aus dem Anfange des 16. Jhs.; eines der wenigen erhaltenen Stücke aus der Zeit vor dem Brande.

Wasserstraße Nr. 6. An der Ecke in Nische Statue des h. Wendelin; zweite Hälfte des 18. Jhs.

Außer diesen genannten ließen sich noch eine Anzahl anderer Häuser anführen, die, an sich nicht übermäßig bedeutend, oft gerade in ihrer Schlichtheit wohltuend

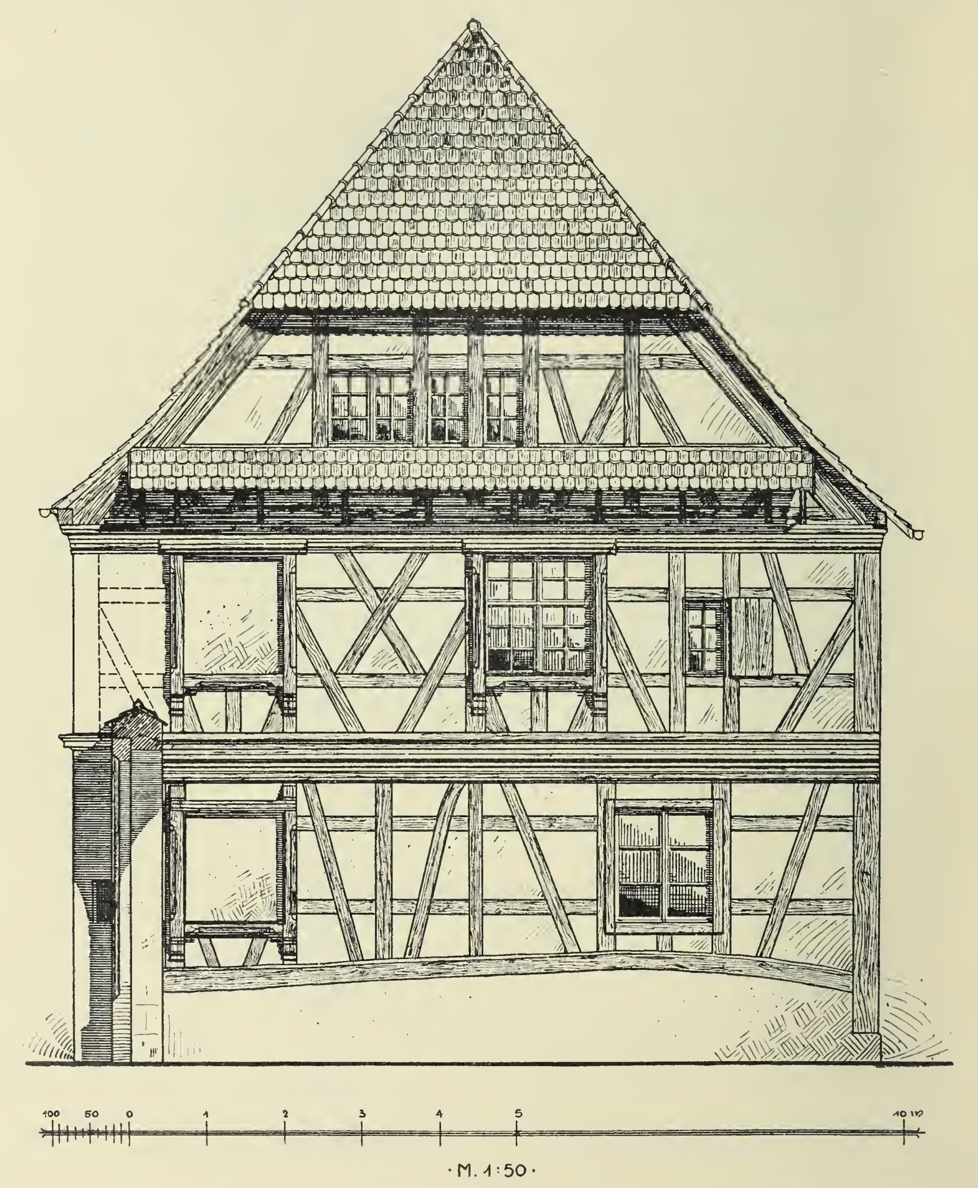


Fig. 290. Haus Ritterstraße Nr. 14 in Offenburg (im alten Zustande).

wirken. Noch stehen ihrer genug und noch ist es Zeit, durch ihre Erhaltung, sowie Freilegung des verputzten Fachwerkes an anderen und Anschluß an diese Vorbilder bei Neubauten das Offenburger Stadtbild erfreulich zu gestalten, umsomehr, da die alte Straßenanlage dafür sehr günstig ist.

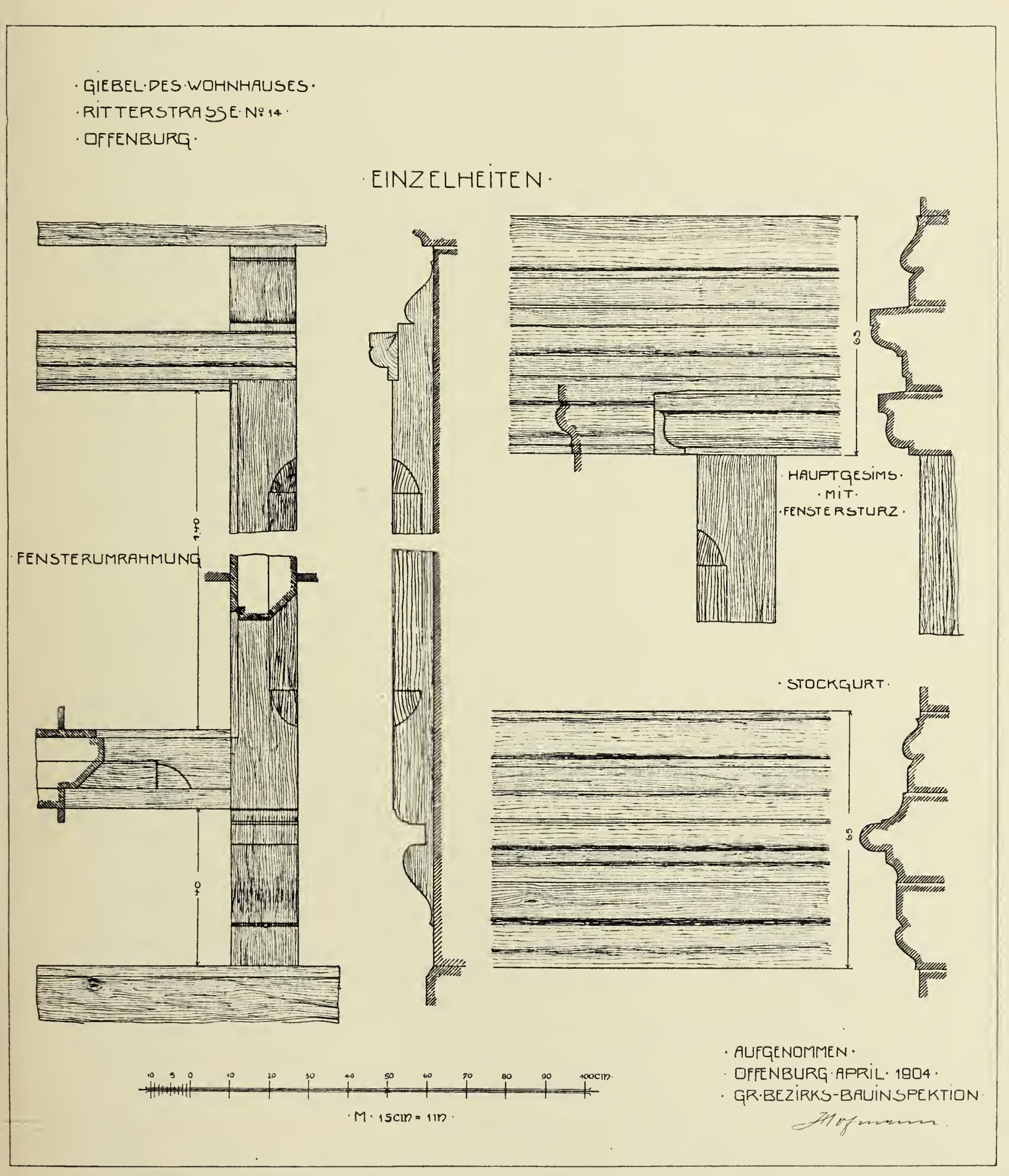


Fig. 291. Details vom Hause Ritterstraße Nr. 14 in Offenburg.

Öffentliche Brunnen.

Öffentliche Brunnen

Noch aus den Zeiten vor der Zerstörung stammend der Brunnen am Fischmarkt, der 1845 renoviert wurde. Auf viereckigem, damals erneuertem Postament zunächst der runde Sockel mit Männer- bezw. Löwenköpfen (ebenfalls völlig erneuert), aus

deren Mäulern die zwei Ausgußröhren hervorkommen. Darüber die bauchige Säule mit Akanthusblättern am Schaft und Kompositkapitell mit Köpfen. An der hochausladenden Deckplatte steht:

ANNO DOMINI 1599 P [Zeichen] Z·;

darüber der Löwe mit dem doppelten Wappenschild, dem Reichs- und Stadtwappen. Ein frisches, erfreuliches Werk der Spätrenaissance.

In der Hauptstraße der Neptunsbrunnen, eine Achteckschale mit gotischem Astwerk verziert; in der Mitte der Stock, unten eine Arbeit des 19. Jhs., dann der alte Teil mit Fialen, Maßwerk, Kielbogen, nicht etwa, wie man denken sollte, eine Arbeit des 16. Jhs., sondern des schon oft erwähnten Johann Nep. Speckert, der im Juni 1783 dem Rat den Riß des herzustellenden Röhrenbrunnenstockes übergab, mit der Anfrage, was daraufgesetzt werden solle. Der Rat verlangte den Wassergott Neptun in einer Größe von 5 ½ Schuh, und Speckert führte sofort die auf obigem, gotischem Postament stehende Statue aus in der etwas verdrehten, manierierten Haltung, wie sie damals beliebt, aber im ganzen sehr wirksam. Im August war er fertig; bei der Aufstellung beschlichen den Rat aber Bedenken ob der Höhe des Stocks, die gefährlich schien, und der Künstler mußte ihn kürzen, was sich heute noch in der etwas unvermittelten Endigung bemerklich macht.

Judenbad

Eines der interessantesten Denkmäler Offenburgs ist zweifellos das *Judenbad*, das sich unter dem Hause des Karl Schimpf, Glaserstraße Nr. 6, befindet, welches 1793 durch Matth. Fuchs erbaut worden ist. Wir geben eine Abbildung desselben nach einer älteren Aufnahme von G. Armbruster 1882 (s. Fig. 292).

Vom Keller des genannten Wohngebäudes tritt man durch ein 1,17 m hohes rundbogiges Eingangstor mit sauber behauenem Quadergewände in den nach unten führenden tonnengewölbten Treppengang mit 36 Treppen, der bis zur 19. Treppe ca. 2 m hoch und 1,23 m breit ist; dann verengert er sich auf 1,70 m Höhe und 1 m Breite und endlich führt, nach Aufhören der Treppe, ein 3,37 m langer Gang, zu dessen Seiten je eine rundbogige und eine Nische mit geradem Sturz angebracht sind, zu einer rundbogigen Tür von ähnlicher Behandlung wie oben. Die erwähnten Nischen sind meiner Ansicht nach nicht erst später zugemauert. Durch dieses Tor betritt man einen quadratischen Raum, der noch etwa 2,20 m tiefer ausgemauert ist als der aus gewachsener Erde bestehende Fußboden. In der Mitte des Raumes ein kreisrundes, 1,30 m im Durchmesser weites und ca. 2,20 m tiefes Bassin zur Aufnahme des Grundwassers, das meist bis zu 2 m hoch in demselben steht. Nicht ganz ½ m über dem Erdboden sind an der einen Seite zwei Konsolen angebracht, wohl zum Auflager einer Sitzbank. Der quadratische Schacht, mit tadelloser Quaderausmauerung, ist vom Fußboden aus ca. 4,5 m hoch, oben mit einer Platte abgeschlossen, die von vier frei herausgearbeiteten, kantigen Rippen getragen, welche sich in einem runden Steinring vereinigen. Darüber folgt der etwa 7 m hohe, kreisrunde engere, ebenfalls in roten Sandsteinquadern ausgemauerte Schacht, welcher an der Erdoberfläche in einem runden Steinring endet.

Die Deutung des Ganzen als Judenbad ist zweifellos. Es scheint Vorschrift gewesen zu sein, daß die Judenfrauen sich nach gewissen Zeiten badeten, und zwar nicht in gepumptem und beigetragenem, sondern in in das Becken geflossenem Wasser. Wo das nun, bei nicht vorhandenen Bächen oder wenn die Judenschaft eng in ihre Gassen ein-

1470.

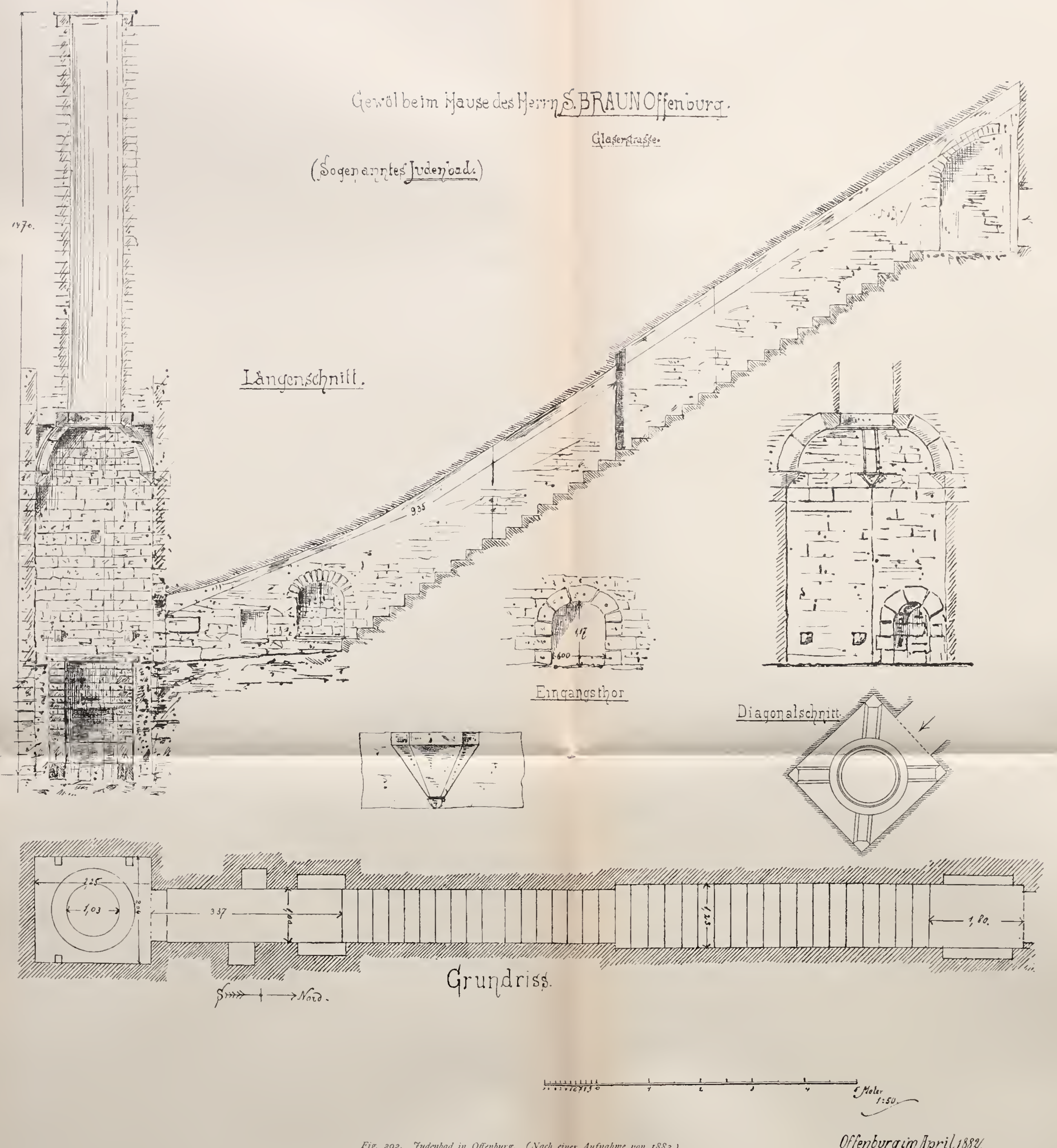


Fig. 292. Judenbad in Offenburg. (Nach einer Aufnahme von 1882.)

geschlossen war, nicht möglich war, da scheint man das Grundwasser benutzt zu haben. Im Prinzip die gleiche Anlage wie hier findet sich in Speier, nur architektonisch reicher ausgestaltet, während die sonst erhaltenen Judenbäder meistens nicht diese komplizierte, unterirdische Anlage benötigten.[1]) Während das Speierer Bad wohl dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jhs. angehören dürfte, scheint mir den frühgotischen Konsolen, den Rippen nach, mit der doch noch durchgehenden Verwendung des Rundbogens, unser Monument in das Ende des 13. Jhs. zu gehören, also etwa 50 bis 60 Jahre vor der definitiven Judenaustreibung.

Sammlung des Gewerbevereins

Sammlung des Gewerbevereins, jetzt in der »Zauberflöte« befindlich: Zunftschilde in Silber oder Messing graviert, schmiedeeiserner, großer Schlüssel als Zeichen der Schlosserzunft, Zunftkästen etc. — Im Gasthaus »Zum Ochsen« Schild der Metzgerzunft, im »Zähringer Hof« der Bäckerzunft.

Pfosten

In der Anlage *Pfosten* mit Offenburger Wappen und der Jahreszahl 15 – 63.

Am ehemaligen Fischertor (jetzt?) noch ein Stein mit der Inschrift 1586 erhalten.

Kruzifix

Vor der Stadt an der Straße nach Ortenberg *Kruzifix* (Sandstein) des 17. Jhs., 1807 von einem französischen Soldaten beschädigt, durch seinen General wieder aufgerichtet (Freib. Kath. Kirchenblatt 1883, S. 395).

OHLSBACH

Schreibweisen: Olsbach ca. 1235; Olesbach 1275; villa 1376; Olespach 1398; ym Olspach 1421; Alspach 1426; in den hindern Olspach 1581. (Bach des Olo.)

1424 bestand Ohlsbach aus zwei Teilen, welche Forst und Hub hießen.

Archivalien: Mitteil. der histor. Kommission Nr. 5 (1885), S. 265—266, und Nr. 17 (1895), S. 47.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Ohlsbach gehörte zur Landvogtei Ortenau. Als die Stadt Gengenbach eine intensive Ausbürgerpolitik begann und anfing, hörige und freie Gemeinden ganz mit sich zu verschmelzen, da gehörte zu den letzteren Ohlsbach. »Einst«, so hieß es, »hatte das Kloster die Grafschaft vom Reiche gegen die sieben Huben in Ohlsbach eingewechselt. Seitdem stand die Hub zu Ohlsbach, d. h. das gesamte untere Dorf — ob es gleich sehr viel mehr wie sieben Huben umfaßte —, wieder unter dem Reiche.«[2]) Die Hube war in drei Lehen an verschiedene Adelsgeschlechter der Ortenau vergeben — darunter die Stoll von Staufenberg —, die ihr Herrschaftsrecht in Ganerbenweise ausübten. Sie hatten ihr eigenes Dinggericht, aber die Bauern ernannten die zwölf Hubrichter ohne ihr Zutun. Im J. 1402 nun beschlossen die Bauern, sich ganz der Stadt Gengenbach zu inkorporieren. Sie verbanden sich zu einer Zunft und gelobten Meister und Rat Gehorsam, ihr altes Dorfeigentum behielten sie als Zunfteigentum. Sollten die Zünfte wieder abgehen, dann sollte der Vertrag ungültig sein. Da trotz der bald darauf folgenden Niederlage und Einschränkung des Zunftregimentes die Zunfteinteilung bestehen blieb, blieb auch Ohlsbach bei Gengenbach. Das Hubgericht blieb bestehen; 1422 hören wir »Walther von Waltstein, Andreas Suselmann von Ortenberg, Cůnrat Stoll von Stouffemberg und Wilhelm von Bern, schultheiß zů Celle« nennen als »hůbherren dez hubgerichtz zu Olspach«. Aber die eigentliche Obrigkeit sah der Bauer

[1]) Die Literatur etc. siehe bei Walter, Das Judenbad a. a. O.

[2]) Gothein a. a. O. S. 240.

34*

doch in dem Gericht zu Gengenbach. Immerhin behielt Ohlsbach seine eigene Verwaltung, es bewahrte sich auch seine Umgeldfreiheit; erst nach dem Dreißigjährigen Kriege schloß es sich der Besteuerung der Stadt an; dieselbe übernahm dafür die Verzinsung seiner Schulden. Die Einwohner blieben wirkliche Bürger, nicht Untertanen der Stadt. So blieb es, bis 1803 das ganze Gebiet der Reichsstadt badisch wurde.

Von einer Kirche hören wir nichts; die Pfarrei ist erst im 19. Jh. gegründet worden. Die heutige kath. Pfarrkirche (ad S. S. Trinitatem) ist 1879 bis 1880 erbaut worden.

Fachwerkhaus

Im Ort zu erwähnen das Haus Nr. 124, gegenüber dem »Rebstock«, sehr hübsches *Fachwerkhaus* in der Art der abgebildeten Gengenbacher Häuser, mit Schutzdach über den Fenstern des Hauptgeschosses etc.

Bildstöcke

An dem Weg nach Gengenbach drei *Bildstöcke*, einer mit einer Sichel am Sockel, ein anderer datiert 1745.

Brunnen

Ebenda *Brunnen* im Rocaillestil, größeres Volutenpostament mit Maskaron als Ausguß, laut Aufschrift »Posuit civitas Gengenbacensis 1765«, mit dem Wappen der Reichsstadt; darauf ein kleineres Volutenpostament, auf dem die bemalte, lebensgroße Statue des h. Nepomuk in geschwungener Haltung und am Postament: Laudate Dominum in sanctis eis — etc.

ORTENBERG

Schreibweisen: Ortinberch 1167; castrum Ortinberg ca. 1235; Ortenberc zwischen 1237 bis 1254; Ortenberg 1245; castrum 1248; Orthenberg 1250; Orttemberg 1257 etc.; uff der burge ze Ortenberg in Kinzichendal 1293; sloss und herrschaft Ortenburg 1506; die pflågde Ortemberg 1439; unser Johans bischof zů Strasburg pflecknússe zu Ortemberg 1370; amt Ortenberg 1506; die vogtyen am stein Ortemberg 1496.

Archivalien: Mitteil. der histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 48—49.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort dürfte erst im 14. Jh. entstanden sein aus Ansiedelungen von Wirtschaftstreibenden oder Knechten der Burg unter deren Schutze. Er dürfte nicht identisch sein mit dem ausgegangenen Orte Tatenwilare, wie man gemeint hat, der mehr gegen Elgersweier zu gelegen zu haben scheint. Ortenberg gehörte selbstverständlich wie die Burg zur Landvogtei Ortenau; mit Elgersweier, Schutterwald, halb Zunsweier, mit dem Zeller und dem Goldscheurer Stab bildete es eines der vier Landgerichte derselben. Die Hälfte des Zehnten gehörte dem Kloster Gengenbach, in die andere Hälfte teilte sich das Straßburger Domkapitel und der Pfarrektor zu Ortenau. Aus der Ortsgeschichte ist verständlich, daß es keine eigene Pfarrei hatte, die Einwohner gingen zur Kapelle auf dem Bühlweg (s. unten), im Anfange des 19. Jhs. wurde die Pfarrei nach Ortenberg verlegt und 1824 die Kirche erbaut.

Kirche

Ölgemälde

Die *Kirche* (ad S. Bartholomaeum) ist ein schlichter, einschiffiger Bau in dem Stil der Weinbrennerschule. An den beiden Seitenaltären zwei ältere *Ölgemälde*, das Gebet am Ölberg und der Gute Hirte, sehr nachgedunkelte mittlere Arbeiten des 18. Jhs.

Ziehbrunnen

Bei der Brauerei S. Harter befindet sich ein reicher ausgestatteter *Ziehbrunnen*, in der üblichen Form, der runden Brunnenöffnung, den zwei Seitenpfosten und dem darübergelegten Steinbalken. Dieser ist mit Rocailleornamenten ausgestattet, an ihm steht »S. Johann Nepomuk ora pro . .« und 1787, auf ihm die Statue des h. Nepomuk mit noch zum Teil alter Bemalung.

KAPELLE AM BÜHLWEG

(auch Käfersberg genannt)

Literatur: W. Störk, Die Wallfahrtskirche Maria Ruh im Bühlweg bei Ortenberg.

Die Kapelle (ad S. Bartholomaeum) gehörte zur Pfarrei Offenburg. In dem Bericht des dortigen Pfarrherrn Lazarus Rapp über seinen Sprengel an den Bischof von Straßburg heißt es: »In der Kapelle unserer Frauen zu der Ruh an dem Buhlweg bei Ortenberg, welche mit Consens des Herrn Ordinarii Kurfürstl. Pfalz als damaligen Inhabers der Pfleg Ortenau und Herrn Heinrici de Sachs des Kirchherrn jedoch in Allem mit Vorbehalt der pfarrlichen und der Mutterkirche Gerechtigkeiten erbaut wurde anno 1497, geschehen im Jahr 2 Predigten auf Bartholomä des heil. Apostel tags mit einem gesungenen Amt und 2 gesungenen Vespern und es wird allda, so oft jemand stirbt und dies angezeigt wird aus Ortenberg, Käfersberg, Fessenbach eine Seelenmesse sammt einer Leichenpredigt, wie auch an diesem Ort alle 14 Tage die Kinderlehre gehalten«. Als der Pfarrherr i. J. 1616 diesen Bericht schrieb,[1]) da waren Bestrebungen im Gange, die Kapelle zur Pfarrei zu erheben; damals gelang es ihm noch, dieselben hintanzuhalten. 1787 aber erfolgte die Lostrennung von Offenburg und die Erhebung zur Pfarrei, die im Anfang des 19. Jhs. nach Ortenberg verlegt wurde. Seitdem ist die Kapelle Filiale von Ortenberg.

Die Kapelle ist ein Bau des ausgehenden 15. Jhs. Ein einschiffiges, kleines Langhaus von 11,72 zu 7 m, das sich in einem Spitzbogen zum quadratischen Chor öffnet; an diesen anstoßend die Sakristei. Letztere ist noch mit der alten, flachen, einfachen Stabdecke versehen. Auch der kleine Dachreiter stammt noch aus der Zeit der Erbauung, wenigstens in seinem Unterbau. Seine Spitze hat er im 18. Jh. erhalten, in dem überhaupt eine Erneuerung des Kirchleins stattfand Chor und Langhaus erhielten Barockstuckdecken, von denen die im Chor erhalten, während sie im Langhaus bei der Renovation in unserem Jahrhundert durch eine Stabdecke ersetzt worden ist. Geradsturzige Fenster mit einem abgefasten Pfosten erhellen das Langhaus, ebensolche im Chor. Die wohl im 19. Jh. erst vorgelegte hölzerne Vorhalle wirkt nicht unglücklich und trägt bei zu dem malerischen Anblick des auf der Höhe der Rebhügel liegenden Kirchleins.

Innenausstattung

Von der ursprünglichen *Innenausstattung* ist noch eine Holzstatuette der Pietà erhalten, die jetzt auf dem Hochaltar steht, ein neu gefaßtes, tüchtiges Werk der Spätgotik. Der Hochaltar, in der üblichen Barockausgestaltung mit Säulen u. a., umschließt ein *Ölgemälde* (s. Fig. 293), ein ja wohl etwas süßliches, aber sympathisches und gut gemaltes Werk des 18. Jhs. Die schlichten Seitenaltäre in entsprechendem Stil. Auf dem einen von ihnen die Barockstatue des h. Bartholomäus (Holz). Die *Glocke* der Kapelle ist von Mathäus Edel in Straßburg gegossen.

Ölgemälde

Glocke

Wandgemälde

Bei Restaurationsarbeiten i. J. 1903 wurden eine Anzahl *Wandgemälde* im Chor und im Langhaus aufgedeckt sowie die Spuren der vollständigen, dekorativen Bemalung des Innern. Diese Werke wurden unter der Leitung des Konservators der Baudenkmale, Oberbaurat Kircher, und der Erzbischöflichen Bauinspektion durch den Kunstmaler Th. Mader restauriert.

[1]) Walter, Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp a. a. O.



Fig. 293. Altarbild in der Kapelle am Bühlweg bei Ortenberg.

In den Laibungen der Fenster fand sich Rankenwerk, dasselbe kehrt über ihnen wieder sowie am Triumphbogen, dazwischen einmal das Veronikon, ein ander-

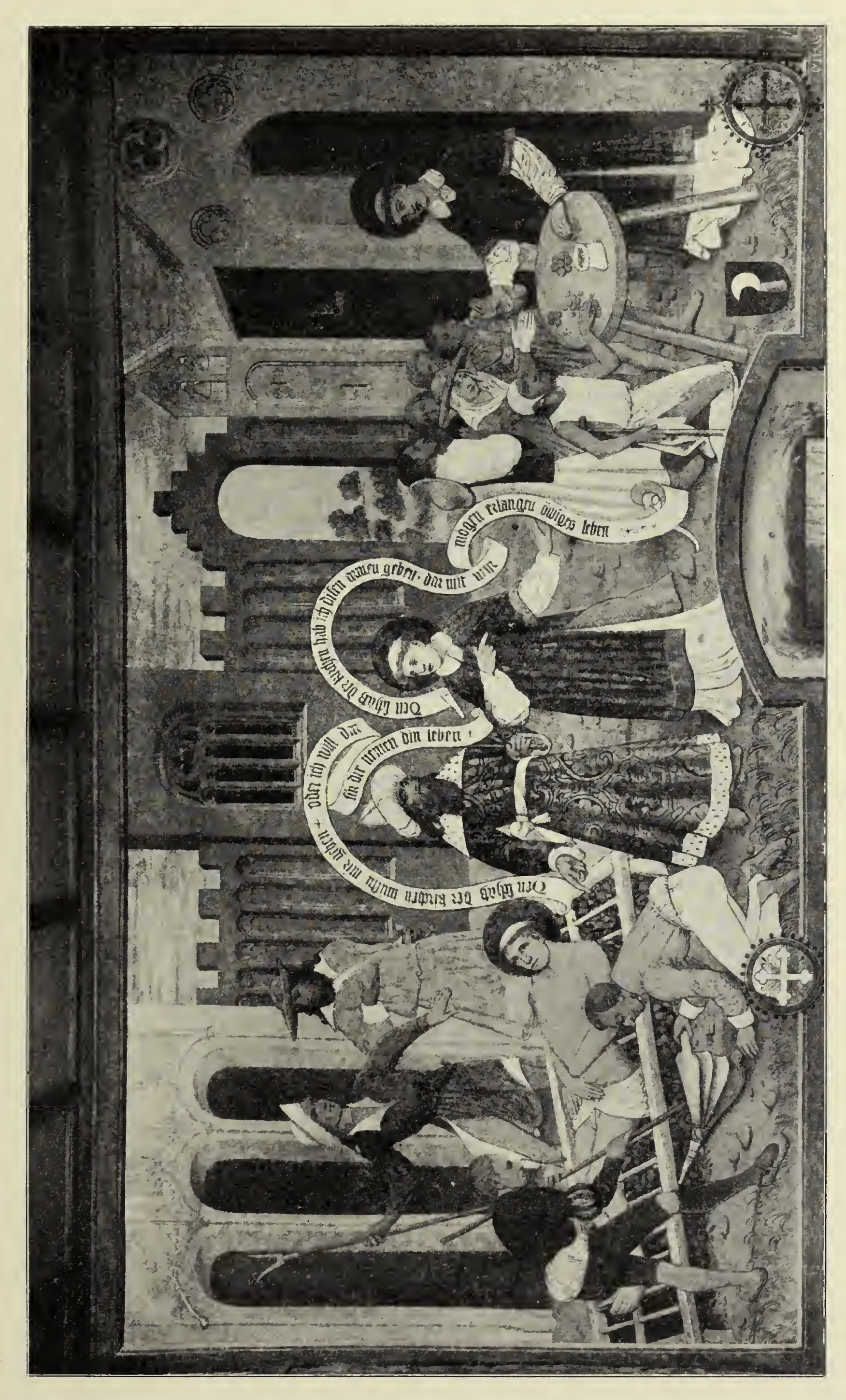


Fig. 294. Laurentiusbild in der Kirche am Bühlweg bei Ortenberg.

mal Engel. Die Nordwand des Langhauses war mit einem großen Bilde geschmückt, das die drei wichtigsten Scenen aus dem Leben des h. Laurentius darstellt

(s. Fig. 294).[1]) Rechts die Verteilung des Kirchenschatzes an die Armen, in der Mitte der Heilige vor dem Kaiser Decius, in den Spruchbändern steht ihre Unterhaltung:

Den schatz der kirchen mustu mir geben
oder ich will dar für dir nemen din leben.
Den schatz der kirchen hab ich disen armen geben
dar mit wyr erlangen ewiges leben.

Links der Vollzug der Strafe: der Heilige auf dem Rost. Das Ganze umrahmt von einer Architektur: Stadtmauer mit Türmen, Glocken, Kirchenfassade, Kapelle, in den Formen des spätgotischen Stils. Rechts in der Ecke ein Schild, darin ein Rebmesser, wohl das Wappen des Stifters, vielleicht der Offenburger Zunft der Rebleute. Das Bild, von wirkungsvoller Komposition, ist auch in der Gebärdensprache, in der Behandlung des menschlichen Körpers und seiner Bewegungen eine vorzügliche Leistung aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jhs. Wie die übrigen Bilder ist auch dieses in Tempera gemalt.

An der Südwand des Langhauses, in zwei Reihen übereinander, jeweils von rotem Bande umrahmt, zwölf Scenen, davon elf aus der Passion Christi, während die zwölfte das Losbeten einer Seele aus den Flammen des Fegfeuers darstellt durch eine fürbittende Heilige und ihren Schützling, einen knieenden (kleiner gezeichneten) Mann, wohl den Stifter des Bildes. Diese mögen von dem gleichen Meister stammen wie das Laurentiusbild, nur vielleicht mit stärkerer Beteiligung seiner Gehilfen; wir erkennen eine zum Teil sehr routinierte Hand, gut gezeichnete Bewegungen, dann aber auch wieder ein Ringen mit den Unvollkommenheiten des 15. Jhs. Die Tracht weist auf das erste Jahrzehnt des 16. Jhs. hin.[2])

An beiden Langhauswänden, da, wo sie an die Chorbogenwand anstoßen, in je zwei Feldern je zwei Heilige, und zwar links die h. Katharina, darüber der h. Urbanus als Schutzpatron der Winzer, rechts die h. Barbara (?) und der h. Sebastian.

An der Chorbogenwand links eine Darstellung der h. Anna selbdritt und rechts eine Kreuzigung, am Chorbogen selbst Spuren einer Jahreszahl: 8?, also 1508 (oder 1504?) oder 1518.

An der Südwand des Chores Madonna in der Strahlenmandorla auf der Mondsichel, neben ihr zwei fliegende Engel; von ihrem Mantel Spruchbänder ausgehend mit Worten wohl aus der Lauretanischen Litanei, unter ihr eine Tafel gemalt mit nur noch zum Teil lesbarem Gebet. Zu den beiden Seiten, in Wolken, die Halbfiguren zweier Kirchenväter, Augustinus im Spruchband bezeichnet, die zwei anderen, darüber gemalten sind durch die Barockdecke verdeckt.

An der Eingangswand links der Tod mit Stundenglas und Spruchband, rechts eine Heilige mit zwei Figuren auf dem Arm (h. Anna selbdritt?).

---

[1]) Es war leider nicht gut möglich, das Bild in einer Aufnahme vor der Wiederherstellung zu bringen.

[2]) Die oberen Scenen waren durch die tiefer eingezogene Barockdecke in ihren oberen Teilen mit den Köpfen der Figuren etwas beschädigt.

BURG ORTENBERG

(Burg des Orto)

Literatur: J. Bader, Ortenberg. Baurat Eisenlohr, Der ortenbergische Hexenstuhl, Fahrten und Wanderungen II (1856), S. 224—227. Bader, Das ortenauische Schloß Ortenberg, mit Illustration, Badenia I (1839), S. 262—276.

Ansichten

Ansichten: Kupferstich von Merian von 1645; ein Stich, einen großen befestigten Ort mit Stadtmauern, Graben etc. darstellend, etwas höher ein stärker befestigter Teil, dahinter ein Berg, über dem Ganzen steht Ortenberg, im Vordergrund ein Hirsch, eine Friedenstaube, ein Helm, darauf ein Buch mit dem Malteserkreuz, lateinischer und deutscher Sinnspruch, darüber wieder: Ortenberg; dem aus dem 17. Jh. stammenden Stich kann ich nur schwer auch die geringste Glaubwürdigkeit beimessen, da auch das, was man die Burg nennen könnte, mit den tatsächlichen Resten nicht die geringste Ähnlichkeit hat und an einen so großen Ort überhaupt nicht zu denken ist. Weitere Ansichten: sehr flüchtige in Schmalkalders Skizzenbuch von 1689 im Großh. Generallandesarchiv (s. Fig. 295); von 1829 in Vues pittoresques des vieux châteaux de l'Allemagne, Le Grand Duché de Bade d'après les dessins originaux de M. de Ring, Straßburg 1829, II. Teil; eine wohl danach gezeichnete aus dem Manuskript des J. Gulath von Wellenburg, im Besitz der Familie des Verfassers (s. Fig. 296) und mir gütigst von derselben zur Verfügung gestellt, bezeichnet Pf. (Staatsrat Pfeuffer); ebenda eine weitere (s. Fig. 297), Ortenberg 1807, wohl von demselben; ein Stahlstich von Poppel nach einer Zeichnung von A. Müller, der bereits den Neuaufbau zeigt, von dem auch noch eine Reihe späterer, hier gleichgültiger Aufnahmen existieren, u. a. die bei Bader.

Auf einem freien Hügel vor der eigentlichen Hauptkette lagen die Ruinen des Schlosses, über dessen Alter sich die abenteuerlichsten Sagen gebildet haben. Möglich, daß, wie Bader meint, schon die Kelten diese geeignete Stelle befestigt hatten, möglich, daß die Römer ebenfalls den Ort benutzten, zu beweisen ist bis jetzt nichts, sicher nicht aus dem Mauerwerk, wie man früher meinte. Vermutlich haben die Gaugrafen sich dies Schloß gebaut, und wenn nicht seinen Ursprung, doch mindestens seinen Ausbau mag es durch die Zähringer erfahren haben, die die Grafschaft der Ortenau innehatten, also wohl Ende des 11. Jhs. oder im 12.; damit stimmt auch merkwürdigerweise überein, was wir aus den sonst sehr unglaubwürdigen Abbildungen der Ruinen entnehmen können, sie verraten neben späteren gotischen Zufügungen ausgebildeten romanischen Stil, den man nach Analogie mit anderen Burgen frühestens dem 12. Jh. zuschreiben möchte, wenn nicht gar der ersten Hälfte des 13. Jhs.; alsdann hätten die Hohenstaufen vielleicht zur Befestigung ihrer kurzen Herrschaft die Zähringer Burg weiter ausgebaut. Von damals an war dieselbe der Verwaltungsmittelpunkt der Ortenau; von ihr aus übten, wie früher die Vögte der Zähringer, so jetzt die Landvögte ihre Herrschaft aus. Zugleich war sie die Haupt- und Malstatt der vier ortenauischen Gerichte.

Ein Geschlecht des Namens hat es nach Gothein nicht gegeben. Doch hören wir 1167 von einem Wernherus de Ortinberch nobilis vir et ingenuus et frater eius Cōnradus; später hören wir nichts dergleichen mehr, wohl aber von Ministerialen, dem miles B. de Ortemberch 1238, einem Erkenbolt 1318, Cůnrat 1327, einer Tochter des Erkenbolt namens Gertrud 1333 und einem Sohn Heinrich, einem Sohn des Berthold namens Reinbold 1390 bis 1410, einem Johann 1358 und zu derselben Zeit von einem

Berhtold von Ortenberg, schultheiße zu Offenburg 1356. Ob das eine Ministerialenfamilie war, scheint ebenfalls nicht festzustehen; möglich, daß Johann (und Berthold?) Landvogt des Reiches war.

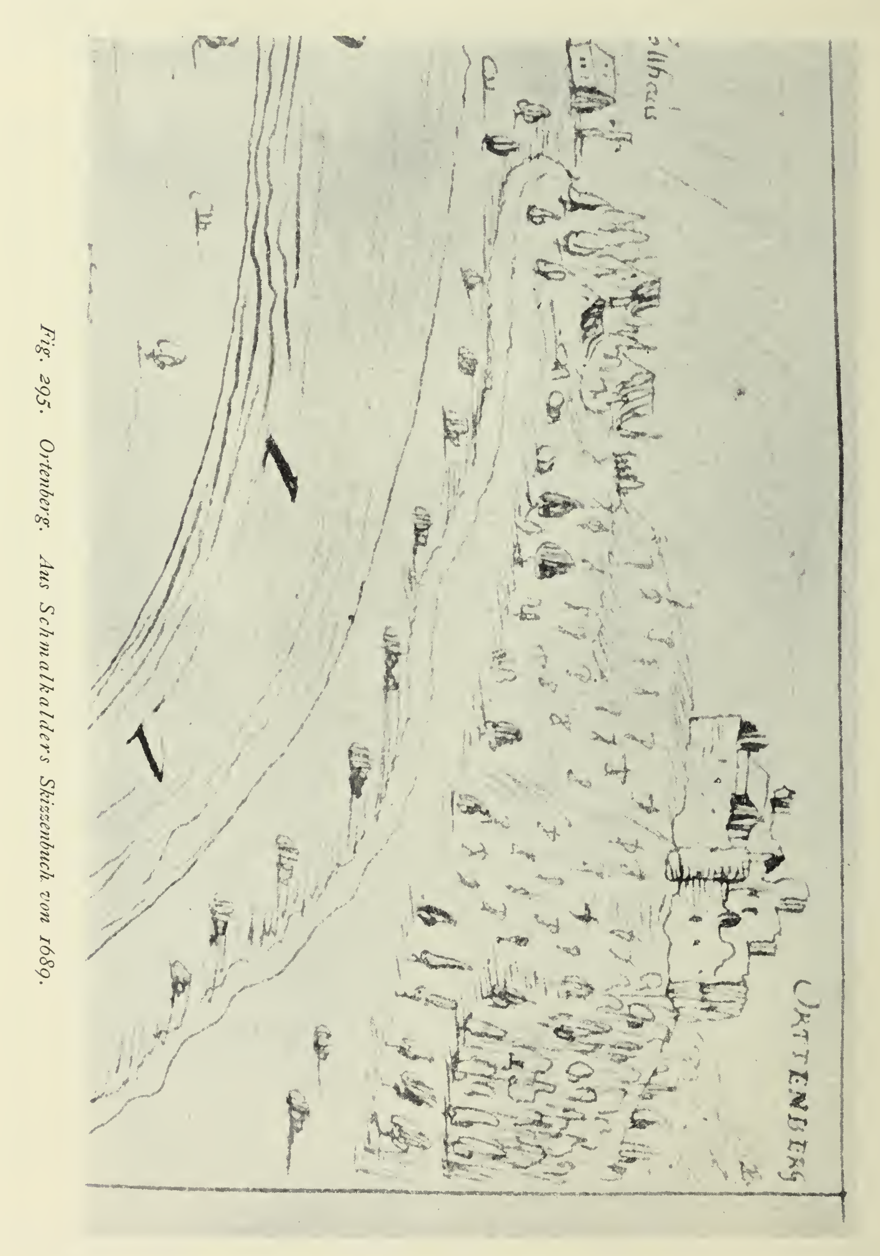


Fig. 295. Ortenberg. Aus Schmalkalders Skizzenbuch von 1689.

Nicht lange aber saßen die Landvögte des Reiches auf der Burg. War der Reichsbesitz doch immer etwas zweifelhaft geblieben. In der letzten Regierungszeit Friedrichs II. gelang es dem Bistum Straßburg dank der Erfolge der päpstlichen Partei, seine Ausdehnungsgelüste in der Ortenau zu befriedigen. 1247 eroberte der Bischof Heinrich

von Stahleck außer Gengenbach und Offenburg auch Ortenberg. Die Burg blieb beim Bistum, bis Rudolf von Habsburg die Landvogtei wieder dem Reiche zubrachte. Als dessen Landvögte saßen 1302 Otto von Ochsenstein, 1309 Graf Johann von Sarwerden, 1310 Walter von Geroldseck auf der Burg. Nach der kurzen Verpfändung an die Öttingen kam die Landvogtei als Pfandschaft an den Markgrafen Rudolf Wecker von Baden, 1351 an die Bischöfe von Straßburg, 1356 ward das gleiche Anrecht, sie einzulösen, auch den Pfalzgrafen eingeräumt, aber erst 1405 von ihnen benutzt. So sitzen denn in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. hier die Landvögte des Bischofs. Von 1405 an dauerte die doppelte Pfandschaft; die Pfalzgrafen aber kauften auch den Anteil des Bischofs an dem Schlosse diesem ab und gingen nun daran, dasselbe als den eigentlichen festen Stützpunkt ihrer Macht in diesen Gegenden auszubessern und zu erweitern. Das geschah unter der Leitung des Burgvogts Wilhelm von Falkenstein. »Der große Turm wurde erhöht und mit Erkern versehen, der Zwingolf um denselben geblattet, die Mauer im Vorhof, vom Saale, an der Kapelle vorbei bis zur Küche ausgebessert, ein neues Haus daselbst errichtet und die beiden Häuser auf der Burg durch einen Gang verbunden; alsdann zwei neue Brücken mit Falltoren gelegt, wahrscheinlich die eine vom Schloßweg zur Vorburg und die andere von da zur eigentlichen Burg, und endlich der tiefe Sodbrunnen gereinigt.« [1]) Wie Bader richtig bemerkt, war die Burg nach dem üblichen Schema angelegt: auf dem Felsfundament des höchsten Bergteiles die Hauptburg mit Quaderturm etc., weiter unten der Zwinger mit der Kapelle (ad S. Bartholomaeum) und anderen Burgteilen und endlich der Vorhof mit den Ökonomiegebäuden.

Mit dem größeren Gebrauch und der Vervollkommnung der Feuerwaffen mußte Ortenberg seine offenbar bisher große Bedeutung verlieren, da es von dem hinter ihm liegenden höheren Bergrücken mit Leichtigkeit zu beschießen war. Zwar war — wohl noch unter dem Pfalzgrafen — die Ringmauer »mit Rundtürmen und Streichwehren nach damaliger Befestigungsart verwahrt worden«,[2]) das konnte aber bei der angedeuteten Lage auf die Dauer nichts nutzen, was sich wohl schon bei der Belagerung durch Maximilian I. zeigte. Denn als Kurfürst Philipp infolge des bayerischen Erbstreites in die Reichsacht erklärt worden war, zog der Kaiser 1504 selbst vor die Burg, eroberte dieselbe und übergab sie dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg, der damals die pfälzische Hälfte der Landvogtei zur Pfandschaft erhielt; von ihm kam sie an Wilhelm, den »wilden Grafen«, der einen großen Teil seines abenteuerlichen Lebens hier auf dieser Burg verbrachte. 1549 mußte er zugunsten seines Bruders Friedrich abdanken und starb bald darauf auf der Burg. 1551 und 1554 wurden endlich die beiden verpfändeten Hälften der Ortenau von Österreich eingelöst, bei dem sie nun, mit der Unterbrechung durch die badische Landvogtei im 18. Jh., blieben. Ein österreichischer Landvogt saß von nun an auf der Burg und verwaltete von hier aus die Gegend. An eine irgendwie gründliche Ausbesserung der Befestigungen dachte niemand mehr. Noch 1521 war wenigstens eine gewisse Munition da, 1560 aber mußte sich der erste österreichische Vogt Georg von Bulach wiederholt an die vorderösterreichische Regierung wenden, um

---

[1]) Bader, Badenia a. a. O. S. 269, nach verschiedenen Baurechnungen von 1413 bis 1419. Es wäre vielleicht eine lohnende Aufgabe, unter Aufsuchung aller diesbezüglichen Urkunden die Baugeschichte des Schlosses eingehender zu untersuchen.

[2]) Bader a. a. O. S. 270.



Fig. 296. Ortenberg 1830.

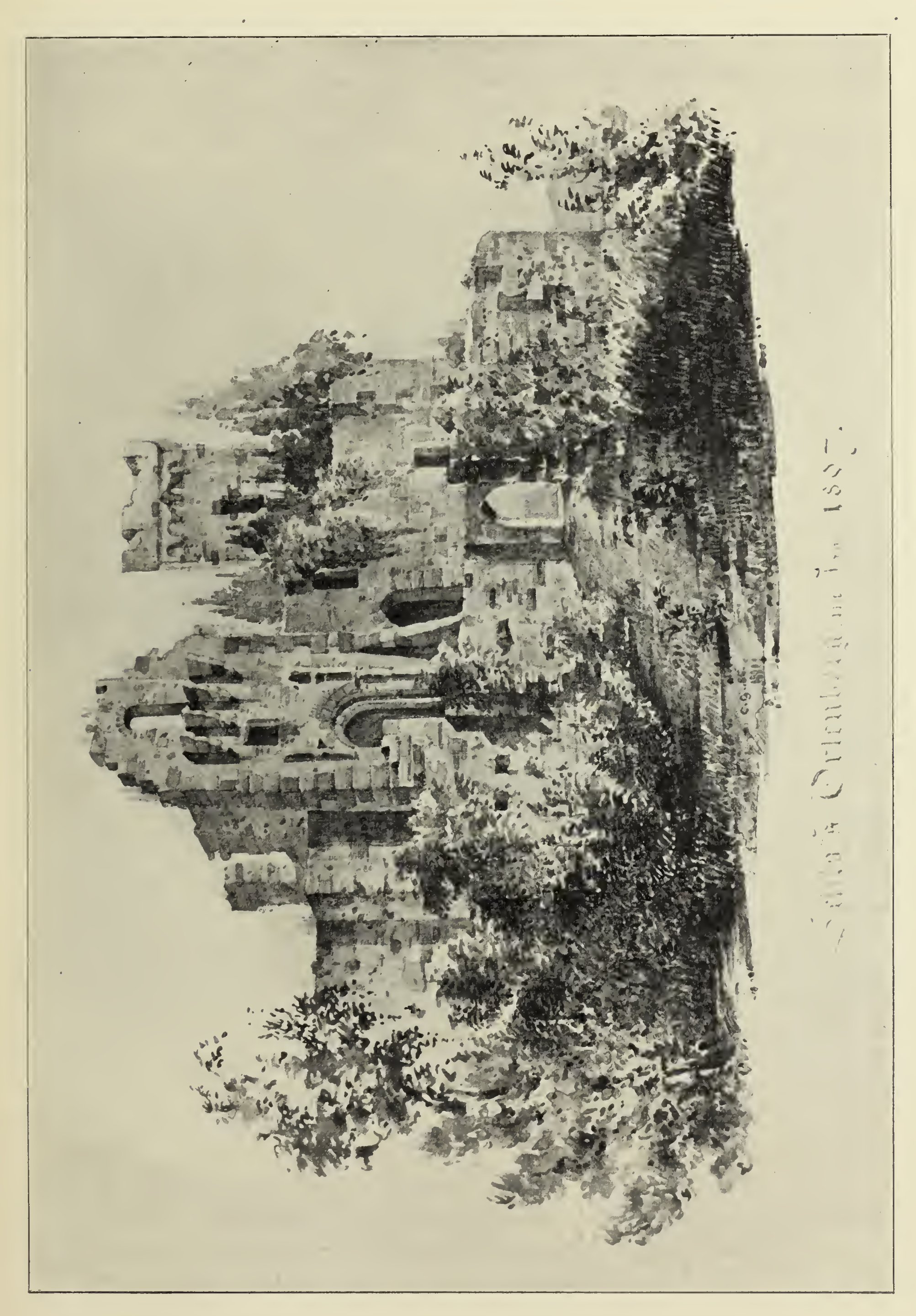


Fig. 297. Ortenberg 1807.

wenigstens einige Halb- und Doppelhaken zu erhalten. Als Besatzung lagen nur ein paar Mann da. Unter Maximilian II. muß sich, wie aus den Akten hervorgeht, die Unmöglichkeit einer wirksamen Verteidigung bei irgendeiner Belagerung herausgestellt haben. Vorher schon, nach 1569, hatte ein von der Regierung zur Besichtigung gesandter Herr ähnliches festgestellt. Aber es blieb alles beim alten. Eine Kommission i. J. 1595 schließt ihren Bericht damit, daß das »ganze Schloß ein altes Gebäu ist und ein dunkel Ansehen hat«. Als dann Rudolf von Landenberg Landvogt wurde, fand er kaum ein Haus, in das er ziehen konnte. Endlich kam es zu einer gewissen, aber dürftigen Reparatur. Natürlich konnte aber die Burg auch so im Dreißigjährigen Kriege keine Rolle spielen. 1630 erhielt sie eine schwedische Besatzung, dann eine badische etc., bei wechselndem Kriegsgeschick. Sie überdauerte ohne Zerstörung diese Jahre. Als aber in den sechziger Jahren des 17. Jhs. die Kriege Ludwigs XIV. über die Gegend hereinbrachen, da eroberte Marschall Crequi Ortenberg und ließ dasselbe, als er wieder abziehen mußte, anzünden und sprengen. Nach einem Bericht von 1680 war das Schloß »völlig und gänzlich abgebrannt und drei Türme samt einem Eck an der oberen Schloßmauer durch die Minen der Franzosen meistens gesprengt«. Auf einen Wiederaufbau verzichtete man, nur ein paar Blockhäuser wurden errichtet; die Burg, die immer mehr verfiel, diente von nun an nur als Gefängnis. Mit der Landvogtei kam die Ruine 1803 an Baden. In jenen Zeiten der Romantik wünschte man sehnlich den Wiederaufbau der alten Burg; man verlieh daher dem vom Schneidergesellen zum Millionär emporgestiegenen Georg Stolz, der großartige wohltätige Stiftungen gemacht hatte, 1832 den Titel von Ortenberg. Allein noch in demselben Jahre starb er. Endlich, 1837, ward die Ruine von einem Herrn von Berckholz aus Livland angekauft und 1838 bis 1843 von Eisenlohr ausgebaut; 1872 kaufte sie Baron Renouard de Bussière und 1889 der Baron Theodor von Hirsch-Gereut.

Über die vor dem Neubau vorhandenen Reste gibt uns nur Bader, der allerdings das Schloß auch erst nach dem Ausbau gesehen zu haben scheint, einige Auskunft. Er schreibt: »Der Hauptturm besteht zur Hälfte aus dem ehemaligen, ins Gevierte gebauten »Schimmel«, welcher auf römischen Fundamenten ruht und selbst der ältesten Vorzeit angehört, zur anderen Hälfte aus einem achteckigen Neubau mit einem Neben- oder Treppentürmchen . . . . Das vierstöckige Wohnhaus ruht ebenfalls auf den Grundmauern des alten.« Diesen »Schimmel« nennt Kolb »ein unterirdisches Gefängniß, 30 und mehrere Schuh tief, worinn der Gefangene kein anderes Licht bekam, als die ihm durch eine runde Oeffnung von oben zugelassen wurde«.[1]) Er berichtet auch von dem Brunnen, daß derselbe sehr tief und »der Kinzig gleich den Felsen durchgearbeitet« sein soll.

Nach dem heutigen Bestand ließ sich der in Fig. 298 wiedergegebene Plan aufnehmen.

Baugeschichte

Die ältesten Reste sind der Bergfried, die Mauer östlich von ihm gegen den oberen Zwinger zu und ein Mauerrest im Norden, einige Meter bevor man an den Jakobsturm kommt. Diese alten Mauern haben ihre Fortsetzung in dem auf dem Plane gestrichelt angedeuteten Zuge gehabt, sie setzten sich in einer Schildmauer fort und wir haben damit

[1]) Nach der Tradition sollen eine Menge menschlicher Gerippe beim Einbruch der heutigen (an der Nordseite) Tür gefunden worden sein, was auf ein Gefängnis hindeuten würde.

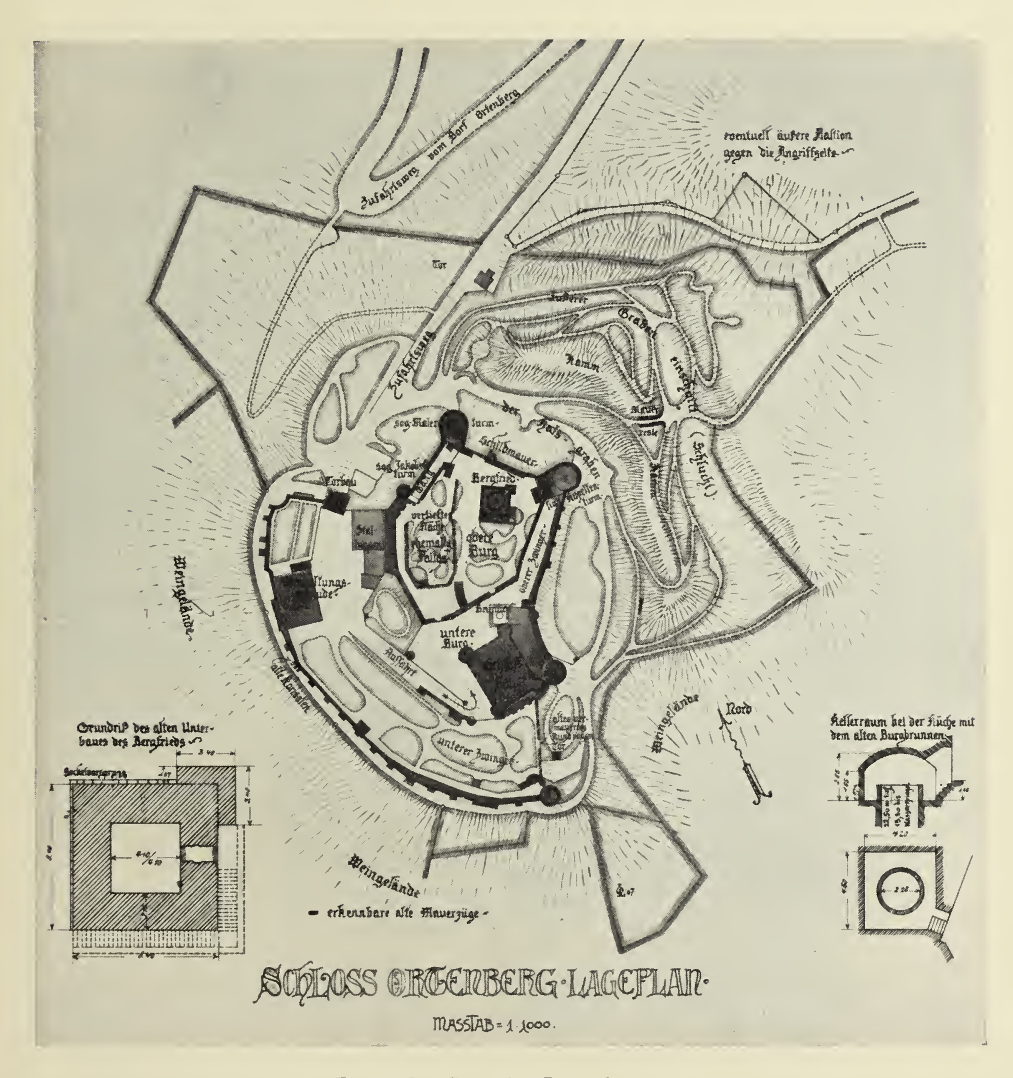


Fig. 298. Plan der Burg Ortenberg.



den Umkreis der *oberen Burg*, wie sie etwa zu Zeiten der Zähringer bestanden haben mag. In ihrem Westteil deutet eine heute vertiefte Fläche auf einen oberen Palasbau. Obere Burg

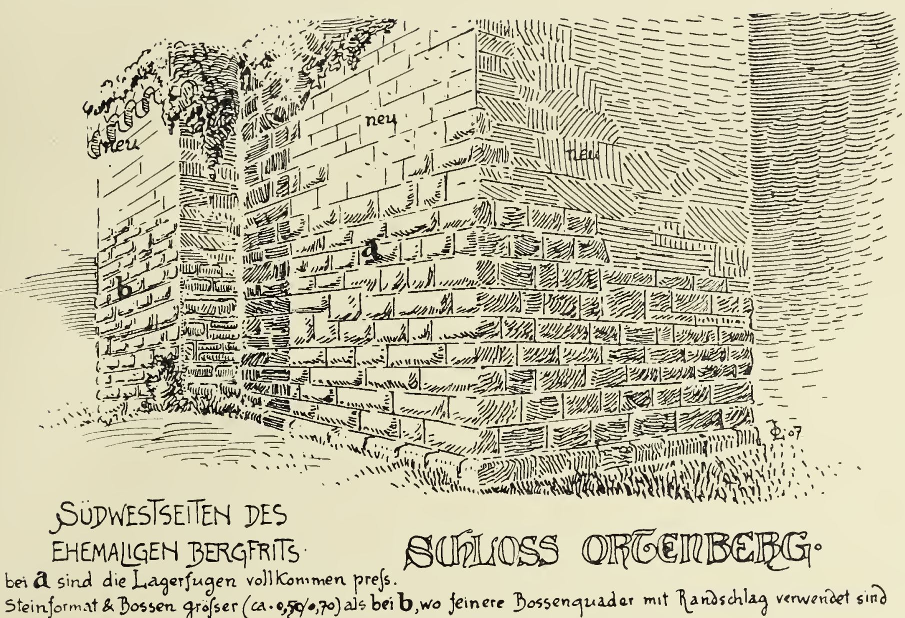


Fig. 299. Der Bergfried der Burg Ortenberg.

Vermutlich schloß sich daran schon früh eine *Vorburg* mit Zwingern etc., deren Mauern wir in der heutigen Schildmauer erkennen, sowie den von den beiden Rundtürmen nach Südwesten und Südosten ausgehenden Mauerzügen, während der ehemalige Südwestabschluß durch die modernen Anlagen verwischt ist. Als nun der Raum in der Vorburg

oberen Burg nicht mehr genügte, vermutlich noch unter dem letzten Zähringer oder den Hohenstaufen, da erbaute man einen großen rechteckigen Palas mit Rundtürmen an den Ecken in dieser Vorburg, die nunmehr zur eigentlichen Wohnburg wurde. Ihre Mauern verstärkte man vielleicht damals schon durch Strebepfeiler und legte nach Südwesten einen unteren Zwinger. Von Osten her führte der Burgweg in denselben durch ein heute zugemauertes Rundbogentor. Ein künstlicher Halsgraben trennte die Burg wohl schon in den ältesten Zeiten von der Berg- und Angriffsseite. Vor dem unteren Palas lag der Brunnen. In der Nordostecke des oberen Zwingers bezw. der unteren Burg lag die Kapelle (ad S. Bartholomaeum).

So etwa war das Bild der Burg in ihrer Glanzzeit. Unter der pfälzischen Herrschaft erfuhr sie, wie berichtet wird, eine gründliche Ausbesserung. Wir hören von einer Erneuerung des Zwingers, Anbau von Erkern an den Turm, Ausbesserung der Ostmauer, zwei neuen Brücken mit Falltoren, Reinigung des Brunnens. Wo wir diese Brücken zu suchen haben, ist nicht ganz sicher; eine vermutlich bei dem Torbau im Nordwesten des unteren Zwingers. Dann hören wir von der Errichtung eines »neuen Hauses«, und da wäre man wohl geneigt, an den Schloßbau in der unteren Burg zu denken, wogegen aber die Steinmetzzeichen sprechen (s. Fig. 300). Ich habe ihn deshalb einer zweiten Bauperiode im 13. Jh. zugeschrieben. Nicht unmöglich, daß damit das Verwaltungsgebäude im unteren Zwinger gemeint ist, das auf älteren Mauern steht. Endlich wurden die beiden Häuser auf der Burg durch einen Gang verbunden, auch da wäre es aber müßige Vermutung, wollten wir diese Nachricht erklären. Vielleicht sind damals einige kleinere Rundtürme angelegt worden, das Profil der Türe im Jakobsturm würde nicht schlecht zu dieser Zeit passen. Lediglich hypothetisch können wir auch die Anlage der großen Rundtürme gegen Nordosten, die die Schildmauer flankieren, dieser Periode zuschreiben, und zwar, weil nach den erhaltenen Nachrichten eine derartig stattliche Neuanlage in der gleich zu besprechenden vierten Bauperiode kaum wahrscheinlich ist. Dem Pfälzer Landvogt wird auch der äußere Grabeneinschnitt im Nordosten zu danken sein, Mauerreste auf dem Kamm zwischen ihm und dem Halsgraben deuten auch hier auf Befestigung. Man war offenbar bestrebt, die Wehrhaftigkeit der Burg gegen die Bergseite zu erhöhen.

Allein den vervollkommneten Feuerwaffen gegenüber half das nicht mehr, und so ließ man denn nach der Eroberung durch Maximilian die Bauten ziemlich gleichgültig verkommen. Erst am Ende des 16. Jhs. entschloß man sich zu einer offenbar nur aufs nötigste beschränkten Ausbesserung, der wir nicht viel zutrauen dürfen. Vielleicht hat sie im äußersten Nordosten eine Bastion gegen die Angriffsseite vorgeschoben. Nach der Zerstörung durch die Franzosen begnügte man sich mit der Wiedererrichtung einiger Blockhäuser und ließ die Burg zur Ruine verfallen.

Baubeschreibung
Bergfried

Der ehemalige *Bergfried*, dessen Unterbau noch zu einigen Metern Höhe erhalten ist, hat 2,15 m starke Mauern, die im Innern einen 4,10 zu 4,10 m weiten, quadratischen Raum umschließen (s. Fig. 299). Der äußere Umfang beträgt an jeder Seite 8,40 m, nach Westen und Norden zeigt der Turm einen nach Westen nur 0,15, nach Norden 0,30 m vorspringenden Quadersockel, an der Nordostecke ist ein viereckiger Anbau vorgelegt, der nicht im Verband gemauert ist, also etwas, wenn auch nicht um vieles, jünger sein dürfte. Die Mauern des Turmes sind aus tadellos behauenen Bossenquadern

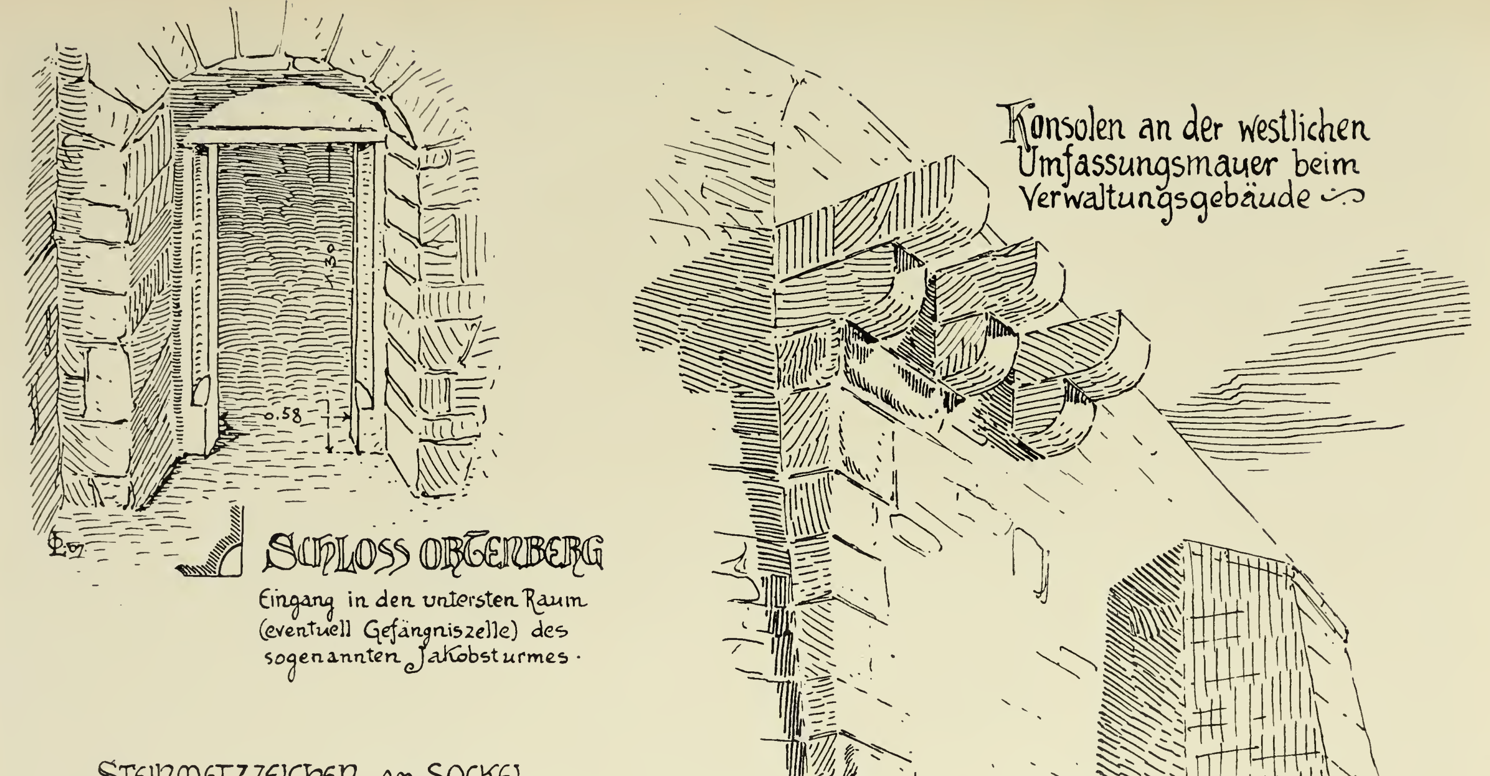


Fig. 300. Konsolen an der westlichen Umfassungsmauer, Tür in den Jakobsturm und Steinmetzzeichen am Sockel des unteren Schloßbaues.

gebildet, am eigentlichen Turm sind die Lagerfugen wie aufeinander geschliffen, fast Preßfugen, die Steine sind hier größer, die Bossen weiter ausladend als an dem Anbau, wo feinere Bossenquader mit Randschlag verwendet sind. Diese hervorragende Qualität des Mauerwerkes hat früher überall zu der Annahme römischen Ursprungs geführt, wofür alle Anhaltspunkte fehlen. Der heutige Eingang ist natürlich neu.

Schloßbau

Ein ähnlich sauberes Hausteinwerk zeigen noch die ältesten Mauerreste im Südost und Nordwest sowie der untere *Schloßbau*, letzterer ebenfalls mit Bossenquadern. An ihm auch charakteristische Steinmetzzeichen, die zweifellos noch dem 13. Jh. angehören. Ob die Polygonalgestalt seiner Ecktürme die alte ist, läßt sich bei der Veränderung dieser Teile nicht mehr feststellen. An der Nordostecke ist in einem flachgewölbten Kellerraum bei der Kirche der alte *Brunnen* erhalten (s. Fig. 298), ein runder, in seinem oberen Teil ummauerter, unten in den Felsen gesprengter Schacht, von 2,25 m Durchmesser, 22,50 m Tiefe. In 13,50 m Tiefe liegt der Wasserspiegel.

Brunnen

Malerturm
Kapellenturm
Jakobsturm

Alle Mauern und übrigen Türme des Schlosses sind aus Bruchsteinen errichtet. Das Erdgeschoß des *Malerturmes* erhellen zwei in ihrer Laibung rundbogige, nach außen geradsturzig abgeschlossene Fenster, der *Kapellenturm* bietet in seinem Inneren nichts Altes mehr. Am *Jakobsturm* die obenerwähnte geradsturzige Tür mit hohlgekehltem Gewände. Vor dem heutigen Torbau liegen noch Steine des alten Tores mit dem Schlitz für die Kette der Zugbrücke. Endlich seien noch die Konsolen an der südlichen Umfassungsmauer erwähnt (s. Fig. 300), die vielleicht einem Gußerker oder etwas ähnlichem dienten.

Das Material des Baues ist roter Sandstein, teilweise untermischt mit rötlichem Granit.

REICHENBACH
(HAIGERACH)

Schreibweisen: Richenbach 1139, Kop. 1276; Richembach im Kinzichental 1289; curia vor Lutkirch, quae vocatur Richenbach 1420; zwölf hoffe gelegen am Richenpach Strospurger bistumbs mit namen zwen hoff uff dem Schneidpach, dry hoff im Sůnderstenpach, dry hoff im Mittelbuch, ein hoff genant der Stumpfenhof im Mittelbuch, dry hoffe in der Grube 1515; wie teilweise aus vorstehendem hervorgeht, gehören zur politischen Gemeinde auch die Täler Schwarzenbach, Mittelbach, Sondersbach, Haigerach und Pfaffenbach sowie der Zinken Binzmatte.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Reichenbach gehörte bis 1803 zum Gebiet der Reichsstadt Gengenbach und wurde 1803 badisch. Patronat und Zehnt sowie viele Güter gehörten dem Kloster Gengenbach.

Kapelle

Kapelle: ca. 1235 wird die capella S. Petri in Richenbach erwähnt, ebenso 1333; ym Richenbach ob der Kirchen 1423. — Der heutige Bau besteht aus dem einschiffigen, flachgedeckten Langhaus mit kleinem quadratischen Chor, welcher mit einem Netzgewölbe mit sich durchschneidenden Rippen ohne Schlußsteine eingedeckt ist. Der runde Gurtbogen zum Chor ist einfach abgefast. An der Ostseite desselben ein einpfostiges Spitzbogenfenster mit Maßwerk, kleinere zu beiden Seiten, an der Südseite des Lang-



Haigerach, Casel.



hauses zwei Fenster mit Fischblasenmaßwerk und eine Türe. Sockel der Kirche einfache Abschrägung und Platte. Vor der Westseite eine Vorhalle, von zwei Pfeilern mit abgefasten Ecken getragen. Das Portal mit geradem Sturz zeigt an dem 0,55 m hohen und 1,40 m breiten Sturzblock ein Relief (s. Fig. 301), Christus auf einer Bank thronend, einem knieenden Engel ein Schriftband, dem h. Petrus den Schlüssel übergebend. Dieses Relief, ein Werk des romanischen Stils, könnte in seiner technischen und künstlerischen Unbeholfenheit dem Anfang des 12. Jhs. angehören, ebensogut mag es aber ein Werk eines zurückgebliebenen Künstlers aus dem Ende desselben sein. Wenn wir uns auf Grund dieses Stückes das Kirchlein näher ansehen, so will es uns dünken, als ob dasselbe ein Bau der gleichen Zeit sei, der im 15. Jh. eine gotische Überarbeitung erfahren hat.

Im Innern ein Barockaltar mit Statuen der Apostel Petrus und Paulus. Auf der Empore ein rohes Bild der Bekehrung Pauli aus dem 16. Jh. Wahrscheinlich ist also

Innenausstattung



Fig. 301. Romanischer Türsturz vom Portal der Kirche in Reichenbach.

im 15. Jh. Paulus als Patron hinzugekommen, wie so oft. Ebenda zwei spätgotische, leuchtertragende Engel, holzgeschnitzt. An der einen Fensterwand übertünchte Inschrift und eingehauen: Pflugschar nebst Rebmesser. Die einfache Barockkanzel wird von mächtigen, bedeutend älteren Konsolen getragen.

Weiter im Tal einige *Fachwerkhäuser*, eines von 1749.

Fachwerkhäuser

Am Weg nach Mittelbach *Bildstock* von 1790, am Gasthaus »Zum Kreuz« ein solcher von 1752. *(Wth.)*

Bildstöcke

Römisches: An der Landstraße nach Gengenbach, an der Gemarkungsgrenze, römische Reste. (Mitteilung von Prof. Schumacher 1900.) *(W.)*

Römisches

HAIGERACH

Schreibweisen: Heideger 1289; curia Heigern 1414; hof zů Heidiger 1423; Heydinger. (Mit Heidekraut bewachsener Ger oder Ger des Mannes Heito.)

Die Geschichte des Ortes ist die gleiche wie die Reichenbachs. Er gehörte mit diesem dem Kloster Gengenbach und wurde 1803 badisch. Über die Nachricht: »nachdem in der pflegd Orttenberg im Heydiger oder alten Gengenbach genant vor

Ortsgeschichte

ziten bergkwerk erbawen 1528« und ihre Beziehung zu dem Ursprung der Stadt Gengenbach ist bereits bei der Geschichte der Stadt das Nötige gesagt worden.

Kapelle

Eine *Kapelle* des h. Michael steht ganz oben im Tal auf der Anhöhe über der Straße. Ein einschiffiges Langhaus mit halbrunder Apsis. Gegen diese zu ist das Langhaus um eine Stufe erhöht, an der die Zahl 1780 eingehauen ist. Schlichte Rundbogenfenster erhellen die Kapelle, über deren rundbogigem Tor steht:

DEO UNI TRINO
OPTI · MAXIMO
IN HONOREM B · MICHAELIS
ET OĪM̄ · S̄S̄ · ANGELORUM
INSTAURATUM 1597.

In der Kapelle ein Barockaltar mit Statue des h. Michael. Das wertvollste Stück aber ist eine Casel von gelber, graudurchwirkter Seide mit aufgenähtem älterem Kreuz und Balken (Tafel IXX). An dem Kreuz der in Seide hochgestickte Kruzifixus, etwa 30 cm hoch, unten Maria, den Stamm umklammernd; auch Goldplättchen sind in reichlicher Zahl aufgenäht. Auf der Vorderseite, dem Balken der Casel, in Seide Flachstickerei von Rankenwerk und anderen Ornamenten, auch noch die Reste einer Immaculata Conceptio erhalten. Das schöne Stück, wohl aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs., ist jetzt in die Sakristei der Klosterkirche von Gengenbach verbracht, wo es in besserem Gewahrsam sich befindet.

Mühlstein
Bildstock

Vor der Kirche ein *Mühlstein* von 1788, am Gasthaus »Zum Waldhorn« ein *Bildstock* des 18. Jhs.

SCHUTTERWALD

Schreibweisen: in der teil der wålder, den man da nemmet der Scuterwalt 1293; silva dicta Schutterwald 1341; villa Schutterwalt Argentinensis dyocesis 1351; in banno ville Schutterwalt 1359; Schutterwald 1478 etc.

Archivalien der Pfarrei: Mitteil. der histor. Komm. Nr. 5 (1885), S. 266; Nr. 16 (1894), S. 78 u. 86.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nach der späten Erwähnung als Ort dürfen wir annehmen, daß Schutterwald erst im 13. bis 14. Jh. aus Gehöften sich entwickelt hat, die in dem großen, gleichnamigen Walde gelegen haben. Das Dorf, ein tiersbergisches Allod, kam nach dem Aussterben des Mannesstammes durch die letzte Erbtochter an die Schwarzenbergs, der Wald fiel an die Geroldsecker. 1293 verkaufte Heinrich II. seinen Anteil für 170 Mk. lötigen Silbers mit Rat und Willen seines Vetters Heinrich von Geroldseck, »der genannt wird von Veldenze«, an die Bürger von Offenburg. Die für damalige Zeit große Summe sowie die Grenzangaben zeigen die große Ausdehnung des Stückes. Doch hatten auch noch Heinrichs II. Bruder Hermann und die Schwarzenberg einen Anteil, ersterer verkaufte ihn 1332 an Offenburg und letztere 1337, ein Teil war durch Verkauf an Straßburger Bürger gekommen.

Das Dorf kam von den Schwarzenberg am Ende des 14. Jhs. an die Hummel von Staufenberg; die eine Hälfte kaufte Pfalzgraf Ludwig, als Pfandlehen erhielt sie Albrecht Wolf von Offenburg. Die andere Hälfte wurde erst 1474 verkauft, und zwar an Bernhard

von Bach, dessen Sohn Georg auch die pfälzische Hälfte (1330) dazu erwarb. Es ist derselbe, der letzte derer von Bach, der in Offenburg begraben liegt. Nach seinem Tode kam Schutterwald wie Hofweiler an die von Kronberg, dann an die Dalberg und Franckenstein, deren ritterschaftliche Besitzung es war, bis es 1806 badisch wurde. Patronat und Zehnt gehörten zum Schloß Tiersberg, kamen also an die Röder. Seit 1410 führte die Gemeinde mit der Stadt Offenburg Prozesse wegen der Waldrechte, die erst 1836 ihren Abschluß fanden. *(Wth.)*

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Im Gewann »Dachsrain« zwischen dem Ort und Langhurst 1886 gefunden ein geschliffenes, durchbohrtes Steinbeil aus hellgrünlichem Serpentingestein von nicht gewöhnlicher Form, etwas gekrümmt, einerseits mit senkrecht geschliffener Schneide, andererseits mit konvexem Kopf (s. Fig. 302). Jetzt in der Karlsruher Sammlung.

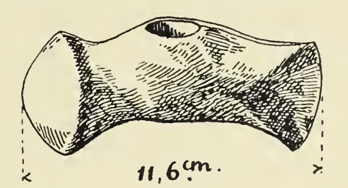


Fig. 302. Steinbeil aus der Gegend von Schutterwald.

Römisches

Römisches: Östlich vom Hügel im Feld »Waide«, gegen Langhurst hin, eine römische Münze des Trajan. Bei Höfen, das zur Gemeinde gehört, römische Niederlassung (Mauerwerk) am Schnittpunkt römischer Straßen, am Westrand des Waldes »Faulmatt«, wo die Landstraße Höfen-Dundenheim diesen verläßt. (Mitteilung von Prof. Schumacher 1898.) *(W.)*

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Jacobum maj.). 1351 wird eine ecclesia parrochialis erwähnt, 1458 S. Jacob der patron zu Sch.; huius parrochialis ecclesiae patronus coeli est s. Jacobus; collator et decimator nobilis Roederer a Dirsperg haereticus . . . animas regendas ca 230 habet 1666; kirspel Sch. 1390; in Sch. plebanus 1464.

Die heutige Kirche ist ein Bau von 1780 bis 1786 und in ihrem Grundriß durchaus analog derjenigen von Hofweier, was bei dem politischen Zusammenhang der Gemeinden leicht erklärlich ist: einschiffiges Langhaus, Chor aus dem Achteck, an die östlichste Achteckseite ist der viereckige Turm angebaut, in seinen unteren Teilen wohl eine ältere Anlage. Doppelte Pilaster gliedern die Wände des Langhauses, einzelne diejenigen des Chores; auf ihnen sitzen die Zwickel auf, die durch die in das Spiegelgewölbe des Chors wie des Langhauses einschneidenden Kappen entstehen. An dem Spiegel Felder mit Stuckumrahmung, in denen neue Gemälde (Kunstmaler Huber in München). Der vordere Teil des Langhauses wird von einer Empore von geschwungenem Grundriß eingenommen. An den Decken und über den Fenstern noch gute Rocaillestuckornamente. Die Fassade ist durch Lisenen gegliedert, darüber Rundgiebel von eckigen Voluten flankiert. Der Bau besteht aus verputztem Bruchsteinmauerwerk, die Gewände etc. aus Sandstein.

Innenausstattung

Die Altäre stammen aus dem Ende des 19. Jhs. Die Kanzel ist ein Schnitzwerk aus der Zeit des Baues, mit Girlanden verziert. Die Beichtstühle, die Kirchenbänke und die Orgel zeigen in ihren Schnitzereien noch das ausklingende Rokoko. Der Taufstein mit Beschlägornament stammt noch aus dem 17. Jh.

Kirchengeräte

An *Kirchengeräten:* Eine Sonnenmonstranz, silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten, teilweise erneuert. Ein Kelch des gleichen Materials und Stils, renoviert. Der Wettersegen, ebenfalls silbergetrieben und vergoldet, zeigt gleichfalls Rocailleornamente; aus derselben Zeit noch eine rote Casel mit eingewirktem Kreuz.

Kruzifix

Auf dem Friedhof *Kruzifix* von 1781, mit Maria am Kreuzesstamm, auf dem üblichen ausgebauchten Rocaillepostament.

Statue

Am Haus Nr. 112 *Statue* der Immaculata Conceptio von 1780.

LANGHURST

(zur Gemeinde Schutterwald gehörig)

Schreibweise: Langenhurst 1293.

Römisches

Römisches: Münze des Trajan.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort hatte die gleichen Schicksale wie Schutterwald, war ursprünglich geroldseckisch, zuletzt zur Hälfte ritterschaftliche Besitzung der Familie Franckenstein und zur anderen Hälfte zur Landvogtei gehörig und wurde 1805 bezw. 1806 badisch. Mit geroldseckischen Gütern waren im 14. und 15. Jh. die Walpott, dann die von Ortenberg, endlich Hans Meyer von Offenburg und seine Erben belehnt.

Kruzifix

An der Hauptstraße etwas derbes *Kruzifix* in Rocailleformen, 1765 von Fr. Anthoni Schnebelt gestiftet.

UNTERENTERSBACH

(und OBERENTERSBACH)

Schreibweisen: Anteresbach 1075; Entersbach 1220; curia monasterii Gengenbacensis Entrispach ca. 1235; Enterspach 1289; der frônhof zů Nidern Entirspach 1423; Nidernenterspach, Obernenterspach erste Hälfte des 15. Jhs.; Ober und Nider Enterspach 1596. (Bach des Anter.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Schon früh war das Kloster Gengenbach hier begütert, das auch Patronat und Zehnt hatte. Der Ort aber gehörte zum Gebiet der Reichsstadt Zell, machte also deren Schicksale mit durch und wurde 1803 badisch. Im 12. Jh. erscheint eine Familie von Entersbach — ein Erlewinus de Antresbach ca. 1111 bis 1122 und ein Hainricus de Antirspach 1123 —, die aber bald ausgestorben sein muß.

Kapelle

Eine *Kapelle* ad S. Nicolaum liegt in Unterharmersbach. Schon 1470 hören wir von der capell zů nydern Enterspach, 1669 capella S. Nicolai zu Under-Entersbach. Der heutige, ganz schlichte, einschiffige Bau stammt von 1768. Schlichter, spätgotischer Taufstein.

Die Kapelle in Oberentersbach besteht erst seit 1873.

Zu Unterentersbach gehören noch die

GRÖBERN HÖFE

Schreibweisen: Grebern 1381 etc.

Ein Geschlecht wird seit 1332 erwähnt. Wir hören von Berhtold von Grebern, 1358 von Berhtold von Sneit genannt von Grebern ritter. Wie daraus hervorgeht, ist die Familie ein Zweig derer von Sneit. Der angeführte Berthold war 1346 Schultheiß zu Gengenbach, 1359 Vogt zu Offenburg, 1360 Zwölfer des Gerichts zu Offenburg. Mit ihm erscheint zugleich noch ein Tamme oder Damme von Grebern. Wir finden Mitglieder der Familie als Schultheißen in Zell, Wolfach, als Ambachtmänner von Gengenbach, als Lehensleute der Fürstenberger und Geroldsecker, kurz, sie haben in

der Geschichte der Gegend eine Rolle gespielt. Verschwägert waren sie u. a. mit den von Bern, von Schauenburg, Knobloch, Bock etc. — Um die Wende des 16. Jhs. stirbt die Familie aus und wir finden im 17. Jh. die Mayrshoffen in dem Besitz. — Die Höfe gehörten zum Gebiet der Reichsstadt Zell und wurden 1803 badisch.

Schloß

Turm

Von dem *Schloß* sind noch auf dem jetzt sogenannten Gröbener Hof Reste erhalten. Zunächst ein quadratischer *Turm* aus Bruchsteinmauerwerk, untermischt mit Backsteinen, an den Ecken Bossenquader mit ziemlich starkem Randschlag. Der Turm steigt in fünf Geschossen auf und zeigt Doppelfenster mit einfach abgefastem Gewände; eingedeckt wird er durch ein Satteldach. Über seinem unteren westlichen Eingang mit geradem Sturz Allianzwappen des Johann von Meyrshoffen und seiner Frau geb. Eberhard. Zwischen dem Wappen steht 1695, oben darüber:

JOHANN VON MEYRSHOFFEN UND ZU GREBERE
DES H. REICHS — RITTER
MARIA CLEO — PHE VON
MEYRSHOFFEN — ZU GREBERE
GEBOHRNE VON — EBERHARD.

Im Innern des Turmes: im zweiten Geschoß eine Holzdecke, sogen. Stabdecke; an der Westseite eine Tür mit in Voluten endigendem Rundgiebel, die durch die Mauer zu einer ins Freie gehenden Tür, also wohl auf einen Abort führte; das dritte Geschoß hat ebensolche getäfelte Decke, an den Fensterpfosten noch die Ritzen für die Läden; im vierten Geschoß nur Balkendecke; im fünften der Holzdachstuhl. Über dem obersten Stockwerk zieht sich eine gotische Wasserschräge hin, eine ebensolche über dem vierten.

Aus allem geht zweifellos hervor, daß ein älterer Turm aus dem Mittelalter am Ende des 17. Jhs., also vielleicht nach einer Zerstörung durch die Franzosen, hier neu hergerichtet worden ist.

Der Turm steht auf einer ummauerten quadratischen Terrasse. Der ganze Hof ist im Rechteck von einer Mauer aus Bruchsteinmauerwerk umgeben, vor der noch die Spuren des Grabens sichtbar. Das Ganze also eine übliche Tiefburganlage.

Das alte, schlichte Herrschaftshaus aus Bruchsteingemäuer und der anstoßende Riegelbau sind offenbar nach der Zerstörung mit wenig Geld aufgerichtete Gebäude.

UNTERHARMERSBACH

(und OBERHARMERSBACH)

Schreibweisen: in Mortunagia Hademarsbach 1139; Hademersbach ca. 1235; Halmersbach 1353; Harmerspach 1354; Hadmerspach 1420; Harnenspach 1500 etc. (Bach des Hademar.)

Literatur: E. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, S. 232 ff.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Das Harmersbacher Tal, ursprünglich, wie die ganze Gegend, dem Kloster Gengenbach gehörig, war lange mit Zell vereinigt. Als dieses mit den zwei anderen Städten Offenburg und Zell sich im 13. Jh. seine Reichsfreiheit erkämpfte, da tat es das auch für das mit ihm in einer Markgemeinschaft stehende Tal. Nach dem Aussterben der Zähringer war die Landvogtei an das Reich gekommen und somit auch das Tal.

Aber während die Landvogtei an Straßburg und die Pfalz verpfändet wurde, hatte das Tal ein besonderes Schicksal. Ludwig der Bayer begann damit, wie er es selbst nannte, Stücke aus der Landvogtei herauszubrechen, und so verpfändete er 1330 das Tal Harmersbach mit allen seinen Seitentälern an die Grafen von Fürstenberg, »sie bis zur Erledigung an des Reiches Statt zu genießen«.[1]) Nach Erwerb der Ortenauer Pfandschaft suchte nun der Straßburger Bischof auch dies schönste und größte Gebirgstal einzulösen. Als der Graf widerstrebte, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen und Fehden, unter denen die Bauern sehr litten, bis 1367 durch die Vermittelung der Städte Straßburg, Freiburg und Offenburg endlich das Tal dem Bischof geräumt wurde, aber nur um von diesem bald darauf an das Straßburger Bürgergeschlecht Bock um die Summe von 3100 fl. verpfändet zu werden. Bedingung dabei war, daß, wenn das Reich die Pfandschaft von Straßburg wieder einlöse, auch Harmersbach mit eingelöst sei. Die Bock und ihre Erben behielten es mehr als 300 Jahre; aber infolge von Erbschaft und Verkäufen kam der Besitz in die Hände verschiedener Geschlechter, und die Zersplitterung erhöhte das Ansehen der Gemeinherren nicht. »Durch das Versatzinstrument, das die Bauern wie eine Verfassungsurkunde ansahen, waren ihre Berechtigungen so wie so eng begrenzt.« Sie erhielten 40 Mark Silber, 100 Viertel Haber und drei Hühner von jedem Haus. Die Freizügigkeit der Bauern durfte nicht angetastet werden, auch ihr Jagdrecht nicht. Nur ein Teil des Wildbrets wurde an den gemeinsamen Vogt der Herrschaft abgeführt, ein anderer ward von dem Zwölfergericht, das die Taleinwohner wählten, in gemeinsamer Mahlzeit verzehrt.

Die Verpfändung von zweiter Hand an die »Junker« aber wurde für das Tal die Vorstufe zur völligen Reichsfreiheit. Zwar mußte es für das Mitmärkerrecht an den Allmendwäldern Fälle und Wasserzinse an das Kloster Gengenbach zahlen und das Gericht der Wassermeier, die der Abt setzte, suchen. Das Wichtigste aber war, daß das Tal sein eigenes Hochgericht erhalten hatte und seine Geschworenen zu Richtern geworden waren, die in allen Fällen der hohen Gerichtsbarkeit urteilten. Dies galt den Bauern als ihr ursprüngliches Recht, und ihren Pfandjunkern erkannten sie nur den Anspruch auf die Geldeinkünfte zu. Mit Erfolg. So kam es, daß, als die Pfandschaft im 17. Jh. ihr Ende erreichte, »die Reichsfreiheit als ihr Ergebnis zurückblieb«. Die Regierung des Tales bestand aus einem Reichsvogt, den der Abt von Gengenbach aus zwei ihm Vorgeschlagenen zu wählen hatte — das war ihm noch von seinen Rechten geblieben —, und den Zwölfern, einem Syndikus oder Konsulenten, der ein Rechtsgelehrter sein mußte, und einem Gerichtsschreiber. In besonders wichtigen Fällen wurde noch ein Ausschuß der Bürgerschaft beigezogen.

Allmählich entstand im Verlauf dieser Geschichte »ein Geschlecht von fürstlichen, stolzen Bauern, hart und wetterfest von innen und außen, ruhig, trotzig und kalt verständig, aber oft auch eines höheren Gedankenschwunges, immer eines festen Willensentschlusses fähig«. Es gelang den Bauern, sich auch politisch zu Meistern zu machen und sich zu der obenangedeuteten bürgerlich-demokratischen Verfassung emporzuarbeiten, in des »heiligen Reiches freien Tälern, gleich den Schweizer Urkantonen«. Das war aber erst möglich nach einer Umwandlung der ökonomischen und Rechtsverhältnisse, nachdem die Geschlossenheit der Hofgüter gesichert war. Im 13. Jh. hatte der Bischof Heinrich von Stahleck das

[1]) Ich folge hier wie im weiteren Gothein, teilweise wörtlich.

gleiche Erbrecht für sämtliche männliche und weibliche Nachkommenschaft festgesetzt in Übereinkunft mit dem Schultheißen und den Bürgern von Gengenbach. Damit war aber die Güterzersplitterung mit all ihren übeln Folgen gegeben, über die man sich wohl klar war. Im 14. Jh. scheint die Sitte das so geregelt zu haben, daß nur einer das Gut übernahm und die anderen sich in der Allmend neue rodeten, oder alle Miterben blieben, ohne zu teilen, zusammen auf dem Erbgute sitzen. Das 15. Jh. brachte dann zunächst doch die gleiche Teilung der Miterben und damit die Auflösung der alten Hausgenossenschaften. Aber schon setzte die entgegengesetzte Bewegung ein. Wir hören 1450 von dem in dem äußersten Zinken, den Schottenhöfen, geltenden Recht, daß die Geschwister abgefunden werden, damit der Hof nicht geteilt zu werden brauche, und im 16. Jh. setzte sich das auch im Haupttale durch. 1563 ist die Anschauung soweit allgemein geworden, daß der Talvogt festsetzt im Einverständnis mit dem Rat, der Hof und die Güter sollten künftig unzerteilt bleiben; der Jüngste solle Alles erben und die Geschwister mit Geld auskaufen. Nur wenn das Besitztum so groß sei, daß sich mehrere darauf erhalten könnten, solle geteilt werden. Man ist damit nur dem früheren Vorgehen vieler anderer Schwarzwaldgemeinden gefolgt, aber hier wurden alle nötigen weiteren Bestimmungen nun juristisch ausgebildet, zugleich der Gefahr der Auswanderung der Ausgekauften und den begreiflichen sittlichen Gefahren durch Verbote vorgebeugt. Natürlich mußte auch die Entschädigung der Geschwister genau geregelt werden. Im 17. Jh. finden wir das Minorat schon als strenges Recht. So bildete sich eine feste bäuerliche Aristokratie, in der sich eben jener geschilderte stolze Charakter entwickeln konnte. Dieses Jahrhundert brachte denn auch die völlige Reichsfreiheit. Noch einmal hatten sich die Bauern gegen das Bistum Straßburg zu wehren, als Kardinal Franz Egon von Fürstenberg 1663 das Tal unter seine Gewalt bringen wollte. Mit Erfolg. Die Reichsbehörden vernichteten alle Ansprüche des Bistums. Dann aber erhob sich die Frage des Verhältnisses zur Stadt Zell, die den Anspruch machte, den Vogt zu setzen. Demgegenüber schien es den Bauern besser, dies Recht dem Abt von Gengenbach zuzugestehen, was sie auch durchsetzten. Aber noch wollten die Zeller sie als Teil des zellischen Gemeinwesens nehmen, bis durch Vertrag i. J. 1718 die völlige Selbständigkeit der kleinen Bauernrepublik festgesetzt wurde. Als endlich das Jahr 1803 derselben ein Ende machte und das Tal badisch wurde, da fand in unerfüllbaren Selbständigkeitsforderungen der Stolz der Bauern seinen letzten starken politischen Ausdruck. Allerdings mit dem Erfolg summarischer Ablehnung.

Auch ein Geschlecht von Harmersbach findet sich, und zwar vom 14. Jh. bis 1506, das in Gengenbach und Offenburg ansässig war.

OBERHARMERSBACH

Kath. Pfarrkirche (ad S. Gallum). 1289 hören wir von derselben: ius patronatus, quod habet monasterium in Gengenbach in ecclesia vallis Hademarsbach; 1666 von der ecclesia parrochialis, collator et decimator abbas Gengenbacensis. Hier wie in Unterharmersbach behielt das Kloster bis zu seinem Erlöschen Patronat und Zehnt. — 1240 wird ein plebanus de Hademarsbach genannt.

Kath. Pfarrkirche

Der heutige Bau stammt aus den Jahren 1839 bis 1845. Von alter *Ausstattung* in der Sakristei noch ein Kelch erhalten, silbergetrieben, vergoldet, mit aufgelegten

Ausstattung

silbernen Ranken und Marterwerkzeugen Christi an der Cuppa verziert; Zeichen nicht mehr erkenntlich. Eine weiße Casel, Silberbrokat, mit goldenen Sternen bestickt, vom Ende des 18. Jhs. *Ölgemälde* der Stationen Christi, derbe Werke des 17. Jhs.

Ölgemälde

Kruzifix

Auf dem Friedhof *Kruzifix*, 1703 von Jacob Frech, Bürger in Harmersbach, errichtet, 1800 und 1898 renoviert; Durchschnittsarbeit.

(Eine Kapelle im Tal 1882 erbaut.) *(Wth.)*

UNTERHARMERSBACH

Römisches

Römisches: »Auf der Höhe der Waldsteinischen Waldungen, linker Hand nach Harmersbach zu, war vor Jahren noch ein mehrere Fuß über den Erdboden hervorragendes, offenes großes Gewölbe zu sehen, welches im Volksmund die Heidenkirche genannt wurde. Vor diesem Gewölbe standen ehemals zwei hohe unbehauene Sandsteine in Form von Säulen. Auf einem derselben war folgende Inschrift zu lesen:

I · O · M ·
P · B · B
Q · F ·

Vielleicht Jovi Optimo Maximo Posuerunt Baebius Baebii que filii, nach Analogie der Säule von Gengenbach (s dort).« (Rappenegger in den Schriften des Bad. Altertumsvereins II. Bd., 2. Heft, 1849, S. 255 f.) *(W.)*

Kapelle

Kapelle (ad S. Michaelem), (in Kirnbach). Patronat und Zehnt gehörten dem Kloster Gengenbach, das auch für Chor und Turm baupflichtig war; die Kapelle war die ehemalige Pfarrkirche des Untertales. Laut einer im Pfarrhaus zu Zell aufbewahrten Urkunde vom 29. September 1760 wäre dieselbe 1567 erbaut und am 29. September, dem S. Michaelstag, eingeweiht, 1643 aber durch weimarisches Kriegsvolk »verderbt« worden, was am 29. Februar 1648 im Kirchenbuch verzeichnet wurde durch den Secretarij Dornbluet von Gengenbach »und ist bis heute 29. September 1760 die Renovierung und Erneuerung der Kapelle mehrmalen beschehen mit Erlaubniß des Herrn Vogt Frantz Harter und ehrsamen Rath allhier«.

Chor

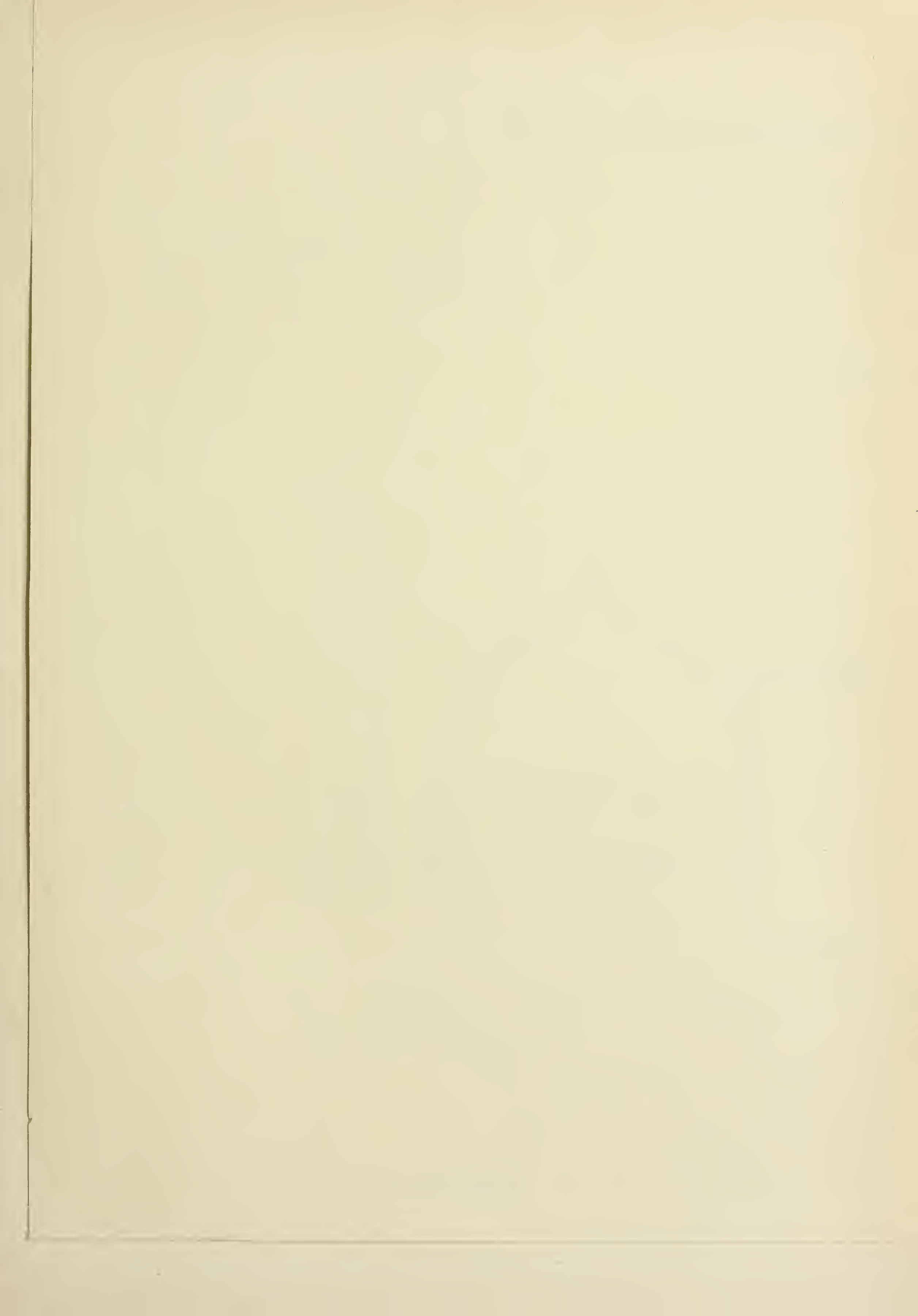
Bei der genannten Zerstörung blieb der geradegeschlossene *Chor* offenbar erhalten. Er öffnet sich im Spitzbogen gegen das Langhaus, ist mit neuer flacher Decke versehen und hat nach Norden und Süden zwei einpfostige, spitzbogige Fenster mit Kleeblattbogenmaßwerk, an der Ostwand eine spitzbogige Nische, wohl ein zugemauertes Fenster. Das Langhaus mit seiner flachen Holzdecke und rundbogigen Fenstern dürfte wohl aus der Zeit der Erneuerung herrühren. Wie gewöhnlich, ist der Bau aus Bruchsteinen errichtet mit Sandsteingewänden.

Innenausstattung

Von der *Innenausstattung* sind zu nennen die zwei alten Glasgemälde in den Chorfenstern mit erneuertem Fond und wohl ganz erneuerter Umrahmung. In dem südlichen der Tod Mariä und oben zwei Engel, noch durchaus in den Formen des 15. Jhs., in dem nördlichen zwei jetzt verkehrt gestellte Wappen, das eine Schild mit blau damasziertem Balken längsgeteilt auf silbernem damaszierten Grund, roter Fluß, das andere mit rotem Kreuz in gelb damasziertem Felde. — Außerdem ein kleines Ölgemälde, den Gekreuzigten darstellend, Durchschnittsarbeit des 17. Jhs.

Wallfahrtskirche Maria zur Ketten

Die *Wallfahrtskirche Maria zur Ketten* besteht ihren Bauformen nach jedenfalls schon seit dem Ende des 15. Jhs. Dazu stimmt eine Notiz im Zeller Kirchenbuch



Die Wallfahrtskirche hl. Maria in Ketten in Unterharmersbach.

Erdgeschoßgrundriß und Teilansichten.

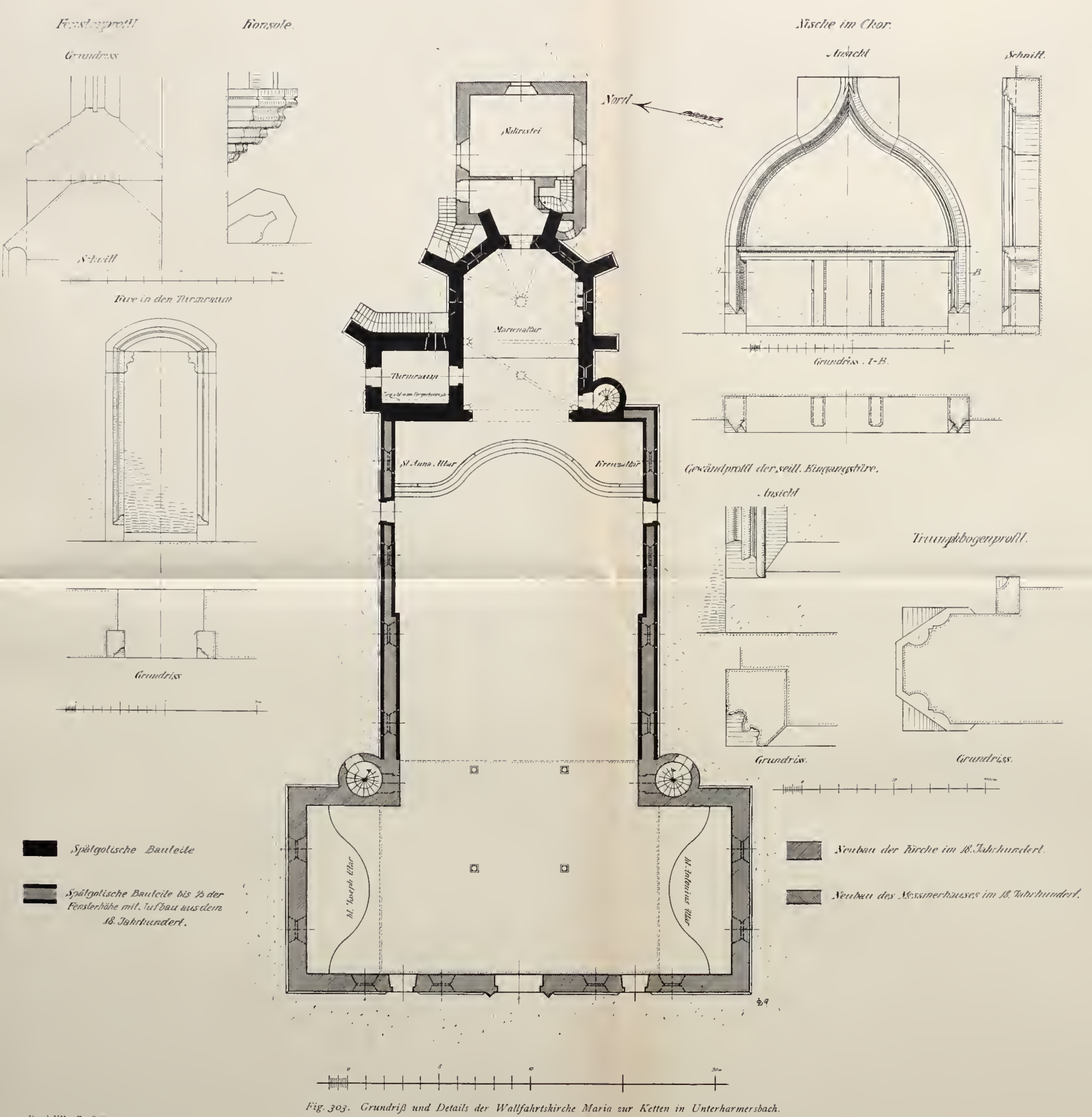


Fig. 303. Grundriß und Details der Wallfahrtskirche Maria zur Ketten in Unterharmersbach.

(begonnen 1654): »Jacobus de bern (wurde 1475 Abt) condidit hic Dns. Abbas nouam et insignem Basilieam in honorem Bme. Virg. Marie in Valle Hadamari, non procul a Cella Oppido imperiali«. Sie muß im 17. Jh., im Dreißigjährigen Krieg, ziemlich gelitten haben. 1683 schließt der Prior Ziegler von Gengenbach einen Vertrag ab mit Maurer und Zimmermann zur Renovierung der Marienkapelle in Harmersbach prope civitatem Zell. Sie sollte einen Turm mit spanischer Haube bekommen.[1]) 1715 ließ der Pater Joachim Schneider aus Gengenbach durch seinen Schwager den Hochaltar arbeiten »sacelli beatae virginis Thaumaturgae prope Zell«, und am 21. September wurde das wundertätige Bild in Anwesenheit des Gengenbacher Abtes und Konventes auf denselben übertragen.

Derselbe Schneider hatte 1697 ein Wallfahrts- und Gebetbuch verfaßt,[2]) in dem er aber über den Ursprung der Wallfahrt nichts Genaueres zu berichten weiß. Der Legende nach soll ein Handwerksgeselle von Schuttern, der in Zell in der Lehre gewesen und sich später zum Krieg gegen die Türken hatte anwerben lassen, von diesen gefangen genommen und in Ketten gelegt worden sein. Er habe in stetem Gebet Maria um Hilfe angefleht und eine Wallfahrt zu ihrem Gnadenbild nach Zell gelobt. Im Traume habe sie ihm befohlen, die Ketten abzuschütteln, aber mitzunehmen, und ein bereitstehendes weißes Pferd zu besteigen. Das tat er und befand sich am folgenden Morgen am Lahrer Berge bei Schuttern. Von vielen geleitet, führte er die gelobte Wallfahrt aus und hängte die Ketten zum Preise Mariens in ihrer Kapelle auf, die danach also vorher schon bestanden hat.

Ein kleiner Plan der Kirche befindet sich in den Akten des Abtes Paulus vom 6. Juni 1741 im Generallandesarchiv.

Der heutige Bau stammt aus verschiedenen Zeiten (s. Fig. 303). Die ältesten Teile sind Turm und Chor. Letzterer ist aus drei Seiten des Achtecks geschlossen. Ihm sind zwei Joche vorgelegt, deren erstes mit einem Kreuzrippengewölbe geschlossen ist, während das östliche mit dem Achteckabschluß in sechsteiligem Rippengewölbe eingewölbt ist, beide mit geradem Scheitel. Die Rippen zeigen das übliche, trockene Profil der Spätzeit mit Hohlkehlung, sie ruhen auf achteckigen, mehrfach abgetreppten Konsolen mit Laubwerkendigung auf. In den Schlußsteinen zweimal eine Rose. Der Chor öffnet sich in hohem Spitzbogen mit Hohlkehlen nach dem Langhaus. Spitzbogige Fenster ohne Maßwerk erhellen ihn. Im Äußeren Strebepfeiler, einmal durch die um den ganzen Bau herumziehende und den Fenstern als Kaffgesims dienende Wasserschräge abgetreppt. In der Südwand des Chores große im Kielbogen geschlossene Kredenznische mit einer großen, von zwei Pfosten gestützten Tischplatte, an den Pfosten noch die Ansätze der alten hölzernen Verschlußtüren bemerklich. In der Nordseite führt eine Tür mit geradem Sturz auf Konsolen in das Erdgeschoß des Turmes, dessen erstes Obergeschoß sich nach dem Chor in einem späteren Rundbogen logenartig öffnet. Der *Turm*, in die Nordostecke von Langhaus und Chor eingebaut, die drei unteren, quadratischen Geschosse durch Wasserschrägen mit Hohlkehlen voneinander geschieden, geht darüber in das Achteck über mit Spitzbogenfenstern und endigt in einem neueren, wohl im 17. Jh. aufgesetzten Türmchen. In dieser Zeit wurden auch die geradsturzigen Fenster seiner unteren Geschosse eingebrochen. Merkwürdigerweise sitzt der Turm über dem Obergeschosse über, da, wo in dem Erdgeschoß die sonderbare Eckbildung auf dem Grundriß ersichtlich ist. An seiner Nordostecke ein zwecklos scheinender Strebepfeiler.

Turm

[1]) Baumgarten, Aus dem Gengenbacher Klosterleben, Z. NF. 8, S. 667.

[2]) Hofmann, Schulkreis Offenburg, S. 249.

Langhaus

Das einschiffige *Langhaus* zeigt Rundbogenfenster, aber in Süd- und Nordseite je eine Spitzbogentüre mit Hohlkehle und Birnenrundstäben. Danach scheint es in seinen unteren Teilen älter und zwar bis zu $^1/_3$ der Fensterhöhe, nach einer Zerstörung im 17. Jh. wieder aufgebaut worden zu sein. Auch die erwähnte Wasserschräge setzt sich an ihm fort und steigt jeweils zu der Sohlbank der Fenster herunter, um ihnen als Kaffgesims zu dienen. Diesem Langhaus ist querschiffartig ein weiterer Bau vorgelegt. Man brauchte offenbar mehr Raum, und da bei einfacher Fortsetzung des Langhauses der für die Wallfahrer nötige Raum vor der Kirche dadurch zu sehr eingeengt worden wäre — er ist durch den Bach begrenzt —, so griff man zu diesem Ausweg, den man auch damit hat erklären wollen, daß der Bau sonst, wie der drei Schritte davon erhaltene Grenzstein zeigt, auf das Gebiet der Stadt Zell zu stehen gekommen wäre. So ergibt sich eine breite Fassade. Zu beiden Seiten des Portals je zwei Rundbogenfenster. Das rundbogige Portal wird von übereckgestellten Pilastern der Spätrenaissance flankiert, deren Kompositkapitelle ein reich verkröpftes Gesims tragen, darüber gebrochener Volutengiebel mit einer von flachrundem Giebel abgeschlossenen Nische in der Mitte. In dieser das wundertätige Bild, eine Holzstatue der Madonna mit Kind, wohl ebenfalls aus dem Anfange des 18. Jhs. mit beabsichtigtem Anklang an ein früheres Vorbild. Auch um diesen zweifellos jüngeren Bau zieht sich die erwähnte Wasserschräge herum. Sie steigt zu der Sohlbank der Fenster herab, zwischen ihnen wieder empor und schließt an das Gebälk des Portals an, was originell wirkt. Offenbar hat man am Ende des 17. Jhs. bezw. Anfange des 18. Jhs. den neuen Anbau auf diese merkwürdige Weise dem alten Bau einheitlich anschließen wollen. Die Steinbehandlung an den Fenstern und der Wasserschräge unterscheidet sich hier aber deutlich von dem älteren Bau.

In der Südostecke von Chor und Langhaus ein rundes Treppentürmchen angebaut, an dessen Wendeltreppe verschiedene Zeichen (s. Fig. 304). Ein ebensolches Treppentürmchen in der südwestlichen, durch Langhaus und Anbau gebildeten Ecke.

Das Material des Ganzen ist Bruchsteinmauerwerk, oben teilweise ausgeflickt mit Backsteinen; an den Gewänden, Sockel etc. Haustein, roter Sandstein, Quader auch an den Ecken des ganzen Baues und an den Strebepfeilern.

An die Ostseite des Chors ist 1739 das ganz schlichte Pfarrhaus angebaut worden, jetzt Sakristei, mit gequaderten Eckpilastern und mit heute noch erhaltener Blumenmalerei an den Fenstern (Fig. 304).

Innenausstattung

Deckengemälde

Innenausstattung: An der flachen Langhausdecke in einem großen, mittleren Felde das *Deckengemälde* mit der Darstellung der Legende und bezeichnet H A M B, in vier kleineren Feldern Geburt Mariä, Verkündigung, Unbefleckte Empfängnis, Himmelfahrt, an dem Boden der Empore ein Bild, auf die Wallfahrt und die Zuflucht der Sünder bezüglich. Der Hochaltar ist ein großer barocker Aufbau mit gewundenen Säulen, Statuen der Madonna mit Heiligen und die Ketten tragenden Engeln, im gleichen Stil die Säulenaltäre, auf dem einen neue Kreuzigungsgruppe und die Barockfiguren der Heiligen Helena, Petrus und Andreas, auf dem anderen die h. Anna selbdritt, Skulptur der gleichen Zeit, sowie einige weitere Heilige. Die bauchige Kanzel ist mit Schnitzereien im Rocaillestil verziert. Beicht- und Kirchenstühle schlicht in den gleichen Formen, in denen auch die Orgel ausgestaltet ist. Auf den Altären entsprechend geschnitzte Reliquiarien.

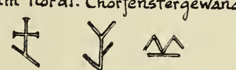




Wallfahrtskirche hl. Maria in Ketten
in Unterharmersbach.
Steinmetzzeichen.

Nordseite d. Langhauses. 3. Fenster vor dem Turm. 3 mal an Gurt & Leibung.

am nördl. Chorfenstergewänd.



am nördlichen und südl. Seiteneingang.

am ersten Fenster der Südfront.

am nordöstlichen Chorfenster.

Südfront des Langhauses 4. Fenster vom Chor ab dgl. 3. Fenster.

Westfront, rechtes Fenster neben Haupteingang.

südöstlicher Strebepfeiler am Chor.

Westfront, Fenster neben dem rechten Nebeneingang.

Fig. 304. Konsolen, Steinmetzzeichen und Sakristeianbau der Wallfahrtskirche Maria zur Ketten in Unterharmersbach.

Holzfiguren

In der Kirche und auf der Bühne einige *Holzfiguren:* am Triumphbogen ein Kruzifix des 18. Jhs., Durchschnittsarbeit; in der Kirche Statuette des h. Michael als Seelenwäger, desgleichen; auf der Bühne lebensgroße Statuen des Ecce Homo, Zacharias und Johannes, ganz tüchtige Arbeiten des 18. Jhs.

Sakristei

In der *Sakristei* auf Sammetunterlage angebracht einige Ex voto, silbergetrieben, Ohren, Herzen und Augen, eine Relieffigur der Madonna auf Wolken und der vor ihr knieenden Stifterin (17. Jh.), die Nachbildung der Madonna der Wallfahrtskirche auf Wolken von Engeln getragen, ca. 0,18 m hoch, eine Rocaillekartusche mit der Inschrift EX VOTO (0,13 m hoch); die Relieffigur einer knieenden Fürstin vor dem Altar, eine charakteristische, üppige Gestalt der Rokokozeit, an der Tischdecke das badische und Aremberger Allianzwappen sowie das Augsburger Beschauzeichen, damals K, und das Meisterzeichen T R Z (0,25 cm hoch). — *Kruzifix*, silbervergoldet, auf Fuß mit Voluten und Gitterwerk verziert. Sechs *Leuchter*, silbergetrieben, mit gleichen Postamenten. Eine Anzahl *Kelche:*

Kruzifix

Leuchter

Kelche

1. Silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten, Augsburger Zeichen, darunter I und I G / M (?);
2. im gleichen Material, mit teilweise aufgesetztem Silberrankenornament, Augsburger Zeichen und C D, spätes 18. Jh.;
3. ebenso, mit Medaillons, Früchten, aufgelegten Silberranken, Augsburger Zeichen und A D, 18. Jh.;
4. ebenso, mit bewegtem und feinem Rocaillekontur, am Fuß getriebene Trauben, Ähren etc., Mitte des 18. Jhs.;
5. ebenso, etwas flauer Ludwig XVI.-Stil, mit Blumengirlanden, Palmblättern etc., Ende des 18. Jhs., Augsburger Zeichen, darunter B.

Meßkännchen, silbergetrieben, mit Tablette, gute Rocaillearbeit von etwa 1750, Augsburger Zeichen, darunter W und C X S; weitere Meßkännchen, silbergetrieben, mit Blumen und Blattwerk verziert, desgleichen, auch Bandgeschlinge an der Tablette, erste Hälfte des 18. Jhs., Augsburger Zeichen und L B. Ein Gürtel aus Silber und Silberfiligran für die Madonnenstatue. Ein Rosenkranz mit silbergetriebenen Kügelchen, daran ein Kreuz mit schönem, aus Silber geschnittenem Rankenwerk und darin verschlungen S / C V, an dem Kreuz zwei Medaillen hängend, eine auf Karl III. von Spanien, dem eine Gestalt huldigt, Barcelona 14. Oktober 1705, und eine religiöse Medaille von 1552, der Avers zeigt die Figur des h. Paulus, der Revers die Bekehrung desselben. Große Ewige Licht-Lampe, Silber, mit getriebenem Rocailleornament (in der Kirche). Einige *Kirchengewänder:* eine weiße Casel, mit applizierten, gestickten Blumen vom Ende des 18. Jhs.; eine weiße, silberdurchwirkt, mit eingewirkten, buntseidenen Blumen, Mitte des 18. Jhs.; eine grüne, mit eingewirkten Blumen; eine himmelblaue, mit buntseidenen Blumen durchwirkt, in dem reizenden Farbengeschmack des Rokoko; ein Velum der gleichen Zeit mit eingewirkten Blumen; eine in gleicher Art gearbeitete weitere weiße Casel.

Kirchengewänder

Grenzstein

Vor der Kirche alter *Grenzstein* (s. oben), auf der einen Seite das Harmersbacher Wappen und die Unterschrift »Thal Harmerspach« und 1680, auf der anderen Seite das der Reichsstadt Zell und 1680.

Gnadenbrunnen

Dann der *Gnadenbrunnen* (s. Fig. 305) in rotem Sandstein. Fünf Stufen in flachem Rund führen zum Ausguß an der Rückwand, an der Putten die Ketten halten, darüber auf kräftig ausladendem Sockel mit Voluten und Rocailleornament die Immaculata mit dem Kinde. Am Sockel steht: »Maria zur Ketten ein Brunnenquell der Gnaden 1790«; das Ganze dekorativ sehr gut wirkend und auch im einzelnen gut gearbeitet.

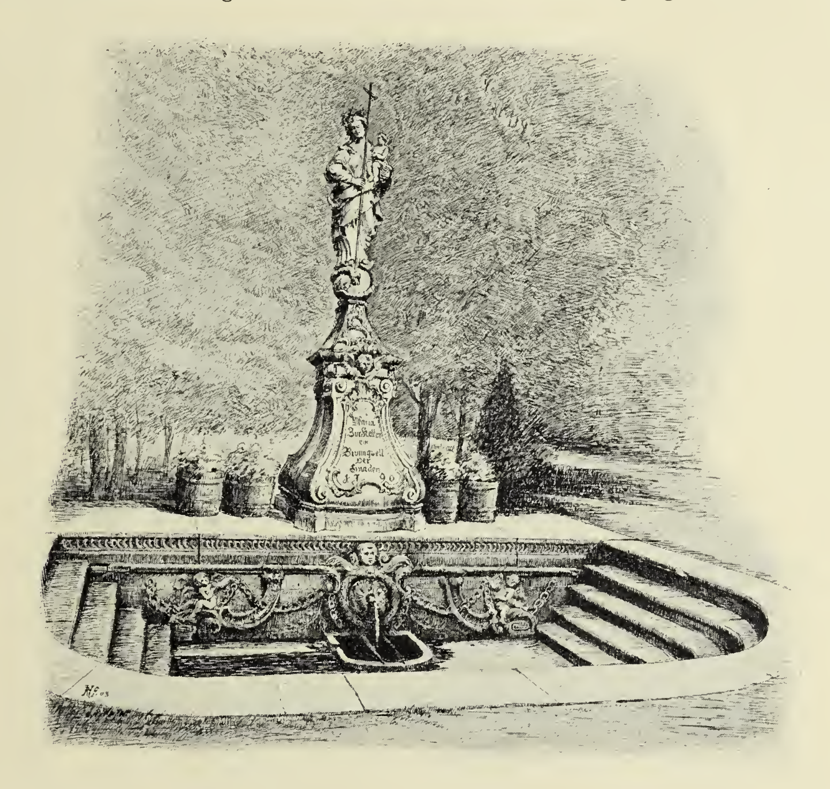


Fig. 305. Gnadenbrunnen vor der Wallfahrtskirche in Unterharmersbach.

Kruzifix

Hinter der Ostseite der Kirche *Kruzifix* auf Rocaillesockel, Durchschnittsarbeit, laut Aufschrift von 1741.

Bildstöcke

An der Straße von Zell nach Unter- und Oberharmersbach eine Anzahl *Bildstöcke* in den Formen des 18. Jhs., einer von 1713, ein anderer mit dem Harmersbacher Wappen ca. 1760, ein dritter aus der gleichen Zeit, gestiftet von Johannes und Maria Muser, ein vierter von 1787, einer bei der Michaelskapelle, wo auch ein in den Boden gesunkener, plumper Grabstein mit Kruzifix, einer von 1727, ein solcher von 1813 und noch einige andere mehr.

URLOFFEN

Schreibweisen: Urlufheim ca. 1150; Urlůffheim 1218; Urlfihein 1223; Urlefein 1237; Urloffen 1341; Urlafeyn 1360 etc.; Urlofhein ca. 1400; zu Urlefech im Zymer bau 1533; Urlauffe 1543; Urloffheim in dem Kirspell des dorfs Zimbern.

Geschichte

Geschichte: Urloffen gehörte zur Landvogtei Mortenau, Gericht Appenweier. Um 1090 schenkte Ritter Adelbert von Nescilrit dem Kloster Reichenbach ein Gut bei dem Dorfe Urlufeim, in dessen Nähe von alters her ein Schloß stand, wie die Urkunde sagt. Kloster Allerheiligen besaß schon 1218 das Spital der Heiligen Jakob und Johann hier. Die von Schauenburg bezogen ehemals hier den Zehnten und hatten das Besetzungsrecht der Pfarrei. — 1805 wurde Urloffen badisch.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Martinum): Sacellum S. Brigide seu S. Joannis Baptistae 1666. Kolb weiß noch von einer Kapelle des h. Johannes, die, wie er meint, wohl die Spitalkirche gewesen sein wird. Bis in den Anfang des 19. Jhs. war die in Zimmern stehende Kirche die Pfarrkirche. Die heutige Kirche ist ein ganz einfacher Bau von 1835 ohne alte Reste. — Im Chor *Ölgemälde*, den h. Martin überlebensgroß darstellend, nicht sehr späte und kräftige Kopie nach van Dyck.

Ölgemälde

Kirchengeräte

Kirchengeräte: Monstranz in der Sonnenform, kupfergetrieben, vergoldet und versilbert, mit den Flachreliefs der Kirchenväter am Fuß und Engeln an den Wolken; Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit aufgelegtem Silberornament an der Cuppa; wie diese, so auch ein seidengewirktes Meßgewand aus dem 18. Jh. — Alter *Taufstein*, achteckig, mit verwaschenem Astwerk und Spitzbögen, wohl 16. Jh. — Eine ehemalige kleine *Kapelle*, die jetzt als Waschküche dient, zeigt im Giebel der Tür in plumpem Relief das Lamm Gottes, 17/18. Jh.

Taufstein

Kapelle

ZIMMERN

Schreibweisen: zů Zimbern in dem banne 1312; in banno ville Cimbern 1315; villa Zymmern 1378; Ziemern 1381; Symmern 1482.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Zimmern, der ältere Ort, in dem die Pfarrkirche stand, hat die gleiche Geschichte wie Urloffen, es gehörte zur Landvogtei Ortenau und wurde 1805 badisch. — Im 13. Jh. wird ein Bertolt de Cimbere erwähnt. 1331 hören wir von Cůnrats von Schauenburgs hof — heisset Ortlieps hof; die Schauenburgs blieben hier begütert.

Kirche

Die *Kirche* (ad S. Martinum) wird im Anfang des 15. Jhs. erwähnt: zu Zymmern in dem Kirchspiel 1417, ein rector ecclesiae 1464. 1666 heißt es: Zimmern seu Urloffen: Zimerana matrix et parrochialis, in medio campo sola sita, habet pro patrono coeli X s. Martinum episcopum: collatores sunt nobiles a Schauenburg alternantes, quorum pars catholica, altera pars acatholica . . . . . capellam habet unam in s. Joannis Baptistae dicatam . . . animas regendas habet 300 circiter.

Baubeschreibung

Die kleine Kirche (s. Fig. 306) liegt am östlichen Ende des langgestreckten Ortes. Sie ist ein spätgotischer Bau von 1517 aus Bruchsteinmauerwerk, Gewände etc. aus rotem Sandstein. Das einschiffige Langhaus betritt man durch ein rundbogiges Portal mit hohlgekehltem Gewände, dessen Wulst in einem Kielbogen ausläuft, an dem Portal Jahreszahl und Steinmetzzeichen: I7IA [Steinmetzzeichen] .

Neben dem Tor verwitterter Weihwasserkessel mit Astwerk; über dem Portal kleines Schutzdach und dann Rundbogenfenster. Das Langhaus wird erhellt durch je drei einpfostige Spitzbogenfenster mit gut behandeltem Fischblasenmaßwerk, das auch in den Fenstern des Chors wiederkehrt; Fig. 307 gibt ein Beispiel davon. An das Langhaus

stößt der in drei Seiten des Achtecks endigende Chor an, der sich in spitzem Triumphbogen öffnet und mit einem Rippennetzgewölbe eingedeckt ist. Die, wie in der Spätzeit üblich, nur mit einer Hohlkehlung profilierten Rippen setzen auf polygonalen, mehrmals

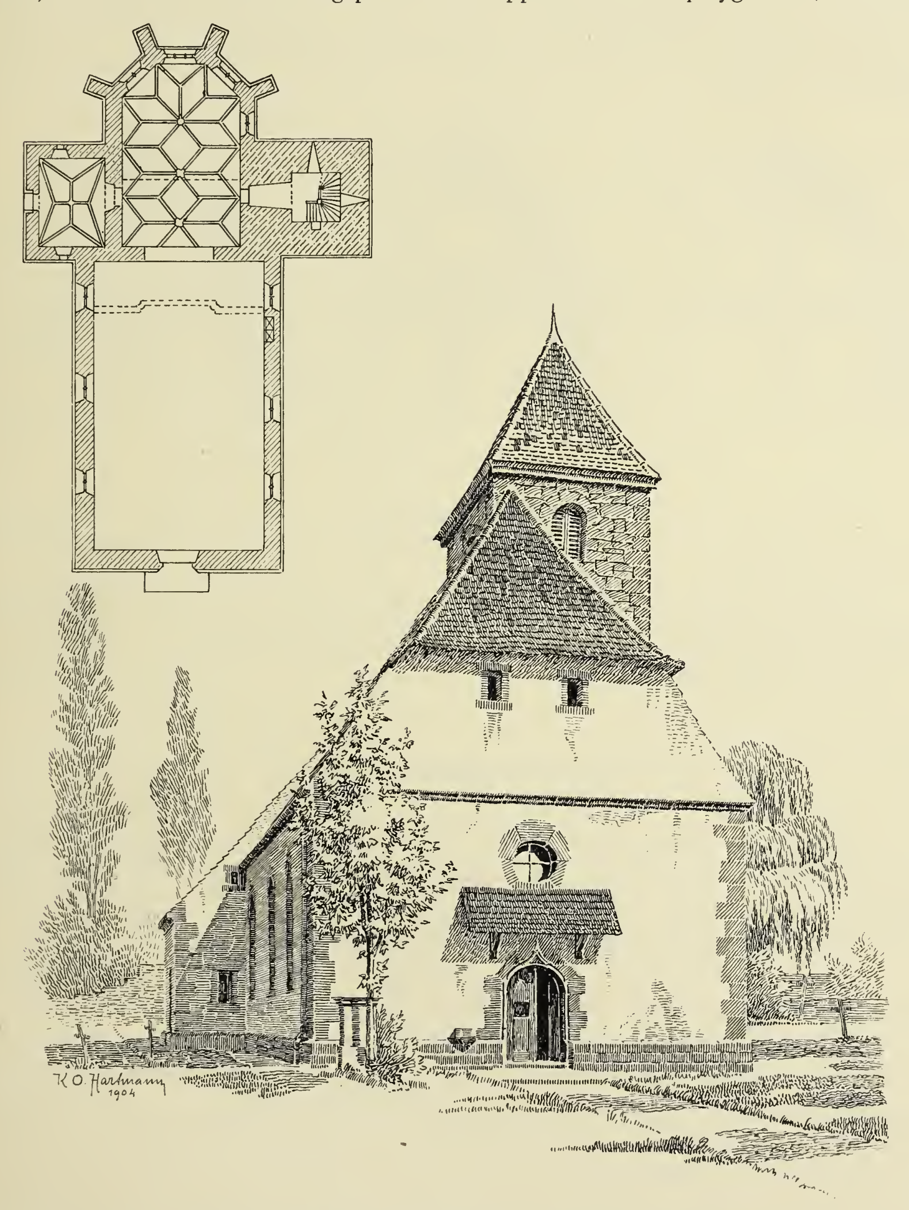


Fig. 306. Zimmern. Grundriß und Ansicht der Kirche.

abgetreppten Konsolen auf. Von den Schlußsteinen ist der eine rund, die zwei anderen in Vierpaßform, alle ohne weiteren Schmuck. Von den Fenstern des Chors ist das östlichste zweipfostig, die beiden anderen haben, wie die Langhausfenster, nur einen Pfosten. Vier einmal abgetreppte Strebepfeiler begegnen an den Ostteilen dem Schub der Gewölbe.

Im Norden ist an den Chor die Sakristei angebaut mit einem Sterngewölbe in gleicher Behandlung und geradsturzigen Fenstern, im Süden der quadratische Turm mit kurzer Treppe und Lichtluken, in seinem oberen Teil mit den Rundbogenfenstern und dem Pyramidendach eine Erneuerung des 17. bezw. 18. Jhs. Unter dem Satteldach des Chors und des Langhauses befindet sich die hohlgekehlte Wasserschräge, die auch um die Fassade herumzieht.



Fig. 307. Fenstermaßwerke von der Kirche in Zimmern.

Im Innern in der südlichen Langhauswand eine kleine flachbogige Nische im Bogenstein, ein doppeltes scheinbares Kreuzrippengewölbe ausgehauen. Ein Taufstein mit Fischblasenmaßwerk.

Auf dem ehemaligen Friedhof der obere Teil einer Nepomukstatue des 18. Jhs. sowie eine Rocaillegrabplatte mit Kelchen und verwischter Inschrift.

Sandsteinkruzifix

Im Ort einfaches *Sandsteinkruzifix* des 18. Jhs.

WALTERSWEIER

Schreibweisen: in Mordinnavia ..... Waltharisvillare 777; villa Walterwilre 1289; villa Walterßwilere 1308; Waltersweyr 1504; Walterschwier 1534; Walterßweyr 1597. (Weiler des Walthari.)

Archivalien, den Freihof in W. betr.: Mitteil. der histor. Komm. Nr. IV, S. 14.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Waltersweier wird sehr früh erwähnt, schon 777. Angeblich schenkte damals ein gewisser Wido dem Abt Fulrad von S. Denis hier ein Gut, das dieser dem Kloster Leberau hinterließ. Von diesem kam das Gut an verschiedene Herren, es war im Anfange des 15. Jhs. Eigentum des Heinzmann Selloß, dann der Straßburger Patrizier von Wintertur und von Grudertheim, 1471 der Botzheim, der Röder, im 16. Jh. der Schauenburg, der Windeck, der Kechler von Schwandorf, der Fleckenstein, im 17. Jh. der Lützelburg, der Hoerdt und Würz zu Rudenz, der Theobald, bis es endlich 1767 an Karl von Dürfeld kam, der bald einen Teil an das Andreasspital in Offenburg und einen anderen an die Bürger von Waltersweier verkaufte. — Der Ort selbst gehörte zur Landvogtei Ortenau, zum Gericht Griesheim und wurde 1805 badisch.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Johann. Nepomucenum). Bis 1790 war Waltersweier kirchlich eine Filiale von Offenburg und hatte nur eine Kapelle ad S. Quirinum. Schon bevor es zur Pfarrei erhoben wurde, war der Patron geändert worden und die Kirche in

schlichtester Weise vergrößert, nämlich 1748. Über einer Seitentür, wo ehemals die Kirche aufhörte, steht: »Zu Ehren Dir o Grosser Got ist diese Kirche erbauet. Sanct Johañ von Nepomuc wird sē Högst vertrauet 1748.« An das einschiffige Langhaus stößt der Chor mit Achteckabschluß, wohl auf älteren Fundamenten. Das Innere, mit einigen Stuckornamenten geziert, weist drei Barockaltäre auf, Durchschnittsarbeiten. Über dem Portal, von Engeln gehalten, das Wappen von Waltersweier.

Auf dem einen Altar Holzstatue des h. Quirinus, 18. Jh., Durchschnitt.

Vor der Kirche derbes Kruzifix des 18. Jhs. auf bauchigem Sockel, ein weiteres mit Rocailleornament, Madonna am Kreuzesstamm, im Feld etwa 50 Schritt westlich vom Ort; der Corpus Christi heruntergefallen.

Am ehemaligen Dürfeldschen Hause, jetzt Schulhaus, führt eine Freitreppe hinauf zu einem Portal mit flachem, geschwungenem Volutengiebel, darüber in Rocailleumrahmung das Dürfeldsche Wappen.

Schmiedeeiserner *Wirtshausschild* am Gasthaus »Zum Hirsch«; am ehemaligen Gasthaus »Zum Großherzog« holzgeschnitzte Tür mit Türklopfer, Abschluß ein gebrochener Giebel. Wirtshausschild

WEIER

Schreibweisen: villa Wilre 1308; Wiler 1423; Wire 1462; Weiler 1520.

Ortsgeschichte: Weiler gehörte zur Landvogtei Ortenau, zum Gericht Griesheim, wurde also 1805 badisch. Ein Schlößchen und Gut, das ehemals hier stand, gehörte den Reichlin-Meldegg. Ortsgeschichte

Kath. Pfarrkirche (ad S. Johannem Bapt.). 1429 hören wir von »her Cůnrat von Múlnheim, in den ziten kircher der lutkirchen zů Wilre zů Mortenōwe in Straßburger bystum gelegen«, 1464 von der »ecclesia Wiler prope Offenburg«, 1531 von der »pfarrkirche sant Johanns zu Weyhr bey Offenburg«. Damals also bestand hier eine Pfarrei, die wohl in der Verödung des Dreißigjährigen Krieges oder der Franzosenkriege nicht bestehen bleiben konnte, denn 1699 heißt es »ecclesia parrochials in Wyhr incorporata est ecclesiae Bylensi«. Patronat und Zehnt gehörten den Johannitern in Straßburg. 1755 wurde Weier wieder zur Pfarrei erhoben. Kath. Pfarrkirche

Der heutige Bau stammt von 1862, er ist von Süd nach Nord gerichtet. Als Taufkapelle ist an seiner Ostseite der ehemalige *Chor* der alten Kirche erhalten, der in drei Seiten des Achtecks geschlossen ist. Er öffnet sich in gedrücktem Spitzbogen in die jetzige Kirche, ist von einem Netzgewölbe überdeckt mit sich durchschneidenden Rippen, die nur durch eine Hohlkehle profiliert sind. In den Schlußsteinen einmal ein Schild mit dem Zeichen [Zeichen], ein andermal ein Monogramm (*M* mit Kreuz?). An der Nordwand ein Sakramentshäuschen, abgeschlossen durch einen mit Krabben besetzten und in einer Kreuzblume endigenden Kielbogen, umrahmt von sich kreuzendem Astwerk. An der Ostseite einpfostiges Spitzbogenfenster mit Fischblasenmaßwerk. Der Raum ist etwa 4,15 zu 6 m groß und 5—6 m hoch. Die architektonischen Teile aus rotem Sandstein. Am Äußeren des Chores, der aus dem Anfang des 16. Jhs. stammen dürfte, noch die gotische Wasserschräge, welche die zwei erhaltenen Strebepfeiler einmal abtreppt. Chor

Kirchengeräte

In der Sakristei *Kirchengeräte:* ein Kelch, silbergetrieben, vergoldet, mit Fuß im Sechspaß, woran steht M · A · E · 1697, sonst schlicht; ein zweiter mit spärlichen Empireformen, eine Monstranz, silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten; ein ehemals roter, jetzt schwarz gefärbter Rauchmantel, Seidendamast, 1606 und 1763 ausgebessert, grüne und weiße Casel mit eingewirkten Blumen. — Die Glocken sind alle neu, der einfache Taufstein wohl aus dem 17. Jh.

Kruzifix

Südlich vor der Kirche *Sandsteinkruzifix* auf hohem Rocaillesockel, einfache Arbeit von 1772.

Auf dem Friedhof 63 cm hohes Sandsteinstück, mit Achteckplatte, Rundstab und Achteckfuß, wohl ehemals Basis einer Säule.

WEINGARTEN

Schreibweisen: dedicatio capellae prope Celle parrochie Offenburg 1396; zu Zell hinder unsser lieben frowen im Wingarten genant 1488; Unserer frauen kirche 1629; ecclesia Weingartensis, filia ecclesiae in Offenburg, divae Virgini sacra 1666.

Archivalien: Mitteil. der hist. Komm. Nr. 5, S. 266/67, Nr. 17, S. 50.

Literatur: Die Kirche in W. bei Offenburg, Christliche Kunstblätter, Freiburg 1879, Nr. 175 und 176.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Wie aus obencitierten Erwähnungen schon ersichtlich ist, handelt es sich hier um keinen Ort, sondern nur um eine 1396 unter dem Bischof Wilhelm II. von Diest[1]) eingeweihte Wallfahrtskapelle Beatae Mariae virginis, die zur Pfarrei Offenburg gehörte. Ich finde dann die weitere, für mich unkontrollierbare Notiz,[2]) daß die Pfarrkirche S. Philippi et Jacobi i. J. 1596 erbaut wurde an Stelle des im Bauernkriege abgebrannten Baues, und die weitere,[3]) daß die Pfarr- und Wallfahrtskirche 1631 durch den Blitz zerstört wurde. Die Kirche war Filiale von Offenburg und 1616 noch nicht zur Pfarrei erhoben. Wann dies geschah, steht nicht fest, 1787 aber wurde die schon bestehende Pfarrei dem Kloster Schuttern inkorporiert. In die Pfarrei gehören die Orte Fessenbach, Rammersweier und Zell-Weierbach. 1805 wurde die zur Landvogtei Ortenau gehörige Kirche badisch. Die Baupflicht ging damals mit der Aufhebung der Klöster auf das Großh. Ärar über. Allmählich machte sich das Bedürfnis nach einer Vergrößerung immer dringender bemerkbar, und so wurde in den siebziger Jahren des 19. Jhs. das Langhaus umgebaut mit Unterstützung durch die Großh. Regierung.

Chor

Unberührt geblieben ist der alte *Chor* (s. Fig. 308), der sich in einem geraden Spitzbogen gegen das Langhaus zu öffnet, dessen Gewände durch zwei Hohlkehlen und zwei Plättchen profiliert sind. Er ist von einem Netzgewölbe überdeckt mit leicht ansteigendem Scheitel, dessen einmal hohlgekehlte Rippen ohne Konsolen in der Wand verlaufen. In den Schlußsteinen Lamm und Rose. Einpfostige Spitzbogenfenster mit spitzem Kleeblattbogenmaßwerk erhellen den Raum. An der Südwand eine Nische mit geradem Sturz, den Rundsäulchen auf polygonaler Basis mit polygonalem, aus Platten

[1]) Siehe auch Walter, Bericht des Kirchherren Lazarus Rapp etc., S. 16 und 25.

[2]) Hoffmann, Der Schulkreis Offenburg, S. 239.

[3]) Großherzogtum Baden, S. 989.

und Hohlkehlen bestehendem Kapitell tragen. Das Gewände der Nische ist in Hohlkehle und Rundstab profiliert.

Die Strebepfeiler am Äußeren des Chors sind einmal abgetreppt, um ihren unteren Teil zieht sich die übliche Wasserschräge herum, die auch den Fenstern als Kaffgesims dient.

Sakristei

An die Nordseite des Chors ist später die *Sakristei* angebaut worden, wobei der hier befindliche Strebepfeiler ruhig stehen gelassen und in origineller Weise als Ansatz für die Gewölbe benutzt wurde. Die Sakristei aus zwei Jochen ist mit Kreuzrippengewölben eingedeckt mit geradem Scheitel. An ihrer Ostseite öffnet sich ein Rundbogen, dessen Gewände mit originell in einiger Höhe über dem Boden abgeschnittenen Stäben profiliert ist. Das Chörlein ist aus dem Achteck geschlossen, ebenfalls mit Rippengewölbe eingedeckt, die Rippen hier wie in den zwei Jochen in gleicher Profilierung wie bei dem Langhaus. Im Norden der Sakristei eine kleine geradsturzige Nische in Stabwerkumrahmung mit Wasserabfluß.

Fig. 308. Grundriß der Kirche in Weingarten.

Das Langhaus wurde auf die doppelte Größe verlängert, die im Seitenschiff nach alten Angaben vorhandenen Kreuzgewölbe entfernt, die achteckigen Pfeiler überarbeitet und die Westwand abgebrochen.

Innenausstattung

Von der alten *Innenausstattung* ist zu erwähnen das reich in den Formen der Spätrenaissance geschnitzte *Chorgestühl* mit Ranken etc., im Rankenwerk der einen Bekrönung die Figur Christi, eine sehr gute Holzschnitzarbeit etwa aus der Mitte des 17. Jhs.

Chorgestühl

Taufstein, bauchig, mit achtgekanteter Cuppa und Schild, worin Rebwerkzeuge.

In der Sakristei eine Holzstatue der Immaculata, mittlerer Durchschnitt des 18. Jhs.

Nach dem, was die obigen Nachrichten an Baudaten geben, möchte ich annehmen, daß der Chor ein Bau des 15. Jhs. ist und daß nach der Zerstörung der Bauernkriege bei dem Wiederaufbau die Sakristei angefügt wurde. 1631 scheint durch den Blitz die Innenausstattung zerstört worden zu sein, von deren Erneuerung die schönen Chorgestühle zeugen.

Langhaus

Das *Langhaus* ist (s. oben) zum Teil unter Benutzung der vorhandenen Mauern des ehemaligen in unserer Zeit neu errichtet worden. In der Südostecke desselben, da, wo der Chor anstößt, ein älterer, schlichter Wendeltreppenturm.

Friedhof

Am Eingang zu dem die Kirche umgebenden *Friedhof* die Jahreszahl 1727. Auf dem Friedhof einige Rocaillegrabsteine sowie auf bauchigem Sockel ein Kruzifix.

Stationskapellen

Auf dem Weg von Offenburg hierher die schlichten *Stationskapellen* des 18. Jhs.

Hinter der Kirche steht das Mesnerhaus, ein Bau des 18. Jhs., mit hübscher Barockfreitreppe, am Türsturz die Jahreszahl 1784.

WINDSCHLÄG

Schreibweisen: Windisle ca. 1101; Windisleh 1111 bis 1114; Windesle 1123; Winslech 1258; Windslee 1258; villa Windeslech 1277; villa Wintschlee 1277; Windesleich 1280; Winteslehe 1356; Windeschleich 1362; Winnesleche 1381 etc. (lê, althochdeutsch hlêo, = Grab, Grabhügel des Windo.) *(Wth.)*

Römisches

Römisches: In der Nähe 1897 beim Lehmstechen gefunden eine Ansammlung von ca. 20 Stück römischer Eisenluppen (Städtische Sammlung Offenburg). *(W.)*

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Wie aus obiger Fundnotiz und der Erklärung des Ortsnamens hervorgeht, bestand hier schon zu römischer und zu germanischer Zeit eine mehr oder minder kleine Ansiedelung. Begreiflicherweise wird der Ort daher auch im Mittelalter sehr früh genannt. Mit seiner ersten Nennung tritt auch ein eigener Adel auf, ein Růdolfus, 1150 ein Herimannus und als letzter 1226 ein miles quidam nomine Billungus de Windisle. Schon 1258 besaß das Kloster Allerheiligen den Zehnten, 1350 erwarb es von den Röder von Diersburg auch den Dinghof mit dem dazugehörigen Patronat durch Schenkung und Kauf. Wir hören 1355 von »der múnch hof von Allenheilgen«, und noch 1462 heißt es: »als Daniel von Diersperg und seine altvorderen den Kirchensacz zů Wintschlehe, mit der gerechtigkeyt, das man nemet ius patronatus, bycz har als fúr ein recht lidig eygen bessessen«. Mir will danach scheinen, daß dies Patronat zum Schloß Diersburg gehörte, daß also ursprünglich die tiersbergischen Geroldsecker hier begütert waren. Im 17. Jh. hatten die Neveu Kollatur und Zehnten, denen auch die niedere Gerichtsbarkeit zustand. Der Ort gehörte jedenfalls seit dem 13. Jh. zur Landvogtei Ortenau und wurde mit dieser 1805 badisch.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Pancratium, Ep. et mart). 1462 hören wir (s. oben) von dem Kirchensatz, 1504 von einem dominus Sifridus Flach, vicarius perpetuus parrochialis ecclesie in Windesschlehe; 1666 hat der Ort etwa 80 Kirchenangehörige. Die heutige Kirche ist ein Bau von 1835, doch scheint man dabei den Unterteil des alten Turmes verwendet zu haben, und zwar dürften die drei untersten Stockwerke auf quadratischem

Grundriß alt sein, natürlich aber überarbeitet. Das Alter läßt sich deshalb auch nicht bestimmen, doch will mir das östliche Rundbogenfenster im Erdgeschoß fast noch romanisch dünken.

Kruzifix

In der Kirche ein spätgotisches, geschnitztes *Kruzifix* auf neuem Kreuz, ca. 80 cm hoch, eine gute Arbeit der Spätgotik; sonst nur noch zu nennen ein schlichter Beichtstuhl im Empirestil.

Meistens im Pfarrhaus aufbewahrt ein sehr interessantes gotisches Ciborium, kupfervergoldet, 36,5 cm hoch. Der Fuß ist sechseckig mit eingebogenen Seiten, dann folgt der sechskantige Stock mit flachrundem, späterem Nodus, die sechsseitige Cuppa mit eingraviertem Quaderwerk und an der einen Seite vor netzartig graviertem Hintergrund ein h. Andreas, trägt einen dachförmigen Deckel.

Vor der Kirche Steinkruzifix, Durchschnitt von 1748, vor dem Ort ein solches von 16 I N I [Zeichen] R 85, der Corpus Christi später erneuert, am Stamm das Zeichen [Zeichen].

ZELL

AM HARMERSBACH

Schreibweisen: in Mortunaugia Cella 1139; Cella 1240; Zelle 14. Jh.; Celle civitas 1351; Tzell Halmerspach 1454; Obercelle im Harmersbach 1456; Zell-Harmerspach 1471.

Archivalien: Mitteil. der hist. Komm. Nr. 19 (1897), S. 53/54, und Nr. 16 (1894), S. 114. Rosenberg, Bad. Sammlung V (1899), S. 33.

Literatur: Geograph. Beschreibung der Landvogtey Ortenau, dann von den drei Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell, Karlsruhe 1795. Stadt-Recht zue Zell a. H., 2. Band der Neuen badischen Gesetzes-Sammlung, Karlsruhe, Müller 1805, S. 33—57, vgl. Badische Bibliothek I, S. 7, und Z. NF. XIII, S. 688. K. Walter, Beiträge zur Gesch. der Stadt Offenburg I, S. 110. Vorstellung der Beschaffenheit der Streitigkeiten zwischen Zell und Grafen von der Leyen, Straßburg 1759. F. Platz, Die Unruhen in der freien Reichsstadt Zell a. H. am 11. Dez. 1760 und das Reichskammergericht, Z. NF. XII, S. 691—756. Beschreibung der in Zell den 11. Dez. 1760 entstandenen Empörung, Straßburg 1761. Das Zeller Geschirr, Badische Gewerbezeitung 1869, S. 42. Alb. Ebbecke, Ein Bild aus der bad. evang. Diaspora: Entwickelung der evang. Pastorisation des unteren Kinzigtales, Karlsruhe 1891.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Ihren Ursprung verdankt die Stadt, wenn wir aus ihrem Namen Schlüsse ziehen dürfen, wohl dem Kloster Gengenbach, dessen Mönche hier vielleicht eine Einsiedelei, eine Zelle gegründet haben. Als das Kloster von Heinrich II. dem neugegründeten Bistum Bamberg unterstellt wurde, da verlieh dieses mit anderen Orten auch Zell als Lehen den Herzögen von Zähringen. Nach deren Aussterben kam es als solches an Kaiser Friedrich II.

Der letzte Hohenstaufe, Konradin, verkaufte es vor 1265, vor seinem unglücklichen Zuge nach Italien, an die Herren von Geroldseck, um eben die Mittel für diesen Zug aufzubringen. Es war die Zeit, da die Geroldsecker auf dem Höhepunkt ihrer Macht standen, die allerdings gerade um diese Zeit, in der Schlacht von Hausbergen,

ihren schwersten Schlag erhielt. Möglich, daß durch die Folgen dieser Schlacht das Geschlecht, das sich nur schwer seiner Feinde erwehren konnte, kaum daß es die Stadt gewonnen, sie an den Bischof von Straßburg wieder abtreten mußte, denn während des Interregnums finden wir sie in dessen Besitz. Nach Beendigung der kaiserlosen Zeit zog das Reich unter Kaiser Rudolf von Habsburg die Stadt wieder an sich. Wie die beiden anderen Städte Gengenbach und Offenburg wird sie die wirren Zeiten benutzt haben, um sich Rechte um Rechte zu erkämpfen. Da alle Urkunden bei einem Brande im 16. Jh. verloren gegangen sind, so können wir nur vermuten, daß die Entwickelung hier die gleiche gewesen ist wie in den beiden anderen Städten. Abgesehen von der Ähnlichkeit der politischen Lage wird das auch dadurch wahrscheinlich, daß nach einem Brand die kaiserliche Kanzlei die Privilegien neu ausstellte auf Grund der Versicherung der beiden anderen Städte, daß sie durchweg mit den ihrigen gleich gewesen seien. So bestand also auch hier ein alter Zwölferrat mit einem Schultheiß, den der Abt von Gengenbach wohl auf Vorschlag der Zwölfer zu setzen hatte. Es heißt daher 1450: »das schultheißenampt zů Celle, so Egnolf abt zů Gengenbach und sim gotzhuß in eigenschaft zustand«. Von Schultheißen wird zuerst Damme von Sneit genannt. Ein Unterschied zwischen Zell und den beiden anderen Städten bestand aber darin, daß eine Anzahl bäuerlicher Gemeinden zu Zell gehörte und daß daher der Junge Rat hier aus den Vögten und sonstigen Vertretern der abhängigen Gemeinden bestand. Hier wie in Gengenbach war das Kloster Oberherr der Allmenden, aber die Stadtbehörde alleiniger Markherr. In allen drei Städten waren bis zum Anfang des 14. Jhs. die Grundlagen dieser Verfassung gelegt. »Die stete und vesten Ortemberg, Offenburg, Gengenbach und Czelle und die reht, die das reiche ze Murtenow und in den obgenanten steten und vesten hat«, heißt es 1394. Wie in den Schwesterstädten waren es hier zwei Punkte, um die sich die politische Entwickelung der Stadt drehte, das Verhältnis zu dem Reich und den Pfandherren einerseits und das zum Kloster andererseits. Hier kam aber noch die Stellung zu den Unabhängigkeitsbestrebungen der bäuerlichen Gemeinden dazu.[1])

Der Reichsvogt bezw. später der Pfandinhaber hatten den Städten ihre unabhängige Gerichtsbarkeit, ihren Besitz an Wäldern und Wassern zu gewährleisten, sie zu schirmen und ihre Zwölfersprüche anzuerkennen. Auch sie sollten ihm helfen, das Land zu befrieden, soweit es innerhalb ihrer Pflege lag, außerhalb aber nur, soweit es ihnen gelegen war. Als einzige Gegenleistung war im Grunde genommen der Bezug der Reichssteuer durch den Pfleger festgesetzt.

Nach der kurzen Pfandherrschaft der Markgrafen von Baden war der Bischof von Straßburg, der die Pfandschaft eingelöst hatte, alleiniger Pfandherr bis zum Anfange des 15. Jhs., wo König Ruprecht von dem von den Pfalzgrafen erworbenen Rechte, die Hälfte derselben einzulösen, Gebrauch machte, nicht für das Reich, sondern für sein Haus. 1351 beschwor der Bischof Bernhard bei der Übernahme der Pfandschaft den Bürgern jeder einzelnen Stadt die Privilegien, und einen gleichen Eid leistete der Untervogt, den der Pfandherr bestätigte. Ich habe in der Geschichte Offenburgs und Gengenbachs geschildert, wie die Bischöfe ihre Gerechtsame auszudehnen versuchten, insbesondere, indem sie versuchten, ihre richterliche Autorität festzustellen. Hier war es das große Verdienst des Abtes Lambert de Burn, ein großes Privileg Karls IV. herbeizuführen, das fortan das

[1]) Dies und das Folgende alles nach Gothein a. a. O.

Verhältnis zwischen Pfandherren und Städten bestimmte,[1]) eine Urkunde, in der die Bürger mit Recht die Grundlage ihrer Reichsfreiheit sahen; auf dieser Grundlage vereinbarten sich die drei Städte über die Auslegung ihrer Verpflichtungen, wie wir es aus einer Aufzeichnung über »der dreier Städte Offenburg, Gengenbach und Zell alt Herkommen ihre Pfandherren und Amtleute berührend« ersehen. Unter anderem wurden besonders die städtischen Pflichten zu Kriegszeiten festgestellt, wogegen nur in Fehden, die das Fürstentum des Pfandherrn berührten, dessen Truppen der Zutritt in die Städte offenstand, aber nur gegen Zahlung aller Bedürfnisse. Selbst einzugreifen verpflichtete sich die Bürgerschaft nur bei »Zugriffen in des Reiches Land zu Mortenau«. Bald wußte man aber auch, durch Ausspielen der beiden Pfandherren gegeneinander, die Verpflichtung der Truppenaufnahme von sich abzuwälzen und völlige Neutralität zu erreichen.

In diesem Zustand blieben die Städte bis zum Ausgange des Mittelalters, vor unrechtmäßigen Ansprüchen der Pfandherren in ihren Zwölferkollegien ernstlich auf der Hut. Eines nur konnte auf die Dauer eine Beeinträchtigung der Reichsfreiheit bringen, die Gewohnheit nämlich, die Streitigkeiten mit dem Kloster Gengenbach nicht auf dem umständlichen Wege zu den Reichsgerichten, sondern vor den Austrägalgerichten der Pfandherren entscheiden zu lassen. Denn diese Streitigkeiten mit dem Kloster über dessen Berechtigungen füllten die folgenden Jahrhunderte aus. Bürgerliche und bäuerliche Interessen waren hier eins. Auf früheren Seiten dieses Bandes habe ich den ungeheuren Druck nachgewiesen, den das Kloster mit seinen Berechtigungen, seinen Güterfällen, seinen Leibfällen, den neuen Erschätzen bei jeder neuen Leihe, mit seinem Eigentum an Wald und Wasser ausübte; ich habe erzählt, wie diese Berechtigungen unter Ludwig I. noch verschärft und dann im 15. Jh. besonders drückend wurden, als im Kloster die Tendenz, nur noch Adelige aufzunehmen, durchgedrungen war und der Adel der Ortenau diese Gelegenheit ausnutzte, um die Gegend auszusaugen; besonders nachdem auch noch jene populäre Bewegung, die sich in dem Aufkommen des Zunftregiments in Gengenbach und nach allem auch in Zell bekundete, niedergeworfen war. Das Verhältnis der Zeller Bürger und Bauern zu dem Kloster verschlechterte sich zusehends und verschärfte sich bei den Waldstreitigkeiten, die neben Gengenbach Zell mit dem Kloster hatte.

Erst Maximilian I. brachte Abhilfe. Auf dem großen Reichstage in Worms wurde dem Abt die mißbräuchliche Ausdehnung seiner Rechte vorgeworfen, der König befahl, sofort die Bürger der Haupt- und Leibfälle zu entlassen und sie in den Gebrauch der Fischwasser wie andere Leute einzusetzen, u. a. m. Da das Kloster sich wehrte, so wurde den Pfandherren der Entscheid überlassen, der ziemlich zugunsten der Städte ausfiel. Wenn wir das auch nur über Gengenbach wissen, so dürfen wir es bei dem Verluste der Urkunden doch auch von Zell annehmen. Um die Finanzen der Stadt zu verbessern, verlieh ihr Maximilian damals einen Anteil an dem Zolle in Biberach, den sie bis dahin entbehrt hatte. Als dann nach der Niederlage des Kurfürsten Philipp von der Pfalz im Landshuter Erbfolgekriege diesem seine Hälfte der Pfandherrschaft entzogen wurde und Maximilian selbst Ortenberg erobert hatte, wobei ihm tatkräftige Hilfe der Städte geworden war, da forderte er dankbar 1504 ihre Zwölferkollegien auf, alle etwa abhanden gekommenen Rechte festzustellen, was denn geschah und auch die Rechte des noch bleibenden Pfandherrn, des Bischofs, einschränkte. Auch als gleich danach Wolfgang von Fürstenberg die Pfandschaft erhielt, wurde daran nichts geändert.

[1]) Siehe Stadtgeschichte von Offenburg und Gengenbach.



Fig. 310. Die Befestigung der Stadt Zell im Jahre 1689 nach Schmalkalders Skizzenbuch.

Die Stürme der Bauernkriege gingen, wie an Offenburg und Gengenbach, an Zell ohne große Erschütterungen vorüber. War es doch weit mehr noch wie jene eine Gemeinde von Bürgern und Bauern, in der gleiche Interessen beide vereinigten. In den fünfziger Jahren löste Österreich die beiden Pfandschaften ein, und seitdem blieben sie bei demselben mit Ausnahme jener Verpfändung an die Markgrafen von Baden in den ersten Dritteln des 18. Jhs. Von neuem galt es nun gegen Österreich die Reichsfreiheit zu verteidigen, was schon bald zu Zwistigkeiten führte, so daß es zu mehrfacher längerer Verweigerung der Reichs- und Türkensteuern kam und sich die drei Städte eng zusammenschlossen zu einem Bunde 1575, der bis 1614 geheim gehalten, damals erneuert wurde. 1545 war Zell einer »großen, erschrecklichen Brunst« zum Opfer gefallen. Über seine Leiden in dem Jahrhundert der großen Kriege, im 17., sind wir nicht so genau unterrichtet wie bei den Schwesterstädten; ganz besonders waren es die Schweden, die den Ort durch Brand verheerten. Die Stadt verarmte so, daß 1683 wegen ihrer großen Armut die Reichssteuer von 40 fl. auf 11 fl. herabgesetzt wurde. Daß in dieser kleinsten aller unmittelbaren Reichsstädte, die auf der schwäbischen Bank im Reichstag die 33., auf dem schwäbischen Kreistag die letzte Stelle einnahm, jene Zustände, die wir in Offenburg geschildert haben, sich noch viel drückender und beengender bemerklich machten, liegt auf der Hand, wie auch, daß in seiner Abgeschlossenheit der Ort nicht sehr prosperieren konnte, so daß Kolb kurz nach dem Übergang an Baden schreiben durfte: »Den Einwohnern fehlet es gänzlich an Commerz und anderen hinlänglichen Nahrungsquellen.« Schon in der Mitte des 18. Jhs. zählte die Stadt nur noch 253 Seelen, die über 2000 Bauern geboten. Der Mauerring war zu weit geworden, die Häuser füllten ihn nicht mehr aus, nicht einmal die Zwölfer konnten vollzählig ernannt werden. Nur ein Handelszweig blühte dort etwas, die Fabrikation von Fayencewaren, die auch heute noch existiert.



Fig. 311. Torturm in Zell.

In der Zeit nach der Reformation, von welcher sich Zell nur wenig berührt zeigt, im 16. bis 18. Jh. kamen die schon angedeuteten Kämpfe mit den Selbständigkeitsbestrebungen der verschiedenen Bauerngemeinden zum Austrag. Diese waren Untertanen der Stadt, ihre Vögte und Geschworenen, die den Jungen Rat bildeten, und von den Bauern, aber nicht aus den Bauern gewählt wurden, hatten bei der Abhör der Stadtmeisterrechnung und anderen wichtigen Angelegenheiten zugegen zu sein. Mit der Verarmung der Stadt aber war die Stellung der Bauern eine übermächtige geworden; die Krämer und Handwerker waren allmählich zu ihnen in eine Art Dienstbotenverhältnis getreten. Nun strebten die Bauern danach, sich eine völlige Reichsfreiheit zu erwerben. 1655 erklärten sich die Nordracher als unabhängiges Reichstal, aber wie ich in der Geschichte des Orts berichtet habe, ohne Erfolg, nach dreizehnjährigem Prozeß vor dem Kammergericht mußten sie ihre Ansprüche aufgeben; trotzdem fehlte es auch im 18. Jh. noch nicht an Revolten. Besser ging es den Harmersbachern, wir haben gesehen, wie es ihnen gelang, sich selbständig zu machen, und nun wußten die stolzen Bauern der Stadt immer neue Schwierigkeiten zu bereiten, bis dieselbe durch den Anfall an Baden endlich erlöst wurde.



Fig. 312. Einziger noch erhaltener Turm in Zell a. H.

Anlage Befestigung

Von der *Anlage* der Stadt und ihrer *Befestigung* gibt der Plan (s. Fig. 309) nach der Katasterkarte eine Anschauung. Wie ganz selbstverständlich, hat sie sich entlang der Talstraße angesiedelt, und nur wenige unbedeutende Straßen lagen neben dieser Hauptstraße. Eine Aufnahme in Schmalkalders Skizzenbuch zeigt uns die Befestigung (s. Fig. 310), die wie üblich aus einer doppelten Mauer, Graben und Zwinger bestand. Kolb berichtet von den Fallbrücken, den drei Toren, hohen Türmen und einem mit steinernen Platten belegten Gang auf der äußersten Mauer, also einem Wehrgang. Von den Tortürmen ist uns wenigstens das Bild des einen, des Untertorturmes, in einer Weyßerschen Zeichnung (s. Fig. 311) aufbewahrt: es war der übliche quadratische Turm, dessen Stockwerke durch gotische Gurtgesimse voneinander getrennt waren, mit Satteldach und kleinem Dachreiterchen nebst Glocke. Ein kleiner runder Wendeltreppenturm vermittelte den Aufstieg zu den verschiedenen Stockwerken. Von hier stammt das unten verzeichnete Zifferblatt.

Erhalten ist noch der Storchenturm, von dem ich in Fig. 312 eine Abbildung gebe. Der Turm ist von oblongem Grundriß, aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken, im obersten Geschoß Rundbogenfenster, darüber das Satteldach mit dem an den Giebelseiten vorkragenden Abwalmdach. Die Giebelseiten sind im Riegelbau ausgeführt. Unter den Rundbogenfenstern nach Norden und Westen in flachem Relief der Reichsadler, darüber im Norden die Jahreszahl 1599. Daß wir es hier nicht mit einem Torturm zu tun haben, zeigt der Schmalkaldersche Plan. Nur ein kleiner Durchgang führte hier aus der Stadtmauer, das Batzenloch genannt. Das Turminnere diente zu Gefängniszwecken. Im ersten Obergeschoß finden wir ein Blockgefängnis aus Holz mit Eisenbändern, das zwei kleine Zellen enthält. Neben dem Turm eingemauert das steinerne Blatt einer Sonnenuhr mit Ziffern aus dem 16. Jh., leider so der Beschädigung sehr ausgesetzt.



Band VII. Zu Seite 562.

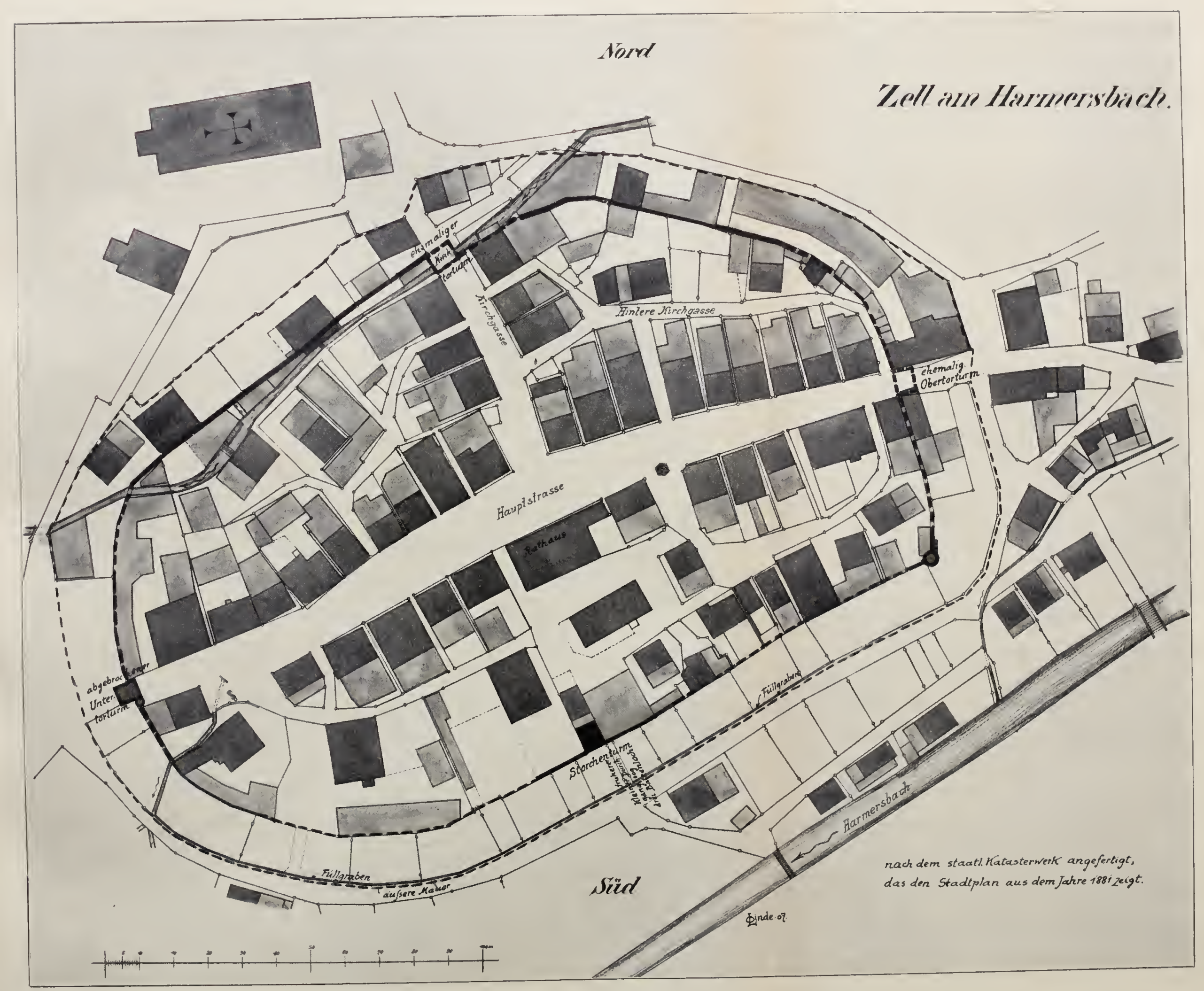


Fig. 309. Plan der Stadt Zell mit eingezeichneten Spuren der alten Befestigung.

Band VII. Zu Seite 562.

Ein kleiner runder Turm von der Südostecke der Mauer ist noch erhalten, er gehört dem Gasthaus »Zum Hirsch«. Der aus Bruchsteinmauerwerk errichtete Turm mit spitzem Kegelschieferdach ist, wie ersichtlich, im 18. Jh. zu Wohnzwecken mit Fenstern versehen worden (s. Fig. 313). Eine im Erdgeschoß nach der Stadtseite erhaltene, im stumpfen Winkel gebrochene Mauer könnte darauf deuten, daß er ursprünglich polygonale Grundform hatte. In ihr eine zugemauerte Rundbogenöffnung und der Rest eines Schlußsteins. An der Außenseite das Stadtwappen.

Noch ist der Zug des ehemaligen Grabens gut erkenntlich; auch sind kleine Reste der Stadtmauer noch erhalten; wir sehen auf unserem Plan, wie sie in unregelmäßigem

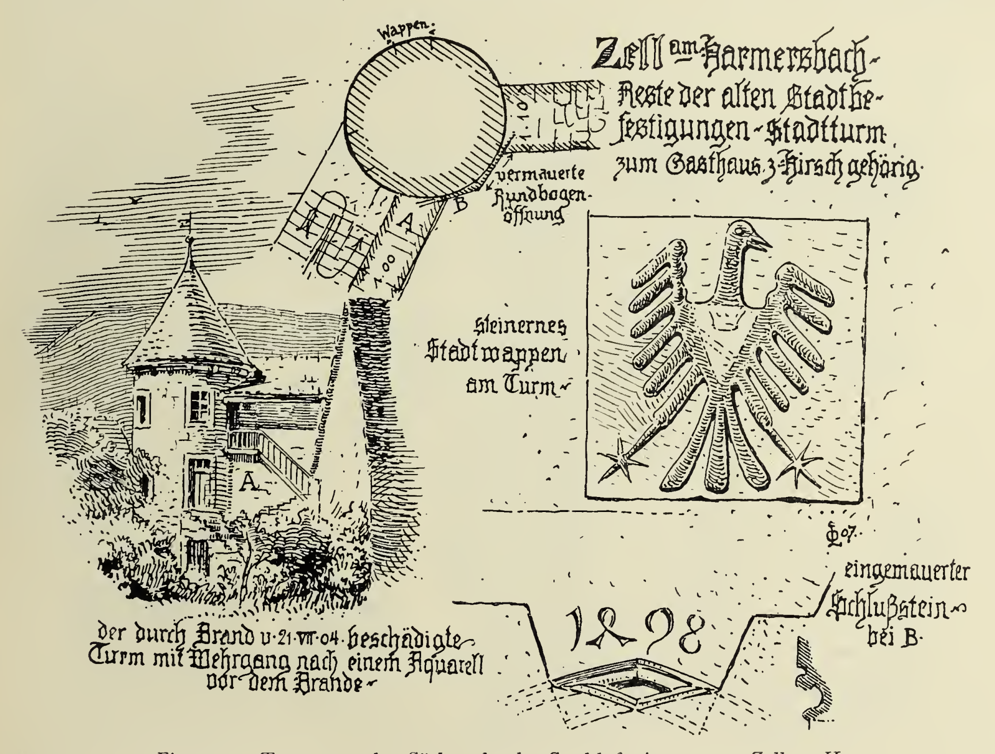


Fig. 313. Turm von der Südostecke der Stadtbefestigung von Zell a. H.

Zuge die Stadt umgab. Im Südosten öffnete sie sich in dem oben abgebildeten, heute abgebrochenen Untertorturm, nach Norden im ehemaligen Kirchtor, nach Osten im Obertorturm, während den südlichen Ausgang der noch stehende Storchenturm bildete. Reste der Mauer mit Wehrgang sind noch bei dem obenerwähnten runden Turm, in der hinteren Kirchstraße, bei Küfer Adrian Schneider Nr. 78, sowie hinter dem Gasthaus »Zum Raben« und dem Haus des Mechanikers Haas in der Hauptstraße (s. Fig. 314) erhalten. Die Mauer war 1,20 — 1,25 m stark, aus Bruchsteinen errichtet, teilweise durch Strebepfeiler verstärkt, an deren Ecken etwas sauberer behauene Quader sich zeigen. In ihrem oberen Teil war ein 1 m breiter Platz für den Wehrgang ausgespart, dessen Plattenboden auf steinernen Konsolen vorkragte. Das Satteldach des Wehrgangs war in jeweils 4 m Entfernung von hölzernen Stützen getragen mit Strebhölzern, auf jede solche Abteilung kam eine Schießscharte, eine viereckige, sich nach vorn verkleinernde Öffnung (s. Fig. 315).

So wie die Befestigung im vorstehenden geschildert worden, zeigt sie auch ein Plan in den Akten der Stadt Zell, im Großh. Generallandesarchiv (dort unter Zell, Bausachen) aufbewahrt, der indes sehr oberflächlich ist. Er gibt neben den Stadttoren außer dem noch stehenden runden Turm drei weitere ähnliche an, die in unserem Plane, da ihre Stelle nicht feststeht, nicht eingezeichnet wurden. Daß die Angabe auch nicht exakt ist, zeigt der Schmalkaldersche Plan. Hier sind es polygonale, nach innen jedenfalls offene Türme bezw. Schanzen. Blockhäuser von Holz, wie er es nennt, welche die Wehrhaftigkeit der Mauer erhöhten, und nur in der Südostecke ist der heute noch erhaltene Rundturm zu sehen.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Symphorianum): Als Pfarrkirche 1206 genannt; damals verleiht der Bischof Heinrich von Straßburg dem Kloster Gengenbach das Recht, in den

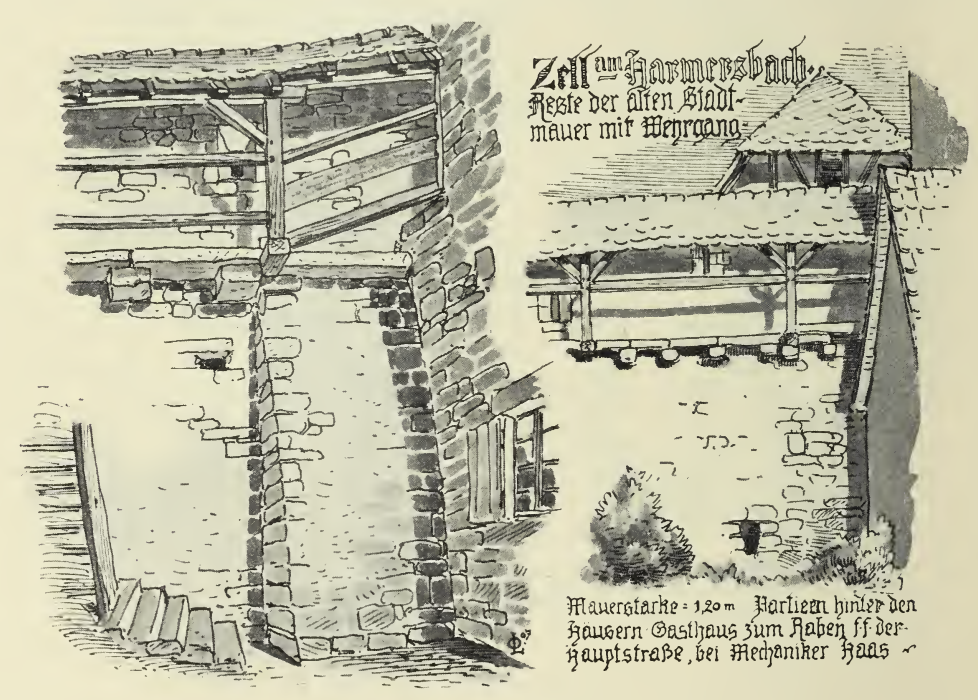


Fig. 314. Zell a. H. Reste der ehemaligen Stadtbefestigung.

dem Gotteshaus vereinten Pfarrkirchen Zell, Harmersbach und Griesheim Mönche des Klosters als Pfarrer einzusetzen oder auch Weltgeistliche als Vikare. 1220 hören wir von einem plebanus, 1233 von einem Bertholdus archipresbiter de Zella, 1248 von einem Cůnradus rector, und 1261 von einem viceplebanus. 1361 wird die Pfarrei durch den Bischof Johann von Straßburg dem Kloster inkorporiert. 1666 heißt es in einem Visitationsprotokoll: »huius parrochialis ecclesiae patronus coeli est s. Symphorianus, terrenus vero decimator et collator abbas Gengenbacensis; habet capellas tres, unam in Gambach divae virgini sacra (Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten), secundam s. Michaelis archangeli in Kúrnbach, tertiam in Enterspach; animas regendas habet 800 circiter«. Zehnt und Kollatur blieben bis zu der Auflösung des Klosters bei diesem.

Von Baunachrichten ist bisher nur die publiziert, daß das Kloster 1721 zur Verlängerung der Zeller Pfarrkirche und zur Erbauung eines steinernen Kirchturmes ad calcem ecclesiae (statt des auf'm Chor gestandenen, ruinosen, holtzernen Glockenturms) 200 fl. zusteuerte. »Die Turmkosten, auf 1500 fl. taxiert, stiegen auf mehr als das Doppelte, darum wollten die Zeller die unteren Harmersbacher zu einem Beitrag veranlassen: die wehrten sich und es kam zwischen Zell und Harmersbach zu einem Prozeß (1724 bis 1726). Auch das Gotteshaus sollte noch weitere 200 fl. beisteuern. Der Abt verstand sich zu 160 fl. und zu dem Versprechen, in Zukunft einen »nachbarlichen« Beitrag zu leisten. Gegen den Ausdruck »nachbarlich« wollten die Städter protestieren«, worauf man von seiten des Gotteshauses sich zu gar nichts mehr verstand.[1]) — Die Notiz ist, wie alle derartigen Nachrichten, in ihrem ersten Teil über den existierenden Turm nicht gerade wörtlich zu nehmen.

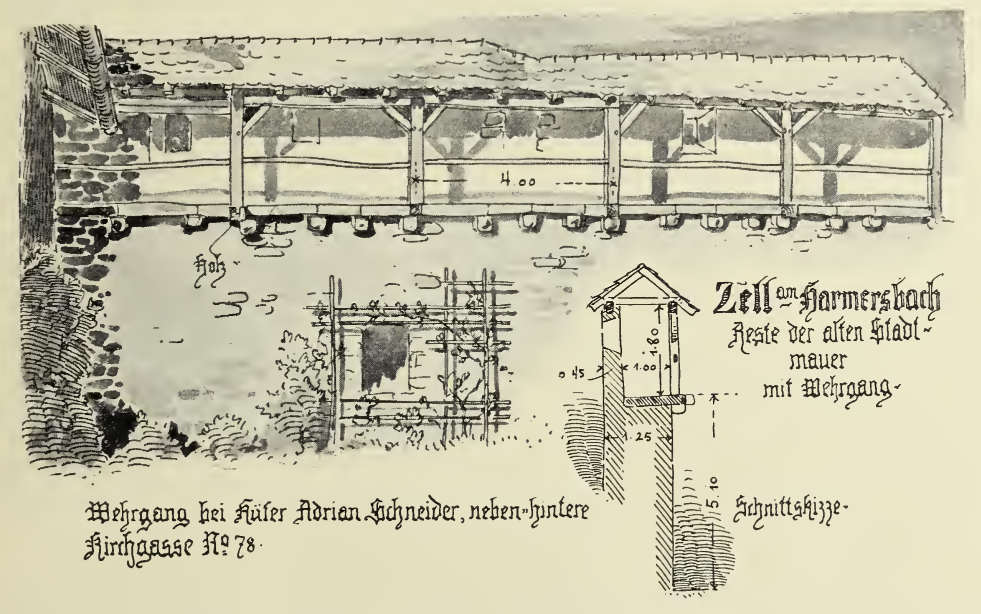


Fig. 315. Zell a. H. Reste der alten Stadtmauer mit Wehrgang.

Bau-
beschreibung

Die heutige Kirche ist ein Bau des späten 18. Jhs.: ein einschiffiges Langhaus mit sich in der gleichen Breite anschließendem, geradgeschlossenem Chor. Ihr Äußeres erfährt seine Gliederung durch dorisierende Pilaster, die das Gebälk tragen, und die hohen Rundbogenfenster zwischen ihnen. An der nördlichen Langhausseite ein geradsturziges Portal, ein gleiches an der Ostfassade, darüber der große Giebel. Das charakteristische Hauptportal befindet sich in der südlichen Langhausseite: Pilaster tragen einen eckigen Volutengiebel, in dem das Auge Gottes angebracht ist und die Inschrift:

V*en*I*te o*M*nes*
*e*XVL*tate* I*n* D*eo*
et IV*b*IL*ate e*I
I*n a*VL*a san*C*ta e*IV*s*
(also 1792).

[1]) Baumgarten, Aus dem Gengenbacher Klosterleben, Z. NF. 9, S. 243/44.

An dem Eckpilaster der Ostfassade eingehauen eine weitere Inschrift:

*Hae*C *A*VL*a* V*n*I *Tr*I*noq*V*e* D*eo*
*s*V*b* I*n*V*o*C*at*I*one* *sā*C*t*I *patron*I *nostr*I
C*onſe*C*rata* *eſt* I*oanne* I*a*C*obo* *Ep*I*s*C*opo*
D*orenſ*I *s*V*ffrganeo* *argēt*I*nenſ*I
(also ebenfalls 1792).

An der Langhausecke beim Turm die weitere Inschrift:

I*n* *praesent*I*a* *Praetor*I*s* . *sphūer*
et M*ag*I*ſtrat*V*s* *h*VIV*s* V*rb*I*s*
*bene*DIC*t*V*s* *eſt*
L*ap*I*s* *h*I*c* *poſ*I*t*V*s*
(also 1789 wurde der Grundstein gelegt).

Im Innern tragen Pilaster ein Spiegelgewölbe mit tief einschneidenden Kappen. Auf den Pilastern Urnen in Stuck, im gleichen Material die fast noch rocailleartigen Umrahmungen der Bilder, letztere stellen Scenen aus dem Leben Jesu und Mose dar, dazu die Evangelisten und eine Anzahl Symbole, darunter Pelikan und Einhorn. Im Chor zieht sich eine Empore herum mit reichgeschnitztem hölzernen Rocaillegitter, auf der eine Orgel mit Schnitzerei im gleichen Stil steht, wie überhaupt diese Mischung von ausgeprägtem Zopf mit spätem Rocaille die Signatur der Kirche bildet. Auch an den Rundbogenfenstern in den Laibungen noch Rocailleornamente, an den Kappen in gut gezeichneten Ranken verschiedene Symbole: Buch, siebenarmiger Leuchter etc.

Altäre

Der Hochaltar umschließt in sehr gutem Louis XVI.-Rahmen ein Ölgemälde mit der Darstellung des h. Symphorian, einer tüchtigen Durchschnittsleistung dieser Zeit; in gleichem Stil die Seitenaltäre, auf deren einem ein Gemälde des h. Sebastian, auf dem andern Vision des h. Bernhard. Ebenso behandelt die *Kanzel.* — Am Triumphbogen holzgeschnitztes Kruzifix des 18. Jhs., mittlere Arbeit.

Kanzel

Glocken

Die *Glocken* sind alle im 19. Jh. umgegossen worden.

Turm

Im Westen ist die Kirche an den älteren *Turm* angebaut. Derselbe ist von quadratischem Grundriß, die einzelnen Stockwerke durch Wasserschrägen abgeteilt, das oberste offenbar eine Erneuerung des 18. Jhs. In seinem Erdgeschoß öffnet er sich in großem Rundbogen mit hohlgekehltem Gewände nach Norden, Süden, wie nach Osten in die Kirche. An der Südseite, halb durch einen Treppenanbau verdeckt, die Inschrift:

ANNO J722 · DEN . . IZ IVNJ DISE . .
GEMA . . . .

An dem Bogen die Zeichen: ┘ |. Auf der anderen Seite ebenfalls: anno 1722.

Nach allem dürfte der Turm ein älterer Rest sein, der zur Zeit der obenangegebenen Baunachricht, mit der die Inschrift insofern stimmt, überarbeitet und erhöht, aber nicht ganz neu gebaut wurde. Das alte Langhaus blieb einstweilen noch stehen, 1789 begann der Umbau, der 1792 im wesentlichen vollendet war.

Sakristei
Urkunden
Kirchengeräte

In der *Sakristei* bezw. im Pfarrhaus einige *Urkunden* und eine Anzahl *Kirchengeräte.* Unter den Urkunden eine solche von 1692, wonach am 30. September Abt Placidus einen Altar geweiht hat: in honorem SS. Joachim, Zachariae, Annae, Elisabethae etc. Pfarrbücher, begonnen 1654, in denen die bei den Kirchen in Unterharmersbach citierten Angaben über deren Gründung etc. verzeichnet sind.

Eine große Sonnenmonstranz, silbergetrieben und vergoldet, mit Engelsköpfen an Fuß und Nodus, an den Strahlen Madonna und Heilige, Augsburger Zeichen und MM, Dutzendarbeit des 18. Jhs.; Weihrauchkessel, silbergetrieben, mit flauem Rocailleornament, Augsburger Zeichen, darunter I und $^{F}{}_{L}{}^{I}$; Weihrauchschiffchen, silbergetrieben, in bewegtem Rocaillestil, Augsburger Zeichen, darunter I und $^{F}{}_{L}{}^{I}$. Einige Kronen und ein Scepter, die zum Schmuck von Madonnenbildern dienten, 18. Jh. Kelch, silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornament, zweite Hälfte 18. Jhs., Augsburger Zeichen und ${}_{F}{}^{I}{}_{B}$; ein zweiter, ähnlicher, kupfergetrieben, mit Augsburger Zeichen und ICB; ein dritter im gleichen Stile, Augsburger Zeichen, darunter G und M; ein vierter mit äußerst belebtem Rocaillekontur, silbergetrieben, vergoldet, Augsburger Zeichen, darunter L und ${}_{I}{}^{I}{}_{B}$; ein fünfter in den einfachen und steifen Formen des späten 18. Jhs.; ein Wettersegen, silbergetrieben, vergoldet und graviert, zweite Hälfte des 18. Jhs. An Gewändern zu nennen eine rote Casel mit allem Zubehör, rote Seide mit buntseidener Stickerei, eine weiße mit Hochstickerei in Gold und Silber, aus der Mitte des 18. Jhs.

Friedhof
Grabsteine

Auf dem *Friedhof*, zu dem zwei von Pilastern mit verkröpftem Gebälk flankierte Tore führen, eine Anzahl alter *Grabsteine*, teilweise sehr verwittert, so einer von 1575 mit verschiedenen Wappen und dem Zeichen: ; ein weiterer, ähnlicher mit Allianzwappen (Meyershofen?), verwitterter Unterschrift, unten weiteren verwitterten Wappen und dem Zeichen: . Ein dritter mit dem Wappen: geflügelter Greif mit zwei Ähren in den Pranken, im Schild, auf dem Helm als Kleinod die Ähren. Darunter die Inschrift:

BEGRÄBNUS
DES WOHLEDEL ...
GEBOHRNEN GESTR ...
HERREN ANDREAE S ...
ELEONORE SANDH ..
UND DEREN : KINDER ..
WELCHEN GOTT GNAD

Das Ganze von Pilastern flankiert, welche einen Dreieckgiebel tragen, an dem steht 1693. Ein vierter Grabstein: in einem ovalen Kranz Engel und Totenkopf, darüber Wappen, vierfach geteilter Schild: 1. drei Lilien, 2. drei Rosen aus einem Berg wachsend, 3. desgleichen, 4. springender Löwe; verwitterte Inschrift (Theresia Dornblüth). Der fünfte mit ähnlichen Emblemen und Wappen des Joannis Blasii Dornblüth ex Gengenbacensi Praetore nati scultiveto Reipublicae Zellensis † 1753. Beim sechsten, wie bei dem dritten, das Mittelfeld von Pilastern flankiert, die einen Dreieckgiebel tragen, Wappen, längsgeteilter Schild, rechts ein Bogen, links drei Sterne, Helmkleinod, ein gewappneter Mann mit Rosen, die Inschrift lautet:

DEN 5TEN MARTII ANO 1692 STARBE SEEL. DIE WOHLEDLE
GESTRENGE FRAW̃ · MARIA ELISABETHA SENWIGIN
DES WOHLEDLEN GESTRENGEN HERREN JOHANN MEYENHOFERS
DES HOCHLÖB: SCHWÄB KRAYS ES OBER KRIEGSCOMISS ....
. . . .

Am siebten Stein wieder das Wappen der Meyershofen, dreigeteilt, rechts ein Adler, links springender Löwe oder Greif mit drei Ähren in den Pranken, unten Pfauenkopf. Echter Barockaufbau mit Sarkophag, Putten, Vorhang und Todesemblemen.

Rathaus Glasgemälde

In dem Saal des jetzigen neuen Rathauses sind zwölf Glasgemälde aus dem schon vor einigen Jahrzehnten abgebrochenen alten wieder angebracht:

1. Oberteil eines rotgekleideten Mannes in einer von Balustersäulchen getragenen Nische, darunter eingeflickt eine ursprünglich nicht dazugehörige Genrescene in Weiß und Gelb, weiter unten die Unterschrift:

Das gericht orttenberg
15 47.

2. Ein Gepanzerter mit Schwert und rotem Wappenschild, worin ein Fisch und vier Steine, flankiert von zwei Pilastern, darüber eine sehr zerstörte Landsknechtsscene, unten steht:

Das gericht Stainach
15 47.

3. In blauer Stahlrüstung ein Mann mit gelber Fahne, in der ein roter Wolfshaken. Pfeiler mit Balustersäulchen tragen einen Bogen mit Rankenwerk, Füllhörnern, kämpfenden Tritonen und einer Tafel, auf der steht:

ANNO DOMINI
· I · 5 · 4 · 7 · GR
(wohl das Wolfacher Wappen).

4. Zwei Männer in stahlblauer Rüstung halten den Schild, worin auf gelbem Grund zwei schwarze Hörner auf schwarzem Dreiberg. Pilaster, an deren Sockel das württembergische Wappen, tragen den sich über den Männern wölbenden Flachbogen, an welchem steht:

hornberg 1 · 5 · 4 · 8 ·

5. Grüne Pilaster mit Renaissancefüllungen und rotem Aufsatz tragen Flachbogen, über dem in Chromsilber und Gelb musizierende Engel unten. In der Nische auf blauem Grunde drei goldene Korbhelme, der eine mit rotem Flug, silbergebändert, der zweite mit einem silbernen und einem roten Horn, der dritte mit der Halbfigur einer Frau mit Blumen und Spiegel, darunter steht:

Erassmus von gots · gnād · bischoue
zu · strassburg · landtgrave · zu · Has.

6. Sehr zerstört: Rosa Pilaster mit Renaissancefüllungen, auf ihnen Putten. Unter dem Bogen Unterteil einer thronenden Figur (Oberteil zerstört, wohl Madonna), rechts und links knieen je ein h. Abt und ein König und bringen Kirchengebäude dar, links deutlich erkennbar zwei romanische Kirchen mit Vierungsturm, die eine mit Bogenfries (wie er in Schuttern existierte), dazu drei Wappen, das eine: drei goldene schreitende Löwen in Rot, das zweite: ein Zeichen gleich einer römischen I, in Silber und Rot quergeteiltem Schild, das dritte: der schwarze Doppeladler in Gold. Unten steht auf einer Rolle:

RVDOLFVS GARB ABBA .
IN SCHVTTERN I5 . .

7. Zwei braunrote Säulen mit Maskaronschmuck, darüber im Bogen hübsche Bären- und Wildschweinjagd. Unter dem Bogen stark zerstörte und zusammen-

gestückelte Reste des geroldseckischen Wappens: ein gelbes Querband in rotem Felde und die Unterschrift:

Walther her zů Hohengeroltz
seck und Sultz : 1547 :

8. Von zwei stark zerstörten und geflickten gewappneten Männern wird das fürstenbergische Wappen gehalten, flankiert von zwei Renaissancesäulen, darunter steht:

Wilhelm grave zu Fürstenberg
landgraff zu bare : 1547 :

Die Scheibe war, wie auch die drei vorhergehenden, früher höher und ist, wie diese, roh verkürzt worden.

9. Grüne und rote Balustersäulen tragen flachen Bogen, in den Ecken kleine Verkündigung, im Mittelfelde das Wappen, roter Balken schräglinks in Silber, Helmkleinod, weißer Flug, rotgebändert. Unterschrift:

Die statt · Straßburg ·
1 · 5 · 4 · 7 ·

10. Ein bärtiger Mann in reicher Bürgertracht mit Schlapphut und Degen hält das Wappen, in rotem Felde ein Besen, Helmkleinod, oben eingeflickt, der Pfauenkopf mit den drei Besen. Von gelb und blauen Säulen flankiert darüber in Chromsilber und Gelb eine Hasenjagd. Unterschrift:

15 51
Jacob von Greberen Schultheis
zů · Zell am Harmerspach

11. Rotgekleideter Landsknecht mit Schwert hält das Gengenbacher Wappen, im Hintergrund die Stadt mit Fluß und Bäumen. Säulen mit goldenen Kapitellen flankieren das Mittelfeld, sie trugen ehemals einen Flachbogen, an dessen Stelle jetzt andere alte Stücke eingeflickt sind. Unterschrift:

Die stat gengenbach

12. Ein prächtiger Mann in stahlblauer Rüstung mit gelbem Bandelier, den Marschallstab in die Seite gestemmt, steht breitspurig da, hinter ihm eine Balustrade mit einer Blumenvase, neben ihm das Wappen, der schwarze Adler in goldenem Felde. Blaue Balustersäulen auf roten Sockeln flankieren ihn und tragen gerades Gebälk, unten steht in grüner Kartusche:

Die Statt Zell am
Harmerspach · 1595 ·

Dies Gemälde (Tafel XX) ist also bedeutend später als die vorhergehenden.

Die Scheiben sind jetzt (nicht ursprünglich) 32—38 cm hoch und 23—29 cm breit.

Gemälde

In dem Saal noch einige *Gemälde:* ein Kruzifixus mit Maria, geringe Arbeit vom Ende des 17. Jhs., sowie ein Christus vor Pilatus von gleicher Qualität, bezeichnet A. Gänshirth 1700, zwei Porträts von Herren von Grebern, Durchschnittsarbeit des 17. Jhs.

Stadtwappen

An einer Hintertüre des Rathauses noch in Relief eingemauert das alte *Stadtwappen* mit der Jahreszahl: 1:5:3:4.

Kanonen

Hinter dem Kanzleigebäude ein altes Trottengebäude von 1727; im Schuppen hinter dem Rathaus, jetzt, wie ich höre, vor dem Storchenturm aufgestellt, vier *Kanonen* des 17. Jhs., mit Rosetten- und Palmettenverzierung.

Das Kanzleigebäude ist ein Bau des 18. Jhs. mit französischem Mansardendach, über der Tür in Rocailleumrahmung das Zeller Wappen (der schwarze Adler) und die Jahreszahl 1760.

Feuerspritzen

In den Remisen des Rathauses und der Kanzlei werden verschiedene schöne, bemalte, ältere *Feuerspritzen* aus dem 18. Jh. aufbewahrt.

Vor dem Brand standen in Zell noch eine stattliche Anzahl Fachwerkhäuser, worunter einige hervorragende.

Brunnen

In der Hauptstraße *Brunnen:* achteckiges Bassin mit drei bärtigen Maskarons als Ausguß und dem Stadtwappen, Kompositkapitell, auf dem eine Muschelschale steht.

Kruzifixus

Am Eingang der Stadt vom Kinzigtal her großer derber *Kruzifixus* auf üblichem dekorativen Volutensockel mit Rocailleornament von 1759 (Sandstein). An der Straße nach Nordrach ein ähnlicher aus gleichem Material, mit der Madonna am Kreuzesstamm.

In der Vorstadt von Zell existierte schon im 18. Jh. eine Fayencefabrikation. Im 19. Jh. und in unserer Zeit blühte diese neu auf; siehe darüber Badische Gewerbezeitung 1869, S. 42. Von altem Zeller Geschirr ist eine Anzahl in den Großh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde erhalten unter den Nummern: C. 6333, 6354, 6717/18, 7936/37, 8427 und 8686.

ZELL-WEIHERBACH

Schreibweisen: locus dictus Celle 1242; Celle 1289; Zelle prope Offenburg 1400; Zeller stab Orttenberger gerichts 1597; curia monasterii Gengenbacensis Weyersbach 1235; rivus dictus Wigerbach 1242; villa Wygersbach 1289; Wygerbach parrochie opidi Offenburg 1447.

Archivalien: Mitteil. d. hist. Kommission Nr. 17 (1895), S. 50.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Beide Orte gehörten zur Landvogtei Ortenau. Zell bildete mit Weingarten und Riedle den Zeller Stab. 1458 wird ein »Kolbenzell« als Filiale von Weingarten genannt. In Weiherbach war das Kloster Gengenbach begütert, wir hörten schon oben von seiner curia im 13. Jh., 1367 hören wir wieder »vor dem dorf zů Zelle an des closters hof zů Gengenbach«, 1469: »in dem Wigerbach uf des apts gůtes«, 1698: »des gottshauß Gengenbach abbtshof im Weyerbach«. Eingepfarrt war Zell-Weiherbach nach Offenburg, bis (s. oben) die Wallfahrtskirche in Weingarten zur Pfarrei erhoben wurde. Wie aus allem hervorgeht, war Zell der eigentliche Ort, neben dem nur am Weiherbach der Klosterhof und andere Ansiedelungen existierten. 1805 wurde Zell-Weiherbach badisch.

Riegelhäuser

In beiden Orten eine Anzahl *Riegelhäuser*, teilweise leider verputzt; ich hebe aus ihnen das Haus Nr. 91 des Xaver Busam hervor mit einem sehr malerisch wirkenden Dachvorbau auf gebauchten Holzsäulen. Dies sowohl wie alle anderen Fachwerkhäuser des Orts sollten im gesamten Interesse der Gegend erhalten werden. Bei dem erstgenannten Haus auch ein alter Ziehbrunnen, in beiden Ortschaften sind deren noch eine Anzahl erhalten, so auch im Riedle.

Wirtshausschild

Am Gasthaus »Zur Sonne« trefflicher schmiedeeiserner *Wirtshausschild* von 1811.

An dem Weg von Riedle nach Offenburg ein Bildstock noch mit dem Nachklang gotischen Aufbaues, ein weiterer aus dem 18. Jh. am Weg von Weiherbach nach Durbach, in Weiherbach am Haus Nr. 53 eingemauert Bildstock von 1766.

Am Weg von Rammersweier nach Offenburg kleine *Kapelle* des 18. Jhs. Im Innern drei Holzstatuen, zwei davon, ein h. Kaiser und ein Schmerzensmann, halblebensgroß, Durchschnittsarbeiten des 16. Jhs., die dritte eine knieende Maria aus dem 18. Jh.

Kapelle

ZUNSWEIER

Schreibweisen: Sinswiler 1016 (Fälschung); Zunswilre 1136; Zinßweyler 1230; Zunswilre 1240; Zunßwiller 1277; Zunswiler 14. Jh.; ze Zunswilr dem dorfe 1377; Czunswiller 1384; dorff Zunßwyr 1543. (Weiler des Sinzo?)

Literatur: Ruppert, Gesch. der Mortenau I, S. 466.

Ortsgeschichte: Obgleich die betreffenden Urkunden des 9. und 11. Jhs. sich als Fälschungen erwiesen haben, scheint die Tatsache, daß in Zunsweier das Kloster Schuttern früh begütert war, unbestreitbar zu sein. Grund und Boden, Gericht und Steuer gehörten zu Geroldseck und kamen bei der Teilung dieser Herrschaft 1277 auf den Anteil Graf Heinrichs von Geroldseck-Veldenz. Die Landeshoheit über einen Teil des Ortes gehörte der Landvogtei Ortenau; wie das kam, wissen wir nicht zu sagen. 1436 bis 1522 hatten die Geroldsecker das Dorf an die Böcklin verpfändet. Nach der Lösung 1522 wurden in einem Vertrag mit den Amtleuten zu Ortenberg die beiderseitigen Rechte festgelegt. Das Kloster Schuttern besaß einen Fronhof mit eigenem Dinggericht und einen Widemhof: wir hören von »des gotshůs zu Schutter dinghof ze Zunswilre« 1330, von dem »hoft zů Zunßwilr, so man nennet Suselmannshoff« 1457. Außerdem besaß das Kloster Gengenbach hier einen Hof, der schon 1288 erwähnt wird. — 1805 wurde Zunsweier badisch.

Ortsgeschichte

Römisches. Im Gewann »auf der Mauer« und nordwestlich vom Ort findet sich — wahrscheinlich römisches — Mauerwerk. (Die Sage geht, es habe dort früher ein Schloß gestanden.) (Mitteilung von Prof. Schumacher 1898.) *(W.)*

Römisches

Kath. Pfarrkirche (ad S. Sixtum): Bereits 1136 wird »Zunswilre cum ecclesia« erwähnt, 1328 »ecclesia parrochialis Zinswillerana«, »parrochia ville Zunswilre« 1364, Zunsweihr: »huius patronus coeli s. Sixtus; collator et decimator d. praelatus Schutteranus; animas regendas habet universim« ca. 126; »ad hanc spectat filialis Berghaupt, quae modo destructa est« 1466.

Kath. Pfarrkirche

Ein »decanus« wird 1233, ein »Stephan Mŏrlin, lútpriester zů Zunßwilr« 1419 genannt, 1464 ein »rector seu perpetuus vicarius in Zunßwiler«.

Patronat und Zehnt gehörten dem Kloster Schuttern. 1325 erlaubte Papst Johann XXII. demselben, die Pfarrei zu inkorporieren, Bischof Johann von Straßburg bestimmte den Bezug eines Vikars, der ein Weltgeistlicher sein mußte.

Der heutige Bau stammt von 1743; wie weit dabei die Fundamente des alten benutzt wurden, läßt sich nicht mehr genau feststellen, für eine Benutzung spricht wohl der Chorgrundriß. Ein einschiffiges Langhaus mit Stuckspiegelgewölbe, der oblonge Chor mit Achteckschluß hat aus gleichem Material ein Gratgewölbe. An der Eingangswand des Langhauses eine Empore, an der Unterfläche derselben ein *Gemälde* des

Deckengemälde

brennenden Dornbusches, an der Decke des Langhauses in großem Oval ein Bild der Übergabe der Schlüssel, bezeichnet: Ex sump. Phil. Jac. Waidele C. P. 1783. Am Chorgewölbe die vier Kirchenväter; gute Durchschnittsleistungen des 18. Jhs.

Altäre

Ölgemälde

Die *Altäre* im üblichen, dekorativ meistens erfreulichen Barocksäulenaufbau, am Hochaltar *Ölgemälde,* darstellend die Heiligen Sixtus und Laurentius, am rechten Seitenaltar Gemälde des Gekreuzigten.

Beichtstühle

Einfache, geschnitzte *Beichtstühle* aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Schlichter, noch spätgotischer Taufstein des 17. Jhs. An der Südwand des Langhauses Epitaph eines Pfarrers, Sandsteinplatte mit Kelch, Kreuz und Totenkopf, durch früheres Abtreten ganz verwischt, mit unleserlicher Inschrift.

Die Glocken waren mir unzugänglich.

Nach einem Visitationsprotokoll von 1616 [1]) war die ganze Kirche ausgemalt, wohl aus mittelalterlicher Zeit (worauf bei eventuellen Erneuerungsarbeiten zu achten wäre): Tota ecclesia antiquitus picta est. Außerdem befand sich in ihr ein sehr großer Taufstein (vielleicht noch für Immersionstaufe): magnum antiquumque mundumque.

Äußeres

Das *Äußere* der Kirche ist ganz schlicht, nur durch die Sandsteingewände der rundbogigen Fenster gegliedert. An der Fassade Portal mit gebrochenem Giebel, woran die Zahl 1743; darüber eine Madonnenstatue in der damals beliebten, stark bewegten Haltung. An ihrem Postament steht: Dises Bild hat machen lassen Josef Guot 1744.

An der Südwand des Chors, wohl von der alten Kirche eingemauert, eine sehr verwitterte Löwenfigur (?) mit einem Gebälkstück, wohl Rest einer ehemaligen Konsole.

Kirchengeräte

Von *Kirchengeräten* ist zu nennen: eine Sonnenmonstranz in den Formen des ausgehenden 18. Jhs, silbervergoldet, getrieben, neuerdings restauriert; ein Kelch, silbervergoldet, getrieben, in Rocailleformen; Meßkännchen, silbervergoldet, getrieben, Rocaille, gute Arbeit, mit dem Augsburger Beschauzeichen und S G / M; an Gewändern eine rote und eine weiße Casel, erstere mit bunter Seidenstickerei, letztere mit eingewebtem bunten Muster, etwa Mitte 18. Jhs.

Die Kirche liegt auf einer Anhöhe über dem Ort, der sie umgebende Friedhof ist ummauert, aber nicht etwa richtig befestigt.

Riegelhäuser

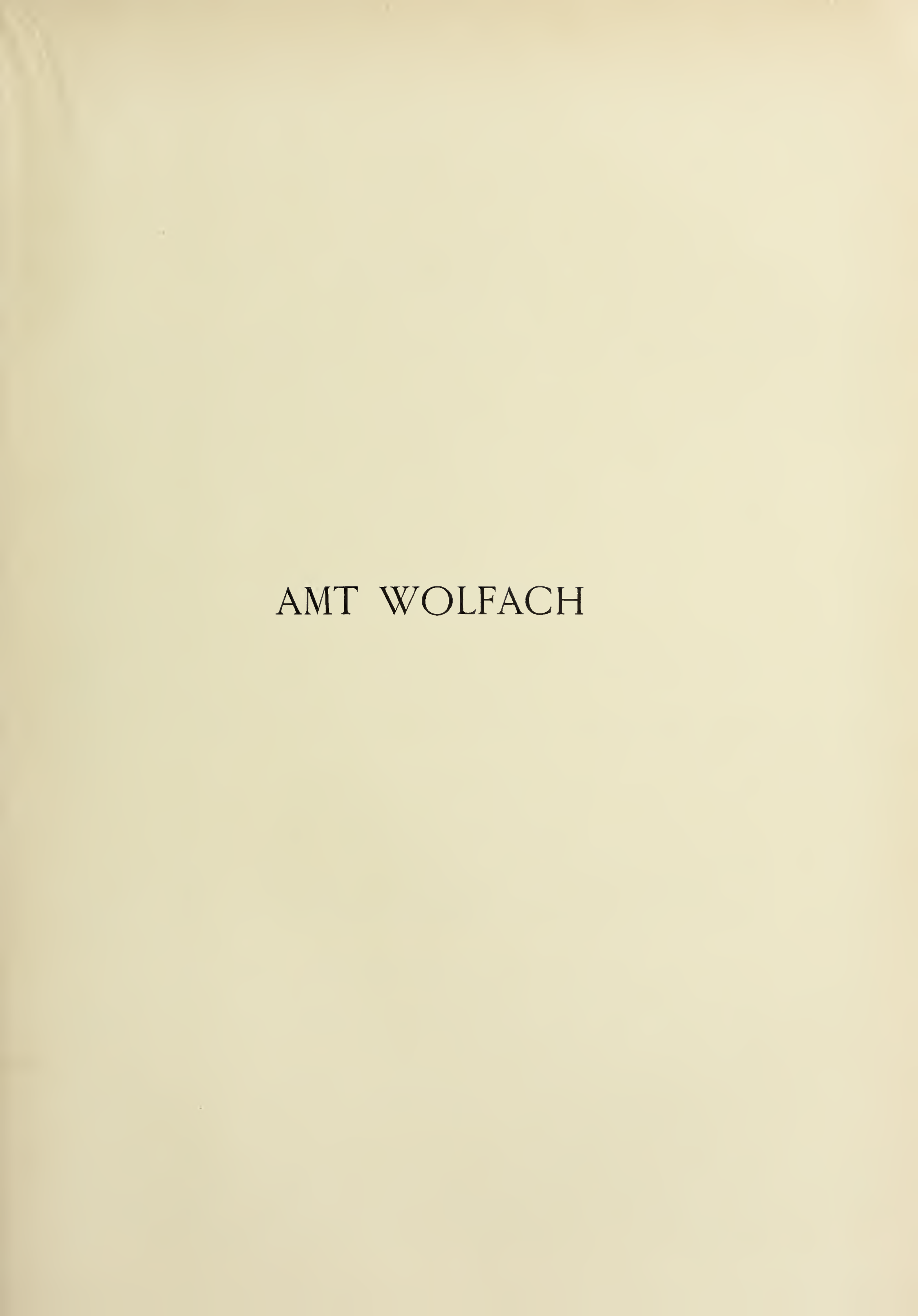
Im Ort eine ganze Reihe teilweise leider verputzter *Riegelhäuser,* ich hebe insbesondere Nr. 159 und 171 hervor.

Kruzifix

Vor Zunsweier an der Straße nach Berghaupten *Kruzifix,* Sandstein, etwas derbe Arbeit, auf Rocaillesockel, von 1764.

[1]) Publiziert von Staudenmaier, FDA. XIV, S. 276.





AMT WOLFACH



EINBACH
(HAUSERBACH)

Schreibweisen: praedium Einbac 1092; Embach 1139; Einbach cum ecclesia Husen 1179; Enbach 1329; Einbach das tal und die lúte 1411; der hof vor Einbach 1493. (Bach des Eio = Ago, Ego.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 1092 erhielt das Kloster S. Georgen einen Teil von Einbach. 1303 wurde der ganze Ort durch die Grafen von Fürstenberg zusammen mit Wolfach erworben. Einbach bildete einen weitschichtigen Stab in der Herrschaft Kinzigtal, es gehörten dazu die Nebentäler Unter- und Oberneuenbach, Osterbach, Fronau, Gechbach, Breitenbach und Hauserbach. Während letzteres links der Kinzig liegt, ist der Hauptort Einbach an einem gleichnamigen Bach rechts derselben erbaut. 1328 hören wir von einem Růpreht von Einbach. Seit dem 15. Jh. wurde in Hauserbach ein Silbererzbergwerk betrieben. — 1806 wurde der Ort mit der ganzen fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal badisch.

Kapelle

Bauernhäuser

Eingepfarrt war Einbach nach Hausach. Im Osterbachtal steht bei einem Hof eine *Kapelle* (ad S. Wendelinum), ein kleiner Bau, der keine Anhaltspunkte zur Datierung bietet. — Eines der interessanten *Bauernhäuser* des Orts ist in dem Werk: Das Bauernhaus in Deutschland, s. unten, Baden, Blatt 6, abgebildet.

Bildstöckchen

Auf dem Weg nach Hausach einige *Bildstöckchen* in schlichter Form aus dem 18. Jh.

FISCHERBACH
(mit WEILER-ESCHBACH)

Schreibweisen: Vischerbac 1101; Viscerbach 1240; Vischerbach 1293; Vyscherbacher turn 1456; im Fischerbach 1499; im Espach 1493; Willer 1297; Wiler 1371; zu Willer in dem dorf 1350; Wyler 1435; Wiler prope Haselach 1464; Wylr 1489; Ramsteinweiler 1816.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 90—91.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Urkundlich schon 1101 genannt, erscheint das Tal 1318 als fürstenbergisches und geroldseckisches Lehen der Herren von Vasant, kam es später an die von Ramstein, deren Stammschloß in Ramstein bei katholisch Thennenbronn stand, weiter an die von Gippichen, dann an die von Blumeneck und 1551 zurück an Fürstenberg. In der ersten Hälfte des 12. Jhs. schenkt eine »matrona Rethilt nomine de Bernoldeshoven cum marito suo Gotefrido villico de Stoufenberc« ihr Gut »in villa quę dicitur Visbach« mit allen Rechten »omni potenti deo et beato Gregorio«, d. i. dem Kloster Reichenbach im württembergischen Oberamt Freudenstadt. — Seit 1240 hören wir von einem Geschlecht von Fischerbach, beginnend mit Cůnradus de Viscerbach miles. Seit 1280 finden wir dieselben als Dienstmannengeschlecht des Margaretenstiftes und der Freiherren von Schwarzenberg in Waldkirch. Vor 1453 ist der letzte

des Namens gestorben. — Der Zehnt gehörte dem Gotteshaus zu Gengenbach. 1806 wurden Ort und Tal, die zu der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal gehörten, badisch. — Bemerkenswert ist noch, daß der Fischerbach die Grenze zwischen den Bistümern Konstanz und Straßburg bildete.

Weiler wird zum erstenmal 1297 genannt, damals verkauften die Fürstenberg ihre dortigen Besitzungen an Rudolf von Schnellingen; 1579 wurde der Ort wieder fürstenbergisch und blieb es bis 1806, dem Übergang an Baden.

In Weiler stand ein Schloß derer von Ramstein, eines abgegangenen Ministerialengeschlechtes, welches von 1336 bis 1557 in Urkunden vorkommt und einen Widder auf einem Dreiberg im Wappen führte. Sie brachten das Dörfchen Weiler 1358 an sich, das daher zuweilen zum Unterschied von anderen Ramsteinweiler genannt wurde. Zu dem Schloß gehörte der Hof Bergeck: »der hof zu Bergegk mit dem burgstall zu Ramstein« 1358, Fälschung aus der zweiten Hälfte des 15. Jhs. Ein Burckart von Ramstein zu Wiler wird erwähnt in einer Fälschung von 1318. Vor denen von Ramstein hören wir 1240 von einem Albertus de Wilere miles, 1329 von Fritsch und Heinrich von Wiler.

1508 wird das »schlößlein Wylr im Kintzigental« genannt. 1598 erscheint ein »Hans Pluier von und zu Rambsteinweyler, gräfflich Fürstenbergischer hoffmeister«. Nach Schuster[1]) soll der letzte Herr von Ramsteinweiler auf dem Gut Bergeck 1863 gestorben sein.

Im Mittelalter wurde hier Bergbau getrieben, 1471 und 1488 werden die Gruben erwähnt.

Kath. Pfarrkirche

Die *kath. Pfarrkirche* (für Weiler-Fischerbach) (ad S. Michaelem Arc.) wurde 1888 auf dem Schloßberg erbaut, dessen Name wohl der einzige Rest der alten Burg. Früher war Weiler nach Hausach eingepfarrt. Erwähnt wird 1329 ein »pfaff Jo. von Wiler«, 1499 ein »Martin Buwmann lútpriester zů Wyler«. 1491 ist angeblich die alte Kirche gebaut worden, von der heute keine Spur mehr erhalten, wohl aber eine Anzahl *Kirchengeräte:* eine Monstranz in der üblichen Sonnenform, silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornament und nicht mehr erkennbarem Zeichen (zweite Hälfte des 18. Jhs.); ein Kelch in gleichem Material, Arbeit und Stil, mit dem Augsburger Zeichen, darunter P und FCM; ein schlichtes Weihrauchschiffchen vom Ende des 18. Jhs.

Kirchengeräte

Die Glocken waren bei meinem Besuch nicht zugänglich.

GUTACH

Schreibweisen: Gůta zwischen 1360 bis 1370; Gůtach 1421; Gütach 1534; Guottach 1631.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 13 (1891), S. 28; Nr. 16 (1894), S. 159.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Gutach ist ein langgestrecktes Dorf mit zahlreichen Nebenorten, das typische Schwarzwalddorf mit weit entlegenen Höfen. Es beginnt nahe der Stadt Hornberg und zieht sich herab bis zur Kinzig, bis gegen Hausach, wie bekannt, eine der schönsten Gegenden des Badischen Schwarzwaldes, in Bild und Lied gefeiert. Es gehörte ursprünglich den Freiherren von Hornberg, die gleichen Stammes waren mit denen von

[1]) Schuster, Der Schulkreis Offenburg, S. 27.

Triberg. Im 14. Jh. teilte sich die Familie in zwei Linien, von denen die eine im Breisgau und Elsaß 1450 erlosch, während die andere, ältere, ihre Besitzung, selbst Stadt und Schloß Hornberg, allmählich aufgeben mußte. Bereits im 14. Jh. eroberten die Straßburger zweimal (1368 und 1383) den »neuen Turm« von Hornberg, offenbar eine kleine mit einem Turm verstärkte Tiefburg, die nahe bei Hausach an der Stelle stand, die heute noch »Am Turm« heißt. 1423 verkaufte Bruno Wernher von Hornberg einen Teil der Herrschaft, darunter Güter und Gülten in der Gutach, und dazu zwei Gerichte, deren eins in Gutach, an die Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg, zugleich mit der Feste Hornberg. Damit hatten diese festen Fuß im Tale gefaßt. Es mag in der Einleitung nachgelesen werden, wie weitere Teile des Hornbergschen Gebietes an Württemberg kamen, wie nach dem Aussterben des Geschlechtes Württemberg die Kastvogtei in den Gebieten des Klosters S. Georgen, das die Besitzungen geerbt hatte, verwaltete, bis es diese nach der Reformation in eine Landeshoheit umänderte. 1534 ließ sich Herzog Ulrich von Württemberg von der ganzen Herrschaft Hornberg als Landesherr huldigen. Er führte in seinen Landen die Reformation ein, und so erklären sich die kirchlichen Verhältnisse dieses Landesteils. — 1810 wurde derselbe durch Staatsvertrag von Württemberg an Baden abgetreten. — Durch den Ort durch führte, wie heute die Schwarzwaldbahn, so die im Mittelalter hervorragend wichtige Handelsstraße von Konstanz nach Straßburg und an die Bergstraße.

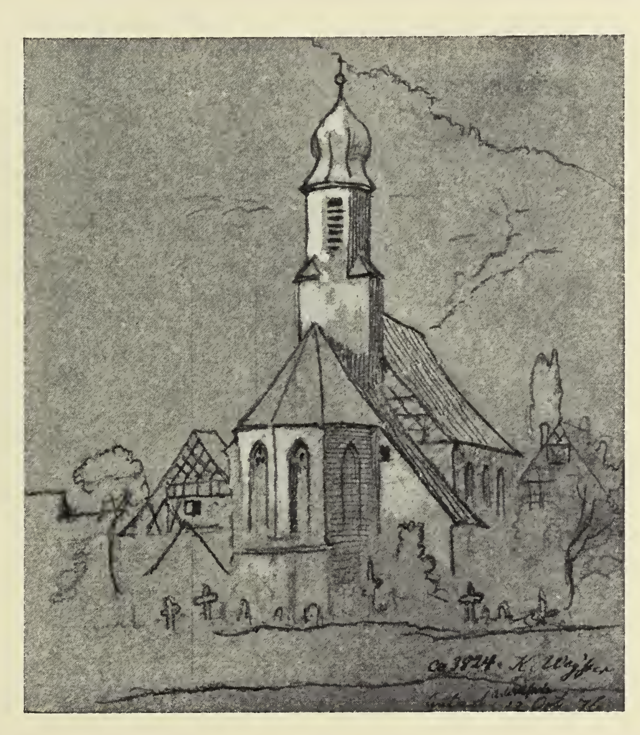


Fig. 316. Kirche in Gutach.

Evang. Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche (ad S. Petrum) (s. Fig. 316): 1275 wird ein plebanus in Gůtach in decanatu Kúrnbach sive Sultz erwähnt, 1360 bis 1370 ecclesia Gůta in decanatu Oberndorff sive Rotwil, sannt Peters Pfarrkirche Anfang 16. Jhs., der hailige sannt Petter in der Gůttach 1576. Der Chor der Kirche ist 1452 erbaut.[1]) In den dreißiger Jahren des 16. Jhs. wurde die Reformation eingeführt, im 18. Jh. genügte offenbar das alte Langhaus nicht mehr, es wurde daher 1743 unter Herzog Eugen von Württemberg an den stehen bleibenden Chor ein neues Langhaus angebaut.

Diesen Daten entsprechend zeigt der *Chor* spätgotische Formen. Er ist in drei Seiten des Achtecks geschlossen, hat zwei vorgelegte Gewölbejoche und ist mit einem

[1]) Stocker, Schematismus, S. 103.

Netzgewölbe mit ansteigendem Scheitel und drei Schlußsteinen gedeckt. Die nur mit Hohlkehle und Abschrägung profilierten Rippen setzen auf schlichten, polygonalen Konsolen an. Den Chor erhellen vier Spitzbogenfenster, einpfostig, mit flamboyantem Maßwerk. An seiner Nordseite führt eine Tür mit geradem Sturz in die Sakristei, das Gewände durch Hohlkehlen und Rundstäbe auf steilen Basen gegliedert, eine weitere Tür führt nach Süden aus dem Chor. Am Äußern ein abgeschrägter Sockel, weiter oben eine Wasserschräge, die auch als Kaffgesims der Fenster dient, eine ebensolche hohlgekehlte Wasserschräge unter dem Dach.

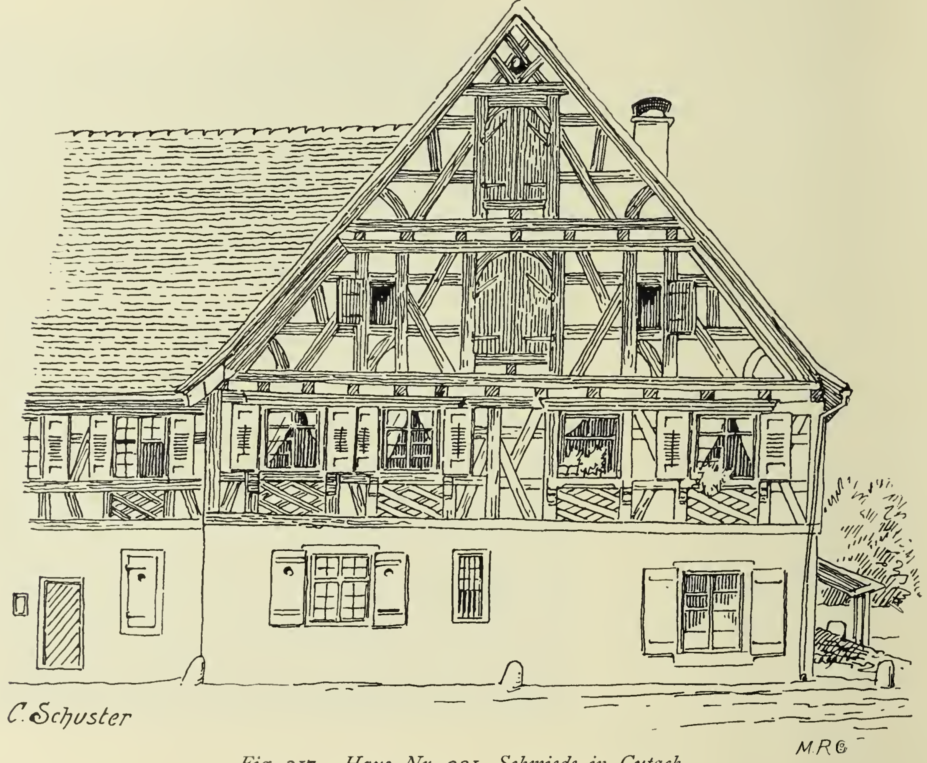


Fig. 317. Haus Nr. 221, Schmiede in Gutach.

Die schlichte Sakristei, wohl ein späterer Bau, ist in der Tonne eingewölbt, über einem ihrer Fenster ist jetzt ein Stein mit der Jahreszahl 1462 eingemauert, der wohl das Datum des Chorbaues gibt.

Auf den zwei Gewölbejochen des Chors sitzt der Turm auf, unten quadratisch, in der Höhe über dem First des Langhauses in das Achteck übergehend, darüber ein Zwiebeldach.

Der Chor öffnet sich in einem Rundbogen dem Langhaus zu, dessen östlichste Mauern wohl zum Teil noch gotisch sind. Es ist im Äußern nur durch die rundbogigen hohen Fenster gegliedert. An der Fassade ein rundbogiges Portal mit leicht hohlgekehltem Gewände, darüber eine Tafel mit zwei ovalen Abteilungen, in denen steht:

IM JAHRE CHRISTI ANNO 1743
WARD DE KIRCH NEIERBA
ZU WELCHER ZEIT OBER
AMTMANN · ZU HORNBERG
HERR
VICTOR SIG
GRAFF VON GRAEFFENIZ
SPECIAL HERR
M · GEORG
CHRISTOPH
GRISINGER
STAB
GUTACH
HERR
PFA
RER

M · M
H : W
ALLTER
H : MILLER
M : HE :
TREITWEIN
STABSVOGT
J · ABERLEN
H : MOSER
G : BREISHAUBT
C : ABERLEN
H : BREITH=
AUBT

Ein ähnliches Tor auf der Nord-, ein weiteres auf der Südseite.

Inneres

Das *Innere* zeigt an dem Spiegelgewölbe der Decke Rocaillestuckornamente, über dem Triumphbogen in Stuck ein großes Wappen von Württemberg mit der Überschrift:

17 · C · E · H · Z · W · 43.

Kanzel

Taufstein

Eine *Kanzel* des 18. Jhs. in der üblichen gebauchten Form mit Stuckverzierung. Ein *Taufstein* aus Granit in der schlichten gotischen, polygonalen Form, etwa 16. Jh. Vom Triumphbogen hängt ein holzgeschnitztes Kruzifix herab, Durchschnittsarbeit des 17. Jhs. (ist inzwischen abgenommen und durch ein neues ersetzt worden).

Glocken

Von den *Glocken* ist die eine, kleine, 1715 von Joh. Peter Edel in Straßburg gegossen, die beiden anderen von 1854 und 1877. Am Querbalken des Glockenstuhls eingeschnitten die Inschrift:

O HERR REGIERE DIESEN GLOCKENKLANG
DASS DEIN VOLK GERN ZUM WORT GOTTES GANG
SOLI DEO GLORIA 1781;

weiter am Glockenstuhl noch eine Inschrift, die über seine Errichtung Kunde gibt: unter Pfarrer Magister Lehrenkraus neuaufgebaut 1781 von Andreas Kratt, Zimmermeister in Hornberg. Zuvor hatte die Kirche, deren frühere Gestalt an der Kanzelbrüstung abgebildet ist, zwei gotische Spitztürme, einen über dem Chor, den anderen kleineren vorn über dem Portal.

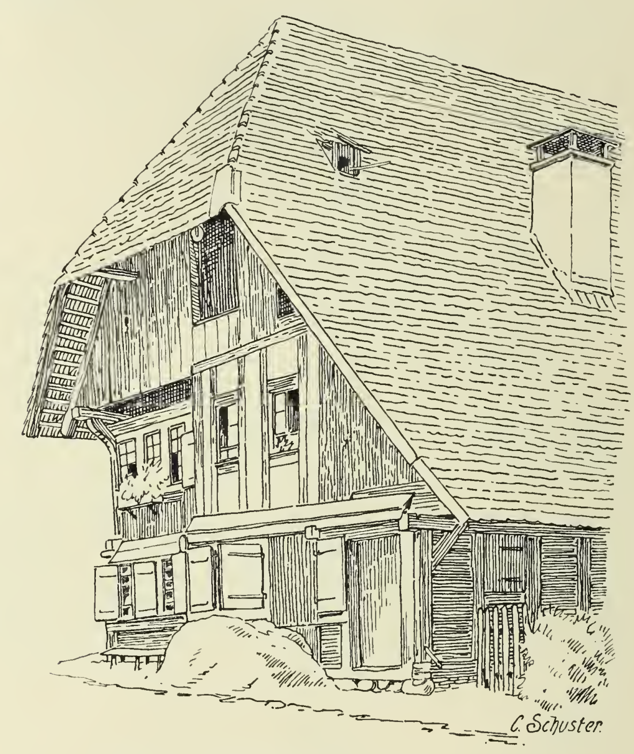


Fig. 318. Schwarzwaldhaus Nr. 204 in Gutach.

Grabplatte

An der Westwand der Kirche neben dem Tor *Grabplatte* mit dem Wappen, Todessymbolen, der Jahreszahl 1623 und der Inschrift:

ANO 1619 STARB DIE
EHRN UND TUGETSAM
FRAW MARIA CLEOPHE
SCHMIDIN DES EHRN
WIRDIGEN UND WOHL
GELERTEN HERRN M.
LUDOVICI SCHÖNWA
TERS PFARRERS DISER
KIRCHEN GUTACH GE
LIEBTE HAUSMUTTER
DEREN ER. M. LUDOVICUS
IN ANO 1623 SEELIG-
LICH NACHGEFOLGT DEN
EN DER ALLMECHTIGE

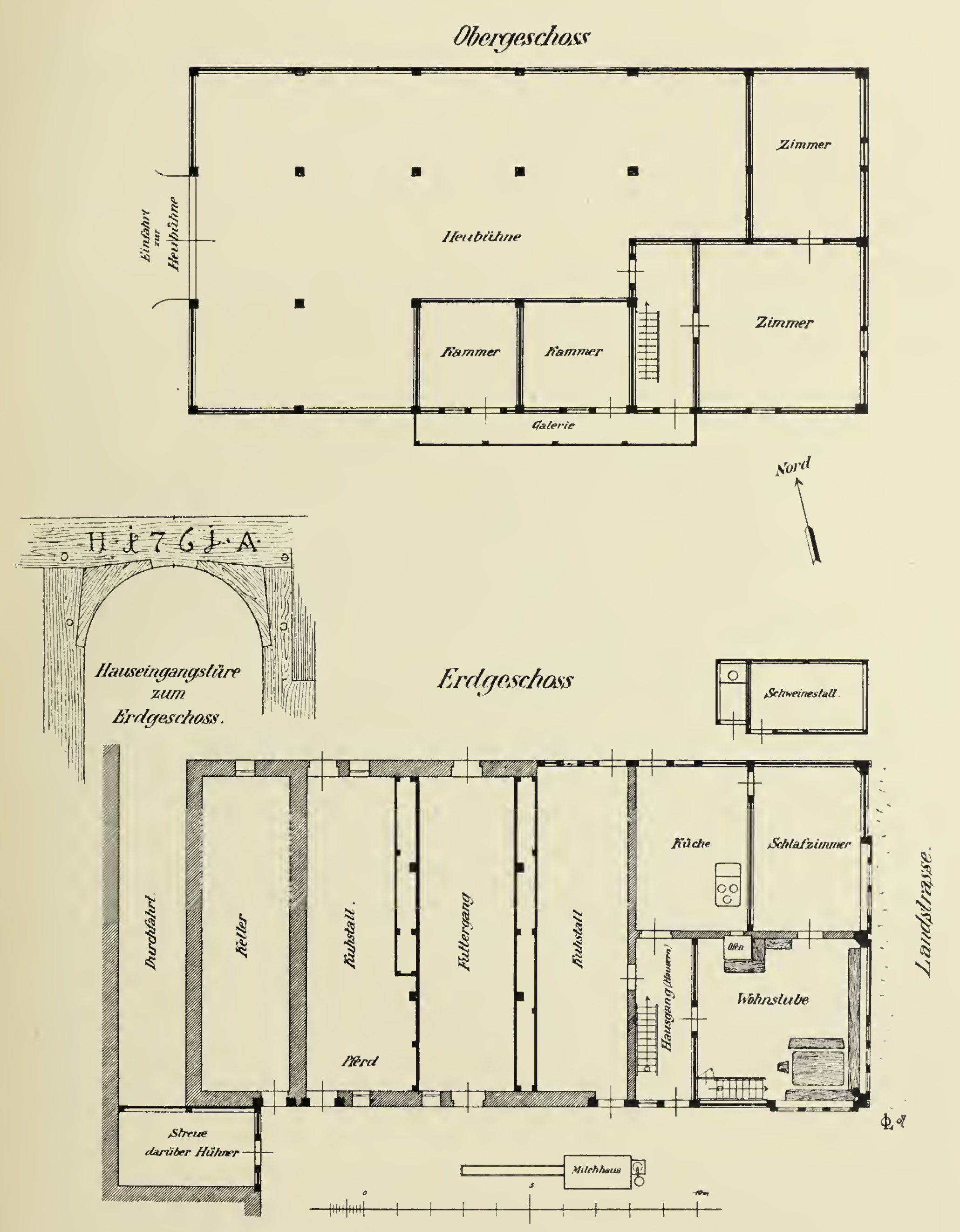


Fig. 319. Hof am Bergle in Gutach, Grundriß.

GOTT EIN FRÖHLICH AUF-
FERSTEHUNG DURCH
CHRISTUM VERLEIHEN
WOLLE AMEN ·
NACH GOTTES
WILLEN.

Das Wichtigste in Gutach aber sind seine Bauernhäuser und Bauernhöfe. In wenigen Orten sind so viele und so malerische Exemplare des Schwarzwaldhauses erhalten, daneben aber auch gute Beispiele größerer Riegelbauten, unter denen ich vor allem die Schmiede (s. Fig. 317) als ein prächtiges Beispiel hervorhebe. Des weiteren nenne ich das Haus Nr. 149 des Joh. Lehmann mit Hohlkehlen, Rundstäbchen und Voluten an der Sandsteintüre, altem schmiedeeisernem Schild »Zum Rößle«, oben schönes Riegelwerk, sowie die Häuser Nr. 149, 221, 234 und 238.

Demgegenüber ist besonders in den zerstreuten Höfen zahlreicher vertreten das eigentliche Schwarzwaldhaus, auf einem Untergeschoß von verputztem Bruchsteinmauer-



Fig. 320. Hof am Bergle in Gutach, Ansicht.

werk gemischter Holz- und Riegelbau, darüber der Heuschober und das mächtige, vorn meist abgewalmte Satteldach mit Strohbedeckung. Oft ist auch schon das Erdgeschoß aus Holz- bezw. Riegelwerk, wie es unser Beispiel von Haus Nr. 204 (s. Fig. 318) zeigt, auch der Hof am Bergle (s. unten) und andere mehr. Charakteristisch ist diesen Häusern, daß alle Wirtschaftsräume mit unter einem Dach vereinigt sind (s. Fig. 319). Vorne im Erdgeschoß unter dem Hausgang (dem Hausern) Schlaf- und Wohnstuben, dahinter der Kuhstall mit dem Futtergang, eventuell eine Streue, darüber die Hühner. Im Obergeschoß Zimmer und Kammern und dahinter die große Heubühne, in die von dem meist ansteigenden Berg, an den die Häuser angelehnt sind, eine direkte Einfahrt führt. Ein typisches Beispiel dafür gibt der Hof am Bergle (s. Fig. 320) des Aberlebauern, der i. J. 1761 erbaut worden ist. An ihm sehen wir auch die in Gruppen zusammen-

geschlossenen kleinen Fenster, aus der Konstruktion einfach zu erklären, vielleicht im Geschmack ein Überbleibsel der Gotik, sowie die Holzgalerie mit den vorgekragten Holzstützen, die so viel zum Reiz dieser Bauten beitragen. Ein sehr reiches Beispiel, insbesondere in der Vorderansicht, der Bachhof (s. Fig. 321) des Bürgermeisters Joh. Wöhrle, der i. J. 1769 erbaut worden. In seinem Grundriß (s. Fig. 322) ist er dem vorher geschilderten Hof am Bergle durchaus verwandt, wenn er auch auf etwas größere Bedürfnisse zugeschnitten ist.

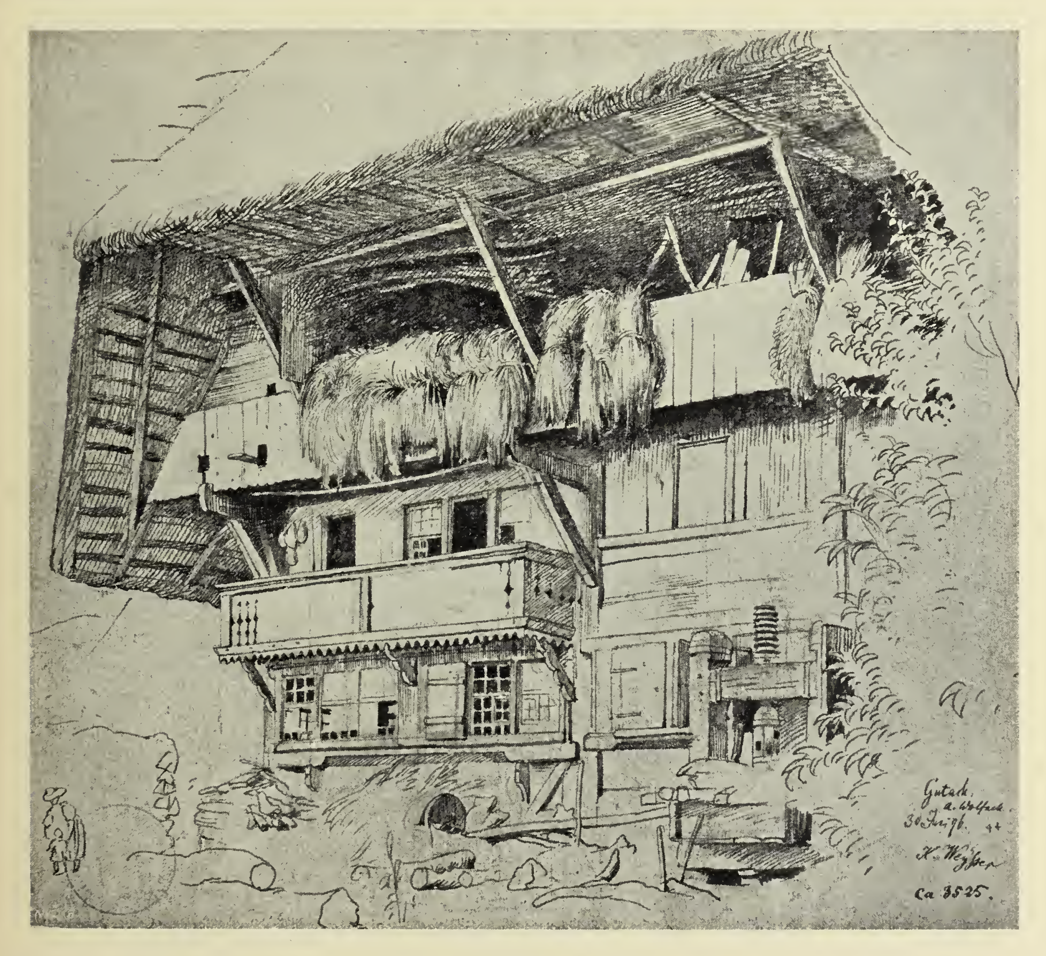


Fig. 321. Bachhof in Gutach.

Ich kann hier selbstverständlich auf die Entwickelung dieses Schwarzwaldhaustypus nicht näher eingehen, auch nicht auf die einzelnen feinen Unterschiede und die etwas gefährlichen Fragen über das Alter der verschiedenen Typen. Es ist das ja um so weniger nötig, als in dem großen Werk über das deutsche Bauernhaus[1]) sowie in einem

[1]) Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten. Herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, Text und Atlas, Dresden 1906, S. 261 ff. und Tafel I ff.

Spezialwerk über die Schwarzwaldhäuser [1]) B. Koßmann diese ganze Frage in gründlichster Weise besprochen und mit Abbildungen erläutert hat. Abgebildet sei hier nur

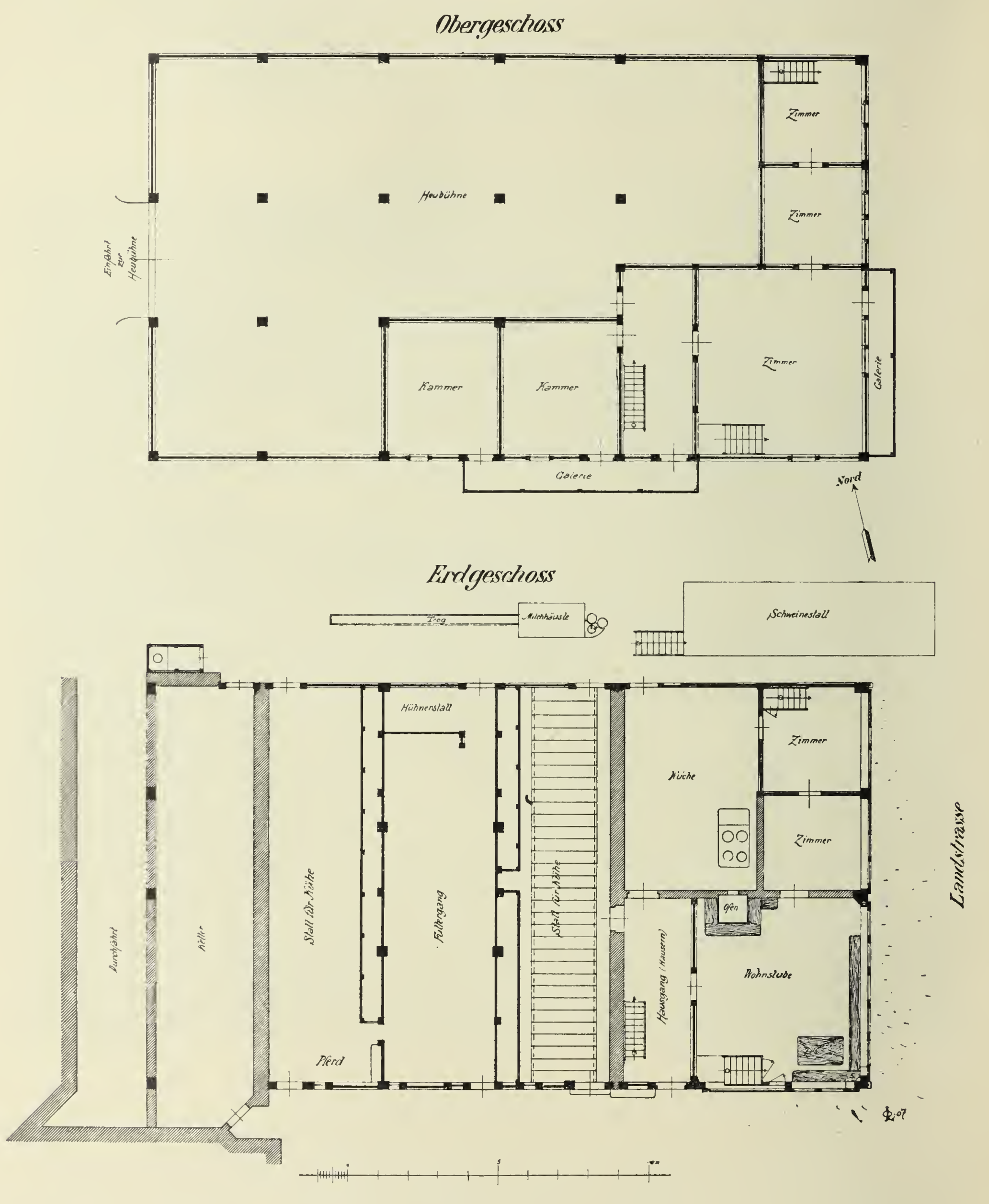


Fig. 322. Bachhof in Gutach, Grundriß.

noch das Haus am »Schlößle« (s. Fig. 323), Besitzer H. Suhm, erbaut 1818 von Chr. Hildebrand, dessen Grundriß (s. Fig. 324) von den bisher geschilderten durch andere

[1]) Die Bauernhäuser im badischen Schwarzwald, von B. Koßmann, Berlin 1894.



Fig. 323. Haus, sogen. »Schlößle«, in Gutach.

Gruppierung der Räume nicht unwesentlich abweicht. Erwähnt sei noch der Hof des Oberbauern, des »Schluchbur«, des Vogtsbauern, der Bürlehof am Bahnhof, die Nr. 162,

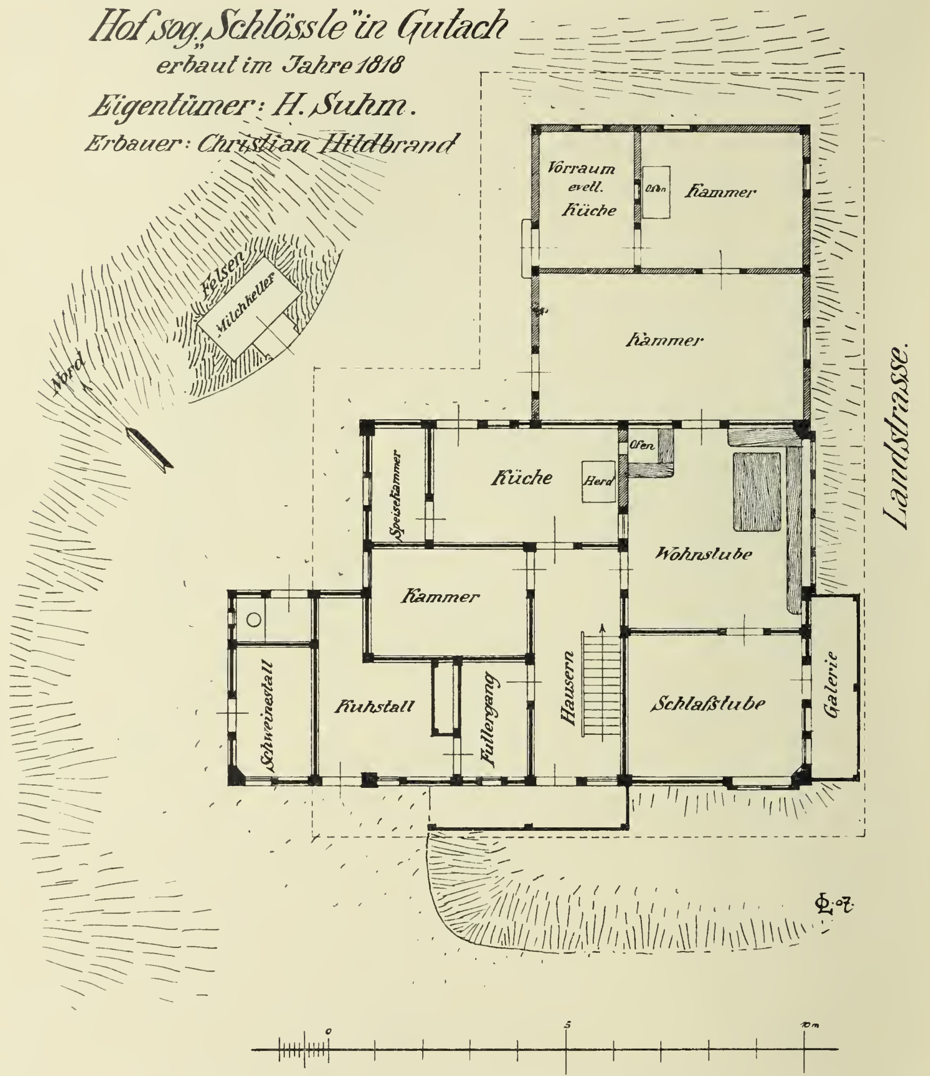


Fig. 324. Haus, sogen. »Schlößle«, in Gutach, Grundriß.

181 und auf die Abbildungen in dem großen Werk »Das Bauernhaus«, Tafel 1 und Abbildungen 28 und 32 im Text, sowie in dem Werk »Bauernhäuser im badischen Schwarzwald« hingewiesen.

HASLACH

Schreibweisen: Hasela ca. 1099; Haselahe 1250; Haslach 1326; burg und stat 1358; stat 1389; Häßlach 1437.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 6 (1894), S. 155/56; Z. NF. 13, S. 672.

Literatur: Hansjakob, Der steinerne Mann von Hasle, Erzählung.

Ortsgeschichte: Der am Ende des 11. Jhs. erstmals genannte Ort war im Besitz der Herzöge von Zähringen, die ihn offenbar vom Reiche und nicht von Bamberg hatten.[1]) Nach dem Tode Bertholds V. von Zähringen kam er an Graf Egon von Urach mit dem Barte als Erbe seiner Gemahlin Agnes, der Schwester Bertholds, bei der Teilung unter den Söhnen Egenos II. an Heinrich I., der sich erstmals von Fürstenberg nannte. Doch war der Besitz nicht unangefochten, und Heinrich sah sich unter Aufgabe seiner Ansprüche genötigt, Haslach 1250 vom Bistum Straßburg zu Lehen zu nehmen.[2]) König Rudolf I. versuchte die Stadt, wie Villingen, als heimgefallenes Reichsgut einzuziehen, überließ sie aber laut Urkunden von 1278 und 1283 den Fürstenbergern als Reichslehen. 1278 wird »Haselach oppidum nobilis viri Henrici comitis de Vurstenberg« genannt. Als er 1283 (1284?) starb, erhielt sein zweiter Sohn Egeno die Herrschaft Haslach, mit ihm beginnt die Haslacher Linie. Von seinen vier Söhnen starb der eine, Egeno IV., als Komtur des Johanniterordens 1363 zu Freiburg, Heinrich in jugendlichem Alter jedenfalls vor 1317. Die beiden anderen, Johann und Götz I., verloren gleich nach des Vaters Tode die Stadt Villingen an Österreich und sahen sich also auf einen kleinen Besitz beschränkt, in der Hauptsache ein Gebiet im Kinzigtale um Haslach und eines im Schwarzwalde fast rings um Villingen, aber ohne diese Stadt.[3]) Klugerweise teilten sie dasselbe nicht, sondern verwalteten es gemeinschaftlich. Durch ihre Schwester Anna mit Walter III. von Geroldseck-Tübingen verschwägert, scheinen sie vielleicht durch diese Verwandtschaft in eine Masse kleiner Fehden der Umgegend verwickelt gewesen zu sein, die aber alle ziemlich glücklich für sie endeten. Als Johann 1332, wie es scheint unvermählt, starb, war nun sein Bruder Götz im alleinigen Besitz der Lande. Er war mit Anna von Montfort verheiratet, deren Grabplatte, wie auch vermutlich die seinige wir unten kennen lernen werden. Das offenbar sehr kriegerische Wesen des Grafen kommt gerade in der Primitivität der Grabfigur zum Ausdruck. Er starb 1341 und hinterließ Haslach seinen Söhnen Heinrich und Hugo I., »grafe Heinrich und grafe Hug von Fúrstenberg herren zu Haselach«, wie es 1351 heißt. 1345 wird der beim Tode des Vaters noch minderjährige Johann ihr Mitregent, doch scheint er bald gestorben zu sein. Die Besitzungen des Hauses hatten sich unterdes wieder um das ehemals verloren gegangene Bräunlingen vermehrt, das wohl als österreichisches Pfand an die Haslacher kam, die auch von Württemberg einige Besitzungen pfandschaftlich übernommen hatten. Auch Heinrich, vermählt mit einer Werdenberg, starb ohne Erben, und so regierte der Sohn Hugos, Hans (Johann I.), allein über die Haslacher Besitzungen. Er gelobte am 4. Dezember 1374 der Stadt Haslach »ihre Freiheiten zu erhalten, welche im allgemeinen dieselben sein sollten, wie sie die Stadt Freiburg von alters her besessen«. Zwei Punkte aber treten besonders hervor: »die Stadt soll an ihn nur eine jährliche Steuer von 10 Mark Silber zahlen, also nur den vierten Teil dessen, was ein halbes Jahrhundert vorher die Stadt Villingen ihren Herren steuerte, und die Zwölf, die Mitglieder des Rates, sollen in ihren Häusern das Asylrecht besitzen«. Wann die Stadt ihre Freiheiten erhalten hatte, scheint nicht festzustehen. (1278 wird sie schon oppidum genannt, s. oben.)

[1]) Heyck a. a. O. S. 513.

[2]) Ebenda.

[3]) Riezler, Gesch. des fürstl. Hauses Fürstenberg.

Trotz der geringen Steuer muß sie immerhin schon eine gewisse Ausdehnung gehabt haben und wohl über ihren alten Mauerbezirk hinausgewachsen sein, denn eine Notiz von 1350 sagt: »in der stat zů Hasela an dem bach und in den garten in der Núwenstat«. Die Grafen residierten in einer Burg oder einem Schloß, das, wie es scheint, 1358 zum erstenmal genannt wird. Über die Verfassung der Stadt wissen wir nur, daß es der übliche Zwölferrat war, dem ein Schultheiß vorstand. Schon 1297 wird »Albrecht der schulthais von Hasela« genannt, 1350 ein Johannes scultetus, 1437 Hans von Berembach, schultheiß. Mit ihnen ist nicht zu verwechseln das Geschlecht der Schultheiß von Haslach, von dem wir 1332 einen, den »Johannes Sch. v. H. ein edelknecht« kennen lernen. Auch Münzrecht muß die Stadt besessen haben, und zwar seit dem 13. Jh., denn eine Notiz von 1312 spricht von »15 mark silber Haselaher geweges« (u. s. f.).

Mit dem kinderlosen Grafen Hans, der 1386 auf österreichischer Seite kämpfend bei Sempach fiel, starb die Linie aus, und die Besitzungen fielen an die Hauptlinie in der Baar zurück (die von dem ältesten Sohn Egenos II. ausgegangen war), und zwar an Heinrich IV., dem nach dem Wortlaute des Lehensbriefes die Erbfolge zustand. Trotzdem wurde dieselbe bestritten, und zwar von dem König Wenzel, von dem Straßburger Bischof, dem Markgrafen Bernhard von Baden und dem Grafen Friedrich dem Älteren von Hohenzollern, von diesem als Gemahl der einzigen Schwester des letzten Grafen, Adelheid. Heinrich IV. aber hatte unterdes bereits den tatsächlichen Besitz ergriffen und sich mit der Bürgerschaft von Haslach gut gestellt, indem er ihr am 11. November 1386 einen weitgehenden Freiheitsbrief verlieh,[1]) der alle Gnaden und Freiheiten bestätigte, die Freiburg besaß. König Wenzel hatte unterdes Haslach als heimgefallenes Reichslehen erklärt und zunächst seinem Hauptmann zur Schweidnitz, dem Edlen Benesch von Thußnik, auf dessen Bitten aber (dem der Ort zu entfernt lag) 1388 dem Bischof von Straßburg zugesprochen. In der Tat scheint auch der Bischof eine Zeitlang die Stadt besetzt zu haben, doch kam es zu einer gütlichen Beilegung, der Bischof belehnte seinerseits den Grafen Heinrich mit der streitigen Herrschaft Haslach, sein Amtmann wird angewiesen, den Grafen einzulassen und das Schloß ihm zu überantworten. Am 6. Juni 1392 gab dann der Bischof der Stadt einen mit dem gräflichen übereinstimmenden Freiheitsbrief. Auch die badischen Ansprüche verschwinden, aber erst 1405 werden die Zollernschen aufgegeben.

Damit war der ganze Länderbestand des Hauses Fürstenberg wieder in einer Hand vereinigt. Schon vor Heinrichs Tode (1408) aber wurde eine neue Teilung vorgenommen. 1398 übergab er seinen Söhnen die Regierung in Wolfach und Haslach, vermutlich schon die ganze Herrschaft im Kinzigtale, 1407 aber erhielt diese Konrad IV. allein. Mit ihm beginnt die Wolfacher Linie. Nach seinem Tode übernahmen seine zwei Brüder Heinrich V. und Egeno zusammen mit seiner Frau Adelheid von Bitsch und deren Stiefvater Ludwig von Lichtenberg die Vormundschaft über ihren jungen Neffen, Heinrich VI. Dieser, zur Regierung gelangt, wußte durch geschickte Erwerbungen, dann aber auch durch stattliche Erbschaften seinen Besitz zu vergrößern und denselben auch sehr glücklich zu verwalten. So ging er auch eifrig an die Wiederherstellung der Schlösser und Burgen: »zu derselben zytt und in den zweyen jarn

[1]) Fürstenb. Urk. II, Nr. 513 u. 514.

darnach ward von herrn Heinrichen graven zu Fůrstenberg, lantgrave in Bare, herr zu Husen im Kintzigental und zu Wartemberg etc. und synr gnaden fruwen und můter, fraw Adelheiten von Bitsch, ernuwert und gebuwen das huß zu Haselach, das huse zu Wolfach, das nuw kornhus zu Haselach vor der Burgk, das hus zu Brůnlingen 1447«. Es ist Michel Spiser, seit 1447 Schreiber im Dienste des Grafen, der uns diese und andere Aufzeichnungen über dessen Leben und Taten hinterlassen hat.[1]) Danach baute derselbe in Haslach noch i. J. 1463 »die usser můly zu Haselach vor der statt«; sie brannte 1470 ab, wurde aber sofort wieder aufgebaut. Mit dem Jahre 1477 hören die Aufzeichnungen, wohl weil Spiser Vogt auf Fürstenberg wurde, auf, aber vermutlich nicht die Bauten. Schon aus diesem Bericht indes geht hervor, wie gründlich Graf Heinrich VI., auch gesellschaftlich ein offenbar sehr begabter und beliebter Herr, das Bild seiner Städte verändert hat. Auch politisch hat er eine bedeutende Rolle gespielt, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist.[2]) Seinen wohlregierten Landen konnte er mit Ausnahme geringer Fehden den Frieden wahren. Mit Ausnahme eines sehr heftigen Handels mit Bräunlingen war das Verhältnis zu seinen Untertanen ein durchaus

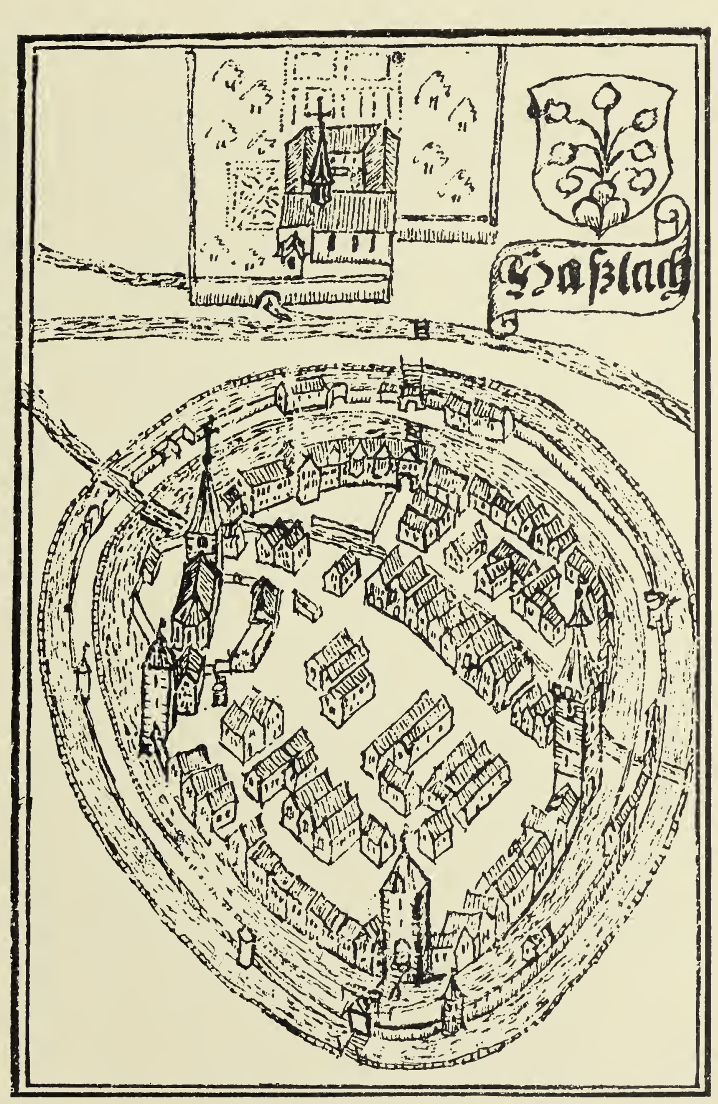


Fig. 325. Haslach, nach einer Federzeichnung auf einer Karte der Herrschaft Kinzigtal aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen (von 1655).

[1]) Riezler a. a. O. S. 365; Fürstenb. Urk. III, Nr. 371.

[2] Riezler a. a. O.

gutes, und dankbar stifteten daher wie die Wolfacher so auch die Haslacher Bürger 1485 in ihrer Pfarrkirche einen reich bedachten Jahrtag für den Grafen. Dieser hatte außer anderen Zuwendungen »auf die Einlösung eines Zolles, der von einem Wagen 6, von einem Karren 2 1/2, von einem Rosse 1 Pf. betrug und von seinen Vorfahren an die Stadt verpflichtet war, für sich und seine Nachkommen« verzichtet. »In dem Vermächtnisbrief an die Wolfacher hatte der Graf den Wunsch ausgesprochen, daß dieselben aus Dank für diese Zuwendungen keinen Würfel- und Spielplatz mehr in ihren Mauern dulden möchten, und nach seinem Wunsche ward dies nun sowohl in Haslach als Wolfach von der Bürgerschaft gelobt.«[1]) Am Schlusse seiner segensreichen Regierung wurde



Fig. 326. Plan der Stadt Haslach vom Jahre 1690 aus Schmalkalders Skizzenbuch.

Heinrich VI. von schweren Leiden heimgesucht, von denen ihn am 30. November 1490 der Tod erlöste. Er war unvermählt geblieben. In seinem Testament hatte er seinen Vettern Wolfgang und Heinrich seine Besitzungen vermacht, aber vorsorglich bestimmt, daß seine Schlösser in Wolfach, Hausach und Haslach von Bürgern bewacht werden und kein Erbe eingelassen werden sollte, bis er den Städten nicht alle Vermächtnisse und Gunstbriefe bestätigt habe.

Von neuem kamen die Lande an die Hauptlinie zurück, und wieder waren alle Besitzungen vereinigt, da die beiden Brüder, die Söhne des Grafen Konrad, zunächst gemeinsam regierten, bis dann nach dem Tode Heinrichs Wolfgang I. sie alle in seiner Hand hielt. Beide, insbesondere der letztere, standen in engsten Beziehungen zu König

[1]) Riezler a. a. O. S. 379.

Maximilian, dem Wolfgang verschiedentlich Kriegsdienste leistete; die Brüder wurden zu seinen Dienern und Räten ernannt. Als König Max dann dem Kurfürsten Philipp die Hälfte der Landvogtei Ortenau absprach und 1504 dieselbe in einem Kriegszug eroberte, da befand sich bei ihm auch Wolfgang von Fürstenberg, und ihm verpfändete der König nun den eroberten Anteil. Damit stand das ganze Kinzigtal unter seiner Herrschaft,



Fig. 327. Der Obertorturm in Haslach am Anfange des 19. Jahrhunderts.

und er wählte das prachtvoll gelegene Ortenberg zu seinem Lieblingswohnsitz. Er starb 1509 und hinterließ von seiner Gemahlin Elisabeth von Solms zwei Söhne, Wilhelm I. und Friedrich III. Ersterer, als der »wilde Graf von Fürstenberg« bekannt, führte bald in kaiserlichen, bald in französischen Diensten ein kriegerisch-stürmisches Leben, in dessen Ruhepausen er meist auf Schloß Ortenberg residierte. Er neigte sich immer mehr, offenbar aus gemischten, sowohl praktischen als idealen Beweggründen, der Reformation zu, die er im ganzen Kinzigtal, also auch in Haslach, einführte. Als er 1549 (ohne männliche Erben) starb, da war kaum ein katholischer Priester zu finden, der die Leiche

zu ihrer Beisetzung in der Pfarrkirche zu Haslach begleiten konnte. Diese seine Stellung hatte ihn in immer schärferen Gegensatz zum Kaiser gebracht, so daß ihm der Verlust seiner Lande drohte und er sich genötigt sah, die Regierung seinem Bruder Friedrich III. zu übergeben. Mit diesem begann die Rekatholisierung der Gegend, der er übrigens nach außen hin den Frieden sicherte. Die Landvogtei der Ortenau mußte er allerdings abgeben, und so war der Versuch, die fürstenbergische Herrschaft bis an den Rhein auszudehnen, mißlungen. Nach seinem Tode fand eine neue Teilung der Besitzungen statt, mit seinem Sohn Christoph I. begann die uns hier allein interessierende Kinzigtaler Linie. Schon nach dem Tode des nachfolgenden Albrecht I. teilte auch diese sich wieder in einen Möhringer und Blumberger Zweig, beginnend mit Christoph II.,

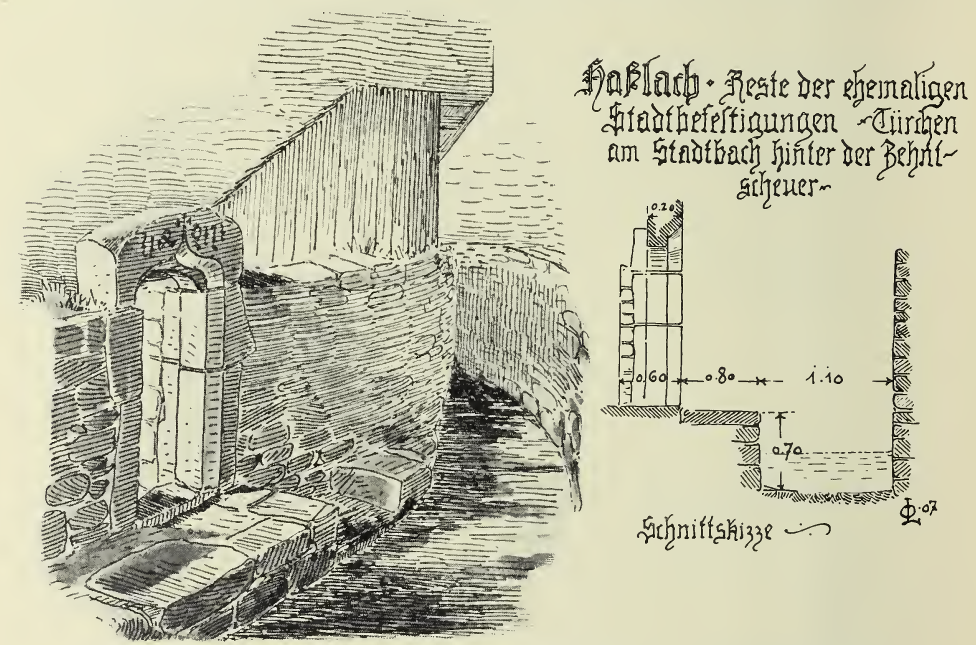


Fig. 328. Haslach. Reste der ehemaligen Stadtbefestigung. Türchen am Stadtbach hinter der Zehntscheuer.

welch letzterem Haslach zufiel. Die Möhringer starben zwar 1641 aus und das Gut kam an die Haslacher zurück, allein wiederum hatten sich hier in den zwei Brüdern Wratislaus und Friedrich Rudolf zwei Linien, die Meßkircher und die Stühlinger, geschieden. Friedrich Rudolf, der die Besitzungen im Kinzigtal erhalten, ist in der Geschichte Haslachs bemerkenswert durch die Erbauung des Kapuzinerklosters, wo er auch beigesetzt wurde. Bei dieser Linie blieb das Land und die Stadt, bis sie 1806 badisch wurden. — Wie die ganze Gegend, so hatte die Stadt im 17. Jh. schwere Stürme zu erleiden durch die Kriegsscharen des Dreißigjährigen und der Franzosenkriege. 1632 nahmen die Württemberger Haslach in Besitz, 1633 erschienen die Schweden, 1635 die Kaiserlichen, 1637 verwüsteten die Regimenter des Grafen Gallas die ganze Gegend. 1638 verließen die Einwohner in heller Flucht vor den Schweden das Städtchen. Das Schlimmste aber brachte, wie auch in Gengenbach, die Armee Bernhards von Weimar, welche die Stadt völlig ausplünderte. Und kaum war der Dreißigjährige Krieg vorbei,

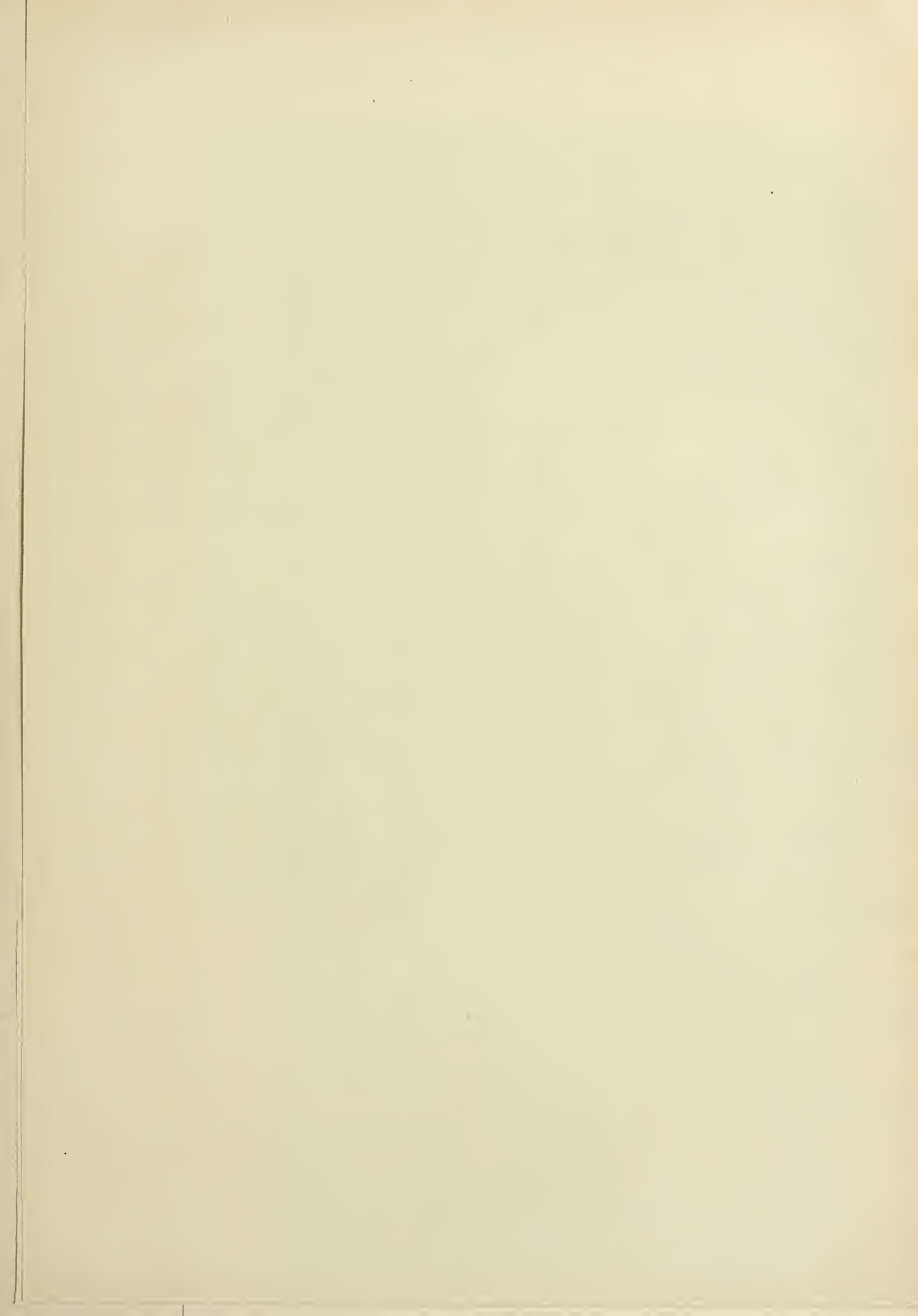
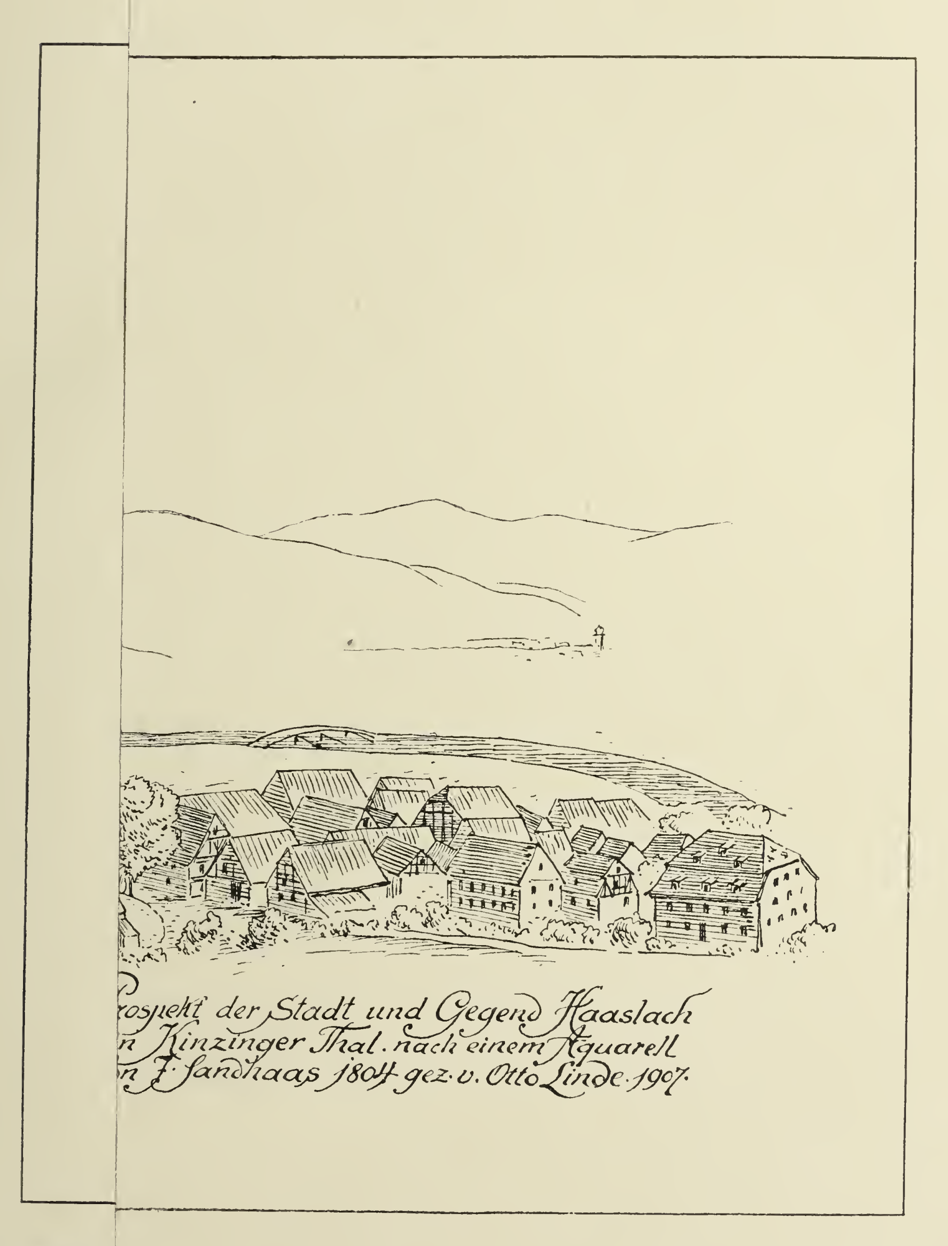




Fig. 329. Stadt Haslach nach dem Katasterplan von 1881 mit eingezeichneten Befestigungen.

Band VII. Zu Seite 593.



rospekt der Stadt und Gegend Haaslach
n Kinzinger Thal. nach einem Aquarell
n J. Sandhaas 1804 gez. v. Otto Linde. 1907.



Fig. 330. Ansicht der Stadt Haslach nach einem Aquarell von 1804.

so kam neue Not. 1576, nach der Eroberung von Philippsburg, fielen österreichische Husaren in das Kinzigtal ein, plünderten und raubten selbst die Kirche aus; zum Schluß aller dieser Leiden wurde Haslach am 31. August 1704 von den Franzosen völlig verbrannt.

Wie die Stadt mit ihren Befestigungen im 17. Jh. aussah, zeigt uns die oben in Fig. 325 wiedergegebene Zeichnung, die eine Erläuterung erfährt durch den Plan in Schmalkalders Skizzenbuch von 1690 (s. Fig. 326), sowie ein Ölgemälde auf Schloß Heiligenberg (1688). Wir sehen die Kirche, den Platz vor ihr und den Marktplatz, die innere Stadtmauer mit den vier Türmen, wovon zwei Tortürme waren, und zwar nach Westen das Untertor, nach Nordosten das Obertor. Ersteres scheint der Zeichnung nach ohne Turm, was aber wohl ein Irrtum sein dürfte. Die Stelle beider Tore ist noch heute deutlich und auf unserem Plan der Stadt eingezeichnet. Ein in Privatbesitz befindliches Ölgemälde (s. Fig. 327) aus dem Anfange des 19. Jhs. gibt uns ein Bild des oberen Tores.

Schmalkalders Skizze und die Zeichnung stimmen in der Angabe zweier weiterer Türme überein; die Stelle des einen, offenbar an Dimensionen alle anderen übertreffenden, läßt sich noch in der Eisenbahnstraße angeben, die des anderen ist nicht mehr nachzuweisen, eines der Häuser der Pfarrgasse muß auf seinem Standplatz stehen. Schon im 17. Jh. waren, wie aus der Zeichnung ersichtlich, die Häuser auf die Stadtmauer aufgebaut, wie das noch heute zum Teil der Fall ist. Ein Blick auf den Plan zeigt uns im Anschluß an den abgebrochenen Obertorturm und den Turm in der Eisenbahnstraße den Verlauf der alten inneren Mauer, die an dem heutigen »Inneren Graben« entlang lief. Hinter der Kirche bog sie in einem scharfen Eck zur Zehntscheuer um und führte von dieser aus wieder zum Untertor und weiter herum. Nahe bei der Zehntscheuer hat sich noch ein Mauerrest sowie ein Pförtchen mit Eselsrückenbogen und der Jahreszahl 1491 erhalten (s. Fig. 328). Vor dieser inneren Mauer lag, von dem die Stadt durchschneidenden Bach aus gespeist, der innere Graben, dessen Anlage aus der Abbildung Fig. 329 ersichtlich ist. Er war 1,10 — 2 m breit. An ihn schloß sich zunächst ein Zwinger an mit der zweiten, äußeren Mauer, die nach einem Aquarell aus dem Jahre 1804 damals noch recht gut erhalten war (s. Fig. 330). Auch heute ist sie teilweise noch vorhanden, mindestens aber in ihren Spuren sicher nachzuweisen, so daß sie auf unserem Plan eingezeichnet werden konnte. Sie war mit vier runden Türmchen bezw. Bastionen bewehrt, daneben mit fünf eckigen, die teilweise die Vorbauten der Tore waren. Wie sie aussahen, sagt uns das Aquarell von 1804. In den Stadtplan konnten nur die Rundtürme eingezeichnet werden, da nur ihre alte Stelle sich sicher festlegen ließ, der letzte ist erst 1803 abgebrochen worden. Am besten ist die Mauer an der Südwestseite erhalten, hier findet sich auch noch eine runde Geschützschießscharte mit Kammer (s. Fig. 331), hier ferner noch ein Rest eines nach innen offenen, halbrunden Turmes. Nach Süden führte aus dieser Mauer ein später angelegtes: Neues oder Sautor heraus, das zu Schmalkalders Zeit noch nicht bestand. Vor der äußeren Mauer lag der offenbar ziemlich breite äußere Graben, dessen Spuren heute in Gärten erkennbar sind. Das Material der Mauern ist Bruchstein, an dem Pförtchen und der Schießscharte gut zugehauene Sandsteine. Das erhaltene Datum läßt darauf schließen, daß die von uns geschilderte Befestigung, in gewissen Teilen natürlich älter, unter dem baueifrigen Heinrich VI. eine durchgreifende Erneuerung erfahren hat, die indes erst nach seinem Tode fertiggestellt wurde. Von dem Schloß, das wir uns nach der Art seiner Bezeichnung wohl als Tiefburg zu denken haben, ist merkwürdigerweise auch im Plan nicht einmal die Spur zu entdecken. *(Wth.)*

Kirchliches

Kirchliches. Mich. Hennig, Gesch. des Landkapitels Lahr, Lahr 1893. H. Hansjakob, Das Kapuzinerkloster zu Haslach im Kinzigtal, FDA. IV, S. 135—146. Visitationsprotokolle über Haslach, FDA. XIV, S. 274 ff.; NF. IV, S. 294. Alb. Ebbecke, Ein Bild aus der bad. evang. Diaspora: Entwickelung der evang. Pastoration des unteren Kinzigtales, Karlsruhe 1891.

Die Kirche zu Haslach wird verhältnismäßig spät, 1328, erwähnt,[1]) kurz hernach auch eine Kapelle (1363), 1240 schon ein Heinricus vicarius, 1373 ein Kilcherr Nicolaus Bǒkler. Unter der Kollegiatkirche S. Laurentius, die Krieger fürs J. 1470 anführt, muß wohl die elsässische Stiftskirche Haslach verstanden werden, die früher den Titulus S. Florentius (Verwechslung in Laurentius), später den S. Trinitatis hatte.[2]) Die Haslacher Pfarrkirche war kirchlicher Mittelpunkt für ein größeres Gebiet (Hofstetten, Mühlenbach, Weiler und Steinach) und ihr Patron der h. Arbogast. Der Pfarrsatz und der Zehnt standen dem Grafen von Fürstenberg zu. In besonderer Weise scheint sich Graf Heinrich von Fürstenberg die Pfarrgemeinde Haslach verpflichtet zu haben, so daß diese sich am 12. Februar 1485 urkundlich bereit erklärt, das Anniversar alljährlich am Dienstag nach Oculi hochfeierlich zu begehen bei aufgestellter verdeckter Bahre auf dem Grab des Grafen; am Vorabend solle Totenvesper unter dem Geläute der Glocken gesungen und unter Abbetung des Psalmes Miserere das Grab besucht werden, tags darauf durch zwölf Priester die Vigil und drei Ämter gesungen und andere Stillmessen gelesen werden.[3])

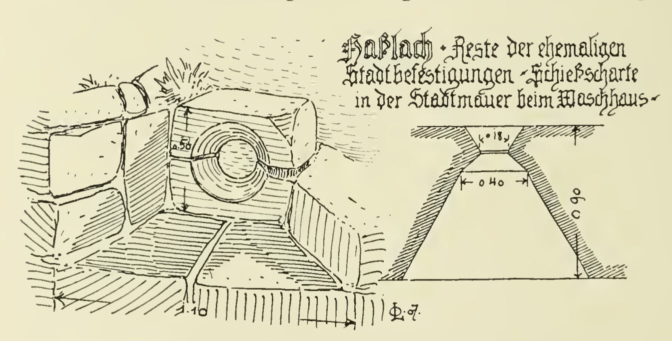


Fig. 331. Haslach. Schießscharte in der äußeren Stadtmauer.

Lag hier auch nicht die anderwärts, z. B. in Gengenbach, zur Reformation treibende Spannung zwischen Bürgerbevölkerung und Ordensklerus vor, so sorgte doch Graf Wilhelm von Fürstenberg mit Nachdruck hier wie überall im Kinzigtal für Einführung der evang. Lehre. Schon 1542 konnte in Haslach ein »gemain Capittel« der protestantischen Geistlichkeit der Landvogtei Ortenau und der Herrschaft im Kinzigtal abgehalten werden, wobei u. a. der Graf ersucht wurde, eine Visitation des Tales durch Hedio abhalten zu lassen.[4]) Als Prädikant endete 1548 in dem Kinzigstädtchen Magister Franz Beckh, »ein gelarter, frommer, stiller mann, erbar zichtigs wandels, der all sein tag gestudiert uff den furnempsten universiteten, auch selber schuel gehalten, ist nye khein geweichter priester gewesen, begert auch noch keiner zu werden«, und neben ihm als Helfer und Schulmeister Hans Jerg Lemp, der sich verheiratet, bevor er seinen

[1]) Fürstenb. Urk.-Buch II, S. 41.

[2]) Vgl. Grandidier, Nouvelles œuvres inéd. III, S. 87.

[3]) Fürstenb. Urk.-Buch IV, S. 38 ff. Eine ganz gleichlautende Stiftung war unter dem gleichen Datum auch in Wolfach gemacht worden. Ebenda S. 38.

[4]) Vierordt, Gesch. d. evang. Kirche in Baden I, S. 312. FDA. II, S. 24 ff. Hennig, Gesch. des Landkapitels Lahr, S. 135.

Dienst angetreten.[1]) Das Interim und mehr noch der bald hernach erfolgte Tod des Grafen Wilhelm stellten allmählich die alte Ordnung wieder her. Zwar fand sich noch 1549 nach dem Bericht des Amtmanns Jost in ganz Haslach kein kath. Geistlicher, der etwa der Überführung der Leiche des Grafen Wilhelm in die Gruft der Pfarrkirche hätte assistieren können,[2]) und auch die Prädikanten des Kinzigtales zeigten sich wenig gewillt, die im Interim vorgesehene Rekatholisierung der Gegend fördern zu helfen. Graf Friedrich aber, der Bruder und Erbe Wilhelms im Kinzigtal, unterzog sich dafür dieser Aufgabe, im allgemeinen ohne Härte und Schroffheiten.

Den kath. Kult noch mehr zu festigen und zu erhöhen, entschloß sich 1612 Graf Christoph II., neben der Pfarrkirche in Haslach eine Kapelle mit zwei Altären und eine Kaplanei zu stiften. Er wies auch schon die Mittel an, wandelte die Stiftung aber noch vor der Ausführung in ein Klösterlein für vier bis fünf Franziskaner oder Kapuziner um. Da er schon 1614 starb und sein Erbe Friedrich Rudolf noch unmündig war, verschob sich die Verwirklichung dieses frommen Wunsches bis 1630. Außer den schon 1612 auf Zinsen angelegten Mitteln wurde u. a. für die Klosterstiftung jetzt noch der zehnte Pfennig aus dem Nachlaß verschiedener als Hexen in Haslach damals justifizierter Personen verwendet. Am 12. November 1630 wurde in Gegenwart des Provinzials Pater Columban der Grundstein gelegt. Baumeister waren Georg Hofacker von Wolfach und Michael Steiner von Haslach, deren Kostenanschlag sich auf 7377 fl. belief. Schon 1632 konnten acht Kapuziner einziehen. Es war die Zeit, da die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges wie eine Hochflut jahrelang über die Gegend hinzogen.[3]) Eine Plünderung der Stadt um die andere folgte. Nur das Kloster blieb meist in all dem Wirrwarr verschont; da der Pfarrer Ramsteiner geflohen war und erst 1643 wieder zurückkehrte, so oblag den Kapuzinern auch ganz allein die Seelsorge. Die Stadtkirche, die das Visitationsprotokoll von 1616 als schmucklos, ohne Wandgemälde, außen getüncht, in gutem Zustand, mit fünf würdig gezierten Altären geschildert hatte,[4]) war jetzt ausgeplündert und entweiht; selbst die Türschlösser und Glockenseile waren der Raubgier nicht entgangen. 1661 nahm Weihbischof Gabriel Haug von Straßburg die eigentliche Konsekration der Kapuzinerkirche (in honorem S. Christophori) vor. Schon 1676 erlitt die Pfarrkirche eine neuerliche Plünderung und Schändung durch die Kaiserlichen, dagegen blieb sie 1704, 31. August, als das ganze Städtchen durch die Franzosen niedergebrannt wurde, verschont. Ein Erdbeben brachte der Kapuzinerkirche 1728 beträchtlichen Schaden bei.

Die Kapuziner hatten während des 17. Jhs. durch eifrige Missionierung, besonders unter dem Guardian Maximilian von Kißlegg, die Rekatholisierung fast der ganzen Herrschaft Geroldseck, nach deren Übergang an Österreich (1649), bewirkt. Länger und schwieriger gestaltete sich die gleiche Aufgabe im Oberprechttal, wo die Kapuzinermission bis 1743 dauerte.

Ende des 18. Jhs. war die Zahl der Klosterinsassen auf 17 gestiegen. Die Reduktion, die der damalige Guardian aus Gründen der Disziplin beantragt hatte, trat rasch genug von selbst ein infolge der Kriegszüge der neunziger Jahre, während deren

---

[1]) Vierordt a. a. O. I, S. 391. FDA. II, S. 38, 39.

[2]) FDA. II, S. 19.

[3]) Vgl. Konstanzer Nachr. 1893, Nr. 30, 31.

[4]) FDA. XIV, S. 274, 275.

die Patres entweder im Leprosenhaus oder in Bürgerhäusern wohnen mußten. 1795 beschränkte der fürstliche Obervogt die Zahl überhaupt auf vier; dem Guardian gelang es zwar noch, beim Fürsten Karl die Erlaubnis zu erwirken, mit acht Konventualen das Kloster beziehen zu dürfen. 1802 wurde das Kloster in fürstlichen Civilbesitz genommen und bald hernach infolge ärgerlicher Vorkommnisse und innerer Uneinigkeiten nach einer vom Geistlichen Rat Burg geführten Untersuchung nominell aufgehoben (1823), doch konnten der Guardian Marcellian, Pater Leopold, der, zuletzt in der Stadt wohnend, 1851 starb, und ein Laienbruder bis zum Aussterben die Klosterräume bewohnen. Letztere kamen 1844 an die Gemeinde Haslach.[1])

Grablegen befanden bezw. befinden sich noch in der Stadtkirche: außer der schon erwähnten des Grafen Wilhelm das Grab einer Gräfin von Fürstenberg, Gemahlin Gozos von Fürstenberg, geb. von Montfort, gest. 1341,[2]) das eines Fürstenbergers, vielleicht dieses Götz, seit 1802 in der Kirche, vorher an deren Außenseite,[3]) die Epitaphien des Grafen Johann von Fürstenberg (gest. 1332) und der Gräfin Anna, seiner Frau (gest. 1382 ?), ehedem im Chor, heute nicht mehr vorhanden.[4]) In der Gruft der Kapuzinerkirche wurden u. a. beigesetzt: der Gründer Friedrich Rudolf (gest. 1655), sein Sohn Graf Maximilian Franz (gest. 1681), Graf Prosper Ferdinand (gest. 1704).

Neben der Kapuzinerkirche hatte Graf Maximilian eine kleine Lorettokapelle 1657 bauen lassen infolge eines Gelübdes, das er während einer schweren Erkrankung in Rom gemacht hatte. Eingeweiht wurde sie 1661. Die Mühlenkapelle (zu Ehren Mariä Himmelfahrt) ist um 1622 erbaut worden; sie wird als ziemlich reich geschildert, die Einkünfte aber kämen niemand zugut, sondern würden durch den Vogt verwaltet.[5]) Eine dritte Kapelle stand auf dem Friedhof. Die Filialkapelle (S. Erhardi) in Hofstetten ist 1616 völlig restauriert und die »metilis« (wohl inutiles) Bilder entfernt worden.[6]) *(Sauer.)*

Kath. Pfarrkirche
Turm

Die *kath. Pfarrkirche* (ad S. Arbogastum) ist mit ihrem *Turm* heute noch, wie schon 1690, an das eine Zehnthaus angebaut. Von viereckigem Grundriß, aus Bruchsteinmauerwerk erbaut, an den Ecken mit behauenen Sandsteinquadern, steigt der Turm über dem Erdgeschoß noch in drei weiteren Geschossen auf, deren zwei untere einfache Lichtluken zeigen, das oberste dagegen einpfostige Spitzbogenfenster mit flamboyantem Maßwerk, die nach Osten und Westen teilweise durch die anstoßenden Dächer verdeckt sind. Darüber ein Pyramidendach. Die Stockwerke des Turmes sind durch die übliche gotische Wasserschräge voneinander geschieden. Das Erdgeschoß öffnet sich nach Norden und Süden in spitzen Bögen, deren Laibung in zwei Hohlkehlen profiliert ist, nach Osten, nach der Kirche zu, ist der Bogen jetzt zugemauert und enthält die Eingangstüre, die Seite nach Westen war wohl stets durch einen Anbau abgeschlossen. Das Erdgeschoß ist von einem Netzgewölbe überdeckt, dessen Rippen das übliche, nur einmal hohlgekehlte Profil der Spätzeit zeigen.

---

[1]) Vgl. Hansjakob in FDA. IV, S. 135 ff.; FDA. XVIII, S. 195.

[2]) Aus der Freib. Predigerkirche 1802 in die Haslacher Kirche überführt (vgl. Allg. Intelligenz- und Wochenbl. für das Land Breisgau 1802, Nr. 74, 75). Fürstenb. Urk.-Buch II, S. 145.

[3]) Fürstenb. Urk.-Buch II, S. 149.

[4]) Fürstenb. Urk.-Buch II, S. 117, 326.

[5]) Visitationsbericht von 1692, FDA. NF. IV, S. 295.

[6]) FDA. XIV, S. 275.

Am Äußern des Turmes über der nördlichen Bogenöffnung befindet sich eine Tafel, von sich kreuzendem Stabwerk umrahmt, mit der Inschrift:

Anno ⁊
dni ⁊ M ⁊
cccc ⁊ lxxxi

Am Rahmen noch einmal die Jahreszahl · I · ⅄ · 8 · I ·, wonach also auch dieser Bau unter der segensreichen Regierung Heinrichs VI. entstanden ist.

In der Westseite des Erdgeschosses eingemauert ein Relief (Sandstein), darstellend den Sündenfall (s. Fig. 332). Links zwischen zwei romanisch stilisierten Bäumen die sehr ungefügen Gestalten Adams und Evas, rechts Gott-Vater mit dem Kreuznimbus und eine mir nicht deutbare kleine Gestalt, beide offenbar in Wolken, was wohl die Zacken



Fig. 332. Relief im Turmerdgeschoß der kath. Pfarrkirche in Haslach.

bedeuten sollen. Das Relief ist im Rundbogen geschlossen durch ein stark hervortretendes Flechtband, es ist an der linken Seite beim Einfügen in diese Wand abgestückt worden (hoch 95 cm, breit 1,70 m). Wir haben es zweifellos mit dem Tympanonrelief einer romanischen Kirche etwa aus dem 12. Jh. zu tun und dürfen vielleicht annehmen, daß diese im 15. Jh. der größeren Einwohnerzahl nicht mehr genügte, weshalb Heinrich VI. den Neubau begann, von dem heute auch nur noch der Turm steht. Denn das heutige *Langhaus* ist ein späterer Erneuerungsbau des 18. Jhs. nach den Franzosenkriegen, in denen die Kirche offenbar sehr gelitten hatte. Der alte gotische Bau war nicht so hoch, wie daraus ersichtlich, daß, von dem heutigen Dach bedeckt, das Gesims des dritten Turmstockwerkes auch hier noch herumführt. Das heutige Langhaus ist ein schlichter, einschiffiger Bau ohne Querschiff, mit einem Chor, der in drei Seiten des Achtecks schließt und sich nach dem Langhaus in flachem Bogen öffnet. In beiden flache Stuckdecke mit wenigen, aber gefälligen Stuckornamenten. Ebensolche auch

Langhaus

an den Wänden der Kirche, feine Frucht- und Blattgehänge an den Lisenen, die das Langhaus gliedern, auch eine Anzahl Symbole, sowie feine Girlanden über den Rundbogenfenstern. An der Orgelbrüstung Musikornamente in Palmenkränzen, alles Arbeiten vom



Fig. 333.
Grabplatte der Anna von Fürstenberg, gestorben 1341, in der kath. Pfarrkirche zu Haslach.



Haslach, Grabstein des Götz von Fürstenberg.



Anfange des 18. Jhs. Das Äußere ist durchaus schmucklos, nur durch die Fenster gegliedert.[1])

Von der *Innenausstattung* erwähne ich die zwei Seitenaltäre im üblichen Pilaster-aufbau des 18. Jhs.; die Orgel mit reicherer Rocailleschnitzerei, Figur des musizierenden Davids und zweier Engel, wie auch die Orgelbühne, beide jedenfalls schon aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Ebenso die wie immer wirkungsvolle Kanzel. Einige Ölgemälde, Durchschnittsarbeit der gleichen Zeit; desgleichen ein holzgeschnitztes Kruzifix.

Innenausstattung

Auf dem neuen Hochaltar aufgestellt zwei flotte Barockbüsten des Petrus und Paulus, Holz. (1876.)

An der Nordwand der Kirche jetzt aufgestellt (früher am Äußern) der sogen. »steinerne Mann von Hasle«, die *Grabplatte* eines Grafen von Fürstenberg. Der Kopf ruht auf dem großen Topfhelm, an dessen Büffelhörnern Tragbänder angebracht sind, die Füße ruhen auf einem Löwen (Tafel XXI). Der Graf trägt den Kettenpanzer mit der Beckenhaube und anschließender Kettenkapuze, den Waffenrock, auf seiner linken Hüfte der Schild mit dem Wappen, neben seiner rechten Seite liegt das Schwert mit dem Wehrgehäng. An seinen Füßen die angeschnallten Sporen. Er schaut klotzig und kriegerisch drein, was der derben Hand des Bildhauers zuzuschreiben ist, aber nicht schlecht zu dem 1341 verstorbenen Grafen Götz paßt. Ihn dürfen wir in dem Dargestellten sehen.

Grabplatten

Zwar hat Essenwein im »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit« 1880, S. 241, geltend gemacht, das Denkmal zeige so altertümliche Formen der Rüstung, daß es wohl noch dem Schlusse des 13. Jhs. angehören könnte. Demgegenüber hat Riezler[2]) darauf hingewiesen, daß genealogische Gründe die Identifizierung mit keinem anderen Fürstenberg gestatten. Auch scheint mir diese Tracht noch in der ganzen ersten Hälfte des 14. Jhs. herrschend zu sein.[3]) Erst um 1340 und 1350 vollzieht sich hier der große Umschwung. (Sandstein 2,48 m hoch, 1,33 m breit.)

Diesem Grabmal gegenüber das der Gemahlin des Götz, der Anna von Fürstenberg geb. von Montfort, die wenige Monate vor ihrem Gemahl gestorben ist (s. Fig. 333). Sie wurde in der Dominikanerkirche zu Freiburg beigesetzt; erst 1802 ist der Grabstein hierher übertragen worden. Er ist jetzt 2,60 m hoch und 1,05 m breit, zeigt das Fürstenbergsche und das Montfortsche Wappen in flachem Relief, darüber den Topfhelm mit den Büffelhörnern. Durch die Einmauerung des unteren Randes in den Fußboden ist die Umschrift hier teilweise zerstört. Sie lautet:

// ANNO ◦ DNI ◦ D ◦ CCC / XLI ◦ IN ◦ DIE ◦ hYLARII ◦ O ◦ DNA ◦ ANA ◦ VXOR ◦ D .. / .... COMI / TIS ◦ D ◦ FVRSTBrG ◦ NATA ◦ DE ◦ MVNTFORT ◦ //

[1]) Im Jahre 1907 hat ein Erweiterungsbau der Kirche stattgefunden, das Langhaus der alten und der Turm blieb erhalten, der Chor wurde abgebrochen, um für eine Verdoppelung des Langhausraumes Platz zu schaffen. Neben dem neuen Chor wurde ein zweiter Turm errichtet in spätem Barockstil mit Zwiebeldach. — Die Seitenaltäre und die Kanzel konnten in dem neuen Bau nicht mehr verwendet werden. — Die Stuckdekoration des alten Langhauses wurde im neuen fortgeführt.

[2]) Riezler a. a. O. S. 257. Ebenda auch eine Abbildung des Grabmals sowie der weiter unten erwähnten Grabplatte der Anna von Fürstenberg.

[3]) Siehe die Beispiele bei Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis zum 18. Jh., Bd. III[2]. — Über den Grabstein s. auch Näher, Die Ortenau, S. 46.

Glocken

Von den *Glocken* trägt die größere die Inschrift:

in dem jor da man zalt mcccclxxxxiii ward . . . . im namen gotes o rex glorie criste veni cum pace.

Nach einer schriftlichen Mitteilung Mones ist sie ein Werk des Georg von Gundheim (?).

Die kleinere trägt die Aufschrift:

anno domini mcccclxxxx jor ward ich gegossen o rex glorie cre veni cum pace.

Eine dritte Glocke stammt von 1595 mit dem Namen Susanna, einem aufgelöteten Relief des Gekreuzigten mit Maria und Johannes sowie mir nicht lesbarer Inschrift.

Kirchengeräte

An *Kirchengeräten* ist zu erwähnen: Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit Rocailleornamenten, Zeichen: I A R; desgleichen, von gleicher Arbeit in sehr flüssigem Rocaillestil, Augsburger Zeichen, darunter K und G I B; desgleichen, silbervergoldet, mit eingravierten Ornamenten am Fuß und aufgelegtem silbernen Rankenwerk an der Cuppa; Speisekelch, silbervergoldet, getrieben, mit Rocailleornamenten; Meßkännchen mit der Platte, silbervergoldet, sehr hübsch getrieben, die Kännchen mit Rankenornament, die Platte mit Früchten, an allen dreien steht eingraviert: Jac. Lipp; kein Goldschmiedezeichen, etwa um 1700; große Sonnenmonstranz, silbervergoldet, getrieben, mit den Relieffiguren der Heiligen Arbogast und Michael in dem Rankenornament, mittelgute Arbeit, ohne Zeichen; Wettersegen, in gleichem Material und gleicher Technik mit Rocailleornament; der sechspaßförmige Fuß mit Maßwerkornament und eingravierter Figur des h. Christophorus scheint älter zu sein und noch aus dem 16. Jh. zu stammen; ein Weihrauchfaß, silbergetrieben, mit Rocailleornament, und ein Schiffchen des gleichen Stils; ein Meßbuch mit gravierten Beschlägen und unter der Jahreszahl 1700 eingraviertem Wappen des Pfarrers Lipp, auf der Rückseite in rundem Schild Sämann.

Kapuzinerkloster

Das *Kapuzinerkloster*, zu dem (s. oben) 1630 der Grundstein gelegt wurde, ist ein Komplex von sehr schlichten Gebäuden, wie es bei den damaligen geringen Mitteln während des Dreißigjährigen Krieges nicht anders sein konnte: die einschiffige, von Norden nach Süden gerichtete Kirche mit geradem Chorabschluß, daran anstoßend die Sakristei, an die östliche Chorwand angebaut die Totenkammer. Gegen Westen die Klostergebäude, östlich von der Kirche liegt die fürstenbergische Grabkapelle, der Madonna von Lorretto geweiht.

Die Kirche (ad S. Christophorum), jetzt Simultankirche, einschiffig, mit quadratischem Chor und schlichter flacher Decke. Das Äußere wird nur durch die Rundbogenfenster gegliedert, über dem Chorbogen ein kleiner Dachreiter. Ein rundbogiges Portal führt an der Nordfassade hinein, darüber in reicher Rollwerkumrahmung mit gebrochenem Volutengiebel, über dem ein Obelisk, eine Sandsteinplatte mit dem Wappen des Gründers und der langen Inschrift, die anfängt:

FRIDERIC · RUDOLPH · COMES DE
FÜRSTENB: HEILGENB: ET WER
DENBERG · LANDGRAV · IN BAHRE
DNS IN HAVSEN
etc.
MDCXXXI

An dem Portal die Jahreszahl 1733.

Innenausstattung

Von der *Innenausstattung* bemerkenswert die *Altäre:* der Hochaltar, großer Barocksäulenaufbau, teilweise eingelegt, mit reicher Rocailleschnitzerei aus der Mitte des 18. Jhs. und einem Gemälde der Krönung Mariä aus der Mitte des 17. Jhs., von einem italienisierenden Meister, der von der Barroccioschule beeinflußt ist. In der Mitte der anwesenden Heiligen kniet ein Mann in spanischer Tracht, wohl der Stifter der Kirche. Im Aufsatz eine Verkündigung des gleichen Stils. Die beiden Seitenaltäre im gleichen Barockaufbau mit Rocailleschnitzerei. Der östliche umschließt ein Gemälde, den Tod des h. Joseph darstellend, Durchschnittsarbeit des 18. Jhs., der westliche ein solches mit dem Tode des h. Fidelis von Sigmaringen von einem Nachahmer der spanisch-napolitanischen Malerschule. In den Aufsätzen beider Altäre unbedeutende Brustbilder von Heiligen. Auf dem östlichen noch eine Holzstatue der Pietà, 18. Jh. — Die Kirche ist mit einer schlichten Stabdecke gedeckt.

An der Westwand der Kirche große Inschrifttafel von schwarzbemaltem Holz, flankiert von großen, gewundenen Säulen, die gebrochenen Giebel tragen, umgeben von reichem Volutenwerk und versehen mit dem fürstenbergischen Wappen. Auf der Haupttafel steht:

D · O · M ·
FRIDERICO RUDOLPHO COMITI A FÜRSTEMBERG
LANDGRAVIO IN BAARE ET STUELINGEN
DOMINO IN HOCHENHEWEN, ET HAUSEN VALLIS
KINTZIGIANAE · etc.
S^{RI} · CAES: M^{TIS} A CONSILIO IMPERIALI AULICO
ET AULICO BELLICO etc.
HUIUS MONASTERII ET TEMPLI
FUNDATORI
QUI
CUM IN MUNDI HUIUS THEATRO PAREM SE MAG=
NIS NEGOTIIS EXCELSO ANIMO DIU PROBASSET
TANDEMQUE IN RERUM HUMANARUM TRACTATIONE
MULTUM MISERIARUM COMPERISSET MILITIÆ ET AU=
LAE EMERITUS HANC CRYPTAM SIBI ET POSTERIS
NEC ENIM IPSIS MELIOR PARANTUR
EXSTRUI MANDAVIT
TU BONE LECTOR
BENE ET E MORTE VITAM PRECARE
OBIIT DATSCHITII IN MORAVIA
26 · 8BRIS
ANNO · I · 6 · 5 · 5 ·
VIXIT ANNOS · 53 · M · 6 · D · 3 ·

Unten am Postament eine weitere schwarze Tafel mit der, wie die obere, vergoldeten Inschrift:

MAXIMILIANVS FRANCISCVS *Comes de Fürstēberg Land*
gravius in Bahre et Stüellingē Dominus in Hohēheuē & Hausē Vallis Kynzing ·
S · C · M · *Camerar* · *et Equitū Dux Frid: Rud: Filius*
*ob*II*t* VI*ges*IM*o q*V*arto o*C*tobr*I*s* VIV*at* D*eo, s*I*t perēn*I*s* I*ps*I *g*L*or*I*a*
VIXI*t et s*V*pernè pos*I*tos, q*V*os* V*t*I*q*V*e praeter*I*re nō pot*VI*t*
*stat*V*tos*
*s*V*os s*V*i stant Poster*I*s*
SIC SIMILIS *patri natus, eritq*ȝ *nepos.*

Also 1742 von dem Sohne des Maximilian Franz errichtet. — Unter der Kirche die Gruft dieser Fürstenberge.

Kanzel — Eine *Kanzel* mit Rocailleverzierung und gleicher Ausgestaltung wie die Altäre.

Kruzifix — Am Triumphbogen ein holzgeschnitztes *Kruzifix* in halber Lebensgröße, mittlere Arbeit des 18. Jhs., in der Kirche noch ein etwas geringeres aus dem 17. Jh.

Ölgemälde — An den Wänden in ovalem Rahmen *Ölgemälde*, den h. Arbogast darstellend, weiterhin noch eine Kreuzigung, Durchschnittsarbeiten des 18. Jhs.

Holzgitter — Vorn ist die Kirche durch ein *Holzgitter* mit geschnitztem Rocailleornament abgeschlossen, das den Laien den Einblick in die Kirche gestattete.

Winterchor — An die südliche Abschlußwand des Chores stößt die Sakristei bezw. der *Winterchor* an, mit Kreuzgratgewölbe überdeckt.

Kapelle — Die nordöstlich von der Kirche stehende fürstenbergische *Kapelle* ist ein schlichter, fensterarmer Bau mit hölzernem Dachreiterchen. An ihrer Osttüre die Jahreszahl 1720.

Bildstöcke — Vor ihr stehen zwei *Bildstöcke:* einer mit dem fürstenbergischen Wappen und der Jahreszahl 1749, der andere mit säulenartig gebauchtem Sockel, datiert 1700.

Klosterfriedhof — Zwischen ihm und der Kirche liegt der *Klosterfriedhof*, auf dessen schlichten, teilweise in die Erde versunkenen Steinen die Inschriften nicht mehr lesbar sind.

An die Westseite der Kirche schließt das Konventsgebäude an, ein einfacher Bau aus Bruchsteinen und Riegelwerk, der einen einfachen Kreuzgang mit vierkantigen Holzstützen des Oberbaues umschließt. Wiederhergestellt, gäbe der Kreuzgang ein sehr malerisches Bild ab. An seiner Südostecke die Küche mit mächtigem Rauchfang.

Friedhof, Friedhofskapelle — Nördlich vor der Stadt liegt der *Friedhof* mit der *Friedhofskapelle*, eine kleine, einschiffige, gotische Kapelle mit geradlinig abgeschlossenem Chor, der, von gleicher Breite wie das Langhaus, sich nach diesem in gedrücktem Spitzbogen öffnet. Auf beiden Seiten je ein kleines, gekuppeltes Spitzbogenfenster. Der Bau aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteingewänden ist wohl spätmittelalterlich, aber nicht genauer zu datieren.

Innenausstattung — *Innenausstattung:* Kleiner Hochaltar mit Rocailleornamenten und einem Ölgemälde der Krönung Mariä von einem Provinzmaler des 17. Jhs; Seitenaltar mit gewundenen Säulen und rohem Gemälde mehrerer Heiligen.

Grabplatte — Vor dem Chorbogen liegt eine schmale *Grabplatte*, schräg rechtsgeteilt, mit zwei Hirschhörnern in den Feldern, laut Inschrift, soweit lesbar, des Christophorus von Hornstein, gestorben 1758. An der Empore auf Holz gemaltes Wappen des Kanonikus Lipp aus Straßburg, des Stifters oder Renovators der Kapelle. — Derbes Holzkruzifix des 18. Jhs.

Äußeres — Eine Rundbogentür mit Hohlkehle, Rundstab und Volutenablauf führt an der Fassade in die Kapelle; an der Südseite eine ähnliche mit der Jahreszahl 1603; was also offenbar das Datum der Erneuerung der Kapelle vor der Zerstörung in den Franzosenkriegen gibt.

Epitaphien

An der Außenwand eine Anzahl von *Epitaphien* eingemauert:

1. Korinthische Pilaster, die Gebälk und Volutengiebel tragen, an dem trauernde Putten, umrahmen die mit Beschlägornament verzierte Nische, in der in Hochrelief gearbeitet rechts (heraldisch) von dem Gekreuzigten der Vater mit zwei Söhnen, links die Mutter mit zwei Töchtern kniet; über ihren Köpfen die Inschriften, und zwar

rechts:

SIMON FINCH HANS BENEDICK FINCK CHRISTOFFEL FINCH

links:

MARTHA LIPPIN MARGRET DORADEA GEBLERIN MARGRETHA ANNA MADLENA.

Unter der Nische eine Rollwerkkartusche mit der Inschrift:

AUF SONDTAG DEN Z6 JUNY I6ZZ: STARB
DIE EHREN ÜND TUGENDREICH FRAÜW=
MARTHA LIPPIN HERR SIMON FINCK OBERR
AMBTMANNS ZÜE HASLACH EHELICHE
HAÜS FRAÜW DEREN GOTT GENAT

Eine etwas derbe Renaissancearbeit. (Gelber Sandstein.) Die Begrabenen sind die Stifter des Finckschen Bezirks-Almosenfonds.

2. In Rocaillekartusche, mit fünfzackiger Krone gekrönt, das Allianzwappen der Begrabenen, darunter die Inschrift (in Kapitale), nach welcher hier liegt begraben die frey reichs hochwohlgeborne Frau Maria Theresia von Pleyer gebohrne von Reithling des gottseeligen Frey Reichshochwohlgebohrnen herren Carl Antoni Pleyer von und zue Ramsteinweiler hochfürstl. Fürstenbergischen Forstmeistern geweste Ehefraw ihres Alters 71 starb gottseelige den 8ten decembris 1764. spriche ruehe in den frinden · amen. (Roter Sandstein.) Einfache Arbeit.

3. Der Grabstein des Franz Schaller, Priester, von 1789, Sandstein, mit Kelch, Oblate und Stola; langatmige Inschrift.

4. Wappen: schräg geteilt, im Schrägbalken drei Lilien, unten rechts in Gold ein Dreiberg, oben in Gold ein Vogel, darunter die Inschrift in Kapitale: hic sita sunt ossa praen. d. Joseph: Ant: Romani Gebelede Waldstein Cons. Aul. S. P. de Fürstenberg obiit pridie nonarum octob. aeta. 77 · R. I. P. (Sandstein, ohne Jahreszahl, Mitte 18. Jhs.)

Kapelle

Am Eingang von Hausach her schlichte kleine *Kapelle* von 1722. Über der Tür derbes Gemälde des h. Nepomuk, im Innern kleiner Barockaltar mit gewundenen Säulen, ganz erfreuliches Werk der Gattung. In der Nische Holzstatuette der Madonna, 18 Jh., am Antependium gemalt die Immaculata im Rosenkranz.

Bildstock

Rathaus

Gegen die Stadt zu *Bildstock* des 17. Jhs. Von Profangebäuden ist zunächst zu erwähnen das *Rathaus,* das in zwei Dritteln seines Erdgeschosses eine offene Halle enthält, die sich in Rundbögen auf Pfeilern nach Hauptstraße und Marktplatz öffnet. Am Äußern dieser Halle eine Sandsteinplatte eingemauert: Pilaster flankieren das fürstenbergische Wappen, unter dem die Inschrift:

ALBRECHT : GRAVE : ZU : FÜRSTENBERG : HEI
LGEBERG UND : WERDENBERG : LANDGRAVE :
IN BARE : ŪD HERR ZU : HUSEN : IM : KINIZ
GERTHAL.

An dem abschließenden Gebälk: I · 5 · 7 · 2 ·

Ein geriefelter breiter Wulst trennt das in Haustein aufgeführte Erdgeschoß von dem in Riegelbau errichteten Obergeschoß. Vermutlich ist der Bau des Grafen Albrecht in den Franzosenkriegen zerstört und nachher wieder aufgebaut worden. (Renoviert 1902.)

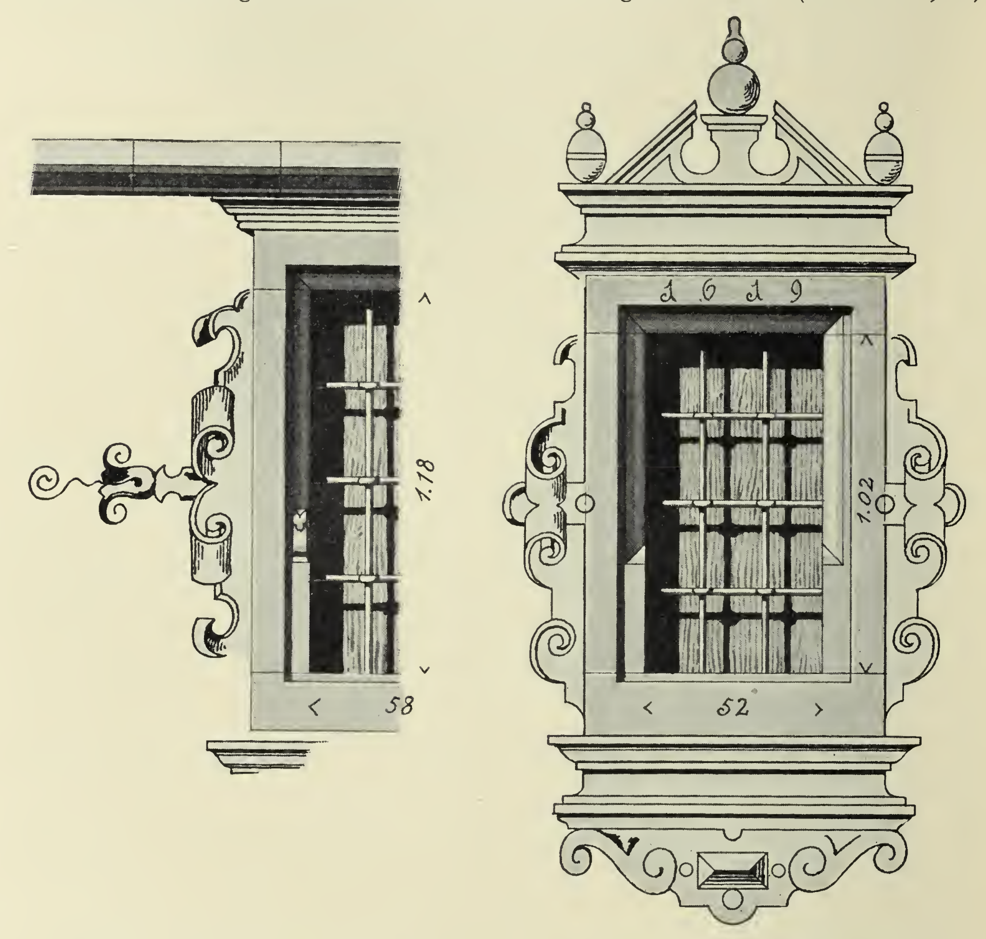


Fig. 334. Fenster mit gemalter Umrahmung an dem ehemaligen Fürstlich fürstenbergischen Zehnthaus in Haslach.

Pokal

Hier wird aufbewahrt ein silbervergoldeter *Pokal*, von Astwerk und Blättern (der Haselstaude) getragen, auf dem Deckel eine kleine Blume in Silberfiligran. Eingraviert an dem Bauch des Gefäßes ein Wappen: schräg linksgeteilt, im Schrägbalken drei Sterne, oben heraldisch rechts ein Kreuz, unten links ein Kelch sowie die Inschrift: »Caēj. M. Jacob Lipp. S.S. S.S. CCC. Not. Apost: Vice᷎ official: Archip: et par: in: Hasᵃ Geboren zu Haslach Anno 1640. Pfarrherr worden Anno 1669 & Gestorben allda Añno 1700.« Auf der anderen Seite das Wappen der Stadt und die Jahreszahl 1700; also eine Vermächtnisstiftung des Pfarrers Lipp. Das Straßburger Beschauzeichen dieser Zeit, die Lilie, darunter I͡͡Ȝ und $\frac{\mathrm{I\ T}}{\mathrm{O}}$.

Ebenda noch ein Holzstab mit messingener Schwurhand, angeblicher Ratsherrnstab.

Östlich und westlich von der Kirche stehen die fürstenbergischen *Zehnthäuser;* das westliche, an den Turm angebaute diente zur Aufbewahrung des abgelieferten Weines und ist ein einfacher Bruchsteinbau mit schmalen Lichtöffnungen, an den Ecken Sandsteinquader. Das östliche, zur Aufbewahrung des Getreides dienende, in der gleichen Technik erbaute zeigt in seinen zwei Stockwerken unregelmäßig verteilte geradsturzige Fenster, deren Laibungen hohlgekehlt sind, mit Volutenendigung, welches Motiv sich auch an den kleinen Kellerfenstern und an der rundbogigen westlichen Eingangstür (mit Rhomboidrosetten an der Archivolte) wiederholt. Den Fenstern der oberen Stockwerke ist eine architektonische Scheinumrahmung gegeben von gebrochenen Giebeln mit Vasen etc., unten mit geradem Gebälk (Fig. 334). Zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk zieht sich eine gut ausgearbeitete gotische Wasserschräge bezw. Gurtgesims hin. An der Südseite treffen wir ein kleines Spitzbogenfenster. Ein stehen gebliebener Mauerrest bestätigt die Vermutung, daß das Gebäude nach vermutlicher Zerstörung in den Franzosenkriegen mit Benutzung des Alten umgebaut worden ist. Heute ist es vom Erdboden verschwunden, es hat dem Erweiterungsbau der Kirche weichen müssen.

Zehnthäuser



Fig. 335. Tür am Haus Nr. 50 in Haslach.

Von *Privathäusern* ist zu erwähnen: Haus Nr. 50, Jos. Haberstroh, von dessen spätgotischer, schöner Türe aus weißem Sandstein mit Hohlkehlen, Rundstäben auf steilen kleinen, geriefelten Basen, oben in einem Kielbogen endigend, der von einem Rundbogen durchschnitten wird, unsere Fig. 335 ein Bild gibt. Die holzgeschnitzten Türflügel sind ein gutes Beispiel des ausgehenden Louis XVI.-Stils.

Privathäuser

Hauptstraße Nr. 67 ist ein leider verputzter, ursprünglich jedenfalls sehr malerischer Riegelbau mit den hölzernen Fensterecken, im Innern einfache, quadratisch gemusterte Holzstabdecken.

Ebenda Nr. 70 ein ebenfalls verputztes Fachwerkhaus; über der Tür steht:

I 7 · HAK · ✳ · M · B · Z o ·

Außerdem noch zu erwähnen die Häuser in der Hauptstraße Nr. 45, 58, 67, 71, 72, in der Eisenbahnstraße Nr. 57 als verputzte Fachwerkhäuser.

Gutleutbrücke

Die *Gutleutbrücke*, die dem Namen nach zu einem ehemaligen Gutleuthaus führte, ist ein steinerner Bau mit zwei Bogenspannungen; auf der Brüstung zu beiden Seiten

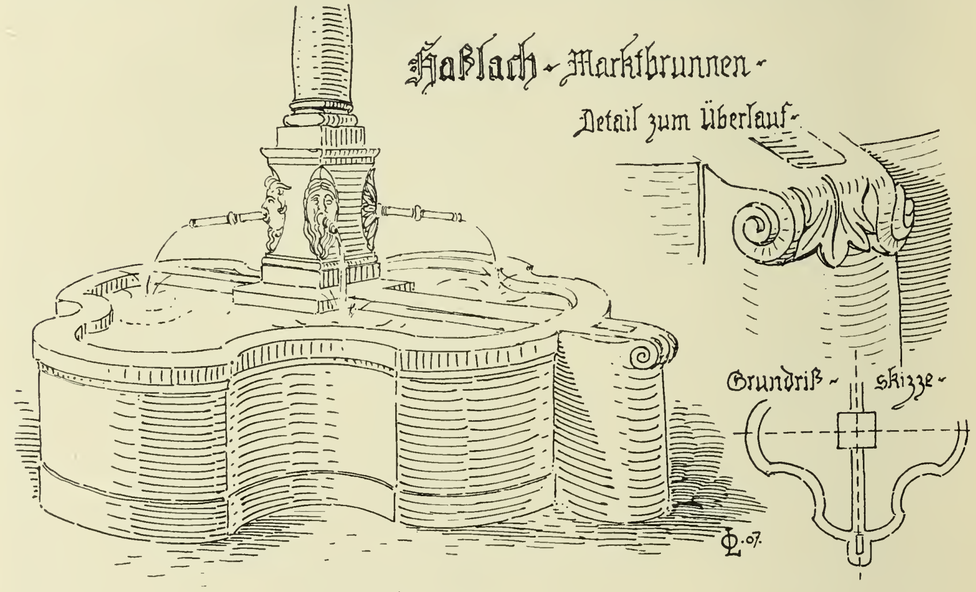


Fig. 336. Haslach. Marktbrunnen.

je eine Statue, einmal die Madonna in bauschigem Gewand, an dem Sockel die Inschrift:

CIVITAS
ME FIERI
CVRAVIT
ANNO · 1753 ·

Gegenüber der h. Nepomuk mit gleicher Inschrift. Beide zweidrittellebensgroße, dekorativ wirksame Gestalten in der schwungvollen Haltung des Barock. Hoffentlich bleibt die für das Ortsbild so wichtige Brücke erhalten.

Brunnen

Auf dem Marktplatz ein *Brunnen* (s. Fig. 336), die Schale in vierfacher, konkaver Einziehung und mit interessanter Voluten- und Blattendigung am Überlauf. An dem konkav eingezogenen Postament des Brunnenstockes die Maskarons, aus deren Mund die Röhren hervorkommen, darüber die gebauchte Brunnensäule. Auf deren korinthisierendem Blattkapitell die wohl spätere Statue des h. Sebastian. Das Ganze ein gutes Spätrenaissancewerk aus dem Ende des 17. Jhs. Am Postament das Zeichen: [Zeichen].

Wasserspeier

An einem Haus befand sich ehemals ein guter schmiedeeiserner *Wasserspeier* mit Drachenfigur.

Am Südausgang der Stadt ein *Bildstock* mit origineller Überleitung aus dem viereckigen Postament in den runden Pfosten, an dessen oberem Ende vorkragende Voluten die Ädicula tragen.

Bildstock

Bei Herrn Hubert Stelder befinden sich einige *Altertümer:* eine holzgeschnitzte, drittellebensgroße Statue der Madonna mit teilweise neuem Kind, Durchschnittsarbeit aus der Mitte des 16. Jhs.; eine fast lebensgroße Statue des h. Michael, mit dem Schwert den Drachen tötend, tüchtige Arbeit vom Ende des 17. Jhs., angeblich aus dem Kapuzinerkloster; einige kleinere Barockskulpturen: Dreifaltigkeit, Michael, Engel, Christus auf der Weltkugel aus dem 17.—18. Jh.; ein Türrelief der Dreifaltigkeit aus dem 16. Jh., von einem hiesigen Hafner stammend; eine kleine Tongruppe: Putten mit Trophäen, etwa um 1700; ein paar recht zerstörte, aber gute Schränke bezw. Schranktüren aus dem 17. Jh.; eine Schwarzwälderuhr mit getriebenem Zifferblatt, 18. Jh.; geschnitzter Rokokorahmen und desgleichen Konsole; ein kleines Barockholzaltärchen, geschnitzt und eingelegt, Rokoko; ein Ölgemälde: Bauernscene, niederländisch. Am Hinterhaus eingemauert Torso, Arme und Beine fehlen, eines Sandsteinkruzifixus, Arbeit aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. mit der üblichen Übertreibung des Brustkorbes.

Privatsammlungen

HAUSACH

Schreibweisen: Husen 1179; castrum Husen 1246; Husen in Kinzgental 1272; ze Husen uf der búrge 1328; Husen burg und stat 1367; Hawsen im Kintzigental 1500; Hausen 1551. (husen Dat. plur. von hûs; ze den hûsen = bei den Häusern.)

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 91.

Literatur: R. Streit, Hausach und seine Umgebung, Freiburg 1890. Derselbe, Der Burgenbau im Allgemeinen und die Hochburg Husen, Hausach 1899. Alberti, Württemb. Adelsbuch, Heft 4 u. 5.

Ortsgeschichte: Im 11. Jh. finden wir Hausach im Besitz eines Dynastengeschlechtes, von dem Udalricus de Husen 1086 genannt wird, Růtmannus de Husin 1099. Er war mit den Zollern und anderen Herren einer der vornehmsten Stifter des Klosters Alpirsbach. Dann wird 1155 ein »Bertholdus vir illustris de Husen« genannt, der 1145 in das Kloster S. Georgen eintrat.[1]) Dem gleichen Geschlecht gehörte Friedrich von Husen an, der als Kreuzfahrer in heißem Kampfe gegen die Sarazenen am Montag nach Himmelfahrt 1190 fiel und vom ganzen Heere beklagt wurde. Die Genannten gehörten wohl zu dem Hause der sogar unter den principes aufgeführten Dynasten von Wolfach, das Ende des 13. Jhs. ausstarb. Über den Übergang Hausachs an die Zähringer wissen wir nichts Bestimmtes, jedenfalls aber finden wir es nach 1218 unter dem zähringischen Erbe im Besitze Egenos des Bärtigen von Urach,[2]) wobei, wie bei allen diesen Besitzungen, es nicht sicher feststeht, ob als Allod oder Reichslehen. Im 13. Jh. begannen die Straßburger Bischöfe in erfolgreicher Weise nach Ausdehnung ihres Territorialbesitzes zu streben, und wie Gengenbach, Offenburg, Ortenberg eroberte Bischof Heinrich von Stahleck damals auch die feste Burg Hausen 1246, die jedoch bald wieder in den urachischen Besitz zurückgekommen sein muß, denn in dem Teilungsbrief der Enkel Egenos des Bärtigen, Konrads und Heinrichs (I.), mit dem zugleich die Scheidung in die

Ortsgeschichte

[1]) Kindler von Knobloch I, S. 560.

[2]) Riezler a. a. O. S. 42.

Freiburger und Fürstenberger Linie erfolgte (1372), finden wir »Husen« erwähnt,[1]) das der Freiburger Linie zufiel, 1328 aber durch Erbschaft an Heinrich II. von Fürstenberg zurückkam. Über die verschiedenen Linien, denen mit der Zeit Hausach wie die anderen Kinzigtaler Orte zufielen, brauche ich mich hier nicht mehr zu verbreiten, da in dem Artikel Haslach darüber ausführlich berichtet worden und die Geschicke beider Orte von 1328 an die gleichen waren. 1367 wird Hausach zum erstenmal als Stadt genannt; wann es Stadtrecht erhielt, vermag ich nicht festzustellen. Hervorzuheben ist hier wie in Haslach die Regierungszeit des letzten Grafen der Wolfacher Linie, des tätigen und begabten Heinrich VI., der zahlreiche Bauten aufführte. »Im 53 jar vieng er an Husen das schloß ze buwen und ließ nit einen alten sparren darin und ließ den brunnen daryn bringen« etc.[2]) Der Bau zog sich länger hin, 1466 wurde der Vorhof angelegt, 1467 das »schießhus und der schutzrain zu husen uff dem schloß gebuwen . . . . und der under Zwingelhof zu Husen«, 1477 »ward der hoch thurn zu Husen im schloß gebuwen und das huß uft dem hof zugerůst«. Unterdes war das Städtchen 1468 zum größten Teil abgebrannt: »Desselben (68) jares verbrann Husen das ståttlin in der ynnern rinckmuren gantz untz von Velsenbergs hus, und umb das sye wider buweten, schanckt inen graf Hainrich die stur drey jar« etc. Burg wie Stadt verdankten also dem Grafen ein völlig verändertes Aussehen, der auch als Gründer des Franziskanerklosters anzusehen ist. »In dioecesi Constantiensi et in custodia Lacus 1475 monasteriolum in Hausach prope sacellum S. Sixti donatum fuit nobis a comite de Fúrstenberg ordinique et provinciae hoc anno incorporatum authoritate apostolica in capitulo generali celebrato Urbini ad instantiam et solicitationem fratris Georgii Summer, sacrosanctae theologiae doctoris ac lectoris Argentinensis ac custodis Alsatiae.«[3])

Der Nachfolger Heinrichs VI., Wolfgang, der die fürstenbergischen Lande wieder alle in seiner Hand vereinigte, bestätigte Hausach am 5. Oktober 1493 sein Stadtrecht,[4]) das wir hierbei zum erstenmal kennen lernen. Wir hören, daß der Graf den Schultheiß setzt, wir hören von dem Rat, den »zwölf des gerichs (sic!)«, die von der Bürgerschaft gewählt wurden, kurz, von der gleichen Verfassung wie in den meisten Städten der Gegend. Am 25. Dezember 1498 bestellt der Graf einen Oberamtmann, dessen Nachfolger eine Zeitlang auf der Burg residierten.

Von Bedeutung war dann wieder die Regierung des wilden Grafen, Wilhelms von Fürstenberg. Von ihm begünstigt, drang die neue Lehre der Reformatoren überall im Kinzigtal ein, wurde das Franziskanerkloster (1530) aufgehoben, wurden überall Prädikanten angestellt, so auch hier, bis nach dem Sieg Karls V. über den Schmalkaldener Bund 1547 und dem Reichstag zu Augsburg Wilhelm sich genötigt sah, die Regierung an seinen Bruder Friedrich abzutreten, der bereitwillig das Interim annahm, welches denn auch im Kinzigtale verkündet wurde. In den Verhandlungen des fürstenbergischen Amtmanns mit den Pfarrherren wird zu Hausach Bastian Häckelmann genannt, der sich verpflichtet, nichts wider das Interim zu predigen. Es dauerte immerhin noch Jahrzehnte, bis die neue Lehre gänzlich verschwand; erst während der Minderjährigkeit des Grafen Albrecht von Fürstenberg war dieses Ziel erreicht. — 1629 wurde auch das Franziskanerkloster wieder errichtet.

[1]) Fürstenb. Urk.-Buch I, Nr. 477.
[2]) Ebenda III, Nr. 371.
[3]) Ebenda I, Nr. 50.
[4]) Ebenda IV, Nr. 544.

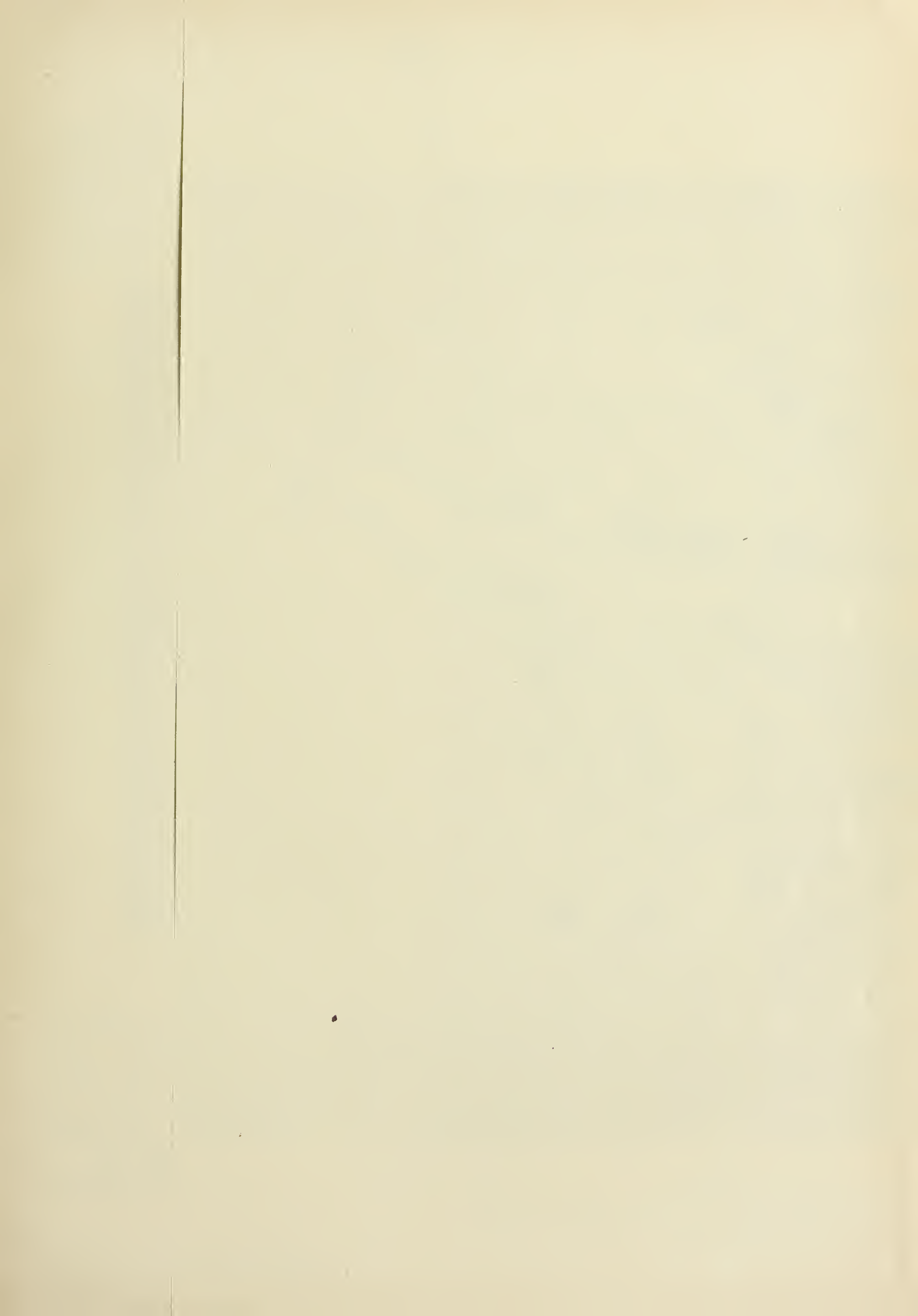




Fig. 337. Plan der Stadt Hausach nach dem staatlichen Katasterwerk vom Jahre 1881 mit eingezeichneten Befestigungslinien.

Das 17. Jh. brachte auch dieser Stadt Unheil über Unheil. 1633 kam sie in die Gewalt der Schweden, 1643 fiel die Armee Bernhards von Weimar über das Städtchen her, plünderte es und äscherte es samt der Burg ein, welch letztere seitdem Ruine blieb. Mit dem wechselnden Kriegsglück kamen nun Kaiserliche und Franzosen über das Land, bis der Westfälische Friede einige Jahrzehnte der Ruhe brachte. In den ersten französischen Kriegen auf deutschem Boden scheint Hausach einigermaßen verschont geblieben zu sein, dagegen wurde es während des Spanischen Erbfolgekrieges von den Franzosen



Fig. 338. Ansicht der Stadt Hausach nach einer Federzeichnung aus dem alten Plane der Herrschaft Kinzigtal, Kopie von 1796.

im August 1704 verbrannt, und 1707 wüteten zur Abwechslung kaiserliche Husaren hier. Von da an konnte sich die Stadt in langem Frieden erholen und hat auch in den Kriegen nach der großen Revolution und während der Zeit Napoleons wenig gelitten, da die Schanzen, welche die Österreicher 1814 anlegten und von denen noch bei Einbach ein Rest erhalten ist, dank der Siege der Verbündeten nicht benutzt wurden. Acht Jahre vorher, 1806, war Hausach badisch geworden.

Aus unserem Plan (s. Fig. 337) und der oben gegebenen Abbildung (Fig. 338) geht die Anlage der Stadt hervor, deren äußere Umfassungslinie von größter Unregelmäßigkeit

ist und sich in der bedeutenden Verschmälerung nach Westen zu dem hier vorspringenden Burgberg anpaßt. Hier stand das untere Tor, nach Osten das 1826 abgebrochene obere Tor. Die Stadt selbst ist offenbar aus einer Ansiedelung an der hier durchführenden großen Kinzigtalstraße entstanden, doch scheint die Anlage des südlichen Stadtteils planmäßig geschehen zu sein, vielleicht nach dem Brande von 1466. Nach unserem Bilde (Fig. 338) dürfen wir hier in der Mitte wohl einen Markt mit Marktbrunnen vermuten. Die alte Stadtmauer ist im Süden noch als Untermauer der dortigen Häuser erhalten, auch der Füllgraben vor ihr ist noch erkennbar, im Norden und Westen beruht die Einzeichnung der Mauern zum Teil nur auf Vermutung, unterstützt durch einen Gemarkungsplan von 1778 im Besitz der Stadt. An der Art, wie der obere Torturm über die innere Mauer vorsprang, können wir, was ja eigentlich selbstverständlich, eine äußere Mauer nebst äußerem Graben annehmen. Den östlichen Teil der äußeren Stadt-

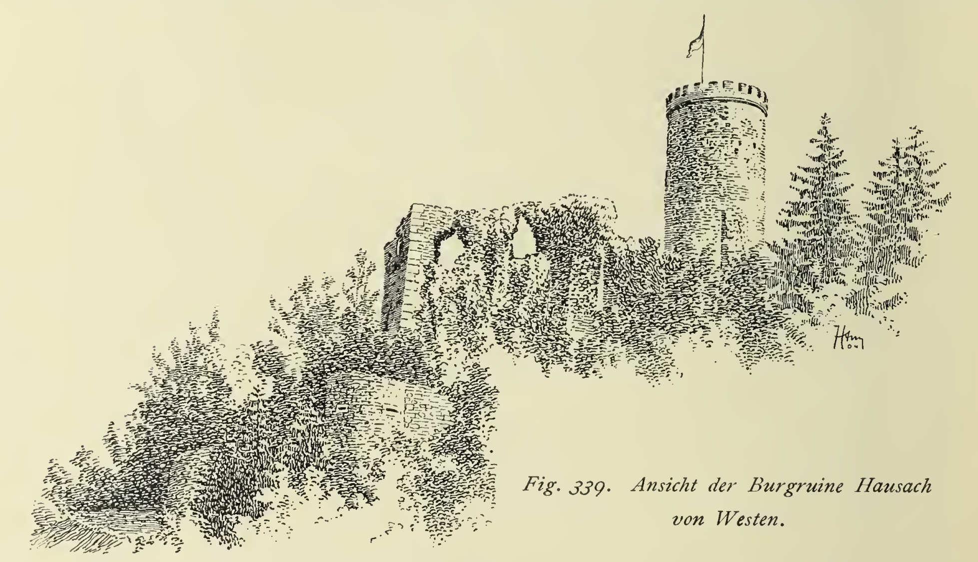


Fig. 339. Ansicht der Burgruine Hausach von Westen.

mauer sehen wir noch auf dem Bilde Fig. 338. Dort auch die westlich gelegenen Schanzen, über deren Errichtung wir nichts Genaueres wissen, denn die von der Armee Bernhards von Weimar in aller Eile hergerichteten hat dieselbe vor ihrem Abzug mit der Einäscherung der Stadt wieder zerstört. Östlich vor der Stadt lag dem Plan von 1778 nach das kleine Franziskanerklösterchen sowie ein Zehnthaus.

Über dem westlichen Teil der Stadt erhob sich im Süden die Burg in der Höhe von 305 m auf einem Vorberge (s. Fig. 339). 1246 wird das »castrum Husen« zum erstenmal genannt. Da aber bereits im 11. Jh. ein Zweig des Wolfacher Dynastengeschlechts »de Husen« offenbar hier residiert, so dürfte schon damals eine mehr oder minder ausgedehnte Burganlage hier bestanden haben. Diese scheint im 15. Jh. den gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr genügt zu haben, und so begann 1453 Graf Heinrich VI. von Fürstenberg mit dem Neubau, über den wir durch die oben wiedergegebenen Notizen seines Schreibers unterrichtet sind. Das in Fig. 338 wiedergegebene Bild der Stadt mit der noch etwas besser als heute erhaltenen Burg ergänzt dieselben, seine verhältnismäßige Richtigkeit wird durch den Befund erwiesen.

Die Burg ist durch einen künstlichen Halsgraben von dem überragenden Berge geschieden. Der unregelmäßige innere Bering, etwa 40 zu 30 m groß, wird von einer Mauer umgeben, die nach Süden, dem Graben zu, etwa 2 m stark ist, soweit sie noch erhalten; nach Norden, wo ihre Mauern zugleich die Außenmauern des Palas waren, zeigt sie eine Verdickung auf etwa 3 m. Die Mauern sind 1466 verstärkt worden; wir dürfen danach wohl annehmen, daß sie älter sind als die Bauten Heinrichs VI. Etwa 5 m von der Mauer entfernt steht in dem südlichen Teil, also an der Angriffsseite, auf einer kleinen felsigen Erhöhung der Bergfried *(A)*, der nach Spisers Aufzeichnungen



Fig. 340. Plan der Burgruine Hausach.

1477 gebaut wurde. Maueransätze deuten darauf hin, daß zwischen diesem Turm und der Mauer *(C)* ein Vorhof sich befand, ein ebensolcher südwestlich von dem Turm, wo von der äußeren Mauer nur noch der Zug erkennbar, während die Innenmauer *(G)* besser erhalten ist. Hier war der Eingang in die Burg, der Burgweg führte vom Tal, von Norden, an der Westseite des weiter unten zu nennenden Zwingers herauf, bog dann nach Osten um und führte durch den Halsgraben bezw. am Anfange desselben herein. In der Nordwestecke des oberen Berings lag der einmal in stumpfem Eck geknickte Palas *(B)*. Neben ihm scheint in dem nördlichen Teil der Mauer *(C)* eine Nebenpforte vom unteren Zwinger *(Z)* heraufgeführt zu haben. In der Nordostecke

des Beringes die Spuren eines runden Flankierungsturmes; wir wissen von zweien[1]) und müssen den zweiten wohl irgendwo an der Südseite suchen. Gegen Nordwesten war der große Zwinger *(Z)* vorgelagert mit einer nur etwa 1 m starken Umfassungsmauer und einem runden, nach innen offenen Batterieturm, der drei Schießscharten, sogen. Maulscharten mit bis zu $^3/_4$ m sich erweiternder Kammer aufweist. In diesem Teil sehe ich den 1466 angelegten Vorhof, auch Vorburg oder Zwinger genannt. Die angeblich einstmals in dem Batterieturm noch sichtbaren Gewölbespuren deuten auf einen nicht weiter erstaunlichen Kellerraum, aber nicht auf einen Gang, über den die Volkssage, wie immer, das Erstaunlichste zu berichten weiß.

Über dem Halsgraben drüben, an der Bergseite, ist noch etwa 5 m lang ein Mauerrest zu verfolgen, der entweder auf ein hier befindliches isoliertes Vorwerk deutet oder wohl wahrscheinlicher mit der Mauer des Zwingers *(Z)* in Verbindung stand, wonach hier mit Einschluß des Halsgrabens an der Südseite ein weiterer Zwinger zu verzeichnen wäre. Um den Zwinger *(Z)* herum ist das Terrain so geebnet, daß wir hier ein weiteres Vorwerk, vielleicht einen Wirtschaftshof zu vermuten haben. Eine weiter noch nach Westen gelegene, ziemlich regelmäßige, oblonge Ebene mit undeutlichen Mauerresten an ihrer Nordwestecke läßt an eine weitere Anlage denken; in einer dieser Anlagen dürfen wir wohl den 1467 angelegten unteren Zwingerhof vermuten, in der anderen vielleicht den der gleichen Zeit entstammenden Schutzrain (?). Wo das damit ebenfalls erwähnte Schießhaus stand, dafür fehlen alle Anhaltspunkte. Der 1453 genannte Brunnen, der bisher nicht gefunden, dürfte in dem oberen Bering der eigentlichen Hochburg zu suchen sein.

Auch eine Anzahl Gärten waren im 15. Jh. um das Schloß vorhanden, 1498 werden dieselben dem neu angestellten Oberamtmann Hans von Reckenbach zur Benutzung übergeben.

Nach diesem Überblick über die Anlage gehe ich zur Besprechung der einzigen etwas besser erhaltenen Teile über, des *Bergfriedes* und der Palasmauer. Ersterer, aus Granitbruchsteinen oft von großer Mächtigkeit erbaut, wie die ganze Burg, ist in einer Höhe von etwa 14 m erhalten, darüber der moderne Abschluß. Er ist von kreisrundem Grundriß, der ganze Durchmesser beträgt 9 m, die Mauerstärke 3 m, der Durchmesser des Innenraums 3 m. In etwa $6^1/_2$ m Höhe vom Boden erblicken wir die alte Eingangstür, spitzbogig, 2 m hoch, das Gewände von Sandsteinquadern mit Bossen und breitem Saumschlag gebildet. Unter der einen Ecke der Türe kragt eine Konsole vor, unter der anderen zeugt noch ein Loch von dem Vorhandensein einer zweiten, etwas höher gelegenen, offenbar hat eine Holztreppe zu der Tür geführt. Ungefähr 60 cm über dem Bogenscheitel des alten Eingangs um den ganzen Turm herum in jetzt etwa 2 m Abstand voneinander Löcher für Balken oder Konsolen, vielleicht von einem Wehrgang (?). Im Innern befand sich unterhalb der Türe ein hohes Geschoß bezw. Verlies, darüber sind die Andeutungen zweier weiterer Geschosse zu konstatieren, wie unten jeweils in dem Zurücktreten der Mauer zum Auflager der Balken. Die an den Turm ansetzenden Mauerlinien sind auf unserem Grundriß ersichtlich.

Bergfried

Palas

Die Außenmauer des alten *Palas* steht noch in einer inneren Höhe von etwa 6 m, in einer äußeren Höhe von 10—11 m. Sie ist wie der Bergfried aus Granitbruchsteinen

[1]) Streit, Der Burgenbau etc., S. 24.

erbaut. In dem südlicheren Teil noch die Löcher von unten einem, oben zwei Fenstern (eines wohl gekuppelt) enthalten, ähnlich in dem nördlicheren Teil. Da überall die

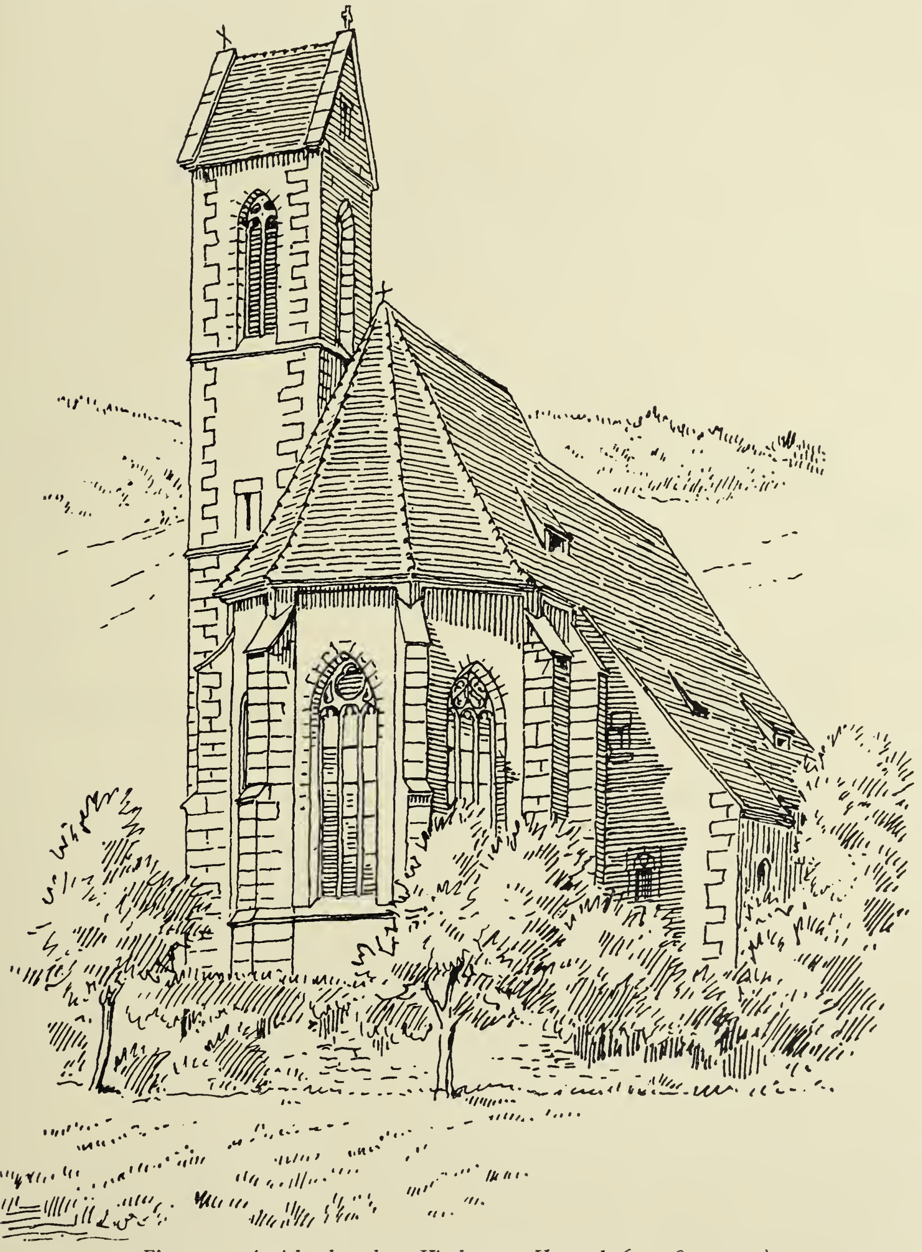


Fig. 341. Ansicht der alten Kirche von Hausach (von Osten aus).

Gewände herausgebrochen sind, läßt sich ihre Form nicht mehr feststellen. In der Nordwand auch eine Schießscharte mit zwei schrägen Seitenschlitzen.

Diese geschilderte kleine, aber offenbar gute Anlage, auf den Granit des Berges gegründet, beherrscht weithin das Tal; dem von Wolfach oder Steinach Nahenden

erscheint von ferne die Burg, eine uralte Gründung, so wie wir sie aber heute sehen, wohl das Werk Heinrichs VI. *(Wth.)*

Vorgeschichtliches

Vorgeschichtliches: Als auf dem hiesigen Schloß gefunden, befindet sich in der städtischen Sammlung in Lahr die Klinge eines Bronzebeils mit Schaftlappen und Ringchen *(W.)*; in den Großh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde zu Karlsruhe ein ebendaher stammendes *eisernes Schloß* (C. 8664).

Eisernes Schloß

Alte Pfarrkirche

Die *alte Pfarrkirche* (ad S. Mauritium) wird schon 1148 erwähnt, und zwar als ecclesia quae est apud Husen, was doch wohl darauf zu deuten scheint, daß sie schon damals außerhalb des Ortes gelegen war (s. Fig. 341). Dann dürften wir vielleicht — auch der Heilige spricht für hohes Alter — eine fränkische Ansiedelung annehmen, während der mittelalterliche Ort sich, um den Schutz der Dynastenburg zu genießen, weiter östlich unter dieser bildete. Die Kirche wird weiter genannt in decanatu Kúrnbach 1275, in

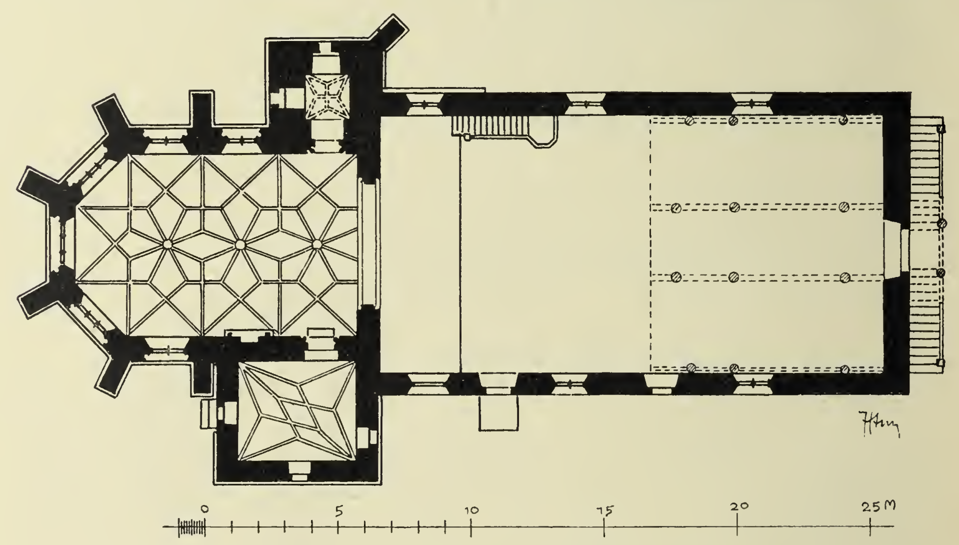


Fig. 342. Grundriß der alten Kirche in Hausach.

decanatu Rotwil zwischen 1360 und 1370, Kirche s. Moritzen zu Husen 1505, Kirche s. Moricien und Jórgen zu Husen 1508 (Georg ist wohl um diese Zeit neu hinzugekommen); 1396 wird ein Sippolt leutpriester zu Hausen im Kinzigenthal genannt, 1454 Niclaus von Tōnen kirchherr zu husen, 1467 Michael Fabri presbiter ad ecclesiam parrochialem opidi Husen, vacantem per mortem quondam Hainrici Behem, per Hainricum comitem de Furstemberg et dominum in Husen vallis Kinczige praesentatus; 1479 pfaft Hans Schnider Kirchherr zu Husen im Kinczigental. 1548 lernen wir als Vertreter der neuen Lehre den Pfarrer Sebastian Häckelmann kennen.

Wichtig für die Baugeschichte ist die Notiz, laut welcher am 3. Februar 1514 der Stadtrat zu Freiburg dem fürstenbergischen Amtmann als Baumeister zu dem Bau der Pfarrkirche zu Husen den Steinmetzmeister Erhart empfiehlt wegen seiner Geschicklichkeit, der lange Zeit Polier am Freiburger Münster war.[1]) Ich möchte doch glauben, daß das derselbe ist, bezüglich dessen derselbe Stadtrat an jenen zu Straßburg schrieb: der Werkmeister am Freiburger Münster, Erhart Im Hof, Steinmetzpolier, wünsche an des verstorbenen Werkmeisters zu Straßburg Stelle zu kommen. Dazu empfahl

[1]) Z. 17, S. 288.



Hausach, Blick in den Chor der alten Kirche.



ihn der Freiburger Stadtrat als einen ehrlichen, fleißigen, geschickten Mann, »dem meister und gesellen uff unser frowen buw gemeinlich des lob gėben, das er siner kunst vast wol berůmpt und bewårt sy«.[1]) Es wäre vielleicht eine lohnende Aufgabe, auf Grund des Hausacher Baues dem Meister etwas nachzugehen.

Baubeschreibung

Der Grundriß (vgl. Fig. 342) zeigt uns ein einschiffiges Langhaus, daran anstoßend der Chor, südlich von diesem der Turm, nördlich die Sakristei. Der reich ausgebildete Chor (Tafel XXI) ist in drei Seiten des Achtecks geschlossen mit drei vorgelagerten Jochen und ist eingedeckt mit einem eleganten Sterngewölbe, dessen mit Hohlkehle und Birnstab profilierte Rippen einander schneidend an der Wand verlaufen. Die runden Schlußsteine sind heute neu gemalt. Erhellt wird der Raum durch sechs Spitzbogenfenster mit flamboyantem Maßwerk, die in den Achteckseiten zweipfostig, die übrigen einpfostig. An der Nordseite führt eine spitzbogige Tür in die Sakristei, deren Gewände in Hohlkehlen und teils stumpf verlaufendem, teils sich im Spitzbogen schneidendem Stabwerk besteht. Die vorderen Stäbe wachsen aus hübschen steilen Basen hervor, die auf der einen Seite gerautet, auf der anderen mit Zickzackkannellüren versehen sind. Zwischen dem Stabwerk das Zeichen: [Steinmetzzeichen]. Über dem Scheitel des Bogens eingehauen die Jahreszahl: [1516].

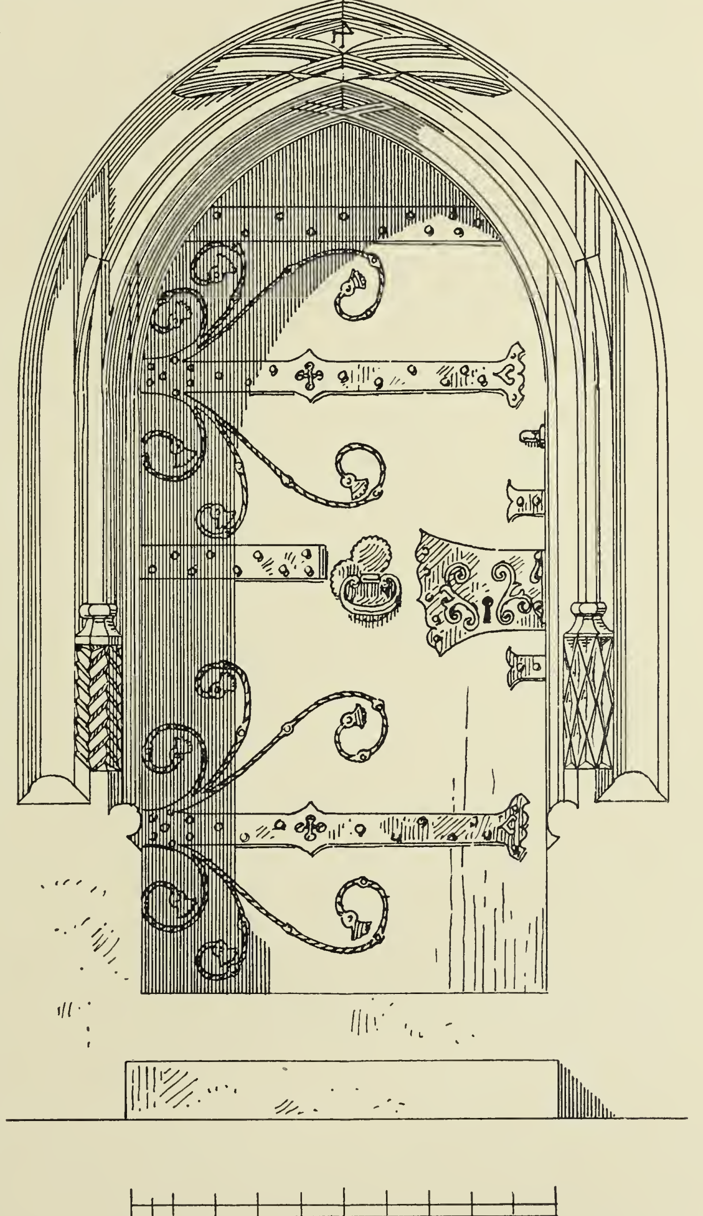


Fig. 343. Alte Kirche in Hausach, Türe vom Chor in die Sakristei.

[1]) Z. 15, S. 128.

Der Türflügel selbst entstammt der gleichen Zeit und besitzt noch das alte, wirkungsvolle schmiedeeiserne Beschläg mit Schloß (s. Fig. 343). Gegenüber führt eine Türe in das Turmerdgeschoß, die durchaus ähnlich behandelt ist. Eine Stufe erhöht den östlicheren Teil des Chores, an dieser Stufe eingehauen:

anno dni m cccccxv.

Gleich nach der Stufe im östlicheren Teil an der Nordwand das außerordentlich reizvolle Sakramentshäuschen (Tafel XXII), eine Flachnische, von Rundstäben auf steilen, gerauteten Basen flankiert, die den Kielbogen mit dem astartigen Maßwerk tragen, weiterhin große architektonische Umrahmung von Fialentürmchen mit Krabben und Kreuzblumen und ein Ausklingen dieser Dekoration in gemalter Architektur, die bei der Renovation der Kirche am Anfange des 20. Jhs. aber von Grund aus erneuert worden ist. Zu bemerken auch das schöne schmiedeeiserne Durchsteckgitter mit Rosetten an den Kreuzungspunkten.

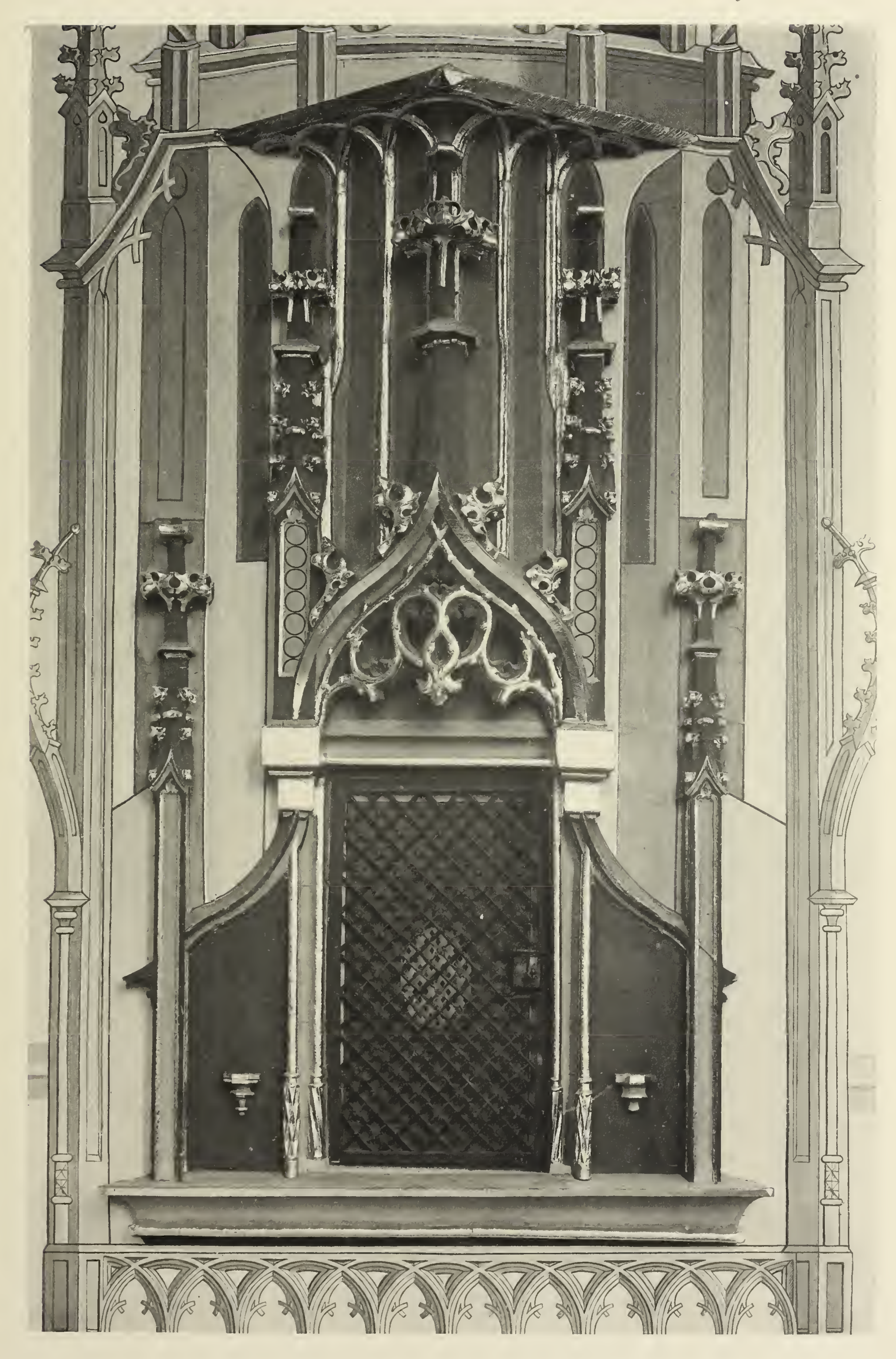
Gegen das Langhaus zu öffnet sich der Chor in hohem, gedrücktem, kämpferlosem Spitzbogen, der in Hohlkehlen und Stabwerk profiliert ist; letzteres auf schräg kannellierten, gerauteten (etc.) kleinen Basen läßt einige Nebenstäbe am Bogen sich totlaufen. An dem Gewände noch die Angriffspunkte des ehemaligen Abschlußgitters zu sehen.

Am Äußern des Chors, den Ansatzpunkten der Gewölberippen entsprechend, doppelt abgetreppte Strebepfeiler, die eine Abtreppung durch die um den ganzen Bau sich herumziehende Wasserschräge, die zugleich Kaffgesims der Fenster ist, bewirkt. Die Strebepfeiler sind in konkaver Schweifung abgedeckt. Das Sockelgesims des Chors ist etwa 50 cm hoch, oben mit einer Hohlkehle abgeschlossen.

In der Nordostecke von Langhaus und Chor ist die Sakristei angebaut. Sie ist mit einem geradscheiteligen Sterngewölbe überdeckt, dessen Rippen mit der üblichen trockenen Profilierung der Spätzeit ohne Konsolen in den Ecken verlaufen. Von Norden, Osten und Westen erhält sie Licht durch kleine lukenartige Fenster mit geradem Sturz und Blendkielbogen, am nördlichen im Sturz die Jahreszahl:

·I·K·I·S·

an den beiden anderen ein Wappenschild mit Kelch. An der Nordwand der Sakristei ein Wasserablauf. Am Äußern derselben 1 m hoher Sockel, der im Osten plötzlich abschneidet und sich in zwei Stäben kreuzt über der geradsturzigen Tür mit Blendkielbogen, die in den unter der Sakristei befindlichen Raum (Beinkammer?) führt. — Alle diese Bauten sind aus Bruchstein, haben Gewände von rotem Sandstein und an den Ecken Quader des gleichen Materials. In derselben Technik ist der Turm erbaut, von quadratischem Grundriß, das Erdgeschoß wie die drei Obergeschosse jeweils durch Wasserschräge voneinander getrennt. Im Erdgeschoß noch die Ansätze des ehemaligen Rippensterngewölbes, nach Osten und Süden zwei im Kielbogen geschlossene Lichtluken, im ersten Geschoß geradsturzige, im zweiten zwei ähnliche und eine im Dreieck geschlossene Luke, im dritten, das Dach überragenden Glockengeschoß nach allen vier Seiten einpfostige Spitzbogenfenster mit flamboyantem Maßwerk. Darüber ein Satteldach, dessen beide Giebelseiten nach Norden und Süden mit entsprechenden Luken schauen.



Hausach, Sakramentshäuschen in der alten Kirche.



Langhaus

Das einschiffige *Langhaus* ist flachgedeckt und präsentiert sich nach außen ohne Sockel und reichere architektonische Ausbildung. Einpfostige Fenster mit teils Fischblasenmaßwerk, teils Vierpässen erhellen es. Im Innern an der Nordseite eine kleine kielbogenförmige Wandnische. Die später eingezogene Empore mit schlichten Holzstützen hat in dem vorderen, westlichen Teil das Einbrechen zweier Rundfenster nötig gemacht, zu der gleichen Zeit hat man weiter an der Nordwand ein geradsturziges Fenster aus irgendwelchen Gründen eingebrochen.

Tympanon

An der Westfassade eine schlichte spitzbogige Eingangstür. Hier wurde wohl im 18. Jh. ein jetzt sehr malerischer Vorbau vorgelegt, der die zur Empore führenden Treppen enthält. An der äußeren Nordwand des Langhauses ist über einer später eingebrochenen geradsturzigen Tür ein dreieckiges altes *Tympanon* eingemauert, Sandstein,

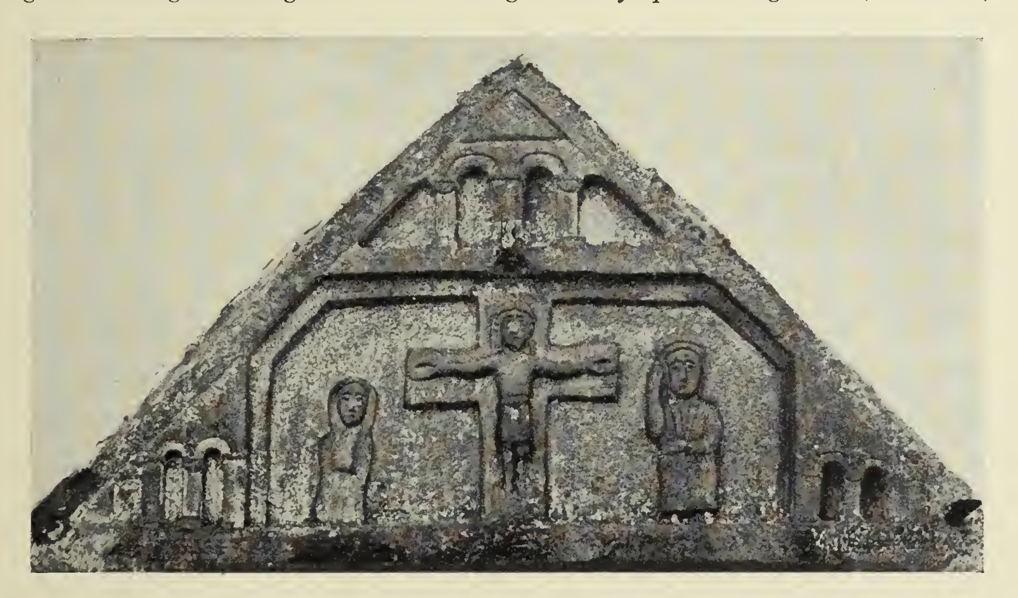


Fig. 344. Romanisches Tympanon mit der Kreuzigung von der alten Kirche in Hausach.

1,75 m breit und 1,05 m hoch (s. Fig. 344). Im Mittelfelde der Gekreuzigte, wie es scheint noch bartlos, mit Lendenschurz, neben ihm Johannes, die Hand klagend oder deutend erhoben, auf der anderen Seite Maria mit ähnlicher, kaum mehr erkennbarer Handbewegung. Das Kreuz geht ohne Abgrenzung in die Einfassung über. Die Scene ist gedacht in einer romanischen Architektur, wir sehen zu beiden Seiten eine Säule mit Würfelkapitell mit zwei Pfeilern durch Rundbogen verbunden, oben dagegen einen Pfeiler zwischen zwei Säulen, von denen die Rundbogen weiterführend gedacht sind. Im ganzen wie im einzelnen erinnert diese Architektur an die Hirsauer Bauschule, was bei den nahen Vorbildern von Alpirsbach und Gengenbach wohl kein Wunder ist. Und wenn wir dazu die äußerst plumpen Skulpturen ansehen, so möchten wir geneigt sein, das Werk noch in das Ende des 11. bezw. den Anfang des 12. Jhs. zu datieren, allerdings mit dem Vorbehalt, daß die Rückständigkeit eines Provinzialkünstlers auch noch später etwas derartig Primitives geschaffen haben kann. Wir kämen aber mit dieser Datierung in die Zeit, in der die Kirche zum erstenmal genannt wird, nämlich 1148.

Die Baugeschichte dürfen wir folgendermaßen rekonstruieren: Am Anfange des 12. Jhs. wurde die erste Kirche hier gebaut, wovon dieses Tympanon allein noch Zeugnis gibt. Diese genügte am Ende des Mittelalters nicht mehr, und so plante man vielleicht schon unter dem baulustigen Heinrich VI. einen Neubau. Erst unter dem Grafen Wilhelm aber kam man dazu und holte sich den Baumeister aus Freiburg, den Meister Erhart, der dort am Münsterchor und vermutlich auch am Straßburger Münster gearbeitet hat; man legte also offenbar Wert auf einen tüchtigen Meister. Dieser begann mit dem Chor; 1514 bis 1516 etwa, also ziemlich rasch, wurde dieser und die Sakristei aufgeführt, in schnellem Anschluß daran wohl der Turm. Der lichte Chor von bester Raumwirkung ist eine sehr stattliche Leistung der Spätgotik, er wie Sakristei und Turm in allen Einzelheiten fein durchgearbeitet. Der Turm in seiner schlichten und schlanken Erscheinung zeugt von der weisen künstlerischen Beschränkung, dem Maßhalten des Meisters. — Nach Vollendung dieser Teile aber gingen offenbar die Mittel aus. Der wilde Graf wurde von den Stürmen seines Lebens bald hierhin, bald dorthin verschlagen, sein Vermögen schmolz, und so begnügte man sich mit dem einfachen, flachgedeckten Langhausanbau, dem später, im 18. Jh., die Empore ein- und die Vorhalle zugefügt wurde.

Innenausstattung

Von der *Innenausstattung* der Erbauungszeit ist nichts mehr erhalten, dagegen manches aus dem 18. Jh. So der gut gearbeitete Hochaltar aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Auf der Mensa das Tabernakel, gute Holzschnitzerei mit Voluten und Girlanden, größere, reich bewegte Engel sitzen neben ihm, auf ihm kleinere Putten und das Pelikansymbol. Darüber in gutem Rocaillerahmen Ölgemälde, Halbfigur Christi mit Kreuz und brennender Lampe, gute Arbeit eines deutschen Nachahmers des van Dyck. Darüber ein Holzkruzifix mit der Drehung des Körpers in verschiedener Richtung, ein gut durchgearbeitetes Werk des 18. Jhs. Die zwei *Seitenaltäre* zeigen den üblichen Aufbau des Barock mit gewundenen Säulen und gebrochenen Giebeln. Auf dem nördlichen eine Madonnenstatue aus Holz, mittelmäßige Arbeit aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs., auf dem südlichen verblaßtes Ölgemälde der Maria und Johannes, jetzt auf leeren Zwischenraum deutend, wo ehemals wohl ein Holzkruzifix angebracht war. Davor Holzstatuen der Madonna, des h. Michael und eines heiligen Bischofs, handwerkliche Durchschnittsarbeiten des 17. Jhs.; an der Predella auf Holz Ölgemälde der Kreuztragung, Werk des 16. Jhs. nach älterem Vorbild. An dem nördlichen ebenfalls eine Predella, eine Darstellung der Seelen im Fegfeuer, Schnitzerei des 17. Jhs. Die *Kanzel* ist eine einfachere Barockarbeit des 18. Jhs. Aus der gleichen Zeit wohl der übertrieben lange und derbe Holzkruzifixus über der Nordtür. Im Chor ein einfacher achteckiger Taufstein. Die drei Glocken sind von Matthäus Edel in Straßburg gegossen, und zwar im 18. Jh.

Seitenaltäre

Kanzel

Holzfiguren

In der Sakristei einige *Holzfiguren:* ein h. Michael in der bewegten Haltung des Barock aus dem 18. Jh.; eine trefflich gearbeitete Figur des guten Schächers, mit noch knittrigem Faltenwurf des Schurzes, aber schon raffinierter Fleischbehandlung des 17. Jhs.; eine Holzstatue der Madonna, mit seidenen Gewändern bedeckt, Durchschnittsarbeit des 17. Jhs.

Grabplatten

Auf dem Friedhof drei einfache und verwitterte *Grabplatten,* eine von 1703 trägt die Inschrift in Kapitale: Hier ruhet neben Jacob Glück sein ehliche Hausfrau Catharina Moserin geb. 1618. gest. 1703; darüber ehemals Christusfigur, jetzt abgebrochen und daneben aufgestellt. Ebenda ein *Steinkruzifix,* schlichte Arbeit von 1753.

Steinkruzifix

Kruzifix

Nicht weit entfernt an der Straße ein *Kruzifix,* mit zwei unteren Seitenarmen, vom Sockel ausgehend, auf denen Maria und Johannes stehen. Am Sockel Relief der Gefangennahme Christi und ein weiteres, den h. Wendel darstellend. Sandstein, teilweise noch in ursprünglicher Bemalung, Sockel mit Rankenornament, ein derbes, aber besonders reiches und deshalb interessantes Werk der Gattung. Weiterhin auf Postamenten mit Rocailleornamenten die *Sandsteinstatuen* der h. Jungfrau und des h. Nepomuk, Durchschnittsarbeiten von 1770.

Sandsteinstatuen

Am Weg nach Haslach einfacher Bildstock des 18. Jhs.

Über der Kinzig drüben die Reste einer der obengenannten Bastionen, noch Wall und Graben sichtbar.

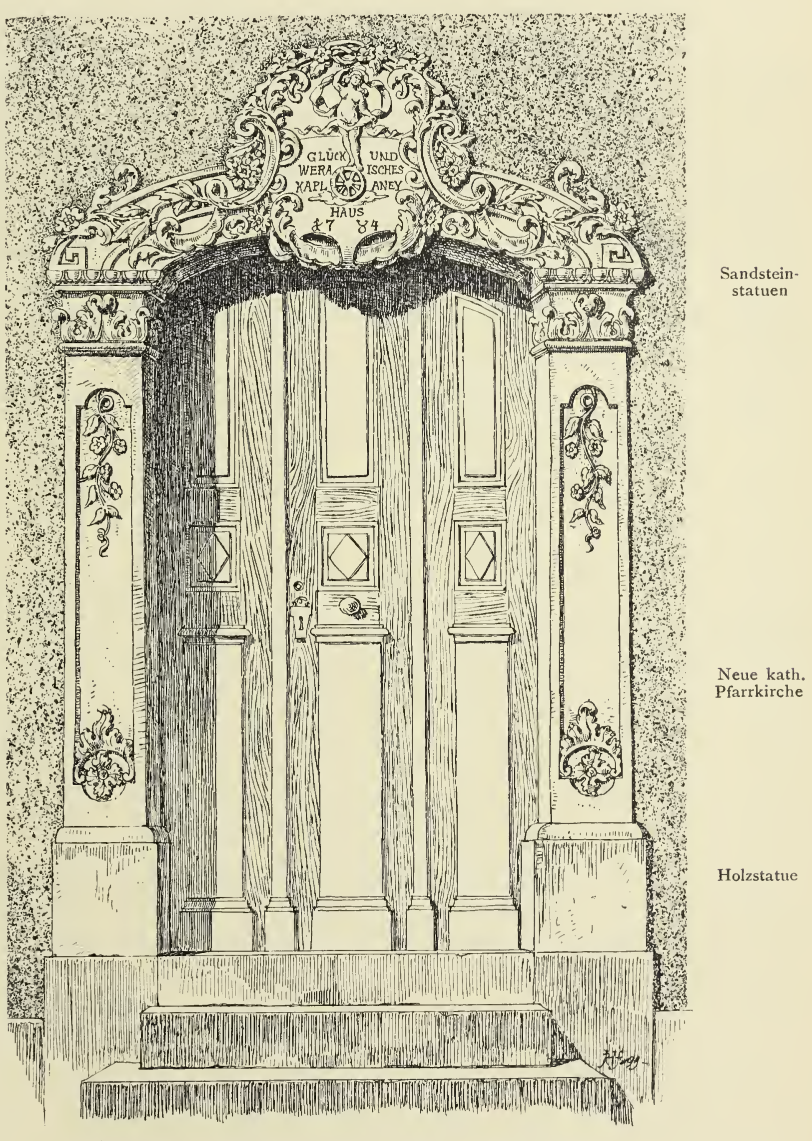


Fig. 345. Hausach, Portal des sogen. Kaplaneihauses.

Neue kath. Pfarrkirche

Neue kath. Pfarrkirche (ad S. Mauritium). Die Kirche ist ein Neubau vom Ende des 19. Jhs. In der linken Seitenkapelle neu gefaßte, 80 cm hohe *Holzstatue* der Pietà, gute Arbeit vom Anfange des 16. Jhs., die Madonna mit lebendigem Ausdruck und stark bewegtem, knittrigem Faltenwurf. In der Sakristei ca. 80 cm hohe Holzfigur des h. Sebastian mit stark hervortretendem Brustkorb und perückenartigen Locken, neu gefaßte Durchschnittsarbeit von etwa 1520; Hochrelieffigur des h. Sixtus, derbe Schnitzerei aus der Mitte des 16. Jhs.

Holzstatue

Kirchengeräte

Kirchengeräte: Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit Rocailleornamenten und der eingravierten Inschrift: »Diser Kelch Gehert zur Glichischen Capelaney auf hausach 1783«, weiter eingraviert kleine Fortuna und B W I766. Verwischtes Beschauzeichen und Goldschmiedezeichen I B; ein weiterer in gleichem Material mit gewundenem Fuß,

ohne Zeichen; ein schlichter desgleichen mit Augsburger Zeichen und L S (?); Sonnenmonstranz, gleiches Material und Arbeit, Stil Louis XVI. mit Augsburger Zeichen, darunter A und F A G; eine zweite, kupfervergoldet, getrieben, mit in Silber getriebenen Engeln, Dreifaltigkeit und Madonna im Relief, kräftig getriebenen Engeln am Fuß; Kreuzpartikel, silbervergoldet, getrieben, aus der Mitte des 18. Jhs.; Wettersegen in der Form einer kleinen Sonnenmonstranz, silbervergoldet, mit aufgelegtem silbernen Rankenwerk und eingravierten Ornamenten am Fuß; weißer Rauchmantel, Stoff neu mit wieder verwendeter alter Seidenstickerei von Blumenranken, gutes Werk des 18. Jhs.

Ölgemälde

Rahmen

In der Kirche noch ein *Ölgemälde*, darstellend die Madonna vom guten Rat mit dem Kind, Durchschnittsarbeit des 18. Jhs., in vorzüglichem *Rahmen* mit kraftvoll geschnitzten Rocailleornamenten. Ferner ein Prozessionskreuz auf hoher, mit geschnitztem Rankenwerk verzierter Stange, Kruzifix selbst gute Schnitzerei des 18. Jhs. Auf dem rechten Seitenaltar ein holzgeschnitztes *Kruzifix* auf Sockel mit Voluten, mittlere Arbeit der gleichen Zeit.

Kruzifix

Franziskanerkloster

Das *Franziskanerkloster* wurde, wie in der geschichtlichen Einleitung gesagt worden, 1475 unter Heinrich VI. gegründet.[1] 1530 war es »ruinosum et derelictum« und wurde dem Grafen von Fürstenberg verkauft. 1619 begann die Neugründung. Das Kloster lag, wie aus dem Gemarkungsplan ersichtlich, im Osten vor den Mauern der Stadt. Nur die kleine, schmucklose Kapelle *S. Sixti* erinnerte noch an dasselbe, ist aber jetzt verbaut.

Kapelle

Über dem Dorfe Hausach auf dem stattlichen, bewaldeten Kreuzberg, der auch das Schloß überragt, liegt die kleine *Kapelle* (ad S. Crucem), die einer Vision des Pfarrers J. Rothweiler ihren Ursprung verdankt, ein schlichter Bau von 1746, einschiffig, mit Rundbogenfenstern; an den Fenstern sind die Linien der geplanten bezw. verwischten Bemalung vorgeritzt. An der Westfassade die Konsolen, welche die Außenkanzel tragen sollten. Im Innern ein Haupt- und zwei Seitenaltäre in dem üblichen Barockaufbau mit Säulen und Giebeln, in den Altären Gemälde des 19. Jhs. An der Decke leichte Stuckornamente in beginnendem Rocaillestil.

Häuser

Von *Häusern* ist zunächst das sogen. Kaplaneihaus zu erwähnen, gestiftet von Glück 1784, das Sandsteinportal (s. Fig. 345), mit Rocailleranken und -blattwerk verziert, über dem Sturz eine Kartusche mit dem Reliefbild der Fortuna (Glück) und der Inschrift:

GLÜCK UND
WERA ISCHES
KAPL ANEY
HAUS
J7 84

Auch die einfache, holzgeschnitzte Tür von guter Wirkung. An den Schlußsteinen über den Fenstern des Erdgeschosses eine Anzahl Embleme, Krone, Tiara etc.

Im übrigen ist noch eine Anzahl Fachwerkhäuser zu erwähnen, zum Teil leider verputzt.

Schmiedeeiserner Schild

Am Gasthaus »Zum Hirsch« *schmiedeeiserner Schild* um 1800.

[1]) Mone, Quellensamml. III, S. 633.

HOFSTETTEN

Schreibweisen: Hofstetten 1363; Hoffstetten 1475; Hoffståtten 1502. (= Hofstätte.)

Literatur: Heinr. Hansjakob, Im Paradies, Tagebuchblätter, mit einer Ansicht von Hofstetten, 1897.

Ortsgeschichte: Der Hauptort liegt in einem Seitentale des Kinzigtales, da, wo sich dasselbe in drei kleinere Täler scheidet. Die einzelnen Höfe und Wohnstätten sind auf vier Täler verteilt und auf zehn Zinken. Der Ort gehörte wohl seit dem 13. Jh. den Grafen von Fürstenberg und teilte die Schicksale der Kinzigtäler Lande, bis er mit diesen 1806 an Baden kam. Der Zehnte gehörte den Herren von Geroldseck.[1]

Ortsgeschichte

Die *kath. Kirche* (ad S. Erhardum) findet ihre erste mir bekannte Erwähnung bei Kolb.[2] Der heutige Bau stammt aus den Jahren 1832 und ist ein Werk der auf Weinbrenner folgenden Schule. In der Kirche ist der *Hochaltar* zu erwähnen, ein einfaches aber gutes Werk des Rocaillestiles. Die zwei *Seitenaltäre,* die aus dem Kloster Tennenbronn stammen sollen, zeigen den üblichen Aufbau des 18. Jhs., mit Voluten, geschwungenem Giebel, Engelsköpfen, und wirken dekorativ gut. Der eine ist der h. Jungfrau zu den drei Birken, der andere dem h. Wendel geweiht. An der rechten Seitenwand aufgestellt eine große *Holzstatue* der Madonna aus dem 18. Jh., etwas oberflächlich, aber wie gewöhnlich von einem geschickten Wurf.

Kath. Kirche

Hochaltar

Seitenaltäre

Holzstatue

Von den *Glocken* stammt die eine aus der Edelschen Werkstätte in Straßburg (18. Jh.), also wohl aus der alten Kirche, die beiden anderen sind neueren Datums.

Glocken

In der Sakristei ein *Schrank* mit reicher Rocailleschnitzerei. An *Kirchengeräten* ein schlichter Kelch, silbervergoldet, mit dem Augsburger Zeichen und S; ein Wettersegen in der Sonnenform, aus dem gleichen Material; eine Kreuzpartikel, messingvergoldet, mit gravierten Ornamenten.

Schrank

Kirchengeräte

In den Tälern einige Bauernhöfe und Häuser, die mehr oder minder gut erhalten die typische Form des Schwarzwaldhauses aufweisen.

Vor dem Gasthaus »Zu den drei Schneeballen« ein *Brunnen,* Sandstein, von 1815, in den Formen des ausgehenden Empire.

Brunnen

Auf den Höhen gegen Welschensteinach zu finden sich Grenzsteine des 18. Jhs.

Zu der Gemeinde Hofstetten gehört die nur noch in wenigen Trümmern erhaltene, auf der Höhe von 618 m gelegene

HEIDBURG

Schreibweisen: Heideberg 1289; Heideburg 1351 dú vesti, dú gelegen ist zwúchent Eltzach und Haseloch uf der hôhi; Heydeburg 1358; Haidburg 1413; daz burgstal 14./15. Jh.; Heydburg 1476; Heidtberg des schloß 16. Jh. (Burg im Heideland; doch auch möglicherweise = arx paganorum, vgl. Haidenbühl.)

Die Burg wird, wie aus obigem hervorgeht, erstmals 1289 genannt, 1351 schon im Besitze der Grafen von Fürstenberg. Möglich, daß sie als zähringisches Erbe in den Besitz des Hauses gekommen ist. Damals verpfänden die Grafen Heinrich und Hug einen jährlichen Zins von 50 Mark Silber von ihrer Burg Heidburg und vier Meierämter

[1]) Großherzogtum Baden 853.

[2]) Kolb II, S. 81.

an Johans Geburen Wittwe, Elisabeth Kotzin, von Freiburg.[1] 1358 gelobt Graf Hug dem Bischof von Straßburg, mit allen seinen Vesten, darunter »Heydeburg, so sú irloset wúrt«, auf zehn Jahre zu dienen.[2] 1359 bekundet Graf Hug, daß der Pfandsatz infolge einer Nachzahlung von seiten der beiden Gläubiger auf 550 Mark gestiegen war.[3] Durch Erbschaft gelangte dann die Pfandschaft an Johans von Valkenstein, Sneweli Im Hofe, Ritter, Hanmann von Hornberg, ein Edelknecht, und Hanmann Gebúre, Berhtolt des Gebúren sel. Sohn, ein Burger von Friburg. Ihnen konnte in diesem Jahr Graf Hug 425 Mark von dem Pfandsatze zurückzahlen, worauf bestimmt wurde, »daß fortan nur 11½ Mark Gilt, die mit 125 Mark wiederkäufig sein sollen, und zwar an Johans von Valkenstein, Ritter, fallen«.[4]

Es ist hier nicht der Ort, auf die verschiedenen Verpfändungen, Vererbungen etc. einzugehen,[5] die Falckenstein blieben im Besitz der obigen Pfandschaft, 1493 sitzt ihr Vogt auf der Burg: »mins hern von Valckenstains burgvogt zu Heidburg«, 1502 nennt sich Sigmund von Falckenstein noch »fríher zú Heitberc«,[6] 1519 aber verkauft er seine veste Heidburg an Wilhelm und Friedrich, Grafen zu Fürstenberg.

1289 hören wir von einer Kapelle S. Michaelis, im 16. Jh. von zwei Altären in derselben: »Heidberg hat gehört in die pfarr Eltzach, dieweil der von Valckenstein ingehept und besessen hat, und von dem pfarher von Eltzach versehen worden .... es sind auch zween altaria in dem schloß, der ein ist Costentzer, der ander Straßburger bistumbs, und ist der in Costentzer bystumb gewyhet, der ander nit.«

Wann die Burg verlassen wurde, weiß ich nicht anzugeben. In den letzten Jahrhunderten ist sie in gründlicher Weise als Steinbruch benutzt worden, so daß die heutigen geringen Spuren keine Anhaltspunkte mehr über ihre Anlage geben.

KALTBRUNN

(ROSSBERG und WITTICHEN)

Schreibweisen: Kaltabrunnen 1336; Kaltabrunn 1348; Kaltenbrunnen 1357; Caltenbrunnen 1372; Kaltenbronn 1488; ze Kalbrunnen 1504.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 153—155.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Die Gemeinde Kaltbrunn setzt sich aus den Zinken Gallenbach, Grüßgott, Heubach, Kaltbrunn, Reilinsberg, Rinkenbach, Roßberg, Vortal und Wittichen zusammen. Dieselben verteilen sich auf eine Anzahl kleiner Gebirgsseitentäler, deren Bäche in die Reinerzau fließen; am Wittichenbach liegt Wittichen, das heute als Hauptort Kirche, Schulhaus und Rathaus enthält, am Kaltbrunnerbach liegt der Ort, nach dem die Gemeinde heißt. Älter als er wohl die Ansiedelung auf dem Roßberg, auf dem schon früh eine Pfarrkirche stand, sowie das Kloster Wittichen. Im Anschluß an dieses mögen auch hier sich Bewohner angesiedelt haben. 1336 wird Kaltbrunn zum ersten Male

[1] Fürstenb. Urk.-Buch II, Nr. 287.
[2] Ebenda Nr 331.
[3] Ebenda Nr. 340.
[4] Ebenda Nr. 412.
[5] Ebenda III, Nr. 111 und weiter Nr. 119, 123, 239 etc.
[6] Kindler von Knobloch a. a. O. I, S. 335f.

genannt. Es gehörte zur Herrschaft Schenkenzell, also den Herren von Hohengeroldseck, und wurde mit dieser Herrschaft durch den Verkauf Gangolfs von Hohengeroldseck fürstenbergisch, was es bis zum Übergang an Baden 1806 blieb.

Kapelle

Kapelle: »in villa Kaltbronnen capella in honore beatissimae virginis Mariae et s. Sebastiani ecclesiae in villa Rossberg annexa 1501«. Mit der Verlegung der Pfarrei vom Roßberg nach Wittichen wurde die Kapelle Filiale hiervon. Die 1501 erwähnte Kapelle steht wohl heute noch in der Friedhofskapelle, einem kleinen spätgotischen Bau aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinen an den Gewänden. Ein Rechteck, das in drei Seiten des Achtecks geschlossen ist, in diesen geradsturzige Fenster mit abgefastem Gewände aufweist, jeweils ein gleiches an den Langseiten. Eine spitzbogige Tür führt in die Kapelle. An der nördlichen Langseite eine kleine Sakramentsnische, in spitzem Kleeblattbogen und darüber Kielbogen geschlossen, an der die Jahreszahl: I+7+, die mit obiger Notiz zusammengehalten also wohl die Erbauungszeit angibt.

An der Glocke, deren Henkel zopfartig gedreht sind, steht:

hansjoerg · sidler · von · esling · gos · mich · do · man · zalt · m cccc l xxx ?? · jar · osanna · hais · ich.

Eine der Kapelle gehörige Holzfigur war bei meinem Besuch nicht zu sehen, weil auswärts zur Reparatur gegeben.

Schlußsteine

An einem Haus in der Nähe des Friedhofes zwei dreipaßförmige *Schlußsteine* eingemauert, der eine die Halbfigur Christi, der andere die eines bärtigen Heiligen im Relief enthaltend, gute, spätgotische Sandsteinarbeiten, die aus dem Kloster Alpirsbach stammen sollen. (Vielleicht aus der um die Zeit der Erbauung des Hauses zerstörten Bücherei?)

ROSSBERG

Schreibweisen: Rosberch 1275; Rosberg 1337; Rossberg 1398; uff Roßberg 1493. (Roß = Pferd.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Auf dem 749 m hohen Roßberg, wo heute nur noch eine Kapelle und einige Bauernhöfe liegen, muß ehemals eine bedeutendere Ansiedelung bestanden haben. Sie gehörte, wie Kaltbrunn, in die Herrschaft Schenkenzell, also den Herren von Hohengeroldseck, bis diese 1498 durch Kauf an die Fürstenberg überging. 1806 wurde Roßberg badisch.

Kapelle

Kapelle (ad S. Georgium): Bereits 1275 wird eine Kirche erwähnt: Rosberch in decanatu Kúrnbach sive Sultz-(bach), 1324 in decanatu Krumbach (Kúrnbach) seu Oberndorf. 1331 schenkt Walter von Geroldseck »magistrae et conventui monasterii in Widechenstain ius patronatus ecclesiarum parrochialium in Schenkenzella et in Rosseberg«. Und so hören wir denn zwischen 1360 bis 1370: »ecclesia Rosberg in decanatu Oberndorf pertinet monasterio sanctimonialium in Widchen«. 1501 werden die patroni coeli genannt: »ecclesia parrochialis in honore sanctorum Egidii confessoris et Ursule sodaliumque«. Jetzt ist die Kapelle Filiale von Wittichen (Kaltbrunn). — Ein flachgedeckter, kleiner, einschiffiger Bau mit Chor, der aus drei Seiten des Achtecks geschlossen ist. Roh behauene Sandsteinquader und Bruchsteinmauerwerk. An zwei Ecken des Chorabschlusses sind kleine, einfache Strebepfeiler angebracht. Das Zurückspringen der Mauer kurz über den Fenstern im Chor deutet auf ursprünglich andere Bedeckung. Im

Chor: drei einpfostige Spitzbogenfenster mit Fischblasen- und Kleeblattmaßwerk. Ein gleiches in der Südseite des Langhauses. An dessen Nordseite und im Chor noch je eine schmale Lichtluke, nach außen spitzbogig geöffnet. Der Chor öffnet sich im Rundbogen gegen das Langhaus. An der Nordseite des Chors befindet sich eine Tabernakelnische, geradlinig abgeschlossen, die Laibung durch Hohlkehlen und Rundstäbe auf den üblichen schlanken, geriefelten Basen gegliedert, die Nische umgeben von sich kreuzendem Astwerk. Daneben ehemalige, jetzt zugemauerte Spitzbogentür. An der Südostseite des Chors kleine dreieckig abgeschlossene Nische für ewiges Licht.

Übliche spätgotische, einfach profilierte Mensa.

Von der Ausstattung die kleinen barocken Seitenaltärchen zu erwähnen. Die Glocke in dem kleinen Dachreiterchen war bei meinem Besuch nicht zugänglich.

Eine Inschrift über dem geraden Sturz der Eingangstür: NM 1826 BG, läßt auf eine damalige Renovierung schließen. Eine gründliche Restaurierung erfuhr das malerische Kirchlein in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts durch den staatlichen Konservator der Baudenkmale, Oberbaurat Kircher.

WITTICHEN

Schreibweisen: viculus qui vocatur Wittichiwilare 1091; villa juxta Schiltach im Künzinger thal prope arcem Wicktenstein, spectans ad ducem de Theck 1324; Grůnen Widechen 1099; Grunenwitichin nach 1127; terra sancti Benedicti in loco Witichin nach 1127; Widechen 1332; Widchenstain 1336; Witchen 1348; Wittichen 1348; Wittechen 1349; Wichenstein 1352; Widchen zwischen 1360 bis 1370; Wickten 1466; Wittheyn 1481; Wicktenn 1488 etc. (Stein des Witicho.)

Ortsgeschichte

Die *Ortsgeschichte* ist im wesentlichen in der Klostergeschichte enthalten, doch muß hier noch der Burg gedacht werden, die im 13. und 14. Jh. hier stand: Wittichensteinensis arx 1293, die burg zu Witechenstain, die zu Sulz in die herschaft gehört 1312, burgstall Witchenstein 1344, ain halb mile von Schenckenzell ain bůrg, hieß Wickestain. Auch ein Geschlecht kommt vor, der Zweig eines württembergischen Hauses nannte sich nach der Burg: Walther der schenke von Andegge, Burkart der schenke von Wittechhenstein sin sweher 1297. 1364 aber hören wir von einem Ulrich von Wytken. Von der Burg, die, wenn man nach dem Namen schließen darf, sehr alt gewesen sein dürfte, ist heute auch nicht die geringste Spur mehr erhalten.

Bergwerk: berg und bergwerkh zue und by dem gotzhuß genant im Wittechenstein 1517. Trenkle, Schwarzw. Industrie, S. 325. *(Wth.)*

Literatur: Leben der seligen Liutgart, der Stifterin von Wittichen, von Pfarrer Berthold von Bombach. Mone, Quellensammlungen zur bad. Gesch. III, S. 438—468. Jahrgeschichten der Franziskaner in Baden, ebenda III. S. 643—648. Fürstenb. Urkundenbuch, 7 Bände, Tübingen 1877/1891. Mitteilungen aus dem Fürstenb. Archiv, 2 Bände, Tübingen 1894/1902. Fickler in Schönhuts Burgen, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz II, S. 91—108. Reichenlecher, Die sel. Luitgard und das ehemalige Kloster W., 2. Aufl., Passau 1889. Baur in FDA. NF. I, S. 54. Ruppert, Gesch. der Mortenau I, S. 149, 150. Kolb, Lexikon III, S. 394 ff. FDA. XXII, S. 181. Krueger, Topograph. Wörterbuch II², S. 1485—1487.

Die Gründerin des Wittichener Klosters, Liutgard, wurde als armer Eltern Kind im Schenkenzeller Tal nahe der Burg Wittichenstein 1290 oder 1291 geboren. Im J. 1302 fand sie Aufnahme im Tertiarierinnenkloster zu Oberwolfach. Wunder und Vorzeichen begleiten ihren Eintritt ins Leben wie jeden wichtigeren Schritt desselben; Visionen und die Versenkung in die Geheimnisse mystischer Kontemplation begegnen allerwärts in der kurz nach ihrem Tod (vor 1356; mit späteren, bis 1394 reichenden Zusätzen) von einem sonst unbekannten Pfarrer Berthold verfaßten Vita, die zu den anmutigsten Proben mystischer Literatur zu rechnen ist (Hss. aus dem Laßbergschen Nachlaß in Donaueschingen). Zu beachten ist auch, daß Liutgard mit den Zentren mystischen Lebens am Oberrhein, Günterstal, Königsfelden und Töß in direktem Verkehr stand.

Es ist nicht recht klar, weshalb Liutgard das Wolfacher Kloster verließ und sich zu einer Neugründung entschloß. Nach der Vita wäre jene Niederlassung von Johann XXII. aufgelöst und den Schwestern das Tragen der Ordenskleidung untersagt worden; indes läßt sich das Mutterkloster noch 1329 nachweisen,[1]) da das Wittichener Klösterchen schon bestand. Die »Jahrgeschichten« verlegen die Gründung des letzteren ins J. 1324 und sagen, daß anfangs nur zwei Schwestern von Wolfach herübergezogen, daß aber 1325 alle 34 Schwestern in Prozession gefolgt seien. Da das Gebiet der Neugründung den Geroldseckern und dem Herzog von Teck gehörte, suchte Liutgard erst bei letzterem um Unterstützung und beim Geroldsecker Vogt auf der Burg Schenkenzell um Erlaubnis nach. Die Geroldsecker Herrschaft wies ihr sofort das Erträgnis der S. Katharinen-Pfründe an. Weitere Mittel verschaffte sich die Selige auf Bittgängen nach Straßburg, nach Aarau und zur Königin Agnes in Königsfelden. An letzterem Ort wird ihr der gleichzeitig stattfindende Brand ihres Klösterchens geoffenbart (1327). Agnes soll daraufhin die Kosten des Neubaues (1329) getragen und Güter in Brugg angewiesen haben. 1330 wurde die Kirche konsekriert zu Ehren Mariens, der Heiligen Katharina, Klara, Franciscus, Petrus und Paulus und aller Heiligen (Haupttitulus Allerheiligen).

Wie die Geroldsecker die Stiftung von Anfang an begünstigt, so förderten sie sie durch mancherlei Zuwendungen. 1327 schenkten Walter von Geroldseck und der durch seinen Besitz gleichfalls an dem neuen Gotteshaus interessierte Graf Georg von Veldenz den Kirchensatz von Roßberg, wogegen sich die Familie Geroldseck für alle Zeiten das Vogtei- und Schirmrecht garantieren läßt; 1331 der gleiche Geroldsecker den viel einträglicheren Kirchensatz von Schenkenzell, dessen Kirche 1350 völlig inkorporiert wurde.[2]) 1348 treten er und seine zwei Söhne zu ewigem Zinslehen gegen jährlich 4 Pfund Heller den Wald in Wittichen ab,[3]) dieser Waldzins wird aber zunächst 1358 den zwei ins Kloster getretenen Töchtern eines Toley zugewendet, nach deren Tod er erst frei dem Konvent zufallen soll. Herzog Albrecht und seine Gemahlin Johanna schenken 1340 400 fl., womit für alle Zeiten zwei Priester unterhalten werden sollen.[4]) Eine Straßburgerin, Duda, Witwe des Bürckelin genannt Schaffner von Westhoven, vermacht 1376 einen Hof samt allem Zubehör in Molsheim (gelegen neben Mag. Mathias von Neuenburg).[5]) In großer Menge häuften sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Schenkungen von seiten

[1]) Fürstenb. Urk.-Buch V, S. 381.

[2]) Regesten der Bischöfe von Konstanz II, Nr. 4529 und 5009.

[3]) Ruppert, Gesch. der Mortenau I, S. 500.

[4]) Vgl. Lichnovsky, Gesch. des Hauses Habsb., Regg. von Birk III, S. 1235.

[5]) Z. 21, S. 294.

des Kinzigtäler Adels wie der Gemeinen. So kam 1347 der Kirchensatz von Weitingen durch Volz Neuneck ans Kloster, 1352 der von Hohenmössingen, 1357 der von Hierlingen mit dem Zehnten in Frommenhausen. Besonders ausgedehnt war der Besitz in Rottweil. Hier wie in Hohenmössingen, Horb, Gengenbach, Lahr, Straßburg, Villingen und Brugg (jährlicher Ertrag 4500 fl.) waren besondere Schaffneien. Auch an Privilegien fehlte es von Anfang an nicht. 1330 wurde durch eine Ablaßverleihung die Bedeutung des Gotteshauses erhöht; 1336 die Hintersassen und das Gesinde des Klosters von der kirchlichen Zuständigkeit in Reinerzau gelöst und nach Wittichen gewiesen; 1339 wurde der Kirche das Begräbnisprivileg verliehen bezüglich aller, die sich dort bestatten lassen wollten.[1]) Der Vorsteherin wurde durch eine Verfügung Gregors XI. (1376) der Titel einer Äbtissin bewilligt und der Personalstand des Klosters auf 50 festgelegt. Im 14. Jh. vollzog sich nach der Klostertradition auch die Umwandlung des Tertiarierinnenkonvents in ein Klarissinnenkloster. Wann das geschah, wissen wir nicht; wir haben nur die nachträgliche päpstliche Bestätigung von 1402. Aber da schon 1331 »von Wittgenstein St. Claren-Ordens« die Rede ist, wäre es denkbar, daß das Klösterchen von vornherein eine Klarissinnenstiftung war und daß gerade der Wechsel der Regel mit dem Preisgeben des Wolfacher Klosters zusammenhängt.

Das 14. Jh. ist unverkennbar die Blütezeit des weltverlorenen Schwarzwaldklösterchens; die Selige selbst sah es noch in voller Entfaltung, da sie erst 1347 oder 1348 starb. Wenig nur ist aus dem folgenden Jahrhundert bekannt; und das Wenige beschränkt sich auf einen Schutzbrief des Kaisers Sigismund (1417) und auf eine Bestätigung des Vogteirechts für Diebolt und Gangolf von Geroldseck (1473). 1500 aber geht dieses Recht zugleich mit der käuflichen Erwerbung der Herrschaft Schenkenzell zufolge kaiserlicher Verfügung an Graf Wolfgang von Fürstenberg über. Diese Verbindung brachte in der Folge das Kloster mit der Kinzigtäler Herrschaft in die Wirren der Reformation. Graf Wilhelm, der Nachfolger, versuchte auch hier 1540 die neue Lehre einzuführen: die Klosterfrauen wurden verjagt oder zum Heiraten angehalten, die Klosterurkunden weggenommen, die Pfarre Roßberg beseitigt und die Glocken in Straßburg zu Geschützen umgegossen. Der Pfarrer von Roßberg, der jetzt ein Prädikant war, sollte laut »Befelchzedel« von 1542 im Kloster selbst amtieren und die noch gebliebenen (zuletzt nur noch zwei) Nonnen der neuen Lehre gewinnen. Noch ist das Verzeichnis aller Wertgegenstände erhalten, die in den J. 1546 und 1547 auf Befehl des Grafen dem Kloster weggenommen wurden. Es sind meistens wertvolle Paramente, die an Bekannte und Verwandte des Grafen Wilhelm verschenkt wurden; an Dreikönig 1547 alle »briefe« über Schaffneien, 18 silberne Becher von 20 im Inventar von 1542 verzeichneten, 6 silberne Kelche von 7, 2 Sakramentsbüchslein.[2]) So war tatsächlich die Säkularisation über dieses Frauenkloster verhängt. Als Prädikant von Wittichen wird der bejahrte Jakob Gyr, von Schenkenzell Georg Häner genannt. Nach Einführung des Interims und nach dem Tode des Grafen Wilhelm nahm die Gegenreformation wieder ihren Einzug; aber die sittliche Verwilderung, eine Folge des glänzenden Wohlstandes und der durch die Reformation hervorgerufenen Ungebundenheit, beschäftigte fast ein Jahrhundert lang die weltlichen und geistlichen Behörden unablässig mit den abstoßendsten

[1]) Regg. der Bischöfe von Konstanz II, Nr. 4528 und 4575.

[2]) Mitteilungen aus dem Fürstenb. Archiv I, S. 415.

Skandalen. Wohl wurde, wie schon 1512 durch den oberdeutschen Provinzial Georg Hoffmann eine Reformordnung erlassen worden war,[1]) nach der Wiederherstellung des Katholizismus wiederholt der Versuch gemacht, das Kloster gründlich zu reformieren; so wurde 1568/69 ein Reformentwurf festgestellt, nach dem durch Schwestern aus Valduna bei Feldkirch eine Regeneration der Klosterdisziplin herbeizuführen war. Aber das Übel nahm unter diesen Neuangekommenen eher noch zu. Eine zweite Reformordnung wurde 1571 getroffen.[2]) Der Dreißigjährige Krieg brachte zu diesem moralischen Elend noch reichlich Ungemach und äußere Sorgen. Wiederholt mußten die Nonnen (1620, 1624, 1632) mit der wertvollsten Habe sich flüchten; 1636 wurde aber auf der Flucht der Klosterbeichtvater, der Kelch und andere wertvolle Geräte an sich genommen hatte, erschlagen. Vier Jahre später wurde das ganze Kloster, nachdem es sich noch wenige Jahre vorher bei Bernhard von Weimar von der Brandschatzung freigekauft hatte, niedergebrannt mit dem größten Teil der Kirche und dem nahen Wald. Nachdem 1642 das Ganze



Fig. 346. Kanzel der ehemaligen Klosterkirche in Wittichen.

[1]) Mitteil. aus dem Fürstenb. Archiv I, S. 14.

[2]) Ebenda II, S. 121—157.

wieder aufgebaut war, fiel es, mit Ausnahme der Kirche, schon 1663 einem dritten Brande zum Opfer. Erst zum Jahre 1681 vermelden die Jahrgeschichten den Neubau, den Pater Euprepis geleitet haben soll. 1629 war die Gruft der Gründerin geöffnet und deren Gehirn laut Gutachten des Dr. Gabler, Leibarzt des Markgrafen Wilhelm von Baden, des Physikus Jakob Häusler von Villingen und des Dr. Kiefer von Straßburg in wunderbarem Zustande gefunden worden. — Auf die späteren zum Teil langwierigen Streitigkeiten mit den Kapuzinern, die teilweise aus materiellen Gründen die Beichtväter für das Kloster zu stellen wünschten, sowie mit den Fürstenbergern wegen Kompetenzanfechtungen braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden. Wittichen wurde, noch bevor es an Baden fiel (1806), von den Fürstenbergern (1803) säkularisiert, den Nonnen aber gestattet, bis zum Aussterben des Konventes im Kloster zu bleiben. Bezüglich des Kirchenschatzes sind zwei Inventare wertvoll aus den J. 1542 und 1565. Sie zeigen uns das Kirchlein entsprechend dem Wohlstand des Klosters in sehr guter Ausstattung: es werden zahlreiche Meßgewänder aus Samt, Damast und Seide, zum Teil reich gestickt, aufgeführt, ein schwarz-rot-gelber »fürhang« für das Sakramentshäuschen, zwei gestickte »Fürhänge« für die Altäre, ein »goldengestickter Borden mit den zwölf Aposteln« für einen Altar, ein »blau schettern Sakramentstüchlein«, in einer »Schindellade eine kupfer«vergoldete Monstranz, zwei silberne Meßkännlein, ein silbernes Kruzifix, sieben gewirkte Bankkissen, ein ebensolches Stuhlkissen, eine Decke auf der Stifterin Grab, zwei gemalte Tücher mit dem König Pharao und der Krönung des Herrn, ein grünes Tuch auf der Gräfin Grab, sieben Kelche, für die Schwestern silberne Becher, Löffel u. a. Der Schatzbestand von 1542, der 1546/47 teilweise reduziert wurde, befand sich zum Teil im Kreuzgang in einem »Kensterli«, zum Teil in der Custorie, zum Teil im Gewölbe.[1]) *(Sauer.)*

Die heutige Kirche ist ein einschiffiger Bau mit polygonaler Apsis und hohen, rundbogigen Fenstern, also wohl der schlichte Neubau von 1681. Doch blieben bei den Bränden 1642 und 1663 offenbar die unteren Mauern der gotischen Kirche stehen und konnten bei dem Neubau benutzt werden, wie die an den Chorteilen erhaltene gotische Wasserschräge und die spitzbogige Eingangstür in die Kirche mit hohlgekehltem Gewände bezeugen. An der Decke des Chors Deckenbild mit der Stigmatisation des h. Franz, ein weiteres Bild unter der einfachen Empore.

Innenausstattung

Die *Innenausstattung* stammt ebenfalls zum größten Teil aus der Zeit nach 1781, so *Altäre* und Kanzel. Der Hochaltar, großer Säulenaufbau mit verkröpftem Gebälk und flachrundem Giebel, reich geschnitztem Rankenwerk, Holzstatuen der Heiligen Franz und Liutgard sowie kleineren Heiligenstatuen auf der Bekrönung, Putten etc. (auch am Tabernakel), umschließt ein Gemälde der Krönung Mariä und aller Heiligen, ein mittelgutes, wirksames Werk vom Ende des 17. Jhs. Auf dem Bild ein Wappen: springender Hund mit rotem Halsband, darüber Kardinals (?) hut, dabei die Schrift: I G G D / 16 87. Die beiden Seitenaltäre zeigen die gleiche Ausbildung wie der Hauptaltar, ohne nennenswerte Einzelheiten. Die *Kanzel* (s. Fig. 346), mit reicher Ranken- und -Bandschnitzerei, zeigt unten die Gestalten der vier Kirchenväter, an dem von Voluten getragenen Baldachin die Figur der Stifterin mit dem Kirchlein und einen posaunenblasenden Engel.

Altäre

Kanzel

Taufstein

Der *Taufstein* (Sandstein) in schlichter, sechskantiger Form trägt das Monogramm Mariä und die Inschrift: IOHANNES DER DAVF . .

[1]) Mitteilungen aus dem Fürstenb. Archiv I, S. 323; II, S. 89.

An *Epitaphien* enthält die Kirche eine größere Anzahl. Zunächst ist die Gruft der Stifterin mit einer Platte geziert, auf der in flachem Relief ihre Figur ausgehauen ist, der leere Raum zu ihren Füßen mit Maskarons und Beschlägornament ausgefüllt (17. Jh.), die Umschrift lautet:

Epitaphien

S · LEUDTGARD · STIFTERIN DISES GOTTSHAUS WITTICHEN.

Darunter angebracht ein kleiner Steinsarkophag mit der Aufschrift 1629, der das Gehirn der Heiligen enthalten soll. Über der großen Platte ein Ölgemälde, wohl aus der gleichen Zeit, auf dem die Heilige dargestellt ist und die Klostergebäude, wie sie bis 1855 noch bestanden.

An der Wand daneben zwei Grabplatten, die beide in Umrißlinien eingeritzt die Figur eines Priesters mit Kelch zeigen in eleganter Zeichnung des 14. Jhs. Leider sind die Steine sehr abgetreten, so auch die Umschriften. Von der einen ist entzifferbar:

IICIT DN̄S . NICOLAUS . DE . S . . . . AS SUO.

von der anderen:

+ · ANNO DNI . . . . NNO (?) MORTUUS EST CUNRAD
DE S . . . . VICILI . . . IOHA . . ELIS . AVE.

Weiterhin die Grabplatte der Gräfin Barbara von Fürstenberg, geb. Montfort, oben das Allianzwappen, darunter von zwei Gerippen gehalten ein Schild, auf dem ein Kruzifix zwischen zwei Leuchtern auf einer Tumba dargestellt ist; die in sehr schlechter Kapitale gehaltene, durch Abtreten zudem stark verwischte Umschrift, in zwei Reihen übereinander, lautet:

DEN IZ DECEMBRIS ANNO + I5 + 9Z . . . . DIE HOCHWOLGEBORNE FRAW BARBARA GEBORNE GRAEVIN ZU MUNTFORT · EGWEIL UND . . . . DES HOCHW . . . . HERREN CHRISTOFFEN ZU FÜRSTENBERG · C · C · W . SELIGEN ANGEDE . . . . . GEWESENE EHLICHE GEMAHLIN DEREN DER ALLMECHTIG GOTT GNEDIG UND BARMHER . . . . EN.

Von dem folgenden Grabstein ist nur noch der Topfhelm erhalten, dessen Helmkleinod einen bärtigen Männerkopf mit phrygischer Mütze hat, auf der drei Schildchen.

Kleinere Grabplatten von 1751 und 1757, sonst abgetreten, auf dem Boden der Kirche, vor dem Altar die des Pater Melch von 1762 und des Hyazinth Neef von Offenburg, gestorben 1773.

In der Kirche noch *Holzfigur* des Heilandes in Ketten, Durchschnittsarbeit von 1700; Kruzifix, neben ihm Sebastian und Wendelin. Der h. Sebastian, eine mittlere, oberdeutsche Schnitzarbeit, mit dem beliebten, perückenartigen Haar, ca. 1,15 m hoch, am Sockel steht IX9X, das Kruzifix Durchschnittsarbeit aus der Mitte des 16. Jhs., der h. Wendel desgleichen aus dem 17. Jh.

Holzfigur

Auf dem Altar holzgeschnitzte *Leuchter* mit Puttenköpfen, gute Arbeiten des beginnenden 18. Jhs.

Leuchter

Eine *Tür* mit Flachschnitzerei, Rankenwerk (um 1700), führt in die Sakristei.

Tür

Zwei *Glocken* sind 1789 von Matthäus Edel in Straßburg gegossen.

Glocken

In der Sakristei und im ehemaligen Klostergebäude werden noch eine stattliche Anzahl alter *Kirchengeräte* und *Kirchengewänder* aufbewahrt:

Kirchengeräte
Kirchengewänder

Monstranz, silbervergoldet, getrieben, in der Sonnenform, mit schönen Ranken vor den Strahlen, in ihnen die getriebenen Halbfiguren von fünf Franziskanerheiligen sowie

Gott-Vaters, gute Arbeit, Augsburger Zeichen und MM; Wettersegen in gleicher Form, Material und Arbeit, mit teilweise aufgelegtem, getriebenem silbernen Rankenwerk, Mitte 18. Jhs.; Kelch, silbervergoldet, getrieben, mit reichen Rocailleornamenten, in den Rocaillekartuschen des Fußes eingraviert das Wappen Wittichens, darunter 1744 und:



Fig. 347. Casel in Wittichen.

THOMAS HEISLER CATHARINA HEISLERIN
MEMENTO MIHI

sowie das Zeichen: [Zeichen], Augsburger Beschauzeichen, darunter F, das Goldschmiedezeichen unleserlich; zweiter Kelch, gleiche Arbeit und Material, am Fuß die Leidenswerkzeuge und Früchtekränze, an der Cuppa aufgelegtes Silberrankenwerk, Zeichen S ? und $\overset{\text{I E}}{\text{G}}$; Meßkännchen mit Platte, silbervergoldet, getrieben, Zeichen ein Adler (?) und N; desgleichen in gleicher Arbeit und Material, reichere, gute Arbeit aus der Mitte des 18. Jhs., Augsburger Zeichen, darunter F, Meisterzeichen verwischt; ewige Licht-Lampe, silbergetrieben, mit Rocailleornamenten, auf den Rundmedaillons steht:

T H und C H
Augspurg 1750'

auf dem dritten eingraviert das Klosterwappen; große, silbergetriebene Barockleuchter mit dem üblichen Volutenfuß; Missale, der Samteinband mit reichem Beschläg, silber-



Fig. 348. Casel in Wittichen.

getriebenes Rocaillewerk, gestiftet von dem Pfarrer in Kaltenbronn Christian Hug nach Wittichen 1760; Rosenkranz, teils silbergetriebene, teils achatne Glieder, 18. Jh.

An Gewändern nenne ich: Casel, Brokatstoff mit eingewebten Seidenblumen auf Kreuz und Stab; eine weiße, ebenfalls mit reicher Buntseidenstickerei von Blumen und Rocaillewerk; eine solche von rotem, gepreßtem Samt, Kreuz und Stab zeigen auf roter Seide reiche Stickerei in Gold und Silber (s. Fig. 347); auf gleichem gepreßten Samt auf weißseidenem Stabe sehr schöne Stickerei in bunter Seide, große Blumenranken (s. Fig. 348); eine Casel in dem in der Rokokozeit so beliebten Hellblau, mit eingewirkten buntseidenen Blumen, ein echtes Beispiel des damaligen Farbensinnes; weiße Casel und Levitenröcke mit eingewebten buntseidenen Blumen; Casel von grünem

Seidendamast und lila Stab, worin buntseidene Blumen eingewirkt, auf der Rückseite Stickerei in Gold und Lila auf schwarzer Seide; Palla von roter Seide mit eingestickten Goldplättchen und Blumen, schönes Stück des ausgehenden 18. Jhs.; ein weißes Velum mit Goldstickerei, ein blaues mit hochgestickten Goldranken und seidenen Blumen, Mitte des 18. Jhs., zwei in Citronengelb vom Ende des 18. Jhs.; eine Alba mit schöner Weißstickerei und breiten Klöppelspitzen; eine Anzahl weiterer Alben und Altardecken des 18. Jhs.; ein Leinentuch (jetzt in zwei Stücke geteilt) (s. Fig. 349), weiß und gelb gestickt, und zwar in Ranken Adam und Eva, neben ihnen eingestickt W H / 15 81 sowie die Evangelistenzeichen; zwei sogen. Engeltücher mit wenigen eingestickten seidenen Blumen;



Fig. 349. Gelb und weiß gesticktes Leinentuch in Wittichen.

ein in geometrischem Muster von Rauten und Trapezen gestickter Teppich; eine Madonnenfigur bezw. nur der Kopf und darunter das Gestell, in Holz geschnitzt, bekleidet mit bunt gestickten Seidengewändern des 18. Jhs.

Ein Reliquiar, holzgeschnitzt, in Barockformen mit Rankenumrahmung.

Abteigebäude

Das heute noch stehende *Abteigebäude* ist ein schlichter Bau[1]) vom Ende des 17. Jhs., dessen Fassade auf der einen Seite durch einen Erker, auf der anderen durch ein stattliches Portal belebt wird. Dieses Renaissanceportal (s. Fig. 350) mit reich verzierten Hohlkehlen der Laibung, mit durch Beschlägornament verziertem Wulst, wird von Pilastern mit ionischen Kapitellen flankiert, die ein mit Früchten verziertes Gebälk tragen, darüber der gebrochene Rundgiebel mit Zahnschnitt und Obeliskenbekrönung, zwischen

[1]) Abgebildet bei Näher a. a. O., Blatt 11.

dem Giebel, von Voluten flankiert, das Fenster. Dieses wird von Rollwerk bekrönt, in dessen Mitte das Monogramm Jesu.

Das Innere ist durchaus schlicht, die Holzumrahmung der Türen zeigt die Profilirung des ausgehenden 17. Jhs., so besonders am Kapitelsaal, an dem der obengenannte



Fig. 350. Portal des Abteigebäudes in Wittichen.

Erker sich befindet. Im dritten Stockwerk liegt im Gang ein Sandstein, eine ehemalige Türbekrönung mit reich skulpierter Rollwerkkartusche und Früchtekranz; in ersterer steht:

J6J5



Einige Zimmer weisen noch von der alten Ausstattung schlicht getäfelte Decken (Stabdecken) auf, so besonders die Paramentenkammer. Hier auch ein eingelegter Schrank von 1749, fernerhin ein Ofen mit gußeiserner Platte, auf der Rankenwerk.

An dem Weg nach Schenkenzell einige Bildstöcke des 18. Jhs.

KINZIGTAL

(HALBMEIL, IPPICHEN, LANGENBACH, S. ROMAN)

Aus in den Gebirgstälern weit zerstreuten Orten setzt sich diese Gemeinde zusammen, deren Hauptort Halbmeil im Flußtal der Kinzig liegt.

HALBMEIL

Schreibweisen: zur Halbenmil ob Wolfach 1482; von der Halbenmil 1492. (Wörtlich zu nehmen.)

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 153.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Früher zur Herrschaft Wolfach gehörig, kam es mit dieser an das Haus Fürstenberg, bis es 1806 badisch wurde.

Wirtshausschild

Wirtshaus »Zum Engel« hübscher schmiedeeiserner *Wirtshausschild*, 18. Jh.

IPPICHEN

Schreibweisen: Gypchen 1332; Gipechen 1341; Gypken 1386; Gipchen 1393 etc.; Gyphen 1453; Gyppich 1476; Gippich 1479. (Hof des Gibicho.)

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Die Gegend kam mit der Herrschaft Wolfach an Fürstenberg. Nach der hier ehemals stehenden Burg (s. unten) nannte sich ein Dienstmannengeschlecht der Herren von Hohengeroldseck, der Grafen von Fürstenberg, der Grafen von Lupfen und der Herren von Hornberg, von dem Ulrich de Gipeche 1268, Ulrich von Hepchen 1280 zuerst erscheint.[1]) 1472 scheint mit Diebolt von Gippichen das Geschlecht zum letzten Male genannt zu werden. Von der Burg hören wir zum ersten Male 1451, Gippicher burgstall 1493. Sie wird nach dem Erlöschen des Geschlechts allmählich zur Ruine geworden sein, heute sind von ihr keinerlei Reste mehr erhalten, nur der Name Burgmatte beim Abrahamsbauer deutet darauf hin.

Hof

Hof des Klasenbauern. Das Haus hat zwei rundbogige und ein spitzbogiges Tor mit gewelltem Profil. — Scheune mit rundbogiger, abgefaster Tür; die Stockwerke durch gotische Wasserschräge (Wasserschlag) voneinander geschieden. Fenster mit geradem Sturz und abgefaster Laibung, außerdem noch Lichtluken. Das Haus ist später vergrößert und das Dach erhöht worden. Bruchsteinbauten, die Einfassungen etc. aus Sandstein, 17. Jh.

LANGENBACH

Schreibweisen: Langenbach 1428; im Langembach 1451.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Mit der Herrschaft Wolfach kam Langenbach an das Haus Fürstenberg, 1806 wurde es badisch.

Im Schulhaus aufbewahrt eine Urkunde von 1487 (Montag nach S. Gilgentag), Entscheidung des Gerichts zu Schiltach in Sachen der Gemeinden Langen- und Übelbach gegen Gangolf von Hohengeroldseck und Schenkenzell bezüglich des Waldes in Hägbach.

[1]) Kindler von Knobloch a. a. O. I, S. 446.



S. Roman, Sakramentshäuschen.



Kapelle

Geringe *Kapelle* des 18. Jhs., ehemals gotisch, worauf noch Fenstergewände deuten. Glocke nicht zugänglich.

Häuser

Haus Nr. 9 von 1728 laut Inschrift über der Tür. Daran kleiner Grabstein mit roh ausgehauenem Kreuz von 1728 eingemauert. Haus Nr. 24 (sogen. Weidelibauer), hinten im Tal, von 1814; typisches Schwarzwaldhaus, eine Anlage von zwei Tennen.

S. ROMAN

Schreibweisen: sant Rumann 1493; s. Ruma 1499.

Archivalien der (kath.) Pfarrei: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 14 (1892), S. 114/15 und 123.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: S. Roman gehörte zu dem Schlosse Rumberg bezw. Romberg (s. Schapbach) und mit diesem den Hohengeroldseckern. 1472 verpfändete Gangolf von Geroldseck Schloß nebst Zubehör an Hans Mollenkopf vom Rise, von dem es 1490 Graf Wolfgang von Fürstenberg einlöste und den Geroldseckern abkaufte.[1]) 1806 wurde der Ort badisch.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Romanum): Zwischen 1360 und 1370 wird die ecclesia sancti Romani in decanatu Oberndorf sive Rotwil genannt, 1470 ecclesia parrochialis sancti Romani in Nigrasilva. Bald nachher kam nach Kolb[2]) die Pfarrei in Abgang, wurde 1520 neu fundiert, geriet wieder in Verfall, und die Wallfahrtskirche wurde Filiale von Wolfach. Seit 1784 wurde wieder die eigene Pfarrei errichtet. — S. Roman, auf waldiger Höhe gelegen, ist ein von der ganzen Gegend sehr besuchter Wallfahrtsort, der in Hansjakobs Schriften häufig vorkommt.

Der heutige Bau ist einschiffig mit geradabschließendem Chor, schlichter gotischer Bau aus Bruchsteinen, kleinen Sandsteinfindlingen. Im 18. Jh. wurde er vorgeschuht. Der vordere Teil zeigt daher Lichtöffnungen in der Form des Œil de Bœuf; der hintere geringe geradsturzige, spätgotische Fenster mit abgeschrägtem Rahmen. Das Portal ist rundbogig, hohlgekehlt und abgefast.

Die an die Nordseite des Chors angebaute Sakristei, ein einfacher, viereckiger Bau mit kleiner Fensterluke, hat an der Nordwestecke einen kurzen stämmigen Strebepfeiler, dessen Stirnfläche mit einfachem Kleeblattmaßwerk geschmückt ist. Gotische Dachschräge.

Inneres

Inneres: flachgedeckt, ohne jede Bedeutung. Der Chor öffnet sich in gedrücktem Spitzbogen mit abgefasten Kanten nach dem Langhaus. An der Nordwand des Chors Sakramentsnische, ähnlich der in Hausach (Tafel XXIII). Reiches Stab- und Fadenwerk auf gedrehten Basen umgibt die Nische. Kleeblattmaßwerkbogen, Kielbogenwimperg vervollständigen das Ganze, darüber noch flaches, in die Wand verlaufendes Maßwerk und ein Sims, von Astwerk umgeben, in dessen Mitte ein Schild mit der Jahreszahl:

I λ 8 ſ.

Das Ganze ist dick überschmiert. Die Nische selbst durch ein hübsches gotisches, schmiedeeisernes Netzgitter, das an seiner äußeren Umgrenzung Rosetten hat, abgeschlossen.

Taufstein

Geringer *Taufstein* mit Fischblasenverzierung. Der Fuß ist weggebrochen.

[1]) Großherzogtum Baden, S. 868.

[2]) Kolb a. a. O. III, S. 122.

Türe

Türe zur Sakristei an der Nordwand des Chors, flachbogig, Hohlkehle und sich kreuzende Stäbe auf gedrehter Basis, in zwei Ecken leere Schilde.

Gemälde

Im Chor sollen jetzt überschmierte *Gemälde* gewesen sein.

Sakristei

Die *Sakristei* zeigt ein spätgotisches Netzgewölbe mit trockener Profilierung der auf sechs Konsolen endigenden Rippen. Zwei Schlußsteine: in einem das Lamm Gottes mit Kelch, im anderen ein h. Märtyrer (S. Romanus ?) mit einer Bischofs(?)mütze, Schwert und Palme, flache Steinreliefs, fast nur silhouettenartig ausgearbeitet.

Vier der Konsolen sind als fratzenartige Männerköpfe gebildet, deren einer im Mund eine Schlange, einer auffallend große Zähne hat; die zwei übrigen Konsolen haben Wappenschilder, alles dick überschmiert. Die archaisch strengen und starren Konsolenköpfe wäre man geneigt einer früheren Zeit zuzuschreiben, ohne das zweifellos spätgotische Gewölbe, mit dessen Rippen sie bündig sind.

Altar

Der *Altar* ist der übliche Barockaufbau mit Säulen, darauf die Holzstatue des Heiligen aus dem 18. Jh.

Kirchengeräte

Kirchengeräte: Wettersegen, Kupferblech, vergoldet.

Kelche

Kelche: silbervergoldet, mit gewundenem Fuß, worauf die Romanusfigur eingraviert ist, aufgelegtes Silberornament an der Cuppa. Am Fuß eingraviert: E X · M · B · SL F F · SAX · 1781; geringer zweiter Kelch, etwas später. Alles Arbeiten des 18. Jhs.

Steinkreuz

Vor der Kirche auf dem Friedhof ein *Steinkreuz* von 1757 mit neuem Corpus Christi.

KIRNBACH

Schreibweisen: Kurenbach 1280; in dem Kúrnbach 1398; Kurnbach 1416; ze Kúrnbach dem tale in dem Kincgental gelegen 1424; in dem tal Kúrenbach 1460; Kirnbach 1545; in dem Langen Kirnbach Hornberger ampts dem fůrstentumb Wirttemberg inkorporiert 1569.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 159.

Literatur: Krummel, Die Feier der Einweihung der evang.-prot. Kirche zu Kirnbach, Lahr 1862.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Kirnbach ist eine weit im Gebirge zerstreute Gemeinde von vielen Zinken. Es gehörte im 13. Jh. den Herzögen von Teck, die es 1280 an die Herren von Hornberg verkauften: »wir herzoch Ludewich von Dekke han verkofet hern Brúnen von Hornberc unser gůt ze Kurenbach mit dem kilchensaze 1280«. Mit dem 15. Jh. beginnt die allmähliche Erwerbung des Hornberger Gebietes durch Württemberg, zu ihm gehörte Kirnbach denn auch vom 16. Jh. an, bis es 1810 badisch wurde.

Evang. Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche: Zwischen 1360 und 1370 wird die ecclesia Kurenbach in decanatu Oberndorff sive Rotwil genannt; vorher aber hören wir von einem eigenen »decanatus Kúrnbach sive Sultz 1275. Unser lieben frowen, dem lieben herren sant Nyclausen und den heiligen gemeinlich zů der pfarrekirchen in dem Kúrnbach 1451, der heilige Niclaus im Kúrnbach 1491«. Wie das ganze württembergische Gebiet, so wurde auch Kirnbach im 16. Jh. protestantisch.

Orgel

Der heutige Bau von 1861. In demselben eine *Orgel* mit Rocailleornamenten aus der alten Kirche.

Am Wirtshaus »Zum Hirschen« *schmiedeeiserner Wirtshausschild* des 18. Jhs. Von den zahlreichen *Bauernhäusern* und *Höfen* hebe ich hervor den

Schmiedeeiserner Wirtshausschild

Bauernhäuser Höfe

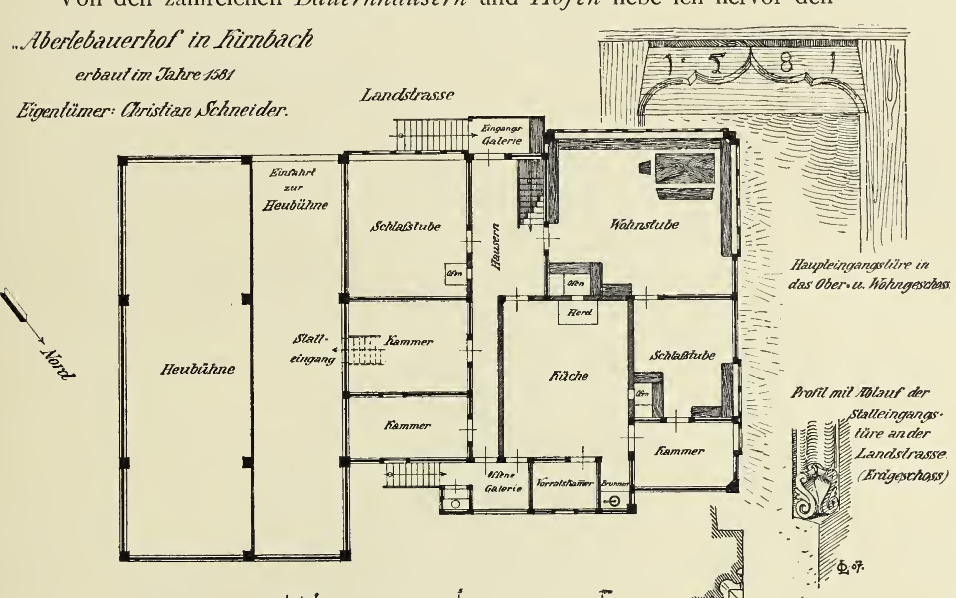


Fig. 351. Grundriß des Aberlebauernhofes in Kirnbach.

Aberlebauernhof (Christian Schneider), an dessen holzgeschnitzter Haustür die Jahreszahl 1581, an der Stalleingangstür ein in Fig. 351 abgebildeter origineller Voluten-



Fig. 352. Wohnstube des Aberlebauernhofes.
(Unten die Inschrift an der Quaderecke.)

ablauf. An der Ecke des Hauses sorgfältig behauene Sandsteinquader, darin die Jahreszahl 1581 noch einmal eingehauen. Der Grundriß zeigt nicht die übliche Anlage, sondern

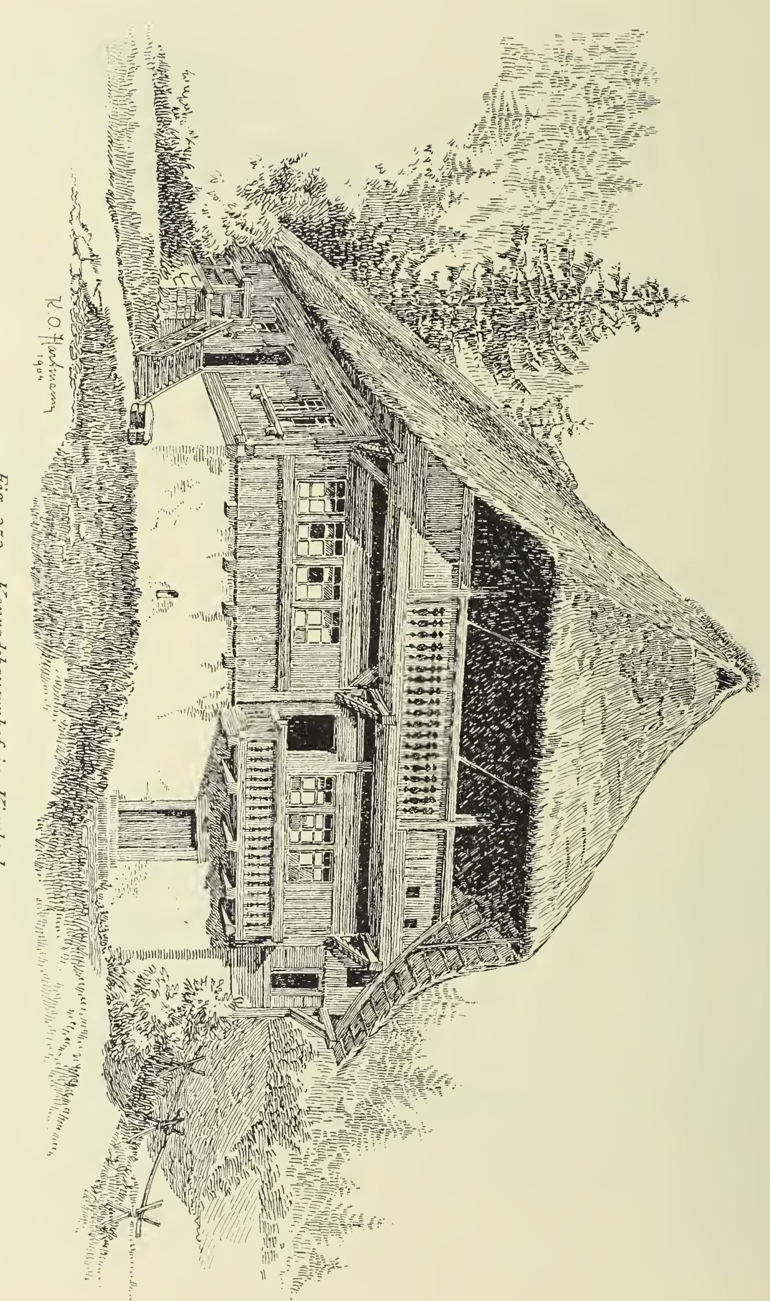


Fig. 353. Konradsbauernhof in Kirnbach.

die Stuben oben, die Stallung unten, die Heubühne darüber. Das Haus zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß auch die innere Einteilung noch vollständig erhalten ist und daß die Wohnstube noch durchaus die alte Täfelung des 16. Jhs. besitzt, in der die Jahreszahl 1581 eingeschnitzt war (?), sowie die alte, flachgewölbte Balkendecke (s. Fig. 352). Auch die Stuben daneben haben eine ähnliche Decke.

Ein weiteres gutes Beispiel bietet der Konradsbauernhof (s. Fig. 353) mit balkonartiger Galerie unten und der Galerie an der Heubühne; hübsch ausgeschnittene Türstürze im Hausern. Über seinen Grundriß gibt unsere Fig. 354 Auskunft; der Bau stammt von 1727.

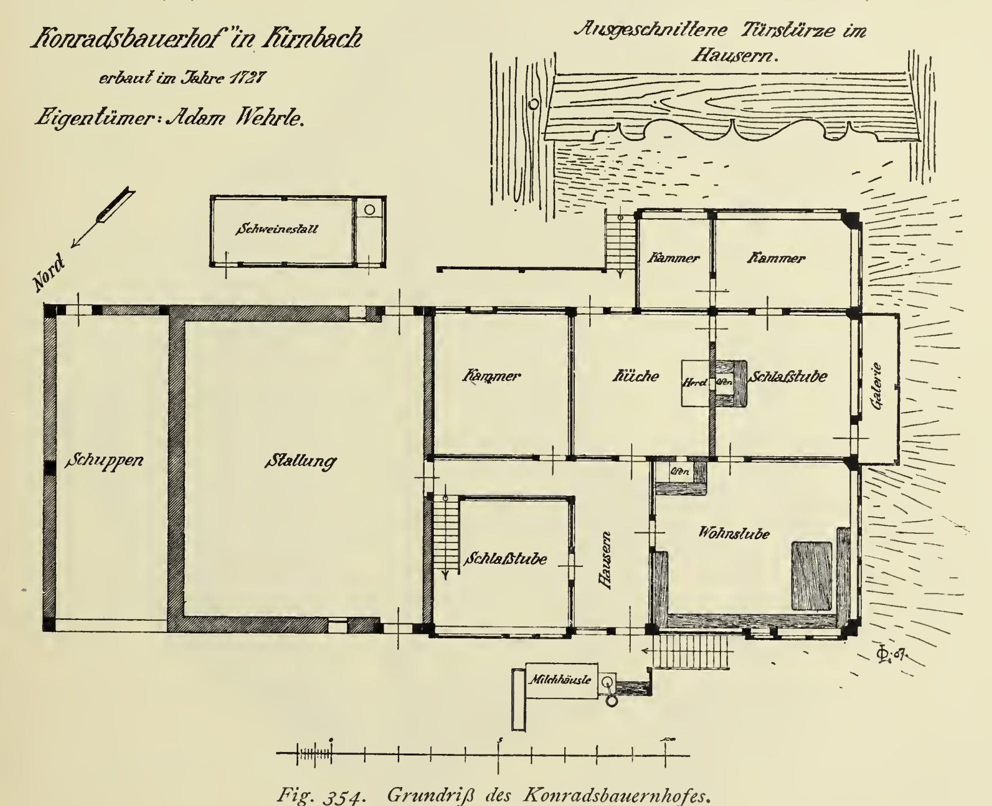


Fig. 354. Grundriß des Konradsbauernhofes.

Bei dem Haus des »Hofes an der Molz« (s. Fig. 355), Eigentümer Georg Hildebrand, von 1808, sind die rückwärtigen Räume ein Anbau neuester Zeit, auch die große Terrasse an der einen Hausseite ist neu. Alt die ganzen Wohnräume, malerische äußere Erscheinung, mit der Galerie etc. Zwischen den beiden Stuben fällt eine schöne Türverdachung und Verkleidung auf sowie wieder der schön geschnittene Türsturz im Hausern (s. Fig. 356).

In dem Werk »Das Bauernhaus in Deutschland« ist auf dem Blatt Baden Nr. 21 in Abbildung 5 die Ansicht eines weiteren Hauses gegeben; ein in allen Details sehr reiches und interessantes ist auf Blatt Baden Nr. 2 mit zahlreichen Details abgebildet.

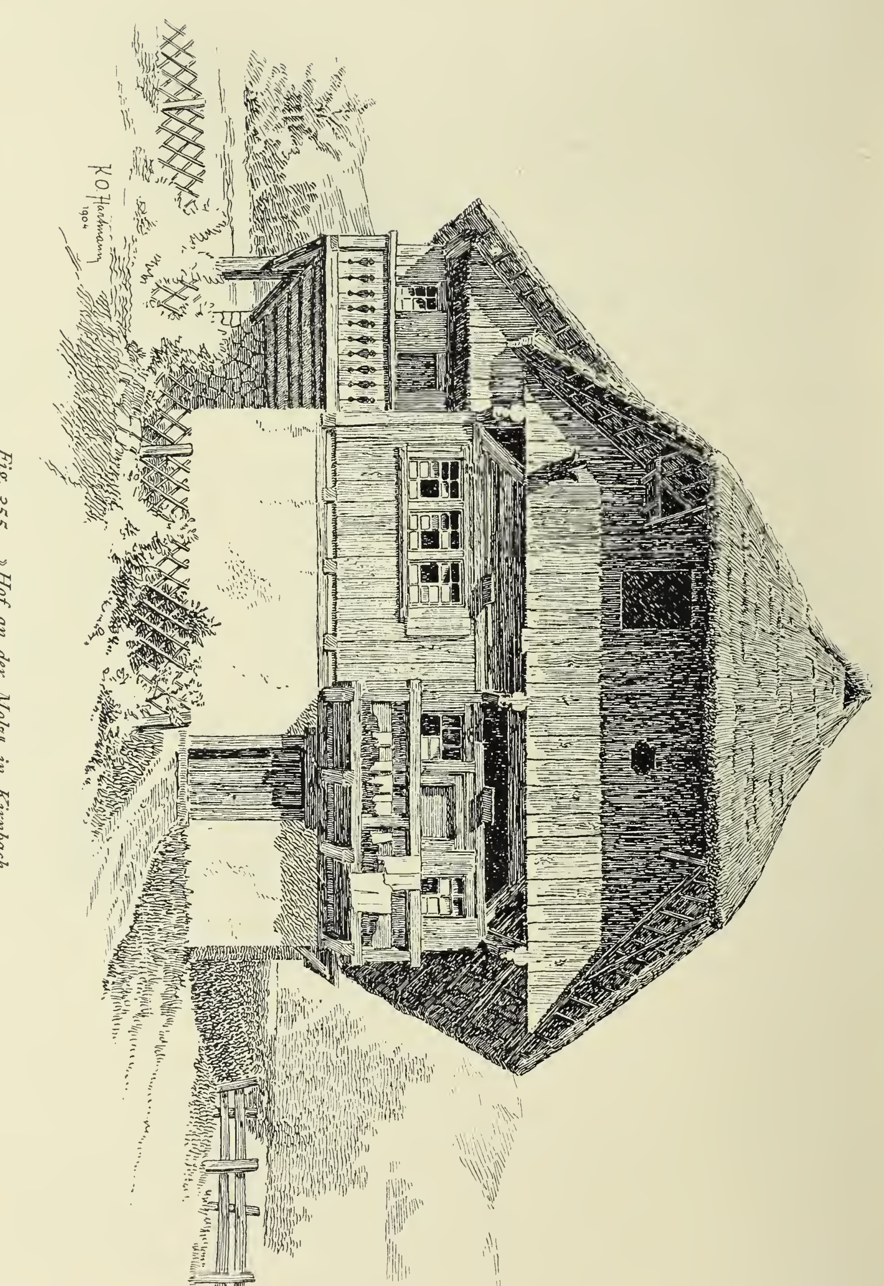


Fig. 355. »Hof an der Molz« in Kirnbach.

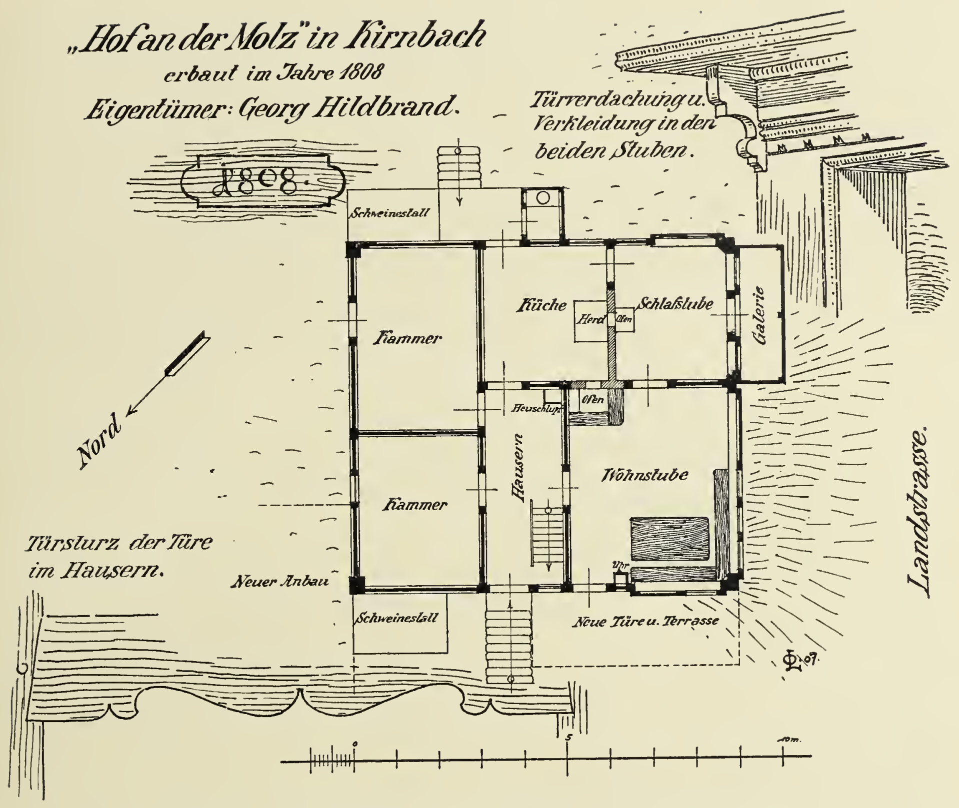


Fig. 356. »Hof an der Molz« in Kirnbach, Grundriß und Details.

Noch eine weitere Anzahl könnte namhaft gemacht werden, in manchen Seitentälern sämtliche Höfe, doch liegt das nicht im Bereich dieses Werkes.

MÜHLENBACH

Schreibweisen: Flumen Milenbach 1234; im Milnbach 1301; alse der Múlebach gat bi der Kinzcge 1324; Múlenbach 1341; Milerspach 1449 etc.; Mülenbach 1574.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 156.

Ortsgeschichte: Der Ort ist nach dem Bach genannt, in dessen Tal er liegt: tal Milenbach 1464, der Bach nach den daran betriebenen Mühlen, 1493 wird »die múllin zů Millenbach« erwähnt. Mühlenbach kam mit Haslach, also wohl aus dem Zähringer Erbe, an das Haus Fürstenberg. Rudolf von Habsburg, der es zuerst den Grafen entziehen wollte, belehnte dieselben schließlich damit. Doch wurde schon 1280 nach Verzicht des Grafen Egeno das Lehen anderen übertragen: nobilis vir Egeno comes de Furstenberg valles Milinbach et Niederinbach et villam Steina cum suis juribus et pertinentiis universis, que idem a Rudolfo, Romanorum rege et imperio in feodum tenuit, ad manus Rudolfi regis libere resignavit rege humiliter supplicando, ut bona predicta nobili viro Hermanno de Geroltsecke et Ote de Duwingen in feodum concedere dignare-

Ortsgeschichte

tur. Später kam es wieder an die Fürstenberger und war ein Stab der Herrschaft Kinzigtal: im stab zů Millenbach 1493, ampt Millenbach 1493. 1643 wurde der Ort von den Soldaten der Armee Bernhards von Weimar ganz niedergebrannt. 1806 wurde Mühlenbach badisch.

Zu der Gemeinde gehören u. a. die Zinken Ober- und Unterbüchern, Buͤchorn 1327, Búchern 1439, im Oberbuͤchorn 1468. Der Name erklärt sich: zu Horn, cornu, in der Bedeutung von Bergspitze; er rührt jedenfalls von der Lage der heute verschwundenen Burg her.[1] Nach dieser nannte sich ein Geschlecht, als dessen erster Claus von Buͤchorn der Voget von Haselahe erscheint, 1353 hören wir von Hermann Frideriche und Otte gebrüder von Buͤchorn edelknechte. Als letzter wird Fridrich Buchern 1443 genannt. Von ihrer Burg ist auch nicht einmal die Stelle mehr festzustellen. *(Wth.)*

Römisches

Römisches. Durch eine große Wasserflut kam 1778 ein römischer Altarstein mit Inschrift aus dem Boden in die Nähe des Pfarrhauses. Der damalige Fürst von Fürstenberg schenkte denselben dem Abt Gerbert zu S. Blasien. Nach Aufhebung des dortigen Klosters kam er an die Universitätsbibliothek von Freiburg i. Br.

Die Inschrift lautet:

IN · H(onorem) D(omus) D(ivinae)	Zu Ehren des göttlichen Kaiserhauses
DEANAE ABN	haben der Diana Abnoba
OBAE · CASSIA	Cassianus, des Casatus Sohn
NVS · CASATI	und Attianus, der Bruder
V · S · L · L · M	froh und freudig, wie sich ziemt
ET · ATTIANVS	ihr Gelübde erfüllt, unter den
FRATER · FAL	Consuln Falco und Clarus
CON · ET . CLARO	(193 nach Chr. unter Kaiser Pertinax).
COS	

(Siehe C. L. Wielandt, Beyträge zur ältesten Geschichte des Landstrichs am rechten Rheinufer von Basel bis Bruchsal, Karlsruhe 1816.) *(W.)*

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Afram): zu Mylembách under der Kirchen 1440; Millenbach, huius ecclesiae patronus s. Afra, collator et decimator d. comes a Fúrstenberg . . . animas regendas habet ca. 500 1666. Bis zum Jahre 1650 war Mühlenbach Filiale von Haslach, dann wurde hier eine eigene Pfarrei errichtet.

Von der älteren Kirche ist nur der Turm erhalten (s. Fig. 357). Auf quadratischem Grundriß steigt er über dem Erdgeschoß noch in drei Stockwerken auf und ist mit einem Satteldach abgeschlossen, also die übliche Form, die wir von Haslach, Hausach, Zell her kennen. Eine gotische Wasserschräge trennt die einzelnen Stockwerke voneinander, an den Ecken des Erdgeschosses durchkreuzt sie sich. Das Erdgeschoß öffnet sich nach Süden und Westen in tief herabgeführten Spitzbögen mit hohlgekehltem Gewände. In dieser so entstehenden Halle mit den üblichen, trocken profilierten Rippen der Spätzeit und im Schlußstein eingehauene grobe Gesichtslinien. Im Geschoß darüber schmale Lichtluken und eine Steintafel, auf der die Inschrift

anno
domini
m cccc x ii

[1] Krieger I, S. 323.

mit der Zahl 1512, womit wohl die Erbauungszeit des Turmes gegeben ist. Eine Wiederholung der Jahreszahl im Süden. Das Geschoß darüber hat ebenfalls nur Lichtluken, das folgende große, einpfostige, spitzbogige Fenster mit Fischblasenmaßwerk, das westliche mit zwei Pfosten. Der Turm besteht aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken und Sandsteingewänden. An Steinmetzzeichen finden sich:



Das Langhaus ist ein Neubau des 18. Jhs., ganz schlicht, der im 19. Jh. verschiedentlich renoviert wurde. Daß das alte Langhaus niederer war, ist durch das Herumführen der Wasserschräge des Turmes auch da, wo sie heute durch das Dach verdeckt wird, ersichtlich.

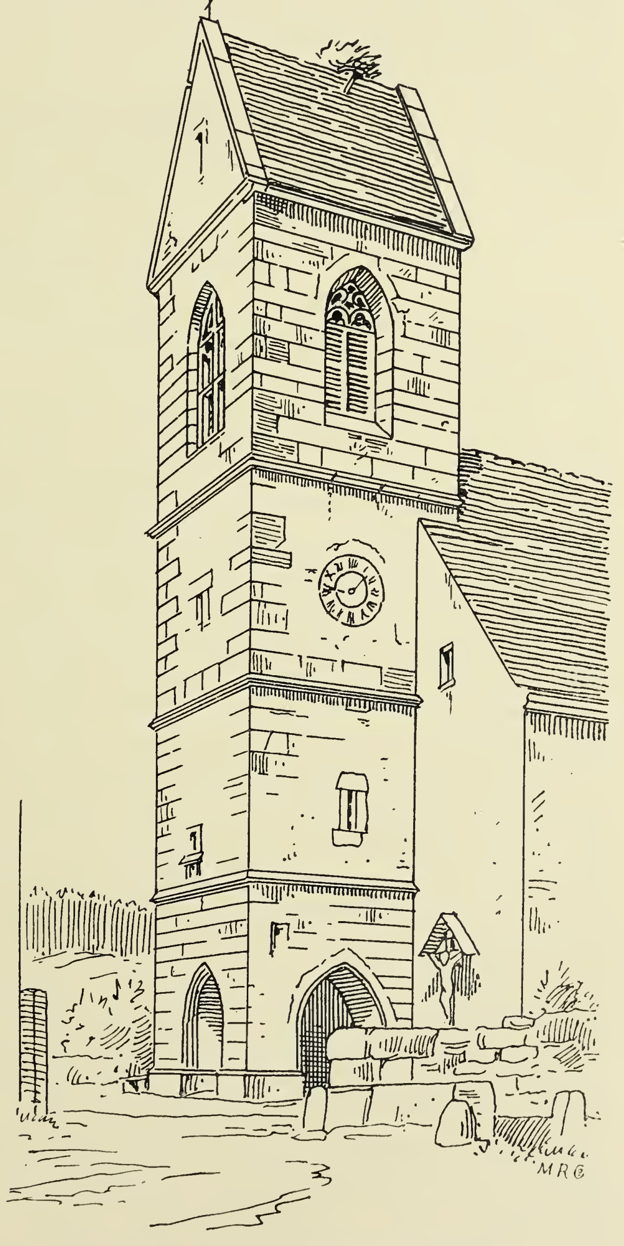


Fig. 357. Turm der Kirche in Mühlenbach.

Hochaltar

Von der inneren Ausstattung ist der *Hochaltar* zu erwähnen, ein wirkungsvoller Barockaufbau mit Säulen, Giebeln, Heiligenfiguren und reichem Rankenwerk. Er nimmt die ganze Rückwand ein und schließt die Türen in den dahinterliegenden Raum in sich ein. Das Tabernakel ist mit Voluten und Rankenwerk reich gegliedert und von Putten flankiert. — Der Altar stammt etwa aus der Zeit um 1760, das Gemälde aus dem 19. Jh. — Im gleichen, immer wirkungsvollen Stil die beiden Seitenaltäre.

Im Langhaus aufgestellt Pietà, die Madonna, ein bekleidetes Holzgestell, die Figur Christi, eine gute, weiche und fleischige Arbeit des 18. Jhs.

Taufstein

Taufstein in der Form einer Muschelschale vom Anfange des 18. Jhs.

Die Glocken waren bei meinem Besuch nicht zugänglich.

Kirchengeräte

An *Kirchengeräten* zu nennen: Sonnenmonstranz, kupfervergoldet, mit aufgelegten, getriebenen silbernen Ornamenten und Figuren, zweite Hälfte des 18. Jhs.; Wettersegen, kupfervergoldet und getrieben, mit Rocailleornament; Kelch, silbervergoldet und getrieben.

OBERWOLFACH

siehe WOLFACH

RIPPOLDSAU

Schreibweisen: Rippoltsowe 1273; Ripoltsou 1325; Riplisaw und Ripplisaw 1610. (Au des Rippolt.)

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895).

Literatur: W. A. Rehmann, Rippoldsau und seine Heilquellen, Donaueschingen, Hinterkirch 1830. Fr. von Fahnenberg, Rippoldsau und dessen Heilquellen. (Stoeß,) Description historique, topographique et médicale des eaux minérales de Rippoldsau, Straßburg 1840; W. J. A. Werber, Die Heilquellen und Molkenkuranstalt zu Rippoldsau, Freiburg 1842; u. s. w. Siehe die reiche balnearische Literatur bei Kienitz-Wagner, S. 614 f.

Die Kirche in Rippoldsau, Christliche Kunstblätter Nr. 125, 151 und 154. Die Wallfahrt zu Rippoldsau, Freiburger Kirchenblatt 1887, Nr. 30 und 31.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Seit dem 12. Jh. hören wir in Rippoldsau von einer Zelle. Wann dieselbe gegründet wurde, steht nicht fest. Bei seiner ersten Erwähnung finden wir es schon im Besitz des Klosters S. Georgen: cella sancti Nicolai in predio Rippoldesowe, quam iure proprietatis monasterium sancti Georgii in Nigra silva obtinet 1179. 1273 ist es Priorat geworden, es erscheint als erster Prior: »prior Werner der s. Nicolauszelle in Rippoltsowe«. Damals kauft das Priorat einen Hof zu Hecklingen. Das Priorat gehörte damals zum Dekanat Kúrnbach sive Sultz (1275), später Rottweil: monasterium sanctimonialium in Ripolczow in decanatu Rotwil zwischen 1360 und 1370. Die Namen der Priore (prior et conventus in Rippoltzowe per priorem solitus gubernari 1357) gibt, soweit sie feststehen, Krieger. Kastvögte waren die Grafen von Fürstenberg, auf deren Gebiet das Kloster stand. Sie hatten die Gegend mit der Herrschaft Wolfach 1306 durch die Erbtochter des freiherrlichen Hauses Wolfach erhalten. Wichtiges vernehmen wir von dem Klösterlein im Mittelalter nicht. Unter der Regierung des Grafen Wilhelm verlor es durch die Reformation den größten Teil seiner Güter, und die Mönche flüchteten nach Villingen, wohin ihre Konfratres aus dem aufgehobenen S. Georgen ebenfalls geflüchtet waren. 1549 setzte sie Graf Friedrich von Fürstenberg wieder in ihren Besitzstand ein. Immerhin war 1571 noch solcher Mangel an Geistlichen, daß der Abt Nikodemus von S. Georgen, mit Bewilligung des Grafen Albrecht, die Verwesung des Priorats dem Pfarrer von Schapbach überließ. Auch die Gebäude müssen in schlechtem Zustand gewesen sein, denn 1577 wurde die Zelle neu gebaut und mit neuen Mönchen bevölkert. Im Dreißigjährigen Krieg verödete das Kloster von neuem, erholte sich aber

in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. wieder, so daß der Prior Johann Baptist Amma 1768/69 das jetzige dreistöckige Klostergebäude an Stelle des alten zweistöckigen erbauen konnte. Im 18. Jh. blühte auch die Wallfahrt zu dem alten Gnadenbilde der Kirche neu auf, wir hören 1721 von einem neuen Wunder und erhalten zugleich einen Bericht über frühere. Von dem Bilde heißt es: »das uralte Rippolzavische schmertzen- und gnadenreiche Bildnus Mariä«. 1758 wurde es von dem Abt Cölestin von S. Georgen unter großer Feierlichkeit »gleichsam in das Hertz des Hochaltars übersetzt«. 1762 wurde ein neuer Hochaltar gebaut. Im 19. Jh. ging das Bild verloren, um dann nach verschiedenem Besitzwechsel nach der Tradition wieder aufgefunden und vor einigen Jahrzehnten in die Kirche verbracht zu werden. Das Priorat wurde i. J. 1802 aufgehoben und an seiner Statt eine Pfarrei errichtet.

Eine Viertelstunde entfernt von dem Kloster liegt das Bad. Wann die Heilkraft der Quellen entdeckt wurde, steht nicht fest, erst im 16. Jh. nahm das Bad einen großen Aufschwung, wie auch die benachbarten Renchtalbäder. Graf Albrecht von Fürstenberg erklärte das Bad als ein gefreites und erließ die erste Badeordnung 1579, die Bauten haben wir uns damals wohl ähnlich zu denken, wie sie die Merianschen Stiche von Griesbach und Peterstal zeigen. 1587 war das Bad verkauft worden, 1592 brannten sämtliche Gebäude ab, wurden aber sofort mit Unterstützung des Grafen Albrecht neu erstellt. Der Dreißigjährige Krieg brachte auch hier Unheil, 1643 wurden von schwedischen Truppen alle Gebäude verbrannt. Graf Friedrich Rudolf ließ die Quellen wieder neu fassen, das Bad und Gasthaus von Grund aus neu aufbauen, das Brunnenhaus, die Tanzlaube und die Stallungen wiederherstellen. Trotz der steigenden Frequenz verkaufte Graf Franz Maximilian das Bad 1670 an das Kloster Gengenbach, dessen damaliger Abt Roman sofort große Verbesserungen durchführte. 1672 begann er auch mit dem Bau der Kapelle der h. Maria Magdalena. Aber schon unter dem folgenden Abt wurde dem Kloster die Verwaltungslast bei der großen Entfernung zu viel, und bereits 1687 verkaufte Abt Placidus das Bad wieder an die Fürstenberg. Nach kurzem abermaligen Verkauf und Rückkauf behielten diese es, bis sie es 1778 verpachteten und 1824 an Balthasar Göringer verkauften, dessen Familie heute noch im Besitz ist.

Neben den Mineralquellen aber gab der Boden auch lange Zeit Erze her, und so wurde von der Herrschaft Fürstenberg Bergbau betrieben, der aber 1714 eingestellt wurde.

Pfarrkirche

Pfarrkirche (ad S. Nicolaum). 1828/29 bis 1832 neu gebaut, Glocken aus dem gleichen Jahr.

Auf dem linken Seitenaltar Holzstatue der Pietà, das obenerwähnte Gnadenbild, stets mit Kleidern angetan und schwer zu sehen. Während der Kopf der Madonna im 18. Jh. umgearbeitet sein dürfte, ist die Figur selbst ein älteres Werk des 17. Jhs., der Corpus Christi dagegen, schien mir aus dem 15. Jh. zu stammen, ist aber nach gütiger Mitteilung des Pfarrers aus dem gleichen Holzblock geschnitzt, also wohl ebenfalls 17. Jh.

An der südlichen Langhauswand eine weitere Holzgruppe der Pietà, gute Durchschnittsarbeit des 18. Jhs.

In der Sakristei Sonnenmonstranz, kupfervergoldet; Meßkännchen, Silber; Platte, kupfervergoldet; Kelch, silbervergoldet, Augsburger Zeichen, darunter C X S; alle diese Stücke getriebene Arbeiten mit Rocailleornamenten aus der Mitte des 18. Jhs., Durch-

schnittsleistungen, wie auch ein weitererer Kelch, silbervergoldet, mit Band- und Gitterornament; Putten mit Leidenswerkzeugen, Augsburger Zeichen (?) und F T / I; getriebene Arbeit vom Anfange des 18. Jhs.

Klostergebäude

Klostergebäude (Klösterle). Der jetzige Bau aus den Jahren 1769/70, laut Inschrift an der Südwestecke am 20. Juli 1769 begonnen, ist architektonisch unbedeutend.

Im Korridor Ölgemälde, Porträt des Priors Johann Baptist Amma, mit dem Grundriß des Klosters in der Hand, worauf steht: »Monasteriolum Rippolzov aedificat. An̄. 1769 et 70.« Aufbewahrt wird hier eine Pergamenturkunde von 1517. In einem Zimmer des dritten Stockes ein in Marmorimitation bemalter (nicht glasierter) Ofen vor einfacher Rokokonische.

In einem Parterreraum ist ein kleiner Sandstein eingemauert, auf dem ausgehauen ein bemalter Wappenschild mit grüner Tanne auf Dreiberg in gelbem Feld, darunter I · 5 · 6 · Z.

An der Brücke, die zum Kloster führt, lebensgroße Sandsteinstatue des h. Nepomuk; nicht üble Barockdurchschnittsarbeit; am Fuß der Statue: Z · A · VOA; am Sockel in bewegter Kartusche ein Wappen, Mitra, daneben CSNR — GASG (9), darunter doppelt geteilt im rechten Feld Krummstab sowie Platte mit drei Kugeln, links ein Fisch zwischen fünf Sternen, darüber in kleinem Schild: MDCC / LXVII, an der Sandsteinbalustrade, welche die Statue umgibt: I788.

Bei »Burgbuch«, eine Viertelstunde unterhalb des Klosters (Gemeinde Rippoldsau), auf dem Burgbachfelsen, soll ehemals eine Burg gestanden haben, was der geeigneten Lage nach wohl möglich wäre; jetzt sind keine Spuren mehr vorhanden, wenn nicht die Futtermauern der Pavillonanlagen aus Bruchsteinen der Ruine erbaut sein sollten.

Kapelle

Kleine *Kapelle* beim Bad (ad S. Mariam Magdalenam), schlichter Bruchsteinbau des 17. Jhs. mit den üblichen Barockaltären.

Badgebäude

Die *Badgebäude* selbst stammen größtenteils aus dem Anfange des 19. Jhs. und sind, insbesondere das Quellhaus, ein typisches Beispiel des Biedermeierstils.

SCHAPBACH

Schreibweisen: Shappach 1222; Schappach 1493.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 91—92.

Literatur: J. J. Hoffmann, Volksbräuche im Schwarzwald, II. Das Schapbacher Thal und seine Bewohner, »Badische Fortbildungsschule« 1894, Monatshefte, Jahrg. 8, S. 106—168; Jahrg. 9, S. 4—8, 20—22. III. Das Schapbacher Fest, »Badische Fortbildungsschule«, Jahrg. 9, S. 86—88, 136—139. Derselbe, Schapbach und seine Bewohner, Alemannia XXIII (1895), S. 1—50. Derselbe, Schwarzwälder Bauernhäuser in Schapbach, »Über Land und Meer« XVII (1898), S. 458—464.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Schapbach ist eine aus 31 Zinken bestehende Talgemeinde, deren Hauptort im Tale der Wolf liegt, auf halbem Weg zwischen Wolfach und Rippoldsau. Es gehörte im Mittelalter als Teil der Herrschaft Romberg den Herren von Hohengeroldseck, bis diese es 1490 an die Grafen von Fürstenberg verkauften. Seitdem blieb es in deren Besitz, bis es 1806 badisch wurde. — Das Tal ist berühmt nicht nur

ob seiner landschaftlichen Schönheit, sondern weil sich hier alte Bauerntracht, alte Bauernsitten unverfälschter als in anderen Tälern erhalten haben. — Seit dem 15. Jh. wurde hier Bergbau betrieben, am eifrigsten im 18. Jh., der mit einer kleinen Ausnahme seit 1807 aufgehört hat.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Cyriacum, Nebenpatrone sind die Heiligen Sebastian und Wendelin). Sehr früh schon stand hier eine Kirche: 1222 wird ein Heinricus plebanus de Shappach genannt, 1275 ein rector ecclesie in Schapbach in decanatu Kúrnbach sive Sultz(bach), 1324 hören wir von der ecclesia parrochialis sanctorum Ciriaci et sociorum eius in Schappach, zwischen 1360 bis 1370 von der ecclesia Schadbach in decanatu Rotwil, s. Ciliax 1505. 1470 erscheint ein Johannes Heck de Tagershain, rector ecclesie parrochialis in Schappach, 1482 ein Jodocus Himel, ad ecclesiam parrochialem in Schappach in decanatu Rottwil per Gangolfum de Hochengerolczeck et Schenkenzell presentatus. — Das Patronat ging mit dem Verkauf der Herrschaft Romberg an die Fürstenberg über.

Die heutige Kirche ist ein Bau des 18. Jhs., denn die Renovation vom Jahre 1715, bei der eine Sakristei erbaut, das Langhaus erweitert und das Hauptportal von der Friedhofseite nach der vorderen Giebelseite verlegt wurde, scheint sehr gründlich gewesen zu sein und wesentlich nur die Grundmauern der alten Kirche teilweise benutzt zu haben. Da infolge ungenügender Fundamentierung die Giebelseite einzustürzen drohte, wurde i. J. 1805 eine massive Quadermauer aufgeführt,[1]) 1812 mußten weitere Maßregeln getroffen, die Fenster von unten herauf bis zur Hälfte ihrer Höhe vermauert werden. Die Kirche ist einschiffig, mit halb zugemauerten Rundbogenfenstern, der an der Ostseite gelegene Turm mit einem Zwiebeldach gedeckt; alles Bruchsteinmauerwerk, an den Gewänden Sandstein. Der *Hochaltar* ist der übliche barocke Säulenaufbau mit Säulen, Heiligenfiguren etc.

Hochaltar

Kirchengeräte

In der Sakristei: Versehkreuz aus Silber mit eingravierten, schönen Rocailleornamenten; Kelch, kupfervergoldet, getrieben, mit Ornamenten des gleichen Stils, Augsburger Zeichen, darunter L und S, laut Inschrift unter dem Pfarrer A. W. Kistler gestiftet; ein Missale mit Messingbeschlägen des 18. Jhs.; silbergetriebenes Weihrauchschiffchen aus der Mitte desselben; kupfervergoldeter, getriebener Fuß der sonst neuen Monstranz und silbergetriebene ewige Licht-Lampe aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs.

Pfarrhaus

Das *Pfarrhaus* ist ein schlichter Bau von 1791, 1893 renoviert.

Spital

Das jetzige *Spital*, das alte Schulmeßnerhaus, zeigt eingehauen die Jahreszahl 1564, aber keine architektonischen Besonderheiten.

Bauernhöfe

Auch hier in all den 31 Zinken eine Fülle typischer *Bauernhöfe* und Häuser, in der Ausbildung, wie wir sie in Kirnbach und Gutach kennen gelernt und durch Abbildungen erläutert haben. Ich erwähne u. a. den dem Gasthaus »Zum Ochsen« gegenüber liegenden Heinersbauernhof, der Kelleranbau von 1778, das Hauptgebäude älter.[2])

[1]) Hofmann a. a. O. S. 72.

[2]) Beschrieben in Alemannia XXIII, S. 6 ff.

Bildstock

In der Nähe des Wirtshauses »Vor Seebach« ein *Bildstock* mit der Inschrift:

Allhier steh stil du
Fromer Christ Bedracht
Was da Geshehen ist.
Johanno Merck zu
Dot geslagen Worten
Bet vor di ie Ame
Sellen Ain Vater Unser
Und Afe Maria 1753.

Burg Romberg

Am Eingange des Wildschapbachtales lag einst die *Burg Romberg:* vesti zú Rumberg 1309, Ruwenberg die veste 1315, Růnberg 1398, Rumburg 1415, Ronberg 1423, sloß 1453. Dieselbe gehörte den Herren von Geroldseck. Die Herrschaft Romberg bildete eine ihrer Besitzungen in Schwaben: herrschaft Rumberg mit dem schloß 1472. 1467 sah sich Diebolt genötigt, die Burg vom Bischof von Straßburg zu Lehen zu nehmen: »wir Ruprecht bischoff von Straßburg bekennen, das wir Thiebolt herren von Hohengeroltzeck die vogthie zu Ettenheymmonster, item und die burg genant Rüwenberg zu rechtem mannelehen gelihen haben«. 1472 verpfändete Gangolf von Hohengeroldseck die Herrschaft mit Schloß dem Hans Mollenkopf vom Ryse, 1488 verpfändet er das Schloß an Melchior von Schauenburg, 1490 verkauft er sie an die Grafen Heinrich und Wolfgang von Fürstenberg und verzichtet 1499 auf die Wiederlösung.[1])

Ob und wann die Burg gewaltsam zerstört wurde, ist nicht festzustellen. Heute ist von ihr nichts mehr erhalten, nur im Terrain läßt sich das Burgplateau erkennen, außerdem finden sich geringe Mauertrümmer, die keine Auskunft mehr geben.

SCHENKENZELL

Schreibweisen: Zella 1255; Cella pincerne 1275; Sckenckentzell 1277; Schenckenzelle 1294; Celle 1303; Schenkenzell 1456 etc.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 92. — Mitteil. aus dem Pfarrarchiv zu Schenkenzell über die Kriegsjahre 1796/97, Offenburger Zeitung 1895, Nr. 10—15.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Der Ort wird 1255 nur als Zella bezeichnet, schon 1275 aber als Cella pincerne, Zelle des Schenken, er hat sich also nach dem Geschlecht genannt, das schon vor der ersten einfachen Erwähnung auf der nahegelegenen Burg saß: 1244 hören wir zum ersten Male von einem pincerna de Celle, 1251 von einem dominus Hermannus pincerne de Shenchenzelle. Mit letzterem dürfte nicht der Ort, sondern die Burg gemeint sein (s. unten), deren Namen aus der Kombination des Namens des auf ihr hausenden Geschlechtes und dessen des nahe liegenden Ortes entstanden ist. Unter Schenkenzell wird dann später sowohl Burg wie Ort verstanden, es heißt: Schenckenzell die burge 1301, Schenkencelle die veste 1309. Das Geschlecht blühte weiter im

[1]) Ruppert, Mortenau I, S. 489 f.

13. Jh., gleich nach obengenanntem Hermann wird 1255 ein Wernherus pincerna de Cella genannt, 1260 pincernae de Cella Werenherus et Waltherus frater suus et Wernherus patruelis eorum, 1292 ein Hainze der Shenkke von Celle, 1294 bis 1313 ein Burkart der Schenke von Schenkenzelle ein ritter, 1304 erfahren wir von Clara sin eelich wirtin, vorher 1299 noch von Cůnrat der Schenke von Schenkenzelle, herr Eberhart der Schenk sin vatter. Mit dem Anfange des 14. Jhs. (1313) scheint der Name zu verschwinden. Sie waren ein Dienstmannengeschlecht der Herren von Geroldseck,[1]) von denen sie die Burg zu Lehen hatten, außerdem aber auch Lehensleute der Grafen von Fürstenberg, wie aus den Urkunden hervorgeht. Wann die Geroldsecker in diesen Besitz gekommen sind, scheint nicht festzustehen. Nach der Burg wurde die ganze Gegend »Herrschaft Schenkenzell« genannt, es war eine der sogen. Besitzungen des Hauses in Schwaben, zu der auch das Terrain gehörte, auf dem Wittichen stand, weshalb sich die h. Liutgard bei der Gründung außer an den dort ebenfalls begüterten Herzog von Teck an die Geroldsecker wandte. 1331 schenkt Walter von Geroldseck dem Kloster Wittichen das Patronat der Kirche zu Schenkenzell. Nach dem Aussterben der Schenke saßen seit 1327 als Ministerialen die Hulwer auf der Burg, urkundlich erwähnt erst seit 1373. 1377 muß Georg von Geroldseck dem Grafen Eberhard von Württemberg die Öffnung seines Teils an den Festen Geroldseck und Schenkenzell verschreiben. Als 1427 der Vertrag zwischen Walter und seinen feindlichen Söhnen Diebolt, Walter und Heinrich erfolgt, da erhält ersterer das Dorf, letzterer die Feste Schenkenzell. 1435 einigen sich die Brüder Diebolt und Hans und schwören einen Burgfrieden zu Schenkenzell und Geroldseck. 1453 erfolgte von neuem eine Teilung zwischen Diebolt II. und Georg, wobei Georg »Schenkenzelle das Sloß, die Dorffer zu Swoben . . . und Rumberg daz Sloß[2]) etc.« erhielt, die er aber schon 1455 wieder seinem Bruder Diebolt übergibt, als dessen Burgvogt auf Schenkenzell 1456 Jörg von Ramstein erscheint. 1474 ist Burgvogt Hans von Reckenbach. 1477 erfahren wir gelegentlich einer Berichtigung der Grenze zwischen Württemberg und Geroldseck in dem zu Schenkenzell gehörigen Walde von dem Zug dieser Grenze, sie ging von der Schneeschleif bei der Glashütte auf den Schöllkopf, von da gegen den vorderen Hüttenhard und vom Hüttenhard bis in den Schurberg.[3]) Mit den Geroldseckern ging es aber immer mehr bergab, endlich verkauft Gangolf 1498 die Herrschaft Schenkenzell an den Grafen Wolfgang von Fürstenberg, noch mit Ausnahme des Schlosses selbst und der Kastvogtei zu Wittichen; bereits zwei Jahre später aber trat er auch diese beiden Reste käuflich ab, zwar noch auf Wiederlösung, zu der er jedoch nicht im stande war. Und so blieb die Gegend fürstenbergisch, bis sie 1806 badisch wurde. — Unter der Herrschaft des Grafen Wilhelm drang auch hier die Reformation ein, mit der Übernahme der Regierung unter Graf Friedrich wurde die alte Lehre wieder eingeführt. Unter dem Dreißigjährigen Krieg mag die Gegend wie die Nachbarn gelitten haben, die Burg soll durch die Schweden 1633 zerstört worden sein.[4]) Noch kurz vor dem Übergang an Baden hören wir von Kriegsleiden durch die Franzosen 1796/97 (s. oben). Im 19. Jh. wurde die Burg verkauft und befindet sich heute im Privatbesitz einiger Herren in Stuttgart.

[1]) Fürstenb. Urk.-Buch I, Nr. 628 und 634.

[2]) Reinhard, Pragmat. Gesch.-Urk., S. 177.

[3]) Ruppert a. a. O. S. 493.

[4]) Schuster a. a. O. S. 87.



Fig. 358. Kirche in Schenkenzell.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad S. Udalricum). Bereits 1275 kommt ein »plebanus de Cella pincerne in decanatu Kúrnbach« vor. 1331 schenkt Walter von Geroldseck das Patronat der Kirche dem Kloster Wittichen. 1350 inkorporiert dann Bischof Ulrich von Konstanz dem Kloster Wittichen »ecclesiam parrochialem« (schon 1331 wird sie so

genannt) in Schenkencella, 1360 bis 1370 wird sie als »ecclesia Schenkenberg (sic!) in decanatu Oberndorff« erwähnt.

Nach Schuster fand am Anfange des 16. Jhs. ein Neubau statt, der 1515 eingeweiht wurde.[1]) 1709 wurde dieser Bau vergrößert, erwies sich aber trotzdem 60 Jahre später wiederum als zu klein. Man schritt daher 1774 zum Abbruch und Neubau, welcher denn auch 1784 durch den Weihbischof Wilhelm Leopold von Konstanz eingeweiht wurde. Mit letzteren Nachrichten stimmt aber die unten zu erwähnende Zahl am Bau selbst nicht. 1780 wurde nach demselben Schriftsteller auch der alte Turm abgebrochen und durch einen neuen ersetzt. 1883 ist die Kirche renoviert worden. Aus dieser Zeit Decke und Bemalung.

Die heutige Kirche, malerisch auf einer kleinen Anhöhe im Ort gelegen, ist ein Bau aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs., einschiffig, flachgedeckt, mit Chor aus drei Seiten des Achtecks, der sich im Rundbogen gegen das Langhaus zu öffnet. Im Äußern ist der Bau (s. Fig. 358) nur durch die rundbogigen Fenster gegliedert. An der Tür der Fassade die Jahreszahl 1772, darüber Rocaillekartusche mit der segnenden Hand. In der Nordostecke von Langhaus und Chor steht der Turm, von quadratischem Grundriß, über dem Erdgeschoß noch in zwei Stockwerken aufsteigend, darüber die zweifache Dachkante.

Hochaltar
Seitenaltäre

Innenausstattung: der *Hochaltar* und die zwei *Seitenaltäre*, gute, ruhige Barockarbeiten mit Säulen, verkröpftem Gebälk, sie und ihre Aufsätze von Voluten flankiert. Sie umschließen Ölgemälde, Durchschnittsarbeiten des 18. Jhs. Auf dem Hochaltar die Holzstatue des h. Ulrich, an den Seitenwänden die Immaculata und die Heiligen Petrus, Paulus, Michael, Nepomuk, Joseph, Sebastian, sowie ein Kruzifix mit Maria und Johannes, nicht gerade sehr bedeutende, aber doch recht schwungvolle *Holzstatuen* des Barock.

Holzstatuen

Kanzel

Die *Kanzel*, ziemlich reich geschnitzt mit Rankenwerk und Bandgeschlinge, den Statuen der Kirchenväter an der Brüstung, den Evangelistensymbolen am Schalldeckel, aus der Mitte des 18. Jhs., soll von Oberndorf (Württemberg) stammen. — Der Taufstein ist ein schlichtes Stück vom Anfange des 18. Jhs.; die Glocken sind neu.

Kirchengeräte

An *Kirchengeräten* zu nennen: eine Sonnenmonstranz, silbervergoldet, Mitte (?) 18. Jhs.; Wettersegen, gleiche Arbeit, aus der gleichen Zeit; Meßkännchen, Silber, teilweise vergoldet, mit versilberter Platte, auf der getriebene Bandornamente; weitere Meßkännchen aus Zinn mit eingeprägtem Bilde des h. Michael als Zeichen; zwei Kelche, silbervergoldet, späte Arbeiten des 18. Jhs., der eine mit Augsburger Zeichen, darunter C und FB.

Steinkruzifix

Neben der Kirche steht ein *Steinkruzifix* von 1772; um die Kirche der Friedhof; zu beiden, hoch gelegen und ummauert, bildet den Zugang ein etwas reicher ausgebildetes Barockportal.

Im Dorf stand noch vor etwa 20 Jahren ein äußerst malerisches Haus von 1620, das ich in einer Zeichnung Weyßers wiedergeben kann (s. Fig. 359). Im Erdgeschoß ein massiver Hausteinbau, der sich in Arkaden öffnet; die Bögen ruhen auf klotzigen Eckpfeilern und plumpen Säulen mit würfelähnlichen Kapitellen, darüber der leichte Fachwerkbau mit Fenstererkern, schmiedeeisernem Schild und steilem Dach. Das Haus war später einmal, wie die Abbildung zeigt, durch einen Anbau verbreitert worden.

Häuser

Haus Nr. 40, Hermann Armbruster. Im Torsturz: A I7 + 50 B.

[1]) Schuster a. a. O. S. 87.



Fig. 359. Abgebrochenes Fachwerkhaus in Schenkenzell.

Gasthaus »Zur Sonne«, geringer verputzter Riegelbau mit einfachen Holzgesimsen; gegen die Straße zu eine Rundbogensteintür mit Hohlkehle, Wulst und unterem Volutenablauf. — Gasthaus »Zum Ochsen«, schmiedeeiserner Schild vom Ende des 18. Jhs. (üblicher Arm mit Ornamenten, in Adlerkopf endigend, der den Kranz, worin der Ochse, hält).

An der Weinhandlung Willy Armbruster an der Straßenseite ein Stein eingemauert mit der Inschrift:

GEORG WOLBER
OTT. ARMBRVSTER
1725.

Bergzell

Im Dorf sowie in der anstoßenden Gemeinde *Bergzell* noch einige, teils verputzte Fachwerkhäuser, in Bergzell auch typische Schwarzwaldhäuser zu erwähnen.

BURGRUINE SCHENKENZELL

Die Erwähnungen und die Geschichte der Burg sind in der damit eng zusammenhängenden Ortsgeschichte gegeben. Eine kurze Besprechung hat sie durch Näher erfahren,[1]) vorher schon, natürlich ganz belanglos, in den Vues pittoresques des vieux

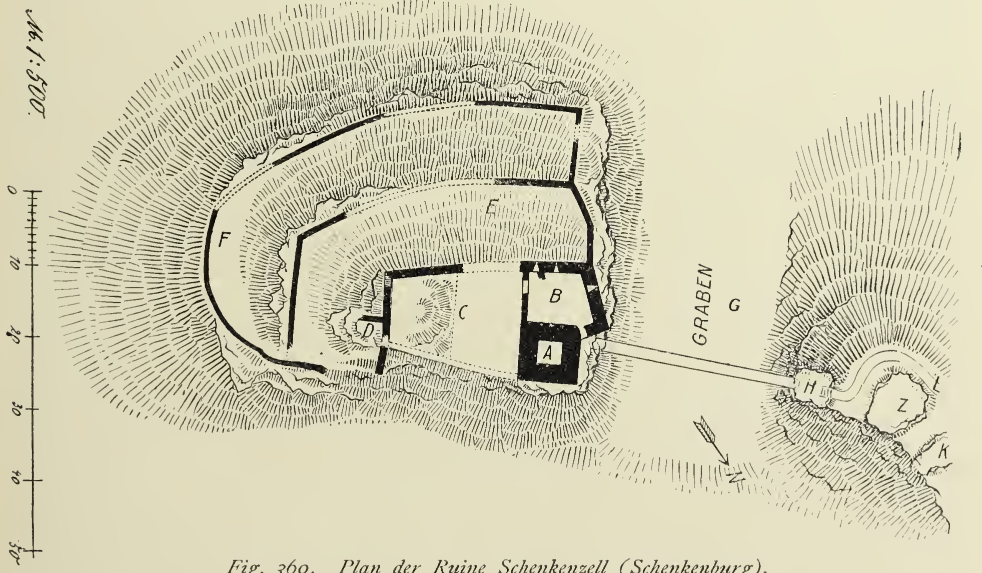


Fig. 360. Plan der Ruine Schenkenzell (Schenkenburg).

chateaux de l'Allemagne, Le Grand Duché de Bade d'après les dessins de M. Maximilien Ring, woselbst sie auch in einer Lithographie abgebildet ist. Unsere Tafel XXIV zeigt den Palas unten vom Kinzigtal aus, leider auch die moderne Brücke, Fig. 360 gibt den Grundriß und Fig. 361 den Querschnitt sowie den Längsschnitt durch die Burg. Diese liegt auf einem weit in das Tal vorspringenden Felsenrücken, der von dem Berg durch einen jedenfalls künstlichen Halsgraben getrennt ist. Dann folgen drei zweifellos künstliche, durch Felseinschnitte voneinander geteilte kleine Plateaus, *K*, *Z*, *H*, je 8—5 m

[1]) Ortenau, S. 49 und Blatt 11.

0 10 20 30 40 50 m

Fig. 361. Längsschnitt und Querschnitt durch die Burgruine Schenkenzell.

lang und ähnlich breit, deren östliches, *H*, der Brückenkopf war. Zu ihm führte, von Westen kommend, an der Südwestseite von *K* und *Z* entlang der Burgweg *L*. Von diesen merkwürdigen und selten so vorkommenden Vorbefestigungen ist die eigentliche Burg durch den zweiten, an seiner Sohle 17 m breiten und, soweit sich bei der Aufschüttung beurteilen läßt, etwa 15 m tiefen Halsgraben getrennt. Der Berganlage nach ist es unwahrscheinlich, daß diese Gräben auf die Füllung mit Wasser berechnet waren, da dasselbe ohne besondere Vorrichtungen sofort nach Norden und Süden abgeflossen wäre. Über dem Graben auf der Felshöhe die Hochburg auf einem unregelmäßigen Areal von etwa 33 m Länge und 17 m größter Breite. Die Mauern von nicht ganz 2 m Stärke folgen in leichter Kurve der Terrainlinie. Diese Mauern sind zugleich als die Außenmauern der Gebäude benutzt, und zwar eines der Angriffsseite, dem Graben und dem Berg zugekehrten stattlichen Bergfriedes *A*, des an ihn anstoßenden wohnturmartigen Palas *B* und, wie es durch den Mauerzug *C* scheinen möchte, eines weiteren, der Talseite zugekehrten Wohngebäudes, das wir ebenfalls mit *C* bezeichnen wollen. Zwischen *C* einer- sowie *A* und *B* andererseits haben wir uns dann einen Burghof zu denken. An der Nord- und Nordostseite fällt der Felsen schroff und steil ab, unten bespült von den Fluten der Kinzig: es war somit hier keine weitere Befestigung mehr nötig, wohl aber nach Osten und Süden zu. Hier wurde der erste Zwinger *E* angelegt, von dem durch die Mauer *D* an der Ostecke des vermutlichen Gebäudes *C* ein weiterer Teil abgetrennt war. Vielleicht, allerdings in keiner Weise zwingend, spricht der Umstand, daß die Mauer der Hochburg an dieser Seite eine Lücke aufweist, dafür, daß hier ein kleiner Eingang von den Zwingern in diese führte, der eben durch das Vorwerk bei *D* noch besonders geschützt war. Auf einer tieferen Felsterrasse war endlich



Schenkenzell, Palas der Burg vom Tal aus.



ein zweiter Zwinger angelegt. So sehen wir die Burg für die Zeiten des 12. bis 14. Jhs. recht solide befestigt. Der Haupteingang führte von Nordwesten, vom Berg her über eine Brücke — die Mauerreste eines Pfeilers glaubte ich im Graben *G* noch zu erkennen — durch ein in der Ecke von *A* und *B* gelegenes Tor, wie ich vermute, herein (?).

Nach diesem Überblick über die Gesamtanlage gehe ich zur Besprechung der einzelnen Bauteile über und beginne mit dem *Bergfried A*. Seine Mauern sind noch 6—8 m über dem Boden erhalten und zeigen die beträchtliche Stärke von etwa 3 m. Der Turm ist von quadratischem Grundriß und umschließt im Innern einen Raum von 3 : 3 m. Er ist aus Gneisbruchsteinen erbaut, die oft 40 cm hoch und 60 cm breit sind und durch Kalkmörtel verbunden werden. Das Innere der Mauern scheint durch Gußmauerwerk ausgefüllt zu sein. Da beinahe nur die Hälfte der Mauerdicke heute noch steht, so läßt sich mehr über die Ausgestaltung dieses Teiles nicht sagen, nur scheinen Sandsteinquader im Innern auch auf eine stärkere Verwendung solcher am Äußern des Turmes bezw. seinen Ecken schließen zu lassen.

Bergfried

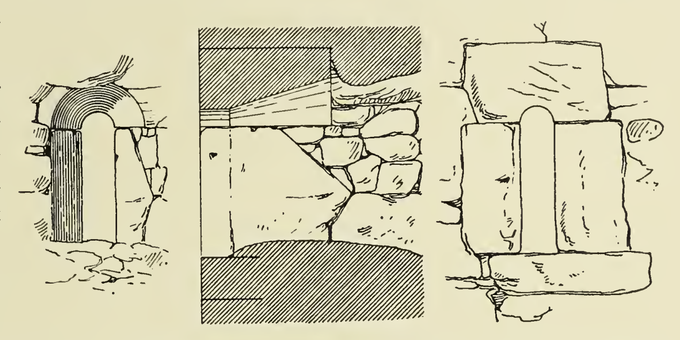


Fig. 362. Lichtluke oder Schießscharte im Palas der Burg Schenkenzell.

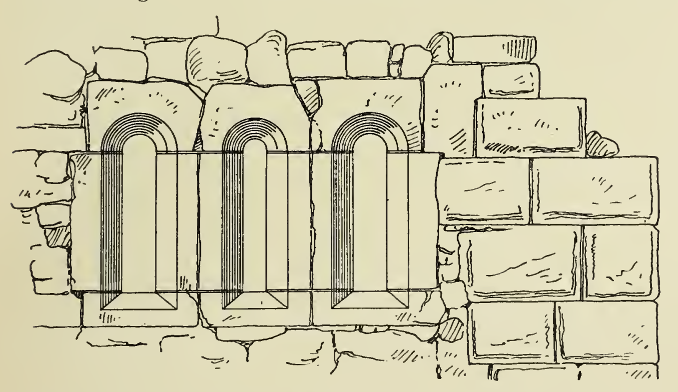


Fig. 363. Außenansicht des dreifachen Rundbogenfensters vom Palas der Burg Schenkenzell.

Bedeutend besser erhalten, wenigstens in seinen beiden Außenmauern, der wohnturmartige Palas, aus demselben Material, dem Urgestein des Berges, Gneis- und Granitbruchsteinen mit Kalkmörtel erbaut, an seinen Ecken mit mehreren Reihen stattlicher Bossenquader von Sandstein, abwechselnd Binder und Strecker, bekleidet. Der Bau, von unregelmäßiger viereckiger Gestalt, schloß in stumpfem Winkel an den Bergfried an, da aber gerade hier die Mauer durchgebrochen ist und die Mauer des Bergfrieds ebenfalls zerstört, so läßt sich darüber, ob beide Teile im Verband gemauert, also gleichzeitig waren, kein Urteil mehr fällen. Die Mauern des Palas sind nach Norden und Westen, der Angriffsseite zu, etwa 2 m, nach der Zwingerseite zu, wie die Burgmauer, etwa 1,60 m, und nach dem Burghof zu, wie es nach dem nur noch erkennbaren Zug der Mauer scheint, etwa 1 m stark. Die Mauern stehen nach außen noch in einer Höhe von 14—16 m über dem gewachsenen Felsen, im Innern etwa 12 m über dem heutigen Erdboden. Der Innenraum war so ungefähr 8 : 9 m groß. Eine innere Abteilung ist noch durch einen Maueransatz an der Südwestmauer erkennbar.

In diesem Teil sind auch noch einige der alten Fensteröffnungen mit ihrem Sandsteingewände erhalten. Und zwar sehen wir unten zunächst eine einfache Schlitzschießscharte, darüber zwei im Rundbogen geschlossene Öffnungen (s. Fig. 362), die innere Laibung in sehr sauber behauenem Rundbogen gewölbt, wohl nicht ausdrücklich als Scharte hergerichtet, aber nötigenfalls auch als solche benutzt. Ihnen entsprechen an der Südseite drei geradsturzige Lichtluken. Im Stockwerk darüber nach Westen zu zwei große Fensteröffnungen, nach Süden eine mit herausgebrochenem Gewände, bei denen man auf gekuppelte Rundbogenfenster schließen möchte, also auf eine hier auch durchaus wahrscheinliche Saalanlage. Im Stockwerk darüber nach Westen zu ein dreifaches Rundbogenfenster (s. Fig. 363) mit sich nach innen stark erweiternden, mit geraden Platten abgedeckten Kammern. Hier im Innern zeigt sich kein regelmäßiges Quaderwerk. Nach Süden zu in diesem eine große Fensteröffnung mit herausgebrochenem Gewände und weiterhin in dem sehr zerstörten Mauerwerk eine muldenartige Vertiefung,

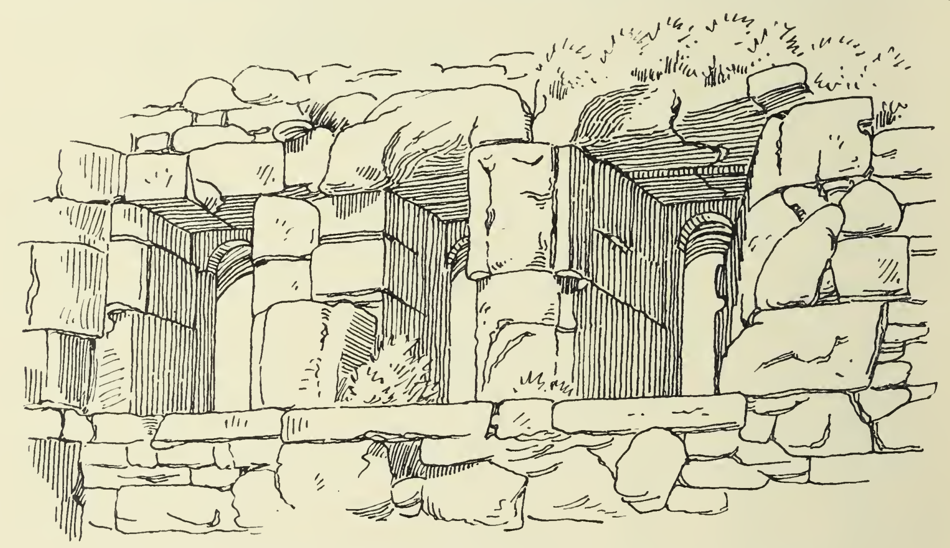


Fig. 364. Innenansicht des dreifachen Palasfensters der Burg Schenkenzell.

die an ein Kamin denken läßt. Von dem nächsten Stockwerk stehen nur noch Reste nach Westen, darin die unteren Teile zweier sauber behauenen Sandsteingewände, die auf große Fenster deuten.

Die Zwingermauern, bedeutend weniger stark, sind von dem gleichen Material wie die Mauern der Hochburg. Hier mögen Wirtschaftsgebäude gestanden haben. Auf den merkwürdigen Vorwerken nach der Bergseite zu noch wenige Mauerspuren von kleinen Gneisbruchsteinen.

Erbauungszeit

Die Erbauungszeit einer Burg ist nach derartigen Resten immer schwer zu bestimmen. Soweit man bei Burgen sicher urteilen darf, lassen die geschilderten Fensteröffnungen noch auf die Zeit des romanischen Stils schließen. Zugleich aber möchte ich noch auf etwas anderes aufmerksam machen. Abgesehen von dem hier ausnahmsweise vorhandenen Bergfried bietet die Anlage der Hochburg mit den zwei Palasen und ihrer Grundrißform sowie dem Hof dazwischen wieder eine Analogie mit der Diersburg und der Hohengeroldseck. Obgleich ich darauf kein großes Gewicht legen möchte,

scheint es mir auch aus historischen Gründen immerhin möglich, daß die Geroldsecker auf der Höhe ihrer Macht in der ersten Hälfte des 13. Jhs., als sie in den Besitz dieser Gegend kamen, die Burg entweder neu erbauten oder so, wie sie heute ist, ausbauten.

Über dem Tal drüben am Bergabhang, auf einem niederen Granitkegel, Reste eines unregelmäßigen *Gemäuers;* die Mauerzüge im Grundriß fast rund, von einem weiteren Mauerkreis ebenfalls noch Reste erhalten. Über Alter und Zweck dieser Anlage ist nichts festzustellen.

Gemäuer

SCHILTACH

Schreibweisen: Schiltach 1275; Schiltha 1315; Schiltache 1333; Schiltach, Hornberger Amts 1592; Schülltach 1621. (Vielleicht vordeutsch, vielleicht auch zu Schild gehörig.)

Arhivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 92.

Literatur: Ein erschröcklich Geschicht vom Tewfel und einer unhulden, beschehen zu Schilta in der Karwochen . . . . 1533. Joh. Bolte, Geistl. Komödie in Sch. 1654, Alemannia XVII, S. 152. Ders., Kommödianten zu Sch., Alemannia XIV, S. 188. Eyth, Altertüml. Gebräuche von Sch., Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereins I, S. 14. A. Rößger, Bilder aus einer kleinen altwürttembergischen Schwarzwaldstadt vom Ende des Dreißigjährigen Krieges, Württemb. Vierteljahrsschrift NF. I (1892), S. 386—408.

Ansicht

Ansicht: Merian, Topographia Sueviae 1643.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Im 13. Jh. zuerst genannt, kam nach längeren Kämpfen um die Vogteien Schiltach und Alpirsbach zwischen den Herzögen Friedrich II. von Teck und Konrad von Urßlingen Schiltach an letzteren. Doch hatten auch die Geroldsecker einen Teil im Besitz, wohl durch Verschwägerung und Pfandschaft, 1370 hören wir von »Georgen von Geroltzegke genant von Tůwingen und Heinrichs von Geroltzegke gemeine vestinnen zu Geroltzegk und zu Schiltach«. Wenige Jahre nachher versetzt »Mathis von Signöw ain friger herre« 1378 »Schilta burg und statt mit allem dem, daz dar in höret, dem edeln grave Wolfen von Eberstain minem lieben ôhem und dem schultheissen, dem burgermaister, dem rât und den burgern gemainlich der statt ze Rotwil um achtenhalbhundert guldin«. Vorher schon, 1375, hatte er dem Grafen Eberhard von Württemberg und dessen Sohn Ulrich gelobt, »wer daz sache, daz mir an den vestin der Hohengerolzeg und an der vestin Schiltach gebringe und die ingewinne, daz ich mit denselben vestin den vorgenannten minen herren von Wirtenberg und iren erben damit warten solle und damit nit anders tun solle, denne daz sie mich heizzen«.[1]) 1395 erlaubt er nun dem Grafen Wolf von Eberstein, die 1378 den Rottweilern verpfändete Hälfte einzulösen.[2]) Gleich nachher verkauft er seinen Besitz endgültig demselben. 1381 erlangte Diem, der Schultheiß von Dornstetten, wegen einer Schuld des Georg von Geroldseck von 1000 fl. »eine Anleite auf dessen Anteil an Burg und Stadt Schiltach und Schenkenzell«.[3]) Aber noch im gleichen Jahre am 26. Juni verkauft sein Bruder Berntz von Dornstetten mit seiner Zustimmung diese Ansprüche um 4000 Pfund Heller an den

[1]) Ruppert, Mortenau I, S. 495.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda, S. 496.

Grafen Eberhard von Württemberg, und zwei Monate nachher erlangt dieser den ganzen Besitz: »ich herczog Reinolt von Urßlingen und ich frow Anna herczogin von Urßlingen, des vorgen. herczog Reinolt swester und Conracz von Gerolczecke eliche husfrow, und ich Conrat von Gerolczecke herre ze Sulcze, geben ze kouffen grave Eberharten von Wirtemberg und der herrschaft ze Wirtemberg Schilttach die burg und Schilttach die statt in dem Kinczgental gelegen mit allen nůczen, rehten und mit aller zugehőrung fůr ain fryhe ledig aigen gůte umb sechstusent gultin«. 1391[1]) und 1395 wird dieser Kauf bestätigt, nämlich der Kauf: »der aigenschaft von dem edeln Rennolten hertzogen von Urslingen und die pfantschaft von dem edeln Walthern von der Hohengeroltzegg«. Die Geroldsecker behielten aber noch Besitzungen »im langen Schiltach, die sie 1458 an »Abt Johann genannt Swigger zu S. Jörgen« verkaufen.[2])

Stadt und Burg blieben von da an württembergisch und gehörten zum Amt Hornberg, bis sie mit diesem 1810 an Baden abgetreten wurden. Im 16. Jh. hatte die Stadt

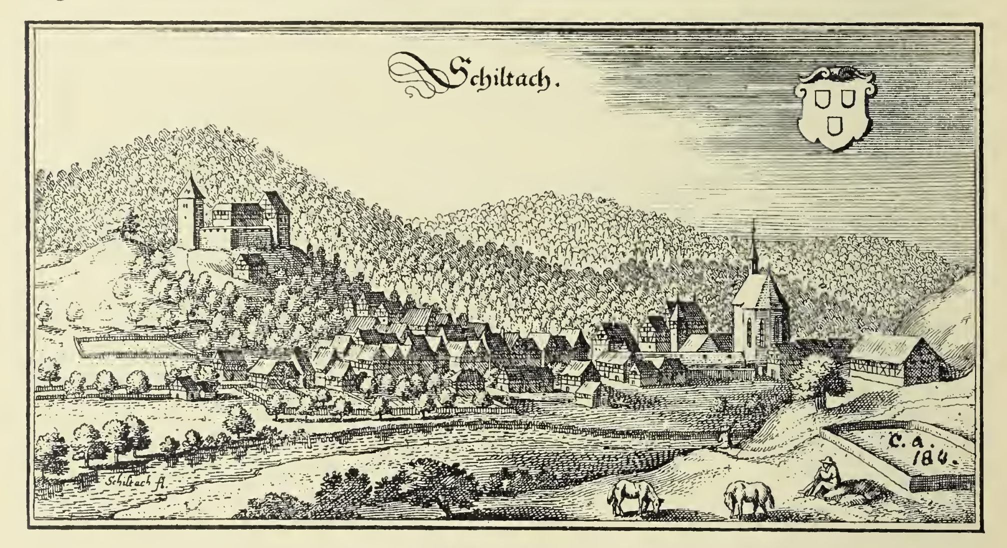


Fig. 365. Schiltach, nach Merian, 1643.

mehrere große Brände zu erleiden. »1533 ferbran Schiltach das gantz stettle gar uß, neher dann in ainer stund uf den boden hinweg.« (Hugs, Villinger Chronik 206.) Damals schrieb man dies Unglück einer bedauernswerten Hexe zu, die denn auch zu Oberndorf auf dem Scheiterhaufen sterben mußte. 1590 aber erfolgte ein zweiter Brand: »also ist dieses stättlein, so fůnf und dreyßig håuser hatte, anno 1590 wieder biß auf die Kirche und deß prediger hauß gantz abgebronnen«, berichtet Merian (S. 69). Kein Geringerer als der große württembergische Stadtbaumeister und Architekt Heinrich Schickhardt entwarf damals den Plan zum Wiederaufbau (wie für Freudenstadt), der aber offenbar nie zur Ausführung kam. Mehrfache Leiden kamen dann im Dreißigjährigen Kriege über die Stadt, die schwer an ihren Brandschatzungen zu tragen hatte, um so mehr, als die Bauern des zu Schiltach gehörigen Lehngerichtes in der Zahlung ihres Beitrages sehr widerspenstig waren. Die Streitigkeiten mit ihnen machen überhaupt in dieser und

[1]) Ruppert, Mortenau I, S. 496.

[2]) Ebenda.

der nächsten Zeit einen großen Teil der Geschichte von Schiltach aus. Auch die Gebäude der Stadt hatten in den Kriegszeiten schwer gelitten und befanden sich »von der Kirche und dem Rathaus bis hinab zum öffentlichen Schlachthause in einem Zustand grenzenloser Verwahrlosung«,[1]) ebenso die öffentlichen Brunnen, so der Marktbrunnen. Die Häuser waren alle baufällig, Wege, Stege und Brücken in Unordnung. Bei der allgemeinen Armut war die Gemeinde kaum im stand, für die allernötigsten Herstellungen zu sorgen. Damit ging Hand in Hand eine große Verwilderung der Sitten.[2]) Wie die ganze Gegend, so konnte auch Schiltach erst im 18. Jh. sich allmählich erholen.

Die Anlage der Stadt knüpft, wie so häufig, auch hier an die Burg an, obwohl, wie es scheint, die Feste Schiltach 1370 zum erstenmal genannt wird in der obencitierten Urkunde der beiden Hohengeroldsecker. Weitere Erwähnungen sind: 1375

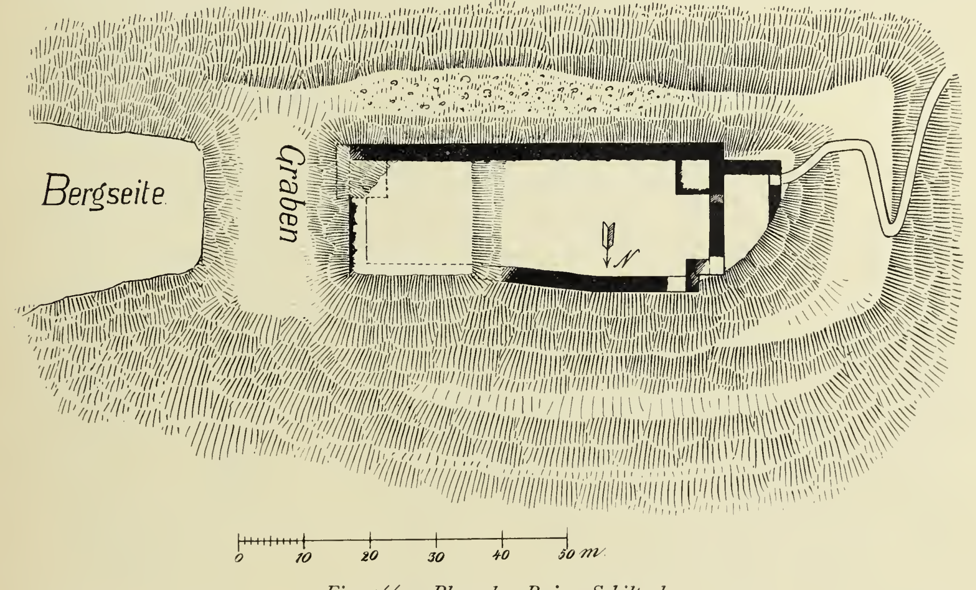


Fig. 366. Plan der Ruine Schiltach.

vesti Schiltach, 1379 burg und stat Schiltach, in dem Kincgental gelegen 1391, schloß Schiltach 1534. Von der Burg, die auf dem Hügel über der Stadt lag, wo jetzt ein Aussichtsturm, sind nur noch die Grundmauern erhalten, wie sie unser Plan (s. Fig. 366) gibt. Sie soll am Ende des 18. Jhs. noch bewohnbar gewesen sein. Eine Lithographie von 1843 (F. Vifeld-Offenburg) zeigt uns nur noch eine kümmerliche Ruine, desgleichen eine von Ring gezeichnete in dem Werk über die deutschen Burgen.[3]) Unser Plan zeigt uns auf einem Plateau von etwa 65 : 22 m die Mauerreste der Hochburg, in der Südostecke anscheinend einen Turm, scheinbar (?) einen zweiten in der Südwestecke, in dem westlichen Teil möglicherweise einen Palas mit der Mauer eines Vorwerkes. Die Nord- und Südmauern, von Gras überwachsen, waren, wie es scheint, gegen 3 m stark und bestehen aus Granitbruchsteinen. Ein Halsgraben trennte die Burg von der Berg-

[1]) Rößger a. a. O. S. 388.
[2]) Ebenda.
[3]) Vues pittoresques a. a. O.

seite. Wenn wir den Befund mit dem ja nie sehr glaubwürdigen Bilde bei Merian vergleichen, so dürfen wir den erstvermuteten Turm tatsächlich als Bergfried ansehen, den westlichen Teil als Palas mit einem anstoßenden Gebäude. — Auf unserem Plan der Stadt ist der vermutliche Anschluß der Zwingermauern des Schlosses an die Stadtmauer angedeutet. Die Stadt war den Schloßberg hinauf gelagert, ihre Mauern begannen einige 20 m entfernt von der Kinzig und umzogen sie in unregelmäßigem Laufe, im



Fig. 367. Schiltach, Reste der alten Stadtmauer.

Norden, wo die Häuser mit ihren Rückseiten darauf stehen, und im Süden noch gut erhalten, im Osten und Westen größtenteils nur vermutungsweise nachweisbar. Im Norden, gegen die Kinzig zu, sind noch zwei mit Quadern bekleidete Strebepfeiler sichtbar, die die aus Bruchsteinen errichtete Mauer stützten (s. Fig. 367). In der östlichsten Höhe führte ein Obertor herein, westlich gegen den Einfluß der Schiltach in die Kinzig zu ein Untertor heraus, deren Stelle und Form nach alten Angaben einigermaßen vermutet werden konnten. Wie man sieht, liegt der größere heutige Teil der Stadt außerhalb der Mauer. Das muß aber schon zu Merians Zeit gewesen sein, schon damals

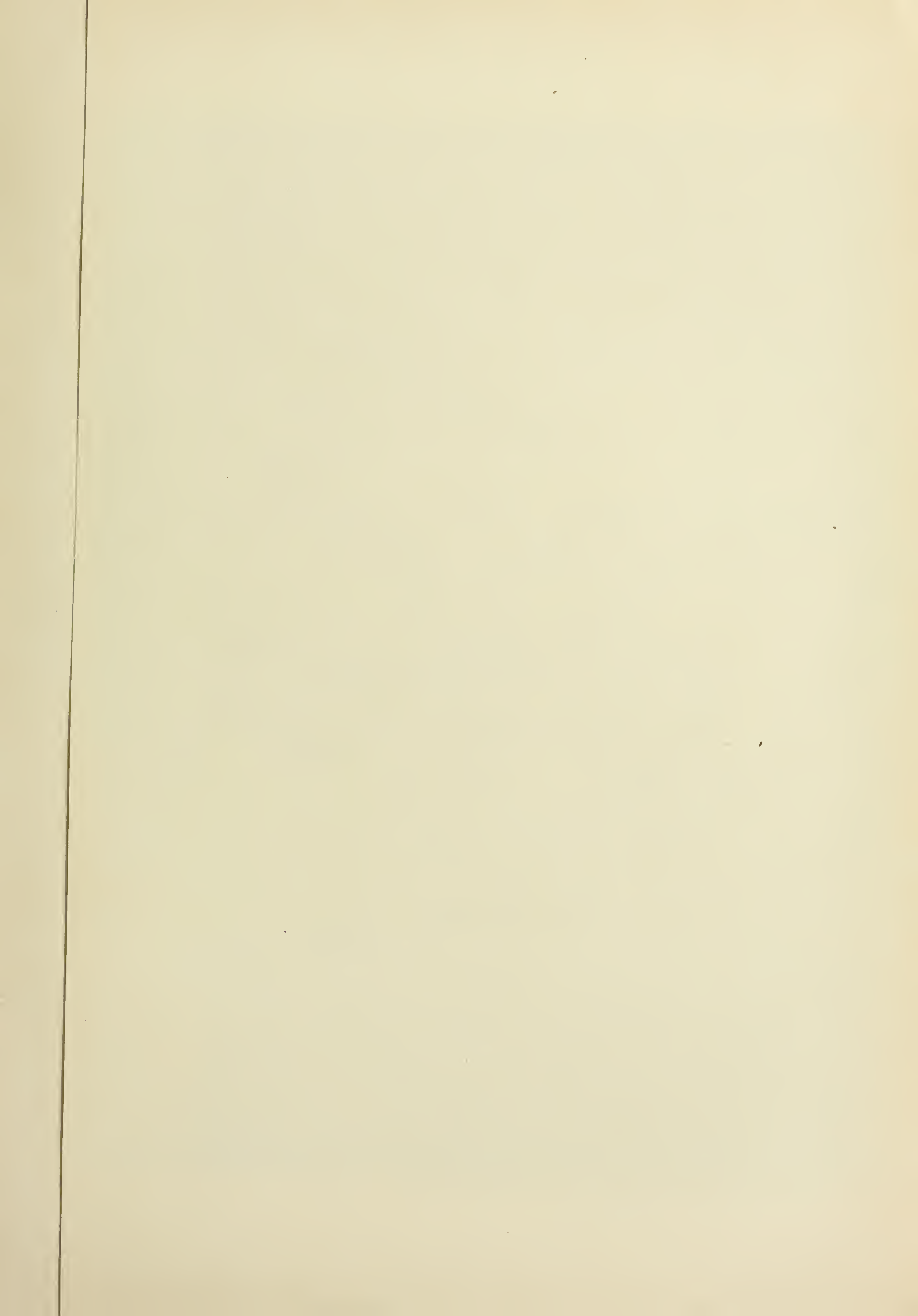




Fig. 368. Plan der Stadt Schiltach nach dem staatlichen Katasterwerk von 1881.

Tafel IX



Fayencen aus der Mosbacher Fabrik.



lag die Kirche jenseits der Schiltach und dehnten sich östlich und westlich zahlreiche Häuser aus. Ob die Talstraße vor der Mauer vorbei führte, oder ob sie anstieg, beim



Fig. 369. Rathaus in Schiltach.

Obertor herein und beim Untertor heraus führte, läßt sich nicht mehr feststellen. Eine andere Straße führte im Osten am hinteren Tor herein, beide vereinigten sich in dem

Marktplatz, der etwa auf mittlerer Höhe der Stadt liegt. Hier stand das Rathaus, das in seiner heutigen Gestalt, wie wir sehen werden, aus der Zeit nach dem zweiten Brande 1590 stammt. Der Meriansche Stich zeigt uns noch die Kirche, aber nur mehr den gotischen Chor mit Achteckabschluß, vielleicht ein Stück Langhaus, der Rest ist bei einem der großen Brände zerstört und offenbar bis 1643 nicht wieder aufgebaut worden. Merian gibt übrigens keine Stadtmauer und keine Türme an, wovon mich nur das letztere einigermaßen stutzig macht, vielleicht waren sie so zerstört, daß sie im Stadtbilde gar nicht mehr mitsprachen. Der gotischen Form des Kirchenchores nach muß schon spätestens im 16. Jh. die Ausdehnung der Stadt über die Schiltach stattgefunden haben.

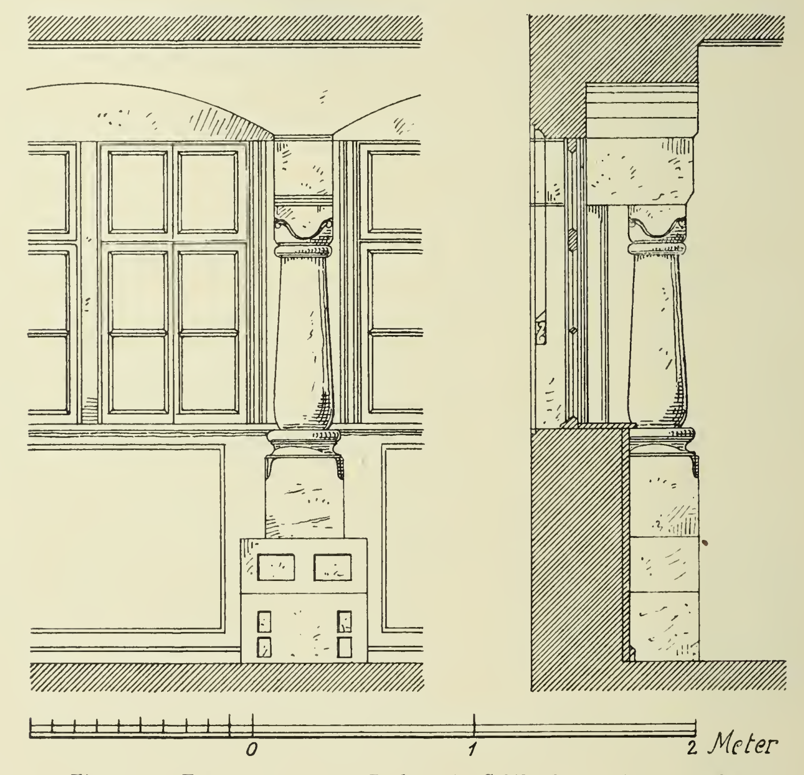


Fig. 370. Fenstergruppe vom Rathaus in Schiltach, von innen gesehen.

Zu Merians Zeiten stand hier noch ein stattliches Pfarrhaus (?). Hier auch das Rathaus (Lehengericht) der Gemeinde. Eine alte Brücke verband die Teile mit der alten Stadt (heute durch eine eiserne ersetzt). Im übrigen ist auf der rechten Seite der Schiltach die Ansicht im 19. Jh. stark verändert worden.

Evang. Kirche

Evang. Pfarrkirche. Schon 1275 hören wir von einem »rector ecclesie in Schiltach in decanatu Kúrnbach«, 1314 von »herr heinrich der chilchherre von Schiltahe«, zwischen 1360 bis 1370 von der »ecclesia Schilta in decanatu Rotwil«, 1488 von »sant Johannsen gen Schiltach an die Kirchen«, dies also der ehemalige Titel. Das Patronat stand seit dem Ende des 14. Jhs. dem Grafen von Württemberg zu, 1464 wird von dem Grafen Eberhard »Nicolaus Gőcz de Wolfach ad ecclesiam parrochialem in Schiltach, per liberam resignacionem Pauli Wilden vacantem« präsentiert. Wie in allen württem-

bergischen Gebieten im Kinzigtal, wird auch hier sehr bald in den ersten Jahrzehnten ihres Auftretens die neue Lehre der Reformation eingeführt und bleibt herrschend. 1577 hören wir noch einmal von »des hayligen s. Johanns pfleg zu Schiltach«. Wie die Kirche damals aussah, haben wir oben nach Merian angegeben. Der heutige Bau, in den pseudoromanischen Formen der damaligen Zeit, wurde 1839 begonnen und 1843 vollendet. Ältere Reste sind nicht mehr vorhanden.

Schmiedeeisernes Kreuz

Auf dem Friedhof *schmiedeeisernes Kreuz* mit Rosetten etc. aus dem Anfange des 18. Jhs., zwei einfachere aus der zweiten Hälfte desselben.

Rathaus

Von Profangebäuden ist das wichtigste das *Rathaus* (s. Fig. 369), das sehr malerisch auf der Höhe des Marktplatzes liegt. Ich gebe eine Federzeichnung desselben von Weyßer wieder, die allerdings nicht ganz fertig geworden ist, insbesondere in den Fenstern. Das Haus, ein Bau aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteingewänden, öffnet sich im Erdgeschoß mit zwei Rundbogen gegen den Platz. Im Stockwerk darüber ein Saal, der durch zwei gekuppelte Fenster oder Fenstergruppen Licht erhält (s. Fig. 370). Die Pfosten und Gewände der Fenster sind abgefast mit kleinen Volutenabläufen. Im Innern jeweils zwei Fenster durch zwei Flachbogen zusammengefaßt, die auf einer kurzen, bauchigen Säule mit originellem Würfelkapitell und an den Ecken volutenartig abgekantetem Sockel aufruhen. Der abgefaste Durchzugsbalken im Saale ruht auf einer bauchigen Holzsäule (Eichen) mit geschnitztem Renaissancekapitell und der Zahl 1593. In einer Wand des Saales eingefügt ein Wandschränkchen mit Giebelbekrönung, schlichtes Renaissancewerk. Hier werden oder wurden zwei Holzstatuen des Königs David sowie eines Engels aufbewahrt, Durchschnittsarbeiten des 17. Jhs. Auf der Bühne einige Folterwerkzeuge, hier auch ein Blockgefängnis eingebaut. — Das Rathaus steht mit dem Giebel nach der Straße, an dem eine Uhr, auf dem First ein kleiner Dachreiter. Zu erwähnen noch der schmiedeeiserne Schildhalter an der Ecke.

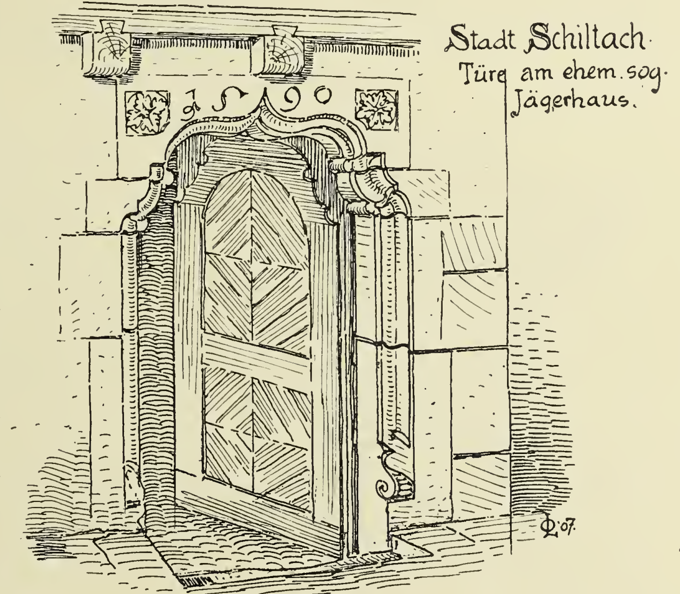


Fig. 371. Türe am ehemaligen sogen. Jägerhaus in Schiltach.

Leider ist dieser gerade in seiner Einfachheit und seiner Lage an dem ansteigenden Platz so überaus wirkungsvolle Bau 1906 und 1907 etwas verändert worden, insbesondere durch die Hinzufügung eines Staffelgiebels und eines Sockels aus Kunststein. Das Innere mußte mit Rücksicht auf das praktische Bedürfnis wesentlich umgestaltet werden, wobei der Saal aber erhalten blieb.

Privathäuser

Von den *Privathäusern* ist zu erwähnen: das Haus Nr. 179, sogen. Jägerhaus, an dem sich ein sandsteinernes Türgewände (s. Fig. 371) befindet, mit Hohlkehlen, Volutenablauf, im Kielbogen schließend, an dem mit Rosetten gezierten Sturz die Zahl 1590. Über dem Erdgeschoß Fachwerkaufbau.

Das Gasthaus »Zum Adler«, Nr. 108, sei als gutes Beispiel eines reicheren Riegelbaues hervorgehoben. Fig. 372 gibt eine Ansicht der Giebelseite des Hauses, an das ein Anbau anstößt, der die Traufrinne der Straße zukehrt. An der Ecke kragt auf mächtiger Steinkonsole ein Erker vor, in seinen zwei Geschossen den zwei oberen Stock-



Fig. 372. Gasthaus »Zum Adler« in Schiltach.

werken des Hauses entsprechend. Das Dach enthält zwei Bühnen übereinander, die sich in großen Türen zum Aufzug der Waren öffnen. Bis ins einzelne der Beachtung wert ist die Behandlung des Fachwerkes, die Ausbildung der Fenstererker mit ihren Konsolen, ihrem Eierstabgesims, ihren ausgeschnittenen Brüstungen (s. Fig. 374). An einem Balken die Jahreszahl 1604. Wohl über ein Jahrhundert später ist der schmiedeeiserne Wirtshausschild mit dem Doppeladler und dem in einen Adlerkopf endigenden Halter.

Haus Nr. 26, mit Hohlkehle und Volutenablauf im Gewände des Rundbogentores, an einem zweiten Tor im Schlußstein Initialen und die Jahreszahl 1791. Wohl nach einem Brande damals erneuert. Hübscher Fachwerkoberbau. In diesem Haus noch ein gußeiserner Ofen, am Unterbau noch drei Platten mit Reliefdarstellungen, Bekehrung

Pauli: »Saul mit Wüten und Schnauben — will Christengut und blut rauben — durch eine Stimm er wird bekehrt — Jesum er selbst bekennt und lehrt,« dann zweimal die Darstellung Absalons am Baum: »Absalon sein Vater verfolgen that — Am Baum bleibt hangen wird getödt.« (Ende 16. Jh.)



Fig. 373. Detail vom Gasthaus »Zum Adler« in Schiltach.

Schmiedeeiserne Wirtshausschilde

Schmiedeeiserne Wirtshausschilde noch am »Bären«, Mitte 18. Jhs., am »Lamm«, Ende 18. Jhs., ein sehr stattlicher am Gasthaus »Zur Sonne«.

Marktbrunnen

Auf dem Marktplatz, sehr zur Wirkung des Bildes beitragend, der *Marktbrunnen.* Achtseitiges Bassin mit der Jahreszahl 1751, der Stock, eine leicht gebauchte Renaissancesäule mit Akanthusblättern am Schaft und korinthischem Kapitell, trägt die Löwenfigur

mit dem Stadtwappen. An der Basis vier pausbackige Maskarons, aus deren Mäulern die Ausflußröhren mit ihrem schönen schmiedeeisernen Gitterwerk herauskommen. Sie sowie die ganze Säule nebst dem Löwen sind älter, wohl aus der Zeit um 1600. Es ist dies der Brunnen, von dem wir 1636 hören, daß er nicht mehr läuft. Sein Wasser entsprang auf dem Grundstücke zweier Privatbesitzer, von denen man 1648 die Freigebung des Wassers erzwang.[1])

Zunftschild

Zunftschild der Küfer, Schlosser, Flaschner, vom Anfange des 19. Jhs., im Gasthaus »Zur Krone«. Eine alte Truhe aus dem Gasthaus »Zur Sonne«, jetzt beim Sonnenwirt Bühler im Hinterlehengericht.

Ortsbild

Das wichtigste Denkmal in Schiltach aber ist das *Ortsbild* selber. Nur in äußerst wenigen Orten haben sich in solcher Anzahl die Fachwerkhäuser erhalten wie hier, man könnte mit geringer Ausnahme jedes Haus hier anführen, weshalb ich darauf verzichte. Leider sind die meisten verputzt. Eine Wiederherstellung des alten Charakters wäre dringend zu wünschen. Da das ansteigende, immer abwechselnde Bilder bietende Terrain der malerischen Wirkung sehr günstig ist, würde ein seltenes und anziehendes Bild geschaffen. Vom Kinzigtal aus präsentiert sich ja heute schon die Stadt mit ihren hoch auf die alte Mauer gebauten Häusern sehr malerisch. Man kann nur den Wunsch aussprechen, daß durch Neubauten in nicht hierher passendem Steinstil nichts verdorben wird.

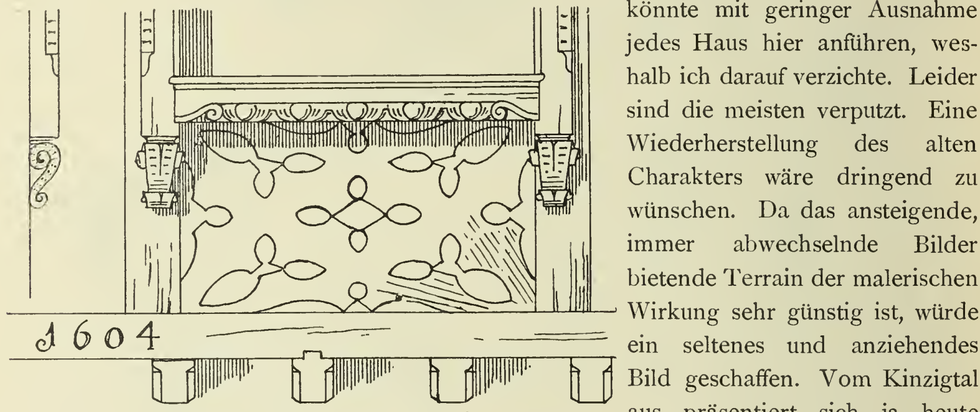


Fig. 374. Detail vom Gasthaus »Zum Adler« in Schiltach.

Zu Schiltach gehörte früher das

LEHENGERICHT

eine aus zerstreuten Höfen bestehende Gemeinde, die mit der Stadtgemeinde ehemals den Stab Schiltach bildete (Schiltacher Lehengericht 1590) und mit ihr die gleiche Geschichte hat. Auch hier sind eine Anzahl Bauernhöfe und Bauernhäuser, wie in der ganzen Gegend, zu verzeichnen. — Im sogen. Hinterholz vier vierkantige Pfosten, etwa 1,70 m hoch und 80 cm stark, längs des Weges an der Grenze, wohl aus dem 18. Jh.

Römerstraße

Durch Schiltach führte die römische Militärstraße, die, i. J. 74 nach Christus angelegt, Straßburg über Offenburg, Gengenbach, Haslach mit Rottweil verband und hier, oberhalb Schiltach, die Wasserscheide erstieg.[2]) Ihr Zug ist von der Stadt, vom Rathaus aus noch zu vermuten. Auf dem Höhenrücken hinter dem Schloßberg, kurz vor dem Eintritt in den Wald, tritt auf etwa 35 Schritte hin das antike Pflaster zutage, etwa in

[1]) Rößger a. a. O. S. 389.

[2]) E. Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer, Neujahrsblatt der bad. histor. Komm., S. 39.

der Breite von 4 m, bestehend aus 50—60 cm langen und 40 cm breiten Granitsteinen, die nach oben leise gerundet sind.

Etwas weiter hinauf ist ein kleines Plateau bemerkbar mit *Mauerresten*, einem mittleren Hauptteil, um den herum geringe Trümmer einer weiteren Umfassungsmauer, Spuren eines Grabens und davor eines Walles. Über den Zweck und die Geschichte dieser Anlage vermag ich nichts zu sagen.

Mauerreste

SCHNELLINGEN

Schreibweisen: Snellingen 1293; Snellingin 1330; Schnellingen erste Hälfte des 16. Jhs. (Bei den Angehörigen des Snello.)

Archivalien: Mitteil. der histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 157.

Ortsgeschichte: Der Ort, Dorf und Schloß, war geroldseckisches und fürstenbergisches Lehen eines Adelsgeschlechtes, das sich nach ihm nannte. 1293 erscheint ein Frischelin von Snellingen, 1306 ein Rudolf und »Mene seine eheliche wirtin, hern Heinrichs tochter von Tiersberg«. Es folgt ihr Sohn Wigerich, seine Kinder (Dietrich, Betli und Súßeli), 1371 verkauft »Mene, hern Wigerichs von Snellingen tohter, Renboltz von Windegge seligen witwe« ihren Teil an der Burg und an dem Dorf Schnellingen, am Dorf Welschensteinach etc., aus welcher Urkunde wir von einem Burggraben hören. Unzählige weitere Mitglieder des Geschlechtes werden genannt, das sich in zwei Äste geteilt hatte, bis dasselbe um die Mitte des 15. Jhs. ausstarb. Seine Güter kamen an die verwandten von Gippichen, an die von Blumeneck, Stoll von Staufenberg, Erasmus von Harmersbach. Die Landeshoheit hatte Fürstenberg bis 1806, wo das Ort badisch wurde. Im 15. und 16. Jh. wurde ein Bergwerk hier betrieben.

Ortsgeschichte

Von der *Burg* steht heute nichts mehr, nur der Name Schloßberg erinnert daran. Ob die Mauerreste im Anwesen des Wilhelm Pfaff, auf einem Bühel gelegen, tatsächlich mit derselben zusammenhingen, kann ich nicht entscheiden.

Burg

Eine schlichte *Kapelle* zu Mariä Himmelfahrt trägt über der rundbogigen Eingangstür die Jahreszahl 1745. An der Holzdecke gemalt die marianischen Symbole, primitive Arbeiten des 18. Jhs. Ein holzgeschnitztes Kruzifix, Durchschnittsarbeit der gleichen Zeit.

Kapelle

STEINACH

Schreibweisen: in Mortunagia Steinach 1139; Steinahe 1240; Stenahe 1250; Steynach 1380; zu Stainach im dorf 1500.

Daneben hören wir im Gegensatz zu Welschensteinach 1381 vom dorf zu Túschen Steinach, 1411 Tútschen Steinach, 1464 Dúczschen Steinach.

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 157. — FDA. 14, S. 273—278.

Ortsgeschichte: Nach Heyck ursprünglich zum Kloster Gengenbach gehörig, scheint Steinach wie andere Besitzungen des Klosters bambergisches Lehen der Herzöge von Zähringen gewesen zu sein, nach deren Aussterben es ihre Erben, die Grafen von Urach, beanspruchten. Auch belehnte später König Rudolf das Haus Fürstenberg damit,

Ortsgeschichte

1288 aber verzichtet Graf Egeno mit Vorbehalt des Wiederkaufsrechtes auf »valles Milinbach et Niderinbach et villa Steina, que . . . . a Rudolfo Romanorum rege et imperio in feodum tenuit«[1]) und Rudolf belehnt Georg von Geroldseck und seine Gemahlin Uta damit. 1304 kam es wieder als Straßburger Lehen an das Haus Fürstenberg zurück, 1412 wird es als Zubehör von Haslach genannt und den Fürstenbergern ihr Recht auf dieses Straßburger Lehen bestätigt. Es blieb nun bis zum Übergang an Baden 1806 fürstenbergisch. Einmal nur wird ein Ortsadel genannt: Riůlinus de Steinahe 1240.

Kath. Pfarrkirche

Kath. Pfarrkirche (ad Exaltat. S. Crucis): 1285 wird ein »Dietricus rector ecclesie in Stěna« genannt, 1363 ein Johannes dictus Korg, 1419 ein Conrat Bachzimer, kirchherre zu Dútschensteinbach, 1478 pfaff Georg Sprung, kilchherr zu Steinach. 1411 wird die ecclesia parrochialis in Túschen Steinach genannt. Das Patronat hatte das Kloster Gengenbach. — Mit der ganzen Gegend trat auch Steinach zur Lehre Luthers über, 1548 saß als Vertreter derselben der Pfarrherr Simon Schilling hier. Unter dem Grafen Friedrich von Fürstenberg erfolgte die Rekatholisierung. 1616 hören wir über den Zustand der Kirche u. a.: templum non tabulatum alias ornatum, sed sine pictura. 1666 wird berichtet: Teütschen-Steinach, haec ecclesia est sub titulo s. Crucis; collator, decimator et dominus temporalis est dominus comes Maximilianus a Fürstemberg; animas regendas 700 ca. habet.

Der heutige Bau wurde 1750 nach Abbruch des alten begonnen. Doch scheint mir der Turm stehen geblieben zu sein, wenigstens in den unteren Stockwerken. Das Erdgeschoß mit einem Kreuzgratgewölbe dient jetzt als Sakristei. Das Material des Baues ist Bruchsteinmauerwerk. Bei dem Neubau 1750 hat er einen achteckigen Aufsatz mit barockem Walmdach erhalten. Die Kirche selbst ist einschiffig, mit Chor aus drei Seiten des Achtecks, sie wurde i. J. 1888 renoviert und um ein Drittel vergrößert. Im Innern zeigt sie an Decke und Wänden Stuckdekoration aus der Zeit ihrer Erbauung.

Hochaltar

Der *Hochaltar*, wirkungsvoller Aufbau von vier Säulen, mit Voluten und Baldachin, und einigen flotten Barockfiguren, ist, nach Mitteilungen des Pfarrers, 1777 vom Schreiner Hansjörg Sutter in Haslach angefertigt worden. Zur gleichen Zeit von demselben für 300 fl. der eine *Seitenaltar* des hl. Joseph mit neuem Bild, in entsprechendem Aufbau, ähnlich der Altar Mariä Trost, alle mit geschnitzten Rocailleornamenten verziert. Auch die Kanzel ist ein Werk des gleichen Stils und der gleichen Zeit. Der Taufstein stammt wohl noch aus dem 17. Jh., daran flache Akanthusverzierung und Holzgruppe der Taufe Christi aus dem 18. Jh. Von dem Triumphbogen hängt ein holzgeschnitztes Kruzifix herab, Durchschnittsarbeit des 18. Jhs., darüber das fürstenbergische Wappen. In der Kirche holzgeschnitztes kleines Kruzifix, Prozessionskreuz, ebenfalls Durchschnittsarbeit des 18. Jhs. — An den neuen Kirchengestühlen zwei Bekrönungen von der alten Orgel erhalten in Rocailleschnitzerei; in sehr schlichten Formen dieses Stils die Beichtstühle.

Seitenaltar

Kirchengeräte

An *Kirchengeräten* zu erwähnen: Sonnenmonstranz, silbervergoldet und getrieben, mit Blumen, Gitter und Rocailleornament, sowie Heiligenhalbfiguren; Kelch, gleiches Material und Arbeit, mit Kränzen und vier Emailmedaillons am Fuß, guten Arbeiten, auf die Kreuzeslegende bezüglich, drei solchen an der Cuppa, auf die Bruderschaft Maria vom Trost bezüglich, die etwa 1720 gegründet wurde, Augsburger Zeichen, darunter

[1]) Fürstenb. Urk.-Buch I, Nr. 601.

A und C X S., Arbeit aus dem dritten Viertel des 18. Jhs.; ein schlichterer Kelch mit gewundenem Griff, silbervergoldet, aus der gleichen Zeit; Speisekelch, silbervergoldet, getrieben mit einfacherem Ornament, aus der gleichen Zeit; ein ähnlicher, größerer im Tabernakel. — Weiße Casel mit eingewebten bunten Blumen, aus dem 18. Jh.; alter Schrank des 18. Jhs. mit halblebensgroßen, gemalten Brustbildern der Propheten.



Fig. 375. Gasthaus »Zum Adler« in Steinach.

Glocken

Von den *Glocken* ist die größte: 1750 gegossen von Matthaeus Edel in Straßburg. Auf der einen Seite die Mutter Gottes mit Kind und die Worte: Monstra te esse matrem; ferner: Cura et industria Archipresbyt. et parochi Joh. Matthäi Gaengwisch et Sebastiani Gůssler, praefecto huius pagi. Auf der anderen Seite Christus am Kreuz mit Maria und Johannes. Die mittlere 1714 von Peter Edel in Straßburg mit der Aufschrift: Conatu

et industria friderici Vogler Archipresbyt. Haslachii et Joan̄is Symacher, praepositi totius judicii indicti Papi Steinavensis. Auf der anderen Seite ein Kreuz und die Umschrift: Libera nos Deus noster per signum Crucis de inimicis nostris. Die dritte Glocke ist 1892 umgegossen worden.

Kruzifix

An der Südwand der Kirche ein *Kruzifix* von 1799, Durchschnittsarbeit. — Ebenda ein *schmiedeeisernes Kreuz* mit der Schrift: MLE und 1776. Weiterhin eine *Sandsteinplatte* mit einem Reliefbild des Gekreuzigten und der Inschrift:

Schmiedeeisernes Kreuz
Sandsteinplatte

KOMM LIEBER GAST UND LESE DA
HIER LIEG ICH TODT ROSALIA
NACHDEM ICH 44 JAHR
EINE GUTE EHE- UND WIRTSFRAU WAR ·
DA NUN MEIN FLEISCH IN STAUB VERGEHT,
WIE MEINST, DASS 'S UM MEINE SEELE STEHT?
WO ICH KEIN HELLER ZECH MEHR LÖS
ALS NUR FÜR DAS WAS GUT UND BÖS
JA, WAS ICH AUCH NICHT SELBST GETHAN
RECHNET MAN MIR AUF'S GENAUESTE AN
UND MUSS BEZAHLEN FREMDE SCHULD
WENN ICH WAS BÖSES HAB GEDULD ·
LASST DIESES EUCH ZUR WARNUNG SEIN
IHR WIRTH UND ALLE INSGEMEIN
SPRECHT BEI MEINEM WIRTSHAUS ZU,
SPRECHT, GOTT GEB IHR DIE EWIGE RUH ·
ANNO 1780 19 AUGUSTI.

Mariaschneekapelle

Etwas vor dem Ort die *Mariaschneekapelle*, von zwei Eheleuten auf ihrem Grundstück errichtet, 1889 wurde sie restauriert. Schlichter Bau des 18. Jhs. mit gekuppelten Spitzbogenfenstern, also auf älterer Grundlage, an der flachen Decke der Kapelle die Mariensymbole gemalt. Holzstatue der Pietà aus dem 18. Jh.

Pfarrhaus

Im *Pfarrhaus* wird ein Schlußstein mit Christuskopf, wohl aus der alten Kirche, aufbewahrt.

Fachwerkhaus

Das Gasthaus »Zum Adler« (s. Fig. 375) ist ein hervorragend schönes, sehr charakteristisches *Fachwerkhaus*, 1715 durch Joh. Georg Bech erbaut. Auch sonst im Ort noch einige Beispiele dieser Bauart, leider teilweise verputzt.

WELSCHENSTEINACH

Schreibweisen: Welscensteina 1240; Welschunsteina 1275; Welschensteinah 1306; zu Welscheme Steine in dem tal 1323; Welschensteinahe 1330; Welschensteina 1341; Welschensteynach 1392 und 1476; Welschen-Steinach 1411; ze Welschenstainach in Strausburger bistom gelegen 1447; in der Weltschen Steinach 1456; Wâlschensteinach 1461 und 1475; Wélschensteynach 1491 etc. (Steinach der Walchen, Welschen.)

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 16 (1894), S. 158.

Literatur: F. L. Baumann, Romanisches in Welschensteinach und den ostwärts angrenzenden Seitentälern des Kinzigtales, Schriften f. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar V (1885), Kleine Mitteilungen, S. 135—137.

Ortsgeschichte: Der Ort, eine weit zerstreute Gemeinde in dem von der Steinach oder dem Steinachbach durchflossenen Tal, war jedenfalls frühe durch Reste römischer Bevölkerung besiedelt, worauf der Name deutet. Er hatte im wesentlichen dieselben Schicksale wie Steinach und kam wohl aus dem zähringischen Erbe an das Haus Fürstenberg. — Außerdem wissen wir, daß das Kloster Thennenbach 1316 und 1341 von dem Ritter Berthold von Hüfingen den Zehnten zu Welschensteinach erwarb. Die Güter, welche der Deutschorden (Freiburg) hier besessen hatte, kamen 1461 an die Grafen von Fürstenberg, damit auch wohl das Patronat. — Im Anfange des 14. Jhs. bestand hier ein Silbererzbergwerk. — Der Ort blieb fürstenbergisch, bis er 1806 an Baden kam.

Ortsgeschichte

Kath. Pfarrkirche (ad S. Petrum et Paulum): Bereits 1240 wird ein Vicarius in Welcensteina genannt, 1314 ein Dietricus rector ecclesie. 1313 erhalten die Johanniter in Freiburg das Patronat: Heinricus marchio de Hachberg fratri Hermanno de Maguntia, commendatori domus hospitalis s. Johannis Jerosolimitani in Friburgo, et conventui huius domus ius patronatus ecclesiae in Welschensteina iure proprietatis possidendam tradit 1313. 1314 heißt es: ecclesia de Welschensteinahe archidiaconatus ecclesie Argentinensis, zwei Jahre später: in Welschensteina under der Kilchen, endlich in einem Visitationsprotokoll von 1666: hujus patronus coelestis est s. apostolus Petrus et Paulus; collator comes de Fürstenberg; animas regendas habet 400.

Kath. Pfarrkirche

Die jetzige Kirche ist ein schlichter, einschiffiger Bau des 18. Jhs. An dem Sturz des Fassadenportals die Jahreszahl 1771. Das Äußere wird durch Lisenen gegliedert. Die gesamte Kirche wurde 1840 bedeutend restauriert.

Der an die Nordseite des Chors anstoßende viereckige *Turm* entstammt bis zum Uhrgeschoß einschließlich noch dem 12. bis 13. Jh.; er ist im 18. Jh. überarbeitet und um zwei Stockwerke, mit den üblichen rundbogigen Schallöffnungen im jetzigen Glockenstockwerk, Satteldach mit zwei Volutengiebeln, erhöht worden. Die alten Teile zeigen solides Mauerwerk aus Bruchsandstein, an den Ecken jetzt übertünchte Quader. Im Erdgeschoß nach Norden und Osten schießschartenähnliche Luken, nach dem Chor zu einfache Rundbogentüre ohne charakteristisches Profil; über derselben ganz geringe Gemäldespuren, die weiter hinauf durch die im 18. Jh. vorgelegte Mauer verdeckt werden. Im jetzigen Uhrgeschoß nach allen vier Seiten noch die alten Schallöffnungen erkennbar, wenn auch zugemauert: gekuppelte Rundbogenfenster, in ihrer Vereinigung von Doppelsäulchen mit abgehauenen Kapitellen getragene Bögen, an den seitlichen Laibungen einfacher abgeschrägter Kämpfer.

Turm

Das *Innere* der Kirche ist schmucklos. Die zwei *Seitenaltäre*, üblicher Barockaufbau von Stukkateur Jodok Wilhelm von Bezau, sind maßvolle und hübsche Beispiele der Gattung. Einfach geschnitzte Kanzel desselben Stils, geringer Taufstein der gleichen Zeit.

Inneres
Seitenaltäre

Kirchengeräte: silbergetriebener, vergoldeter Kelch, Augsburger Beschauzeichen, darunter B und C X S; Sonnenmonstranz, silbervergoldet, getrieben mit Rocailleverzierung.

Kirchengeräte

Glocken

Drei *Glocken*, die größere neu, die mittlere mit Reliefs des Krucifixus und Brustbildern von Petrus und Paulus: Bin gegossen worden in Villingen bei Benjamin Grieninger 1780; die kleine mit Muttergottesrelief und h. Sebastian: Benjamin Grieninger gos mich 1780.

Die ursprünglich dem Mittelalter entstammenden Umfassungsmauern des Friedhofes sind im 18. Jh. neu hergestellt und gedeckt worden.

WOLFACH

Schreibweisen: Wolfhacha ad a. 1084; Wolva ca. 1095, 1156, 1291, 1293 und 1320; Wolfacha 1111 und 1148; Wolvahe 1121, 1136, 1235, 1298, 1301 und 1305; Wolvah 13. Jh. und 1328; Wolfache 1294; Wolfa 1299, 1328 und 1367; Wolfahe 1303, 1317 und 1359; Wolvach 1312, 1340 und 1382; Wolfach 1328, 1395 und 1480; villa Wolfacha 1148. Als Stadt ausdrücklich erwähnt: ze Wolfach in der statte 1305 und 1365; burg und stat 1367; oppidum 1467; zů Wolfach in der vorstat 1551.

Literatur: H. Roys, Wolfach und sein Kiefernadelbad, Karlsruhe 1857. Carl Kettner, Das Kiefernadelbad Wolfach und seine Umgebung in histor.-statist.-topograph. Beziehung, Wolfach 1888. Woerls Reisehandbücher, Führer durch Wolfach, Würzburg 1887. W. J. A. Werber, Die Kniebisbäder Sulzbach, Antogast, Freiersbach, Peterstal, Griesbach, Rippoldsau und Wolfach, Erlangen 1863. Jos. Bader, Klausnerin Leutgart von Wolfach, Deutsche Frauenbilder aus verschiedenen Jahrhunderten, Freiburg 1877. W. Franck, Bestrafung einer 70jähr. Frau zu W. (Hexe) 1640, Frbgr. Z. II, S. 430. F. J. Mone, Zur Geschichte des Bettels, von 1363 bis 1367 (Wolfach), Z. 19, S. 159—163. Ders., Der eiserne Ofen im Rathaus zu Wolfach, Z. 19, S. 303—305. Ders., Geschichtliche Notiz, betreffend Bibliothek zu W., Z. 19, S. 487. Ders., Wirtstaxe zu W., Z. 19, S. 31. Ders., Der Stadtschreiberdienst-, Dienstboten- und Einwohnereid, Ordnung der Ratsstube, Büttelordnung 1470, Jährl. Steueranlage im 15. Jh., Z. 20, S. 42—49. Ders., Der Schauertag zu W., Z. 20, S. 76/77. Ders., Neujahrsgebräuche zu W., Z. 20, S. 74/75. Wichtige handschriftliche Notizen des August Armbruster, im Besitze desselben.

Ansichten

Ansichten: Federzeichnung auf dem »Mathemat. der Gräffl. Fürstenberg. Herrschaft im Kintzgerthal etc., verzeichnet durch Jacob Mentzinger, Burger zu Basell Anno 1655« (Fig. 376), im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen; ältere Bleistiftzeichnung, danach, mir in Photographie von J. G. Straub in Wolfach überlassen; Federzeichnung, wohl gleicher Ursprung; Kopie der Karte von 1655 im gleichen Archiv von 1796; Gesellenbrief aus dem 18. Jh. mit kleinem Kupferstich der Stadt als Kopfstück, mir in einem 1770 unterzeichneten Exemplar aus Privatbesitz vorliegend; Aquarell, gezeichnet F. J. Saxe, im Privatbesitz in Wolfach; verschiedene Lithographien des 19. Jhs., wovon eine mit dem Eisgang 1830 von Mooser gezeichnet und X. Hillebrand & Cie. in Freiburg lithographiert erwähnt sei.

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: 1084 zum ersten Male genannt, gehörte Wolfach dem gleichnamigen Dynastengeschlechte, als dessen erster eben 1084 in der Gründungsnotiz des Klosters S. Georgen Fridericus de Wolfaha erscheint. Das Stammschloß des Geschlechtes lag etwas oberhalb über dem heutigen Oberwolfach. Vermutlich ist die älteste Ansiedelung

dort zu suchen, später wurde sie an den Zusammenfluß der Wolf mit der Kinzig verlegt. Wir hören deshalb auch von einem Altwolfach, womit die Höfe am Fuße der Ruine gemeint sind, allerdings erst 1413: die alte Wolfach burg und tale, 1487 us der Altenwolfach. 1275 aber tritt schon Oberwolfach auf, als Superius Wolfach, 1329 Oberwolwach, 1365 im tal zu der Oberwolfach, 1409 by der burg zů der ober Wolfach, 1482 in der Obernwolfach.

Von den Dynasten erscheint der obengenannte Friedrich auch 1095 bei der Gründung von Kloster Alpirsbach. Schon 1085 aber wird zugleich mit ihm ein Udalricus de Husen genannt, und da man annimmt, daß die Herren von Hausen ein Zweig der Wolfacher sind, hat also ein Teil der Mitglieder des Geschlechtes sich schon damals, von der Hauptlinie getrennt, nach seiner Residenz auf der Burg Hausen genannt. Von den Wolfachern hören wir weiter nennen den gleichen Fridericus de Wolva et filius eius Arnolt zwischen 1093 und 1111, er wird aber zwei Söhne gehabt haben: Fridericus et Arnoldus fratres de Wolva nach 1101. Zu gleicher Zeit lebten Gerhardus, germani sui Otto et Fridericus de Wolphaa 1091. Ein Arnoldus wird 1132 genannt, Gotfridus 1219, seine Witwe Adilhaidis »relicta nobilis viri Gotfridi pie memorie de Wolva« 1247. 1232 unterzeichnet Cůnradus de Wolvach, archidiaconus Argentinensis, einen Schenkungsbrief des Archidiakon Heinrich zu Straßburg, und als Bischof Walter von Geroldseck 1262 den ihm so verderblichen Krieg mit der Stadt Straßburg führte, da half ein Friedrich Ritter von Wolfach vermitteln. Mit dem Ende des 13. Jhs. aber stirbt das regierende Geschlecht aus, die letzten scheinen sich dem geistlichen Stande gewidmet zu haben, der eine Cunradus de Wolva, wenn er noch dazu gehört, wird 1329 als rector ecclesie parrochialis de Offenburg erwähnt. Ob der 1374 genannte »bruder Heinrich von Wolfach, commendur des huses zum Grůnenwerde zu Strazburgh sante Johans ordens des heiligen hospitales von Jherusalem« dem Geschlecht entstammte, scheint mir sehr unsicher.

Die Erbtochter war »Ůdelhilt diu gravinne von Wolvahe, dez edeln herren graven Friederichz seligen vrowe von Fúrstenberg« (1298). Graf Heinrich I., der große Mehrer seiner Lande, hatte diese Heirat seines ältesten Sohnes herbeigeführt und damit den Anfall der ganzen Herrschaft an sein Haus. Die Herrschaft, »vornehmlich von Norden nach Süden gestreckt, begriff das Tal des gleichnamigen Baches von Rippoldsau oder wohl von der Höhe des Kniebis bis zu seiner Mündung in die Kinzig und ein kleines Gebiet rings um den Flecken Wolfach, war also von keinem erheblichen Umfange, aber durch ihre Lage wichtig. Durch diese Erwerbung wurden später die fürstenbergischen Besitzungen im Kinzigtale zu vortrefflicher Abrundung gebracht«. [1]) Die Erbschaft muß vor 1306 angetreten worden sein. Der Gatte der Erbtochter war aber schon 1296 gestorben. Ihr Sohn Heinrich II. wußte seine Lande von neuem zu mehren, seine Gattin Verena von Freiburg, die Tochter Annas von Wartenberg, brachte ihm u. a. Hausach zu, und da seine Brüder, Friedrich II. und Konrad II., unverheiratet starben, blieb er im Besitz der Lande seines Vaters, zu denen außer der Herrschaft Wolfach auch die alte Grafschaft Fürstenberg mit der Stammburg, dazu Dornstetten und einige Besitzungen im Renchtale gehörten, von denen Dornstetten aber als Mitgift seiner Schwester Anna verloren ging, während er und seine Mutter aus finanzieller Bedrängnis die wesentlichsten Güter im Renchtale 1303 an den Bischof von Straßburg verkaufen mußten. Seine

[1]) Riezler, Gesch. des Hauses Fürstenberg, S. 210.

Regierung zeichnete sich durch verschiedene unglückliche Händel mit seinem Onkel und seinen Vettern von der Haslacher Linie und anfängliche Kämpfe mit den Habsburgern aus, wobei er Bräunlingen verlor. Auch in Erbhändel mit der Reichenau ist er durch die Wartenbergsche Hinterlassenschaft gekommen, bei welcher Gelegenheit er vom Papste in den Bann getan wurde.

Er hat abwechselnd auf den Burgen Wolfach, Fürstenberg und Wartenberg gelebt, während seine Mutter Udilhild ständig in Wolfach residierte und dort noch alle Regierungshandlungen mit ihren Söhnen vollzog. Der Ort wird noch 1148 ausdrücklich villa genannt, die erste Erwähnung als Stadt ist 1305. Damals, am 26. April 1305, gab Udilhild der Stadt Wolfach einen Freiheitsbrief, »wonach die Stadt ihren Herren als jährliche Steuer in zwei Terminen nicht mehr als 20 Mark Silber entrichten sollte, die Hälfte der damaligen Villinger und das Doppelte der Haslacher Steuer. Außerdem sollten die Bürger ihrer Herrschaft nur freiwillige Dienste leisten, der Bannwein und das Umgeld ihnen zufallen und zur Deckung der städtischen Baukosten verwendet werden. Jedem neu aufgenommenen Bürger ward der Genuß der städtischen Freiheiten, Auswanderern, sofern sie freie Leute, das Geleite der Grafen für eine Meile Wegs verbürgt, wogegen den Grafen das Recht verblieb, ihre fortziehenden Eigenleute zu verfolgen und sich mit denselben auseinanderzusetzen«.[1]) Udilhilds Schwager Konrad, der Kirchherr von Konstanz, bestätigte die Urkunde.[2])

Heinrich II. konnte das Ende seiner Regierungszeit wenigstens in Frieden verleben. Er starb 1337. Seine Söhne schritten wieder zur Landesteilung, wobei Johann die Herrschaft Wolfach, dazu Hausach und die Reichspfandschaft über das Tal Harmersbach erhielt. Er war zuerst in den geistlichen Stand getreten, unbefriedigt aber und da er die höheren Weihen noch nicht erhalten, entschloß er sich zum Rücktritt und erscheint seit 1348 verheiratet mit Johanna von Signau, Witwe des Freiherrn Ulrich von Schwarzenberg. Er scheint sich stets in schlechter Finanzlage befunden zu haben, und so versetzt er mit seiner Frau denn 1348 »unsern burgern zů Wolfach den zol zů Wolfach, der zů der stat hőret zů Wolfach«. Vielleicht dürfen wir daraus auf einen gewissen Reichtum und ein Aufblühen der Stadt schließen. Letztere besaß schon 1294 eigenes Gewicht »silber Wolvacher gewêges«; 1428 hören wir auch von eigenem Maß.

Johann starb 1365, seine Kinder, die erwähnt werden, vor ihm. Ihm folgte sein Bruder Heinrich III., der 1367 starb. Der Tod des letzten der Brüder Konrads, der kurze Zeit zusammen mit seinem Neffen, Heinrich IV., regiert hat, erfolgte 1370, und Heinrich IV. hat also wieder alle Besitzungen seiner (der sogen. Fürstenberger) Linie in seiner Hand vereinigt. Das wichtigste Ereignis seiner Regierung aber war der Ausgang der Haslacher Linie 1386, womit auch diese Besitzungen an ihn zurückfielen, nicht ohne Schwierigkeit und nicht ohne Streitigkeiten mit König Wenzel, dem Bischof von Straßburg, dem Markgrafen von Baden, den Grafen von Zollern, worüber in der Ortsgeschichte von Haslach das Nähere ausgeführt wurde. Er konnte Haslach nur dadurch für sein Haus retten, daß er es als Lehen vom Bischof nahm. Nach seinem Tode 1408 spaltete sich wiederum sein Haus; mit seinem Sohn Heinrich V. begann die Fürstenberger Hauptlinie, mit dem anderen Sohn Konrad IV. die Wolfacher Linie, die indes schon mit dem Enkel, mit Heinrich VI., 1490 wieder ausstarb, womit die

[1]) Riezler, Gesch. des Hauses Fürstenberg, S. 276.

[2]) Fürstenb. Urk.-Buch II, Nr. 28.

Besitzungen an die Hauptlinie und zwar an die Grafen Wolfgang und Heinrich zurückfielen.

Ebendieser Enkel Heinrich VI., ein begabter und beliebter, gesellschaftlich gewandter Herr, der seine Lande klug zu mehren wußte und während seiner langen Regierungszeit mit einer Ausnahme mit seinen Untertanen gut auskam, ist für unsere Gegend von größter Bedeutung gewesen. Er hat auch das Äußere seiner Städte und Burgen durch eifrige Bauten durch und durch verändert. So hat er »ernuwert und gebuwen das huß zu Haselach, das huse zu Wolfach, das nuw kornhus zu Haselach vor der Burgk 1447, das hůs zu Brůnlingen 1447«. Sein Schreiber Michel Spiser hat uns genaue Aufzeichnungen darüber hinterlassen, die so lange dauern, bis derselbe als Vogt nach Fürstenberg versetzt wurde (1477). Aber auch in den noch folgenden 13 Regierungsjahren wird die Bautätigkeit kaum geruht haben. Von den Bauten zu Wolfach hören wir noch: »Darnach im 63 jar buwet er die schiur zu Wolfach von nuwem [1] .... Item im 65 jar hand wir das neuw gemach gegen Unser frawen capell gebauwt zu Wolfach etc. Item im 66 jare schuf er Unser frauwen capell zu Wolfach ze buwen. Item desselben jars ward das hinderstůblein im hus Wolfach gebuwen und der stall unden im hus .... Item anno 71. ward .... gebuwen .... die neuen stuben und kamern im hus zu Wolfach, auch das schießhus mit dem ercker uff dem graben zu Wolfach etc. .... Item in dem 73 jar ward gebuwen der gart zu Wolfach und darinnen schießhus und schutzrain ... Mer 75 jar ward gebuwen das new huß zu Wolfach by dem undtern thor, mer darnach das clain weigerlin by dem garten. Im 76 jar ward gebuwen die neuw scheur und marstall neben der capell. Item in dem jare ward gebuwen die harnischkammer by dėr pfistory, die er auch selbs gebuwen hatt«. Es muß also das Schloß seine Gestalt unter ihm vollständig verändert haben. — Fünf Jahre vor seinem Tode stifteten die Wolfacher in ihre Kirche für das Haus Fürstenberg den sogen. großen Jahrtag mit drei Ämtern und neun heiligen Messen auf ewige Zeiten. Es geschah das aus Dank dafür, daß er ihnen eine Reihe von seinen Einkünften aus der Stadt, Stellgeld, Meßgeld, Bankzinsen, die Erträgnisse der Fronwage und die Hälfte der Hofstattzinsen vermacht hatte. Zugleich hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß aus Dank dafür die Bürger keinen Würfel- und Spielplatz mehr in ihren Mauern dulden möchten, was diese denn auch gelobten.

Die Verfassung der Stadt Wolfach ist damals der ihrer Nachbarstädte ziemlich ähnlich gewesen. An der Spitze der Stadt stand ein Schultheiß und mit ihm der Rat der Zwölfer, auf dessen Präsentation hin der Landesherr den Schultheißen ernannte, Ging ein Zwölfer ab, so wurden, wie es scheint, von der Bürgerschaft zwei gewählt, von denen der Graf den einen ernannte. — Hier, wie in Haslach und Hausach, gab es eine lokale Zunftverfassung, und vor allem das wichtigste Gewerbe, auf dem der Reichtum der Stadt ruhte, das der Holzflößerei, war streng geordnet. Daraus läßt sich aber [2] nicht der Schluß ziehen, daß die ganze Bürgerschaft zunftmäßig organisiert gewesen ist, was wohl nicht der Fall war.

Kurz vor dem Tode Heinrichs VI. und vor dem Übergang an die Hauptlinie ist die Stadt 1485 durch einen großen Brand verheert worden, und es mag eine der letzten Sorgen des greisen Fürsten gewesen sein, für den Wiederaufbau zu sorgen. Die Haupt-

[1]) Fürstenb. Urk.-Buch III, Nr. 371.

[2]) Gothein a. a. O. S. 336 und 440.

linie, die nach ihm wieder in den Besitz kam, scheint ihr Interesse mehr anderen Orten zugewendet zu haben. Auch hier hat Graf Wilhelm für die Einführung der Reformation Sorge getragen. Im Anfange des 16. Jhs. hatte Wolfach noch nebst einem Hofkaplan sieben Kapläne, was sich unter dem wilden Grafen bedeutend geändert haben mag. 1548 finden wir als Prediger der neuen Lehre hier Martin Schälling und als Helfer und Lehrer Ulrich Vogel. Damals hatte Graf Friedrich die Lande übernommen und die Rekatholisierung begonnen und der genannte Pfarrer verpflichtet sich auch, sich dem Interim gemäß zu verhalten.

Nach dem Tode des Grafen Friedrich fand eine neue Teilung der Lande statt, mit seinem Sohne Christoph I. begann die Kinzigtaler Linie, die sich aber schon nach dem Tode des nachfolgenden Albrecht wieder in einen Möhringer und Blumberger Zweig teilte. Letzterer begann mit Christoph II., dem Haslach zufiel. Die Möhringer starben 1641 aus, allein wiederum hatten sich die Haslacher in zwei Linien gespalten, in die Meßkircher und die Stühlinger. Letztere übernahm die Besitzungen im Kinzigtal. Als erster erscheint Friedrich Rudolph, derselbe, der das Kloster in Haslach gründete. Für Wolfach ist von größerer Wichtigkeit gewesen sein Sohn, Maximilian Franz, der den Umbau des alten Schlosses begann und auch im Äußern glücklich zu Ende führte, während das Innere nie fertig wurde, da der Bauherr 1681 bei seinem Aufenthalt in Straßburg gelegentlich des Einzuges Ludwigs XIV. durch einen Sturz von der Treppe sich verletzte und starb; seine Nachkommen aber scheinen das Interesse an dem Bau verloren zu haben.

Die Stadt hatte in dem 17. Jh., während der großen Kriege, verschiedentlich zu leiden, so 1633 durch die Schweden und 1703 durch die Franzosen. Letzterer Krieg scheint besonders verderblich gewesen zu sein, die Quelle des Reichtums der Stadt, das Holzgewerbe, stockte. — Sie hatte außerdem verschiedene große Brände zu verzeichnen 1554, 1762 und 1799, im übrigen floß das Leben unter den Fürstenbergern ruhig dahin. 1806 wurde Wolfach badisch.

Stadtanlage

Die Stadt und Schloßanlage ist hier nur aus der alten Straße zu erklären. Sie zerfällt in einen nördlich der Kinzig gelegenen und einen südlichen Stadtteil. In ersterem vereinigen sich, bei der heutigen eisernen, ehemals hölzernen Brücke die beiden Straßen des Wolfachtales und des Kinzigtales, um jenseits der Brücke als eine Talstraße weiter abwärts zu führen, immer auf dem linken Ufer der Kinzig, am Ausgang des Kirnbachtales vorbei gegen den »Turm« bei Gutach-Hausach zu, wo der Knotenpunkt war, an dem sich die Gutachtalstraße mit der oberen Kinzigtalstraße vereinigt.

Da die Kirche außerhalb des jetzigen Hauptortes jenseits der Kinzig liegt und schon im Mittelalter lag, so glaube ich hier die ältere Ansiedelung vermuten zu müssen (nach der noch älteren in Oberwolfach). Offenbar durchaus planmäßig haben die Herren von Wolfach oder ihre Nachfolger, die Fürstenbergs, ihre Burg südlich verlegt, da, wo sich das Tal zwischen Bergen und Fluß verengerte, so daß die Burg wie ein mächtiger Riegel dasselbe sperrte. Die Talstraße mußte durch sie durchführen, wie heute noch das Tor des Schlosses den einzigen Zugang zur Stadt bildet. An die Burg schloß sich zu beiden Seiten der Talstraße bis zur Kinzigbrücke nun die Stadt an, mit der Burg von gemeinsamen Befestigungen umgeben. Daß bei dieser Verlegung des Schwerpunktes der ganzen Ansiedelung mit klarer Überlegung vorgegangen ist, scheint mir sicher. Nur ist es mir unmöglich, den Zeitpunkt der Verlegung auch nur annähernd zu bestimmen. Die innere Stadtmauer

schloß sich an die Burg an, wie im Süden noch deutlich sichtbar, und führte bis zu der Kinzigbrücke herum. Sie war mit größeren Rundtürmen und kleineren Halbrundtürmen bewehrt, von denen der letzte, der Bürgerturm, 1892 abgebrochen wurde. Der ungefähre Verlauf der Mauer läßt sich noch einigermaßen feststellen. Vor dem Schloß und der Stadtmauer war ein den Bildern nach ziemlich breiter Graben angelegt, der wohl aus der Kinzig gespeist wurde. Seine Anlage ist im Süden deutlich, im Norden schwieriger

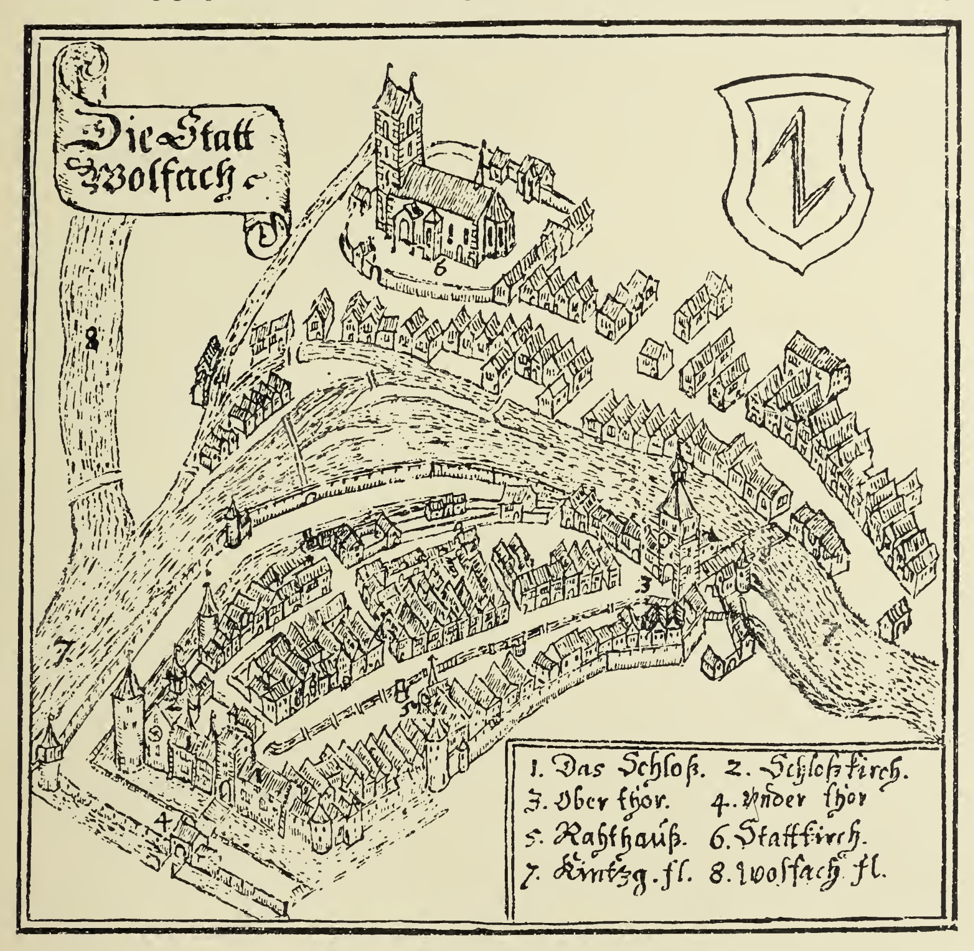


Fig. 376. Ansicht der Stadt Wolfach vom Jahre 1655.

nachzuweisen, die hier in unserem Plan eingezeichnete Innenmauer muß zum Teil die Mauer sein, welche den Graben von dem vor ihm gelegenen Zwinger trennte. Am breitesten ist der Graben vor dem Schloß, hier mündet in ihn der sogen. Riesnerkanal, der von der oft genannten Brücke an Wasser der Kinzig durch die Hauptstraße und unter dem Schloß hindurch leitete. Entweder also wurde der Graben auf diesem komplizierten Wege von der Südwestecke aus gespeist oder der Kanal diente den Bewohnern der Stadt für ihre wirtschaftlichen Zwecke. Vor dem Graben dehnte sich an der Süd- wie an der Westseite ein stattlicher Zwinger aus, von einer Mauer mit Rondellen und Rundtürmen umgeben, im Norden sich, wie es scheint, mit der Innenmauer vereinigend.

Im Osten ist die Zwingeranlage nicht mehr klar nachzuweisen, da die Abtrennung zwischen ihr und dem Graben fehlt. Nach dem Bilde von 1799 möchte es scheinen, als ob die Zwingermauer in weitem Bogen um die Stadt auf das jenseits der Kinzig gelegene sogen. Obertörle zu geführt hätte. Im Norden betrat man die Stadt über die erwähnte Kinzigbrücke durch das Obertor, offenbar ehemals eine stattliche Toranlage mit Vortor, kleineren Türmen, Seitentor in den Zwinger und großem Torturm mit Pyramidendach und Dachreiter, der Zeichnung nach unten in Bruchsteinmauerwerk mit Eckquadern, oben vermutlich in Riegelwerk. Von den Bauten waren im 19. Jh. noch ein Wachthaus übrig mit Arkaden, das Seitentor, bei dem die 1824 abgebrannte Getreideschütte lag. Im Süden öffnete sich das Untertor. Nach einer Brücke über einen zweiten äußeren Graben trat man durch ein Torhaus ohne Turm in den Zwinger, eine weitere Bohlenbrücke führte über den inneren Graben durch das Schloßtor in die Stadt.

Ausgeschlossen von dieser Befestigung war unseren Plänen und Ansichten nach der Teil der Stadt jenseits der Kinzig. Doch scheint auch er nicht ganz ohne Schutz geblieben zu sein, darauf deutet wohl die Toranlage, das sogen. Obertörle an der oberen Kinzigtalstraße beim Gasthaus »Zum Engel«, das früher in seinem Obergeschoß die Ratsstube der Gemeinde Kinzigtal enthielt. Die Kirche, die ebenfalls auf dieser Seite lag, war mit dem Friedhof von einer Mauer umgeben, die sich nach Westen zu in einem großen Torbau öffnete und möglicherweise (?) verteidigungsfähig war, obwohl sie durch verschiedene Häuser, wohl Pfarrhaus und Mesnerhaus, unterbrochen wurde.

Schloß

Wann von der Burg in Oberwolfach der Wohnsitz hierher verlegt wurde an die Stelle des heutigen *Schlosses*, das für die Anlage der Stadt bestimmend war, läßt sich nicht genau feststellen. Mit der Erwähnung »in castro Wolfach 1272« dürfte vielleicht noch die alte Burg gemeint sein. Wenn wir aber 1389 von der »oberen burg« hören, so wird damals schon die untere Anlage bestanden haben, wohl als eine Art Tiefburg, durch welche die Talstraße hindurchführte. Unter dem »schloß 1405« werden wir sie verstehen. Sie erfuhr unter Heinrich VI. die obengenannten Veränderungen, so daß wir von ihrer Gestalt nichts mehr sicher feststellen können. Dagegen ist uns das Bild des Schlosses Heinrichs VI. wohl ziemlich getreu in der Zeichnung von 1655 (s. Fig. 376) erhalten. Es ist ein Konglomerat verschiedener Bauten. In der Mitte der heute noch stehende Torturm, an den wohl östlich *(I)* das »new huß« anstößt. Westlich sehen wir die Schloßkirche, wohl die 1466 gebaute »unser frauwen capell«, mit einem Dachreiter, an ihrer Südwand der mächtige, heute noch stehende, von der ältesten Anlage herrührende Rundturm. An die Kapelle anstoßend das 1465 gebaute »neuw gemach«. Die weiterhin erwähnten »neuen stuben und kamern« können wir nur vermutungsweise in den anderen Anbauten erblicken. Im Osten schloß sich die Stadtmauer an, an ihrem Eck mit einem Rundturm bewehrt, dessen Grundlinien noch heute sichtbar (s. Fig. 379). Kurz nach dieser Zeichnung begann der Umbau, bei dem nur die angegebenen Teile und wohl die Fundamente im Süden und Westen verwertet wurden. Dem Raumbedürfnis der Barockzeit genügten die bisherigen Dimensionen nicht, der südliche Teil der Stadt wurde dazugenommen, und so entstand die heutige, stattliche Anlage mit den zwei Höfen zu Seiten der durch das alte Tor durchführenden Straße.

Das Schloß ist jetzt Wohnung fürstlicher Beamten und teilweise an den Staat vermietet. Es ist ein großer, unregelmäßiger, viereckiger Komplex, der sich wie ein Riegel vor das Tal schiebt, ein verputzter Bruchsteinbau ohne architektonische Gliederung.

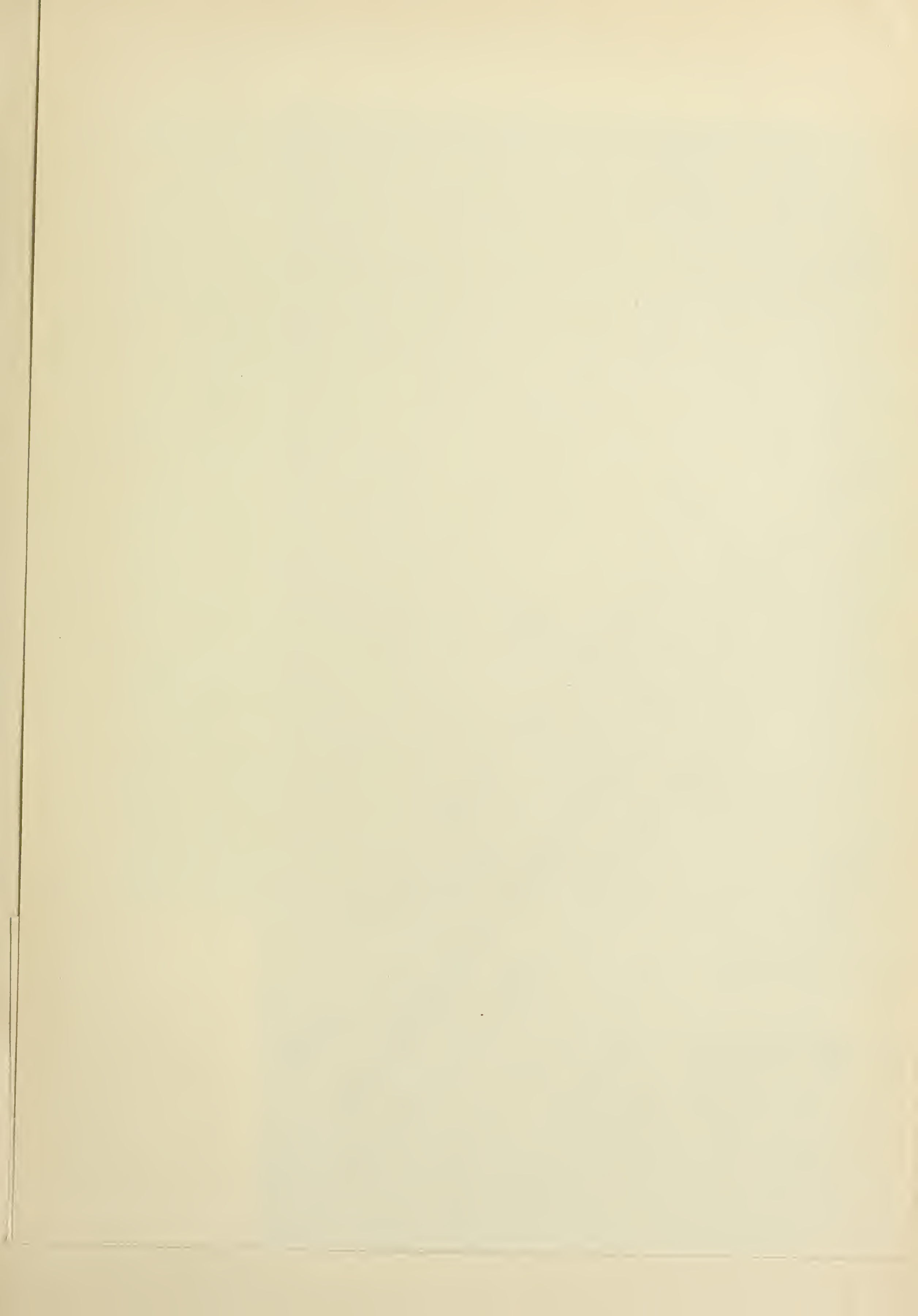




Fig. 377. Plan der Stadt Wolfach mit eingezeichneten Befestigungen nach dem staatlichen Katasterwerk von 1881.

Über dem Haupttor der alte viereckige Turm mit Satteldach und abgetreppten Giebeln, weiter in der Nordwestecke, zur Hälfte aus dem Gebäude hervortretend, der obenerwähnte kräftige runde Turm. Der Giebel hinter ihm, wie der an der Nordostecke, mit kräftigen Sandsteinvoluten und Obelisken verziert.

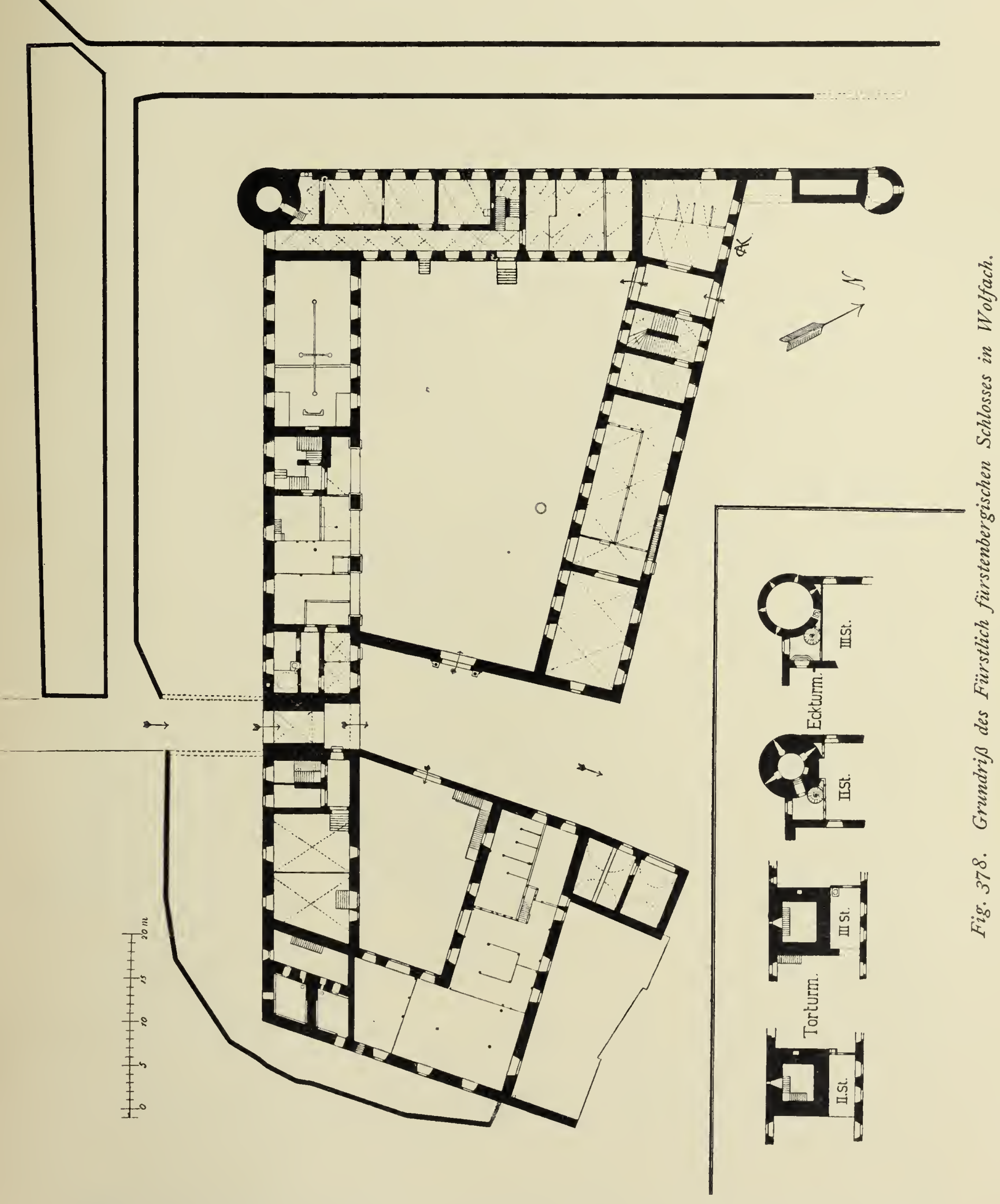


Fig. 378. Grundriß des Fürstlich fürstenbergischen Schlosses in Wolfach.

Den Grundriß des Torturmes und des Eckturmes mit ihren schlitzartigen, geradsturzigen Schießscharten, am Rundturm auch Löcherscharten, gibt unser Bild (s. Fig. 378). Beider Mauern sind etwa $2\frac{1}{2}$ m stark.

Der Bau wurde durch den genannten Grafen Maximilian Franz 1671 begonnen. Vom Bahnhof her durch das Haupttor, das zugleich den Eingang in die Stadt bildet — in der Ecke desselben Steinfigurenrest, ein doppelt geschwänzter Löwe —, eingetreten, hat man rechts und links die beiden Flügel der Anlage, jedesmal einen Hof, auf drei Seiten von dem Gebäude umgeben und gegen die Straße durch eine Mauer abgeschlossen. Der Flügel zur Rechten enthält nichts Bemerkenswertes, er ist zum Teil nicht fertig geworden. In den zur Linken treten wir durch eine Mauer mit Balustrade und hübschem

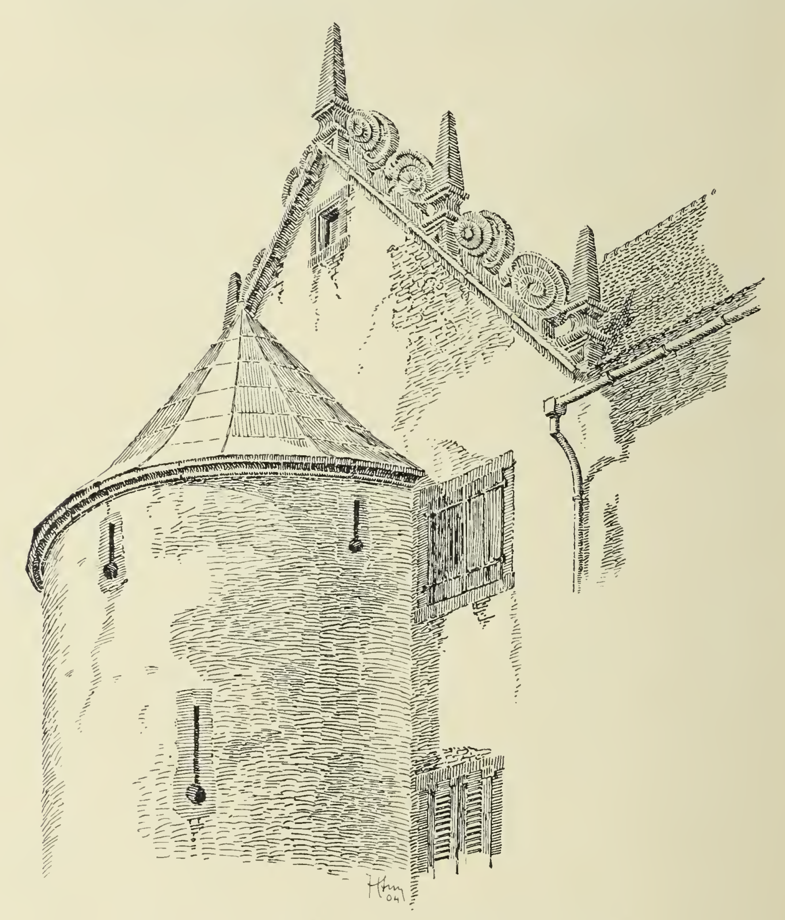


Fig. 379. Wolfach, Schloß, Eckturm gegen Westen.

Tor im Barockstil (s. Fig. 380). Der übliche, aber wirksame Aufbau mit Säulen, rustizierten Pilastern, Segmentgiebeln etc. Oben das fürstenbergische Wappen und die Initialien des Maximilian Franz. Im Hof an dem Südwestbau ein etwas einfacheres Portal des gleichen Stils. Eine schlichte Treppe, tonnengewölbt, mit Kreuzgratgewölben über den Podesten, führt zu dem nicht vollendeten Theatersaal, einem zweistöckigen Saal, in der angefangenen Dekoration von dem damaligen derberen Geschmack Zeugnis ablegend, mit gerader Stuckdecke, von wirkungsvollen Raumverhältnissen. Von ihm aus führt eine holzgeschnitzte Tür in derber Spätrenaissance in den Nordwestflügel, der die Kapelle und die jetzt vom Großh. Amtsgericht eingenommenen Räume in sich schließt. Die

Stiege zu letzterem betritt man vom Hof aus durch ein hübsches Portal, Spätrenaissance: mit Beschlägornament verzierte Pilaster tragen ebenso ornamentierten Rundbogen, darüber

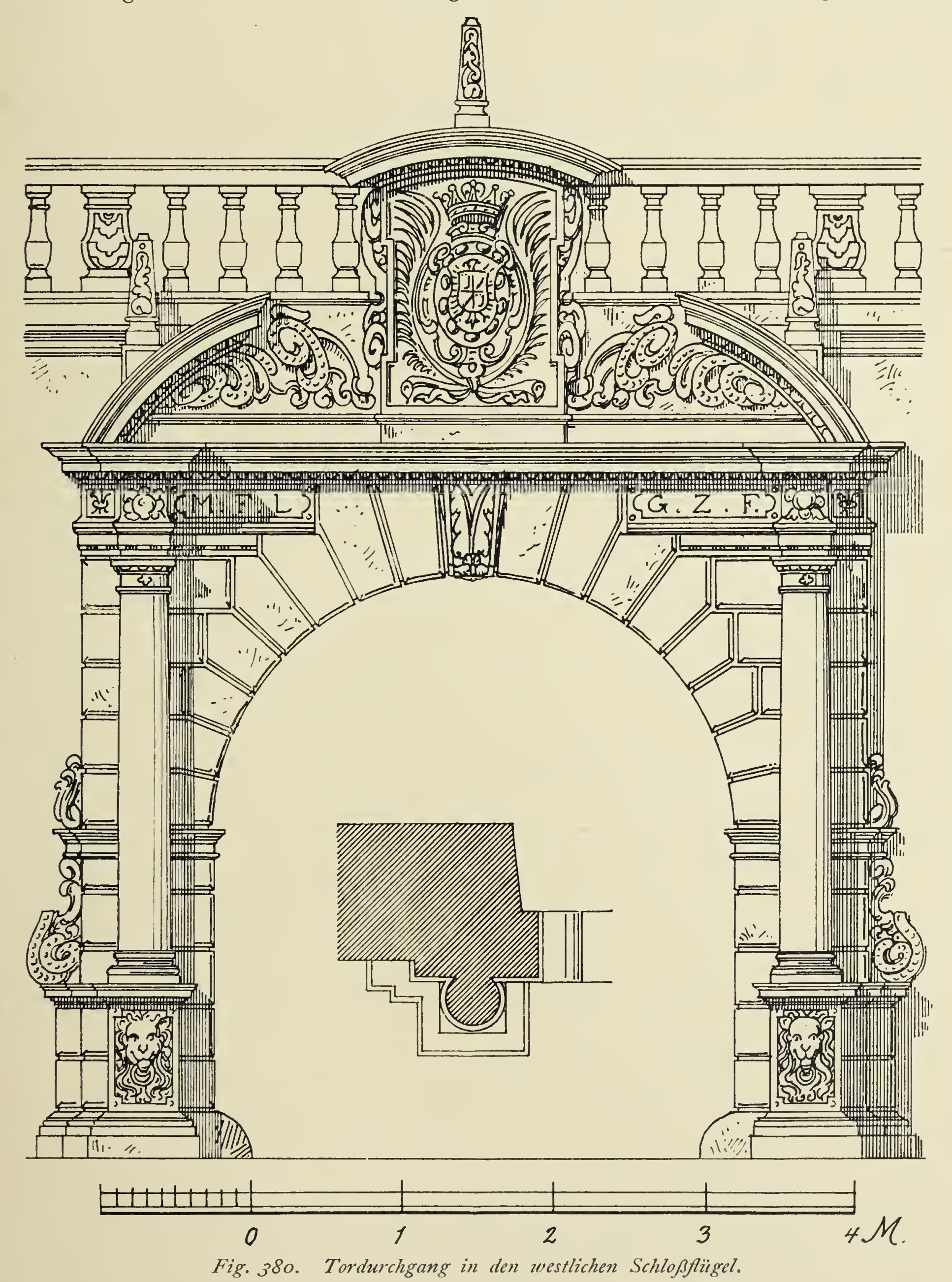


Fig. 380. Tordurchgang in den westlichen Schloßflügel.

gerades Gebälk, auf dem ein Medaillon mit dem fürstenbergischen und Bernhausenschen Allianzwappen. Dieses hübsch gearbeitete Medaillon ist also trotz seines älteren Charakters gleichzeitig mit dem ganzen Umbau (s. Fig. 381).

In der westlichsten Ecke des Baues führt eine kleine Tür mit Abschrägung und Eckvolute in die Kapelle, einen einfachen, zweistöckigen, rechtwinkligen Raum. Hier zu erwähnen die üblichen Barockaltäre. Zu seiten des Hauptaltars trennen Holzschranken mit gewundenen Säulen und gemalten Heiligenfiguren in den Füllungen zwei Räume ab. Auf dem linken Seitenaltar ein Gnadenbild der Mutter Gottes, nicht hervorragende *Holzschnitzerei* aus erstem Drittel des 16. Jhs., jetzt bekleidet, mit neuem Kopf versehen, nur das Kind gut erhalten.

Holzschnitzerei

An der Rückwand, dem Altar gegenüber, Chorgestühl des 17. Jhs., darüber eine Unzahl *Gemälde*, Votivbilder aus dem 16. bis 18. Jh., meist geringer Qualität, mit geschwätzigen Unterschriften. Hervorzuheben sind: Maria vor dem Kruzifixus, ohne Unterschrift, Arbeit eines Nachahmers des Matthias Grünewald, sowie eine Geburt Mariä in schwerem Spätrenaissancerahmen.

Gemälde

Kirchengeräte



Fig. 381. Wolfach, Schloß. Medaillon mit Allianzwappen am Portal zum Amtsgericht.

Kirchengeräte: Zwei geringe Kelche, silbervergoldet, getrieben, einer mit Augsburger Zeichen und M-S, der andere mit I R; Meßkännchen mit Platte, silbervergoldet, getrieben, ohne Zeichen, sehr hübsche Rocaillearbeit; ein zweites Paar, einfacher, mit Augsburger Zeichen und A L, auf der hübschen Platte Bildchen der Immaculata und der Trinität eingraviert, 17. Jh.; Perlmutterrosenkranz mit geriefelten, silbernen Zwischenstücken; an ihm hängt Emailherz mit hübschen Gemälden der h. Cäcilie und den Halbfiguren von Maria, Joseph und Kind auf beiden Seiten, 18. Jh.; daran hängt ferner religiöse Medaille, silbervergoldet, Avers: Kreuzigung Christi, Revers: Eherne Schlange und Jahreszahl M-XXI.

Glocken

Glocken im Türmchen der Kapelle: Die größere von 1624 wurde 1893 umgegossen, die kleinere von 1644 mit dem Bilde Josephs und Mariä und der Aufschrift: »Gloria in excelsis.«

Von der Kapelle sowohl als vom Theatersaal aus gelangt man in den runden Turm mit geschnitzter Wendeltreppe, in dem ein Raum ausgespart ist für ein Blockgefängnis; üblicher eisenbeschlagener Holzkasten.

Dem Amtsgericht gegenüber der Flügel, worin zurzeit das Großh. Bezirksamt sich befindet. Im Torweg, der sich nach einer Seitenstraße öffnet und an dem das Steinmetzzeichen [Steinmetzzeichen] zu finden, weiter ein hübsches Sandsteinportal des 17. Jhs. In den Räumen des Bezirksamtes einige einfache aber gute Holzdecken und Holzeinfassungen der Türen. Anstoßend der jetzige Schöffensaal mit schöner getäfelter Decke (s. Fig. 382) aus verschiedenen Hölzern, in dem mittleren vertieften Oblongum ein allegorisches Ölgemälde. Im Westflügel ist noch neben der Treppe zum Theatersaal ein großer Raum zu erwähnen, wohl die Schloßküche, mit auf einem Pfeiler ruhendem Tonnengewölbe mit einschneidenden Kappen und hübschem Spätrenaissancekamin.

Die Meister, welche für Maximilian Franz dies Schloß 1671 bis 1681 erbaut, sind bekannt: es sind Maurermeister Johannes Mathias, der Steinmetz Hans Georg Brachet von Radolfzell und der Schreiner Hans Jakob Glöckler von Waldshut.[1])

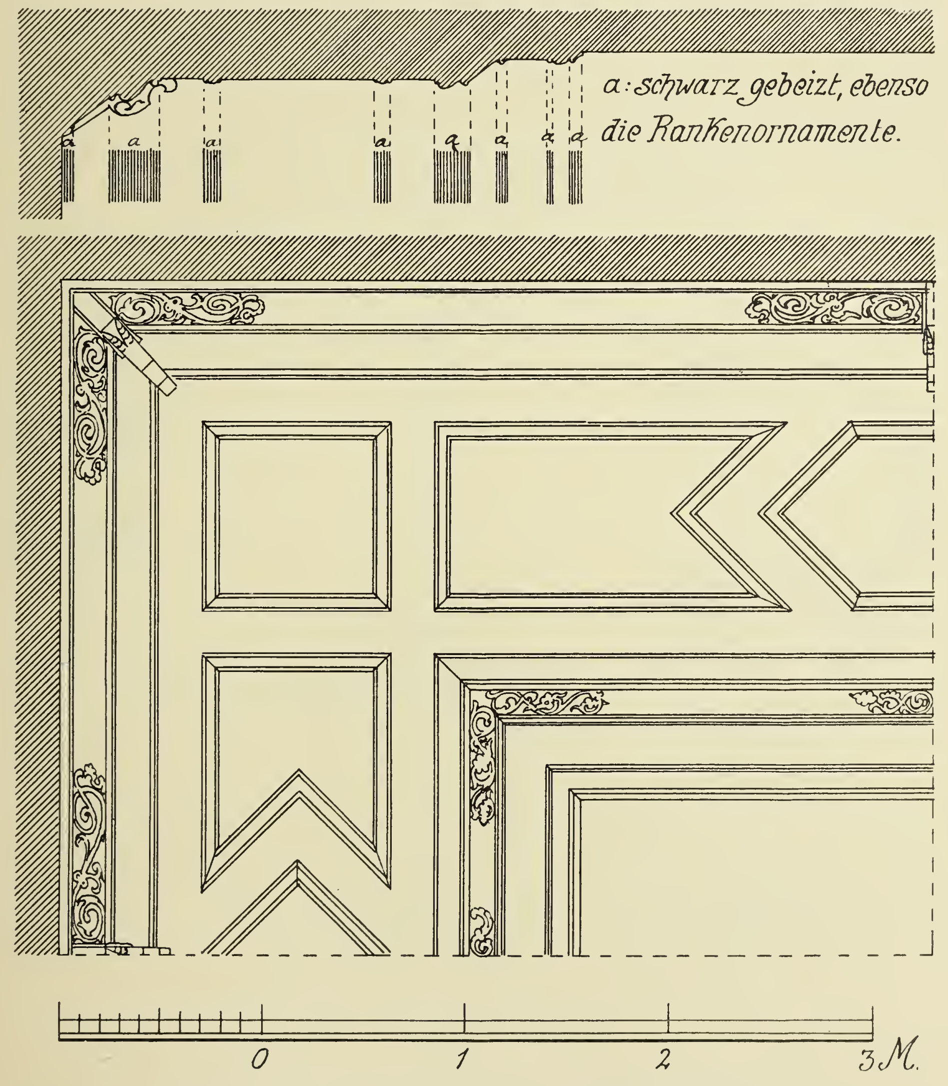


Fig. 382. Wolfach, Schloß. Decke im jetzigen Schöffensaal.

Kath. Pfarrkirche (ad S. Laurentium). Erwähnt ecclesia Wolfach in decanatu Oberndorf 1324; eccl. Nidern-Wolfa in decanatu Oberndorf sive Rotwil zwischen 1360 bis 1370; pfarrkirche 1460; Kirche S. Laurencien 1466; Johann Kirchherr der untersten Kirchen in Wolfach 1273; rector ecclesie Wolfach inferioris in decanatu Kúrnbach 1275 etc. Grundriß der Kirche s. Fig. 383.

Kath. Pfarrkirche

[1]) Kettner a. a. O. S. 19.

Nach diesen Erwähnungen war die Kirche ursprünglich wohl ein Bau des 13. Jhs., in ihr wurde Graf Friedrich I. von Fürstenberg, der Gemahl der Udelhildis von Wolfach, 1296 beigesetzt; darauf folgte Ende des 15. Jhs. (1470) ein Neubau, der dann im 18. Jh. wieder stark verändert und 1880 renoviert worden ist. Von dem mittleren Bau stehen noch die Mauern des Langhauses nebst zwei Türen, der Chor und der Turm. Der Chor, aus drei Seiten des Achtecks geschlossen, zeigt spitzbogige Fenster, deren Maßwerk und Pfosten herausgebrochen sind. Wo das Langhaus an den Chor anstößt, soll sich eine kleine Skulptur befinden, der Heiland als Kind im Hemd am Kreuz, angeblich aus dem 14. Jh. (?), die ich nicht habe finden können. Das Langhaus stammt im Aufbau aus dem 18. Jh. und ist schmucklos. Das Südportal eine gute spätgotische Arbeit (s. Fig. 384), mit Spitzbogen und sich kreuzendem Stabwerk, oben das Stadtwappen, daneben I5 — 08;

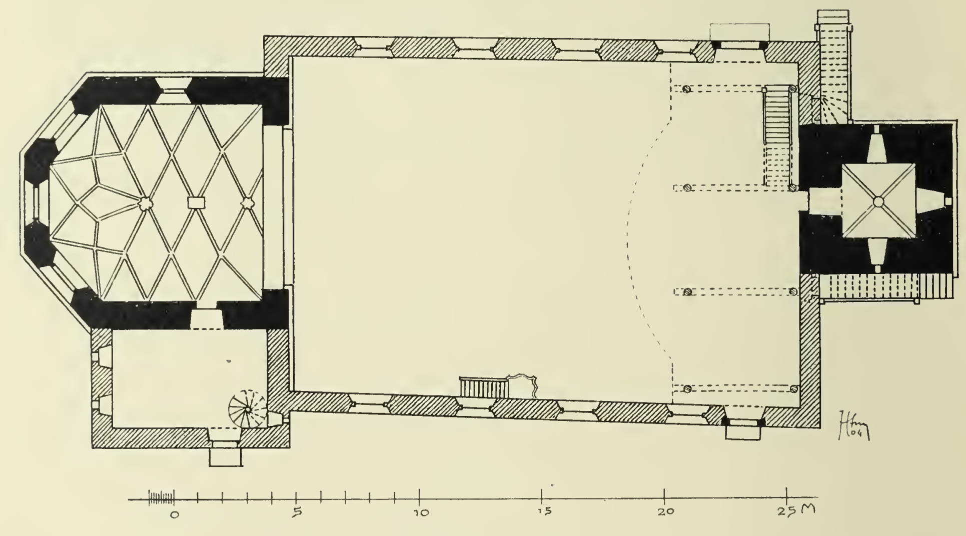


Fig. 383. Grundriß der Kirche in Wolfach.

an dem Portal Steinmetzzeichen (s. Fig. 385). Das einfachere, ebenfalls spitzbogige Nordportal trägt die Jahreszahl (etwas verwischt): m · cccclxxiii.

Turm

Der *Turm*, von quadratischem Grundriß, ist durch Wasserschrägen in vier Stockwerke geteilt, hat Lichtluken in den unteren, im obersten Spitzbogenfenster mit flamboyantem Maßwerk, das am Südende herausgebrochen ist zur Aufnahme eines Glöckleins. In seinem Erdgeschoß ein Kreuzrippengewölbe der Spätzeit. Das *Innere* der Kirche zeigt im Chor Netzgewölbe mit trocken profilierten Rippen der Spätzeit. Diese laufen im allgemeinen spitz an der Wand aus, in den zwei Ecken gegen das Langhaus aber und den zwei letzten Ecken des Achtecks ruhen sie auf Konsolen, von denen die beiden ersteren als äußerst primitive Fratzen gebildet sind, die letzteren als Wappenschilder, auf deren einem der rote Wolfsanker auf Gold (Farben nach alten Spuren neu), im anderen das Zeichen golden auf Blau. — Die drei Schlußsteine des Gewölbes zeigen einmal das fürstenbergische Wappen, dann das Brustbild des h. Laurentius, im dritten zwei Wappen,

Inneres

darüber ein Kelch, auf dem die Jahreszahl 1515, des weiteren auf dem Wappen zu lesen HAINRICH LEMP. Von dem Chor führt eine flachbogige Tür mit Hohlkehlen und Birnenrundstäben auf steilen kleinen Basen in die Sakristei.

Material

Der Bau ist aus Bruchsteinmauerwerk errichtet mit Sandsteingewänden.

Wandgemälde

An den Wänden des Chors waren ehemals die Apostelgestalten gemalt; diese mußten auf Befehl des früheren Pfarrers durch Maler J. G. Straub 1880 zugedeckt werden. An der Innenseite des ehemals spitzen, jetzt runden Chorbogens befand sich ein Gemälde der Geburt Christi.

Das auf der Bühne über dem Triumphbogen etwa 2 m noch stehende Mauerwerk läßt eine steilere Höhe des gotischen Daches annehmen.

Die Sakristei ist später an den Chor angebaut, wie die an der Kirchenseite durchlaufende Wasserschräge beweist.

Hochaltar

Im Langhaus über den Seitenaltargemälden die Reste des ehemaligen *Hochaltars*, offenbar ein hübscher barocker Baldachinaufbau, der leider einem neuen »gotischen« Altar weichen mußte.

Fig. 384. Wolfach, Kirche. Südportal am Langhaus.

Ölgemälde

An den Wänden des Langhauses: ein großes *Ölgemälde*, die h. Katharina von Siena darstellend, von einem Nachahmer der Bolognesen aus dem 17. Jh., ferner eine Madonna mit Kind, überlebensgroße *Holzfigur* des 17. Jhs., flotte Arbeit. Einfacher *Taufstein* des 17. Jhs. mit geringem Beschlägornament.

Holzfigur

Taufstein

Epitaphien

Im Innern des Turms verschiedene *Epitaphien* des 13. Jhs., in spätgotischer Zeit als Bausteine verwendet; nur unzusammenhängende Stücke von Inschriften sichtbar.

Glocken

Glocken: Eine von 1501, Höhe etwa 1 m, Durchmesser 1,17 m, mit den aufgelöteten Flachreliefbildern eines h. Laurentius auf gotischem Postament und einer Madonna mit dem Kind in der Mandorla sowie der Umschrift oben:

⁝ pr · ⁝ eu ⁝ s ⁝ grā ⁝ pleā ⁝ dña ⁝ tecum ⁝ + ⁝ 1701 ⁝ + · benedicta ⁝ sit ⁝ c'ae ⁝ et ⁝ gubñatx ⁝ oīm ⁝ stā ⁝ et ⁝ admisa ⁝ lm ls ⁝ ;

die zweitgrößte, Durchmesser 90 cm, hoch etwa 76 cm, oben gotische Kleeblattbogenverzierung, darin abwechselnd Christus und ein Heiliger (undeutlich), dann Schriftkranz, Minuskelschrift:

+ matheus + lucas + marcus + iohannes + got + vater + soon + anno + domini + quadringentesimo + lxxi,

unter der Schrift eine zweite Kleeblattbogenstellung, darunter Laurentius, dann eine dritte, darunter Kreuzigung mit Maria und Johannes.

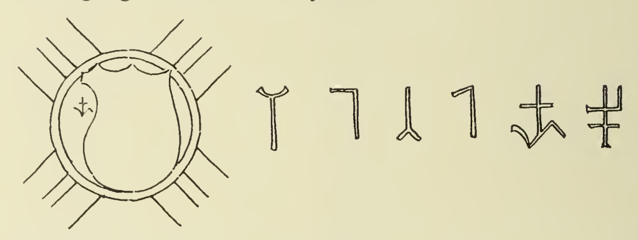


Fig. 385. Steinmetzzeichen und Schlußstein im Turm der kath. Kirche in Wolfach.

Kleine, wohl ein Jahrhundert ältere Glocke in dem Südfenster angebracht, aus der später zu erwähnenden S. Jakobskapelle stammend, mit der Umschrift:

S · IOCOBVS · GRE · ANNO · DNI · M · CCCC XXVII.

Die jüngste Glocke ist 1624 gestiftet und reichlich mit Inschriften versehen; einmal:

AUS GROSSEM FEUR FLOS ICH MIT GWALT
GAR HITZIG WAR DAMAL MEIN GSTALT
GOS MEISTER CHRISTOF REBLE MICH
ZU VILLINGEN WOL MEISTERLICH
ALS DA MEN ZALT, SAG ICH HIR WAHR
EIN TAUSENT UND SEXHUNDERT JAHR
ZWENZIG UND VIER GWISSAG ICH DIER
ZUO WOLFFACH WARN DIE OFFIZIER
M. GEORG BRIZIUS GENANDT
PFARRHERR DEN BURGERN WOLBEKANT
ELIAS FINCK HERR AMPTMANN GEWESEN
SEIN SOHN VRATISLAUS ZUMAL VERWESER
DER SCHAFFNEI SAMPT DER LANDTSCHREIBEREI
IM KINZGERTHAL VERWALTET FREY
HIERMIT HASTU DIE URKUNDT GAR
DER EWIG GOTT UNS ALLBEWAR · AMEN.

Eine zweite Inschrift lautet:

EN EGO CAMPANA DENUNCIO VANA
LAUDA DEUM VOCO AD ORANDUM CONGREGO CLERUM
FUNERA PLANGO FULGURA FRANGO SABBATA PANGO
EXCITO LENTOS DISCIPO VENTOS PACO CRUENTOS
SANCTOS LAUDO FULMINA FUGO FUNERA CLAUDO.

Eine dritte:

REGNANTE ILLUSTRISSIMO ATQUAE
GENEROSSISSIMO DOMINO DNO VRA
TISLAO COMITE A FÜRSTENBERG
EQUITE AUREI VELLERIS.

Darüber das fürstenbergische Wappen und die Jahreszahl 1624. An der Glocke ferner noch die Reliefs der Krönung Mariä, der Kruzifixus mit Maria und Johannes, außerdem die Heiligen Rochus und Sebastian. Am eichenen Glockenstuhl die Jahreszahl 1573.

In der Sakristei werden aufbewahrt:

Holzfiguren

Halblebensgroße *Holzfiguren* des Kruzifixus, gut, 18. Jh., mit Maria und Johannes, letztere derber, 17. Jh.

Statuette

Eine 36 cm hohe, silbergetriebene *Statuette* der Madonna mit Kind. Die Statuette, sehr hübsche Arbeit, steht auf einem schwarzen, silberbeschlagenen Holzpostament in der üblichen bauchigen Barockform, am Fuß ovaler Schild mit eingravierter Inschrift: Ego Vobis Mater ero, Monogramm Mariä und Jahreszahl 1688.

Kirchengeräte

Sonnenmonstranz, silbervergoldet, Rocaillestil; *Wettersegen*, Messing, in der Form einer kleinen gotischen Monstranz, mit Fialen, Krabben, kleinen Figürchen etc., Gußarbeit um 1500; drei *Kelche*, silbervergoldet, getrieben, einer mit dem Augsburger Beschauzeichen, darunter M und $\overset{\text{I F}}{\text{G}}$, ein zweiter das gleiche Zeichen und — M, beim dritten nichts mehr erkennbar, alle drei aus dem 18. Jh. *Vortragskreuz*, messingvergoldet, gegossen; das Kreuz selbst mit eingraviertem Rankenwerk der Spätgotik aus dem 16. Jh. An den Kleeblattenden der Vorderseite transluzide Emails der vier Kirchenväter, 4 cm Durchmesser, ziemlich zerstört, ursprünglich gute Werke des 16. Jhs.; auf der Rückseite gegossene Medaillons mit den Evangelistenzeichen. Corpus Christi, geringe Arbeit des 17. Jhs. — Das Ganze 68 cm hoch.

Teppich

Gestrickter *Teppich* mit Kreuzigung Christi, Ranken und Rosenwerk, in der Bordüre zweimal das Lamm mit Fahne, darüber J C und L W und 1768.

Madonnenstatue bezw. Gestell, darüber ein Samtgewand mit hübscher Goldstickerei aus dem 18. Jh., hübscher Rosenkranz aus geschliffenem Glas und silbergetriebenen Zwischenstücken, das Kind trägt eine gut gearbeitete Krone aus der gleichen Zeit.

Holzstatue

In dem Raum über der Sakristei eine *Holzstatue* des h. Sebastian in Drittellebensgröße, Provinzkunst des 16. Jhs.

Im Pfarrhause wird zahlreicher religiöser Schmuck aufbewahrt. Hervorzuheben:

Rosenkränze

Rosenkränze:

1. Aus Korallen mit silbergetriebenen runden Zwischenstücken, Filigrankreuz. An ihm hängt Medaille auf Erzherzog Max von Österreich, Administrator Prussiae von 1603.

2. Großer Marienrosenkranz (mit 15 Geheimnissen) in Perlmutterkügelchen, Korallen und Bernstein, Zwischenglieder silbergetrieben; daran hängt in Messingfassung ein kleines rundes Perlmutterrelief, das unter zwei Kielbogen zwei weibliche, nicht näher kenntliche Heilige zeigt, auf der Rückseite der Messingfassung eingraviert die h. Anna selbdritt. Daran hängt eine Silbermedaille auf Ignaz von Loyola.

3. Kleiner Rosenkranz aus Korallen mit silbergeriefelten Zwischengliedern; Anhängsel: ein Kruzifixus mit Maria und Johannes, Evangelistenzeichen. Auf dem Rückkreuzesstamm Madonna mit Kind; gegossene Arbeit des 17. Jhs.

4. Rosenkranz? Granatkette mit goldenen Zwischengliedern und Filigrankreuz, daran steht · S V ·; gute Goldschmiedearbeit des 17. Jhs.

Anderer Schmuck:

Kruzifixus

5. *Kruzifixus*, ehemals Anhängsel einer Kette, messingvergoldet; das Kreuz als Baumstamm behandelt; unbedeutende Arbeit aus erstem Drittel des 16. Jhs.

Armband

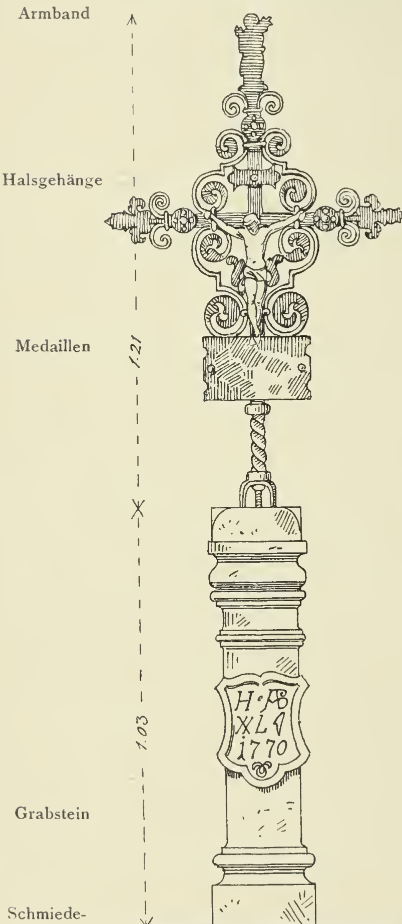


Fig. 386. Wolfach, alter Friedhof. Schmiedeeisernes Kreuz.

6. *Armband*, aus sechs Ovalen bestehend, die in feiner Goldfassung Gemmen: Köpfe, antike Gestalten und ein Kruzifixus darstellen; 16. Jh., teilweise wohl Kopien nach der Antike; goldenes Schloß, Blumenzeichnung in schwarzem Emailgrund.

Halsgehänge

7. *Halsgehänge*, aus acht bis zehn silbernen Ketten bestehend und getriebenem silbernen Schloß; treffliche Arbeit Mitte des 17. Jhs.

Medaillen

8. Silberne Kette mit großer silberner Medaille auf Westfälischen Frieden, daran hängt weiter eine religiöse *Medaille* von 1565, messingvergoldet; Avers: Kreuztragung mit Umschrift »Christus obeire factus est usque ad mortem«, Revers: Isaak am Brunnen mit Umschrift »Cuius : imago : fuit : Isaac : in : monte : moria :«; daran weiter zweite religiöse Medaille, messingvergoldet, Avers: Paulus in Korinth, Revers: Bekehrung des Paulus und 1552.

Außerdem noch Medaillen zu erwähnen:

9. Silbervergoldete religiöse Medaille. Avers: Putto mit Weltkugel und Sanduhr, Umschrift ». . . pulvere terrae factus sum . . . . . corrodent me«. Revers: Aufschrift »Nihil · morte · certius · hora · autem · mortis · nihil · incert · «.

10. Medaille auf Cosimo III. von Toskana. Avers: sein Brustbild n. r. und Inschrift. Revers: Taufe Christi.

Grabstein

An den Turm der Kirche angebaut eine kleine Kammer, darin eingemauert ein *Grabstein* des 13. Jhs. mit Wappen und total verwischter Inschrift.

Schmiedeeisernes Kreuz

Der alte Friedhof ist zerstört: Reste desselben in drei *schmiedeeisernen Kreuzen* erhalten, die größtenteils dem 18. Jh. entstammen und deren bestes unsere Abbildung zeigt (s. Fig. 386).

Steinkruzifix

Auf dem neuen Friedhof großes *Steinkruzifix* (Corpus neu) mit Jahreszahl 1699.

Wallfahrtskapelle S. Jakob

Wallfahrtskapelle S. Jakob. Sie liegt auf halber Höhe der Berge am linken Kinzigufer, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Der Wallfahrtsort bestand angeblich seit dem 11. Jh. (?) Während der Reformation unter Graf Wilhelm von Fürstenberg wurde sie niedergerissen, bei dieser Gelegenheit wohl das Glöcklein in die Pfarrkirche verbracht (s. oben). Erst 1655 begann die Wallfahrt wieder, und man sammelte Geld für den Wiederaufbau; 1664 wurde die Bruderschaft gegründet. Der kleine Notbau von 1659 wurde niedergerissen und 1680 mit dem jetzigen begonnen laut dem im Pfarrhaus von Wolfach aufbewahrten Bruderschaftsbuche von 1710.

Die Kapelle ist ein schmuckloser Bruchsteinbau des 17. Jhs. An der Fassade rundbogige Tür, darüber Außenkanzel mit der Zahl 1680. Links neben dem Portal Brunnen, reicherer Aufbau mit Muschelnischen, Rollwerkkartusche und Ecce-Homo-Figur.



Fig. 387. Ansicht des alten, 1892 abgebrannten Rathauses von Wolfach.

Inneres

Inneres einschiffig; Chor im Achteckschluß mit Kreuzgewölbe, die Rippen desselben sehr flau behandelt.

Barockaltäre

Drei *Barockaltäre,* zum Teil gut gearbeitet, Hauptaltar mit täuschender Perspektive der Nische von 1705.

Hinter dem Hauptaltar angenagelt ein etwa 40 cm hohes Lederblatt mit der Darstellung des Gekreuzigten zwischen Maria, Johannes und Magdalena, ehemaliger

Buchdeckel

Buchdeckel, der teilweise vergoldet war, sehr schöne Arbeit aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs.

Kirchengeräte

In der Sakristei: *Kelch*, silbervergoldet, mit Gravierungen, 18. Jh.

Meßkännchen, Silber, auf ihnen zwei Wappen eingraviert. Die Platte, mit kräftig getriebenen Blumen verziert, ursprünglich zu anderen Kännchen gehörig, hat das Zeichen L T.

Glocken

Die älteste *Glocke* wurde in die Pfarrkirche gebracht. Diejenige von 1658 wurde später weggeholt und im Rathaus als Wachtglocke verwendet; an deren Stelle wurde die Glocke der Antoniuskapelle herübergeschafft, sie hat die Inschrift: »Valentin Allgeyer gos mich in Offenburg 1683« und »meus glangor semper sit domini«, außerdem das Bild des S. Antonius.

Die daneben liegende kleine Antoniuskapelle ist ein geringer Bau des 17. Jhs.; darunter ein heiliges Grab.

Auf dem Platz bei den Kapellen liegen die Trümmer ehemaliger großer Bildstöcke, einfache Arbeiten des 18. Jhs. (1714, 1736 etc.).

Kapelle

Eingegangene *Kapelle:* Erwähnt wird eine »capelle ze Wolfa die in sant Nicolaus und in sant Katherinen eren gestiftet und gemachet ist«, 1328, Fürstenb. Urk.-Buch II, S. 106.

Fig. 388. Wolfach, Haus Nr. 39 der Renaissancezeit.

Rathaus

Rathaus. Das alte Rat- und Schulhaus (s. Fig. 387), das 1892 abbrannte, war ein einfacher, aber schmuck wirkender Bau, ein Komplex aus drei Häusern, welche mit den Giebeln gegen die Straße standen, und weiteren Anbauten. Der vorspringende Mittelbau hatte eine offene Halle im Erdgeschoß, darüber der Rathaussaal, auf der einen Seite Schulhaus mit Wachtlokal und Butterhalle, während der Anbau auf der anderen Seite unten die Fruchthalle, oben Ratsstube und Registratur enthielt. Der Komplex stieß mit seinen Hintergebäuden an die Stadtmauer an, die hier durch einen mächtigen runden Turm verstärkt war, der später das Archiv enthielt. Drei erhaltene Inschriften, jetzt in der neuen Fruchthalle angebracht, datieren den Bau. Eine derselben,

eine schmale Sandsteinplatte mit zwei gegenüberstehenden Wappenschildern (Wappen darin neu gemalt), hat zu beiden Seiten die unvollständige Inschrift:

cõpletm̄ — m ccccc
hoc opus

die sich früher hoch oben unter dem Dache befand; sie sagt, daß der Hauptbau um diese Zeit vollendet war. Eine zweite, große rechtwinklige Platte mit dem Fürstenberger und Wolfacher Wappen in flachem Relief, das ehemals bemalt war, zeigt in vertieftem Felde die Inschrift:

FRIDERI · GRAFE
ZV · FIRSTENBERG
· · · 1 · 5 · 6 · 4 · AMEN.

Sie war ehemals an der Vorderseite des Vorbaues angebracht.

Das dritte Stück, das Sockelstück einer Säule aus der alten Fruchthalle, mit der Jahreszahl 1545 datiert diesen Anbau.

An einer der eichenen Säulen der offenen Halle des Mittelbaues waren zwei eiserne Maße angebracht, die jetzt in der neuen Fruchthalle aufbewahrt werden: »Der Statt Wolfach Klaffter Mess 1686« und die »Fürstenberger Ellen 1757«.

Im Spritzenhaus noch ein Stein mit der Jahreszahl 1555 und ein Säulenkapitell mit Stadtwappen.

In dem Rathaussaal, der hübsch getäfelt war, befand sich ein gußeiserner Ofen mit der Geschichte der Judith, drei Heiligen, der Geburt Christi und der Erschaffung des Menschen, Kaiser, König, Bischof und Landsknecht auf seinen Platten, vgl. Mone, Z. XIX., S. 303. Er wird jetzt in der Altertumssammlung in Karlsruhe aufbewahrt. Unter der Erschaffung des Menschen steht: g . schneden und gegossen in der grafschaft nassav, geschneden von soldan zum franckenberg in us . ., weiter: sanctus matheus got schuff den menschen. Die Platten zeigen den Stil der ersten Hälfte des 16. Jhs.

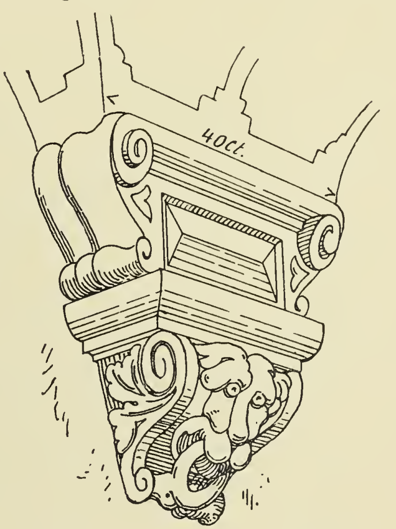


Fig. 389. Konsole unter dem Erker des Hauses Nr. 39.

Die ehemalige Wachtglocke, jetzt im Stadtmagazin, mit der Inschrift: Peter Speck zu Mainz goss mich Anno 1658, die Holzachse hat die Jahreszahl 1660.

Privathäuser

Von *Privathäusern* vor allem zu erwähnen das Haus Hauptstraße Nr. 39 (s. Fig. 388), gleich neben dem Schloß. Rundbogige Tür mit Rundstab und Hohlkehle, Jahreszahl 1565, im Erdgeschoß. Daneben zwei spätgotische Fenster mit geradem Sturz. Im ersten Geschoß ein hübscher, wenn auch etwas trocken behandelter Renaissanceerker auf kräftig ausladender, reich profilierter Konsole (s. Fig. 389). An dem einrahmenden Pfosten die Jahreszahl 1613. Auch das schmiedeeiserne Gitter der Biedermeierzeit auf dem Erker ist bemerkenswert.

Haus Nr. 40 zeigt über dem Erdgeschoß vier reliefierte Steine eingemauert, zwei mit knieenden Putten, einer mit Namen Christi im Kranz und einer mit Beschlägornament; erste Hälfte des 17. Jhs., das Haus selbst neuer.

Haus Nr. 152, Adolf Neef. In dem Sturz der spätgotischen Rundtür Zahl ·I·5·ꝶ·8· und die Zeichen [Zeichen]. Der frühere schöne Holzerker des Hauses hat einer Modernisierung weichen müssen.

Haus Nr. 182 »Zähringer Hof« mit Löwenrelief über Tor und Zahl 1764; Nr. 217 verputzter Riegelbau mit vorgekragten Stockwerken; Türe mit darüberliegendem kleinen Oberlichtfenster originell verbunden; im Sturz J6I4.

Haus Nr. 86, teilweise verändertes Haus vom Anfang des 16. Jhs. Über dem Erdgeschoß Sandstein mit dem zweimaligen Wolfacher Wappen und Jahreszahl J5ſ5 darunter; an einer Seitenfront noch gotische Wasserschräge, an der anderen gotische geradsturzige Fenster.

Haus Nr. 143, Mesnerhaus; 17. Jh.

In der Hauptstraße Brunnen, viereckiger Trog, plumpe Säule, worauf Statue des h. Nepomuk; 18. Jh.

Bei der Kinzigbrücke auf Sandsteinpostament in bewegten Rocailleformen geringe Statue des h. Nepomuk von 1756.

An der Straße nach Halbmeil und den anderen Ausgängen von Wolfach verschiedene

Bildstöcke

Bildstöcke von 1770, 1776, 1787 etc., zum Teil in recht guten Barockformen, Voluten etc.

OBERWOLFACH

Archivalien: Mitteil. d. histor. Komm. Nr. 17 (1895), S. 91.

Kath. Kirche

Kath. Kirche (ad S. Bartholomaeum): Bereits 1275 wird ein rector ecclesiae superioris Wolfach in decanatu Kúrnbach erwähnt, Jacobus viceplebanus in superiori Wolva 1291; pfaff Hilwer zu der oberen Kirchen in der Wolfach 1380; eccles. superior Wolfach 1324; eccles. Obernwolfa 1360 bis 1370; Kirche zu der Obernwolfach 1389. Die heutige Kirche ist ein schlichter Bau des 18. Jhs. mit Außengliederung durch Lisenen. Das Innere ist einschiffig mit Stuckdecke im frühen Rokokostil.

Altäre

Altäre: Ein Haupt- und zwei Seitenaltäre, üblicker barocker Säulenaufbau mit Rocailleverzierung, schwachen Gemälden und Statuen, der Gesamteindruck dekorativ

Kanzel

flott. Einfache *Kanzel* aus gleicher Zeit.

Kruzifixus

Vom Triumphbogen hängt ein *Kruzifixus* herab, frische, erfreuliche Holzskulptur des 18. Jhs.

Sonnenmonstranz

In der Sakristei eine *Sonnenmonstranz,* silbervergoldet, mit Figuren, am Fuß hübsche Ranken und zwei Medaillons mit Darstellungen des Abendmahls und des Gebets am Ölberge, getriebene Arbeit. — Außerdem noch silberdurchwirkte Casel des 18. Jhs.

Glocke

Eine *Glocke* ist von Matthäus Edel in Straßburg 1756, die zwei anderen in neuerer Zeit gegossen.

Ehemals bestand noch ein Nonnenkloster der dritten Regel des h. Franz (in der obersten closen zů Wolfach), Anfang 14. Jhs., Quellensammlung III, S. 448 — mona-

steriolum tertiae regulae S. Francisci in Ober- oder Under-Wolfach 1324; die frauen zu Oberwolfach in der klausen 1329. Aus ihm ging die h. Liutgard, die Wittichen gründete, hervor.

Ruine

Die *Ruine* der ehemaligen Burg Wolfach auf dem linken Ufer der Wolf, zwischen Oberwolfach und Wolfach. Auf einem vorspringenden Hügel mit gutem Ausblick in das Wolf- und Kinzigtal liegen die wenigen Trümmer des Gemäuers, das zu dem Unterbau der Anlagen benutzt ist, die den Hügel zieren. Kein Oberbau ist mehr vorhanden (s. Fig. 390).

Bereits im 11. Jh. muß hier eine Burg gestanden haben, auf der ursprünglich das Dynastengeschlecht residierte. Die erste Erwähnung ist 1272 »in castro Walfach«, was wir wohl auf diese Burg deuten dürfen. 1389 hören wir von der »oberen burg«, die damals schon nicht mehr als Residenz diente. Wann und ob sie jemals zerstört wurde oder nur langsam verfiel, vermag ich nicht zu sagen. Wir erkennen einen Bergfried mit der Mauerdicke von etwa 3 m, neben dem der Eingang in den Burgbering erfolgte, die etwa 2 m starken Ringmauern, die dem Rand des Plateaus folgen und die als Außenmauern zugleich für, wie es scheint, zwei Wohngebäude dienten.

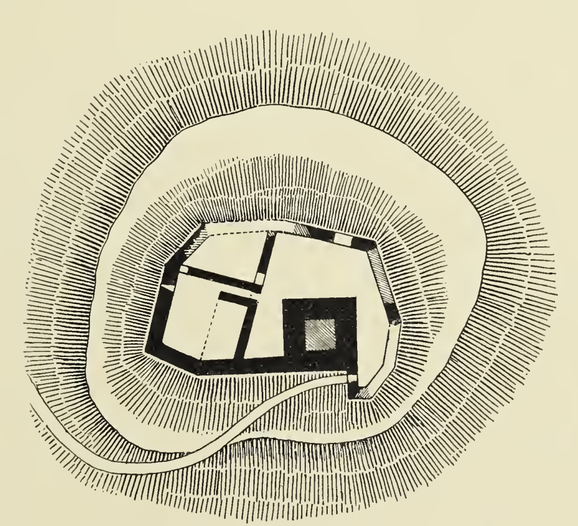


Fig. 390. Plan der Burgruine Oberwolfach.

Gegen die Bergkette zu deutet eine niedriger gelegene Terrasse mit ganz spärlichen, kaum über den Boden herausragenden Mauerresten wohl auf eine einst hier vorhandene Vorburg. Die gesamten Anlagen können, der geringen Ausdehnung des Plateaus entsprechend, nur unbedeutend gewesen sein.

Burg Walkenstein

Talaufwärts über dem Zinken »Bei der Walke« die spärlichen Trümmer der ehemaligen *Burg Walkenstein* auf dem gleichen Ufer. Geschichtliches über diese Burg aufzufinden ist mir nicht gelungen.

Der Granitfelsen, der nackt zutage tritt und von der Bergseite durch einen künstlichen Einschnitt (Halsgraben) geschieden ist, trägt ein Mauerviereck von etwa $5^{1}/_{2}$: $4^{1}/_{2}$ m im Geviert. Dessen durchschnittlich etwa 1,70 m starken, teilweise bis Mannshöhe erhaltenen Bruchsteinmauern ist man versucht auf eine Turmanlage zu deuten. In der Mauer gegen das Tal zu eine vorn 30 cm breite und 45 cm hohe Öffnung, die sich nach hinten erweitert und mit zwei zugehauenen Platten bedeckt ist. Etwas tiefer gelegen, gegen das Tal zu, anscheinende Terrassierung mit wenigen Mauertrümmern: Vorwerk? Die Burg beherrschte gut das hier sich gabelnde Tal.

Zu Wolfach und Oberwolfach gehört der Zinken

RANKACH

Schreibweisen: Ranningen 1482; Rangen 1493.

Kapelle

In Mittelrankach steht eine *Kapelle*, der glatt abgeschnittene spätgotische Chor eines ehemaligen Kirchleins, aus drei Seiten des Achtecks und zwei Jochseiten bestehend. Jetzt mit flacher Holzdecke. Vier Spitzbogenfenster, ehemals je mit einem, jetzt weggebrochenen, Mittelpfosten; Fischblasenmaßwerk. Gegen das einstige Langhaus öffnet sich der Chor in großem Spitzbogen, der nach außen hohlgekehlt ist. Übliche gotische Wasserschräge.

Glocke nicht zugänglich.



NACHTRÄGE

UND

BERICHTIGUNGEN

SAND

Seite 25, 12. Zeile von unten, soll heißen: ein Bau des 16. Jhs., der im 18. Jh. umgeändert wurde.

HUGSWEIER

Seite 38. Am Nebengebäude des Gasthauses »Zum Löwen« zwei Wappensteine vom Kloster Schuttern eingemauert, beide mit der Inschrift: Franciscus abbas huius nominis primus hoc aedificium fieri curavit.

ICHENHEIM

Seite 39. Kirchengeräte: an dem erstgenannten Kelch noch die Inschrift: Wagenstadt 1724.

Die Beschreibung des Steines im Pfarrgarten muß folgendermaßen lauten:

Im Pfarrgarten ein Stein, der auf beiden Seiten bearbeitet ist und wohl ehemals über einem Einfahrtstor angebracht war. Auf der einen Seite war im flachem Relief ein Kruzifixus dargestellt; nur der untere Teil ist noch erhalten mit den Bildern von Maria und Johannes; auf der Rückseite in Rocailleumrahmung ein Doppelwappen: auf der einen Seite ein Doppeladler mit Schild, worin Fische (das gleiche Wappen wie über dem Portal des Pfarrhauses), auf der anderen Seite quergeteilt im oberen Feld ein wechselnder, geflügelter Hirsch, unten unter einem Winkel ein Turm oder eine Säule, darüber ein Stern (vielleicht Sinnbilder Mariä nach der Lauretanischen Litanei: der elfenbeinerne Turm oder Turm Davids und darüber der Morgenstern), darunter die Jahreszahl 1594.

Seite 40. In der Brauerei Bläsi findet sich am Ökonomiegebäude, aus dem abgebrochenen Kloster Schuttern stammend, ein gut erhaltenes Bildwerk, oben geschmückt mit Inful und Abtsstock mit Fähnlein, darunter zwei große Wappen; auf der einen Seite einfache Kreuzesbalken, auf der anderen: oben 1. Maria mit dem Kinde, 2. daneben eine gekrönte Figur mit dem Dome (Kirche) in der Hand (vermutlich der h. Heinrich), 3. darunter ein kleines Wappen mit drei springenden Löwen.

Unter dem ganzen Wappen folgende Inschrift:

DEİ GR̄A · CONRADꝰ FRİCK · ABBAS
HVİꝰ LOĊ ME FİERİ FEĊT AN̄ · 1528

Ebenda: Auf dem Friedhof noch ein Kruzifix auf hohem Sockel mit Rocailleornament und den Statuen der Maria und des Johannes.

LAHR

Seite 42. Zu den Staudenmeierschen Aufsätzen seien noch die Jahrgänge der betr. Zeitungen nachgetragen, soweit sie im Text nicht angegeben werden konnten:

Die adeligen und Patriziergeschlechter, Lahrer Zeitung 1884, Nr. 82 u. 84.

Lahr nach der französischen Revolutionszeit, 1883, Nr. 170 u. 171.

Die Stadt Lahr 1802, 1883, Nr. 182.

Seite 87. (BURGHEIM)

Aufsätze von Staudenmaier:

Die alte Pfarrkirche von Lahr zu Burgheim, Lahrer Zeitung 1883, Nr. 19, 20, 25 u. 26.

Die Kircheneinweihung zu Burgheim am 25. Juli 1835, ebenda 1883, Nr. 114 u. 116. *(Wth.)*

Seite 44, zweiter Absatz, die Schlacht bei Hugsberg: Der gebräuchliche Name für diesen Ort ist »Hausbergen«.

Seite 45, 23. Zeile von unten: nicht Markgraf Jakob, der schon 1453 gestorben, verkaufte seinen Anteil, sondern Markgraf Karl.

Seite 92. (Ebendaselbst.) An einer Ecke der Kapelle verzeichnet F. Stein in seiner Gesch. d. Stadt Lahr eine angeblich der Iris ähnliche Figur als möglicherweise römische. In der Tat handelt es sich um ein Bruchstück eines mittelalterlichen Grabsteins: eine kauernde, nicht näher deutbare Gestalt in Relief.

NONNENWEIER

Seite 97. Eine Geschichte des Dorfes Nonnenweier von Herrn Stadtvikar Karl Bender ist soeben bei J. J. Reiff, Karlsruhe 1907, erschienen. Im ersten Kapitel des zweiten Abschnitts ist die Baugeschichte der alten Kirche ausführlicher dargestellt, als es mir nach dem Abbruch des Baues möglich war. Auch für die Ortsgeschichte sei auf dieses Werk verwiesen. Schon vor dem Erscheinen des Werkes hat mir der Verfasser liebenswürdigerweise auf Grund seiner Forschungen folgende Notizen zur Verfügung gestellt:

Ortsgeschichte

Ortsgeschichte: Nonnenweier ist früh in Urkunden genannt. Kaiser Lothar schenkte 845 dem Frauenkloster S. Stephan zu Straßburg unter anderen Höfen auch »Nunnenwilre«. König Ludwig der Deutsche bestätigte dies 856. Kaiser Heinrich II. schenkte 1003 (Urkunde echt) die Abtei S. Stephan als Entschädigung für Kriegsverluste dem Bistum Straßburg. Bischof Werner I. beurkundet 1004 diese Schenkung, zu der u. a. auch »Nunnewilre« gehöre. Zwar sind die Urkunden von 845, 856 und 1004 Fälschungen des 12. Jhs.; doch sind ihre inhaltlichen Angaben höchstwahrscheinlich historisch.[1]) Vom Bistum Straßburg trugen später die von Windeck das Dorf als Lehen. Bischof Johann I. löste es 1316 von Berhtolt von Windeck um 110 Mark Silbers wieder aus. Aber Bischof Bertold II. belehnte ihn damit 1336 aufs neue. Wohl nach dem Tod des Vasallen kam Nonnenweier als Pfandlehen an die von Geroldseck. Sophie von Geroldseck, vermutlich Erbtochter Walters V. von Geroldseck (gest. 1367), brachte es nämlich neben anderen Gütern (worunter auch Almeschwiler und Wittenwiler) ihrem Gemahl Graf Eberhard von Werdenberg zu. Nach

[1]) Wiegand, Z. 49 (NF. XI), S. 389 ff.

langem häuslichen Hader gab die verwitwete Sophie ihre seit 1381 an den Straßburger Metzger Fritsche Museler und Fischer Johann Büllin verpfändeten Güter ihrem Sohne Heinrich zum Eigentum 1387. Dieser belehnte sie damit sofort auf Lebenszeit. Nach der Mutter Tod verkaufte 1391 Graf Heinrich von Werdenberg Nonnen-, Witten-, Allmannsweier etc. an den elsässischen Edelknecht Wilhelm von Burn(e). Dessen vier Erben (Johann von Burn(e), Propst an S. Stephan in Bamberg, Edelknecht Ottemann von Burn(e) und ihre Schwestern, Lysa von Mansberg und Susa von Kirchen) verkauften die drei Dörfer 1403 um 1250 Goldgulden an den Straßburger Ritter Reinhold Hüffelin. Dessen und der früheren Pfandträger Erben (Jakob Berger von Blyberg und Wilhelm und Caspar von Böcklin zu Straßburg) verkauften dann Nonnenweier 1501 um 846 Pfund an die Stadt Straßburg.[1]) Diese besaß, seitdem ihr 1401 vom Bistum Straßburg die Stadt und Vogtei Ettenheim verpfändet war, auch den bischöflichen Anteil von Nonnenweier. 1528 löste das Bistum zwar seinen Teil an Nonnenweier (zugleich mit der Vogtei Ettenheim) ein, verpfändete ihn aber bald wieder an die Stadt. Straßburg besaß dann Nonnenweier ununterbrochen bis 1663. Damals verkaufte die Stadt das Dorf Niederhausen, ein Drittel von Witten- und Allmannsweier, seinen eigentümlichen und den vom Bistum pfandweise besessenen Teil von Nonnenweier um 24 000 fl. an den Oberst Johann Christoph von der Grün. Später kam Nonnenweier durch Heirat seiner Enkelin (Witwe des Ernst Christoph von Löwen) an die Familie derer von Rathsamhausen zu Ehenweyer 1698. Als diese 1790 und 1820 im Mannesstamme der Nonnenweierer Linie erlosch, waren die angeheirateten Familien der Freiherren von Böcklin zu Böcklinsau und der Freiherren von Oberkirch, später auch die Familien von der Tann und von Gayling Grundherren von Nonnenweier. Das Dorf gehörte also in das Territorium der freien Reichsritterschaft Ortenau (schwäbischer Ritterkreis) von 1663 an bis 1805, seitdem zum Großherzogtum Baden.

In kirchlicher Hinsicht gehörte Nonnenweier zum Bistum Straßburg. Die Patronatsgerechtigkeit besaß seit ältester Zeit die Abtei S. Stephan zu Straßburg, auch dann noch, als dieses Stift 1545 evangelisch geworden war. In Nonnenweier führte der Rat der Stadt Straßburg die Reformation ein (jedenfalls kurz vor 1553) und erwarb auch den Besitztitel der Kollatur. Diese ging (samt dem Genuß des halben Zehnten und der kirchlichen Baupflicht) an Johann Christoph von der Grün und seine Nachfolger um 4000 fl. käuflich über.

Pfarrkirche

Evang. Pfarrkirche: Erwähnt 1270 Johannes rector ecclesiae de N. und ein plebanus; 1419 Johans Wahter kircherre, Johans frůgemesser und ein plebanus; 1454 rector, plebanus und cappelanus; 1464 rector, plebanus und primissarius; 1473 cappelania ecclesiae in N. — Die alte Kirche bildete, wie sich beim Abbruch im Mai 1906 des genaueren ergab, in ihrem ältesten Teil (Hauptteil des Langhauses) ein Rechteck von 12 × 7,80 m. Auf das 12. (vielleicht schon 11.) Jh. als Bauzeit lassen schließen: das frühromanische Portal und Rundfenster der Westseite sowie das Mauerwerk, Gußwerk von 90 cm Stärke (die beiden Außenwände aus Backsteinen mit Kalk und Rheinwacken

[1]) Ruppert a. a. O. S. 231 f., 387, 396.

gefüllt, mit Sandsteinquadern an den Ecken). Dieser Kapelle wurde im Osten ebenfalls sehr früh ein Turm vorgebaut, dessen unterstes, ehemals gewölbtes Geschoß als Chor diente und sich in großem Rundbogen in die Kirche öffnete. Der Turm, von dem um 1650, wie bis 1906, nur noch das mit Satteldach abgedeckte Erdgeschoß stand, war in Gußwerk von 70 cm Stärke gemauert und bildete ein Quadrat von 5,70 × 5,70 m ohne Apsis. In diesen »Chor« wurde ein spätgotisches Sakramentshäuschen mit Fischblasenmaßwerk links hinter dem Altar später eingemauert; rechts befand sich der Wasserausguß Der zuletzt vorhandene Kirchturm auf dem östlichen Teil des Langhauses (vierseitig mit vier- und achteckigem Helm) war erst 1715 aus Fachwerk errichtet. 1727 wurde, wie die Inschrift auf einem mit Muschelornament verzierten Renaissancestein bezeugte, das Langhaus um 15 Schuh nach Westen verlängert. Dabei wurden das alte Portal und Rundfenster im Giebelfenster der Westfront wieder eingesetzt, ebenso die Giebelecksteine, deren einer, der auf der südwestlichen Mauerecke gelegene, 90 × 30 × 30 cm groß war und vorne unten eine romanische Fratze mit herausgesteckter Zunge trug (kein Wasserspeier). 1803 wurde an der Nordseite des Langhauses ein schmuck- und geschmackloses Querschiff in schlechtem Fachwerk angebaut. Die alten romanischen »gar kleinen Fensterlein« des Langhauses wurden 1659 bis 1664 durch hohe Spitzbogenfenster ohne Maßwerk ersetzt. Beim Abbruch kamen unter der Tünche des 18. und 19. Jhs. die 1664 bis 1665 gefertigten kunstlosen Malereien biblischen Stoffes zum Vorschein. 1770 kam eine neue Orgel in die Kirche aus Straßburg (vermutlich von Silbermann), nachdem die vorige »injuria belli et temporum« zugrunde gegangen war. Glocken besaß einst die Kirche vier, während des Dreißigjährigen Krieges ins Straßburger Zeughaus geflüchtet. Sie gingen zum Teil Ende des 17. Jhs. verloren. 1906 waren drei Glocken vorhanden, die mittlere mit der Inschrift: »Johann Peter Edel gos mich 1704« und auf der Rückseite mit dem Bild des Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes; die kleinste mit den Inschriften: »Mattheus Edel gos mich 1729« und »Dem dreieinigen Gott zu Ehren«, ferner mit den Zeichen: *J · S · V · R*S · D · V · D · G ·* (d. h. Jakob Samson von Rathsamhausen und Sophia Dorothea von der Grün) und den Wappen derer von Rathsamhausen und von der Grün. Eine dritte alte Glocke wurde 1871 von Ludwig Edel in Straßburg umgegossen. Diese und die von 1704 wurden 1907 für das Geläute der neuen Kirche eingeschmolzen, die von 1729 hängt seit 1906 im Turm des Rathauses zu Nonnenweier. — Der Kirchhof war mit einer Mauer umgeben und, wie der mit Schießscharten versehene Turm(-stumpf), zur Verteidigung eingerichtet.

Grabdenkmäler

Zwei *Grabdenkmäler* in schöner Renaissance auf Johann Christoph von der Grün *MDCIII den XVIII. Martij, †MDCLXVI den 21. Dezembris, und auf Anna Amalia von der Grün geb. von der Sachsen *MDCIV den XV. Junij, † MDCLXXIII den 19. Octobris. Beide Steine sind mit zahlreichen Wappenschildern bayerischer Adliger (wohl Verwandter? oder der Stifter) geschmückt. — In den Neubau der Kirche 1906 bis 1907 wurden diese Grabsteine, das Sakramentshäuschen, die Inschrifttafel von 1727 wie der romanische Fratzenstein mit aufgenommen.

RUINE HOHENGEROLDSECK

Seite 107. Pläne und Schnitte in dem Schmalkalderschen Skizzenbuch von 1690, eine recht gute Ansicht auf einer Karte des Gebiets der Stadt Zell von 1604 im Großh. Generallandesarchiv, publiziert in Wilds Atlas zur Badischen Geschichte.

SCHUTTERN

Zu S. 127, Fig. 65 a. Erst während dem Druck des Textes erhielt ich die Platte geschickt und konnte einen Abzug davon herstellen lassen. Die Radierung, mit der kalten Nadel überarbeitet, ist ein Werk des F. X. Schönbaechl, eines Künstlers, der u. a. in Einsiedeln gearbeitet hat, über dessen Lebensdaten aber bisher nicht viel publiziert ist. Unser Blatt gehört jedenfalls dem Ende des 17. Jhs. an. Es scheint im großen und ganzen zuverlässig zu sein und ist, man beachte nur die Einzelheiten des großen Torturms, äußerst gewissenhaft gearbeitet. Da sehen wir denn noch die schlichte romanische Basilika, wie es scheint mit geradem Chorabschluß ohne Seitenchöre. Als einzige Zier der typische Bogenfries unter den Dächern des Mittelschiffs und der Seitenschiffe. Der Turm ist mit seinem reichen Säulenaufbau und Walmdach ein reicheres Werk des 17. Jhs. Daran anschließend der Konvent, ein Bau des 17. Jhs. mit einem Erker an dem Eck und stattlichen Portalen mit den üblichen gebrochenen Giebeln. Im Hintergrund steht ein Verbindungungsbau, aus dem sich der Torturm erhebt mit Satteldach und Dachreiter. Er ist offenbar aus Bruchsteinmauerwerk errichtet, an den Ecken mit Hausteinquadern bekleidet und mit einer Uhr sowie einer Sonnenuhr versehen. Gegenüber der Kirche wieder ein großer Bau von vier Flügeln, die einen viereckigen Hof umgeben. Von ihm wie von dem Konvent erstreckt sich eine lange Gebäudereihe nach vorne, wo sie in Pavillons mit Dachreitern endigt. Zwischen diesen zieht sich eine Säulenhalle hin, in der Mitte ein reich durchgebildetes Gebäude mit Mittelrisalit, Giebel, Pilaster an den Ecken etc. Wenn irgend etwas auf dem Blatt, so scheint mir diese Anlage der Halle mit dem Mittelbau zweifelhaft, und ich halte es für sehr leicht möglich, daß derartiges vielleicht nur projektiert oder überhaupt eine Ergänzung des Radierers ist. Der Bezirk war von einem Wassergraben umgeben, um ihn herum lagen eine Anzahl Gärten mit Springbrunnen.

Seite 133, Fig 72. Das Fragment befindet sich jetzt in den Großh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe.

GAISBACH

Seite 142. In der Kapelle wird noch aufbewahrt eine Holzstatue der h. Magdalena, ganz hervorragende Holzschnitzerei vom Ende des 15. Jhs., künstlerisch wie kostümlich nach der mir vorliegenden Photographie gleich interessant. Sie war bei meinen Besuchen leider nicht zu sehen.

RUINE SCHAUENBURG

Seite 169, oben. In der Ostwand des Turmes ging, noch an der Auskragung der Mauer kenntlich, eine Treppe vom vierten Stock auf den Wehrgang, worauf mich der Kaiserl. Legationsrat R. Freiherr von Schauenburg aufmerksam zu machen die Liebenswürdigkeit hat. Derselbe, der auch die so interessanten Ausgrabungen

der letzten Jahre geleitet hat, teilt mir mit, daß er in diesem Sommer (1907) eine Reittreppe aufgefunden hat sowie zwölf neue Steinmetzzeichen, die leider hier nicht mehr nachgetragen werden können.

LAUTENBACH

Seite 213. Zur Gemeinde Lautenbach gehört der Weiler Hubacker (in der Hueb bey Lauttenbach 1660), bei dem die

RUINE NEUENSTEIN

liegt.

Schreibweisen: Nuwenstein 1249; burgstall zu Nuwenstein 1363; daz burgstadel zu dem alten Nuwenstein 1405; Núwenstein 1415; Neuwenstein 1600.

Literatur: Ruppert, Regesten des Mortenauer Adels (Neuenstein), Z. 37, S. 385—411; 38, S. 130—156; 39, S. 181/82.

Geschichtliches

Geschichtliches: In der Geschichte der Burg wie den nach ihr sich nennenden Herren haben wir zwei Perioden zu unterscheiden, die durch den Zwischenraum von ein paar Jahrzehnten voneinander getrennt sind. Im 12. Jh. erscheint eine Familie von Neuenstein, und zwar sind es Ministerialen der Herzöge von Zähringen. Als erster tritt ein Konrad von Nuwenstein auf, der eine Schenkung des Herzogs Konrad bezeugt (1123). Mit dem Aussterben der Zähringer gehörten sie zum Dienstadel ihrer Erben, am Ende des 13. Jhs. wird in erster Linie ein Johannes genannt, er starb in der Zeit von 1307 bis 1317, »nachdem er einen Sohn und zwei Töchter schon frühe hatte ins Grab sinken sehen, und hinterließ nur eine Tochter, die unverehelicht als Klosterfrau zu Oberndorf ihre Tage beschloß«.[1]) Mit ihr starb das Geschlecht aus.

Erst am Ende des 14. Jhs. nennt sich wieder eine Familie nach der Burg, als erster Růfelin Schultheiss von Nuwenstein ein Edelknecht, der aus der Familie der Rohart stammte, die im 13. und 14. Jh. in Offenburg ansässig und im Rate der Stadt oft vertreten waren. »Ein Mitglied desselben, Kunze Rohart, siedelte wahrscheinlich erst nach Erwerbung des Renchtales durch den Bischof von Straßburg und nach der Erhebung Oberkirchs zur Stadt dahin über, erhielt das Schultheißenamt und wurde, während zu Offenburg die Rohart erloschen, der Stammvater der heutigen Freiherren von Neuenstein.«[2]) Als Lehensträger des Bischofs von Straßburg, der Grafen von Freiburg und Eberstein, der Herren von Lupfen, der Edlen von Schauenburg und von Staufenberg, dann durch Heirat der beiden Erbtöchter des 1320 im Mannesstamme erloschenen Rittergeschlechtes von Schopfheim scheint die Familie kurz nachher in den Stand der Edelknechte übergetreten zu sein. Sie spaltete sich in zwei Linien, die Rohartsche, die diesen Namen beibehielt und 1601 ausstarb, während bei der anderen der Amtsname Schultheiß nach einigen Generationen zum völligen Geschlechtsnamen wird. Der obengenannte Rufelin empfing 1381 von den Markgrafen Bernhard und Rudolf von Baden die »gůter, die sinre brůder und vettern gemeyn sind, dez ersten die burg die da heißet daz alte Nuwenstein«. Vielleicht mit erlangtem Anteil an der Burg

[1]) Ruppert, Z. 37, S. 387.

[2]) Ebenda S. 387.

ging der Name auch auf die übrigen Familienmitglieder, selbst auf die Rohartsche Linie über. Der Name Schultheiß verschwand mit der Zeit. Die Mitglieder dieser Linie teilten sich in die Rodecksche und Hubackersche, welch letztere sich nach dem Hubackerhof nannte, der als Surrogat für den Wiederaufbau des alten Schlosses Neuenstein entstanden war. Denn dieses, das offenbar nach dem Aussterben des älteren Geschlechtes verfallen war, wieder aufzubauen, dazu wurden die Neuensteiner von ihrem Lehensherrn, dem Markgrafen von Baden, immer wieder aufgefordert; so hören wir 1476 von der »burg zů Nuwenstein, die wir Melchior und Gebhart von Nuwenstein gevettern oder unsere mannlehenerben buwen und wider uffrichten sollent«. Es scheint aber nicht geschehen zu sein, wie 1509 aus der Bezeichnung »das burgstadel zu

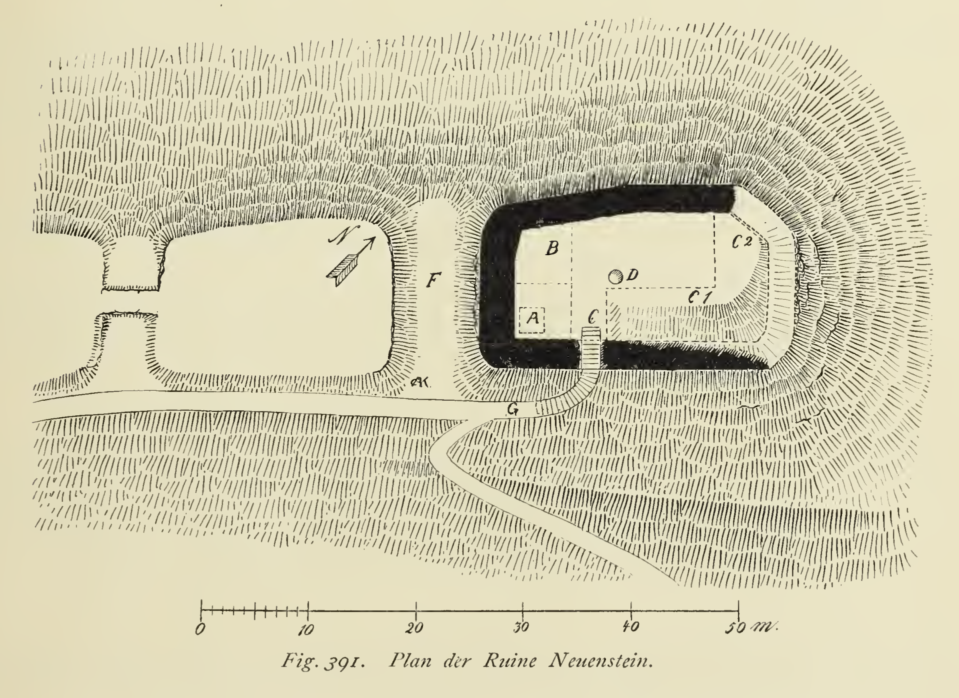


Fig. 391. Plan der Ruine Neuenstein.

dem alten Nuwenstein« herausklingt. An Stelle dessen legten sie eben jenen Hof an, auf den alle Rechte und Verpflichtungen, die vordem auf der Burg ruhten, übertragen wurden. Auch er hat in den Stürmen der Jahrhunderte so gelitten, daß heute nichts Nennenswertes mehr steht.

Die Burg liegt auf einem Vorsprung des Schärtenkopfes über diesem Hof. Nur sehr geringe, mit Gestrüpp verwachsene Mauerreste stehen noch (Fig. 391). Es lassen sich die über 3 m starken Mauern der Hauptburg noch nachweisen und man kann in *A* und *B* ein Wohngebäude mit einem Turm erkennen. Eine mir vorliegende Bleistiftzeichnung Nähers gibt hier noch die Mauern eines Obergeschosses mit flachbogigen Fenstern, scheint mir aber, wie seine Grundrißskizze beweist, ganz unzuverlässig. Auch die Stelle eines Brunnens *D* ist zu vermuten, desgleichen ein weiteres Wohngebäude C_1 und C_2 sowie der Graben *F*. Gegen Norden sind zwei weitere Ab-

plattungen des Berges zu konstatieren, wie unser Plan zeigt, auf denen wir ebenfalls Befestigungen vermuten dürfen. Da die Burg offenbar seit dem 14. Jh. in Ruinen liegt, kann man sich nicht verwundern, daß so wenig erhalten ist.

ALTENHEIM

Seite 298. Die Kirche ist 1759 bis 1761 vergrößert worden.

Der Grabstein eines Pfarrers Kölle, gest. 1635, ist an einem Haus als Torpfosten verwendet.

Ein Gemarkungsstein mit verschiedenen Wappen und der Jahreszahl 1786.

BIBERACH

Seite 305. Die Kirche ist vergrößert und renoviert worden 1874. — Im Erdgeschoß des Turmes Kreuzgratgewölbe, nach Osten und Süden spitzbogige Fenster mit innerem Kleeblattbogen, in die Kirche führt rundbogige Tür mit hohlgekehlter Laibung. — Drei Glocken aus der Edelschen Werkstätte in Straßburg, 18. Jh., am Glockenstuhl die Jahreszahl 1780.

Mariahilfkapelle, 1879 erbaut. In ihr eine Holzstatue der Maria mit dem Kind auf dem Arm, ca. 1,40 m hoch; etwas oberflächliche, aber gute Arbeit aus der ersten Hälfte des 16. Jhs.

Im Pfarrhaus Kelch, silbergetrieben, vergoldet, mit Rocailleornamenten, Emailmedaillons und Topasen geziert, ohne Zeichen; reichere Arbeit aus der Mitte des 18. Jhs.

DURBACH

Seite 318. Zorn von Bulachsches Schloß. Über dem Eingang Stein mit dem Allianzwappen des Georg Zorn von Bulach und seiner Frau Ursula geb. von Landsberg von 1556 mit sehr zerstörter Inschrift dieses Inhalts. Im Gebäude zwei Ölgemälde, Porträts derselben, aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs.

GENGENBACH

Seite 440. Am Gebäude des Weinhändlers Schnurmann eine Steinmaske (nach dem Hofe zu).

MÜLLEN

Seite 451. Im Innern ein Hochaltar, Barock, mit Holzstatuen der Apostel Petrus und Paulus, oben die Dreieinigkeit von Putten umgeben. Aus der gleichen Zeit, der Mitte des 18. Jhs., die Kanzel, der kelchförmige Taufstein mit neuerem Deckel sowie das schöne schmiedeeiserne Chorabschlußgeländer (ca. 65 cm hoch).

Vor der Kirche ein Kruzifix (Sandstein) mit der Jahreszahl 1753.

OFFENBURG

Seite 520. Judenbad. Wie ich nachträglich höre, wird von einer Seite die Deutung bestritten; die Anlage soll mit den Vorschriften des Talmud nicht übereinstimmen; man denkt an eine Brunnenanlage für die Zeiten der Belagerung, was mir aber viel unwahrscheinlicher dünkt.

UNTERENTERSBACH und OBERENTERSBACH

Seite 540, Zeile 14 von unten: Unterharmersbach Druckfehler, gemeint ist Unterentersbach. Die Kapelle hat einen Turm auf quadratischem Grundriß mit Walmdach.

Eine Kapelle in Oberentersbach ist 1865, laut Jahreszahl über dem Portal, erbaut, aber wohl mit Verwendung eines Barockbaues, wie indes nur noch die Fensterformen andeuten.





ALPHABETISCHES ORTSVERZEICHNIS





VERZEICHNIS

DER

ILLUSTRATIONEN

AMT KEHL

AMT LAHR

AMT OBERKIRCH

AMT OFFENBURG



VERZEICHNIS

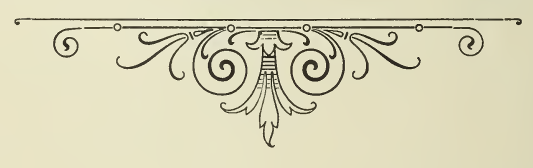
DER

TAFELN





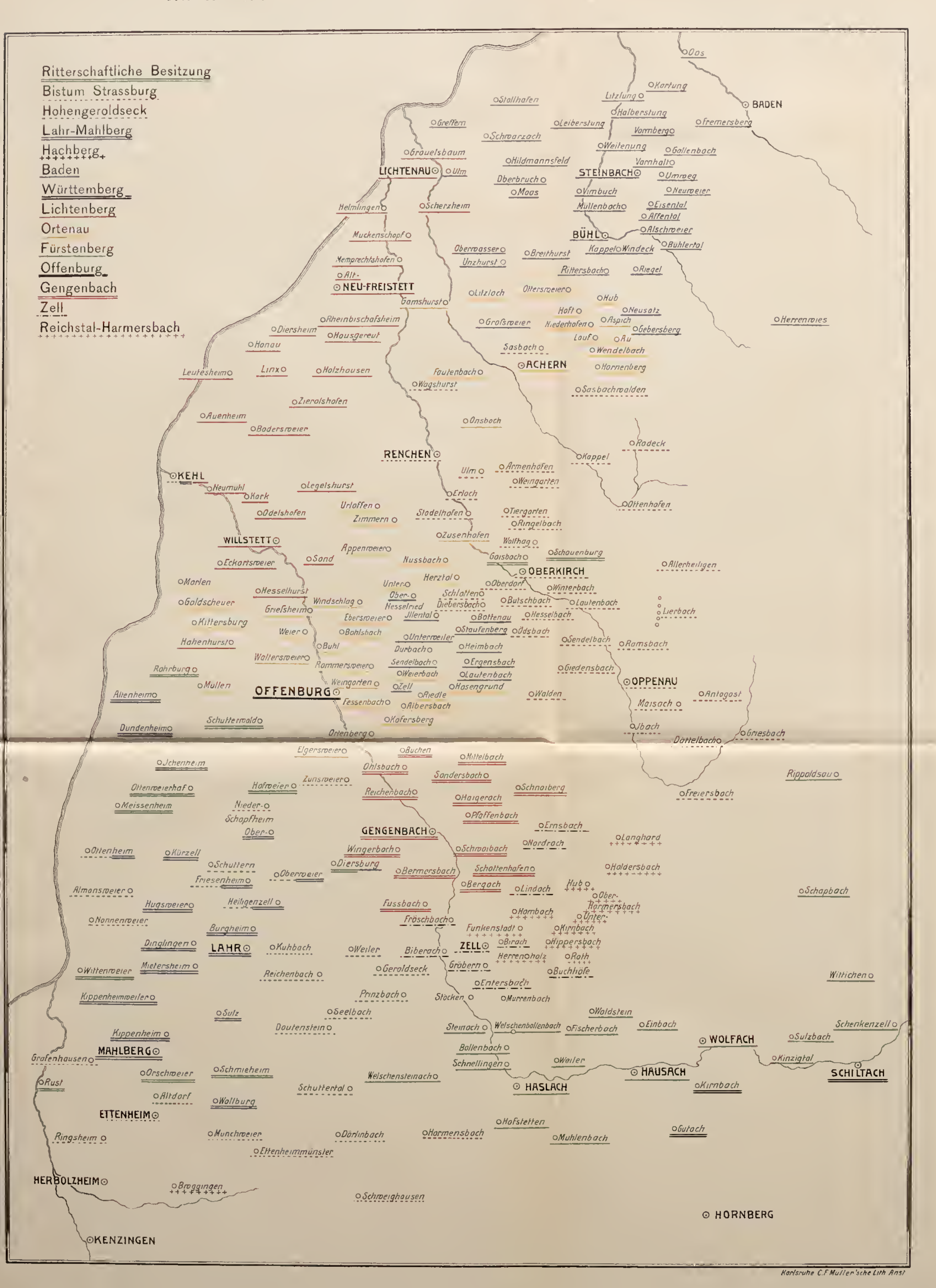
C. F. Müllersche Hofbuchdruckerei in Karlsruhe

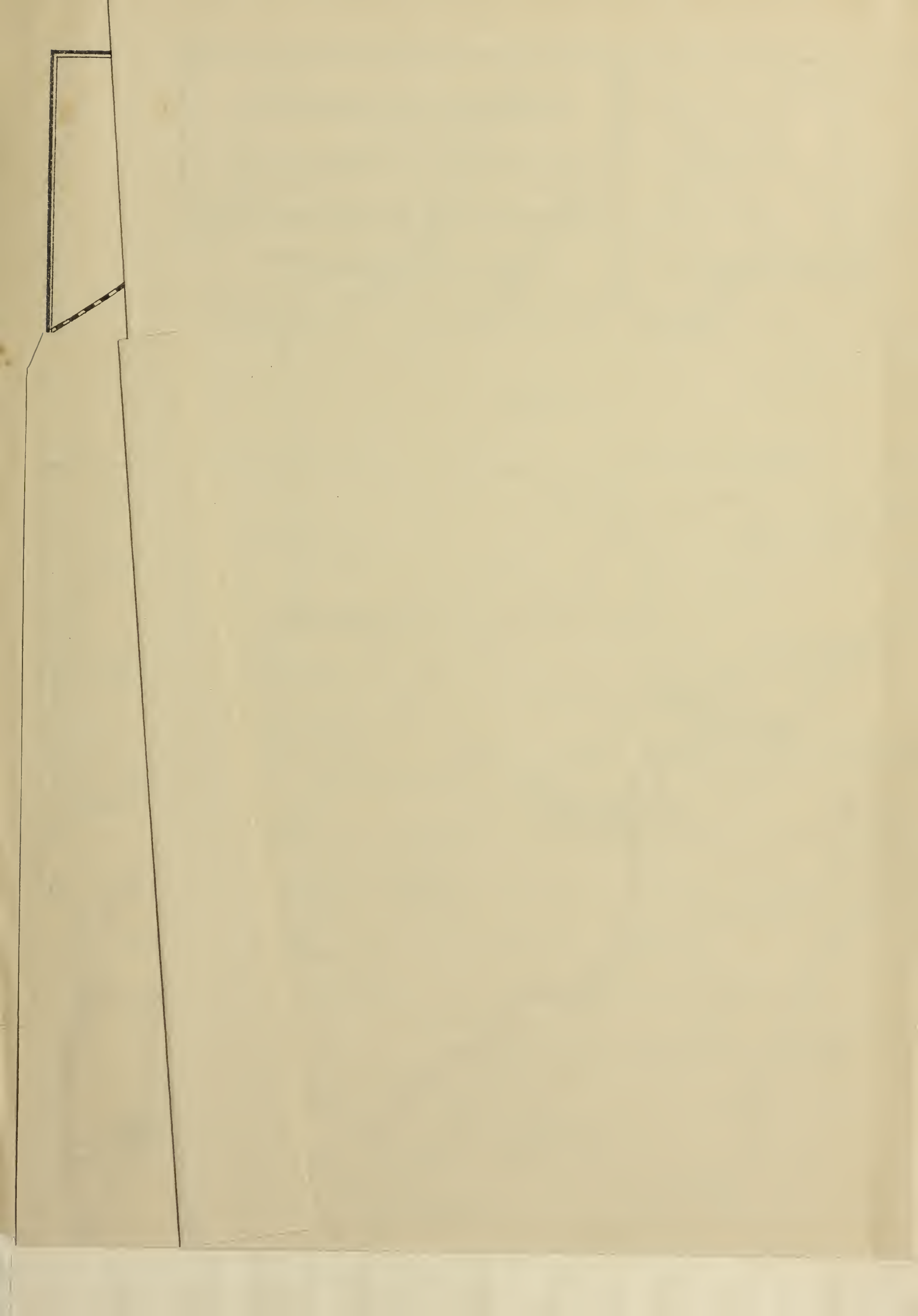


Ritterschaftlic
Bistum Strass
Hohengerolds
Lahr-Mahlber

HISTORISCHE KARTE DER ORTENAU

nach dem Zustand um die Mitte des 15. Jahrhunderts.







ÜBERSICHTSKARTE
des Kreises Offenburg
mit Einzeichnung der Kunstdenkmale
vom 11.-18. Jahrhundert.
Schwarzach
Grauelsbaum
Lichtenau
Ulm
Herrlisheim
Steinbach
Oberbruch
Helmlingen
Maos
Weiersheim
Scherzheim
Balzhofen
Hardt
Muckenschopf
BÜHL
Bühlertal
Gamsheim
Memprechtshofen
Obertal
Forbach
Alt-Freistett
Wanzenau
Neu-Freistett
Ottersweier
Gamshurst
Neusatz
Sasbachried
Herrenwies
Diersheim
Rhein-Bischofsheim
Grafsweier
Honau
Hausgereuth
Sasbach
Louf
Leutesheim
Linx
Holzhausen
Fautenbach
ACHERN
Ob. Sasbach
Wagshurst
Sasbachwalden
Zierolshofen
Ob. Achern
Schiltigheim
Auenheim
Önsbach
Badersweier
Mosbach
Querbach
Renchen
Kappelradeck
Schonmunzach
STRASSBURG
Ulm
Furschenbach
Neumühl
KEHL
Hutzenbach
Erlach
Seebach
Legelshurst
Urloffen
Kork
Haslach
Ottenhöfen
Schongrund
Stadelhofen
Zimmern
Ringelbach
Sundheim
Odelshofen
Thiergarten
Zusenhofen
Schauenburg
Allerheiligen
Willstett
Sand
Appenweier
Nussbach
Goisbach
Obertal
Heselbach
Eckartsweier
OBERKIRCH
Fursteneck
Herztal
Lautenbach
Mitteltal
Reichenbach
Marlen
Hesselhurst
Nesselried
Goldscheuer
Windschlag
Buischbach
Sulzbach
Griesheim
Wiedergrun
Ebersweier
Kittersburg
Staufenberg
Ruine Neuenstein
Lierbach
Baiersbrann
Weier
Bohlsbach
St Antono
Durbach
Ödsbach
Hohnhurst
Bühl
Rammersweier
Ramsbach
Woltersweier
Barenburg
Zell
Weierbach
Langhurst
Oppenau
Maisach
Antogast
OFFENBURG
Müllen
Weingarten
Altenheim
Kniebis
Fessenbach
Schutterwald
Bühlweg Kapelle
FREUDENSTADT
Ortenberg
Jbach
Dundenheim
Hafen
Schloss Ortenberg
Holzwold
Griesbach
Elgersweier
Ohlsbach
Löcherberg
Jchenheim
Haigerach
Reichenbach
Rippoldsau
Hofweier
Peterstal
Zunsweier
Meißenheim
N Schopfheim
GENGENBACH
Freiersbach
Berghaupten
Schutterzell
Seebach
O Schopfheim
Diersburg
Bermersbach
Nardrach
Zuwald
Ottenheim
Schwaibach
Kürzell
Schuttern
Burg Diersburg
Riersbach
Hirschbach
Schomberg
Friesenheim
Oberweier
Allmannsweier
Lindach
Schapbach
Rafsberg
Hugsweier
Heiligenzell
Fusbach
Ob Harmersbach
Schönberg
Langenwinkel
Unt Harmersbach
Tiefenbach
Nonnenweier
Dinglingen
Bruch
Kirnbach
Kaltbrunn
Kuhbach
Zell a H
Alpirsbach
LAHR
Biberach
Walke
Ob Entersbach
Reichenbach
Gelbach
Wittenweier
Burg Hohengeroldseck
Übelbach
Mietersheim
Schanberg
U Entersbach
St. Roman
Rothenbach
Kippenheimweiler
Langenhard
Prinzbach
Langenbach
Wittichen
Oberwolfach
Heibach
Seelbach
Schloss Dautenstein
Schenkenzell
Sulz
Fischerbach
Bergzell
Kippenheim
Steinbach
Einbach
WOLFACH
Wittelsbach
Bollenbach
Mahlberg
Grafenhausen
Schnellingen
Weiler
Schmieheim
SCHILTACH
Orschweier
Kinzigtal
Welsch-Steinach
HASLACH
Rust
HAUSACH
Schuttertal
Sulzbach
Altdorf
U. Lehengericht
Wallburg
Häfen
ETTENHEIM
Kirnbach
Hofstetten
Munchweier
Muhlenbach
Dörlinbach
Ettenheimmünster
Gutach
Sulzbach
Herbolzheim
Broggingen
Heidburg
Schweighausen
Schramberg
Bleichheim
O Prechtal
Hornberg
I. Romanische Zeit
II. Gotik
III Renaissance & Barock
Karlsruhe C.F. Muller'sche Lith Anst





Mathematischer Grundriß der Fürstlich fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal, von dem Baseler Bürger Jakob Mentzinger, 1655, kopiert durch August Eckhardt 1796.

(Aus dem Fürstlich fürstenbergischen Archiv.)





C. F. Müllersche Hofbuchdruckerei in Karlsruhe

